W JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class R05 Book EV Volume 62-63

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

Zwei und sechszigster Band.

Januar bis Juni 1858.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

205
EY
5.62-63

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/evangelischekirc6263unse

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort:

Ueber Pred. Salomo C. 3 ..... 1. 9
Krankheit Sr. Majestät des Königs 12
Die Berliner Versammlung der evang. Allianz 13
Der neunte Deutsche Kirchentag 34
Die neunte Generalversammlung der Katholischen Vereine 43
Das päpstliche Verdammungsurtheil über die Philosophie Günther's 45
Der kirchliche Imperialismus in der Kath. Kirche 50
Der Irvingismus in Baiern 50
Die Union: Der Erlaß wegen der Parallelformulare 51
Die unionistischen Kundgebungen in Pommern und in der Provinz Sachsen 58
„Ueber die Union" von Nathusius 59
Die Väter der Reformirten Kirche 59
Die reformirte Denkschrift aus Hannover 60
Die Verhandlungen über Ehescheidung im Hause der Abgeordneten 61
— — — — auf der Deutschen Conferenz 66
— — — — im Englischen Parlament 67
Die Königliche C. O. vom 8. Juni 65
Die Generalsynoden in Baiern 67
Der Streit über die Hofmann'sche Versöhnungslehre 69
Ostindien 73
Ueber die Lehre vom Satan. Eine Vorlesung von Dr. Sartorius 75. 81
Dr. Krummacher und die neun Artikel 87
Vom Eide. F. G. L. Strippelmann. — Der christliche Eid ꝛc. Cassel 1855. Erster Artikel 97. 105
Zweiter Artikel. Verfall des Eides 129
Dritter — Restauration 241
Vom Predigen. Für junge Diener des Worts 107. 125. 132
Wilhelm Bedell, Bischof von Kilmore in Irland 137. 145. 164. 169
Zum Einzug in Berlin 161
Luther über Versagung des kirchlichen Begräbnisses 180
Ein Charfreitagsbild 180
Das Buch von den Aegyptischen Mysterien. Zur Geschichte der Selbstauflösung des heidnischen Hellenenthums. Von A. von Harleß. München 1858. Pneumatologie positive et expérimentale par le baron L. de Gueldenstubbé. Paris 1857 185
Der Prediger Salomo 193. 209. 217. 233
Melanchthon 223
Baulücken und Bausteine 250. 257. 265. 281
Die Civilehe und die Kirchenzucht 252

Seite

Der Evangelische Oberkirchenrath an die Gemeinden 269
In Sachen christlich-volksthümlicher Kunst 270. 520. 1108
Die moderne Bildung. Von Dr. Schmieder 289. 305
Dr. J. E. Erdmann, Vorlesungen über akademisches Leben und Studium 1858 297
Die Söhne Gottes und die Töchter der Menschen.
Erster Artikel 319
Zweiter — 399. 407. 415
Die Liebeswerke in der Englischen Kirche, insbesondere die St. Alban's Gilde 335. 343. 487. 501
Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette. Ein Beitrag zur praktischen Theologie. Von E. Kündig. Basel 1856 .... 359. 367
Von Bunsens Bibelwerk für die Gemeinde 383
Noch einmal über Bunsens Bibelwerk 605. 613. 621. 629. 645
Des Socrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten dargestellt von Ernst v. Lasaulx. München 1858 431. 439
Amt und Stand 455
Dr. J. Chr. K. v. Hofmann, ord. Prof. d. Th. zu Erlangen, Beleuchtung des über Dr. Baumgarten's Lehrabweichungen abgegebenen Konsistorial-Erachtens. 1858 ..... 463. 479
Zur Sonntagsheiligung 517. 525. 533
Ein Protestantisches Urtheil über die excommunicirte Seherin Maria Kahlhammer. (Ein zeitgeschichtliches Bild.) 537. 558. 565. 587. 597
Die Schlüsselgewalt. Vortrag auf der Berliner Pastoralconferenz von Dr. Schmieder 573. 581
Worte zur Eröffnung der diesjährigen Pastoralconferenz, gesprochen von O. C. R. Prof. Dr. Stahl 549
Entwurf eines theologischen Bedenkens, die Kinder solcher betreffend, die aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sind 639
Zum jetzigen Stande der Ehescheidungsfrage innerhalb der Evangelischen Landeskirche Preußens 669. 677
Die altsächsische Evangelien-Harmonie Heliand 685. 693. 701
Katechismus für christliche Hebammen u. s. w. Berlin 704
Dr. J. T. Beck und seine Stellung zur Kirche, insonderheit zu derjenigen seines Bekenntnisses 708
— — — christliche Reden. Erster Artikel 800. 805
Zweiter — 863. 913. 917
Donatus und Augustinus oder der erste entscheidende Kampf zwischen Separatismus und Kirche, von Ferd. Ribbeck 709. 717
Ueber den Indischen Aufstand aus eignen Anschauungen 722. 725. 733
Zur Frage von der Absolution 732
Zur Charakteristik des „Spiritualismus" auf dem alten Continent und in Nordamerika 741. 749. 765. 773
Die Restauration der Kirchengebäude in England 781. 789. 797

194433

Seite

Gegen die Ausnahme der Jungfrau Maria von der Erbsünde, und das neue päpstliche Dogma darüber 811. 813. 821. 829
Ulrich von Hutten und seine Stellung zur Reformation.
Erster Artikel 832. 844. 845
Zweiter — 925. 941. 949. 965. 973. 989
Johannes Evangelist Goßner. Erster Artikel 837
Zweiter Artikel. G.'s amtliche Thätigkeit 1069. 1085
Dritter — G.'s Missionsthätigkeit 1117. 1134
Die beiden Interpellationen des Grafen Giech bei der Generalsynode des Consistorialbezirks Bayreuth 849
Der zehnte Deutsche Evang. Kirchentag zu Hamburg 861. 869. 877. 893
Der Kirchentag und Dr. Baumgarten 891
Der Deutsche Ev. Kirchentag und dessen Votum in Betreff des Prof. Dr. Baumgarten 909
Archäologischer Katechismus 956
Ueber den Grund der Zerwürfnisse im evangelischen Ehescheidungsrecht, von Dr. Johannes Merkel 991. 997
Johannes Kepler 1008. 1017
Goethe und die Kirche 1013. 1021
Zur Steuer der Wahrheit in der Sache Dr. Becks und seiner Schule 1037. 1045
Dr. Ranke über tägliche Gottesdienste 1041
Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermanns 1047
Unions-Sünden 1059
Ueber Kirchenzucht 1061
Beichte und Absolution in der Anglikanischen Kirche 1093. 1109
Zeitbetrachtungen 1102
Christus im Schauspielhause 1112
Ein Wort der Erwiderung auf das „Offene Sendschreiben" des Herrn Prof. Dr. Baumgarten 1123
Aus Jena 1141
Dr. Christian David Klopsch, Direktor des evang. Gymnasiums zu Gr. Glogau 1157

II. Nachrichten.

Altmark 136. 141. 254
— Erklärung 181
Berliner Pastoralconferenz 653
Brandenburg 422
Elberfeld. Kirchliche Zustände 984
— — Aus einem Schreiben des Pastor Huyssen in Xanten an den Herausgeber 1068
Großherzogthum Hessen 332. 349. 957
Aus den beiden Hessen 1029
Hessen-Darmstadt 182
— — Die Darmstädter Adresse 483. 595. 1029
Aus der lutherischen Diöcese Marburg 511. 521. 530
Aus Marburg 739
Holstein 1046
Lausitz. An die evang. Gemeinden der Ephorien Dobrilugk und Sonnenwalde 158

Seite

Aus der Niederlausitz 945. 1030
Fürstenthum Lippe. Achtundzwanzigster Bericht 1140. 1151. 1170
Mecklenburg 156. 1076
— Die Entlassung des Prof. Dr. Baumgarten von seinem theologischen Lehramte an der Universität Rostock 183. 191. 205
— Erklärung 1132
— Aus und über Mecklenburg-Schwerin 351. 363
Neudettelsau bei Nürnberg. Die Gesellschaft für innere Mission im Sinne der Lutherischen Kirche 92
Norwegen. Die Kirche Norwegens 471. 485. 499. 760. 769
Oesterreich 80. 91. 135. 287. 331. 785. 1034
Pommern. Stettin 134
— Eingabe von Kirchenpatronen der Prov. P. an den Ev. Oberkirchenrath in Sachen der Union 301. 330
— Antwort des Ev. Oberkirchenraths auf die Petition Pommerscher Patrone, die Union betreffend 593
— Schreiben an den Herausgeber 376
— Ein Volksfest 698
— Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Pommerns 960
Ratzeburg 892
Das Ravensberger Land 666. 675. 687. 697
Königreich Sachsen. Zur Abwehr und Nothwehr aus dem Königreich Sachsen 449
— — Herrscht in Sachsen todtes Kirchenthum? Aus der Sächsischen Oberlausitz 1090. 1114. 1127
Provinz Sachsen. Verwahrende Bemerkungen zu der „Erklärung" der Hall. Unionsfreunde 90
— — 199. 227. 312. 916
— — Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen 387. 401. 922. 928
— — Der Hirtenbrief des Gen.-Sup. Dr. Lehnerdt 754
— — Gustav-Adolfssache 906
— Schlesien. Der Landdotationsfond für evang. Pfarreien der Provinz Schlesien 214
— — Schlesische Kirchengeschichte und kirchl. Statistik 601
— — 643
Thüringen. Confirmationsscheine von W. Rodi's Buchdruckerei in Mühlhausen 104
Ungarn 446
Großherzogthum Weimar 772. 775
Westphalen 1010
Würtemberg. Dr. Beck und Pf. Liebetrut 110
— — Aus einem Schreiben aus Würtemberg 230
— — Kornthal 271. 284
— — Eine Tübinger Reformationspredigt 323. 437
— — 892
Aus einem Schreiben an den Herausgeber 168
Anzeige 499
Einladung zum Kirchentag in Hamburg 519
Bremische Preisaufgaben 184. 471
Preisaufgabe 231
Confession eines Juden 547

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 2. Januar. № 1.

Vorwort.

Wenn wir bei einem Hauptwendepunkte der Zeit mit einem umfassenderen Blicke die Angelegenheiten der Kirche überschauen, so finden wir manche Veranlassung zur Freude und zum Danke. Es ist ganz unverkennbar, daß die Sache Gottes und seiner Kirche im Fortschreiten begriffen ist und es gibt keinen Theil unsers Vaterlandes, in dem solcher Fortschritt nicht wahrzunehmen wäre. Namentlich in der Geistlichkeit wird das Bewußtseyn des hohen Berufes der Christen und speciell der Diener Gottes in seinem Reiche, das Salz der Erde zu seyn, das Licht der Welt, die Stadt auf dem Berge, immer mehr lebendig. Auf der anderen Seite aber auch ist des Betrübenden, desjenigen, was ein christliches Gemüth ängstigen könnte, wenn es nicht auf seinen Gott vertraute, noch gar viel. Der Rationalismus, die Scheu vor dem lebendigen Gott, ist — darüber darf man sich nicht täuschen — noch immer der Untergrund unserer ganzen Existenz. Er bedarf keiner Tractate, keiner Büchervereine, keiner Propaganda, er wird ohnedem auf tausend Wegen den Gemüthern zugeführt. Die Tagesblätter, die mit wenigen Ausnahmen ihm fröhnen, verbreiten sein Gift täglich auch unter solchen, die keiner anderen Lectüre zugänglich, dabei der Kirche entfremdet sind und also jedes Gegengiftes entbehren. Und wie geschickt wird in ihnen die Giftmischerei oft getrieben, wie trefflich wissen sie in ihren Leitartikeln ihren Unglauben zu populariſiren und an den Mann zu bringen, wie harmlos gebehrden sie sich, wie schlau beuten sie die Union für ihre Zwecke aus, wie geschickt verstehen sie es zu benutzen, daß sie die gefeierten Classiker der Nation und die große Mehrzahl der wissenschaftlichen Notabilitäten auf ihrer Seite haben. Aus dem Sumpfe des Unglaubens steigen immer giftigere Dünste auf, die materiellen Interessen machen sich immer ungescheuter als die alleinigen geltend, der Dienst des goldnen Kalbes wird immer schaamloser getrieben, die Genußsucht durchdringt immer mehr alle Stände, und Hand in Hand mit dieser Praxis geht eine verruchte Theorie, die Lehre der Thoren, welche sprechen, es ist kein Gott und mit dem Urbilde auch das Abbild leugnen, das göttliche Ebenbild im Menschen, und die Gränze zwischen dem Menschen und dem Thiere zu einer fließenden machen. An denen, die sich auf solchem Boden zum Glauben erheben, ist leider gar vielfach das vitium originis, das Muttermal des Ursprunges zu entdecken. Sie betreten nur mit einem Fuße den geweihten Boden der Kirche, mit dem anderen bleiben sie auf dem profanen der Welt stehen. Halbheit ist ihre Signatur, Vermittlung, Union, Allianz um jeden Preis ihre Losung. Diejenigen, welche in Schwachheit zwar, aber doch in dem Bewußtseyn, daß sie den Felsengrund von Gottes Wort unter den Füßen haben, gegen die Vermischung des Unvereinbaren Zeugniß ablegen, müssen ihnen widerwärtig seyn. Denn sie haben in ihrem Gewissen einen Bundesgenossen. Daher die viele Erregung, der oft so unerquickliche Streit. An der Haltung der kirchlichen Behörden wird leider auch mancher Orten gespürt, daß der Untergrund noch immer ein böser ist. Sie thun selten recht feste Tritte, sie sehen den Wind und die Wellen an und erschrecken, „der steuern sollte, gibet nach, das Schifflein sinket allgemach.“ Es kann Niemandem beifallen, mit ihnen Abgötterei zu treiben, auf sie die Hoffnung des Heiles der Kirche zu gründen.

Unter solchen Umständen wird es ein dem Herausgeber und den Lesern der Ev. K. Z. gemeinsames Bedürfniß seyn, daß sie bei dem Wechsel der Zeiten vor Allem emporblicken zu den Bergen, von denen uns Hülfe kommt, zu dem ewigen Hoffnungsgrunde der Kirche, daß sie durch die Vertiefung in sein Wort ihren Glauben stärken und sich vorbereiten auf Alles, das da kommen mag. Dazu wird uns die Betrachtung der Stelle Pred. Sal. C. 3, 1—15 trefflichen Anlaß geben. Wir wählen dieselbe um so lieber, da dies Buch zu den vielen Schätzen der Kirche gehört, welche ihr durch schmähliche Vernachlässigung fast unzugänglich geworden sind, zu den vielen Brunnen, welche die Philister verschüttet haben und die noch nicht wiederaufgegraben sind. Wir können noch mehr sagen: auch in der früheren besseren Zeit ist dieser Brunnen nicht recht ausgetieft worden. Die Araber nennen einen Brunnen, der wegen mangelnder Tiefe wenig Wasser gibt, einen weinenden Brunnen. Ein solcher weinender Brunnen ist unser Buch auch in der älteren kirchlichen Auslegung. Die Erkenntniß ist keine sprudelnde, sondern nur eine tröpfelnde. Es gilt hier, wie so oft, nicht bloße Herstellung, es gilt zugleich wesentliche Fortbildung.

Das Buch Koheleth ist weder von Salomo geschrieben, noch will der Verf. für Salomo gehalten werden, es führt vielmehr Salomo nur in derselben Weise redend ein, in der später der Verf. des apocryphischen Buches der Weisheit. Es gehört der Zeit nach der Rückkehr aus der Babylonischen Gefangenschaft an, in der

das Volk Gottes zwar die ersten Anfänge der Erlösung erhalten hatte, aber doch noch fortwährend sich in tiefer Erniedrigung befand, in der Knechtschaft unter den Weltmächten, zunächst der Persischen, die mit seiner Idee und Bestimmung so sehr im Widerspruche stand. Die trübe äußere Lage war nur der Wiederschein des Widerspruches zwischen der innerlichen Verfassung der Gemeinde Gottes und ihrem erhabenen Berufe. Es war wenig gründliche Buße vorhanden, wenig Aufschwung der Seele zu Gott, viel Schein- und Heuchelwesen, viel Liebe zum Irdischen, viel Murren wider Gott, der darin die Seinen gering bedachte. Die Bestimmung des Buches nun ist auf der einen Seite die zu trösten, auf der anderen Seite, die sittlich religiösen Schäden der Zeit aufzudecken und zu ihrer Beseitigung zu mahnen. Mit der Erfüllung seiner tröstenden Mission beginnt der Vers. In C. 1 und 2 war der Gedanke ausgeführt worden: auf der Erde, der Stätte der Nichtigkeit, darf man das wahre Glück nicht suchen, die scheinbar glücklichsten Zeiten sind von den unglücklichen nicht so weit geschieden, als es der oberflächlichen Betrachtung erscheint, alles Glück der Erde ist seit 1 Mos. 3 nur ein glänzendes Elend. Eitelkeit der Eitelkeiten und Alles Eitelkeit! auch Salomo mit seiner Herrlichkeit mit einbegriffen, auf welche das Volk in verzehrender Sehnsucht zurückblickte. Wo Alles Eitelkeit ist, da kann das mehr oder weniger nicht so sehr in Betracht kommen. Hier tröstet Koheleth sein leidendes Volk, das Volk, unter dem damals trotz seiner äußerlichen Niedrigkeit und trotz seiner geistlichen Ermattung doch das Reich Gottes seinen Sitz, der Allerhöchste seine Wohnung hatte, durch die Hinweisung auf Gottes über seiner Kirche waltende Vorsehung. Sein Thema sind die Worte des Jeremias C. 10, 23: „Ich weiß, Herr, daß nicht dem Menschen gehört sein Weg, und nicht dem Manne, welcher wandelt, daß er festige seinen Schritt." Er gibt die Grundlage für das Lied: „Ich weiß, o Herr, daß all mein Thun und Werk in Deinem Willen ruhn." Er prägt die Wahrheit ein; „Alls Glück und Ungelücke, das kommt allein von Gott" und ermahnt, daß man sich unter seine gewaltige Hand demüthige, auf daß Er erhöhe zu seiner Zeit.

„Alles hat seine Stunde — so beginnt er — und seine Zeit jedes Verlangen unter dem Himmel." Alles hat seine Stunde; nicht eine solche, die auf einem blinden Verhängniß beruht — das wäre ein schlechter Trost, solchen überläßt die Schrift den Heiden, die ohne Gott sind in der Welt —, sondern die geordnet ist von einem Gotte barmherzig, gnädig und von großer Liebe und Treue, der auch im Zorne des Erbarmens nicht vergißt und der Gedanken des Friedens hat über sein im Elende schmachtendes Volk, der es zwar züchtigt, aber nimmer dem Tode übergibt. Geht es schlecht, so darf man nur der guten Stunde harren, am Ende muß dem Volke Gottes stets das Beste kommen. Und auch so lange die böse Stunde dauert, ist es ein seliges Gefühl, daß man unter der Hand seines lieben Gottes steht, der besser versteht als wir, was zu unserm Frieden dient, und man möchte, auch wenn man könnte,

um Alles nicht nehmen, was nicht von oben gegeben wird: „Was Gott gefällt, mein frommes Kind, nimm fröhlich an, stürmt gleich der Wind und braust, daß alles kracht und bricht, so bleib getrost, denn dir geschicht, was Gott gefällt." Es gibt in Wahrheit keine böse Stunde für das Volk Gottes, sie ist nur für das kurzsichtige Menschenauge vorhanden, das nach dem Scheine urtheilt. — Das Verlangen ist die Sehnsucht der Gläubigen nach Herstellung des Reiches Gottes. Sie meinten, es solle gleich kommen, aber sie werden warten müssen auf die Zeit, die Gott in seinem Rathe vorbestimmt hat. Der Wunsch kommt unausbleiblich, denn er gründet sich auf Gottes Wort und Verheißung, aber er kommt nicht, wenn wir wollen, sondern wenn Gott will. „Wenn er zögert, so harre sein, denn kommen wird er und nicht ausbleiben", Hab. 2, 3. Luther bemerkt zu unserm V.: „Darum sollen wir jeder in seinem Stande seine befohlene Arbeit und Amt thun, alle Sachen fürnehmlich Gott befehlen, und dasjenige, was Gott vor die Hand gibt, fröhlich brauchen, ums Zukünftige Gott herzlich das Regiment befehlen. Welche anders thun, und wollen vor diesem Stündlein, wie die Wahlen sagen, in despectum Dei hindurchreißen, die haben nichts denn Unglück und Herzeleid davon und mögen zürnen, murren so lange sie wollen, Gott achtets nicht." Der allgemeine hier ausgesprochene Gedanke wird nun im Folgenden in sieben Versen, deren jeder zwei Paare von Zuständen enthält, weiter ausgeführt. Wie der allgemeine Satz, so bezieht sich auch diese Ausführung zunächst auf das Ganze der Gemeinde Gottes, nicht auf die Schicksale der einzelnen Gläubigen, auf die sie freilich eine analoge Anwendung erleidet, so gewiß, als in dem Einzelnen sich das Allgemeine darstellt. Gleich die ersten Worte passen nur auf das Ganze der Kirche.

„Seine Zeit hat gebähren und seine Zeit hat sterben." Kreisen und Gebähren kommt nicht selten von dem als Weib personificirten Volke Gottes vor, wenn es in den Zeiten des Heiles und der Erquickung von dem Angesichte des Herrn wächst und gedeiht und die Zahl seiner Glieder zunimmt, Jes. 54, 1. 66, 7. Auf das: Seine Zeit hat gebähren, hier weist der Heiland zurück in Joh. 16, 21. Das gebährende Weib ist dort Bild der Kirche. Es ist in der Hauptsache für sie eine Freudenzeit. Der momentane Schmerz, der den nothwendigen Durchgangspunkt bildet, ist ein Zug, den der Heiland hinzugefügt hat. Dem Gebähren steht das Sterben entgegen. Ueber beidem aber waltet in gleicher Weise die heilige Liebe, so daß beides nicht so weit von einander verschieden ist, wie die menschliche Kurzsichtigkeit dies meint, daß es thöricht ist, das eine willig hinzunehmen, in dem andern zu murren und zu verzweifeln. Sterben ist gar oft die nothwendige Vorbedingung des Lebens. Gott ist in seiner verhüllten Gnade (und die ist jedes Kreuz für das Volk Gottes) noch wunderbarer und anbetungswürdiger, wie in seiner offenbaren. Der Kelch des Todes ist nur nach unserm Wahne bitter. Der Tod als Bezeichnung schweren Leidens für das Volk Gottes ist im A. T. weit verzweigt. Mein Gott und mein Heiliger, fleht Israel in Hab. 1, 12,

laß uns nicht sterben. Am ausgeführtesten tritt uns die Schilderung des tiefen Verfalles der Gemeinde als Tod entgegen in Ezech. C. 37. Israel befand sich im Tode zur Zeit, da der Verf. schrieb. Wenn wir das bedenken, so muß es uns um so mehr imponiren, wie er die Dinge so von oben ansieht, mit einem heiligen Indifferentismus. Luther sagt: „Den Gläubigen und Christen ist das Alles sehr tröstlich; denn sie wissen, daß sie keines Tyrannen Schwert würgen noch tödten kann, ehe das Stündlein kommt, auch keine Creatur ihnen schaden. Darum betrüben und ängsten sie sich nicht viel um den Tod, sondern wenn er kommt sterben sie dahin in Gottes Willen, wie die Lämmlein und jungen Kindlein, wie's Gott gefällt."

„Seine Zeit pflanzen und seine Zeit ausrotten des Gepflanzten." Das hat auch seinen Wechsel bei dem Volke Gottes nach seinen heiligen Rathschlägen, die bald die unverdiente Gnade des Gedeihens geben, bald zur verdienten Strafe für den Undank gegen diese Gnade und zur Demüthigung Alles wieder zu Grunde gehen lassen. Wenn das letztere eintritt, so soll man nicht murren, nicht verzweifeln — hier gilt nicht Haarausraufen, sprach Johann Friedrich der Großmüthige, da er eine solche Zeit erleben mußte, eine Zeit, in der, wie es schien, Alles ausgerottet wurde, was durch die Reformation gepflanzt war — sondern Buße thun, glauben, hoffen. Auch das Gericht ist süß, weil in demselben die Gesetze des Wesens Gottes vollzogen werden, die wir lieben sollen, auch wenn sie uns zermalmen, auch wenn sie wie ein Dreschschlitten dahin fahren über unser liebstes auf Erden, auch wenn der Feind Alles verderbt im Heiligthum und sein Bildwerk allzumal zerschlägt mit Beil und Barten, und dann ist hinter dem Gerichte über das Haus Gottes stets die Gnade verborgen. Wenn Gott das Gepflanzte ausrottet in seinem Reiche, so bereitet er stets den Boden vor für neue Pflanzungen.

„Seine Zeit würgen" — die Schäden des Volkes Gottes müssen verzweifelt böse seyn, wenn sein Gott voll Gnade und Langmuth zu solchem verzweifelten Mittel seine Zuflucht nehmen muß — „und seine Zeit heilen. Seine Zeit einreißen und seine Zeit bauen." Das Einreißen wird vorzugsweise gebraucht von der Beseitigung der schützenden Mauern und Gehege. Die Zeit des Einreißens ist immer da vorhanden, wo Gott seine Kirche den feindlichen Mächten, dem Satan der Welt und ihren Rotten Preis gibt. Wem in solchen Zeiten das Herz blutet und es *soll* bluten, der Trost des Wortes Gottes ist überall nur für die Trauernden, „selig sind die da Leide tragen, denn sie sollen getröstet werden", der darf doch nie vergessen, daß hinter den zerstörenden Mächten der Herr steht, daß es zuletzt nur seine Rathschläge sind, die menschlichen Zerstörer nur Axt und Säge in seiner Hand, Jes. 10, 15, die er wegwirft, wenn er sein ganzes Werk an dem Berge Zion vollendet hat. Bisher ging die heilspendende Thätigkeit voran. Hier bildet sie den Beschluß. Mit unverkennbarer Absichtlichkeit ist sie, wie an den Anfang, so auch an den Schluß des Ganzen gestellt. In den

Frieden läuft dasselbe aus, wie es mit dem *Gebähren* begonnen hatte. Ist Anfang und Ende gut, so darf man um die Mitte weniger besorgt seyn und kann dem darin sich begebenden Wechsel ruhig und freudig zusehen.

„Seine Zeit weinen und seine Zeit lachen. Seine Zeit wehklagen und seine Zeit tanzen." Es gibt eine Zeit, da man trauern oder gar laut wehklagen muß im Reiche Gottes, weil der Herr sein Angesicht verbirgt vor dem Hause Jakobs, und dann wieder eine Zeit, da man sich freuen oder gar frohlocken kann. Die Freude ist immer das Letzte. Deshalb ist auch das Weinen der Kinder Gottes ein ganz anderes als das der Welt, wenn sie sieht, daß ihr Tag gekommen. Es hat überall einen Hintergrund der Hoffnung. Wenn es aber Zeit zu weinen ist, so gilt es nicht das Lachen zu erzwingen, nach der Weise der Welt, welche sich zu zerstreuen und das Elend zu vergolden sucht, bis sie endlich der Verzweiflung anheimfällt, vielmehr sollen die Stimmungen Hand in Hand gehen mit Gottes Schickungen, wie die Kinder Israel einst in der Verbannung ihre Harfen aufhingen und sich weigerten Zions-Lieder zu singen. Daß man über Jerusalem traurig gewesen ist, stellt Jesaias in C. 66, 10 als Bedingung der Theilnahme an ihrer Herrlichkeit.

„Seine Zeit Steine zerstreuen und seine Zeit Steine sammeln." Was der Herr Angesichts des Tempels zu Jerusalem spricht, des Abbildes des Reiches Gottes unter dem Jüdischen Volke: „Siehest Du wohl allen diesen großen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde", das gilt für alle Zeiten der entarteten Kirche. Wenn die Kirche aufgehört hat, das wahrhaftige Haus Gottes zu seyn, wenn das Bethaus in eine Räuberhöhle verwandelt worden ist, so ist die Zeit nicht ferne, da ihre Steine zerstreut werden. Wenn solche Zeit herannaht, so geht das ohne tiefen Schmerz der Kinder Gottes nicht ab. Sie weinen nach dem Vorbilde des Heilandes über Jerusalem, welches nicht erkennt die Zeit seiner Heimsuchung und nicht *will*. Aber mit dem Schmerze geht der Trost Hand in Hand. Auf die Zerstreuung der Steine des Hauses Gottes folgt stets die Sammlung. Zu der Zeit, da in Jerusalem der alte Tempel durch die Römer von Grund aus zerstört wurde, erhob sich der herrliche Bau des Tempels der christlichen Kirche. Vorher hatte Gott durch die Chaldäer Steine zerstreut, durch seinen Knecht Kores Steine gesammelt. — „Seine Zeit umarmen und seine Zeit fern seyn vom umarmen." Es gibt eine Zeit, da der Herr seine Gemeinde umarmt, da sie sprechen kann: „seine Linke ist unter meinem Haupte und seine Rechte *umfasset* mich", Hhl. 2, 6, und dann wieder eine Zeit, da sie seiner Liebe nicht genießen darf, da er sein Angesicht vor ihr verbirgt.

„Seine Zeit suchen und seine Zeit verderben." Bald nimmt sich der Herr seines Volkes zärtlich an, bald wieder richtet er es zu Grunde. „Seine Zeit bewahren und seine Zeit wegwerfen." Bald schützt und erhält der Herr sein Volk, wie ein edles

Kleinod, bald schleudert er es hinweg, wie eine verächtliche und widerwärtige Sache.

„Seine Zeit zerreissen und seine Zeit zunähen." Es gibt eine Zeit, da das Volk Gottes trauern muß, und eine Zeit da es wiederum sich freuen kann. Wenn es heißt: „Und Jakob zerriß seine Kleider und legte einen Sack um seine Lenden und wehklagte über seinen Sohn viele Tage", so erblicken wir in Jakob ein Vorbild des Volkes Gottes, das nicht umsonst von ihm benannt wurde, und der Kirche aller Zeiten, eine faktische Weissagung, die stets von neuem in Erfüllung geht. Gleiche Ursache gleiche Wirkung. Mußte der Stammvater wegen seiner Sündhaftigkeit durch strenge herzzermalmende Leiden heimgesucht werden, so müssen auch seine Nachkommen aus gleichem Grunde und damit sie zur Buße erweckt werden, durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen und die Zeiten der Erquickung müssen mit trüben Leidenszeiten abwechseln, die unveränderliche Liebe des Herrn zu seinem Volke muß sich vielfach verbergen und in abschreckender Gestalt auftreten. In Jos. 7 heißt es: „Und Josua zerriß seine Kleider, er und die Aeltesten Israels", und in 2 Sam. 13: „Und es erhob sich der König und zerriß seine Kleider und legte sich auf die Erde, und alle seine Knechte standen mit zerrissenen Kleidern." Wenn die Zeit zu zerreissen gekommen ist, so soll man zerreissen, gleichgültig seyn, heißt Gottes Rathschluß zu nichte machen und sich des Segens berauben, den er seiner Kirche spenden will, aber der Schmerz darf kein verzweifelnder seyn, er darf nie das: seine Zeit zunähen, aus den Augen verlieren. Das ist der große Unterschied der Welt und des Reiches Gottes, daß bei dem letzteren stets auf das Zerreissen das Zunähen folgt. — „Seine Zeit schweigen und seine Zeit reden." Es gibt eine Zeit, da man schweigen muß, wie Jakob *schwieg*, da er hörte, daß Sichem Dinah seine Tochter geschändet hatte, bis daß seine Söhne ankamen, und dann wieder eine Zeit, da man reden und den Feinden Gottes kühn vors Angesicht treten darf, wie, da die Juden in Korinth den h. Paulus zum Schweigen bringen wollten, der Herr im nächtlichen Gesichte zu ihm sprach: fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht, Ap. 18, 19. Wenn Gottes Stündlein gekommen ist, so wird das Wort: die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden *reden* im Thor, Ps. 127, 5 zur Wahrheit. Bis dahin muß man das Angesicht verhüllen und schweigen, wie im Vorbilde seiner Kirche Jesus *schwieg* vor dem Hohenpriester und vor Pilatus, Matth. 26, 63. 27, 12. 14, zu seiner Zeit aber redete in seinem Zorn gegen Jerusalem und gegen Rom und in seinem Grimme sie schreckte. Es ist ein seliges Schweigen, ein Schweigen voll heiliger Ironie, da man gewiß weiß, daß die Zeit zu reden unausbleiblich wiederkommt.

„Seine Zeit lieben und seine Zeit hassen." Es gibt eine Zeit, da der Herr seinem Volke die Liebe der Welt zuwendet, wie er einst ihm Gunst gab bei den Aegyptern, also daß sie ihm Gaben darboten, 2 Mos. 11, 36, dann wieder eine andere, da er es dem Hasse der Welt Preis giebt, wie er einst nach Ps. 105 das Herz der Aegypter wandte, sein Volk zu hassen, der Arglist zu gebrauchen gegen seine Knechte. Wer weiß daß beides, Liebe und Haß der Welt in gleicher Weise von Gott kommt und unter seiner Dispensation steht, der legt darauf kein großes Gewicht, kein solches, daß er der Welt etwas zu Gefallen thäte, um ihre Liebe zu gewinnen, ihrem Hasse zu entfliehen. Sein Auge bleibt einfältig auf Gott gerichtet und ihm zu gefallen sein einziges Streben. — „Seine Zeit Krieg und seine Zeit Frieden." Friede, das ist ein Wort süßen Klanges für die streitende Kirche, die oft mit Jeremias ausrufen muß: „wehe mir wider den jedermann hadert im Lande." In dieses liebliche Wort läuft das Ganze aus. Friede, das ist das Ende der Wege Gottes mit seiner ganzen Kirche auf Erden, mit allen einzelnen wahrhaftigen Gliedern derselben. Das hat der Herr uns von neuem gewährleistet, indem er nach seiner Auferstehung zu seinen Jüngern sprach: Friede sey mit euch.

„Welchen Vortheil hat der Schaffende dadurch, daß er sich mühet?" Es wird hier das Resultat aus dem Vorhergehenden gezogen. Hat Alles seine Zeit, so folgt: Nichts ist es spät und frühe um alle meine Mühe, mein Sorgen ist umsonst. Das Sorgen und das Mühen ohne Gott, das sich zerarbeiten wird für unfruchtbar erklärt, nicht das „*Gutes thun*", V. 12, das um des Gebotes Gottes willen geübt werden soll und ohne das der Segen von oben nicht kommen, die Aenderung der Zeiten zum Besseren nicht eintreten kann, noch viel weniger *das Gebet der Gläubigen*, welches vielmehr den *Gegensatz* bildet gegen das Sorgen und Mühen, und durch das: Alles hat seine Zeit, ebenso *gefordert* wie das eigene Sorgen und Mühen dadurch ausgeschlossen wird. Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist, vermag die Zeiten zu ändern. Hat alles seine Zeit, so sollen wir, wenn die Zeit mit bleiernem Gewicht auf uns drückt, Herz und Hände zu dem erheben, in dessen Hand unsere Zeiten sind (Ps. 31, 16): „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn und wissen nicht wo aus noch ein und finden weder Hülf noch Rath, ob wir gleich sorgen früh und spat. So ist das unser Trost allein, daß wir zusammen insgemein dich anrufen, o treuer Gott, um Rettung aus der Angst und Noth."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 6. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

„Ich sah die Plage, welche Gott den Menschenkindern gegeben hat, daß sie dadurch geplagt werden.“ Die Plage besteht nach dem unmittelbar Vorhergehenden in dem unnützen sorgen und sich zerarbeiten, in dem Rathschläge hegen in seiner Seele, Ps. 13, 3, in dem schaffen wollen und nicht schaffen können, weil doch alles so kommt, wie es von Gott verordnet und vorher bestimmt ist. Der Glaube, welcher sich zu Gott erhebt und ihm Alles anheimstellt, welcher spricht: „Warum betrübst du dich mein Herz, bekümmerst dich und trägest Schmerz? Vertrau auf deinen Herrn und Gott, der alle Ding erschaffen hat“, erhebt in die lichten Höhen, da man von dieser Plage frei wird. Aber der Glaube ist in diesem irdischen Leben, in den Tagen unserer Nichtigkeit, der Ermattung und dem Wechsel unterworfen, und sobald er nachläßt, so erhält auch der Gläubige sein Theil an der allen Menschenkindern zugewiesenen Plage, er fängt an zu sorgen und sein eigen Fleisch zu fressen. Gott selbst entzieht ihm zu Zeiten die Gnade des Glaubens und überläßt ihn der Dunkelheit seiner Natur, dem finsteren Todesthal, in dem alle wilden Thiere der Sorge auf Raub ausgehen. Und es ist gut, daß er auch sein Theil von der Plage erhält. Denn die Plage ist eine heilsame. Die Menschenkinder sollen dadurch zur Demuth und zum Gefühle ihres eignen Nichts erweckt werden. Das Sorgen und Mühen tritt ein, wenn das Glauben und Beten nachläßt, aber aus dem Sorgen und Mühen wächst wiederum das Glauben und Beten hervor, und zwar in einer Innigkeit und Energie, wie sie ohne vorhergehende Plage nicht stattfinden kann. „Geriebene Kräuter riechen wohl.“ Wenn das Herz erst recht zerschlagen ist durch die Plage, welche Gott den Menschenkindern gegeben hat, so folgt es der Aufforderung: „schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele.“ Und ohne die Plage und das durch sie hervorgerufene Sorgen und Verzagen und Murren würden wir auch das Heil Gottes nicht recht würdigen, der Aufforderung nicht folgen können: „Lobe den Herrn meine Seele und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen.“ Wenn das Wort in Erfüllung gegangen: „Und dein Murren zu beschämen wird es unversehens seyn“, so wird das Herz bis in seinen letzten Winkel erfüllt von dem Gefühle der unverdienten Barmherzigkeit unseres Gottes. Daraus erklärt sich die allen, die im Glauben leben, gemeinsame Erfahrung, daß das Heil ihnen selten früher kommt, als nachdem sie angefangen haben zu zagen und zu sorgen. Das sind die Wunden, die jeder Israel aus dem Kampfe mit Gott davon trägt, damit er sich nicht überhebe, das Heil nicht seinem Ringen zuschreibe, sondern Gottes Erbarmen.

„Er macht alles schön zu seiner Zeit, auch die Ewigkeit gab er in ihr Herz und dennoch findet nicht der Mensch das Werk, welches Gott thut, von Anfang bis zu Ende.“ Gott macht Alles schön zu seiner Zeit, sein Wirken ist nicht das eines allmächtigen Despoten, dem alle Gesetzmäßigkeit abgeht, sein Walten ist ein plan- und gesetzmäßiges, auch das scheinbar Böse ist schön und gut in der Zeit und unter den Umständen, da es auftritt, ein unentbehrliches Glied in der Kette dieser Welt. Eben weil hier kein ordnungsloses Durcheinander vorliegt, so sollte man meinen, daß die Erkenntniß der Zukunft dem Menschengeiste nicht gänzlich versagt sey. Und das um so mehr, da Gott dem Menschen „die Ewigkeit in das Herz gegeben.“ Ist Gottes Wesen ihm zugänglich, so sollte, wie es scheint, auch sein Thun, das planmäßige, ihm nicht verborgen seyn. Es ist der höchste Vorzug des Menschen, daß er hinter dem vergänglichen Seyn ein ewiges erkennt, daß er sich an dieß ewige Wesen anklammern kann. Eben weil ihm dieß ewige Seyn, die Anschauung von Gottes „ewiger Kraft und Gottheit“, Röm. 1, 20, von Gott ins Herz gegeben ist, müßte man erwarten, daß auch die Erkenntniß von Gottes zeitlichem Thun ihm beiwohne. Aber da stößt der Mensch unerwartet auf Schloß und Riegel, da hat sich Gott einen Vorbehalt gemacht. Und weil dem Menschen diese Erkenntniß fehlen soll, damit er lerne sich unter Gott zu demüthigen, so kann er auch seine Handlungen nicht zweckmäßig einrichten, so ist er überall nicht auf sich selbst, sondern auf Gott gewiesen. „Darum — sagt Luther — sollen wir sagen: Herr Gott, dein ist das höchste Regiment, in deiner Hand ist es ganz, daß du es zukünftig schickest und machest, wie er gehen soll; in deiner Hand ist mein Leben und Sterben, wie ich meines Lebens brauche, so lange du es gibst, und keinen Augenblick länger. Und wie in dem kein Sorgen und Denken hilft, also will ich andere Gaben brauchen, wie du sie vor die Hand jetzund gibst, Sorgen und Denken fahren lassen und das Andere dir heimstellen.“

„Ich weiß, daß kein Gutes ist für sie, als nur daß man sich freue und Gutes thue in seinem Leben.“ Die Freude bildet den Gegensatz gegen die unruhige Sorge und das vergebliche

sich Zerarbeiten. Nicht sorgen, sondern auf den Allmächtigen trauen zu dürfen, daher sich freuen zu können an jedem Lichtlein, welches in das Dunkel des Erdenlebens hinein scheint, ist ein köstliches Recht, welches Gott den Seinen gegeben hat, und dessen sie sich nicht durch ihre eigne Schuld berauben dürfen. Mit dem heiteren und dankbaren Genusse des Guten, welches der Augenblick darbietet, soll das Gutes thun, Hand in Hand gehen, damit man laufe in dem Wege, den Gott uns verordnet hat, ein gutes Gewissen bewahre, was die Bedingung aller Freude ist, und Gottes Gnade und Güte den Weg nicht versperre, sondern eröffne. „Weiche vom Bösen und thue Gutes, so wirst du ewig wohnen." Ps. 37, 27.

„Und auch, wenn Einer ißt und trinkt und Gutes sieht in aller seiner Mühe, so ist das eine Gabe Gottes." Nicht blos das ist eine Gabe Gottes, daß Jemandes Leid gewendet wird, sondern auch, daß er trotz des Leidens, des vorhandenen und des drohenden, vergnügt ist. Gott allein kann, wie das Glück herbeiführen, so auch das Herz stillen und von Sorgen freimachen. Der Mensch hat, so wenig wie seine Schicksale, so auch sein Herz in seiner Gewalt. Dies ist von Sorge und Angst gebunden mit Banden, welche menschliche Kraft nicht lösen kann. Darum, sagt Luther, sollen wir beten mit allem Ernst und Gott anrufen, daß er uns von Traurigkeit, Gedanken und unnützen Sorgen erlöse, und er den Karn fortschiebe, und uns ein ruhig gläubig Herz gebe.

„Ich weiß, daß Alles, was Gott thut, das wird ewig seyn, nicht kann man etwas dazu thun und nicht kann man etwas davon nehmen, und Gott thut das, daß sie sich fürchten sollen vor ihm." Im Angesichte der ewigen Rathschlüsse Gottes gilt es nicht, etwas durchsetzen zu wollen — ein armer Thor, der das versucht —, sondern es gilt, sich als ein Kind in seine Vaterarme zu werfen und ihn um Erbarmen zu bitten. Von des wahrhaftigen Gottes Rathschlüsse gilt nicht was der Dichter sagt: „nach ewigen ehernen Gesetzen müssen die Menschen ihres Daseyns Kreise vollenden." Sie sind unabänderlich nach außen, keine Creatur kann einen Eingriff in sie thun, aber sie stehen nicht wie eine fremde Macht, wie ein Verhängniß über Gott selbst, so daß nicht das Gebet fruchtlos ist, sondern nur das eigne Wirken. Das letztere freilich soll und muß fruchtlos seyn, nach Gottes Ordnung, auf daß man, wie Luther sagt: „Ihn allein fürchten soll, und daß er sein erstes Gebot erhalte, daß er Herr und Gott bleibe und ihn alle für einen Gott halten; daß wir also Alle herzlichen gründlichen Gehorsam und Demuth lernen, und nichts durch unsre Weisheit, Gedanken oder Vermögen anfahen, wie St. Paulus sagt: Es liegt nicht an Jemandes Wollen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Wer das glaubt, daß die bemeldeten Dinge nicht in unserer Hand sind, der fähet nichts auf sein eigen Zaum an, ängstet und kränkt sich auch nicht zu viel, sondern läßt Alles Gott walten: gibt es der, so braucht er's, gibt er es nicht, so entbehrt er's; nimmt er ihm etwas, so leidet er's. Also behält Gott recht seine göttliche Ehre und wird uns die Hoffart gewehret, daß Niemand sagen

kann: ich bin der Mann, ich bin König, Fürst, Herr, Hausvater, gelehrt u. s. w., sondern müssen immer sagen: Gott ist mit Herr. Denn das heißt Gott recht fürchten, das ist der höchste, heiligste, trefflichste Gottesdienst, auf welchen Salomo, David und alle Propheten am höchsten dringen, nämlich daß wir glauben und gewiß dafür halten, daß Gott all unsere Werke siehet, und alles in allem wirket, Eph. 1, 11."

„Was war, ist schon, und was seyn soll, war schon, und Gott suchet den Verfolgten". Das ist bezieht sich auf das zeitlose Seyn in der göttlichen Vorbestimmung, das sich in der Form der Gegenwart darstellen kann. Alles existirt ehe es in's Leben tritt schon in dem Rathschlusse Gottes, dessen Augen uns sahen, da wir noch unbereitet waren, und in dessen Buch alle Tage geschrieben waren, die noch werden sollten und deren keiner da war, Ps. 139, 16, so daß dieser Rathschluß unbedingt das maaßgebende ist, daß wir überall in unseren Lebensführungen und in den Entwickelungen der Kirche zu Gott emporblicken müssen, nicht sehen dürfen auf unsere Mitmenschen, die Genossen unserer Ohnmacht, die, so sehr sie sich auch aufblähen, so herrlich sie auch prangen, so hoch sie auch auf Erden sitzen mögen, überall nur Werkzeuge sind in Gottes Hand. Das dritte Glied: Und Gott suchet den Verfolgten, tritt in Harmonie mit den beiden ersten, sobald erkannt wird, daß die in ihnen enthaltene Hinweisung auf die göttliche Vorbestimmung eine tröstende ist: es kann uns nichts geschehen, als was er hat versehen und was uns selig ist. Gott suchet den Verfolgten, das ist die alttestamentliche Grundlage für den Ausspruch des Herrn: selig sind die verfolgt werden wegen Gerechtigkeit, denn ihrer ist das Himmelreich.

„Alles hat seine Zeit", das haben wir im vergangenen Jahre vielfach auch da im Herzen bewegt, als das zeitliche Leben Sr. Majestät unseres Königes bedroht war. Das war eine Tröstung Gottes, womit wir uns aufrichteten, wenn wir viel Bekümmerniß in unserer Seele hatten. Ein Herz auf dem Throne, das warm für die Kirche schlägt, ist namentlich in der gegenwärtigen Zeit des Abfalls, der Gleichgültigkeit, der Ohnmacht sich über das Sichtbare und seine nichtigen Interessen zu erheben, eine gar seltene Erscheinung. Das Wort Gottes lehrt uns zwar: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, und können ja nicht helfen. Denn des Menschen Geist muß davon und er muß wieder zur Erde werden, alsdann sind verloren alle seine Anschläge" und preist denjenigen glücklich, des Hülfe allein der Gott Jakobs ist, des Hoffnung auf den Herrn seinen Gott steht. Aber das Wort Gottes lehret uns auch, daß Könige, welche aufrichtig den Herrn fürchten, die, anders wie Rehabeam, ihr Herz schicken Ihn zu suchen, die, nach dem Vorbilde Josia's, des Königs von Juda, sich zu Ihm bekehren von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, ein großer Segen für die Kirche sind. Es berichtet mit sichtbarer Angelegentlichkeit über die frommen Könige Israels, über einen David, Assa, Josaphat, Hiskia, Josia; die Weissagung des A. B. bezeichnet es als eine edle Gnade, die Gott der Kirche des N. B.

erzeigen wird, daß Könige ihre Pfleger seyn werden. Sie verkündet mit Jubel, daß Könige wandeln werden bei dem Glanze, der Zion aufgeht, und der heil. Johannes läßt noch in das neue Jerusalem hinein Könige ihre Herrlichkeit bringen. So treten wir also in das Neue Jahr hinein mit einem innigen: Domine salvum fac regem, oder wie es in dem Grundtexte heißt: „Herr hilf, der König erhöre uns am Tage, da wir rufen", Herr du unser himmlischer, unser wahrhaftiger König („denn David, der Dir dienet, regieret nicht sein, sondern dein Reich" Luther), hilf Deinem Gesalbten auf Erden, in dem wir einen Abglanz Deiner Herrlichkeit erblicken, und erhöre unser Gebet für ihn, indem Du ihn noch lange unter dem Schatten Deiner Flügel wohnen lässest, Tage hinzufügst zu den Tagen des Königes und ihm gibst das Erbe derer, die Deinen Namen fürchten, ihn erquickest mit den reichen Gütern Deines Hauses, ihn sitzen lässest vor Dir und Huld und Wahrheit bestellest ihn zu bewahren.

Blicken wir zurück auf die kirchlichen Ereignisse des vergangenen Jahres, so ziehen zuerst diejenigen unsere Aufmerksamkeit auf sich, die nicht blos für ein einzelnes Gebiet Bedeutung haben. Vor Allem kommt hier die „Versammlung evangelischer Christen Deutschlands und anderer Länder" in Betracht, welche vom 9. bis 17. September in Berlin gehalten worden ist. Einen abschließenden Rückblick auf diese zu werfen sind wir um so mehr veranlaßt, da nunmehr die Verhandlungen derselben in einer „authentischen Ausgabe" vorliegen, die freilich der Ergänzung durch anderweitige Berichte bedarf, da sie nichts enthält über die Physiognomie und Haltung der Versammlung und über die Art und Weise, in der sie die Reden entgegennahm, und auch in der Mittheilung dieser, auf dem eigenthümlichen Gebiete der Stenographie, unvollständig ist: so wird z. B. ein Schleier geworfen über die Vorgänge in dem Saale bei Mäder, die mehr als alles Andere characteristisch und für die Frage, ob wirklich in dieser Versammlung „die unsichtbare Kirche sichtbar" geworden von Bedeutung sind.

Daß wir in unserer Opposition gegen die Verpflanzung der Evangelischen Allianz auf Deutsches Gebiet nicht etwa einer momentanen Verstimmung Raum gegeben haben, möge folgende Thatsache zeigen. Bald nach der Gründung der Allianz im Jahre 1845 wurde von dem Vorstande derselben ein Schreiben an die theologische Facultät in Berlin gerichtet, worin dieselbe ersucht wurde, ihre Zustimmung zu erklären und für die Verbreitung ihrer Grundsätze auf Deutschem Boden thätig zu seyn. In dem Entwurfe der Antwort führte der Herausgeber, damals Decan, aus: die Evangelische Allianz möge für Großbritannien, wo die Gegensätze, die sich mehr auf dem Gebiete der Verfassung, als auf dem der Lehre bewegen, vielleicht zu stark angespannt seyen, in mancher Beziehung heilsam wirken können. In Deutschland dagegen, wo der Streit die wichtigsten Lehren, die edelsten Güter der Kirche zum Gegenstande habe, und wo recht eigentlich das Wort des Herrn gelte: „ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert" könne ein solcher

Verbrüderungsruf nur irreleitend wirken; da gelte es nicht den Streit zu beschwichtigen, sondern redlich auszukämpfen, nicht Friede! Friede! zu rufen, sondern: Hie Schwert des Herrn und Gideon! Da sey das Symbol der Kirche vorläufig, wie einst in der Zeit Josua's der Engel mit dem bloßen Schwerte in der Hand, da gelte das Wort: „Israel erhält den Sieg nach geführtem Kampf und Krieg, Kanaan wird nicht gefunden, wenn man nicht hat überwunden", da heiße es die Kirche verrathen, wenn man sich mit den Cananitern, Hethitern, Amoritern, Pheresitern, Hevitern und Jebusitern der Neuzeit verbrüdern und verschwägern wolle. Ein ferneres Bedenken sey, daß die Allianz der praktischen Tendenzen entbehre. Ein Verein, der blos auf das Redenhalten angewiesen sey, müsse im Verlaufe der Zeit der Gefahr des Echauffements, der Hohlheit, der Uebertreibung verfallen. Der Entwurf blieb in den Acten der Facultät. Der selige Neander meinte, daß doch auch bei uns manche Punkte schärfer betont würden, als die Sache es erfordere, und mußte so meinen, da seine Theologie zwischen dem Rationalismus und dem Zeugnisse der heiligen Schrift, dem Bekenntnisse der Kirche eine Mittelstellung einnahm.

Man muß sich aber um so mehr verwundern, daß die Freunde der Allianz uns unsere Opposition als eine auf Willkür und unbegreiflicher Verblendung beruhende zum Vorwurfe machen, da sie selbst viel zu rühmen wissen von den großen Nachtheilen, welche die Berliner Versammlung der von uns vertretenen Ueberzeugung zugefügt haben soll. Ein Correspondenzartikel aus Berlin in Nr. 226 des Schwäbischen Merkurs sagt z. B.: „Was der mit entschiedenster Uebereinstimmung ausgedrückte Geist bewirken wird oder vielmehr schon bewirkt hat, ist ein Zurücktreten der Hengstenberg-Stahlschen Richtung*), deren moralische Niederlage eine vollendete genannt werden muß. Der verflossene Montag, diese Perle der Tage, an welcher Krafft aus Bonn so unvergleichlich (!) sprach, hat mit Evidenz dargethan, wie groß, wie stark, wie allgemein die tiefe Abneigung gegen ein System ist, das für keine Zeit nach der Reformation paßt; der Wiederhall des Geistes, der sich an jenem Tage kundgab, war in der Versammlung großartig und in allen Kreisen außerhalb derselben weitgehend." Und damit man nicht einwende, daß wir auf die Aeußerung eines obscuren Zeitungs-Correspondenten zu viel Gewicht legen, ganz ähnlich hat sich in der Versammlung selbst eine ihrer bedeutendsten Notabilitäten, Hofprediger Dr. Krummacher ausgesprochen. „Dieses Zeugniß — sagt er in der Schlußrede —, welches freilich durch Alles, was an unevangelischen und unprotestantischen Tendenzen und Projecten**) in der

*) Es ist ein schlimmer Kunstgriff, den Glauben und das Bekenntniß der Kirche als die Richtung einzelner Personen zu bezeichnen, welche ihr dienen. Dadurch, daß man diese vorschiebt, will man sich selbst und Anderen den wahren Stand der Sache verdecken.

**) Was Dr. Krummacher unter „unevangelischen und unprotestantischen Tendenzen" versteht, das erhellt zum Theil aus einer Aeußerung in seiner Eröffnungsrede, in der er eifert „gegen das

Zeit liegt und brütet, einen energischen Querstrich zieht, wird tausende und aber tausende unserer Brüder frohlocken machen; denn luftreinigend wird es für sie wirken, den kirchlichen Horizont wieder lichten" u. s. w. u. s. w. Wahrlich, die Zumuthung, daß wir uns an solcher Versammlung hätten betheiligen sollen, erinnert an den Kaiser von Japan, der, wenn anders Asmus richtig berichtet, den ihm Mißfälligen ansinnt, daß sie sich selbst den Bauch aufschlitzen. Es gehörte nur ein geringes Maaß der Liebe dazu, welche die Männer der Allianz so sehr zur Schau tragen, die aber gewöhnlich bei denjenigen am wenigsten gefunden wird, die am meisten damit prunken, ganz natürlich, da wer wirklich den Anfang mit der Erfüllung des Gesetzes der Liebe gemacht hat, sofort auch mit Beschämung seiner Insuffizienz inne werden wird, es gehörte nur eine natürliche Billigkeit dazu, um zu erkennen und öffentlich anzuerkennen, daß wir bei unserer Ueberzeugung uns unmöglich bei der Sache betheiligen konnten, daß wir mit aller zu Gebote stehenden Energie ihr entgegentreten mußten. Die Ueberzeugung, unsern lutherisch kirchlichen Standpunkt konnte man bekämpfen, ihren Ausfluß mußte man ehren, mußte anerkennen, daß ein anderes Auftreten von unserer Seite charakterlose Inconsequenz seyn würde.

Was ist denn eigentlich der Mittelpunkt unserer Bedenken gegen die Allianz?

Der handgreiflichste und populärste unter allen Gegengründen ist die Betheiligung der Baptisten und die denselben dadurch gewährte Anerkennung, und wir sind weit davon entfernt, diesem Gegengrunde seine Bedeutung abzusprechen. Wir halten dafür, daß diejenigen, die sich in solche Verbindung und Verbrüderung mit den Baptisten einlassen, in einen bedenklichen Widerspruch mit der Augsburgischen Confession gerathen, welche in ihrem neunten Artikel sagt: „Von der Taufe wird gelehrt, daß sie nöthig sey und daß dadurch Gnade angeboten werde, daß man auch die Kinder taufen soll, welche durch solche Taufe Gott überantwortet und gefällig werden. Derhalben werden die Wiedertäufer verworfen (damnant Anabaptistas), welche lehren, daß die Kindertaufe nicht recht sey." Ein solcher Widerspruch gegen das Grundbekenntniß der Kirche ist bei Geistlichen um so bedenklicher, weil sie dadurch zugleich in Conflikt mit ihrem vor Gott abgelegten Ordinationsgelübde gerathen. Dr. Krummacher befand sich in einer bedenklichen Doppelstellung, wenn er in derselben Kirche öffentlich mit den Baptisten fraternisirte, in der er einige Jahre vorher mit einem lauten Zeugniß für die Augsburgische Confession aufgetreten war. Einige Mitglieder der Versammlung haben in Erkenntniß dieses Uebelstandes ihrem Gewissen durch ein Zeugniß gegen den Baptismus Erleichterung zu verschaffen gesucht. Aber sie haben es nicht gewagt, das Uebel bei der Wurzel anzugreifen, sie haben ihre Polemik nur gegen gewisse Verfahrungsweisen der Baptisten gerichtet, die man ihnen zu Gute halten muß, wenn man es nicht wagt, gegen ihr Princip anzugehen, dessen nothwendiger Ausfluß sie sind. Und dann ist es überall um solche den Thatsachen zuwiderlaufende Proteste eine mißliche Sache. Es ist nicht überall der rechte Ort für die Wahrheit zu zeugen. Der Geistliche, der im Widerspruche mit seiner Kirche Selbstmördern und Duellanten die letzte Ehre erzeigt, hat kein Recht, ein kräftiges Zeugniß gegen Selbstmord und Duell abzulegen, und was er für solches Zeugniß leiden muß, leidet er nicht um des Herrn willen, und darf sich seines Beistandes dabei nicht getrösten. Der Freimaurer, der zum Verdruß der großen Majorität seiner Brüder und im Widerspruche gegen den Ursprung und die Grundlagen des Vereins Christum zur Hinterthür der Loge hineinführen, den Juden den Zutritt zur Loge versperren will, ist gegen seine christuslosen Brüder und gegen die Juden im Unrechte. Der Versuch, den Gustav-Adolphsverein den Händen der bloßen Protestanten zu entwinden, die ihn gegründet, und ihn unter die Augsburgische Confession zu bringen, würde mit dem Gebote, laß dich nicht gelüsten, kaum in Einklang zu bringen seyn. Lic. Krummacher, da er Bunsen den Kuß Merle d'Aubignés mißgönnte und sich für die Inspiration gegen Hofpred. Beyschlag erhob, verkannte die Wahrheit, die dem alten Sprüchworte zu Grunde liegt: ulula cum lupis, cum quibus esse cupis, man muß mit den Wölfen heulen, und die Beschämung, die er erfuhr, war eine gerechte und verdiente. So auch, wenn man sich mit den Baptisten einließ, mußte man sie zufrieden lassen. Das erforderte die Liebe und die Gerechtigkeit. Was der Jesuitengeneral in Bezug auf seine Jesuiten sagte: Sint ut sunt aut non sint, das hätten auch sie billig auf solche Angriffe antworten und sich nicht auf Abläugnungen und Ausflüchte einlassen sollen. Wo Feuer ist, da ist auch Rauch, und wo die Secte, da ist überall auch die Sectirerei. Wer die nicht will, der muß sich mit der Secte nicht einlassen, wer sich mit der Secte einläßt muß auch die Sectirerei vorlieb nehmen. —

(Fortsetzung folgt.)

Bestreben, die Kirche des Wortes in eine sogenannte Sacramentskirche zu verwandeln." Die Lutherische Kirche kennt nicht solchen Gegensatz von Wort und Sacrament, sie lehrt, daß die wahre Kirche da ist, wo das Wort Gottes wahrhaft gelehrt und die Sacramente recht verwaltet werden, sie fleht: „In dieser letzten betrübten Zeit verleih uns Herr Beständigkeit, daß wir dein Wort und Sacrament rein behalten bis an unser End." Dr. Krummacher aber, als im Gewande der Union auftretender Reformirter, muß als solcher die Hochhaltung der Sacramente als „unevangelisch" und „unprotestantisch" betrachten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 9. Januar. № 3.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Daß der Baptismus keinen geringen Antheil an der Sache hat, das erhellt aus dem öffentlich vor der Versammlung abgelegten Bekenntniß des Baptistenpredigers Lehmann, den der Herausgeber wie so viele seiner Glaubensgenossen herzlich liebt, obgleich er kirchlich ihm nicht die Hand reichen kann*), daß der Plan der Veranstaltung einer Versammlung der Allianz in Berlin zuerst von ihm ausgegangen sey. Dennoch aber wird man der Betheiligung der Baptisten und ihrer alten Liebhaberei für das Fischen im Trüben nur eine untergeordnete Bedeutung beilegen können und den Hauptaccent darauf zu legen, erscheint als verwirrend und gefährlich. Es lenkt den Blick ab von einer viel größeren Gefahr, welche der Kirche aus den Bestrebungen der Allianz erwächst.

In den eigentlichen Mittelpunkt werden wir durch die Thatsache geführt, daß der bekannte Kuß alle anderen Eindrücke der Versammlung zurückgedrängt hat, daß Jeder, Freund und Feind, wenn er an die Versammlung, zugleich auch unwillkührlich an den Kuß denkt. An diesem Kusse muß somit offenbar werden, warum es sich hier handelt.

Merle d'Aubigné hat Bunsen, den Repräsentanten der Weltreligion, geküßt, Lic. Krummacher straft ihn deshalb mit ernsten Worten, und beide zusammen legen ein Zeugniß gegen Bunsen ab. Da erhebt sich gegen sie die große Majorität der Versammlung, der Sturm der öffentlichen Meinung ist so groß, daß, um ihn zu beschwichtigen, Lic. Krummacher selbst durch den Mund seines Bruders dem von ihm Angegriffenen Complimente machen und seine Reue aussprechen muß: „Allerdings — sprach dieser in der Schlußrede — sind nach einer andern Seite hin auch einige Mißlaute vernommen worden. Wir beklagen sie tief, und am tiefsten beklagen sie die lieben Männer selbst, von denen sie ausgegangen. In ihrem und im Namen der ganzen Versammlung darf ich es aussprechen: Wir ehren und lieben den Herausgeber des herrlichsten Gebetbuches, das wir kennen; wir ehren und lieben den Gründer eines Deutschen Hospitales in London; wir ehren und lieben den opferfreudigen Mitarbeiter bei allen Unternehmungen für die Interessen des Reiches Gottes; wir ehren und lieben den Mann, der nicht wenig dazu beigetragen hat, dem Preußischen Namen den Glanz zu verleihen, mit welchem er jedem intelligenten und unparteiischen Briten gegenwärtig vor Augen steht." Nur übertreibende und halbwahre Hervorhebung der Lichtseiten, auch nicht die leiseste Andeutung der in der letzten Zeit so in den Vordergrund getretenen Schattenseiten, welche in solchem Zusammenhange zu berühren einfach Bekenntnißpflicht war. Die Versammlung würde die Ausübung einer solchen Pflicht nicht ertragen haben.

Das liegt klar vor: trotz der vielen theuren christlich gesinnten Männer, namentlich unter der Zahl der Ausländer, besonders aus Großbritanien, die diese Versammlung besuchten und die meist keine Ahnung hatten von der Beschaffenheit des Terrains, auf dem sie standen, den Zwecken, denen auch sie ohne ihr Wissen dienstbar gemacht wurden (das Commandowort von Sir Culling Eardley: keine Nordsee mehr, hat sich für jetzt wenigstens noch nicht kräftig und wirksam erwiesen, die Nordsee ist störrig gewesen, die Engländer zeigten sich diesseits meist wenig orientirt und tappten im Finstern): die Versammlung trägt im Ganzen und Großen den Charakter eines halbgläubigen Indifferentismus und Synkretismus, der die Vorstufe ist für das Zurücksinken in den völligen Rationalismus.

Darauf führen auch noch viele andere Thatsachen. Man hat formell allerdings die neun Artikel stehen lassen. Dr. Krummacher erklärte in der Eröffnungsrede: „Ich füge nur die Bemerkung bei, daß die principielle Grundlage, auf der diese Versammlung von nun an tagen wird, unbedingt von den Gegen-

*) Der vielfach unter den Baptisten verbreiteten Meinung gegenüber, daß die Ev. K. Z. eine Todfeindin der Baptisten sey, stehe hier die Erklärung: wir wünschen die Baptisten nicht einmal hinweg, geschweige daß wir zu verfolgenden Maßregeln gegen sie auffordern und anreizen sollten. Wir betrachten sie als Stacheln in den Seiten träger Gemeinden, wir freuen uns, daß sie ein Pfahl im Fleische solcher Geistlichen sind, die sich das: noch ein wenig Schlaf, ein wenig Schlummer! zum Wahlspruche gewählt haben. Aber die energische Reaction, die entschiedne Polemik gegen den Baptismus, die kräftige Handhabung des Schwertes des Geistes gegen ihn gehört mit zur Sache. Was dabei herauskommt, wenn man ihn und anderes Englisches Sectenwesen frei gewähren läßt, namentlich den Methodismus, das zeigt in einem lehrreichen Beispiel das in bedenklichem Grade von der „Englischen Krankheit" heimgesuchte Schweden, dessen Lutherische Kirche mit der Gefahr einer Zersetzung bedroht ist, man vergleiche den Artikel: Aus Schweden, von Cervin Steenhoff, in der kirchl. Zeitschrift von Kliefoth und Mejer, Dec. 56.

ständen der Discussion ausgeschlossen ist". Aber factisch geschah vieles, was die neun Artikel als antiquirt erscheinen ließ. Der Zeugnisse für dieselben waren gar wenige, der Eifer der meisten Redner, besonders der Deutschen, richtete sich nur gegen die, welche das Bekenntniß der gesammten christlichen Kirche am treuesten festhalten, die auch die in den neun Artikeln enthaltenen Wahrheiten am tiefsten ins Herz geschlossen haben und am kräftigsten bezeugen, die man also mit liebender Schonung hätte behandeln sollen, wenn man es mit diesen Artikeln ernst meinte. Prof. Schlottmann sprach ohne irgend Widerspruch zu finden die Worte: „Wenn Alle, die hier versammelt sind, sich über die neun Artikel aussprechen sollten, so würde auch mancher Streit zu Tage kommen, und deshalb dürfen wir nicht lieblos über die urtheilen, welche die neun Artikel in der Form, die sie jetzt haben, nicht unterschreiben können." Hofpred. Beyschlag, da er im direkten Widerspruche gegen die neun Artikel sagte: „Man bilde sich nicht ein, daß man jemals der Laienwelt die alte Inspirationstheorie wieder aufreden werde, es wäre auch nicht viel damit gewonnen," wurde nicht etwa von der Versammlung zur Ordnung gerufen, sondern fand nur an Lic. Krummacher einen vereinzelten Gegner, der in jenen Tagen wohl manchmal die Empfindung gehabt haben mag, ein einsamer Vogel auf dem Dache, ein Käuzlein in den verstöreten Städten zu seyn. Und was folgt nicht aus der Thatsache, daß Dr. Schenkel der Liebling dieser Versammlung war, Dr. Schenkel, dessen Betrauung mit einem Vortrage schon von vornherein eine Ironie auf die neun Artikel war, der in diesem Vortrage vielfach zu den gewöhnlichsten rationalistischen Anschauungen herabsank, den Glauben z. B. definirte als „die Tiefe des Gefühles sittlicher Selbstverantwortlichkeit vor dem allheiligen Gott", also einen Glauben lehrte, der durch sich selbst Bedeutung hat, nicht durch das, woran er glaubt, was er erfaßt, der nicht auf den Knieen liegt und die bittende Hand ausstreckt, um zu empfangen, was er selbst nicht geben kann, sondern aufrecht steht und sich selbst vor Gott präsentirt, einen Glauben, der von der rationalistischen Tugend nur durch den Namen verschieden ist, ferner den Satz aufstellte: „Das Gewissen ist der Schlüssel, welcher allein das Räthsel der Reformation aufschließt, der unsichtbare und doch allumfassende Hebel, welcher die Welt vor drei Jahrhunderten aus ihren Angeln rückte und eine neue Welt ins Daseyn rief." Also für ein so vages Ding wie das „Gewissen" hat Luther mit den wilden Thieren gekämpft, haben die evangelischen Märtyrer ihr Blut vergossen! Da sind wir ja wieder bei den rationalistischen Predigten von dem „stillen Frieden und dem guten Gewissen" angelangt. Die Reformation ist theocentrisch, Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, ist ihr das A und O. Der Katholik Brantome sagt ganz unbefangen von Margaretha, der Königin von Navarra: „sie habe alle ihre Handlungen, Gedanken, Wünsche und Neigungen, jener großen Sonne, welche Gott ist zugewandt; daher man sie der Religion Luthers in Verdacht hatte."*) Der Rationalismus dagegen und mit ihm

*) v. Polenz, Geschichte des franz. Calvinismus, 1. S. 219.

Dr. Schenkel nicht minder wie Dr. Bunsen, dessen Sache er so eifrig geführt hat, stellen den Menschen in den Mittelpunkt. Auch in den Mitteln, wodurch er der „Katholischen Aggression" begegnen will, „ernste und freie wissenschaftliche Forschung", „Organisation der Gemeinden, freiere Bewegung des evangelischen Verfassungslebens" erkennen wir die Schule, aus der Dr. Schenkel hervorgegangen. Es sind das zerbrochene Rohrstäbe, welche der Kirche, die sich auf sie verläßt, durch die Hand gehen werden, Knüttel, welche der Leviathan für Spreu achtet. Luther kannte andere Mittel: „Es streit für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren." In diesen Mann sollen wir unsere starke Glaubenshand legen. Sonst sind wir verloren und in die Beute unserer Kirche theilen sich Rom und der Unglaube. Wie verschieden war doch diese Versammlung der Allianz von der Berliner Versammlung des Kirchentages, auf der Dr. Schenkel so gar wenig Anklang fand und Dr. Heppe, der ihm Gleichgesinnte, mit seinem „Princip des Protestantismus", das er an die Stelle der Augsburgischen Confession setzen wollte, völlig durchfiel!

In dem „Verzeichniß der Mitglieder der Versammlung evangelischer Christen" lesen wir unter der Rubrik Baden: Bunsen Dr. Wirklicher Geheimerrath Charlottenberg bei Heidelberg. Dieser Name allein bildet nach allem, was vorgegangen, ein hinreichendes Gegengewicht gegen die neun Artikel. Mit der Anerkennung Bunsens als eines berechtigten Mitgliedes der Versammlung sind diese Artikel aufgegeben. Wo Dr. Bunsen sich zu Hause und wo er Raum findet, da kann von „göttlicher Eingebung, Auctorität und Zulänglichkeit der heiligen Schrift", von „Einheit des göttlichen Wesens und Dreieinigkeit der Personen", von „Auferstehung des Leibes und ewiger Pein der Gottlosen" nicht ferner die Rede seyn, da gilt von den neun Artikeln das: „sie klangen, sie verklingen in der Zeit." Ob sie formell aufgehoben sind oder nicht, das hat für Deutschland gar geringe Bedeutung. Wo das Gewissen in Folge der langjährigen Herrschaft des Systemes, welches das Gewissen in den Mittelpunkt stellte, so weit geworden, daß es sich ohne Scheu über das Bekenntniß der Kirche hinwegsetzt, das ungleich tiefere Berechtigung hat, da wird man auch in den neun Artikeln nichts weiter erkennen als ein Zeugniß, wie einst in England der evangelische Bund aufgefaßt worden ist.

Und nun der Beifall, den die Versammlung evangelischer Christen bei der Protestantischen Kirchenzeitung gefunden hat, die Anfangs kurzsichtig genug war sich gegen sie zu erheben, bei der Vossischen und Spenerschen Zeitung, bei Dr. Pischon und bei allen Männern und Organen der kirchlichen Linken! Sollen wir annehmen, daß diese alle sich getäuscht, daß sie sich in ihren Sympathien geirrt haben? Nein, die Kinder dieser Welt sind klug, oft klüger als die Kinder des Lichtes. Der Heiland hat nicht umsonst das Wehe über diejenigen gerufen, denen jedermann wohlredet mit dem Zusatze: Desgleichen thaten ihre Väter den falschen Propheten auch. Die Welt hat das Ihre lieb und weiß es überall herauszufinden.

Vielleicht ist es aber ein unverschuldetes Unglück, daß die Versammlung in Berlin diese Wendung genommen hat? Wir behaupten dagegen, es mußte so kommen, es lag dies Resultat in dem Wesen der Allianz begründet und eben deshalb darf man, wenn man auf der betretenen Bahn fortschreiten will, keine günstigeren Ergebnisse erwarten, im Gegentheil, es wird immer tiefer herabgehen.

Man hat mehrfach die Allianz in Verbindung mit der Freimaurerei gebracht. Ein ehrwürdiger Veteran christlicher Wissenschaft in Baiern schrieb uns: „Die Sache hätte mit einem Gastmahle in der Loge Royal York schließen sollen, vorher die Aufführung von Nathan dem Weisen, diesem Ideal der Allianz." Dr. Barth nimmt S. 360 der Protokolle die Allianz gegen die Anklage in Schutz: „wie könnt ihr denn mit Allianzleuten in Verbindung stehen, die mit den Freimaurern in Verbindung sind." Was er dagegen bemerkt: „Es ist unser Aller Ueberzeugung, daß wir keine Freimaurer sind, und Nichts damit zu schaffen haben wollen," stand mit dem Thatbestande nicht in vollem Einklange, da das Verzeichniß der Mitglieder aus Berlin eine ganze Reihe maurischer Namen, unter ihnen mehrere Notabilitäten nachweist, die hier doch etwas Verwandtes gespürt haben müssen. Das Argument, worauf die von Dr. Barth Bekämpften sich stützen: „In London versammeln sie sich in der Freimaurerloge" wird freilich nicht als ein stichhaltiges zu betrachten seyn, denn die Freimaurerhalle ist dem Evangelischen Bund nur miethsweise für seine Zusammenkünfte überlassen. Wenn sich aber sonst ein innerer Zusammenhang nachweisen läßt, so wird man in der scheinbar zufälligen Wahl dieses Locales allerdings eine seltsame Ironie des Schicksals entdecken.

Es ist überall höchst gefährlich von zwei nothwendig zusammengehörigen Seiten die eine einseitig hervorzuheben, sie in Vereinen und Zusammenkünften ausschließlich zu cultiviren. Die Sache läuft nothwendig zuletzt da hinaus, daß die vernachlässigte Seite ganz verloren geht. Ein Verein zur Beförderung der Humanität z. B. wird sicher mit Gefährdung des christlichen Principes enden, wenn er auch nicht gleich mit Verläugnung desselben beginnt.

Die erste und wichtigste Aufgabe ist, daß jeder seines Glaubens gewiß werde, daß er sich mit voller Energie in das Bekenntniß seiner Kirche hineinlebe, oder wenn er nach der redlichsten Prüfung, nach dem ernstesten Ringen, was nur dann zu einem Resultate führen kann, wenn die Gabe des Geistes vorhanden ist, der in alle Wahrheit leitet (bis dahin steht jeder auch in kirchlicher Beziehung unter dem vierten Gebote), dieß Bekenntniß nicht als mit dem Worte Gottes übereinstimmend erkennen kann, zu einer andern Kirche übergehe. Nur die Wahrheit kann uns freimachen von dem harten Joche der Sünde, unter die wir verkauft sind, und dieser Wahrheit also müssen wir vor Allem nachtrachten, und zwar nicht blos in Bezug auf diesen oder jenen willkührlich herausgegriffenen Punkt, sondern nach allen Beziehungen, soweit als das Wort Gottes sich erstreckt, bis auf die Jotas und Strichleins, die oft von gar

großer Bedeutung sind, deren Vernachlässigung unter Umständen den völligen Ruin herbeiführen kann, wie ja auch kleine körperliche Verwundungen bei leichtsinniger Behandlung nicht selten den Tod zur Folge haben. Es ist kein Zeichen geistlicher Gesundheit, wenn man immer gleich mit der Unterscheidung von fundamentalen und nicht fundamentalen Wahrheiten bei der Hand ist, und von den letzteren so redet als sey es Pedantismus oder gar Pharisäismus, es mit ihnen besonders ernst zu nehmen: die von dem Herrn gerügte Mückenseigerei bewegt sich nur um Menschengebote und Lehren. Diese Wahrheit sollen wir mit dem Ernste, der ihrer Bedeutung entspricht, ins Leben umsetzen. Wir sollen sie für unsern kostbarsten und edelsten Schatz halten, sie sorgfältig hüten und lieber Alles leiden, als daß wir sie aufgeben und verläugnen. Das ist das Erste. Ein Zweites ist, daß wir nicht blos innerhalb, sondern auch außerhalb unserer Kirche liebend Alles anerkennen, was aus der Wahrheit und also aus Gott ist, und uns nicht dadurch irre machen lassen, daß es uns mit fremdartigen Beimischungen und vielleicht unter seltsamen Verhüllungen entgegentritt. Diese Liebe zur Wahrheit außer uns fließt aus demselben Quell, aus dem das eigne ernstliche Trachten nach der Wahrheit, aus der Liebe zu dem Gotte der Wahrheit, zu Dem, der gesprochen: ich bin die Wahrheit. Daher wir auch überall wahrnehmen, daß bei solchen die wahrhaftig aus der Wahrheit sind, ein Fonds von liebender Anerkennung alles Anderen sich findet, was aus Gott ist, obgleich oft verdeckt durch eine harte Kruste des Vorurtheils und der Abneigung, deren Manche bedürfen, damit ihnen nicht der persönliche Besitz der Wahrheit verloren gehe.

Die Evangelische Allianz nun hat sich einseitig auf die zweite dieser Aufgaben geworfen. Sie hat, wie einer ihrer Lobredner, Birks, sich ausdrückt, „in den Christen das Bewußtseyn wachgerufen, daß unnützer Streit und bitterer Hader Sünde seyen. Sie hat den Blick Vieler auf die herrliche Höhe erhoben, da des Herrn Gebet erfüllt seyn wird, wenn das Eine allen gemeinsame Bewußtseyn empfundener Sündenvergebung die krankhaften Disharmonien dieser Zeit auflösen wird." Die Folge davon mußte zunächst die seyn, daß innerhalb des Gebietes der neun Artikel die kirchlichen Ueberzeugungen indifferenzirt werden. Es war kurzsichtiger Irrthum, wenn man meinte man könne zugleich von Herzen Mitglied der Allianz und der Bischöflichen, Presbyterianischen oder einer anderen Kirche seyn. Wer einmal zehn Tage in dem Russischen Bade einer Generalversammlung der Allianz zugebracht hatte, mit ihren Ueberschwänglichkeiten der allgemeinen christlichen Bruderliebe, mit ihren Declamationen gegen „unnützen Streit", „krankhafte Disharmonien", gegen „den Pharisäismus der Confessions- und Kirchenmänner", gegen die „hundertjährigen Schranken", „die alten rostigen Fesseln", mit ihrem lauten und anhaltenden Jubelruf: „über den kirchlichen Stammesfähnlein weht das Reichspanier unsers Herrn Jesu Christi und es wird wahr das alte Psalmenwort: Man wird zu Zion sagen, daß allerlei Leute darin geboren werden": der hat am Ende solcher zehn Tage,

wenn er nicht etwa mit Widerwillen sich von der Allianz abwendet, wenn er nicht etwa bloß äußerlich als Critiker theilgenommen, sondern das Herz aufgethan hat, um die dargebotenen Eindrücke zu empfangen, sicher alle Liebe zu seiner nächsten Kirche ausgeschwitzt, sein Herz schlägt nicht ferner für sie, sondern nur für die Allgemeinheit des Reiches Gottes, ihre eigenthümlichen Lehrsätze haben für ihn alle praktische Bedeutung verloren, und da man nur das wahrhaft hat, was man liebt, so hat er sie nicht mehr. Diese kirchliche Erweichung konnte aber innerhalb des Gebietes der neun Artikel nicht stehen bleiben, derselbe Sinn, welcher die neun Artikel hervorgerufen, mußte sie auch verzehren. Der Indifferentismus gleicht dem Krebse. Einmal zugelassen, ruht er nicht eher bis er Alles aufgelöst hat. Bengel sagt in dem „Abriß der Brüdergemeinde": „Den Synkretismus und die Religionsmengerei haben Andere zur Genüge dargethan. Es ist kein Aufhören bis der gnadenlose Christ und der vernünftige Türk Glaubensbrüder werden." Diese Weissagung ist in Erfüllung gegangen: die pietistisch-herrnhutische Gleichgültigkeit gegen die Lehre, die Herabsetzung der Confessionen zu bloßen Tropen war der Vorläufer des Rationalismus. Und so wird es stets von Neuem gehen, wenn man gleiche Bahnen betritt. Gott kann der Verachtung seiner Wahrheit nicht ruhig zusehen. In einer anschaulichen Weise ist der psychologische Proceß in der Schrift: „ein Beitrag zur Würdigung der Ev. Allianz von O. Hermann, Pfarrer zu Freudenthal in Würtemberg", beschrieben worden, die neben dem ebenfalls im vorigen Jahre erschienenen Buche von Lechler (nicht dem Decan) über das Amt zeigt, daß in Würtemberg neben Baurscher Atheologie und Pietismus ein Neues sich regt, daß die Bengelsche Art dort wieder hervorkeimt: „Man denke sich einen soliden altwürtembergischen Pietisten, wie sie freilich immer seltner werden. Dieser lebt in dem Gedanken an seine Taufgnade. In den schwersten Anfechtungen tröstet er sich damit, daß er ja getauft ist. Nun führt man einen solchen in einen Saal hinein, wo ein Theil der Versammelten grade in der Kindertaufe den Grund des Verderbens der Kirche sucht, und den armen Mann für einen Ungetauften erklärt. Man muthet ihm zu, alle seine geistlichen Erfahrungen in Betreff der Taufe nur für „„besondere Gesichtspunkte"" zu halten. Wird da nicht, wenn er auf die Sache eingeht, sein ganzes geistliches Gebäude erschüttert werden? Die Wurzeln seines geistlichen Lebens sind mit dem Glauben an die Taufgnade verwachsen. Man ziehe diesen Glauben wie ein Unkraut heraus und das ganze Gewächs ist verdorrt." In England entwickelte das verderbliche Princip nicht gleich alle seine Consequenzen, aus demselben Grunde, welcher dort auch eine Abstumpfung der Freimaurerei hervorgerufen, deren wahre und ursprüngliche Gestalt unter uns jetzt weit mehr hervortritt, als in dem Lande ihres Ursprunges. Die neun Artikel haben

in dem Englischen Volksleben im Ganzen und Großen Realität. Die Indifferenzirung beschränkte sich also vorzugsweise auf die zum Theil gar wichtigen und theuren Wahrheiten, welche außerhalb ihrer Gränzen liegen, doch so, daß die Keime und Ansätze zu einer weitergehenden Verwüstung vielfach hervortraten, z. B. in der Gleichgültigkeit, mit der die Partei der Evangelischen Allianz die grundstürzenden Abweichungen des „großen Bunsen" aufnahm, die in seinen Englischen Schriften noch offener hervorgetreten sind als in seinen Deutschen, die also denen, die sehen wollten, nicht unbekannt bleiben konnten, die ihm auch außerhalb des Kreises der Allianzleute die ernsten Christen in hohem Grade entfremdet haben. Bei vielen Männern der Allianz kamen seine Irrthümer nicht in Betracht dagegen, daß er als ein Eiferer für ein Grunddogma der Allianzleute, die Religionsfreiheit aufgetreten war. Anders stellte sich die Sache in Frankreich. Da wurde an dem Princip gezerrt und sofort entfaltete es seine Bedeutung. Ein neues Bekenntniß wurde in Paris aufgestellt, angeblich mit den neun Artikeln gleichbedeutend, in der That und Wahrheit aber wesentlich von ihnen verschieden: wie wäre man auch sonst dazu gekommen, ein neues aufzustellen? Es bewegt sich in vagen Allgemeinheiten und lautet: „Die Conferenz läßt als ihre Mitglieder alle Christen zu, welche in brüderlicher Liebe leben wollen, und die Absicht aussprechen, mit ihr, gemäß der von Gott eingegebenen heiligen Schrift ihren Glauben an Gott den Erlöser zu bekennen; an den Vater, der sie geliebet und aus Gnaden gerecht gemacht hat, durch den Glauben an seinen Sohn; an den Sohn, der sie durch sein Leiden und Sterben theuer erkauft hat; und an den heiligen Geist, den Urheber ihrer Wiedergeburt und Heiligung — einen einigen Gott, hochgelobt in Ewigkeit, dessen Ehre sie ihr Leben weihen wollen." Nichts von der Dreieinigkeit der Personen, nichts von der wahren Gottheit Christi, nichts von der Auferstehung des Leibes, nichts von der ewigen Pein der Gottlosen, nichts von dem Predigtamte und den Sacramenten. Das Alles gehört eben nicht zu dem Durchschnitte französischer Gläubigkeit, die auch die „gläubigen" Unitarier und die „gläubigen" Anhänger eines Scherer, auch einen de Pressensé in ihren Umkreis mit einschließt. Es muß also jenseits des Canales bleiben und kann es um so mehr, da die Engländer, wenig fähig sich in ausländische Verhältnisse zu versetzen, kaum ahnden, was ihnen begegnet. Erst in Deutschland aber konnte das Princip des „heiligen Indifferentismus", das die Allianz adoptirt hatte, seine volle Bedeutung entfalten. In diesem Lande des Rationalismus, der ohne sich selbst aufzugeben gar wohl den Mantel einer gewissen Gläubigkeit umnehmen kann, in diesem Lande, wo Alles unsicher und in Frage gestellt ist, kein christliches Dogma mehr die Substanz des Volkslebens bildet, mußten die neun Artikel zerschmelzen wie Wachs am Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 13. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Das Verhältniß der Allianz zur Freimaurerei wird sich jetzt bestimmen lassen. Wie die Allianz, so erklärt sich auch die Freimaurerei in ihrer Grundurkunde dahin, „jedem Bruder seine besondere Meinung zu lassen.“ Der Unterschied, daß die Allianz in ehrlicher Meinung diese Erklärung gibt, die Freimaurerei in unehrlicher, in der Voraussicht, daß die besonderen Meinungen von selbst schwinden werden und in der bewußten Absicht, daß sie schwinden sollen, ist ein unwesentlicher. Er kommt den Personen zu Gute, aber nicht der Sache. Das Resultat ist ganz dasselbe. Auch den zweiten Unterschied wird man nicht als einen wesentlichen betrachen können, daß die Freimaurerei nur die sogenannten Noachischen Punkte zum Grunde ihrer Verbrüderung macht, die Allianz wichtige christliche Glaubenssätze. Denn die letzteren können sich nicht halten, sie folgen über kurz oder lang ihren verschmähten Brüdern nach, mit deren Wurzeln man auch die ihrigen ausgerissen hat.

Wir kommen noch einmal auf Bengel zurück. Er hat in der erwähnten Schrift die Gefahren des „heiligen Indifferentismus“, der Gleichgültigkeit gegen die Lehre, der Abneigung gegen die ernste Vertheidigung derselben, welche das Wesen der Allianz bilden, in ergreifender Weise dargelegt, und namentlich seine für die Allianz eingenommenen Landsleute sollten sich durch ihn warnen, sollten ihren eignen Propheten bei sich etwas gelten lassen, namentlich der treffliche von uns herzlich geliebte und verehrte Prälat v. Kapff, welcher in Berlin die wenig vorsichtigen und umsichtigen Worte gesprochen: „Wir können nicht auf theologische Formeln und Aeußerlichkeiten ein Gewicht legen; bei uns ist das Wichtigste der geistliche Priester, der Mensch von Gott geboren.“ Bengel sagt: „Das menschliche Herz ist ein erzbetrügliches Ding: und mit seinen Tücken kann es sich nirgend gewaltiger tummeln, als wo der Mensch etwas von der himmlischen Wahrheit hat sagen hören, und daraus für die in seiner Natur steckende Neigung zur Lüge eine Speise bereitet. Eben dieses ist nun heut zu Tage etwas Gemeines. Zu einem guten Seelenzustande gehört eine wahre Besserung beides, des Verstandes und des Willens. Verkehrte Gelehrte *) haben es eine Zeitlang her getheilt (denn auch hier hat das Divide et impera Platz) und gethan, als ob es nur am Willen, und nicht auch am Verstande gelegen wäre, wiewohl sie selbst an ihrem Willen mehr Muthwillen als Gehorsam zeigten. Dieses scheinbare Vorurtheil hat fromme Leute ergriffen und geschwächt, und daher hat eine schreckliche Geringschätzung der Wahrheit und der Lüge die Oberhand gekriegt. Wo etwas Neues hervorbricht, da fällt die Neugierigkeit darauf hin: eine Widerlegung aber oder Verwahrung gegen dasselbe wird für eine solche Arbeit von vielen geachtet, wozu die ungeschlachten Zänker gut genug seyn, und die kaum bei der Liebe Gottes (an dessen Ehre doch so hoch gelegen ist) und des Nächsten (der doch vor Irrwegen gewarnt werden soll) bestehen könne. Wenn einer die Wahrheit in geistlichen Dingen (in natürlichen wendet man mehr darauf) vertheidigt, so heißt es nicht sowohl: Er hat ein gut Werk gethan, als vielmehr: Ob er gleich das gethan, so kann er doch endlich in der Gnade stehen. — Noch mehr: Findet sich etwas gutes, wenigstens dem Scheine nach, bei einem neuen Aufzuge, so sehen und nehmen es blöde Seelen ganz mit Verwunderung an: sind schüchtern den deutlichsten heilsamsten Gegenvorstellungen beizupflichten: befürchten bei sich selbst oder bei andern eine Sünde wider den heiligen Geist, wenn man das Zeugniß gegen das Böse, das sich doch immer mit dem Guten schmücken und schminken muß, ablegt, oder wenn man nur mit dem Beifall an sich hält: und bereden sich, Gott dürfe kein gutes Herz (ich spotte nicht) zu Rede setzen, wenn es sich aus guter Meinung verlocken und verleiten lasse. Der falsche Prophet darf nur kommen: bald steht ihm Alles offen.“ So sprach Bengel im J. 1751, am Vorabend des Rationalismus, zur Zeit, da die „todte Orthodoxie“, der zuletzt noch Hofpr. Beyschlag aller Geschichte zuwider den Ursprung des Rationalismus zuschieben wollte, längst schlafen gegangen war, zur Zeit der unbedingten Herrschaft des Pietismus. Seine treue Mahnung wurde überhört, er nahm die Stellung einer Cassandra ein. Was dem Rationalismus zuerst die Bahn bereitet hat, die Geringschätzung der Lehre, die Herabsetzung der Wahrheit im Verhältniß zur Liebe, die allein aus der Wahrheit geboren werden kann, das läßt er

*) Bengel zielt besonders auf Thomasius, diesen leichtfertigen Vorläufer der Aufklärerei, der sich Anfangs in ein pietistisches Gewand hüllte, nachher es aber abwarf und also in seiner Person eine Vorausdarstellung der nachfolgenden kirchlichen Entwickelung gab.

jetzt beim Scheiden hinter sich zurück. Werden diese Ueberbleibsel des Rationalismus nicht gründlich ausgetilgt, so wird der falsche Prophet gar bald und ehe man sichs versieht von Neuem seinen Einzug halten. Ist einmal eine Erschlaffung in Bezug auf die Wahrheit eingetreten, so fehlt die Energie des Widerstandes gegen die kräftigen Irrthümer, man kann sie wohl beseufzen, man kann ihnen aber nicht den Kopf zertreten. Es ist nicht zufällig, daß die Baursche Theologie sich in einem Lande, wo so viel christliche Frömmigkeit ist, wie in Würtemberg, so lange halten konnte, auch da noch, als sonst überall die Zeit der Hegelschen Philosophie abgelaufen war. Der Pietismus macht die Kirche wehrlos und überliefert sie ihren Feinden. Das Eisen, welches Jesus Sirach unter den Dingen aufzählt, welche für das natürliche Leben nothwendig sind, gehört auch zu den nothwendigen Erfordernissen des kirchlichen Lebens.

Das ist die bedenklichste Seite der Ev. Allianz. Sie ist im Erfolge schlimmer wie die Freimaurerei, eben weil sie in den Absichten besser ist. Während sie unter fröhlichem Jauchzen zu arbeiten meint an dem Bau des Reiches Gottes, zerstört sie seine Fundamente. Nähme sie in der Deutschen Kirche überhand, so würde unsere Lage keine andere seyn, wie die der Stadt Amsterdam, deren Pfahlwerk im 17. Jahrh. Würmer also angefressen hatten, daß ihr der Untergang drohte. Doch dominus providebit. Der jenen Würmern, da die Gefährdeten bußfertig zu ihm emporschrieen, plötzlich und wie durch ein Wunder gebot: bis hieher und nicht weiter, der wird auch, hoffen wir, der Allianz noch zur rechten Zeit ihr Ziel setzen.

Auf andere bedenkliche Seiten wollen wir hier nicht weiter eingehen, weil sie in diesen Blättern schon erschöpfend besprochen worden sind. So namentlich die, daß der Grundbestand der Allianz ein ultrareformirtes Wesen ist, ihr somit der Trieb einwohnen muß, das specifisch Lutherische zu vernichten und uns den Segen zu verkümmern, den Gott speciell unserer Kirche in seiner unverdienten Gnade gewährt hat. „Deutschland — so sprach der hochachtbare Merle d'Aubigné auf der Berliner Versammlung — hat die große Reformation angefangen. Es hat einen ökumenischen immerwährenden Beruf. Es soll dieses Vorrecht benutzen, es soll seine Erstgeburt nicht dahin geben, sondern des Wortes eingedenk seyn: noblesse oblige." Ja wohl! Eben deshalb wollen wir halten, was wir haben und uns kräftig wehren gegen das Andringen „eines verständig-praktischen Christenthums, das mehr Breite als Tiefe hat, stark im äußeren Thun, schwach in innerer Meditation ist"*), uns warnen lassen durch die naive Offenheit, mit welcher Prediger Cairns aus Berwick in Schottland zu Berlin die Absichten seiner Partei enthüllt hat: „Es soll und muß die allgemeine Stimmung der außerdeutschen reformirten Theologie, welche über die unglückliche Spaltung der ersten Reformatoren schon längst hinaus ist und den Abendmahlsstreit in seiner durchaus untergeordneten Bedeutung längst gewürdigt hat, indirecter Weise heilend und

*) Prof. Schaff in den „Verhandlungen" S. 250.

versöhnend wirken, indem sie den brennenden Streitpunkt des kirchenspaltenden Princips zu einem theologischen Problem, das ganz ruhig gelöst werden mag, herabsetzt." „Dumm machen lassen wir uns nicht, wir wissen, daß wir's sollen." Wehe der Kirche, deren Salz dumm wird! Sie ist zu nichts mehr nütze, denn herausgeworfen und von den Menschen zertreten zu werden. Lassen wir uns die Frage, ob der Herr in seinem Mahle wahrhaftig gegenwärtig ist und bei uns bleibt alle Tage bis ans Ende der Welt, oder nicht, zu einem „theologischen Problem" herabsetzen, so ist die Lutherische Kirche in ihrer Wurzel beschädigt, und unfähig, ferner die Mission zu erfüllen, welche der Herr ihr unter den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen und Secten angewiesen hat. Charakteristisch für den die Versammlung beherrschenden reformirten und ultrareformirten Geist ist es, daß, während die Glieder der übrigen Gemeinschaften sich offen und freudig als solche bekannten, wie z. B. Lic. Krummacher und der jetzt schon heimgegangene Göbel sich als Reformirte darstellten, Lehmann und Köbener als Baptisten, Nast eine Lobrede auf den Methodismus hielt, nur die Lutherische Kirche keinen Bekenner fand, mit Ausnahme etwa des Consist.-Ass. Berkholz aus Riga, der die Freiheit, die er sich nahm, mit einem ziemlich schüchternen Bekenntniß hervorzutreten, durch allerhand Complimente an den Geist der Versammlung, Erklärungen gegen „dogmatische Spinnegewebe", „rasselnde Polemik", Privatbeichte, Kirchenzucht u. s. w. erkaufte. Offenbar fühlte man, daß hier für Lutherisches Bekenntniß, „halbkatholisches Wesen", wie ein Redner aus der Dissidentengemeinde der Franz. Schweiz sich ausdrückte, kein Terrain war. — Auch auf die Gefahren, welche das Drängen auf Religionsfreiheit im Sinne der Allianz bringen muß, wollen wir hier nicht weiter eingehen. Dr. Krummacher hat den Muth gehabt, auf der Versammlung selbst ein Zeugniß nach dieser Seite abzulegen. Er wird aber damit den Grundtrieb der Versammlung nicht ändern, sich nicht der Mitverantwortlichkeit entziehen für die Verwüstungen, welche die Entfaltung dieses Grundtriebes mit sich führen muß. Die Sache ist besonders gefährlich durch den Schein der Harmlosigkeit, in den sie sich hüllt. Welcher Christ sollte nicht von Herzensgrunde für Religionsfreiheit seyn, insofern dadurch der Gegensatz gegen die Tyrannei über die Gewissen bezeichnet wird, und das ist die natürliche Bedeutung des Wortes. Aber die Allianzleute legen ganz Anderes hinein. Ein junger baptistischer Theologe bezeichnete es als Verletzung der „Religionsfreiheit", daß er sein Dienstjahr abmachen müsse, während die Theologen der Landeskirche davon frei seyen. Man geht auf nichts Geringeres aus, als auf völlige Entchristlichung des Staates, unbedingte Gleichstellung aller Culte, der Kirchen mit den Secten — nach dem Vorbilde Belgiens, wo jede Anzahl von 200 Seelen, die sich zu irgend einem Cultus zusammenthut, vom Staate einen Gehalt für den Leiter dieses Cultus erhält. Man sieht, die Religionsfreiheit in diesem Sinne ist nichts Anderes, als ein Stück Revolution, eine Feindin der Geschichte, des Rechtes, ja der Herrschaft Christi, dessen Reich,

weil es nicht von dieser Welt, sondern himmlischen Ursprunges ist, nirgends eingeengt und eingeschränkt werden darf, sondern auch die Staaten unter sich befassen muß. Weil Englische und Amerikanische Energie sich jetzt mit solcher Gewalt auf solche „Religionsfreiheit" wirft, ist überall große Vorsicht nothwendig, und wir freuen uns, daß im vergangenen Jahre der Schwedische Reichstag die Gefahr erkannt und die Vorlage wegen Religionsfreiheit abgelehnt hat. Allerdings sind dort Bestimmungen vorhanden, die an Gefährdung auch der ächten in der heiligen Schrift und in der geistlichen Natur der Wahrheit gegründeten Religionsfreiheit anstreifen. Aber es erscheint passender, diese Bestimmungen, die ihr gutes historisches Recht haben, die in einer Zeit ergangen sind, wo man sich genöthigt sah, den stets erneuerten Umtrieben der Katholischen Kirche einen Damm entgegenzusetzen, durch eine *mildere Praxis* zu umgehen, als durch ihre formelle Abschaffung eine Bresche zu bereiten, durch welche der Feind nach der gegenwärtigen Lage der Dinge unaufhaltsam vordringen würde. Das Festhalten des geschichtlichen Grundes und Bodens bot, wie es scheint, den einzigen geeigneten Standpunkt und Sammelplatz dar für die Gegner der revolutionären Religionsfreiheit.

Was ist das Resultat der Berliner Versammlung?

Ein handgreifliches, ein im gewöhnlichen Sinne praktisches Resultat liegt nicht vor. Die Versammlung hat der von Dr. Krummacher in der Eröffnungsrede gestellten Aufforderung: „werden wir recht praktisch in diesen schönen Tagen", gar wenig entsprochen. Von seinen zum Theil recht schönen praktischen Vorschlägen, welche S. 11 der Verhandlungen zu lesen sind, ist keiner in der Versammlung auch nur zur Erörterung gekommen. Reden und immer wieder Reden, bis zur äußersten Ermüdung und geistigen und geistlichen Abspannung für den, der meinte, das Alles mit durchmachen zu müssen. Der Antrag eines Superintendenten Karsten, „daß wir einmüthig, wie wir hier versammelt sind, an den Gesammtvorstand der Gustav-Adolphstiftung in Leipzig den Antrag stellen, die nöthigen Mittel zur Anstellung eines Reisepredigers für unsere evangelischen Brüder in Ober- und Mittelitalien zu gewähren", fand „allgemeine Zustimmung." Aber das ist eine lächerlich winzige Praxis für eine so große Versammlung. Der Gesammtvorstand der G. A. Stiftung wird auch die Verhältnisse in Ober- und Mittelitalien wohl besser kennen als Superint. Karsten und der zustimmende Chorus, und wissen, daß der Reiseprediger nach zwei oder drei Tagen im Gefängniß sitzen würde. Im engeren Kreise soll noch über die Gründung eines Fonds und einer Anstalt zur Erleichterung des Uebertrittes Römisch-Katholischer Priester berathen worden seyn. Aber dabei wird große Vorsicht nöthig seyn, wie sie sonst den Männern der Allianz nicht grade eigen ist, bei denen die Hauptfrage überall nur die: wer geht mit? sonst könnte das Netz gar leicht eine Ueberzahl fauler Fische fangen und man würde der Katholischen Kirche den Gefallen thun, ihre oft nur zu sehr angefüllten Demeritenhäuser zu leeren.

Wir werden also das Resultat der Versammlung, wenn

sie überhaupt ein solches gehabt hat, auf dem geistigen Gebiete, in dem von ihr ausgegangenen Einflusse auf die Gemüther zu suchen haben.

Dr. Krummacher rühmt ihr hier zuerst nach, daß sie Großes für die Einigung der Evangelischen Christenheit gethan habe. „Ja die Versammlung — sagt er in der Schlußrede — steht hinfort da als Zeugin für die Heilbarkeit des Risses, der gegenwärtig durch die Gemeinde Gottes geht, als Vorläuferin der gottgewollten Union aller Gläubigen" u. s. w. Aber um solche Bedeutung haben zu können hätte die Versammlung vor Allem sich liebreich gegen diejenigen beweisen müssen, welche sich aus Gewissensbedenken nicht an ihr betheiligten. Dr. Krummacher zwar meint in dieser Beziehung: „Auch nicht ein bitteres Wort habe ich gegen unsere christgläubigen Gegner in dieser Versammlung erschallen hören. — Gelobet sey Gott der Herr, der also der Liebe in uns zum Siege verhalf über den Haß!" Aber dazu will es schon nicht recht stimmen, daß er selbst gleich darauf von solchen redet, „die mit Antiquaren- und Reliquienhändleraugen rückwärts schauen", und wenn wir auch gerne zugestehen, daß Dr. Krummacher selbst während der Versammlung mehr sich der bitteren Worte enthalten hat, wie vor derselben (man denke nur daran, daß er vor der Gemeinde die Genossen desselben heiligen Amtes und zwar die vor dem Herrn zunächst mit ihm verbundenen als solche bezeichnete, die mit Unwahrheiten umgehen und sie von heiliger Stätte unter die Gemeinde ausstreuen): wie war es möglich, daß ihm, als er diese Worte aussprechen wollte, nicht sofort der Gedanke an seinen eignen Bruder kam und seine Zunge lähmte! Den Ton, aus dem dieser geredet hat, und zwar vor einer Versammlung, die, wie er selbst wohl wußte und später nachdrücklicher erfuhr als ihm lieb war, ihrer Mehrzahl nach mehr oder weniger der Welt angehörte, müssen wir um so mehr durch Mittheilung einer einzelnen Stelle aus dem authentischen Bericht charakterisiren, da Lic. Krummacher gegen eine frühere Mittheilung reclamirt hat: wie völlig mit Unrecht, das wird schon diese eine Anführung hinreichen zu beweisen: „Es ist in der gegenwärtigen Kirchenperiode eine Partei aufgetreten, welche den unseligen Versuch anstellt, die Zeiten der liebentblößten orthodoxistischen Zänkereien, Verunglimpfungen, Verurtheilungen und Zertrennungen zu repristiniren und im Streben nach dem Geltendmachen ihrer als infallibel hingestellten und zur alleinigen Herrschaft berechtigt seyn sollenden, also exclusiven Doctrin, die sie aroganterweise mit der untrüglichen Gottesoffenbarung identificirt, vielleicht unbewußter Weise, eine Stagnation des kirchlichen Lebens, eine Verkrüppelung desselben, einen geistlichen Dünkel und ein unprotestantisches, mit Rom liebäugelndes, zu Rom hinverführendes Pseudokirchenthum ins Daseyn zu rufen." Und so geht es noch weiter fort in Reden, die nach dem Muster des: Quousque tandem Catilina gebildet sind. Wir machen aus dergleichen nicht viel, sind nicht versucht deshalb uns gegen unsern alten Freund zu entrüsten. Uns ist es um die großen Realitäten des Reiches Gottes zu thun, und was in dem großen Kampfe um

dieselben von Reden wider uns fällt, nehmen wir ziemlich gleichmüthig hin, ringen wenigstens danach, es zu thun. Aber das ist klar: eine Versammlung, die solche Reden hält und hört, kann nicht als die Vertreterin Evangelischer Katholicität, nicht als ein Heerd christlichen Liebesgeistes angesehen werden, nicht als eine solche, die Alles trägt, Alles duldet, sich nicht der Ungerechtigkeit freut, sondern der Wahrheit. Als auf ein ferneres Beispiel weisen wir hin auf die Reden, welche über das Thema gehalten wurden: „Wozu fordert die Wahrnehmung auf, daß sich trotz der Rückkehr der Theologie zum kirchlichen Bekenntniß so wenig geistliches Leben in den Gemeinden zeigt." Schon die Aufstellung dieses Themas selbst, dem gar wohl ein anderes zur Seite gestellt werden könnte: wie kommt es, daß, nachdem bereits seit fast einem Jahrhunderte der Satan los geworden aus seinem Gefängniß, noch so viel geistliches Leben sich zeigt, ging nicht aus dem Geiste christlicher Liebe hervor. Es war offenbar auf die Antwort angelegt: die Schuld liegt am Confessionalismus, eine Antwort, gegen die schon die Thatsache Protest einlegt, daß grade diejenigen Prediger, auf deren Wirksamkeit der reichste Segen ruht, in der Regel am treuesten sind in der Festhaltung des kirchlichen Bekenntnisses. *) Die Referenten, von denen uns nicht bewußt ist, daß sie eine besondere Virtuosität in der Erweckung „geistlichen Lebens in den Gemeinden" gezeigt hätten (und nur solche hätte man billig wählen, nur solche den Antrag annehmen sollen), haben diese Intention verstanden. In den Vorträgen von Prof. Krafft und Hofpr. Beyschlag findet sich eine Fülle unwahrer Anklagen und liebloser Verdächtigungen gegen die kirchliche Richtung, zum Jubel für den „emeritirten Prediger", für die Freimaurer und ihre Genossen in der Versammlung: „sie erblickte in dem symbolischen Kirchenthum das alleinige Heil für die Gegenwart und Zukunft"; „sie suchte mit äußeren Mitteln, die kein inneres Leben schaffen, die Restauration der Kirche zu erwirken", „ein fieberhaftes Bestreben, die kirchliche Entwickelung auf Bahnen zurückzuführen, die der Herr der Kirche bereits als Todesbahnen gezeichnet hat, hat namentlich auf historisch-lutherischem Boden um sich gegriffen." Ueberall liegt die nicht aus der Liebe stammende Voraussetzung zu Grunde, daß wir die große Wahrheit verläugnen, welche der Herr gegen Nicodemus ausspricht: „Wahrlich, wahrlich ich sage dir, es sey denn, daß jemand von neuem

*) Wir erinnern nur an das unparteiische Zeugniß, welches in dieser Beziehung auf der Berliner kirchlichen Conferenz Generalsup. Möller abgelegt und welches die Protokolle nur sehr unvollkommen wiedergeben. „Dieselbe Bekenntnißtreue — heißt es dort S. 276 — habe er anzuerkennen gehabt, wo bei den in der Provinz abgehaltenen Generalvisitationen ihm besondere Erfolge entgegengetreten wären."

geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen", die mit der dürren Salbungslosigkeit des einen dieser Vorträge, dem hochfahrenden Wesen des anderen im seltsamen Widerspruche stehende Prätension, daß die Redner gegen uns, die Liebhaber der todten Orthodoxie, das lebendige Christenthum vertreten. Das ist wahrlich nicht die Liebe, welche sich nicht blähet, sich nicht der Ungerechtigkeit freuet, sie freuet sich aber der Wahrheit.

Als ein ferneres segensreiches Resultat der Versammlung bezeichnet Dr. Krummacher in der Schlußrede Folgendes: „Wir werden hinfort — wir verhoffens mit Zuversicht — mit unserm Evangelium beim Volke einen ungleich reicheren Eingang finden als seither, weil nunmehr der weit verbreitete Verdacht, als liege es in der Tendenz aller Geistlichen der Gegenwart, die Gemeinden in die Banden eines neuen Papst- und Hierarchenthums zu schmieden, durch unsere Versammlung und deren Verhandlungen gründlich widerlegt und beseitigt worden ist." Wir wurden dadurch lebhaft erinnert an das Wort, was kurz vorher Dr. Krummacher in Bezug auf die Versammlung ausgerufen: „o herzerhebende Luftspiegelung", um so mehr, da es sonst gangbar ist, von der Luftspiegelung nicht in gutem Sinne zu reden, da sie das passende Bild ist für süße Träume und Schäume, für eitle Phantasieen, für reizende Hoffnungen, die nicht in Erfüllung gehen. Es ist die Weise der Welt, wenn man ihr einen Finger darreicht, nach der Hand zu greifen, und wenn diese ihr versagt wird, sich zornig abzuwenden oder gar loszufahren, auf den, der getäuschte Hoffnungen bei ihr hervorgerufen: man denke nur an das, was ein Berliner Prediger im J. 48 erleiden mußte. Durch Concessionen wird die Welt nur in ihrem Wesen bestärkt und lacht der Armen, die sie dadurch zu sich herüberzuziehen wähnen. Es ergeht ihnen gleichwie einem Hungrigen, welcher träumet, daß er esse, wenn er aber aufwacht, so ist seine Seele noch leer, und wie einem Durstigen, welcher träumet, daß er trinket, wenn er aber aufwachet, so ist er matt und durstig. Die aber wirklich ein Heilsbedürfniß im Herzen tragen, wenden sich am wenigsten dahin, wo ihnen die Concessionen entgegengetragen werden, sie wenden sich mit Vorliebe zu den Stätten, wo ihnen die kirchliche und biblische Wahrheit unverkürzt und in allem ihrem Ernste und in ihrer Strenge vorgetragen, wo ihnen nichts von dem Rathe Gottes „verhalten" wird. Das haben seiner Zeit diejenigen unter den Männern des Protestes vom 15. August erfahren müssen, die bei gläubiger Richtung meinten, sich bei einer Concession an den Zeitgeist betheiligen zu dürfen. Ihre Kirchen leerten sich sofort und haben sich seitdem nie wieder gefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 16. Januar. № 5.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Müssen wir solche Hoffnungen als schwärmerische betrachten, müssen wir es tief bedauern, daß durch die Berliner Versammlung das weltliche Bewußtseyn einen Aufschwung erhalten hat und Feigenblätter zur Bedeckung seiner Blöße, daß unter als gläubig sich darstellenden Leuten die Unklarheit, die Verschwommenheit, der Mangel an Solidität gemehrt worden ist — wobei doch zu bemerken, daß an der Welt nicht viel zu verderben, an Leuten, die sich nicht warnen lassen, nicht viel zu verlieren ist, daß nur dem, der nicht hat, bei solchen Gelegenheiten genommen wird, das er hat: so bleibt doch ein großer Vortheil übrig, der unläugbar aus der Versammlung der Kirche erwachsen ist. Diesen Vortheil haben wir ins Auge gefaßt, sobald wir die erste Nachricht von dem Projecte erhielten. Sie war uns nicht Gegenstand der Furcht, sie war uns in gewissem Sinne Gegenstand der Freude, in dem Sinne, in dem der Apostel spricht: achtet es für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallet. Von der größten Bedeutung für das Leben der Kirche ist die Versuchung. Die herrlichsten Gaben Gottes werden ihr dadurch vermittelt. Es kommt freilich darauf an, daß man ihr nicht nachgibt, daß man ihr kräftig widersteht. Dazu in dieser Versuchung die Waffen zu bereiten betrachteten wir als unsere Mission. Eine der größten Gefahren der Kirche in unserer Zeit und speciell in Berlin ist die Zerflossenheit und Zerfahrenheit, der Mangel der Solidität, der Treue. Als Verkörperung dieser Gefahr stellte sich die Allianz dar. Gelang es, sie siegreich zu bekämpfen, so konnte dadurch ein schöner Fortschritt errungen werden. Wir freuen uns, daß wir im Ganzen unser Ziel als erreicht betrachten können. Wenn man die großartigen Anstrengungen ins Auge faßt, welche die Englische Energie und Betriebsamkeit angewandt hat, so muß man das Resultat als ein ziemlich ärmliches betrachten. Die Zahl der Geistlichen, welche theilnahmen, betrug noch nicht die Hälfte von der des Berliner Kirchentages, und unter diesen waren aus der Lutherischen Kirche verhältnißmäßig nicht gar viele bedeutendere Namen. Aus Berlin selbst haben sich nur wenige aus der Zahl der Geistlichen betheiligt, die zu einer größeren Schaar sprechen können: das Siegel meines Amtes seyd ihr in dem Herrn, die Zahl der Laien war eine winzig kleine, wenn man die Größe der Stadt und die Ausdehnung der christlichen Erweckung in ihr ins Auge faßt. Und wie groß ist nicht die Menge derer, die nur zufällig und gleichsam wider Willen in die Liste der Mitglieder gelangt sind, die nur einmal hören und sehen wollten und nicht wußten, was es mit der so bereitwillig dargebotenen Karte für eine Bewandniß hatte.

Wie es sich aber auch mit den bösen und wie mit den guten Folgen der Versammlung verhalten mag, die jetzt schon ziemlich verschollen ist, jedenfalls hat Lord Shaftesbury der Sache zu viel gethan, wenn er in London sagte, die Berliner Versammlung bezeichne eine neue Epoche in der Weltgeschichte. An solchen maaßlosen Uebertreibungen hat die Evangelische Allianz immer gelitten. Wir müssen es zu ihnen auch rechnen, wenn Dr. Krummacher in der Schlußrede die so gar gemischte Versammlung in Potsdam als ein „sinnreiches Vorspiel der großen Huldigungsscene" bezeichnete, „die wir zu gewärtigen haben, wenn Er selbst, der Fürst aller Könige auf Erden, zur Vollendung seines Reiches wieder erscheinen wird." Es wäre interessant zu untersuchen, woher der Trieb zu solchen Uebertreibungen der Allianz wohl kommen mag. Vielleicht hängt die Erscheinung mit der anderweitigen Wahrnehmung zusammen, daß das Wort Buße in den Versammlungen der Allianz so selten vorkommt, der Geist der Buße und des Gnadenflehens in ihnen so wenig zu verspüren ist. Von der „neuen Epoche in der Weltgeschichte" läßt sich schier nichts mehr verspüren. An die Stelle des Stromes ist jetzt schon wieder das alte kleine und nicht sehr klare Bächlein getreten. Der Saal der Brüdergemeinde, die wohl besser thäte sich von dieser Sache mehr zurückzuhalten, reicht nach wie vor hin für die Versammlungen der Allianz.

Der „neunte Deutsche evangelische Kirchentag", der bald nach der „Versammlung evangelischer Christen" in Berlin in Stuttgart abgehalten wurde, hatte unter den Einflüssen jener Versammlung zu leiden. Mehrere der Theilnehmer derselben kamen von ihr electrisirt und erregt wider ihre Gegner auf den Kirchentag und pflanzten diese Stimmung um so leichter fort, je mehr pietistische und daher gegen die Kirche und ihre Lehre gleichgültige Elemente sich in dem christlichen Leben Würtembergs finden, durch das die Stimmung der Versammlung zunächst bestimmt wurde. Die Vertreter Lutherischer Ueberzeugung, die schon seit längerer Zeit dadurch in eine etwas schwierige Lage gerathen waren, daß die große Mehrzahl ihrer Gesinnungsgenossen sich von dem Kirchentage zurückgezogen hatte, während die reformirt

unionistische Richtung ihn in demselben Grade lieber gewann, als sie sich dort als die vorherrschende fühlte, hatte diesmal einen ganz besonders schwierigen Stand.

Die Verhandlungen über das erste Thema, die Heidenmission, liefen ziemlich fruchtlos ab. Schon das war ihrem Gedeihen hinderlich, daß der Referent nicht persönlich anwesend seyn konnte, sondern sein Referat ablesen lassen mußte. Noch mehr aber wurde die Wirkung dadurch beeinträchtigt, daß der Referent, zu wenig seines Wortes eingedenk: „Wer Künste sucht und die Mission fördern und in ihr wirken will, nur um des heimathlichen Kirchensegens willen, der gemahnt mich fast wie Einer, der den lieben Gott betrügen will", solches einmischte, was mehr von Bedeutung ist für die brennende Frage des Tages in der heimischen Kirche als für die Heidenmission, was also nothwendig das Interesse von der letzteren abziehen und die in diesem einige Versammlung in zwei Heerlager spalten mußte. Es war unmöglich, daß die Vertreter Lutherischer Ueberzeugung die beiden Thesen: „Die Deutsche evangelische Mission darf nicht ein bloßes Abbild der Deutschen besonderen Kirchengestalt anstreben, sondern muß die apostolische Urkirche pflanzen wollen", und: „die künftigen Nationalkirchen unter den Heiden werden neue Gestaltungen seyn und auch neuer Bekenntnisse auf Grund der alten bedürfen" ohne ein Gegenzeugniß abzulegen durchgehen lassen konnten, um so mehr, da der Stellvertreter des Referenten erklärte, daß er grade hierin den Schwerpunkt des Vortrages finde und hierüber vor allem Anderen eine Einigung der Versammlung wünsche. Es wurden in der Motivirung Behauptungen ausgesprochen, welche von gar großer Tragweite sind und die eigentliche Substanz der bestehenden Kirche in Frage stellen. Dahin rechnen wir namentlich die Behauptung, daß was die Confessionen von einander scheide, nicht sowohl auf einer Verschiedenheit des Glaubens beruhe, als auf einer Verschiedenheit der Nationalitäten — die Lutherische Abendmahlslehre z. B. Product der Deutschen, die reformirte der Holländischen, Englischen Nationalität. Daran können wir nur soviel als wahr erkennen, daß die eine Nationalität der Aneignung der christlichen Wahrheit in einer bestimmten Beziehung mehr hinderlich und förderlich ist als die andere, was ganz in gleicher Weise auch von den christlichen Tugenden gilt: ein Schottischer Redner sprach auf der Berliner Versammlung in edler Selbstverläugnung von der „Alles verzehrenden Gewinnsucht, welche der eigentliche Krebsschaden englischer Religion zu nennen ist." Geht man weiter, so zerstört man die betreffenden Lehren und somit auch die betreffenden Kirchen. Denn in der Lehre Erzeugnisse der Nationalitäten in der Kirche zu pflegen, da nicht ist Jude und Grieche, sondern Alles und in Allem Christus, ist sündlich. Dahin rechnen wir ferner die Aeußerung, der Herr wolle in der Mission zwar „Deutsche und Britische Gefäße, Lutherische und reformirte Schaalen" gebrauchen, aber der Erfolg werde nicht die Gründung lutherischer oder reformirter Kirchen unter den Heiden seyn, sondern die Ausbreitung eines davon verschiedenen „apostolischen Christenthums", welches sich unter den Heiden von neuem in besonderen Gestaltungen individualisiren werde. Die hier ohne alle Beschränkung ausgesprochene Behauptung einer Differenz des kirchlichen und des apostolischen Christenthums, mit der bekanntlich der Rationalismus seine Laufbahn begann, muß nothwendig einen lähmenden und aushölenden Einfluß ausüben, einen schlimmeren noch als die Abweichung in einem und dem anderen auch wichtigen Lehrpunkte. Sie zerstört die Zuversicht zu der Wahrheit überhaupt und hindert somit auch ihren practischen Einfluß. Eine Lehre von bloß provisorischer Bedeutung kann auch während des Provisoriums keine rechte Auctorität behaupten. Die Kirche wird auf diese Weise in eine unselige Schwebe gestellt zwischen ihrem alten herkömmlichen Glauben und der Erneuerung der „apostolischen Urkirche", welche die Zukunft erst bringen soll. Sie setzt sich zwischen zwei Stühlen nieder, das Alte wird ihr unsicher gemacht, das Neue vermag sie noch nicht zu gewinnen. So lag die Sache in dem Referate: bei persönlicher Anwesenheit des Referenten würde vielleicht mancher Anstoß durch nähere Erklärung und Begränzung gemildert worden seyn. Es gereicht der Versammlung wie sie war, zur Ehre, daß sie sich der Abstimmung über die Thesen enthielt. Wäre sie gewesen wie sie seyn sollte, so hätte sie eine Mißbilligung derselben aussprechen, und erklären sollen, daß man von dem unmittelbar aus dem Worte Gottes entnommenen Bekenntnisse der Kirche nichts weichen oder nachgeben kann, es falle Himmel und Erden und was nicht bleiben will, und daß man des gar gewiß seyn und nicht zweifeln müsse, sonst sey alles verloren und behalte Papst und Teufel und Alles wider uns den Sieg und Recht.

In den Verhandlungen über „evangelische Katholizität" kam auch gar Manches vor, was für unsere Seite beschwerlich und empfindlich war und dringend forderte, daß sie sich dagegen verwahrte. In dem im Ganzen sehr milde gehaltenen und vielfach ansprechenden Vortrage des Referenten wurde doch nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß „die Seltenheit persönlicher Erweckungen zu wahrer Buße und lebendigem Glauben" durch das übertriebene Gewichtlegen auf das Bekenntniß verschuldet sey, eine Behauptung zu deren Legitimirung vor Allem das gehören würde, daß in Bezug auf Buße und lebendigen Glauben auf der unionistischen Seite ein entschiedener Vorzug sich zeige, dort die Erweckungen noch in vollem Gange sich befinden. Wir läugnen zum Theil die Thatsache. Bei Allem, worüber wir zu klagen haben in einem Lande, dessen geistlicher Boden durch den Rationalismus fast während eines Jahrhunderts ausgesogen worden ist, geht doch das Werk Gottes an den Seelen im Stillen fort. Die Zeit nationaler Erhebung unmittelbar nach den Freiheitskriegen mit ihrer Lebensfrische darf man uns nicht zum Muster stellen. Solche Zeiten kann man nicht machen, sie müssen gegeben werden. Die Empfehlung ferner der Gemeinschaft der Heiligen von Person zu Person „die an keinen Glaubensartikel gebunden, durch kein Statut ein- oder ausgeschlossen ist" war mindestens im Ausdrucke unvorsichtig. In einer Zeit, wo der Indifferentismus in der Lehre, der überall Hand in Hand

geht mit der Herrschaft der irdischen Interessen, in der Luft liegt, ist Alles zu meiden, was solcher Schwindsucht Vorschub leisten kann. Von einem Hauche eines zu weit gehenden Liberalismus in der Lehre, der namentlich alle Unterschiede unter den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen und Secten für gering achtete und mit der Unterscheidung fundamentaler und nicht fundamentaler Artikel zu rasch vorging, war hier aber Alles durchweht. Doch weit mehr noch als der Referent betraten die Redner, die nach ihm auftraten, bedenkliche Bahnen. Dekan Lechler sprach die Ueberzeugung aus, „daß keine sichtbare Kirche, sey sie auch noch so gesund in der Lehre und rein im Leben dem Christen einen Platz im Reiche Gottes sichere, sondern daß dieß nur die Wiedergeburt durch den Heiligen Geist und die lebendige Gemeinschaft mit Gott in Christo vermag" und war so liebevoll zu insinuiren, daß wir die Gegenlehre führen. Er stellte uns als Repräsentanten „evangelischer Weitherzigkeit" den Würtembergischen Herzog Christoph und die vier Würtemberger Theologen Joh. Brenz, Jakob Andreä, Joh. Val. Andreä, J. A. Bengel entgegen und characterisirte uns dadurch als wahre Monstra von Engherzigkeit. Denn an dem hinreichenden Eifer für die reine Lehre hat es wahrlich keinem dieser Männer gefehlt. Herzog Christoph drang auf dem Reichstage in Augsburg darauf, man müsse sich von dem Churfürsten von der Pfalz, gewiß einem der edelsten Repräsentanten der Reformirten Kirche in Deutschland, trennen, wenn er dem Calvinismus nicht entsage, da der Wahrheit Alles nachstehen müsse *). Joh. Brenz erklärte auf demselben Reichstage, die Zwietracht in Absicht auf die Zwinglische Lehre, welche auch bei den Ständen der Augsburgischen Confession einreiße, sey kein bloßer Wort-, sondern ein That- und Grundstreit, der nicht blos die Gelehrten auf der Schule allein, sondern auch die Kirche und den gemeinen Mann berühre. Diese Secte sey die allerbeschwerlichste so sich je zugetragen.**) Der sonst so milde und von Lindigkeit erfüllte Mann sprach, im Innersten empört über die Machinationen und Umtriebe der Gegner, die damals der Lutherischen Kirche gewaltig zusetzten, wie sie überhaupt zu allen Zeiten der angreifende Theil waren, in seiner letzten Streitschrift gegen Bullinger den Satz aus: der Teufel suche durch den Calvinismus nichts Geringeres als das Heidenthum, den Talmudismus und den Muhammedanismus in die Kirche einzuführen.***) Daß Jakob Andreä nicht „weitherzig" im Sinne der Allianz war, wird jeder wissen, der die Concordienformel kennt. In der Leichenpredigt †) wird von ihm gesagt, daß er die von Luther angezündete Fackel des Wortes Gottes treulich behütet habe. Den Ton seiner Polemik, die wir weit entfernt sind überall vertreten zu wollen und die nur durch die Zeitumstände in ein milderes Licht gestellt wird — es war aber damals ein Stand der Nothwehr — kennzeichnen z. B. die Worte: „So weit die Worte der Calvinisten, auf die ich nur mit dem Ausspruche des Propheten antworte: der Herr schelte dich." *) Seine Schriften sind mit Ausnahme der Predigten, fast nur polemischen Inhaltes. Er schrieb u. A. den „Spiegel der offenbaren Calvinischen Lügen wider reine Lehre Augsburgischer Confession und Lästerung wider die göttliche Majestät der Menschheit Christi." In Bezug auf J. V. Andreä reicht das Eine hin, daß er bemüht war das Leben seines Großvaters zu schreiben, was als ein verfehltes betrachtet werden muß, wenn der Kampf um die reine Lehre ein eitler und die „evangelische Weitherzigkeit" das ein und Alles ist. Er stellte in der Fama Andraeana Alles zusammen, was zur Verherrlichung seines Großvaters diente, auf den er stolz war. Zu beweisen, daß Bengel dem jetzt so beliebten „heiligen Indifferentismus" feindlich gegenüberstand, genügen schon die früheren Mittheilungen. Wie scharf und genau es dieser solide Geist mit der Lehre nahm, zeigt sein „Abriß der Brüdergemeinde", der recht bald in einer neuen Ausgabe allgemeiner zugänglich gemacht werden sollte, nicht zum Unglimpf der Brüdergemeinde, die seitdem redlich an sich fortgearbeitet und in der sich gar Manches abgeklärt hat, und die gewiß auch seinen Mahnungen Vieles verdankt, sondern wegen der reichen Fülle tiefer theologischer Gedanken, und namentlich auch zur heilsamen Medizin für „die evangelische Weitherzigkeit." Zum Beweise dafür, daß diese gar viel von Bengel lernen kann, wollen wir hier noch eine Stelle ausheben: „Wenn man in einem Saale alle Lichter, bis auf eines, auslöschet oder beiseit thut, so werden sich alle Anwesende zu dem einigen noch übrigen Lichte wenden, obschon dieses an sich selbst keine solche Helle gibt, als alle Lichter zusammen. So ist es, wenn man einen einigen Punkt der heilsamen Lehre, zum Exempel von den blutigen Wunden Jesu, besonders preist und die übrigen zurücksetzt." — Nach Dekan Lechler stand Pfarrer Bräm auf und warnte vor den „Mängeln der Schroffheit und Ausschließlichkeit eines starren Doctrinarismus, einer Selbsttäuschung, die zum Pharisäismus führt." Das Alles wurde von den Vertretern der kirchlichen Richtung geduldig hingenommen. Sie wußten, daß vorhandnen Gegensätzen den Mund verschließen, das Leben einer Vereinigung gefährden heißt, daß es für Männer sich nicht ziemt keinen Widerspruch ertragen zu können, daß auch scharfe und unbillige Worte in einem Kampfe verschmerzt werden müssen, welcher um die höchsten Güter geführt wird, daß auch aus ihnen sich vielfach Lehre und Warnung und jedenfalls Veranlassung zur Demüthigung entnehmen läßt, das Wort in Bezug auf sie gilt: was bitter ist dem Mund, ist dem Herzen gesund. Das Eine aber mußten sie verlangen, daß auch sie zu Worte kamen. Wurde ihnen dies abgeschnitten, so durften sie nicht Mitglieder der Versammlung bleiben. Ihren Repräsentanten erkannten sie in O. C. R. Stahl: weil es bekannt war, daß dieser das Wort nehmen würde, hatten die Anderen geschwiegen. Sein Vortrag enthielt,

*) Joh. Brenz von J. Hartmann und K. Jäger Th. 2. S. 396.
**) S. 395.
***) S. 388.
†) Fama Andraeana p. 317.

*) p. 198.

wie das Würtemberger Kirchenblatt zugesteht, nicht ein einziges Wort, welches die Gränzen des kirchlichen Anstandes überschritten oder in ungehöriger Weise verletzt hätte. Daß dennoch dagegen von der Gegend des diesmal absichtlich unverdeckt gelassenen Altares her ein schon mit der Heiligkeit des Ortes nicht in Einklang stehender Tumult entstand, als dessen erster Urheber Prof. Lange in Bonn sich selbst öffentlich genannt hat, fand in der Behauptung, daß der Präsident nur zu resümiren habe, nur eine Scheinrechtfertigung. Der Kirchentag hat nie streng auf Formen gehalten, der Vortrag des Referenten z. B. hatte ohne Widerspruch statt der vorgeschriebenen halben, ziemlich anderthalb Stunden gedauert; daß für das Präsidium des Kirchentages das davon wesentlich verschiedene Präsidium einer Kammer oder eines Gerichtshofes die Norm abgebe, zumal bei einer Frage, bei der es nicht galt zu beschließen und abzustimmen, sondern nur Ueberzeugungen darzulegen und Gedanken auszutauschen, wurde ohne Grund angenommen; von viel größerer Bedeutung war das Herkommen, auf das sich Dr. Stahl, wie anerkannt werden mußte, zu seinen Gunsten berufen konnte. Der gesunde Sinn der Versammlung entschied mit großer Majorität dafür, daß Dr. Stahl seine Rede vollenden solle. Aber damit war der Sache nicht genug gethan. Sie hätte außerdem erfordert, daß die Versammlung ihren Schmerz ausgesprochen über die Verletzung des kirchlichen Anstandes, über die versuchte Kränkung des Rechtes der Brüder, des Rechtes des Präsidenten. Daß solche Sühne nicht geschehen ist, bleibt auf der Versammlung lasten. Wir aber wollen uns deshalb von der Sache nicht abwenden, auf der noch fortwährend ein Segen des Herrn ruht, welchen zu verderben wir Scheu tragen, wollen hoffen, daß nicht Aehnliches wiederkehrt und uns zuletzt doch nöthigt den für uns schmerzlichen Schritt zu thun.

Einen durchaus wohlthuenden und erquickenden Eindruck machten die leider durch Kürze der Zeit eingeengten Verhandlungen über das Gesangbuchswesen. Der Vortrag des ersten Referenten Oberhofp. Dr. v. Grüneisen zeichnete sich aus durch seine Gediegenheit und durch feine und geistige Auffassung. Es war erfreulich zu vernehmen: „Es ist nicht zu läugnen, daß in den letzten fünf Jahren für ein Besserwerden im Gesangbuchswesen Viel geschehen ist. Die Bewegung geht von einem Ende des Vaterlandes nach dem anderen und ist so ziemlich allgemein. Wenn wir Mecklenburg, wo noch ein ziemlich gutes altes Gesangbuch im Gebrauche ist, und Würtemberg, wo ein neueres dem Bedürfniß der Gemeinden ausreichend entspricht, abrechnen, so liegt nur noch über Sachsen, Kurhessen, dem Mehrtheil der thüringischen Lande und etlichen kleineren, zumal den freistädtischen Gebieten eine unerfreuliche Stille.“ Die daran sich schließende Besprechung der einzelnen Erscheinungen überging bei allem ihrem Reichthum doch noch Manches mit Stillschweigen, das dem Ref. noch nicht zur Kenntniß gekommen, so das neue Elberfelder Gesangbuch, dessen Erscheinen unter den kirchlichen Thatsachen des vergangenen Jahres eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt und das im Ganzen vortrefflich ist, ohne Vergleich besser als das Bergisch-Märkische Synodalgesangbuch, das man unbegreiflicher Weise noch jetzt, da seine Zeit längst abgelaufen ist, Gemeinden aufzudrängen sucht, hier und da aber allerdings noch Unbegreiflichkeiten enthält, z. B. in dem Liede: wachet auf ruft uns die Stimme, dann die unter der Auctorität des um die Gesangbuchssache so verdienten Brandenburger Consistoriums erschienene neue mit einem Anhange vermehrte Ausgabe des alten Dresdener Gesangbuches, ja selbst die unter der Auctorität desselben Consistoriums erschienene und in diesen Blättern schon längst besprochene neue Ausgabe des Porst, das Gesangbuch der reformirten Gemeinden im Gebiete der Stadt Bremen, auch das sich durch so viele Vorzüge auszeichnende Gesangbuch für die separirt lutherischen Gemeinden in Preußen von Crome. In die Klage des Ref., daß man sich das Eisenacher Gesangbuch nicht überall unbedingt angeeignet hat, können wir nicht ganz einstimmen. Dies Gesangbuch enthält doch Einzelnes, dem Niemand sich fügen wird, der die Macht in Händen hat, es zu beseitigen, z. B. die Veränderungen in dem Liede: Schmücke dich o liebe Seele. Mit Freuden aber hat uns das Zeugniß erfüllt, welches der Ref. und seinem Antrage beistimmend die Versammlung für das Bayrische Gesangbuch ablegte: „Das B. G. wird gegenüber der grade jüngst erwachten zuchtwidrigen Aufregung sein gutes Recht und seinen großen Segen behaupten, und der Kirchentag ist ihm und seinem Urheber dieses Zeugniß vor dem ganzen evangelischen Deutschland schuldig.“ Der Ref. zeigte sich als erhaben über einen schlechten kirchlichen Patriotismus, indem er die bedeutenden Mängel des im J. 41 unter seiner, freilich oft erfolglosen, Mitwirkung entstandenen Würtemberger Gesangbuches mit voller Offenheit eingestand und die Hoffnung aussprach, daß eine künftige Revision es reicher machen werde, „wie an christlicher Erbaulichkeit, so an wahrer Poesie und edler Sprache“, zugleich es sehr begreiflich fand, daß bis dahin manche Geistliche es schwer finden, einzelne Hauptlieder „in ihrer hin und wider leidigen Verunstaltung und Abschwächung singen zu lassen.“ Zu den Anträgen, welche der Ref. an die Versammlung stellte (u. a. die Bildung von Unterstützungsvereinen zur Abschaffung rationalistischer Gesangbücher) hätten wir gern noch einen hinzugefügt gesehen, den, daß überall die kirchlichen Behörden, selbst in dem Wege der Verordnung die Abschaffung der rationalistischen Gesangbücher vorschreiben. Diese haben es unendlich leichter vorzugehen, wie die einzelnen Geistlichen, denen, wenn sie die Sache in die Hand nehmen, sofort das Vorurtheil entgegentritt: wäre die Aenderung nothwendig, so würde sie von den Behörden befohlen werden; die im besten Falle, wenn sie durchdringen, doch immer einzelne Gemüther sich und der Kirche entfremden. Aber auch von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus ist solches Exponiren der Pastoren bedenklich: müssen diese überall vor den Riß treten, so wird nach und nach der Schwerpunkt der Kirche zu unbedingt in das Pastorat fallen und das Regiment der Kirche wird mehr und mehr aus der gottgewollten Stellung verdrängt werden. Was

in Sachen der Ehescheidung geschehen ist, hat in dieser Beziehung schon gar viel geschadet, nicht durch Schuld der Pastoren, die ihre Pflicht gethan haben, sondern der Behörden. Und nun bedenke man noch, welche traurige Folgen es haben muß, wenn in derselben Stadt in der einen Kirche das rationalistische Gesangbuch abgeschafft, in der anderen beibehalten wird, wie da die Glieder der Gemeinden zu harten Urtheilen über die Pastoren nach der einen oder nach der anderen Seite provocirt werden, wie auch die Liebe unter den Pastoren selbst gefährdet wird, welcher Schatten dabei auf das Ganze der Kirche fällt, die wie es scheint, nicht weiß was sie will, und ihre einzelnen Diener nach Belieben ihre Wege gehen läßt. — Das Correferat von Oberlehrer Scholz aus Gütersloh schloß sich dem Referate in würdiger Weise an. Es faßte noch bestimmter die dem Kirchentage obliegende Verpflichtung ins Auge, Zeugniß abzulegen für das angefochtene Bayerische und das Osnabrücker Schulgesangbuch.

Wie die Verhandlungen in der Gesangbuchssache, so zeugten auch die über „innere Mission", daß für den Kirchentag ein weites und breites gemeinsames Gebiet vorhanden ist, daß die allerdings nicht unwichtigen Gegensätze von einer lebendigen und wirksamen Einheit überwogen werden. Gott gebe, daß das Bewußtseyn um diese Einheit nimmer schwinde, daß man immer mehr davon zurückkomme, den Bruder zu vergewaltigen oder zu übervortheilen im Handel: dann können diese Gegensätze erfrischend wirken. Wir können uns hier auf den reichen und fast überreichen Stoff der Verhandlungen nicht weiter einlassen. Wir heben nur ein Paar Einzelnheiten hervor, welche eine durchaus untergeordnete Stellung einnahmen. Kaplan Schlienz von der Chrischona bei Basel empfahl die Einführung der Straßenpredigt, deren wohlthätige Erfolge er in England persönlich kennen gelernt habe. Solche Empfehlungen haben wir nun schon oft vernommen. Statt sie ferner zu wiederholen sollte man lieber einmal eigene Versuche anstellen. Wie kommt es, daß man vor solchen Scheu trägt? Man scheint doch zu fühlen, daß der von England entlehnte Maaßstab auf Deutschland nicht paßt. Uns ist sehr zweifelhaft, ob die Straßenpredigten bei uns nicht mehr schaden als nützen würden, und nur Erfahrungen würden diese Zweifel heben können. Es fehlt bei uns die in England noch vorhandene Grundlage nationaler Frömmigkeit, deshalb möchte wohl das Wort des Herrn hier in Anwendung kommen: Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, und dann sitzt dem Deutschen sehr tief die Anschauung, daß das Heilige nicht profanirt werden darf, daß es sich nicht mit dem Lärm der Straßen verträgt, sondern nur mit der Stille heiliger Orte, wie schon unsere heidnischen Vorfahren für ihre Gottesdienste vorzugsweise das einsamste Waldesdunkel aufsuchten. Beides, die Gottlosigkeit und dieser dem Deutschen Wesen auch in seinem verkommensten Zustande noch einwohnende mystische Zug würde in der Opposition gegen die Straßenpredigt Hand in Hand gehen. Der Deutsche Pöbel würde wie kein anderer in ihr glauben in seinem Rechte zu seyn.

Von Herzen haben wir uns gefreut, daß es von einigen Seiten, namentlich von dem Oberhofpr. von Grüneisen, als wünschenswerth bezeichnet worden ist, „daß die Kirche sich bei den Begräbnissen von Jung und Alt, Arm und Reich in gleicher Weise betheilige", wobei zugleich angeführt wurde, die Eisenacher Conferenz habe sämmtlichen Deutschen Regierungen vorgestellt, es sey angemessen, daß nirgends ein Armer, der in der Gemeinschaft der Gnadenmittel gestorben, ohne Dienst der Kirche beerdigt werde. Es ist in der That ein schwerer Schaden in unserer Kirche und ein Zeichen ihres tiefen Verfalles, daß das Eselsbegräbniß in ihr so häufig ist. Wie leicht diesem Schaden abzuhelfen wäre, wenn nur der rechte Eifer die Geistlichkeit durchdränge, dies wenn, das ja bei allen Lebensfragen unserer Kirche so schwer ins Gewicht fällt, das hat kürzlich die Erfahrung in einer der größeren Gemeinden Berlins gezeigt. Gegen das Ende des Jahres 56 wurde dieser Gemeinde von der Kanzel mehrfach kundgethan, daß die Geistlichen bereit seyen, jede Leiche zu begleiten, mit Erlaß der Gebühren überall, wo es verlangt werde. Zugleich wurden diejenigen, denen die Besorgung der Bestattung obliegt, angewiesen, in allen vorkommenden Fällen die Frage in Anregung zu bringen, ob eine Begleitung durch den Geistlichen stattfinden solle. Das Resultat war, daß im vergangenen Jahre diese Begleitung fast durchgängig und nur mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen nachgesucht wurde. So läßt sich bei wirklich gutem Willen in kurzer Zeit die Heilung von Schäden bewirken, die vielleicht ein Jahrhundert zu ihrer Ausbildung gebraucht haben. Man hat leider mit Recht Berlin die kirchlich am meisten verwahrloste große Stadt in ganz Europa genannt. Was dort sich als möglich erwiesen hat, wird es anderwärts zehnfach seyn.

Wir gedenken zum Schlusse noch eines von dem Prälaten v. Kapff gestellten und von dem Kirchentage einstimmig und mit großer Bewegung angenommenen Antrages: „der Kirchentag drückt seinen Schmerz darüber aus, daß die Evangelischen Deutscher Zunge im Herzogthum Schleswig noch immer in Kirchen und Schulen des Gebrauches der herkömmlichen Deutschen Sprache beraubt und dadurch überhandnehmender Unkirchlichkeit ausgesetzt seyen." Wir haben diesem Antrage von Herzen beigestimmt. Es ist nicht Mangel an Interesse, wenn wir auf diesen Gegenstand nicht öfter in diesen Blättern zurückgekommen sind. Er ist darin einmal mit einer so erschöpfenden Ausführlichkeit und so überzeugender Klarheit und Gründlichkeit behandelt worden, daß es schwer war, weiter etwas hinzuzufügen. Fährt man fort, die Religion als Mittel zu dem Zwecke der

Politik, und zwar einer gar kurzsichtigen Politik, einer solchen, die Wind säet um Sturm zu erndten, zu behandeln, die Kirche zu verwüsten um vermeintlich den Staat zu bauen, so wird Gottes Strafe gewiß nicht ausbleiben, und das Wort wird wahr werden: „Weil denn die Elenden verstöret werden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr, ich will eine Hülfe schaffen." Möge das Geschrei: hilf Herr! nur in den bedrängten Gemeinden ein recht allgemeines und inniges werden, so wird diese Hülfe bald kommen.

Von Interesse ist die Vergleichung der Verhandlungen des neunten Evangelischen Kirchentages mit denen der neunten Generalversammlung der katholischen Vereine, welche ebenfalls im September zu Salzburg gehalten worden ist. Bei aller den Kirchen der Reformation eigenthümlichen Neigung, zunächst sich selbst zu richten, bei aller Tiefe des Gefühles unserer Schwächen und Schäden, müssen wir doch sagen: diese Katholische Generalversammlung bietet des Erfreulichen weit weniger, des Betrübenden noch weit mehr dar. Ein praktisches Resultat wird fast ganz vermißt. Die Katholische Universität für Salzburg wird nicht als solches betrachtet werden können. Denn das ist ein bloßer Wunsch, dessen Aussprechen der Sache nach manchen Andeutungen, welche namentlich Artikel aus Oestreich in der N. Pr. Z. darbieten, eher hinderlich als förderlich seyn wird. Das Einzige ist die Anregung, welche für weitere Ausdehnung des Bonifaciusvereines in Oestreich gegeben worden ist. In theoretischer Beziehung aber zeigt sich eine Armuth, die wirklich Schrecken erregen müßte, wenn nicht zu bedenken wäre, daß die Generalversammlung mehr nur eine einzelne Fraction in der Katholischen Kirche repräsentirt und zwar wie es scheint eine untergeordnete, daß die bedeutenderen Männer sich immer mehr davon fern halten, weil sie in diesen freien Vereinigungen, wohl nicht mit Unrecht, eine Gefährdung des Wesens der Katholischen Kirche erblicken, wie es denn Thatsache ist, daß nur wenige der geladenen Bischöfe in Salzburg erschienen, auch die Bischöfe der nächstgelegenen Sprengel, Steiermark, Linz, Passau sich entschuldigten. Die Stelle tiefer theologischer Gedanken, herzerhebender Anschauungen, wie sie überall da hervorsprossen, wo der Quell hinkommt, der aus dem Heiligthum fließt, nehmen hier rhetorische Auslassungen ein, die oft durch ihre Geschmacklosigkeit unangenehm an den Mangel selbst der gewöhnlichen Bildung erinnern. Was soll man z. B. sagen zu Aeußerungen wie die des Präsidenten des Rupertusvereines: „Das mütterliche Herz der Kaiserin Mutter Carolina umfasse das Elend und die Bedrängniß, wo sie sich finden, wie die Salzach unsere Stadt Salzburg und ihre Gaue (dies Lieblingswort einer schlechten Rhetorik); wie die Luft überall eindringe, so die Kaiserin mit ihrer Hülfe." Oder wie die eines Mainzer Abgeordneten: „Er habe gehört, der Gustav-Adolphverein habe in Oestreich 40 neue Kirchen gebaut, er halte die Katholischen Oestreicher für ein so nobles Volk, daß sie diese vierzig Steine mit Zinsen wieder nach dem Norden zurückwerfen werden." Ihre Spitze erreichte die Geschmacklosigkeit in den alles Salzes, des attischen nicht

minder wie des heiligen entbehrenden Witzen von Prof. Kreuser aus Cöln: „Der Kopf sehen die Männer und über ihnen sehen die Frauen die Haube. Es bestehe ein Sprüchwort: da steht der Ochs am Berge. Warum? Weil er nicht über ihn herüber kommen könne. Der Ochs sey also ein Cismontane. Papist sey auch der Herr, denn Papa heiße Vater und am Oelberge und am Kreuzesholze habe er den Vater gerufen." Und ein solcher Redner, dem billig hätte das Wort entzogen werden sollen, für den Augenblick und für immer, fand den Beifall der Versammlung! Die Anspielung auf den Namen Salzburg wurde bis zum Ueberdruß wiederholt und breitgetreten. Warum war man denn nicht bei solchen Reden des Ausspruches eingedenk: habt Salz bei euch! Auch des alten unangenehmen Renommirens war die Fülle vorhanden und solche Stimmen, welche davor warnten und es wagten zu sagen, man möge doch endlich aus den Flegeljahren des Ultramontanismus heraustreten, wie sie auf einer früheren Versammlung gehört wurden, ließen sich hier nicht vernehmen. Daß der Erzbischof Clemens August und „der apostolische Dulder zu Freiburg" von Neuem vorgeführt wurden, versteht sich von selbst, ebenso daß Redensarten wie die: „das Papstthum überlebe seine Gegner alle", wie Wasser flossen. Als der eigentliche miles gloriosus der Versammlung aber trat der in dieser Eigenschaft auch sonst schon bekannte Domcapitular Himioben von Mainz auf. Er sagte u. A.: „Die Protestanten, welche das ganze Katholische Wesen zur Thür hinausgeworfen hätten, wären jetzt froh, wenn sie durch die Ritzen derselben das Meßopfer, die Liturgie, die Hierarchie, die Absolution wieder bekommen könnten, wenn es nur ginge. Man brauche gar nichts, um den günstigen Abschluß der Gährung zu fördern, als Muth, Muth, Muth!" Der ist aber bekanntlich da am wenigsten, wo am meisten renommirt wird. Und dann ist's in der Kirche mit dem Muthe alleine nicht gethan, noch wichtiger ist die Demuth, so gewiß als Gott den Demüthigen Gnade gibt, den Hoffärtigen aber widerstehet. Muth ohne Demuth ist Hochmuth, der vor dem Falle kommt. Zu unserm und, wie es scheint, auch zu seinem eignen späteren Bedauern hat auch der sonst weiter und tiefer blickende Pater Theodosius von Chur sich verleiten lassen, in solchen gemeinen Katholischen Ton mit einzustimmen. Als einen Beweis für die Fortschritte des Katholizismus in der Schweiz machte er z. B. geltend, die Zahl der Katholiken sey in Genf von 3000 auf 16000 gestiegen, in Basel binnen 10 Jahren von 2000 auf 6000 u. s. w. Hieß das nicht unkundigen Zuhörern Sand in die Augen streuen? Könnte eine Vermehrung, die nur in Folge veränderter politischer Verhältnisse durch Einwanderung zu Stande kommt, nicht durch Conversion, etwas beweisen, wie könnten wir dann mit den ausgedehnten evangelischen Gemeinden in München, Cöln, Bromberg prunken.

Faßt man den Geist ins Auge, der sich auf dieser Generalversammlung der Katholischen Vereine, nach mehreren Anzeichen der letzten oder doch einer der letzten, offenbart hat, deren Reden so oft an die epistolas obscurorum virorum er-

innern, so kann man wohl zu ernstlichen Zweifeln veranlaßt werden an der Zeitgemäßheit des im verflossenen Jahre ergangenen Päpstlichen Verdammungsurtheiles über die Philosophie des Katholischen Priesters Günther.

Die richtige Bestimmung des Verhältnisses der christlichen Kirche zur Philosophie darf nicht erst gesucht werden, sie ist auf eine in der Hauptsache unabänderliche und unübertreffliche Weise bereits gegeben. Nachdem die Alexandrinische Theologie zuerst die Bahn dadurch gebrochen, daß sie das: so ihr nicht glaubet, so sollt ihr nicht verstehen (Jes. 7, 9 nach der Griech. Uebers.) zum Wahlspruche erhoben, Augustinus auf dieser Bahn rüstig fortgeschritten war, der aus eigner schmerzlicher Erfahrung erkannt hatte, daß die tiefste speculative Begabung zu gar nichts führt, wenn sie nicht den Glauben zur Grundlage hat, wurde die Sache durch Anselmus zu einem gewissen Abschlusse gebracht, dessen Anschauung über das Verhältniß der Philosophie zum Glauben Prof. Hasse in dem zweiten Theile seiner verdienstvollen und auch für Laien interessanten Monographie über Anselmus in lehrreicher Weise dargelegt hat. Bezeichnend ist schon der Titel einer seiner Schriften: Der Glaube suchend das Verständniß. „Dasjenige, was man mit festem Glauben bereits ergriffen hat, auch mit dem Lichte der Vernunft zu erschauen", war die Aufgabe, die er sich und jedem stellte, welcher speculative Begabung empfangen hat. Denn nur für solche gehört ihm die Philosophie, er unterscheidet „zwei Lebensrichtungen in der Kirche, eine practische und eine beschauliche." Die Anforderung an Jedermann der Philosophie obzuliegen, konnte nur von solchen gestellt werden, die, von der Offenbarung abgewandt, in ihr den alleinigen Wahrheitsquell suchten. Wie fern dem Anselmus solche im Sinne der Schrift gottlose Anschauung lag (denn die Schrift kennt keinen andern Gott als den Gott der Offenbarung) zeigen Aeußerungen wie die: „Ob das wahr sey, was die allgemeine Kirche mit dem Herzen glaubt und mit dem Munde bekennt, darf kein Christ in Frage stellen, sondern zweifellos daran festhaltend, und ihn liebend diesen Glauben, nach demselben lebend, forsche er in Demuth nach den Gründen seiner Wahrheit. Kann er es zur Einsicht in dieselben bringen, so danke er Gott, kann er es nicht, nun so renne er wenigstens nicht mit dem Haupte dagegen an, sondern beuge sein Haupt und bete an. Denn eher wird die menschliche Weisheit an diesem Felsen sich selber einrennen als den Felsen einrennen." Ferner: „Durch den Glauben muß erst das Herz gereinigt werden, wie der Apostel sagt (Ap. 15, 9) und durch die Erfüllung der Gebote des Herrn die Augen erleuchtet, wie es beim Psalmisten heißt. Durch demüthigen Gehorsam gegen die Zeugnisse Gottes müssen wir werden wie die Kinder, wollen wir Weisheit lernen; denn der Herr preist den Vater, daß er den Weisen und Klugen solches verborgen habe, den Unmündigen aber geoffenbaret. Zuerst dem Fleische absterben und nach dem Geiste leben, dann die Tiefen des Glauben erforschen." Diese Erforschung ist nach Anselmus, wenn die unerläßliche Bedingung vorhanden ist, für den speculativ Begabten nicht bloß erlaubt, sie ist Pflicht, das Gegentheil ein Vergraben des anvertrauten Pfundes. „Wie die rechte Ordnung erfordert, daß wir die Geheimnisse des Christenthums erst glaubend in uns aufnehmen, ehe wir sie denkend erwägen, so ist es nur Trägheit, wenn wir, befestigt im Glauben, nicht darnach trachten zu verstehen, was wir glauben." Die göttliche Offenbarung ist aber nicht blos der Ausgangspunkt für die Erkenntniß, sie ist auch das Correctiv für dieselbe. An der heiligen Schrift muß alles geprüft werden, was die Vernunft an Erkenntnissen gewonnen hat. „Alle Wahrheit — sagt Anselmus —, welche die Vernunft findet, erhält ihre Auctorität erst durch die heilige Schrift, wenn diese sie entweder gradezu bejaht, oder doch nicht verneint."

Die Philosophie, so weit sie sich auf die übersinnlichen Dinge bezieht, ist nach dieser Anschauung allerdings von der systematischen Theologie nur durch eine fließende Gränze geschieden, die auch der Frage nach der Vernunftmäßigkeit des Geglaubten und auf Auctorität Angenommenen sich vielfach nicht entschlagen kann. Aber es bleibt doch immer eine Verschiedenheit der Grundrichtung übrig, welche der Religionsphilosophie ihr eigenthümliches Gebiet sichert. Und unbedingte Scheidung auf Kosten des rechten Verhältnisses zu seinem Schöpfer und Erlöser und zu seinem Worte zu erkaufen, ist ein gefährlicher und heilloser Handel, zu dem nur die alte Schlange verleiten konnte.

Man klagt vielfach über die Gleichgültigkeit der jüngeren Generation der Theologen gegen die Philosophie. Es ist schon seltsam, daß man sich so vorzugsweise gegen sie wendet und nicht in gleichem Grade gegen die Juristen und Mediziner. Die Theologen participiren nur an einer allgemein verbreiteten Gleichgültigkeit, welche zuletzt die Philosophie selbst verschuldet hat, durch ihre hochmüthige Anmaßung, durch ihre windigen Versprechungen, durch ihren Abfall von Gott. Kehrte sie in die rechte Bahn zurück, sie würde nirgends freudiger begrüßt werden als grade bei den Theologen. Was Prof. Hasse von dem Mittelalter sagt: „Unbefangen trat jetzt die Theologie mit der Philosophie in Bund, sie fürchtete sie nicht mehr, sie ehrte und liebte sie", das würde von Neuem wahr werden. Die Philosophie würde aber im Interesse der Selbsterhaltung handeln, wenn sie diesen großen Schritt thäte, wenn sie die Aufforderung des Täufers: Thut Buße, ins Herz schlösse. Sie befindet sich jetzt in einem herabgekommenen Zustande, das Wort des Propheten: „Weh der prächtigen Krone der Trunkenen von Ephraim, der welken Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit" ist an ihr in Erfüllung gegangen. Inwendig keine Kraft und kein Saft, keine Selbstgewißheit, keine Plerophorie, nach außen kein Ansehen, kein Glaube an sie. Vergeblich hofft man darauf, daß es damit besser werde. „Einen Maitag hat das Leben." In der im vorigen Jahre erschienenen Schrift des Münchener Professors von Lassaulx: Philosophie der Geschichte, in der wir das bisherige Mitglied der ultramontanen Partei plötzlich auf pantheistischen Bahnen wandelnd und als einen Gesinnungsgenossen von David Strauß erblicken, ist viel Wahres. Er erblickt mit Recht überall in unseren Zuständen die Zeichen des hereingebrochenen Alters, des eingetre-

tenen Marasmus senilis. Der eine ungeheure Fehler ist nur der, daß er die erneuernde, verjüngende Kraft Christi nicht kennt, die nur derjenige erkennen kann, der sie an seinem eigenen Herzen erfahren hat. Die aus dem Abfall von Gott hervorgegangene Philosophie hat ihren Kreislauf vollendet. Sie hat geblüht und ist nun abgeblüht. Man wird ihr auf ihrem eignen Gebiete ebenso wenig wieder zum Leben zurückverhelfen können, wie man einen abgestorbenen Baum wieder grünen machen kann. Es lastet auf ihr der Bann, den der Prophet in den Worten beschreibt: „Und das wird die Plage seyn, damit der Herr plagen wird Alle, so wider Jerusalem gestritten haben: ihr Fleisch wird verwesen, also daß sie noch auf ihren Füßen stehen, und ihre Augen in den Löchern verwesen, und ihre Zunge im Maule verwesen", es gilt auch für sie der Ausspruch: „Welches Geschlecht auf Erden nicht heraufkommen wird gen Jerusalem, anzubeten den König, den Herrn Zebaoth, über die wirds nicht regnen." Die Philosophie hat unser Volk gegen das Geistliche stumpf gemacht, sie hat damit sich selber vernichtet. Denn die geistliche Abstumpfung zieht auf die Dauer immer die geistige nach sich und somit den Untergang der Philosophie. Der Abfall von Gott endet in Materialismus. Aller Geist wurzelt in dem Geiste Gottes, den Gott nur denen ertheilt, die ihn lieben. Die intellectuellen Kräfte ihrer Jugend und ihres Mannesalters hatte die Philosophie, wie nicht minder auch die Deutsche Poesie, aus der Zeit der Herrschaft des Glaubens mit herüber genommen*). In dem auch mit durch ihren Einfluß herabgekommenen Geschlechte sind solche Kräfte nicht mehr vorhanden. Sie können nur durch eine Rückkehr zu dem Quell alles Lebens wiedergewonnen werden. „Bekehre dich zu dem Herrn deinem Gotte", dies Wort ergeht auch an sie, so schlecht es auch ihr, die die alten Erinnerungen nicht vergessen, die alten Prätensionen nicht aufgeben kann, gefallen mag, „denn du bist gefallen durch deine Missethat." Und wenn sie diesem Worte Gehör gibt**), so gilt auch ihr die Verheißung: „Ich will Israel ein Thau seyn, daß er soll blühen wie eine Rose, und seine Wurzeln sollen ausschlagen wie Libanon." Sie wird dann auch geheilt werden von der den Theologen so abstoßenden andachtslosen Trockenheit, in der sie sich neben der Theologie so ausnimmt wie ein dürrer Baum neben einem frisch grünenden, es wird von ihr wieder gelten, was von der Philosophie eines Anselmus: „noch ist die Speculation halb Meditation, von der Innigkeit der Andacht still durchglüht."

Wie verhält sich nun die Philosophie Günthers zu der modernen aus dem Abfalle von dem Worte Gottes hervorgegangenen Speculation? Sie will dieselbe bekämpfen, als ihren Grundtrieb kann man die Opposition gegen den philosophischen Pantheismus betrachten, aber sie hat nicht den Muth und den Glauben mit der Philosophie des Tages völlig zu brechen, sie meint um ihr ebenbürtig zu seyn, sich mit ihr auf gleiches Terrain stellen zu müssen, sie nimmt mit ihr den Ausgangspunkt nicht von dem Worte Gottes, sondern von dem Menschengeiste.

*) Auch die moralische Energie, mit der der Rationalismus in seiner ersten Periode auftrat, hatte seine Wurzel in dieser Zeit, wie schon daraus hervorgeht, daß er in der zweiten Periode völlig verschwand und der erbärmlichsten Schlaffheit Platz machte.

**) Wenigstens den Ansatz dazu nahm der spätere Schelling, der zu einem seiner Berliner Zuhörer die Worte sprach: „Eine Erfahrung von vierzig Jahren hat mir den augenscheinlichen Beweis geliefert, daß man, um guter Philosoph zu seyn, guter Christ seyn muß", nach dem interessanten Artikel: Souvenir sur Schelling in dem Spectateur Belge von 1857.

Aus ihm glaubt sie Alles herausspinnen zu können, „das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat, denen die ihn lieben." Zu diesem Ende wird der Mensch zu einer mit der heiligen Schrift unverträglichen Selbstständigkeit heraufgeschraubt und in solcher neben seinen Schöpfer hingestellt, als freie Persönlichkeit, die sich sowohl theoretisch als ethisch aus sich selbst bestimmen könne und solle, während in Wahrheit der Mensch entweder durch die himmlischen oder durch die höllischen Mächte bestimmt wird, ihm nur das Eine angehört, daß er dem lebendigen Gott in seiner gnadenreichen Einwirkung widerstehen kann, eben damit aber unausbleiblich dem Zorne Gottes und der Herrschaft Satans anheimfällt. Der Sündenfall — dieß unübersteigliche Hinderniß für jede aus dem Menschengeiste herausgesponnene Religionsphilosophie, wird nur zum Scheine anerkannt. Er wird sofort neutralisirt durch die Fiction von einer unmittelbar nach ihm eingetretenen Incarnation des Logos im Gewissen, die in der persönlichen Menschwerdung des Logos nur ihre Vollendung gefunden haben soll. Nach dieser Fiction wird wahre Gotteserkenntniß auch im Heidenthum anerkannt. Auf die Frage: „Darf aber der Geist von seinem eignen Leben den Maaßstab entnehmen für das Leben Gottes"? wird ohne Weiteres, ohne alle Beschränkung geantwortet: „Die Befugniß hiezu liegt darin: wer denken muß, daß Gott ist, der darf auch denken, was er ist"*), womit die Offenbarung für blos accessorisch, für ziemlich überflüssig erklärt wird. Wie überall, wo die Erkenntnißquelle in die Vernunft verlegt wird, so finden sich auch bei Günther in Bezug auf die einzelnen Lehren viele und wichtige Abweichungen von dem Lehrbegriffe der heiligen Schrift und der Kirche. Namentlich ist die Lehre von der Dreieinigkeit fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Theilnahme des Priesters Günthers an dem philosophischen Rausch, der sich überall einstellt, wo die Vernunft ihre Bestimmung und ihre wahre Ehre vergißt, die dienende Magd der Offenbarung zu seyn und sich selbst zur Erkenntnißquelle erhebt, sich im Verhältnisse zur Wahrheit die Mutterrechte anmaßt, gibt sich darin zu erkennen, daß er nicht anders wie die weiland Hegelschen Theologen, von dem Denken und seinen Operationen in den übertriebensten, ja wahrhaft profanirenden Ausdrücken redet. So schreibt z. B. in der „Vorschule der speculativen Theologie" der Oheim an den Neffen: „Der Englische Garten der Speculation wird dir noch gar oft zum Oelbergsgarten werden. Aber sey getrost! wer denselben nicht unberufen betreten hat, sondern mit dem steten Gedanken in ihm weilt: Herr nicht meine Ehre, sondern deine Ehre gehe in Erfüllung, der hat immer so viel Muth vorräthig, um seinen Feinden kühn entgegenzutreten mit der Frage: wen suchet ihr?" Und nach Mittheilung einiger guter oder schlechter Räsonnements schreibt der Neffe an den Oheim: „Nun aber, Vater und Oheim (jener dem Geiste, dieser dem Geblüte nach) kann ich ein Hallelujah rufen, wie ich nie eins ausgerufen habe, denn der Stein ist weg, das Grab ist leer." Wer in dem Wege des Glaubens und der innerlichen Erfahrung einhergeht, welcher der Königliche Weg der Kirche Christi ist, der Weg, auf den Er selbst uns hinweist, wenn er spricht: „Ich preise dich, Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbaret," dem muß solche Rede als lächerlich und ärgerlich sich darstellen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Günther, die Juste-Milieus in der Deutschen Philosophie der gegenwärtigen Zeit S. 357.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 20. Januar. № 6.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Bei alle dem aber wird man zweifeln können, ob das Päpstliche Verdammungsurtheil ein zeitgemäßes war. Der Fall scheint ein solcher zu seyn, der an der Gränze liegt. Obgleich Günther im Principe die Vernunft zu einer falschen Selbstständigkeit erhebt, so bringt er doch im Ganzen und Großen aus ihr die Dogmen des Christenthums und speciell seiner Kirche heraus. Obgleich er es nicht wagt, von dem Christenthum seinen Ausgangspunkt zu nehmen, „so findet und anerkennt er doch in ihm und zwar in seiner Fortsetzung als Heils- und Lehranstalt das Correctiv für den Menschengeist“ *), freilich durch eine Inconsequenz: denn gebührt dem Christenthum die Würde des Correctivs, so gebührt ihm auch die der Quelle, und hat man ihm die letztere abgesprochen, so darf man ihm die erstere nicht lassen. Die übertrieben hohe Stellung, die er dem Menschengeiste beilegt, ist von dem semipelagianischen Lehrbegriffe seiner Kirche nicht soweit entfernt, wie von dem der unsrigen, woraus sich auch allein erklärt, daß philosophische Systeme, wie die von Günther und Hermes, in der Katholischen Kirche günstige Aufnahme auch bei sehr Vielen finden konnten, die nicht mit ihr brechen wollten, selbst bei einem Veith. Bei uns würde dergleichen in solcher Ausdehnung nicht möglich seyn. Da ist die Kluft zu groß, zu offen liegend. Was aber abmahnen konnte von der Führung solchen Keulenschlages ist die Thatsache, daß die Katholische Theologie gar sehr der Gefahr eines geistlosen, stagnirenden Wesens und des compilatorischen Charakters ausgesetzt ist, der uns jetzt, da der Verkehr mit der Evangelischen Kirche, dem Möhler und Andere so viel verdankten, mehr und mehr abgeschnitten wird, fast überall auf unangenehme Weise entgegentritt. Da der Sporn der Schriftforschung ihr fehlt, die für unsere Kirche schon allein hinreicht, um vor solcher Gefahr zu bewahren, so bedarf sie um so mehr des philosophischen. Und so lange keine rein christliche Philosophie vorliegt, wird man auch mit den Erscheinungen gemischten Charakters säuberlich fahren müssen. Stagnation und Dumpfheit ist ein noch gefährlicherer Feind der Kirche, als theilweiser Irrthum.

Die in der Katholischen Kirche immer mehr hervortretende Centralisation, der kirchliche Imperialismus, wie er in der gegenwärtigen Ausdehnung noch nie gesehen worden, es fehlt wirklich nicht viel mehr daran, daß der Papst sprechen kann: die Kirche das bin ich — man denke nur an die Weise, in der das Dogma von der unbefleckten Empfängniß zu Stande gekommen ist — bringt der äußeren Machtentwickelung zunächst bedeutenden Vortheil. Aber mannigfache Spuren führen darauf, daß dieser Vortheil theuer erkauft wird, daß die Katholische Kirche in nicht gar ferner Zukunft Ursache haben wird, ihn zu verwünschen. Der Nachtheil bei solcher Centralisation fällt besonders auf das unterste Glied des Organismus, hier den Priesterstand. Die oberen Glieder, namentlich der Episcopat, wissen sich durch den Druck nach unten zu entschädigen. Es war ein Zeichen der Zeit, daß ein von einem Geistlichen redigirtes Bayerisches katholisches Blatt den von einem Geistlichen verübten Frevel an dem Leben des Erzbischofes zu Paris zu entschuldigen, bei dieser Gelegenheit auf den schweren Druck hinzuweisen wagte, unter dem die Priester seufzen. Ein verehrter Freund hatte vor einiger Zeit eine Unterredung mit einem als Schriftsteller bekannten katholischen Geistlichen und Professor. Nachdem er diesem in allen Lehrpunkten die Voraussetzung katholischer Sympathieen, womit er ihn empfangen, gründlich ausgetrieben durch ein rundes Bekenntniß zu der evangelischen Wahrheit, sagte er, nach solcher Verständigung könne er ihm sagen, daß in einem Punkte allerdings nach seiner Meinung die Evangelische Kirche wohl von der Katholischen Kirche Manches lernen könne. Es sey dies der Episcopat. O, verschonen sie mich doch damit, entgegnete der Priester, daran tragen wir schwer genug; wenn wir nicht durch die Einflüsse aus der Evangelischen Kirche noch einige Linderung erhielten, so würde der Druck ein unerträglicher seyn. Die Unzufriedenheit mit solchem Drucke bildet gewiß einen Hauptgrund zur Erklärung des Einganges, welchen die Irvingistische Secte bei einer bedeutenden Anzahl Katholischer Priester, namentlich in Bayern, gefunden hat, eine Thatsache, die erst im vorigen Jahre durch eine Reihe von Untersuchungen, Excommunicationen und Schriften der Ausgestoßenen vollkommen offenbar geworden ist. Das Sectenwesen gedeiht überall nur da, wo ein Fonds von Unzufriedenheit mit den bestehenden kirchlichen Verhältnissen vorhanden ist. Nur dadurch verlieren die Gemüther die Widerstandsfähigkeit. Zu solcher Unzufriedenheit muß bei manchen tieferen Gemüthern auch die dem modernen Katholizismus eigenthüm-

*) Die Juste-Milieus a. a. O.

liche, mit dem Wiederaufkommen des Jesuitismus Hand in Hand gehende Ueberspannung der Lehre Anlaß geben, daß außer der Römischen Kirche kein Heil. „Zu erklären — sagt einer der Excommunizirten*) —, daß außerhalb der Katholischen Kirche kein Heil sey, jene Christen also, welche diesen Namen nicht tragen, des Heiles verlustig seyen, dieses zu erklären, ist mir gradezu unmöglich. Wer glaubt und getauft ist, erklärt Jesus Christus, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Man glaubt aber und wird getauft auch außerhalb der Römisch-Katholischen Kirche." Es ist einmal nicht anders: wer da liebet den, der ihn geboren hat, der liebt auch den, der von ihm geboren ist. Fährt man fort in der Verläugnung des: Christianus mihi nomen, Catholicus cognomen, in dem Widerspruche gegen die Thatsache der Anerkennung auch der nichtkatholischen Taufe, so wird man grade die gläubigsten und frommsten Glieder der Katholischen Kirche, die aus dem Geiste Gebornen, welche allein das wahrhaftige Fundament einer Kirche bilden, ihr entfremden. Auch die Ueberspannung des so offenbar und handgreiflich schriftwidrigen Mariendienstes, wie sie in der für die Katholische Kirche so verhängnißvollen Sanctionirung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß ihren Ausdruck gefunden hat (Pius IX. konnte seiner Kirche kaum eine schwerere Wunde schlagen), läßt eine bittere Wurzel der Unzufriedenheit aufwachsen. Der Jubel bei Errichtung der Denksäulen (auch ein Zeichen der Zeit aus dem vorigen Jahre!) übertönt für jetzt die stillen Seufzer, aber in Wahrheit sind diese Seufzer, welche in der Tiefe des Herzens ihren Grund haben, von weit größerer Bedeutung wie der oberflächliche Jubel einer innerlich religionslosen Menge, vor Allem in Deutschland, das nicht durch Zufall der Heerd der Reformation geworden ist. Unter den Anklagepunkten gegen den Priester Fernsemer ist auch der, daß er der Verehrung der Maria Abbruch gethan, namentlich sich beharrlich geweigert habe, die Lauretanische Litanei singen zu lassen. Gehen diese Ueberspannungen fort, so wird in der Katholischen Kirche eine Bewegung ausbrechen, die ihr weit gefährlicher ist als die wurzelfaule der Deutsch-Katholiken, deren Verschuldung unter andern auch darin besteht, daß sie tieferen und berechtigten Reactionen für längere Zeit den Boden entzogen, und rohem, das Deutsche Gemüth verletzendem Ultramontanismus Vorschub geleistet hat.

Wir wenden uns zu den kirchlich wichtigen Thatsachen des vergangenen Jahres, die vorwiegend für einzelne Gebiete Bedeutung haben. In Bezug auf Preußen zieht hier vor Allem die Union unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Die Uebertragung verschiedener wichtiger Befugnisse von dem Ministerium der Geistlichen- und Unterrichtsabtheilung auf den Evangelischen Oberkirchenrath hat von Seiten der Doctrin manches für sich. Doch ist nicht außer Acht zu lassen, daß das Geistliche Ministerium eines Evangelischen Staates, der mit der Evangelischen Kirche so innig verwachsen ist, unmöglich zur Passivität in Bezug auf die innerlichen Verhältnisse herabgesetzt werden kann, ohne mit der bisherigen staatlichen und kirchlichen Entwickelung völlig zu brechen und ohne die ernstlichsten Nachtheile herbeizuführen. Die Folge der jetzigen Einrichtung werden beständige und jeden Wechsel der Persönlichkeiten überdauernde Reibungen zwischen dem Ministerium seyn, dessen gute Dienste und guten Willen die Kirche für ihre äußeren Angelegenheiten so sehr bedarf, und dem Oberkirchenrath. Es gäbe unsers Erachtens nur eine Ausgleichung für die Ansprüche, welche die Doctin und die, welche die Geschichte und die Wirklichkeit erhebt, die, daß der Minister der Geistlichen Angelegenheiten zugleich mit dem Präsidium in dem Oberkirchenrathe betraut würde, eine Doppelstellung, die nur eine Nachbildung der der Evangelischen Landesherrn wäre, und so lange nicht als unzulässig betrachtet werden kann, als man diese sich zurechte zu legen weiß. In der Kirche aber ist die Frage, wie eine Einrichtung sich zu der correcten Doctrin verhält, nicht die einzige, nicht einmal die wichtigste. Von noch durchgreifenderer Bedeutung sind für sie die Persönlichkeiten und ihre Richtungen, wie denn die Aenderung in dem vorliegenden Fall, wie es scheint, auch weniger durch die Rücksicht auf die Doctrin als auf die Persönlichkeiten hervorgerufen worden ist. Da müssen wir nun offen gestehen, daß wir uns über die Aenderung nicht freuen können. Wir fürchten, daß die Behandlung der Kirchensachen im absorptiv-unionistischen Sinne, die Weigerung, das gute Recht der Lutherischen (wie auch der Reformirten) Kirche in seiner ganzen Ausdehnung anzuerkennen und dieser Anerkennung praktisch Folge zu geben, zu keinem guten Ende führen wird, auch nicht zu einem solchen Ende, das die Vertreter der Union selbst, die nachgrade doch wohl merken könnten, daß das hier vorliegende Werk kein solches ist, das „untergehen wird", für ein gutes halten. Wir sprechen es hier noch einmal aus: wenn Gott nicht wunderbar hilft und bei Zeiten Ziel und Maaß setzt, so gehen wir einer Zerklüftung der Kirche entgegen. Der für jetzt noch provisorische Austritt des O. C. R. Stahl aus dem Oberkirchenrathe ist eine beklagenswerthe, aber nothwendige und durch Pflicht gebotene Folge der Thatsache einer überwiegenden unionistischen Majorität, die einem Manne, der nicht vergeblich arbeiten und seine Kraft um nichts und Eiteles verschwenden mochte, das Bleiben unmöglich machte. Wenn diese bei der Besetzung der wichtigsten kirchlichen Aemter einseitig den unionistischen Standpunkt geltend machen sollte, so würde die ohnedem oft so enge Auswahl noch mehr verengert werden, und wir würden es erleben müssen, wiederum, wie früher in der Zeit der Herrschaft der kirchlichen Bureaukratie, Männer an der Spitze zu erblicken, die nicht von Hauf' aus eines Kopfes groß über die übrigen emporragen, sondern denen man erst in der Würde ein Fußgestell bereiten muß, damit sie als groß erscheinen. Man soll in der Kirche billig, ohne Anwendung einseitiger Gesichtspunkte nur wählen, die der Herr erwählt, auf die er das Siegel durch seine Gaben gedrückt hat. Wo dieser Weg, der freilich ein Weg der Selbstverläugnung ist, den zu betreten

*) Lutz, Gottes Werk in unserer Zeit, S. 146.

in einer Zeit der Parteiung gar schwer fällt, verlassen wird, da ist der Ruin der Kirche, die unter uns bei der evangelischen Conferenz mit Stolz und Freude auf ihre Generalsuperintendenten sehen konnte, ein unvermeidlicher. Spricht man es doch jetzt schon ganz offen aus, daß selbst zu Superintendenturen, ja zu wichtigeren Pastoralen in Städten nur „Anhänger der Union", nicht etwa der kirchenregimentlichen, der wir uns alle unterordnen, sondern einer solchen, die gar nichts von einer Lutherischen Kirche wissen will, berufen werden können! So weit war es noch nie gekommen, zu solchem Extrem ist von unserer Seite kein Anlaß dargeboten worden. Wir sind stets davon durchdrungen gewesen, daß es darauf ankomme, allen Männern „voll Glaubens und heiligen Geistes" unter der Geistlichkeit möglichst weiten Raum zur Wirksamkeit zu verschaffen. Sollte man jetzt den entgegengesetzten Weg einschlagen wollen, so würde das Wort wahr werden: „sie werden es merken an dem, was ihnen hernach begegnen wird!"

Die Verfügung des Ev. Oberkirchenrathes vom 7. Juli v. J., die Parallelformulare betreffend, würde, abgesehen von ihrem Schlusse, immer als ein erfreulicher Fortschritt zu begrüßen seyn. Müßte man es auch bedauern, daß die anstößige Zweideutigkeit in der Agende: „Der Geist des Unreinen gebe Raum dem heiligen Geiste", die um so bedenklicher ist, da sie im Zusammenhange steht mit einer auch anderweitig in der Agende vorliegenden Tendenz zur Beseitigung der Lehre vom Satan, noch immer nur der Weglassung anheimgegeben wird, statt ausgemerzt zu werden, bedenklich ferner, daß hier in der Form einer von dem guten Willen der Behörden und von der Stimmung der Gemeinden abhängigen Concession erscheint, was ein unmittelbarer Ausfluß des Rechtes der Kirche ist, wozu billig alle ihre Diener verpflichtet seyn sollten, was nur durch einen Bruch des Rechtes beseitigt werden konnte: so läge doch immer ein erfreulicher Anfang der Rückkehr in die Bahn des Rechtes vor, eine Erleichterung für so manche Gewissen, eine Aufhebung der Nöthigung zu der, wenn auch heiligen, doch immer bedenklichen Anarchie, in der die einzelnen Geistlichen sich das Recht der Kirche nehmen, was ihnen von den Behörden versagt wird. Aber, wie gesagt, der Schluß beseitigt alle Freude und macht es unmöglich, von den hier in Bezug auf die Spendeformel dargebotenen Concessionen Gebrauch zu machen. Er lautet: „In der Genehmigung des Consistoriums soll, wenn es sich um eine der Union beigetretene Gemeinde handelt, jedesmal unter Bezeichnung der Gemeinde nach ihrem confessionellen Charakter, ausdrücklich ausgesprochen werden, daß durch diese Genehmigung in der Zugehörigkeit dieser (lutherischen oder reformirten) Gemeinde zur Union nichts geändert werde. Auch ist dabei ausdrücklich zu bezeugen, daß die Union, in welcher diese Gemeinde steht, nicht bloß die alle der Evangelischen Kirche des Landes angehörige Gemeinden umfassende Gemeinschaft eines und desselben Kirchenregimentes, sondern die freie aus gegenseitiger Liebe gewährte Gemeinschaft der Lutheraner und der Reformirten im Genusse des heiligen Abendmahles bedeute." Dieser Inhalt der Genehmigungsurkunde soll durch den betreffenden Geistlichen dem Kirchenvorstande bekannt gemacht und die Urkunde selbst in das Pfarrarchiv niedergelegt werden."

Die scheinbare Concession an das gute Recht der confessionellen Kirchen wird hiedurch in ein Mittel verwandelt zur (freilich auch nicht rechtsbeständigen) Legalisirung der Union, und zwar einer solchen Union, welche über das bisherige Maaß hinausgeht. Die bis dahin vorliegenden Beitrittserklärungen konnten nur auf eine Union bezogen werden, welche in der Gemeinsamkeit des Kirchenregimentes besteht: denn das war der einzige greifbare Bestand der Union, daneben bestand nur eine bunte Mannigfaltigkeit subjectiver Auffassungen. Hier wird plötzlich die principielle Abendmahlsgemeinschaft als ein zweites nothwendiges Merkmal der Union hingestellt. Sie soll ursprünglich aus freier gegenseitiger Liebe gewährt seyn. Nachdem dies einmal geschehen und die betreffende Urkunde in das Pfarrarchiv niedergelegt worden, wird sie zum Zwange. Kein Reformirter darf ferner von dem Lutherischen Abendmahl ausgeschlossen werden, wenn er auch vorher in aller Form die Erklärung abgibt, daß er in Brot und Wein Nichts erkenne, als leere Zeichen, daß er die Abendmahlslehre der Lutherischen Kirche für einen halbkatholischen Irrthum halte.

Handelte es sich um eine milde Praxis, so würden wir gewiß keinen Widerspruch erheben. Wir billigen das Verfahren von O. C. R. Nitzsch, welcher auf dem Kirchentage berichtete: „Ich habe, ich gestehe es, in den Zeiten des Befreiungskrieges katholischen Lazarethkranken das heilige Abendmahl auf lutherische Weise gereicht, weil sie es begehrten und weil ich ihre Demuth und ihr geistliches Verlangen vor Augen hatte, noch vor der nahen Krisis des Lebens und des Todes eine Stärkung zu haben." Wer möchte die Verantwortung auf sich nehmen, dem an den Pforten der Ewigkeit stehenden den letzten Trost, die heilige Wegezehrung zu entziehen? Wir meinen nicht, daß man, wenn nicht besondere Umstände vorhanden sind, mit dem Reformirten, der sich dem Lutherischen Abendmahl naht, vorher ein Examen über seinen Glauben anstellen soll. Gegen solches Verfahren würde von Dr. Nitzsch mit Recht geltend gemacht werden, es passe nicht für eine Zeit, wie die unsrige, „wo die Disciplin, der Reinigungsproceß in Bezug auf die Aergernisse daniederliegt." Die unbedingte Zulassung offenbarer Sünder würde mit der nur bedingten der Reformirten im Widerspruche stehen. Nach J. Gerhard sind, was die Lehre betrifft, nur diejenigen nicht zum Abendmahle zuzulassen, „welche die wahre und wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in dem heiligen Mahle hartnäckig (pertinaciter) läugnen", und daß dies bei den Reformirten, die sich dem Lutherischen Abendmahle nahen, nicht der Fall sey, muß so lange angenommen werden, als das Gegentheil nicht klar vorliegt. Geht doch durch die Reformirten der Gegenwart in Deutschland ein unverkennbarer Zug der Liebe zu dem Lutherischen Sacrament hindurch, und

hat dies doch etwas so Ueberwältigendes, daß es ganz von selbst und durch seine einwohnende Kraft diejenigen gleichsam wider ihren Willen in die Gemeinschaft des Glaubens hineinziehen muß, deren confessionelles Bewußtseyn nicht durch das entgegentretende Mißtrauen aufgestachelt wird.

Aber ein ganz Anderes ist es um die principielle Abendmahlsgemeinschaft, diejenige, die den Reformirten als solchen, nicht obgleich, sondern weil sie Reformirte sind, und auch dann, wenn sie darauf pochen, daß sie Reformirte sind, gewährt werden soll. Zu einer solchen die Hand bieten, heißt die Lutherische Kirche aufgeben. Es kann nur dann geschehen, wenn man in der Abendmahlslehre ein theologisches Problem erblickt, in den confessionellen Auffassungen menschliche Versuche ein Unerreichbares zu erreichen. Dagegen erhebt sich die Augsburgische Confession, welche die Lutherische Abendmahlslehre als Glaubensartikel hinstellt und ausdrücklich die Gegenlehre verwirft: „Vom Abendmahl des Herrn wird also gelehrt, daß wahrer Leib und Blut Christi wahrhaft unter der Gestalt des Brotes und Weines im Abendmahl gegenwärtig und ausgetheilt und genommen wird. Deshalb wird auch die Gegenlehre verworfen."*) Wenn der kleine Catechismus Luthers sagt: das Sacrament des Altares sey der wahre Leib und Blut des Herrn Christus unter dem Brot und Wein, der große: es ist der wahre Leib und Blut des Herrn Christus in und unter dem Brot und Wein: wie kann da eine principielle Abendmahlsgemeinschaft zwischen denjenigen stattfinden, welche dies höchste aller Mysterien anbetend verehren und denjenigen, welche es läugnen? Die Lehre der Lutherischen Kirche selbst schließt die darin Abweichenden von ihrem Abendmahl aus, und es heißt diese Lehre antasten, heißt das Bekenntniß der Lutherischen Kirche aufheben, wenn man sie nöthigen will, den Reformirten unbedingte Abendmahlsgemeinschaft zu gewähren.

Gegen eine solche Abendmahlsgemeinschaft mit den Reformirten haben sich nach dem Vorgange Luthers stets alle Lutherische Theologen**), auch ein Spener erklärt. Dr. Jul. Müller

zwar meint*): „Hätte Luther im Kampfe mit den Schweizern eine solche Abendmahlslehre hauptsächlich sich gegenüber gehabt, wie die von Calvin entwickelte, er hätte auch dann schwerlich darauf verzichtet, die seinige geltend zu machen, aber er würde gewiß nie gewagt haben, um dieser Differenz willen die Kirchentrennung aufzuheben." Aber das Gegentheil liegt klar geschichtlich vor. Calvin hat seine Abendmahlslehre von Bucer überkommen und im Wesentlichen ist zwischen beiden kein Unterschied. In dieser Lehre aber erkannte Luther, nachdem er sich vollkommen in Bezug auf sie orientirt hatte, keine Verbesserung, im Gegentheile eine Verschlimmerung, weil der bleibende große und schwere Schaden dadurch verdeckt wurde. Er schreibt in einem Briefe aus seiner letzten Zeit**): „Ich bitte aber im Herrn, daß euch nicht betrügen und verführen mögen, es seyn die Zürcher als Bullinger und Pellican oder auch Bucerus selber." Er schreibt an die Frankfurter: „In Summa ist's mir erschrecklich zu hören, daß in einerlei Kirche und an einerlei Altar sollten beide Theile einerlei Sacrament holen und empfahen, und ein Theil sollte glauben, es empfahe eitel Brot und Wein, das andere Theil aber glauben, es empfahe den wahren Leib und Blut Christi." — „Etliche, nun sie sehen, daß der Karrn zu fern und tief in Schlamm geführt ist, drehen ihre Worte anders, behalten aber gleichwohl die vorige Meinung im Sinne und Brauche. Sagen mit dem Munde, es sey Christi Leib und Blut wahrhaftig gegenwärtig im Sacramente. Die heimliche Glosse und Verstand aber ist der, daß der wahrhaftige Leib und Blut Christi sey wohl gegenwärtig, aber doch nur geistlich und nicht leiblich; werde auch allein im Herzen mit dem Glauben empfangen, und nicht leiblich mit dem Munde, welcher empfähet eitel Brot und Wein wie vorhin. Siehe ist das nicht ein teufelisch Gaukelspiel mit den Worten Christi getrieben, und die einfältigen Herzen so schändlich um ihr Sacrament betrogen und beraubt." — „Ich rechne sie alle in einen Kuchen, wer sie auch sind, die nicht glauben wollen, daß des Herrn Brot im heiligen Abendmahl sey sein rechter und natürlicher Leib, welchen der Gottlose oder Judas ebensowohl mündlich empfähet als St. Peter oder ein Heiliger."

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Der von reformirter Seite gemachte ohnmächtige Versuch, den 10. Art. der Augsb. Conf. seines Lutherischen Gehaltes zu entleeren (Dr. Heppe), ist von einem Reformirten Theologen mit anerkennenswerther Unparteilichkeit zurückgewiesen und vernichtet worden, C. Olevianus und Z. Ursinus, von Pfarrer Sudhoff in Frankfurt am Main, Elberf. 57. S. 61 ff.

**) Erhard Schnepf z. B. erklärte, da er von dem Herzoge Ulrich von Würtemberg neben dem Zwinglianer Ambrosius Blaurer zu dem Werke der Reformation berufen war, gleich bei seiner Ankunft in Stuttgart dem Herzog: „er könne nur dann mit Blaurer am Hause des Herrn bauen, wenn dieser mit ihm in der Lehre vom heiligen Abendmahle einerlei Meinung habe", Römer, kirchl. Gesch. Würtembergs, S. 171.

*) Ueber die Union, S. 328.

**) W. W. 17. S. 2633.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 23. Januar. № 7.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Daß Luther recht gesehen hat, daß die Bucerisch-Calvinische Lehre kein wesentlicher Fortschritt gewesen ist, haben wir schon mehrfach gezeigt. Sie fand wohl ihren Platz auf dem Papier mehrerer Reformirten Bekenntnisse, aber in das Herz der Reformirten Kirche ist sie nie eingedrungen. So scharf auch in dieser Kirche die Aufsicht über die Lehre war, schärfer wohl noch wie in der Lutherischen, wie man das z. B. aus den Verhandlungen der Dortrechter Synode ersehen kann, und auch noch aus den interessanten „Handlungen, betreffend die Irrthümer J. J. Wetsteins“ vom J. 1730, nie ist über der Calvinischen Lehre in ihrem Unterschiede von der Zwinglischen gehalten worden. Man fühlte richtig heraus, daß sie (wie ja schon der Consensus Tigurinus zeigt) ihre Bedeutung mehr nach außen als nach innen hat. Schon vor dem Aufkommen des Rationalismus war von Calvinischer Lehre in der Reformirten Kirche wenig zu spüren. Der vielgereiste Zinzendorf, gewiß ein unbefangener Beobachter, sagt*): „In der reformirten Religion hält man, wo nicht in der Theorie, doch in der Praxis die Sacramente nur für gewisse heilige Cerimonien, dadurch eine oder andere heilige Sache bedeutet wird.“

Nach alle dem wird die in der Verfügung vom 7. Juli dargebotene Gabe wohl wenige finden, welche bereit sind, sie entgegenzunehmen, es möchte denn seyn, daß der bedenkliche Passus außer Kraft gesetzt würde, wozu einige Consistorien schon den Ansatz genommen haben. Der Versuch der „Union“ den vermehrten Schein einer kirchenrechtlichen Begründung zu verschaffen, kommt jetzt, da die Kirche zu erwachen und sich ihres Wesens bewußt zu werden beginnt, in der That zu spät.

Den Wunsch aber müssen wir hier noch einmal aussprechen, daß doch endlich das Verhältniß des Regimentes der Kirche zu ihrem Bekenntniß recht gründlich erwogen werden möge. Das Regiment steht nicht über dem Bekenntniß, sondern unter demselben, die „vorzüglichsten Glieder der Kirche“ haben grade so viel und so wenig Recht, ihr Bekenntniß anzutasten, wie die allergeringsten, und mit besonders zarter Gewissenhaftigkeit sollte besonders da Alles vermieden werden, was an ein Antasten des Bekenntnißstandes auch nur gränzt, wo der Träger der Kirchengewalt einer andern Confession angehört.

Eine unionistische Schilderhebung hat im vergangenen Jahre in der Provinz Pommern, eine andere in der Provinz Sachsen stattgefunden. Das Unhaltbare des Standpunktes der „positiven Union“ wird an der letzteren besonders klar. Dr. Stier, der Mittelpunkt dieser Agitation, kann sich unmöglich auf den Consensus stellen, welcher die einzige wenigstens einigermaßen haltbare Basis für die „positive Union“ abgeben kann, wie denn überhaupt mit dem Consensus jetzt wenig anzufangen ist, die den Consensus wirklich und von Herzen annehmen, sind jetzt fast durchgängig auch confessionell entschieden. Was Dr. Stier gegen die Kirchenlehre so aufstachelt, ist eine Abweichung von ihr in einem Punkte, der der Lutherischen Kirche mit der Reformirten, ja auch mit der Katholischen gemeinsam ist. Er hat von Anfang seiner Laufbahn an einen entschiedenen Widerwillen kund gegeben gegen die gemeinchristliche Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi. Er hat nie einstimmen mögen in das innig empfundene Bekenntniß der Kirche: „All Sünd hast du getragen, sonst müßten wir verzagen.“ Wenn nun so die Sachen stehen, wo ist da die Gränze zwischen der positiven und der bekenntnißlosen Union? Sie kann nur durch Abstimmung gefunden, also nur durch Willkür festgestellt werden. Ein Haufe von Leuten vereinigt sich zur Vertretung der Union. Sie sind nur eins darin, daß sie das Bekenntniß der Kirche in seiner Integrität nicht wollen, und daß sie nicht bloß Duldung für ihre Abweichungen in Anspruch nehmen, sondern volle Berechtigung, im Uebrigen gehen sie weit auseinander, jeder hat seine eigenthümlichen Abweichungen, die zusammengenommen ziemlich eine vollständige Negation des Bekenntnisses ausmachen. Wenn nun einer für sich allein mit einer solchen mehr oder weniger vollständigen Negation auftritt, so wird er ausgestoßen, weil jeder in ihm die Negation verurtheilt, die er nicht theilt. Daß aber in einem solchen Verfahren keine Gerechtigkeit ist, daß eine Kirche zu Grunde gehen müßte, die sich auf ein so loses Fundament gründen wollte, liegt zu Tage. Past. Seiler hat sich Anspruch auf den Dank der Kirche erworben, indem er in seinen 95 Thesen solchem Treiben muthig entgegentrat. Ueber Dr. Stiers satyrische Abweisung wird er sich mit dem Worte des Apostels zu trösten wissen: „Niemand verachte deine Jugend.“ Wie traurig aber ist es, daß ein Mann, wie Dr. Stier, so seine Gabe und seine Mission verkennt, und immer

*) Jeremias, ein Prediger der Gerechtigkeit, Berlin 1830, S. 229.

mehr die Ruhe und Haltung verliert, die eine Zierde der Väter in Christo ist. Mit erbitterter Erregtheit ist noch nie in der Kirche Gutes geschafft worden. Wer sie in sich aufkommen fühlt, wer spüren muß, daß das Wort: die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan, auf ihn keine Anwendung mehr findet, sollte eben darin eine Aufforderung finden, sich in die Stille zurückzuziehen und den ihm so gefährlichen Kampfplatz zu meiden.

Als ein Ereigniß von kirchenhistorischer Bedeutung betrachten wir die auch in besonderem Abdrucke erschienenen Artikel über Union von dem Herausgeber des Volksblattes, der noch am Ende des Jahres durch den in christlichen Kreisen weithin betrauerten Heimgang seiner trefflichen Gattin schwer heimgesucht worden ist: sie wurde bestattet an dem Feste der Geburt desjenigen, der gesprochen: ich bin die Auferstehung und das Leben. Das ungemeine Aufsehen, welches die Artikel von Nathusius hervorriefen, hat der Verf. ebenso bescheiden als wahr daraus abgeleitet, „daß sie ganz einfältig und aufrichtig das heraussagen, was jedermann denkt oder fühlt." Wir fügen noch hinzu, daß die Wahrheit in ihnen zwar mit Entschiedenheit, aber ohne alle Bitterkeit und Grimm und Lästerung und so, daß jeder das hinter der Polemik verborgene Herz voll Liebe durchfühlt, gesagt worden ist. Das Bedürfniß nach einer umfassenden populären Darstellung ist nun vollständig befriedigt und es kommt nur darauf an, daß diese ins Ziel treffende Schrift so weit wie möglich verbreitet werde. Wir freuen uns ihrer um so mehr, je stärker die Zahl von unnützen Schriften, solchen, auf die vergeblich Kraft und Zeit verwandt worden, die keine Lücke ausfüllen, die, wenn sie Eingang fänden, Besseres verdrängen würden, auch von gläubigen Verfassern sich mehrt: vier Fünftheile mindestens blieben besser ungeschrieben; die christliche Gewissenhaftigkeit und der Ernst der strafenden Bruderliebe sollten sich hier viel mehr bethätigen. Auch das Volksblatt sollte in seinen Anzeigen weniger Nachsicht, mehr scharfe Critik üben. Hoffentlich wird in Bezug auf die Union im nächsten Jahre auch das eigentlich wissenschaftliche Bedürfniß durch das Erscheinen eines umfassenden Werkes von Dr. Stahl befriedigt und der Vorwurf von Dr. Schenkel, daß wir es auf unserer Seite nicht zu einem eigentlichen Buche bringen können, gründlich zum Verstummen gebracht werden.

Wir freuen uns jeder Kraftentwickelung auf Seiten der Reformirten Kirche, in der wir von ganzem Herzen ein Werk Gottes erblicken und die durch so viele zarte Fäden mit der unsrigen verbunden ist, die zudem auch nicht in ihrem eigenthümlichen Wesen auferbaut werden kann, ohne zugleich in der Lutherischen Kirche die Orientirung über ihr eigenthümliches Wesen zu fördern. Von diesem Gesichtspunkt aus ist uns das Erscheinen des umfassenden Werkes: Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der Reformirten Kirche (Elberfeld, Friederichs), ganz erwünscht. Der Eifer, mit dem diese „Väter" für die Lehre ihrer Kirche auftreten, wird in der unsrigen einen Wiederhall finden. Die im vorigen Jahre in dieser Sammlung, neben der Biographie Zwingli's, mit dem Niemand nähere Bekanntschaft machen kann ohne dadurch zu einem tieferen Verständniß Luthers und zur rechten Würdigung seines Ausspruches: „ihr habt einen andern Geist" fast gezwungen zu werden, erschienene Monographie von Pf. Sudhoff über Ursinus und Olevianus ist auch insofern reich an Lehre und Gewinn, als sie den geschichtlichen Beweis liefert, daß eine halbirende und übertünchende Vermittelung, zwischen entwickelte Gegensätze gestellt, nothwendig zerrieben werden muß, wie das weiche Korn zwischen dem harten oberen und unteren Mühlstein. Das Schicksal des Melanchthonismus, der überall theils von dem Lutherischen, theils von dem Reformirten Bekenntniß erdrückt wurde, ist eine Weissagung des Schicksals unserer „positiven Union", die nichts Weiteres ist als eine Erneuerung des Melanchthonismus, d. h. der Lehrweise und Kirchenpraxis des späteren in mancher Beziehung matt und schwach gewordenen Melanchthon.

Auch das Erscheinen der „Denkschrift zur Orientirung über die Zustände, Hoffnungen und Bedürfnisse der Reformirten Kirche im Königreiche Hannover", Lingen 1857, betrachten wir als eine erfreuliche Erscheinung. Die in dieser Denkschrift an das Hannoversche Geistliche Ministerium gestellten Anträge müssen wir freilich als verfrüht betrachten. Es kann der Hannoverschen Regierung nicht zugemuthet werden, diese in sechs Gruppen zerfallenden 113 Reformirten Gemeinden, die durch Sprache (in Ostfriesland ist die Kirchensprache meist die Holländische), Verfassung (ein großer Theil der Gemeinden entbehrt sogar der Presbyterien) und Cultus, der in einem Theile der Gemeinden fast ganz dem Lutherischen angeschlossen ist, in eine Reformirte Kirche von der strengsten Form zusammenzuzwängen, mit „Einheit der Lehrnorm, der Liturgie und der Verfassung."*) Bei den Rechten, welche die Reformirte Kirche den Gemeinden zutheilt, würde doch vorher noch viel mehr als bis jetzt geschehen ist (die Bewegung scheint bis jetzt nur einer Fraction der Geistlichkeit anzugehören), zu erforschen seyn, wie diese zu der Sache stehen, ob in ihnen eine solche durchgreifende Veränderung hinreichend vorbereitet sey. Nach den Erfahrungen, welche O. C. R. Sack in der Provinz Sachsen machen mußte, würde wahrscheinlich das Resultat ein den Unternehmern nur theilweise, namentlich in Ostfriesland, günstiges seyn. Es ist nicht zufällig, daß die meisten Reformirten sich so entschieden der Union zuwenden. Sie fühlen, daß das reformirte Wesen in seiner ursprünglichen Gestalt die Lebenskraft verloren hat. Wenn aber unsere Muthmaßung sich als eine irrige erweist, wenn in den 113 reformirten Gemeinden Hannovers wirklich ein reformirtes kirchliches

*) Nur von dem Besten an der Reformirten Kirche, der Kirchenzucht, ist wenig die Rede. Die „Conferenz reformirter Geistlichen", von der diese Denkschrift ausgegangen ist, hat wohl gefühlt, daß die Hervorhebung dieser, die bei den Reformirten Deutschlands nie sonderlich geblüht hat, nicht grade lebhafte Sympathien für ihren Plan in den Gemeinden hervorrufen würde.

Bewußtseyn erwacht und die „Neigung zum Independentismus“ völlig überwindet, welche auch die Denkschrift als theilweise unter ihnen vorhanden bezeugt, so gönnen wir es ihnen von Herzen, daß ihnen Raum gestattet wird, sich zu einer Reformirten Landeskirche von Hannover zu gestalten.

Wie die Verhandlungen über Union, so haben auch die über Ehescheidung im vorigen Jahre ihren Hauptsitz in Preußen gehabt. „Die Verhandlungen über den Entwurf des Ehescheidungsgesetzes im Hause der Abgeordneten,“ Berlin 57, bieten eine reiche Fülle interessanten Stoffes dar und gereichen nach der intellectuellen Seite unstreitig dem Hause der Abgeordneten zur Ehre: die christlich conservative Ueberzeugung, die rationalistisch-pseudoliberale Richtung, die katholische kirchliche Politik haben ihre begabten und gewandten Vertreter gefunden. Selbst in England haben diese Verhandlungen Aufmerksamkeit hervorgerufen und sind mannigfach bei den Parlamentsdebatten über den gleichen Gegenstand benutzt worden. Wir konnten den „Entwurf“ nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachten. Er bot gegen das Landrecht einen unverkennbaren Fortschritt dar und insofern begrüßten wir ihn mit Freude, aber auf der andern Seite konnte uns nicht verborgen bleiben, daß er sich auf einen ziemlich unsichern Boden gestellt hat. Verläßt man das Princip der unbedingten Unterordnung unter die Worte des der gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen,“ so ist es unmöglich dem Gewirre subjectiver Ansichten zu entgehen. Sieht man von dem: „außer auf Grund des Ehebruches“ ab, so läßt es sich z. B. sehr plausibel machen, daß „unüberwindliche Abneigung“ ein stattlicher Scheidungsgrund sey, ein besserer noch als schwere Mißhandlungen, die oft aus einer bloßen momentanen Aufwallung hervorgehen können. Besonders bedenklich war uns § 2 des Entwurfes. Nach diesem „soll nicht auf Ehescheidung erkannt werden, es sey denn daß das Ehegericht aus dem ganzen Inbegriffe der Verhandlungen und Beweise die Ueberzeugung gewönne, daß durch die Schuld des verklagten Theiles die Ehe in nicht minderem Grade als durch Ehebruch oder bösliche Verlassung zerrüttet worden sey.“ Während im übrigen das Mißverhältniß zur Heiligen Schrift sich nur darin kund gibt, daß das Gesetz es nicht wagt den ganzen Ernst ihrer betreffenden Bestimmungen geltend zu machen, steigert es sich hier fast zum Widerspruche. Es gibt nach dem klaren Worte der Heiligen Schrift eben keine Verschuldungen, welche die Ehe in gleicher Weise zerrütten wie Ehebruch und bösliche Verlassung, und wem erst durch die Heilige Schrift die Augen geöffnet sind, dem wird auch die Meditation und die Erfahrung das bezeugen.

Unseres Erachtens hätte sich der Entwurf einfach auf den Boden der heiligen Schrift stellen sollen. Dann würde er auch in Fallen noch weit mehr imponirt und gesiegt haben, als dies gegenwärtig der Fall ist. Die Rücksicht auf die Differenz zwischen Evangelischer und Katholischer Kirche konnte nicht davon abhalten, so gewiß als schon unter dem A. B. das Buch des Gesetzes dem Könige selbst in die Hand gegeben wurde, damit

er danach alle seine Entscheidungen bestimme, 5 Mos. 17, 18. 19. Es gehört in der That nicht viel dazu um zu unterscheiden, auf welcher Seite hier das Rechte ist. Dies zeigt schon der neueste Versuch zur Rechtfertigung der Kathol. Praxis aus der H. Schrift, den ein geachteter Kathol. Theologe, Prof. Dr. Adalbert Maier angestellt hat.*) In Matth. 19, 9 sollen die lästigen Worte: außer wegen Hurerei μὴ ἐπὶ πορνείᾳ, „ein durch 5, 32 veranlaßtes Glossem seyn und der ursprünglichen Rede des Herrn nicht angehören.“ Es ist das eine monströse Behauptung, die daraus, daß ein Theil der kritischen Hülfsmittel statt μὴ ἐπὶ πορνείᾳ in Annäherung an 5, 32 παρεκτὸς λόγου πορνείας, außer auf Grund der Hurerei hat, eine Erscheinung, dergleichen fast bei allen solchen Parallelst. sich findet, auch nicht einen Schein von Begründung erhält. Nachdem nun durch diese Operation gegen das ernste Wort: „Du sollst nicht dazu thun und du sollst nicht davon abthun“ das Zeugniß des einen Ausspruches des Herrn gegen die Katholische Praxis beseitigt worden, schreitet der Operateur zu dem anderen fort. Jesus, nimmt Dr. Maier an, habe sich in der Bergpredigt „vorerst begnügt seinen Zuhörern, welche die Ehe unter dem Mosaischen Gesetze eingegangen, gegen falsche Deutungen und laxe Anwendungen den wahren Sinn desselben einzuschärfen, dagegen bei einer späteren Gelegenheit die für seine neue Kirche geltende Vorschrift vorgetragen.“ Wie seltsam! Gegen die Pharisäer, an welche die Rede in C. 19 gerichtet ist, hat Christus das Wesen der christlichen Ehe entwickelt, dagegen aber in einer Rede, zu deren Eingang es heißt: es traten zu ihm seine Jünger, die damit beginnt die Kennzeichen der wahrhaftigen Glieder der Kirche des N. B. anzugeben, die dann das Verhältniß des Gesetzes zu dieser Kirche erörtert, in der der Gegensatz refrainartig wiederkehrt: „Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt ist — ich aber sage Euch,“ den Neuen, den Gliedern des Neuen Bundes, soll Christus das Wesen der Jüdischen Ehe bestimmt haben! Wir müssen uns wundern, daß die evangelisch-conservativen Abgeordneten es unterlassen haben, die offenbare Schriftwidrigkeit der Katholischen Doctrin auf diesem Gebiete offen zur Sprache zu bringen, obgleich doch dazu die herausfordernden Aeußerungen katholischer Abgeordneten, wie z. B. die: „in den Augen der gesammten katholischen Bevölkerung ist die Ehescheidung von Katholiken eine unsittliche Handlung“ Veranlassung genug darboten.

Hätte sich der Entwurf entschieden auf den Boden der Heiligen Schrift gestellt, so würden die Schwierigkeiten, welche das Verhältniß zur Katholischen Kirche darbietet, nicht gemehrt, sondern gemindert worden seyn. Das schriftmäßige Princip: nur Ehebruch und bösliche Verlassung in der engsten Umgränzung, steht der Praxis der Katholischen Kirche bedeutend näher als der Entwurf mit seinem Systeme der Analogien für den Ehebruch und die bösliche Verlassung (denen man, wie gesagt nur durch eine gewisse Willkühr eine Gränze setzen kann: der

*) Comm. über den ersten Br. an die Corinther, Freiburg 1857. S. 148.

Abg. Wenzel machte mit Recht darauf aufmerksam, daß das Landrecht auch die „unüberwindliche Abneigung“ nur dann für einen gültigen Scheidungsgrund erkläre, wenn durch sie eine völlige Zerrüttung der Ehe herbeigeführt worden). Rechnete man also überhaupt auf guten Willen von Seiten der Katholischen Abgeordneten, so mußte es leichter seyn sie für das Eine, wie für das Andere zu gewinnen.

Konnte man aber auch nach dem Bemerkten kein volles Herz zu dem Gesetzentwurfe haben, so lag doch nichts desto weniger die Verpflichtng vor, ihm die kräftigste Unterstützung angedeihen zu lassen. Es war doch immer ein unverkennbarer Fortschritt zum Besseren: alle Scheidungsgründe, deren Abschaffung beantragt wurde, sind solche, welche auch von der Heiligen Schrift verworfen werden. Und wenn nicht alle verworfen werden, welche die Heilige Schrift und nach ihr die Evangelische Kirche verwirft, so diente, wenn nicht zur vollständigen, doch zur scheinbaren und theilweisen Rechtfertigung, daß wir uns hier nicht auf dem Gebiete der Kirche, sondern des Staates befinden und daß es sich um eine Gesetzgebung handelt, der auch Juden und Judengenossen, auch Mitglieder der freien Gemeinden unterstellt werden sollen.

Es ist bekannt, daß der Gesetzentwurf dadurch gefallen ist, daß die Katholische Fraction sich dagegen erklärt hat, daß er mit bedeutender Majorität durchgegangen seyn würde, wenn diese gethan hätte, was nach unserer Ueberzeugung Pflicht und Beruf von ihr erforderte. Die Gründe, welche die Redner dieser Fraction zur Rechtfertigung ihrer Stellung beibrachten, sind von Präs. von Gerlach u. A. so völlig zunichte gemacht worden, daß wir darin nicht die eigentlichen Motive suchen können. Wir sind durch den Vorgang lebhaft an ein Wort von Dr. Thiersch, in den durch den beklagenswerthen Uebertritt des reich begabten Mannes zum Irvingismus zu früh in den Hintergrund gedrängten Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus, erinnert worden: „Es ist nicht zu läugnen, daß der neuere Romanismus seit dem Ende der Reformation, dann wieder besonders der allerneueste seit 1815 etwas Unheimliches, Listiges an sich hat, was sich als Folge eines gewissen Zerfalles mit der Wahrheit und Wissenschaft und der großen Verluste an äußerer Macht, die er erlitten hat, begreifen läßt.“ Der moderne Katholik hat das Auge nur auf seine Kirche und was ihr Vortheil bringen kann gerichtet. Alles übrige, und wenn es auch eine geheiligte Ordnung Gottes ist oder wenn auch die Spuren des segnenden Gottes darin unverkennbar sind, läßt ihn gleichgültig oder er steht ihm feindselig gegenüber. So suchten die Katholischen Abgeordneten erst aus dieser Sache einen Vortheil für ihre Kirche zu ziehen, sie verlangten Herstellung der geistlichen Gerichtsbarkeit in Ehesachen und stellten sie gleichsam als Kaufpreis hin für ihre Zustimmung. Als die Zahlung dieses Preises ihnen verweigert wurde, als man auf diese in Wahrheit erniedrigende Zumuthung nicht eingehen wollte, hatten sie weiter kein Interesse mehr für die Sache. Es lag ihnen der Gedanke fern, daß sie als Abgeordnete des Preußischen Volkes

für die Gesammtheit desselben, auch des evangelischen Theiles zu sorgen haben. Es mochte Einzelnen nicht unerwünscht seyn, daß die Schäden, über die vorzugsweise die Evangelische Kirche seufzen muß, fortdauern und zwar grade durch eine Machtentwickelung der Katholischen Partei. Leider haben sich durch die Auctorität der Stimmführer auch solche mit fortreißen lassen, aus deren Reden man den Eindruck erhält, daß sie anders gestimmt haben würden, wenn sie nur mit ihrem eignen Gewissen zu Rathe gegangen wären, und denen, wie wir hoffen, die Sache noch einmal aufs Gewissen fallen wird.

Unter denjenigen, welche wider das Gesetz gestimmt haben, befindet sich auch eine Anzahl „conservativer“ Mitglieder: wir freuen uns, daß es verhältnißmäßig eine geringe ist. Es gilt hier, was uns kürzlich ein verehrter Freund bei einer andern Veranlassung schrieb: „Ich habe von Anfang an gewußt, daß es nur zwei Parteien in Preußen gibt — die eine, die an den lebendigen Gott und die eine die an den Mammon glaubt.“ Wir freuen uns jeder Gelegenheit, bei welcher die weite Kluft offenbar wird, die zwischen denjenigen besteht, welche die Ordnungen des lebendigen Gottes und denjenigen, welche ihren Besitz, ihre Standesvorrechte, die Bureaukratie u. dergl. conserviren wollen. Das unter Umständen nothwendige Zusammengehen beider hat leider in der öffentlichen Meinung eine unheilvolle Vermengung veranlaßt. Auch die Kirche sollte dieser Vermengung kräftig entgegentreten, sollte jede Gelegenheit benutzen um zu zeigen, daß sie die Dienerin des lebendigen Gottes ist, die sein Schwert, wenn es seyn muß, auch gegen die Bevorrechteten führt, nicht ein Werkzeug zur Beförderung der Interessen der letzteren. So hoffen wir aus Mecklenburg recht bald energische kirchliche Zeugnisse zu vernehmen gegen die ärgerlichen Beschlüsse des letzten zu Sternberg versammelten Landtages in Angelegenheiten der Sonntagsfeier und der Errichtung eines Oberconsistoriums. So hätten schon längst treue Pastoren ihre Stimme laut machen sollen wie eine Posaune, auch in der Ev. K. Z., die solchen Aeußerungen mit Verlangen entgegensieht, gegen denjenigen Theil der Ritterschaft (!), welcher seinen Tagelöhnern den Sonntag verkümmert und dadurch das Heidenthum inmitten der Christenheit fördert. „Ich gebiete dir, daß du meinen Sohn ziehen lassest, daß er mir diene, daß er mir ein Fest halte in der Wüste. Wirst du dich des weigern, so will ich deinen erstgebornen Sohn erwürgen,“ das sollte diesen Pharaonen der Jetztzeit, den adeligen noch mehr als den bürgerlichen (noblesse oblige, Barone sollten billig am allerletzten Pharaone sein), mit kräftiger Stimme zugerufen werden. Das Volk Gottes ist nicht blos dazu da, zu frohnen, Ziegel zu streichen und Stroh zu suchen. Die es verzehren als verzehreten sie Brot, werden es „erfahren“ müssen.

Mit Recht ist gesagt worden, daß die Verhandlungen in dem Hause der Abgeordneten unabhängig von dem Zustandekommen des Gesetzes, ein Segen für das Land seyen. Der moralische Einfluß ist unverkennbar ein sehr bedeutender. Dürfen wir aus Notizen, die uns über einzelne Bezirke zugekommen sind,

auf das Ganze schließen, so wird die Abnahme der Ehescheidungen im J. 57 sich als eine noch bedeutendere herausstellen wie die im vorhergehenden Jahre.

Die Obrigkeit hat aber damit, daß sie einmal vor das Haus der Abgeordneten getreten ist, ihre Pflicht noch nicht vollständig erfüllt: es gilt daß sie, um das: ich wasche meine Hände in Unschuld, mit vollem Rechte sprechen zu können, ihre Anträge stets erneuere, nicht in abgeschwächter Gestalt, sondern mehr und mehr Gott und seinem Worte die Ehre gebend.

Bleibt es im Staate vorläufig beim Alten, so wird die Kirche um so eifriger ihre Pflicht thun müssen. In dieser Beziehung ist im vorigen Jahre ein erfreulicher zum Dank gegen den Herrn der Kirche auffordernder Fortschritt geschehen. S. Majestät der König hat durch C. O. vom 8. Juni, außer dem unbedingten Verbote der Ehe zwischen dem ehebrecherischen Paare, von dem ferner keine Dispensation ertheilt werden darf, bestimmt, „daß die Geistlichen von allen Fällen, in denen bürgerlich geschiedne Ehegatten die kirchliche Einsegnung einer andern Ehe verlangen, dem Consistorium Anzeige zu machen, die Consistorien aber (vorbehaltlich des Recurses für den sich beschwert fühlenden Theil an den evangelischen Oberkirchenrath) über die Zulässigkeit der Trauung nach den Grundsätzen des christlichen Eherechtes, welches im Worte Gottes begründet ist, zu entscheiden haben sollen." Durch diesen Erlaß ist die Kirche in Preußen von der Schmach erlöst, die Schleppenträgerin des Staates und des aus einem ihr entfremdeten Geiste hervorgegangenen Preußischen Landrechtes zu seyn. Der Kirche wird die vollkommen selbstständige Entscheidung über Wiedertrauung Geschiedener zugesprochen. Die bisher stattfindende Möglichkeit sich von den pflichttreuen Geistlichen zu denen weiten Gewissens zu wenden, ist nunmehr abgeschnitten. Kein Geistlicher darf Geschiedene trauen ohne Bewilligung des Consistoriums. Nur eine Thür ist noch offen gelassen, durch die unter ungünstigen Umständen der unkirchliche Geist wieder seinen Einzug halten kann. Es ist nur die Rede von dem „christlichen Eherechte, wie es im Worte Gottes begründet ist." Es ist vermieden worden zu sagen, daß nach dem Worte Gottes und nach der Lehre der Evangelischen Kirche nur Ehebruch und bösliche Verlassung in der engsten Umgränzung, legitime und von den Consistorien allein anzuerkennende Scheidungsgründe seyen. Die vorliegende Bestimmung genügt nur so lange als die Consistorien (und der die höhere Instanz bildende Ev. Oberkirchenrath) mit Männern von kirchlicher Gewissenhaftigkeit besetzt sind. Wäre dieß nicht der Fall, so würde die schrift- und kirchenwidrige Lehre von den Analogien sich wieder geltend machen und damit aller Segen verloren gehen. Unter diesen Umständen müssen wir uns gar sehr freuen, daß die Gefahr, welche im vergangenen Jahre der C. O. vom 30. Jan. 46 drohte, einer der edelsten Gaben, welche uns die Regierung unseres Königes gebracht hat, glücklich vorübergegangen ist, und daß sie in ungeschwächter Auctorität neben der vom 8. Juni 57 fortbesteht.

Den Verhandlungen über Ehescheidung, welche auf der Deutschen Conferenz zu Eisenach am 15. Juni 57 stattgefunden haben, können wir nicht die Bedeutung beilegen, welche ihnen auf dem Kirchentage in Stuttgart zugesprochen wurde. Sie tragen, wie das Meiste, was bisher von dieser Conferenz ausgegangen ist, den Character eines vermittelnden unentschiedenen Wesens, das die Welt nur zum Widerspruche reizen, nicht aber ihr imponiren und sie besiegen kann. Niemand hat für solche Erzeugnisse ein Herz, niemand steht für sie mit seiner ganzen Existenz ein. Sie gehen ad acta. Das hat nun schon eine mehrjährige Erfahrung gezeigt. Der Beschluß, „daß alle diejenigen Ehescheidungen zu mißbilligen, welche nicht in einer das Wesen der Ehe zerstörenden thatsächlichen Versündigung des einen der Ehegatten wider den anderen ihren Grund haben" steht in einem nur schwach verdeckten Widerspruch gegen das Wort des Herrn: „es sey denn um Ehebruch," und stimmt zwar gut zu dem „Kirchenrechte" des O. C. R. Richter, nicht aber zu der Lehre der Kirche. Auch der Vorschlag, daß dem schuldigen Theile die neue Ehe „jedenfalls nur aus gewichtigen Gründen, namentlich erst wenn ein mehrjähriger Zeitraum verflossen und der schuldige Theil überzeugende Beweise der Reue und des ernstlichen Willens der Besserung gegeben" zu gestatten sey, bleibt weit hinter dem Ernste der Kirche zurück. Das Reale dabei ist nur der mehrjährige Zeitraum, das Uebrige kaum von praktischer Bedeutung. Wenn die Conferenz den hohen Regierungen einerseits empfiehlt, gegen solche Geistliche, welche aus christlichen Gewissensbedenken Anstand nehmen, die anderweitige Einsegnung eines geschiednen Ehegatten zu vollziehen, mit billiger Schonung und Milde zu verfahren," wobei zu bemerken, daß Schonung und Milde zu viel ist, wenn solche Geistliche nach eignem Gutdünkel handeln, viel zu wenig, wenn sie als Zeugen auftreten für das Wort Gottes und die Lehre der Kirche, so wird den Regierungen auch andererseits empfohlen „ihren Geistlichen an das Herz zu legen, daß sie — — in keinem Fall nach eignem Gutdünken vorgehen, sondern den Entscheidungen ihrer kirchlichen Behörden vertrauensvoll sich fügen." Das beschloß dieselbe Conferenz, in der die kirchlichen Behörden von Gotha durch den Consist.-Rath und Hofprediger Schwarz vertreten wurden, der nicht zufrieden mit der Förderung der Licenz der Ehescheidungen in dem eignen Lande, auch für die Preußische verbotene Heirathslust in Gotha eine Copulationsanstalt eröffnet hat. Soll denn das alte Deutsche Sprüchwort: Traue schaue wem! nicht auch in Bezug auf die kirchlichen Behörden gelten, und muß

man nicht Luther und die ganze Reformation verurtheilen, wenn man so ohne weiteres das Vertrauen gegen die kirchlichen Behörden als Pflicht hinstellt. In der That, der Papst und seine Kardinäle haben nicht mehr gethan um dies Vertrauen zu verwirken, wie so manche Deutsche Kirchenbehörden. Hat doch nicht einmal etwas verlautet von einem Proteste der betreffenden Kirchenbehörde gegen das Gothaer Ehepatent vom 15. Aug. 1834, wonach Ehegatten auch ohne ihren Antrag und selbst wider ihren Willen geschieden werden sollen, wenn sie sich zanken u. s. w.*)

Die Verhandlungen über Ehescheidung in dem Englischen Parlament haben den Beweis geliefert, wie mißlich es in einer Zeit wie die unsrige ist, an dem aus einer ernsteren und glaubenskräftigeren Zeit ererbten Bestande zu rütteln. Das Gesetz vom 28. August 57 hebt nur eine kirchliche Satzung auf, wenn es die Scheidung wegen Ehebruches gestattet, fällt aber sofort aus der schriftmäßigen Freiheit in den dem Fleische den Zügel schießen lassenden Liberalismus, indem es die Wiederverehelichung des schuldigen Theiles sanctionirt und sogar nicht die Ehe zwischen dem ehebrecherischen Paare verbietet. Das ist zwar vielleicht nicht gegen den Buchstaben der heiligen Schrift, wohl aber entschieden gegen ihren Geist, aus dem die betreffenden Bestimmungen der Kirche geflossen sind.

Von besonderer Bedeutung ist im vorigen Jahre Baiern für die Kirche gewesen. Außer der bereits besprochenen Irvingistischen Bewegung in der Katholischen Kirche ziehen dort besonders die Generalsynoden und der Streit über die Hofmannsche Versöhnungslehre die Aufmerksamkeit auf sich. Wie sehr wir Grund haben uns des Resultates der ersteren zu freuen, zeigt schon das Urtheil der Protest. K. Z., zu der wir nicht sprechen wie Ruth zu ihrer Schwieger: „Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott", vielmehr das Gegentheil davon — über die Synode in Baireuth: „das Bild dieser Synode ist ein recht unerfreuliches." Der glückliche Ausgang ist um so mehr von Bedeutung, da die radicale Presse überall die „furchtbare Bewegung", welche die kirchliche Richtung in Baiern heraufbeschworen, als Schreckbild aufstellte, die mattherzige Halbheit sich durch dieses Schreckbild imponiren ließ, durch diese Vorgänge sich in ihrer Lauheit bestärkt fand und darin ein Siegel für dieselbe erblickte. Jetzt stellt sich die Sache so, daß man die Agitation nicht wegwünschen möchte, wenn es möglich wäre sie aus der Geschichte zu streichen. Sie hat von neuem den Beweis geliefert, wie wenig auf das Geschrei unkirchlicher Haufen zu achten ist, wie schnell sich Bewegungen verlaufen, die nicht in dem christlichen Gewissen ihren Ausgangspunkt haben, wie sorgfältig man auch scheiden muß zwischen einer Erregung in dieser oder jener größeren Stadt und der eigentlichen Stimme des Volks. Die Wege Gottes sind auf diese Weise für die kirchlichen Obrigkeiten wieder offen, es ist der menschlichen Schwachheit erleichtert worden darauf zu wandeln. Zu dem günstigen Resultate der Synoden hat ein Dreifaches bedeutend beigetragen, dem man vor Allem nachtrachten muß, um dieselben guten Früchte von Synoden erwarten zu dürfen, der Umstand, daß man seit Jahren in Baiern bemüht gewesen ist das Verhältniß der Kirche zu ihrem Bekenntnisse ins Klare zu stellen; die Wirksamkeit einer Facultät, welche auf dem Boden dieses Bekenntnisses steht; endlich ein Kirchenregiment mit einem Manne wie Dr. von Harleß an seiner Spitze, welches weiß was es will und überall feste Tritte thut und mit seiner Posaune einen deutlichen Ton angibt. Hätte die Berliner kirchliche Conferenz nur einen solchen Leitstern gehabt, die Resultate würden viel befriedigender ausgefallen seyn.

Nur in Einem Punkte sind die Baierischen Generalsynoden sich selbst nicht gleich geblieben. Wir meinen den Antrag auf Gleichheit zwischen den weltlichen und geistlichen Abgeordneten für die Synoden in Bezug auf ihre Zahl, der hoffentlich die ihm schon früher versagte Sanction auch jetzt nicht erhalten wird. Das bisherige Verhältniß, zwei Drittheile Geistliche, ein Drittheil weltliche Mitglieder, hatte die Tradition und Praxis der Lutherischen Kirche für sich*), und ebenso auch die Natur der Sache. Daß die Baierischen Synoden eine aus dem Schooße der Gemeinden hervorgehende Repräsentation derselben bilden, daß also bei ihnen die Kopfzahl in Betracht komme, daran kann nicht gedacht werden. Schon das entscheidet gegen das Beruhen der Institution auf solcher durchaus unlutherischen Anschauung, daß jene Synoden nichts anderes sind, als zum Beirath berufene Notabeln, daß sie nur Wünsche, pia desideria auszusprechen, nicht Beschlüsse zu fassen haben. Sollen aber Notabeln vernommen und guter Rath eingeholt werden, so werden die Geistlichen mehr in Betracht kommen als die Laien. Denn es ist offenbar, daß von dem Geistlichen Stande, demjenigen für den der Dienst am Worte der eigentliche Lebensberuf ist, der durchgreifendste und nachhaltigste Einfluß ausgeht, daß in ihm der eigentliche Schwerpunkt der Kirche liegt. Auch das entscheidet für ein Uebergewicht des Geistlichen Standes, daß hier, wo allgemein zugängliche Leistungen vorliegen, aus denen ein Ruf sich bilden kann, die vorzügliche kirchliche Begabung weit leichter zu erkennen ist, während es bei dem Laienstande schwer hält die rechten Männer herauszufinden. Es sind überall nur Wenige, auf welche die Blicke der Kirche so gerichtet sind,

*) Das Thatsächliche in dem oben stehenden ist geschöpft aus dem: Vortrag über Ehescheidung gehalten in der Deutschen Conferenz zu Eisenach d. 15. Juni 1857 von O. C. R. Dr. v. Mühler, Stuttgart 1857.

*) Prof. Merkel in den Gutachten, Berlin 1856, S. 46, sagt: „Die Kirchenordnungen der Reformationszeit und bis in die neueste Zeit kennen an sich nur Synoden von Geistlichen, und wo noch weltliche Mitglieder concurriren, sind es Deputirte des Landesherrn, seine Räthe, Landstände, überhaupt Vertrauenspersonen, und der Regel nach überwiegt die Anzahl der Geistlichen."

wie auf den edlen Grafen Giech, der seine Wahl so glänzend gerechtfertigt hat. Wäre aber auch an sich die Aenderung eine unbedenkliche oder gar wünschenswerthe, so hätte sie doch jedenfalls jetzt nicht beantragt werden sollen, wo Jedermann sie als Concession an eine in ihrem innersten Grunde unkirchliche Bewegung ansehen mußte. Solche Concessionen dienen nie zur Beschwichtigung, immer nur zur Aufstachelung. Die von dem Referenten auf der Synode in Baireuth aufgestellte Motivirung: „daß, nachdem einmal in den Kirchenvorständen und Diöcesansynoden Organe für die Agitation gegründet seyen, diese doch nicht aufhören werde, bis sie Parität erlangt habe; daß diese Agitation dann aber vielleicht zu einer Zeit in unabweisbarer Kraft auftreten könne, wo es nicht wie jetzt in den Händen des Kirchenregimentes liege, die nöthigen Beschränkungen beizufügen" müssen wir für eine höchst bedenkliche erachten. Wir sind in Sachen der Kirche nicht auf solche menschliche Erwägungen gewiesen, wir sollen mit freudigem Muthe unsere Stellungen vertheidigen und die Zukunft Gott anheimstellen. Uns will es fast scheinen, daß der Antrag in einer Zeit vorbereitet wurde, in der eine gewisse Zaghaftigkeit die Gemüther ergriffen hatte, und daß man nachher unter veränderten Verhältnissen sich nicht so rasch entschließen konnte ihn wegzuwerfen. Darauf führt auch die Thatsache, daß die Majorität in Baireuth eine viel geringere war wie in Ansbach, wo das Terrain erst sondirt werden mußte. Präs. von Harleß hat übrigens in Baireuth sich gegen den Antrag erklärt. Das zeigt diese Thatsache von Neuem, wie schlecht die Kirche berathen wäre, wenn die von so vielen Zufällen abhängigen Beschlüsse auch einer von gutem Geiste erfüllten Synode ohne weiteres Gesetzeskraft erhielten. Wenn die Mitglieder der Synoden jetzt einzeln befragt würden, so würde wahrscheinlich ein ganz anderes Resultat herauskommen.

In dem zuerst durch Dr. Philippi hervorgerufenen Streite über die Versöhnungslehre Dr. von Hofmanns, in dem wir ein erfreuliches Lebenszeichen der Kirche erblicken, ist im vorigen Jahre eine bemerkenswerthe neue Phase eingetreten. Die mit Dr. v. H. nahe befreundeten Spezialkollegen haben sich gegen ihn erhoben, in Beherzigung des Wortes: „Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: ich sehe ihn nicht und zu seinem Bruder: ich kenne ihn nicht und zu seinem Sohne: ich weiß nicht, die halten deine Rede und bewahren deinen Bund." Die Art und Weise ihres Auftretens kann man wahrhaft musterhaft nennen. Sie haben mit keinem Worte die Liebe verletzt und doch mit vollem Ernste und zugleich in wissenschaftlicher Tüchtigkeit Zeugniß für die Wahrheit abgelegt. Die Schrift: „Das Bekenntniß der Luth. Kirche von der Versöhnung und die Versöhnungslehre Dr. von Hofmanns von Dr. Thomasius. Mit einem Nachworte von Dr. Harnack," die sich darauf beschränkte den Widerstreit der Lehre v. Hofmanns und der kirchlichen ins Licht zu stellen, erhielt eine wesentliche Ergänzung durch die zweite Schlußbetrachtung in dem Commentare zu dem Briefe an die Hebräer von Dr. Delitzsch: „über den festen

Schriftgrund der Kirchenlehre von der stellvertretenden Genugthuung," worin dem unächten „Schriftbeweise" der ächte entgegengestellt wird. Wir wollen die Worte hier ausheben, in denen er sich concentrirt darstellt: „Behält man die Verdammnißwürdigkeit unserer Schuld recht im Auge und läßt man ohne Deuteln die drei großen von der Schrift bezeugten Heilswahrheiten stehen, 1) daß Gott den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, d. h. ihm unsere Sünden imputirt hat, 2) daß Christus, der Schuldlose, aber mit unserer Schuld Beladene für uns ein Fluch geworden, d. i. den Blitz des Zornes, der uns treffen sollte, für uns erlitten, oder wie die Schrift auch sagt, daß Gott an seinem Sohne, der unser Fleisch und Blut angenommen, und sich uns zum Sündopfer, zur Sündessühne begeben, das Gericht über die Sünde vollzogen; 3) daß uns nun im Glauben seine Gerechtigkeit ebenso zugerechnet wird, um vor Gott bestehen zu können, wie er sich hat unsere Sünden zurechnen lassen, um sie zu büßen: so ist es auch, so lange diese Vordersätze ungeschmälert bleiben, sonnenklar, daß er stellvertretend für uns gelitten und gestorben, damit wir nicht leiden müßten, was wir verwirkt, und damit wir statt zu sterben in seinem durch stellvertretenden Tod hindurch gewonnenen Leben das Leben hätten."

Die Antwort Dr. von Hofmanns auf die Schrift von Dr. Thomasius und Dr. Harnack enthält das zweite Stück seiner „Schutzschriften für eine neue Weise, alte Wahrheit zu lehren", Nördlingen 57, das sich von dem ersten durch seinen milderen Ton vortheilhaft unterscheidet. Er sucht darin den Beweis zu führen, daß die Bekenntnißschriften die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung nicht enthalten, daß Luther und Melanchthon diese Lehre nicht geführt haben. Damit hat er sich in eine gar mißliche Position begeben. Verliert der „Schriftbeweis" schon alle Bedeutung, wenn man, nachdem man ihn durchgelesen, mit offenem Auge und sinnendem Geiste die Schriftstellen Jes. 53. Matth. 20, 28. Röm. 3, 25. 26. 8, 3. 2 Cor. 5, 21. Gal. 3, 13. Hebr. 9, 28. 1 Petr. 2, 24 betrachtet, so sind noch mehr alle exegetischen „Künste" (Pred. 7, 30) vergebens angewandt, wenn ein irgend unbefangener Leser, nachdem er die „Schutzschrift" aus der Hand gelegt, noch einmal die betreffenden Stellen der Bekenntnißschriften in ihrer Totalität und einige der Hauptstellen Luthers und Melanchthons überblickt. *)

*) Schon die Anführung einiger Stellen wird zum Beweise des Gesagten hinreichen. Im 3. Art. der Augsb. Conf. heißt es von Christo, er sey gestorben, „daß er ein Opfer wäre nicht allein für die Erbsünde, sondern auch für alle andere Sünde und Gottes Zorn versühne." In Art. 4 wird gesagt, daß die Sünden uns vergeben werden um Christus willen, der durch seinen Tod für unsere Sünden genug gethan hat, qui sua morte pro peccatis nostris satisfecit. In dem Abschnitte von den Mißbräuchen wird das Leiden Christi eine Genugthuung genannt, nicht allein für die Erbschuld, sondern auch für alle übrigen Sünden. Im 4. Art. der Apologie wird Christi

Es ist dies in solchem Grade der Fall, daß dem „Schriftbeweise“ von hier aus, wo die Controlle so leicht ist, nothwendig Ungunst erwachsen muß. Man muß das Vertrauen zu dem Ausleger verlieren, der so das Handgreiflichste zu verkehren vermag. Die Schrift bedarf eigentlich keiner Widerlegung, obgleich eine solche, wie wir hören, vorbereitet wird, sie führt dieselbe bei sich.

Dr. von Hofmann hat sich in diesem zweiten Stücke der Schutzschriften und ebenso in der zweiten Ausg. des Schriftbeweises scheinbar um ein Bedeutendes der biblischen und kirchlichen Lehre genähert. Er redet jetzt viel von dem Zorne Gottes, den Christus uns zu Liebe getragen haben soll. Aber die Annäherung ist nur eine scheinbare und somit verwirrende, so daß in Wahrheit nicht sowohl ein Fortschritt vorliegt, als vielmehr ein Rückschritt. Der Zorn Gottes, von dem v. H. redet, gehört nicht zur Sache. Er kommt nur in Betracht als Ursache des Uebels in der Welt, in dessen Gemeinschaft Christus willig eintrat und ist nur eine Bezeichnung dieses Uebels selbst nach seiner überirdischen Causalität. Von einer stellvertretenden Erleidung des Zornes will v. H. nach wie vor nichts wissen. Er behauptet auch jetzt noch: „daß die Bestrafung unserer Sünde an ihm statt an uns vollzogen worden, ist ein selbstgeschaffenes Mysterium.“*) Er sagt es klar heraus**): „Zwischen der Unterstellung des ewigen Sohnes Gottes unter einem stellvertretungsweise an ihm geschehenen Vollzuge des göttlichen Strafgerichtes gegen die Menschheit bleibt der sehr wesentliche (allerdings!) Unterschied, daß nicht der Sohn Gegenstand des Zornes Gottes des Vaters ist, wenn auch nur stellvertretungsweise, sondern die Menschheit, und daß nicht die Strafe, welcher die unerlöste Menschheit für ewig anheim gefallen wäre, an dem Sohne vollzogen worden, sondern ihm sein Heilandsberuf Ursache aller der Leiden geworden ist, welche derselbe in Folge seines Einkommens in die adamitische Menschheit mit sich brachte. Nicht ihn, anstatt uns hat der Zorn Gottes betroffen, so daß die Strafe nun vollzogen ist und nicht mehr vollzogen zu werden braucht, sondern die Uebel, in welchen

Blut und Verdienst der Schatz genannt, durch welchen die Sünde bezahlt ist. Ebendaselbst heißt es: „Weit über unsere Reinheit, ja weit über das Gesetz selbst muß der Tod Christi und seine uns geschenkte Genugthuung gestellt werden, daß wir annehmen, wir haben wegen jener Genugthuung einen gnädigen Gott, nicht wegen unserer Erfüllung des Gesetzes.“ Luther sagt: „Das muß uns helfen, daß der Mann Jesus Christus kommen ist und unsere Sünde und Tod, so wir mit allem Rechte verdienet haben, auf sich selbst genommen und getragen hat. — Er ist an unsere Statt getreten und hat von unsertwegen das Gesetz, Sünde und Tod lassen auf ihn fallen.“ Anderwärts: „Seiner Person halber ist er gerecht und ohne alle Sünde gewesen; aber weil er sich fremder Sünde annahm, ist er zum Sünder geworden.“ Anderwärts: „Er ist beides in einer Person, der höchste größte und einige Sünder und die höchste größte und einige Gerechtigkeit.“

*) S. 106. **) S. 103.

sich Gottes Zorn wider die sündige Menschheit vollzieht, hat er in der mit seinem Heilandsberufe gesetzten Weise erlitten.“ Nicht für uns hat Christus den Zorn Gottes erduldet, sondern neben uns, und zwar also, daß der Zorn fortwährend über uns bleibt, bis wir ihn durch eigne That von uns abwenden.

Es ist verwirrend, wenn v. H. gleich zu Anfang seiner Schrift sagt: es handle sich nicht darum, ob, sondern inwiefern der Welt Sünde in Christo gesühnt sey. Der radicale Widerspruch in Bezug auf das Wie trifft zugleich das Daß. Die v. Hofmann'sche Auffassung der Versöhnung ist durch keine feste Gränze von der gewöhnlichen rationalistischen, von Christo als dem frommen Dulder, dem Ideale des gottwohlgefälligen Sinnes, dem Tugendmuster, dem wir nacheifern sollen, geschieden, und muß auf die Dauer, trotz der hohen Redensarten, unausbleiblich zu ihr herabsinken. Von Christo zu uns führt keine Brücke herüber, er hat alles zunächst nur für sich gethan, wir müssen die Brücke selbst bauen, indem wir eingehen in den Sinn, der ihn zu solcher Selbstbewährung antrieb. Ob diese Bewährung die höchste denkbare, läßt sich sehr fragen. Hatte das Leiden Christi keinen stellvertretenden Charakter, kam es nur darauf an, „daß er sich unter alledem, was Gottes Zorn gegen die Sünde mit sich bringt, als den Heiligen bewährte“, so wäre ein langes Leben in schmerzlichem Siechthum, so wäre z. B. der Aussatz eine wahrhaftigere Bewährung gewesen als der schmerzliche aber doch rasche Tod, so gewiß als der Kopf eines mit dem Aussatz Behafteten in der Monographie des Arztes Schilling de lepra mit Recht die Aufschrift führt: horridior morte, schaudervoller als der Tod. Der Quellpunkt der rationalistischen Versöhnungslehre ist eine oberflächliche Betrachtungsweise der Sünde. Die Ansätze zu einer solchen treten auch bei v. H. schon hervor. Er sagt*): „Die Satanische Sünde ist Verneinung des göttlichen Willens schlechthin, weil er der göttliche ist, die menschliche aber widergöttliches Begehren eines vermeintlichen Gutes. — Den Menschen kann Gott überführen, daß das Gut ihres Begehrens keines ist, wodurch er Raum schafft für die Erkenntniß, daß er allein liebenswerth ist.“ Sitzt die Sünde nur auf der Oberfläche, so reicht die Ueberführung, die bloße Belehrung hin. Könnte man, wie H. thut, zwischen der Satanischen und der menschlichen Sünde wie mit dem Messer durchschneiden, so würde alles in Frage gestellt werden, was die Schrift von der Communication zwischen der Satanischen Sünde und der menschlichen sagt: wenn der Satan Gedanken ins Herz wirft, wenn er in den Menschen hineinfährt, wenn er bösen Samen ausstreut, wenn die Sünder den Teufel zum „Vater“ haben und nach ihres Vaters Lust thun, so muß nothwendig zwischen der menschlichen Sünde und der Satanischen ein schauriger Zusammenhang stattfinden.

(Schluß folgt.)

*) S. 98.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 27. Januar. № 8.

Vorwort.

(Schluß.)

Der Kampf muß nothwendig ausgekämpft, er darf nicht durch untergeordnete Rücksichten abgestumpft werden. Er kann nicht durch Declarationen, er kann nur durch Retractationen ein befriedigendes Ende finden, die in der Kirche, deren erstes Wort das ist: thut Buße, keine Schande machen, die vielmehr zur Ehre gereichen. So lange aber hier der Kampf fortdauern muß, bleibe neben ihm die Liebe bestehen, die in der Uebereinstimmung in so vielen andern theuren Wahrheiten des Glaubens ihr solides Fundament hat.

Se. Majestät der König von Hannover hat im vorigen Jahre bei zwei verschiedenen Gelegenheiten ein lebendiges und herzliches christliches Bekenntniß abgelegt, das um so wohlthuender war, da vor einiger Zeit maurerische Klänge von dort herübertönten.

Mit inniger Theilnahme hat im verflossenen Jahre das christliche Auge auf dem Kampfe in Ostindien geweilt. Man kann nicht im Glauben an den Herrn stehen, kann nicht von Herzen das Vaterunser beten, ohne in diesem Kampfe die herzlichsten Sympathieen für England zu hegen. Wir können nicht anders als die Sache aus dem Gesichtspunkte des Gerichtes ansehen und haben in dieser Betrachtungsweise England selbst auf unserer Seite, das nicht umsonst einen Bußtag gefeiert hat und sich als einen ächten Sohn der Reformation dadurch bewährt, daß es die ernsteste Selbstkritik ausübt, so daß der entschiedenste Feind keinen neuen Tadel mehr vorbringen kann.*) Solche Selbstkritik, in der namentlich auch der hochmüthigen Anmaßung vielfach gedacht worden ist, die in der That zuletzt unleidlich wurde, deren Einwirkung wir auch auf kirchlichem Gebiete vielfach zu erfahren hatten, die überall sich einmischen, überall Gesetze vorschreiben wollte, entwindet die Waffen der Kritik allen christlichen Händen, und macht, daß wir beim Anblicke des fremden Gerichtes mit einem Kyrie Eleison an die eigne Brust schlagen, wir, die wir bei der Größe und Schwere unserer nationalen Sünden so vielen Grund haben, des Wortes des Herrn zu gedenken: „Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage nein! sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.“ Hoffen wir, daß diese Catastrophe dazu dienen wird, die großen Schäden, welche auch in der Mission in Ostindien vorhanden waren (ein Missionar von bewährter Tüchtigkeit und weiterem Blick antwortete auf die Befragung nach diesen Schäden nach einigem Besinnen: man könne doch behaupten, daß der Durchschnitt der Missionare in Ostindien ebenso gut sey, wie der der Prediger in der Heimath, doch ein ungünstiges Resultat für ein Werk, das von dem Kirchlein in der Kirche ausgeht) gründlich geheilt werden, daß die Englische Obrigkeit sich fortan viel unumwundener zu Christo bekennen, daß sie Heiden und Mohammedaner zwar nicht zum Glauben zwingen, aber ihnen im Glauben vorleuchten wird, nach dem Worte des Herrn, das auch für die christliche Obrigkeit gesagt ist: „Man zündet nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es den allen, die im Hause sind. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten.“ Hoffen wir auch, daß die bedenklichen Symptome

*) Welch ein durchgreifender Unterschied in dieser Beziehung zwischen den Kirchen der Reformation und der Katholischen sammt den ihr anhängenden Völkern stattfindet, das zeigt in recht anschaulicher Weise ein Zug aus dem Leben des Herkulan Oberrauch, der seiner Zeit, trotzdem, daß eins seiner Bücher auf den Index gesetzt wurde, für eine Säule der Katholischen Kirche in Tyrol galt und in dem wirkliche Frömmigkeit nicht zu verkennen ist. Kurz vor seinem in hohem Alter erfolgten Tode „legte er (nach seinem Leben von Nelk, München 1829) noch eine Beichte über sein ganzes Leben ab. Nach der Beichte ersuchte er den Beichtvater, er möchte ihn aufmerksam machen auf die verschiedenen Fehler, die ein Mensch in seinem Leben begehen könne. Nun fragte ihn der Beichtvater, ob er niemals ein heimliches, hoffärtiges Wohlgefallen an sich selbst gehabt habe, wenn er sah, daß seine Arbeiten großen Segen brachten, daß seine Gelehrsamkeit so bewundert wurde und seine Schriften so gute Aufnahme fanden und daß so unzählige Menschen ihm ihr ganzes Zutrauen schenkten und ihn die Angesehensten hochschätzten. Herkulan gab, in aller Demuth zum Himmel blickend, zur Antwort: Nein, ich weiß nichts.“ Dergleichen kann bei einem Evangelischen Christen, auch bei der untersten Stufe der Frömmigkeit, nicht vorkommen. Die Art, wie man in England Gottes Heimsuchung aufgenommen, so weit verschieden von dem, was uns in ähnlichen Situationen in Frankreich entgegentritt, muß das Bewußtseyn mächtig beleben, daß trotz der wichtigen confessionellen Verschiedenheit, doch England und das Lutherische Deutschland von einem Fleisch und Beine sind.

niedriger Rachsucht, deren schon unter dem A. B. so tief erkannte Verwerflichkeit unter dem N. B. noch greller ans Licht tritt: „wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seyd?“ unterdrückt werden durch die edlere aus Gott stammende Seite des Volksgeistes.

Wir haben in unserm Vorworte eine lange Bahn durchmessen. Ueberall hat sich uns das Gegentheil des Todes, der beginnenden Verwesung dargestellt, wie wir sie in der ganzen außerchristlichen Welt wahrnehmen. Ueberall ein Kämpfen und Ringen, welches ein Zeichen des Lebens ist. Gott gebe in seiner Gnade, daß es nicht gehe gleich als wenn die Kinder bis an die Geburt kommen sind und ist keine Kraft zu gebähren.

Ueber die Lehre vom Satan.

Eine Vorlesung von Dr. Sartorius.

Der Gegenstand, welchen ich für diese Vorlesung gewählt habe, ist ein dunkler, der seiner Natur nach der Klarheit widerstrebt. Er gehört dem Reiche der Finsterniß an; ja er betrifft den Obersten dieses Reiches selbst. Diesem ist es so wesentlich finster zu seyn und in Dunkel gehüllt, daß ihn klar und lichtfreundlich hell machen ihn vernichten heißen würde, gleichwie, wer das Nachtdunkel in Lichtschein wandelt, es aufhebt, darum aber auch nicht mehr es darstellen kann. Erwarten Sie nicht von mir eine solche simple Verneinung oder leichte Abklärung des ernsten Gegenstandes, die vielleicht populairer, aber darum nicht minder unwahr seyn würde. Was es hier gilt, das ist eben eine Darstellung des Fürsten der Nacht, die im geistigen Gebiete ebenso vorkommt, wie im natürlichen, nur daß sie dort einen ethischen und hier nur einen physischen Charakter hat. Die Nacht wird nicht in ihrem eignen Lichte gesehen; denn sie ist das Gegentheil des Lichts; eben aber im Gegensatz desselben wird ihr Dunkel erkannt, und es scheinen auch Lichter in ihre Finsterniß hinein, und lassen uns darin heimliche und unheimliche Schattengestalten und allerlei Nachtgefieder entdecken. Das Licht scheinet in die Finsterniß — spricht Johannes — aber die Finsterniß hat es nicht begriffen. Gewiß kann die Finsterniß aus sich selbst weder das Licht, noch auch nur sich selbst begreifen. Wir würden nichts gewisses wissen von einem Fürsten der Finsterniß, von einem dunkeln Obersten der finstern Geister, wenn nicht aus dem Worte Gottes vom König der Wahrheit und des Lichts Lichtstrahlen auf seine verhüllte Gestalt fielen und ihn uns kennzeichneten und seinen Charakter uns enthüllten. Daher lassen sie uns nicht im Finstern nach ihm tasten, noch nach den Legenden des Aberglaubens über ihn phantasiren, sondern absehend von allen eignen nebelhaften Gedanken und Speculationen an feste und bestimmte Zeugnisse des Herrn, der die Wahrheit und das Leben ist, uns halten, und von ihm lernen, wer und was Satan sey.

Es ist ein Wort des tiefsten Aufschlusses über Satans dunkle Tiefen, welches der Herr Joh. 8, 44 zu den feindseligen

Juden spricht, die ihn tödten und das Wort der Wahrheit in seinem Munde ersticken wollten: Ihr seyd von dem Vater dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr thun; derselbige ist ein Mörder von Anfang und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm; wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem Eignen; denn er ist ein Lügner und ein Vater der Lügen. Aus diesen gewichtigen Worten tritt folgendes besonders hervor: Der feindselige Geist, der hier als Lügner und Mörder bezeichnet und als solcher Teufel, Satan, oder auch schlechthin der Feind genannt wird, war nicht ursprünglich so, wie er durch seine Schuld geworden ist; er stand, wie er als Geist zum Bilde Gottes geschaffen worden, in der Wahrheit und ebendarum auch in der Liebe Gottes; aber er ist nicht darin bestanden, sondern davon abgefallen in die Unwahrheit, und hat ebendamit den Anfang der Lüge und Todsünde gemacht; denn er ist ein Mörder von Anfang und ein Lügner und Vater der Lügen. Was ist die Wahrheit, in der er nicht bestanden? und was die Lüge, die er ihr entgegensetzt und dadurch zu einem Feind und Mörder des Lebens wird? Aus dem Gegensatze des Todfeindes gegen die lebendige Wahrheit, an der er zum Lügner geworden, erhellet klar, daß diese Wahrheit hier nicht die abstracte, allgemeine Wahrheit oder die Uebereinstimmung logischer Gedanken miteinander und mit ihren Objecten bedeutet, sondern daß sie concret auf die wahre Erkenntniß des wahrhaftigen Gottes geht. Sie betrifft auch nicht einzelne Wahrheiten nur von Gott, als von seinem Daseyn, seiner Macht, Einheit oder andern Eigenschaften. Davon sagt Jacobus 2, 19: Du glaubest, daß ein einiger Gott sey; du thust wohl daran; die Teufel glaubens auch und zittern. Das ist also nicht die Wahrheit, die sie läugnen. Die Hauptwahrheit, die seligmachende Wahrheit, die alle Gottes- und Liebes- und Lebensfülle umfaßt, ist jene heilige Grundwahrheit der göttlichen Offenbarung, die der Apostel Johannes in das große Wort faßt: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibet in Gott und Gott in ihm. Weil Gott die Liebe, die ewige Liebe, weil sein Wesen Lieben und sein Leben Geben ist, darum ist er auch ewig Vater, und weil er ewig Vater, darum hat er auch den ewigen Sohn seiner Liebe, und haucht den heiligen Geist der Gnade und Wahrheit, der alle guten Geister mit Gott in Einigkeit der Liebe verbindet. Von seiner Liebe gehet aus die Schöpfung, die Erlösung und die Heiligung. Von seiner Güte kommt alles Gute und alle Güter; alle guten und schönen Gaben sind seiner Liebe Gaben; darum soll niemand fälschlich als eigen Gut sie rühmen, sondern jeder in Wahrheit immer nur der göttlichen Liebe sie danken. In dieser Liebe bleiben, d. h. in Gott bleiben; und treu in ihr bleiben und wahrhaft in ihr beharren, d. h. in der Wahrheit, in dem wahren Grund und ewigen Urgrund alles Lebens und Heils bestehen. Alle christliche Wahrheit also stehet und bestehet auf der allumfassenden Urwahrheit: Gott ist die Liebe. Er hat uns zuerst geliebt — also hat Gott die Welt geliebt — das ist das

Princip der christlichen Glaubenslehre; darum sollen wir ihn auch wieder lieben von ganzem Herzen u. s. w., das ist das Princip der christlichen Sittenlehre. In der Wahrheit der Liebe, womit Gott liebt und womit er geliebt wird, concentrirt sich alle wahre Religion.

Jene Ur- und Grundwahrheit nun ist es, worin der erste Lügner, der Vater der Lügen nicht bestanden, sondern untreu von ihr abgewichen und abgefallen ist. Der Herr sagt von ihm: wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem Eignen, von seinem Selbst. Dies deutet darauf hin, wie in ihm die Liebe Gottes der Eigenliebe und die Wahrheit dem Eigendünkel, der Einbildung und Hoffart gewichen ist. Diese Hoffart fuhr um so höher, je höher die ursprüngliche Stellung des ersten unter den erschaffenen Geistern war, der auch unter den abgefallenen der erste wurde. Von Gott abblickend und sich selbst ansehend und wohlgefallend seinen Augen im schönen Glanz seiner Gaben und Kräfte begann er sich selbst mehr zu lieben, denn Gott den Herrn, und indem er seine eigne Person, das Ich seiner Eigenliebe, höher schätzte als das Du der Liebe Gottes, wurde er von der unreinen Begierlichkeit (concupiscentia) der Selbstsucht afficirt und inficirt, und in die Unwahrheit verstrickt. So geschah es, daß er nun im Reichthum seiner Güter nicht sowohl die Güte des Gebers pries, als vielmehr sich seiner Gaben rühmte, und ihrer sich überhebend sie als autonomisches Eigenthum, als sein Eignes sich beimaß, usurpatorisch und lügnerisch zugleich. Denn nicht mehr der Liebe Gottes, sondern sich selbst, seinem eignen Vermögen schreibt er nun zu, was er jener verdankt, an die er nicht mehr glauben will, die er verläugnet, je mehr er sich selbst behauptet und sein Haupt erhebt gegen sein heiliges Oberhaupt. Darum ist es Lüge, die er vom Eignen redet, wenn er sich als Eignes zuspricht und für sich als das Seine anspricht, was von Gott oder Gottes ist. An die Stelle der Wahrheit in Demuth, worin er erhöht war als Diener Gottes, tritt nun der Eigendünkel des Hochmuths, wodurch er abfällt von ihm und als sein eigner Herr nunmehr seinem eignen Willen folgt. Je mehr durch jenes selbstgefällige und unwahre Reden vom Eignen im ersten Sünder die wahre Liebe zu Gott abnahm, um so mehr nahm die falsche Selbstliebe in ihm zu, und erwuchs und erhärtete im Widerstreit gegen Gott und seine Gerichte zu jenem Eigensinn gottfeindlicher Selbstsucht, wodurch sie zur Todsünde, und der Lügner auch zum Mörder göttlichen Liebens und Lebens in denen wird, die seinem Geiste folgen. So hat sich der uranfänglich hochstehende Diener und Engel Gottes in einen eigensüchtigen und hochfahrenden Empörer verwandelt, der, stolz und neidisch zugleich, selbst Herr zu seyn trachtet und als ein übermüthiger Freiherr niemanden unterthan seyn, wohl aber Andere sich unterthan machen will, wie ihm dies auch mit andern Geistern, die er in sein Erheben und Fallen verführerisch nach sich gezogen (also daß auch sie nicht in der Wahrheit bestanden sind), vielfach gelungen ist. Solcher eigenliebige, herrische Stolz ist der Grundzug aller Revolution, die seit Satans Hochmuth und

Fall die Welt erschüttert und auch die Menschen durch des Hochmuths Lüge zum Fall gebracht hat, worin sein eigner Fall sich wiederspiegelt.

Nur wer mit kindischen Augen die Geschichte des Sündenfalls ansieht, kann der kindischen Meinung seyn, als wären die ersten Menschen, gegenüber dem Baume der Erkenntniß und des Lebens, nur wie kleine Kinder durch naschhaften Appetit nach schönen Aepfeln zur Sünde verführt worden. Ihr werdet seyn wie Gott, solch hohes Wort, das schon manchen Philosophen zum Pantheisten gemacht, flüstert die diabolische Schlange den ersten Menschen zu, um die Demuth des Gehorsams gegen Gott ihnen zu verleiden und sie zum Eigenwillen gegen Gott zu verlocken, den sie als ein Gottähnlichwerden ihnen darstellt, nachdem sie zuvor des göttlichen Gebotes Wahrheit ihnen verneint hat. Zuerst also die lügenhafte Negation der Wahrheit und Liebe Gottes, der der Mensch glauben und gehorchen soll; dann aber die stolze Prätention eines Seyns wie Gott in Selbstherrlichkeit, durch deren Schein der Diener gereizt wird, sich zu erheben zur Gleichheit seines Herrn, seyn wollend wie er, als eigner Herr selbst über gut und bös entscheidend 1 Mos. 3, 4. 5. Welch eine Versuchung für Adam, zu seyn wie Gott, und auch für die schöne Eva, welch ein Reiz, gleich zu seyn einer Göttin! Gewiß, womit Satan, der Stolze, die Menschen verführt, damit hat er auch sich selbst verführt, und in der Figur der listigen Schlange nicht nur sein Wesen verhüllt, sondern auch enthüllt. Durch der Lüge List verführt er; die Lüge ist die verkehrte Wahrheit; hier die verkehrte Gottähnlichkeit. In Wahrheit sind alle guten Geister dazu geschaffen, wie Gott, oder Abbilder Gottes zu seyn, ein jeglicher nach seinem Maaße. Eben das will, und zwar im größten Maaße, aber in verkehrter und verborgener Weise, nämlich nicht nach und unter Gott in Demuth des Gehorsams, sondern ihm gegenüber in Hochmuth der Selbstherrschaft, der Teufel auch seyn, und desgleichen auch andere, die seinen Einflüsterungen Gehör geben, dazu verlocken. Darin grade tritt der verführerische Lügengeist zu Tage, daß er trachtet und reizt, gottähnlich zu seyn, aber nicht in der Wahrheit, wie sie dem Geschöpfe ziemt und frommt, als zeitliches Nachbild des ewigen Urbilds in dienender und liebender Abhängigkeit von ihm, sondern in der Unwahrheit, wie sie dem Geschöpfe nicht ziemt noch frommt, sondern verderblich ist, nämlich in nachgemachter Urbildlichkeit und Unabhängigkeit, in angemaßter Herrschaft und Eigenmächtigkeit. In jener Wahrheit, d. i. in der wahren Gottähnlichkeit, concentrirt sich alles Wahre und Rechte, wie in dieser Unwahrheit, in diesem falschen wie Gott seyn, alles Falsche und Schlechte, das ebenso aufrührerisch ist seinem bösen Wesen nach, wie verführerisch seinem guten Schein nach. Es stehet geschrieben Matth. 5, 48: seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; gewiß, seyn wie Gott in seiner Liebe nach der Weise der guten Geister ist die höchste Vollkommenheit; aber umgekehrt ist auch seyn wie Gott in Selbsterhöhung nach der Weise der bösen Geister, die nur sich selbst lieben und leben, die tiefste Verdorben-

heit, und diese ist unter den Stolzen dieser Welt nichts weniger als selten. Doch auch in ihr trachten noch immer die Geister nach dem Gottseyn, zum Beweis, daß nichts, was Geist ist nach dem Bilde Gottes, sey es auch zur äußersten Carricatur verzerrt, sich ganz von ihm losreißen kann. Auch im Abgott der Lüge ist noch immer eine Spur der Füße Gottes, und es gibt nichts absolut Böses, weil das Böse immer nur verdorbenes, oder gefallenes Gute ist (malum bonum).

Nach diesen Erörterungen ist also das Nichtbestehen des Teufels in der Wahrheit, worin er stand, das Aufhören seines reinen Glaubens an die heilige Liebe Gottes und damit auch seiner neidlosen Liebe zu ihm, und seine eigne Unwahrheit oder die in ihm herrschende Lüge ist die sich über alles erhebende, ebenso fälschlich sich selbst überschätzende, wie alles andere unterschätzende Selbstsucht. Wie daher von dem wahren Gott mit voller Wahrheit gesagt wird, daß er die Liebe, die wahre Liebe sey, so auch mit Recht vom Teufel, daß er die Selbstsucht d. i. die falsche unordentliche Liebe sey, die sich selbst mehr liebt als Gott. Wie ferner die wahre göttliche Liebe das Princip alles Guten ist, so die unwahre widergöttliche das Princip alles Bösen und die Wurzel aller Geistes- und Fleischessünden, weil, sobald der Geist aufhört, Gott zu gehorchen, alsbald auch das Fleisch dem Geist nicht mehr gehorcht, sondern wider ihn thierisch gelüstet. Summa: Grund und Wesen aller Sünde, aller sittlichen Unordnung und Lüge ist die Teufelei der Selbstsucht. Diese aber ist im Teufel persönlich, wie in allen Sündern, die seines Geistes und als Lügner, obwohl vielgestaltig, doch immer dem Vater der Lügen ähnlich sind. Wie aus dem Satz: Gott ist die Liebe, selbstverständlich die Persönlichkeit Gottes folgt — denn nur eine Person kann lieben — so folgt auch aus dem Gegensatz: der Teufel ist die Selbstsucht oder der Egoismus, unwidersprechlich seine Persönlichkeit. Denn das Ego, das Ich oder Selbst ist ja eben Person und ohne Egoisten gäbe es keinen Egoismus. Der Teufel ist der Egoismus in Person und zwar in erster Person — denn er sündiget von Anfang 1 Joh. 3, 8 — und darum auch der Fürst dieser Welt, die vom Egoismus regiert wird, wie kein Mensch läugnen kann. Die Ichsucht oder der Egoismus ist aber immer nur persönlich, und zwar so selbstpersönlich, so eigensüchtig, daß er eine Gemeinschaft mit Andern in gleicher Nächstenliebe ausschließt, und entweder sich feindlich scheidet von den Andern, oder sie — sey es mit List oder Druck — sich unterwirft. So bildet Satan, der selbstsüchtige, herrsch- und habsüchtige Geist, in der Geister- und Menschenwelt durch unmittelbaren und mittelbaren Einfluß sich eine Unterthanschaft, ein Reich der Selbstsucht und Weltlust in allen ihren geistigen und sinnlichen Formen, feinen und gemeinen Gestalten. Dies geschieht stets zuerst in spiritueller Weise mit feiner sophistischer List und Lüge, dann aber auch in materialistischer, fleischlicher Weise und zuletzt mit despotisirender Gewalt über die Subjecte, welche seine Knechte geworden sind. Immer wird die Selbstsucht, wenn auch zuerst schleichend und kriechend, doch bald sich selbst erhöhen und despotisch werden, und nicht bloß als lügnerisch, sondern auch als mörderisch und damit als ein Kind des Teufels sich erweisen, welcher ein Lügner und ein Mörder, d. h. ebenso ohne Wahrheit, wie ohne Liebe ist, und seine Seligkeit in der Feindseligkeit sucht, weshalb er auch der alte böse Feind heißt. (Schluß folgt.)

Nachrichten.

Oesterreich.

Wir haben von der Schärfe und Freimüthigkeit, in welcher Ihre Kirchenzeitung ein Salz geworden ist, das den Leuten wehe thut, Kenntniß erhalten. Erlauben Sie uns, daß wir Ihnen im Anschlusse einen Beitrag liefern über die Armseligkeit unserer Glaubensbrüder in Ungarn. Haben doch die 2,349,479 Protestanten Ungarns in ganz neuester Zeit einer sehr verarmten hierländischen Gemeinde einen Collectenbeitrag von kaum 18 Fl. eingesendet, während von den größtentheils sehr dürftigen Gemeinden der übrigen Kronländer aus den ehemals sogg. k. k. Erbländern der Betrag von 360 Fl. C. M. eingegangen ist.

Wie kann es aber auch anders seyn, wenn eine vom hohen Cultus-Ministerium aufgetragene Kirchen-Collecte für eine verunglückte oder verarmte Gemeinde so ganz der Willkür eines Geistlichen preisgegeben und eine solche gesetzlich eingeleitete und anbefohlene Amtshandlung dem Belieben dieser Herren anheimgegeben ist, so daß sich ein sehr naiver Berichterstatter aus Güns gar nicht scheute, es geradezu öffentlich im Pester Evangel. Wochenblatte Nr. 24 auszusprechen: „daß von den vielen hülfesuchenden Gemeinden im Laufe d. J. nur für drei gesammelt wurde, während die übrigen Gesuche (eigentlich Aufträge) vertagt worden sind." Hier muß man aber im Interesse der Armuth mit allem Ernste fragen: wer gibt diesen Herren das Recht zu einem solchen herzlosen Verfahren? Ist es ihnen durch die von Fall zu Fall erlassenen Ministerialverordnungen nicht anbefohlen, die höheren Orts bewilligte und aufgetragene Collecte der versammelten Kirchengemeinde von der Kanzel unter warmer Anempfehlung bekannt zu geben, wonach über 8 Tage die Opferbecken an den Kirchthüren auszusetzen sind, es mag dann viel oder wenig eingehen? Ja wohl, das ist aufgetragen, aber was thun diese Herren? Sie „vertagen" es, d. h. mit andern Worten ganz offen gesprochen „sie legen diese lästigen Betteleien ad acta," nehmen dafür aber so viele Tausende der mühsam gesammelten Liebesschärflein des G. A. Vereines, weil sie selber zu träg und zu selbstsüchtig sind, auf dem von Gott so reich gesegneten Boden Ungarns dergl. Beiträge zu sammeln, um es den viel ärmeren Deutschen Gemeinden zuzuwenden.

Derselbe oben erwähnte Berichterstatter, der zu Anfang des Septembers bei der Hauptversammlung des G. A. Vereines zu Kassel mit zur Bitte gefalteten, aber zum Geben leeren Händen gestanden hat, bekennt doch ganz aufrichtig: „Dort habe ich unsere ungarische Landeskirche, die doch drittehalb Millionen Seelen und manche reiche Gemeinde und manchen aus 30—40 Gemeinden bestehenden Seniorat zählt, eine arme Diaspora nennen hören, und ob der Wahrheit dieser Reden manchen Zweifel und Gewissensskrupel verspürt."

Doch genug für diesmal. Wir wollen Ihnen später noch andere Daten liefern, vielleicht gelingt es Ihnen den armen Brüdern einen scharfen Stachel in's Gewissen zu drücken und sie vom Schlafe aufzurütteln. F. B.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 30. Januar. № 9.

Ueber die Lehre vom Satan.

(Schluß.)

Nach dem Vorstehenden stehet nun aus dem Worte des Herrn ebenso die Selbstsüchtigkeit als die Persönlichkeit des Teufels fest, der, wenn er nicht persönlich wäre, überhaupt nicht wäre. Wir können ihn daher kurz und concret als den ersten und auch größten Egoisten bezeichnen, der, wie er den Anfang des Egoismus gemacht, so auch im größten Umfang ihn verbreitet hat. Er ist, wie Christus sagt, ein Vater der Lügen und ein Mörder von Anfang, vgl. 1 Joh. 3, 8: der Teufel sündiget von Anfang. Hiernach ist er die principielle Person, der sich selbst erhebende Urheber und Anheber, welcher abweichend von der Wahrheit und Liebe Gottes den Anfang des Abfalls von Gott und damit des Widergöttlichen und Bösen gemacht hat. Aus diesem Anfang ist eine geistverwandte Fortsetzung in großen Dimensionen gefolgt und hat auch in dem Menschengeschlecht weit und tief verbreitete Wurzeln geschlagen, an denen das Gift der Schlange nicht zu verkennen ist. Denn überall hat trotz des bunten Widerstreits der Bösen das Böse denselbigen principiellen Charakter der Selbstsucht, der ihm von Anfang, a principio aufgedrückt ist. Dieses Princip ist aber nicht ein unpersönliches, sachliches oder stoffliches, sondern es ist der persönliche Princeps, der Erste unter den Sündern, der thatsächliche Anstifter des Bösen und Anführer und Verführer zur Sünde, der ebendarum der Fürst dieser sündigen Welt heißt, die voll Selbstsucht, voll Ehr-, Hab- und Genußsucht ist. Diejenigen irren weit, welchen der böse Princeps nur in ein böses Principium, das energische Masculin in ein mattes Neutrum verschwimmt, oder das concrete Subject des Bösen nur in eine abstracte Substanz desselben zerfließt, die weder Spitze noch Stachel mehr hat, und nur etwa noch einen Hintergrund für poetische Phantasmen und Karrikaturen oder Gespenster des Aberglaubens bildet, vor denen die Aufklärung aufgehört hat, sich zu fürchten. Die Umwandlung des persönlichen und geistigen Urhebers der Sünde in eine böse Ursubstanz, oder sonst materielle Ursächlichkeit des Bösen, führt nothwendig zur Verneinung seiner Selbstigkeit und Geistigkeit, und damit zu jenen manichäisirenden Ansichten von der Materie oder Leiblichkeit, oder Sinnlichkeit als Grund und Wesen des Bösen. Hiernach wird es entweder in verwerflichem Dualismus von einem absolut bösen und finsteren Urwesen und dessen Emanationen abgeleitet, oder es wird auf Gott selbst als den Schöpfer auch der körperlichen Welt und aller Abstufungen der endlichen Wesen zurückgeführt, und beidenfalls von der Schuld der Creatur und ihrer Zurechnung großentheils abgestrichen. Es leidet keinen Zweifel, daß, wo die Schriftlehre vom Satan als geistigen Vater der Lügen und Sünden verläugnet oder verkannt wird, da auch eine ganz andere unbiblische und unchristliche Lehre von der Sünde und Schuld folgt. Die Sünde wird dann naturalisirt; sie wird entschuldigend von der Person auf die Natur, vom Geist auf den Körper geschoben, oder beschönigend zur Folie einer aus eigner Kraft zu erringenden höheren Vollkommenheit gemacht. Sie wird mehr als ein Proceß der Entwickelung wie als ein Excess der Uebertretung dargestellt. Sie erscheint vorwiegend nur als ursprüngliche Unvollkommenheit (imperfectio) oder natürliche Schranke, Schwachheit und Unwissenheit, nicht aber als Abfall (defectio) oder Widerspruch, als Lüge und Corruption der Selbstsucht. Wer aber die Sünde verkennt, kann auch die Gnade nicht verstehen, und wer den Satan verneint, auch Christum nicht wahrhaft bekennen.

Es bleibt also gewiß: der Teufel sündiget von Anfang er ist der Erste der Selbstsüchtigen, der Oberste der Sünder, der erste Egoist und zugleich auch der größte, der größte sowohl nach der Größe seiner Prätentionen und Intentionen, als nach der Weite der Extentionen seiner geistigen wie seiner kosmischen Macht. Diese ruht auf jener, und ist nicht verloren gegangen durch die Tiefe seines Falls, wodurch er nur die Reinheit und Heiligkeit, nicht aber die natürliche Macht seines geistigen Wesens verloren hat. Die größten Mächte, welche die Welt und ihre Geschichte bewegen, sind doch zuerst und zuletzt nicht die materiellen, sondern die spirituellen. Mens agitat molem. Es sind nicht große Massen, sondern energische Geister, eminente Personen, welche die Welt regieren, und zwar, wenn im Dienste des wahren Gottes, heilsam und gut, verderblich aber, wenn im Dienste des Geistesfürsten der Selbstsucht, der da groß ist in pseudosophischer Schlangenweisheit und egoistischer Weltklugheit, und gewaltig auch in Meuterei und mörderischer Empörung, indem er nach der Schrift den Charakter der listigen Schlange nicht minder wie den des brüllenden Löwen trägt und nach seiner Macht über das Fleisch auch imponirender und weit influirender Incarnationen in Menschen der Sünde sich zu bedienen weiß, vgl. 2 Thess. 2. Gewiß also ist Satan ein, obwohl versteckter, doch höchst einflußreicher Geist, der als der Feind

überall in den selbstsüchtigen Kreisen der Feindseligen sein Spiel hat. Er ist der geheime Chef aller Fractionen jener großen Oppositionspartei gegen Gottes und Christi Reich, die den großen Weltschweif der alten vielgekrönten Schlange bildet, welche der heiligen Gerechtigkeit Gottes ebenso verführerisch, wie der heiligen Liebe verklägerisch entgegenstrebt, bald sehr liberal und weltförmig sich insinuirend, bald auch wieder despotisch gebarend bis zu blutiger Tyrannei und niemand unterliegend denn Christo, der ihn aufs Haupt tritt. Daher nun die eminenten Prädicate, welche die Schrift, um die Größe seines Einflusses zu bezeugen, dem Satan beilegt, indem sie ihn den Geist nennt, der in der Finsterniß dieser Welt und Zeit herrscht, Eph. 2, 2, und als den Fürsten dieser Welt (wie der Herr selbst, Joh. 14, 30), ja als den Gott derselben ihn bezeichnet, 2 Cor. 4, 4, welcher der Ungläubigen Sinne verblendet, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums. Eine solche, weit über die Kräfte der Einzelnen hinausreichende, geistige Herrschermacht erkennt die Welt selbst häufig an in dem, was sie den Zeit- oder Weltgeist nennt und als eine alles überwältigende Potenz ansieht, vor der sie meist widerstandslos sich beugt, weil sie nur zu oft vom Vater der Lügen sich belügen läßt, er wäre durchaus kein Lügner, und kein Teufel und kein unreiner Geist, sondern er wäre ein starker Geist, ein esprit fort der Freiheit und des Fortschritts, und seine geistigen Potenzen, weil sie öfter glühende Funken und feurige Pfeile werfen, wären Mächte des Lichts. Wer, wenn er auch nur zehn Jahre zurückdenken kann, dürfte so kurzsichtig seyn, anzunehmen, die großen welterschütternden Stürme dieser Zeit wären nur von einigen kleinen menschlichen Uebelthätern angeblasen worden? Der unruhige, aufgeblasene Weltgeist, dem die egoistischen Weltleute oft selbst unbewußt huldigen, das ist eben der große und aufrührerische Egoist, von dem wir handeln.

Er ist der erste und größte Egoist, und eben darum excellirt er auch als Lügner und Vater der Lügen, wie der Herr ihn nennt. Er ist nicht bestanden in der Wahrheit; die Wahrheit ist nicht in ihm; sein Lügen beginnt an ihm selbst; seine Selbstsucht überschätzt sich; sein Stolz überhebt sich; er will seyn wie Gott; darum läugnet er vor allem, daß er der Teufel sey, wie kein unbekehrter Sünder zugibt, daß er es sey, oder seine Schande eingesteht, vielmehr oft noch seine Ehre darin sucht. So widerspricht Satan, je stolzer und ehrsüchtiger er ist, um so mehr allen ihm ehrenrührigen Namen und Prädicaten, welche das Wort Gottes ihm beilegt. Er heißt z. B. lieber Mephistopheles, und es ist wirklich sehr charakteristisch, daß dieser Mephistophel, dem Weibe, welches ihn noch Satan nennt, entgegnet: „den Namen, Weib, verbitt ich mir, der ist schon längst ins Fabelbuch geschrieben"; denn das Wort der Bibel liebt er als Fabel oder Mythe außer Credit zu bringen. Er will nicht durch die Wahrheit desselben als Lügner oder Feind offenbart seyn; er liebt das Incognito; er will nicht aus dem Dunkel ans Licht gezogen werden, wie er daher gewiß auch gegen die hier stattfindende Beleuchtung nicht weniges einzuwenden

haben wird. Es scheint wohl paradox, ist aber doch wahr, daß es keinen größeren Gegner der wahren Lehre vom Satan gibt, als eben ihn selbst, der als Lügner besonders interessirt ist, ihre Wahrheit zu verneinen; daher sind auch die, welche ihn läugnen, wie namentlich alle Rationalisten und Semirationalisten, eben die, welche ihm glauben, nämlich seiner Lüge glauben, daß er kein Teufel, kein Egoist, kein böser Dämon sey; die aber, welche ihn behaupten, sind die, welche nicht ihm, wohl aber Christo glauben, der seine wahre Beschaffenheit enthüllt. Dieser Enthüllung sucht er sich geflissentlich zu entziehen, und hüllt sich lieber auch für das Urtheil der Menschen entweder in zweifelhaften Nebel, oder in tiefes Dunkel, doch aber nicht so constant, daß er nicht auch trüglich seine Farbe wechsele, und, wenn's ihm frommt, scheinheilig auch in einen Engel des Lichts sich verstelle nach Paulus, 2 Cor. 11, 14, oder leutselig nach Göthe in die Gestalt eines Cavaliers, der da spricht: „du nennst mich Herr Baron, so ist die Sache gut, ich bin ein Cavalier wie andere Cavaliere." Gewiß, welchen schönen oder häßlichen Schein oder sonst wechselnde Erscheinung er annehmen möge, so ist der Kern doch immer die lügenhafte Selbstsucht, und daher ist keinem Schein, worin sie sich kleidet, zu trauen, und die den Teufel selbst citiren oder als Ungethüm erscheinen lassen wollen, sind immer selbst Lügner, welche hinter Satans Maske eigne teuflische Geschäfte treiben. Als Vater der Lügen ist er besonders auch im theologischen und philosophischen Gebiete bei jenen geistlichen Unwahrheiten geschäftig, welche die Schrift, eben wegen der mit dem Irrthum verführerisch vermengten Wahrheitselemente, kräftige Irrthümer oder lügenhafte Kräfte nennt, wodurch er viel gefährlicher ist, als durch irgendwelche Schreckgestalt mit „Hörnern, Schweif und Klauen, womit sich Mephistopheles bekanntlich nicht mehr sehen läßt, seit die Cultur, die alle Welt beleckt, auch auf den Satan sich erstreckt." Es ist überaus leicht, über die Fratzen des Aberglaubens, wodurch die Lehre vom Teufel in ähnlicher Weise entstellt ist, wie die Lehre von Gott durch monströse Götzenbilder, im Namen aufgeklärter Bildung vornehm zu lächeln. Es ist aber nicht Bildung, sondern nur Einbildung zu meinen, daß solche fratzenhafte, solche pferdefüßige Vorstellungen der wahren biblischen Lehre vom Satan entsprächen, der ohne Zweifel mehr Geist hat, als alle die, welche ihn mit seinen Carricaturen identificiren. In der Unwahrheit solcher Carricaturen stimmen der ungebildete Aberglaube und der eingebildete Unglaube oft sehr nahe zusammen. Wir können uns durch solche Irrungen nicht im Glauben an die Wahrheit der Bibel- und Kirchenlehre vom Satan beirren lassen, sondern bejahen sie gegen die Verneinungen des Vaters der Lügen und aller seiner Kinder bis zu den rationalistischen herab mit Entschiedenheit.

Ein Einwurf ist, den wir noch zu berücksichtigen haben, weil er einen sittlichen Charakter trägt, das ist nämlich der Vorwurf, daß die Zurückführung des Bösen auf Satans Versuchungen das Bewußtseyn der Selbstverschuldung aufhebe oder doch schwäche und daher die Gewissen erschlaffe, weil es so leicht

wäre, die Schuld alles Bösen von sich ab und auf den Teufel zu schieben. Allein näher besehen wendet sich dieser Vorwurf um und wandelt sich in sein Gegentheil. Es ist eine unleugbare Erfahrung, daß, seit der Unglaube sich erdreistet hat, öffentlich zu verneinen, daß kein Teufel, kein Lügner, kein Mörder von Anfang sey, die Laxheit sub- und objectiver Zurechnung der Sünde in sehr großem Maaße zugenommen hat. Keineswegs hat jenes Leugnen zur Folge gehabt, daß man, statt die Versuchung zum Bösen von dem bösen Feinde abzuleiten, sie um so mehr nur auf des eignen Willens Schuld genommen hätte. Ueberhaupt versucht auch nicht sowohl der Wille zum Bösen, als er vielmehr sich dazu versuchen läßt, und erst, wann dies geschehen und die Lust den Saamen der Versuchung empfangen hat, will er sich selbst im Thun des Bösen versuchen. Je mehr nun aber die active Versuchung nicht von ihrem Geist als Vater der Lügen, sondern nur von dem empfangenden Fleisch oder dem Feminin der natürlichen Sinnlichkeit abgeleitet wird, um so weniger trägt das irrende Subject Scheu davor, und um so passiver gibt es sich den als bloß natürlich erachteten Reizen hin, indem es nicht sowohl der schlechten Schwäche seiner Einwilligung, als vielmehr der unbösen Macht ihrer Einwirkung alle Schuld zurechnet und so sich subjectiv rechtfertigt. Darin wird es dann auch objectiv nur zu sehr bestärkt, indem die vom Geist der Lüge stark influirte vulgäre Meinung dem laxen Subject zuvorkommend beistimmt und sehr gefällig die Last der Zurechnung ihm erleichtert, ja nicht selten es lieber wegen eingebildeter Monomanien absolvirt, als wegen teuflischer Sympathieen es verurtheilt. Darüber sind in neuerer Zeit die sittlich strengen Begriffe von Sünde, Schuld und Strafe in einem Grade wie früher nie verflacht und erschlafft worden. Es läßt sich nicht läugnen, daß mit dem Abscheu vor dem Teufel auch der Abscheu vor der Sünde und allem Bösen, das wider Gott ist, sehr abgenommen hat, und damit auch die Gottesfurcht sehr gesunken ist. Wo dagegen der h. Schrift gemäß der bewußte Geist des Bösen entweder unmittelbar, oder mittelbar als Fürst dieser Welt durch sie, oder auch in ihr durch das Reizen des sündlichen Fleisches als Versucher zum Bösen erkannt wird, da erscheinen sowohl er selbst, wie auch seine mannigfachen Verführungsmittel in ihrer ganzen großen Gefährlichkeit und Mächtigkeit. Darum erhebt sich auch da alsbald die geistige Wachsamkeit (1 Pet. 5, 8 f.) und der kräftige Widerstand gegen den Widersacher und der ritterliche Kampf gegen ihn mit den Waffen des Geistes, die Gott den Getreuen darreicht, welche er nicht unterliegen läßt. Je bedeutender und seelengefährlicher der Feind, desto lauter wird der Wächterruf gegen seine Verlockungen, und je sicherer auch die gute Wehr und Waffe gegen ihn, um so verantwortlicher bleibt der Mensch für sein pflichtmäßiges Widerstehen gegen ihn, um so sträflicher wird das Einlassen auf seine Versuchungen, um so verwerflicher das Conspiriren mit seinem Inspiriren und die Ergebung in seine Gewalt, in seine Knechtschaft. Wer sich ihm hingebend Sünde thut, der

wird der Sünde Knecht (Joh. 8, 34) und ebendamit auch sein Knecht (1 Joh. 3, 8), der nur in Christo Erlösung finden kann (Joh. 8, 36). Denn eben durch das Gesetz, welches der Sünder übertreten, sperrt ihm Satan, weil selbst dadurch verklagt, nun auch als Verkläger die Rückkehr zu Gott und hält ihn als seinen Mitschuldigen unter dem Banne, von dem er selbst betroffen ist. Es kann daher um so weniger die biblische Lehre vom Versucher die sittliche Zurechnung der Sünde schwächen, als nach der Schrift (Offenb. 12, 10) eben der Versucher auch zum Verkläger der Seelen wird, die er schon durch das böse Gewissen unaufhörlich vor Gott verklagt und sofern sie nicht ihre Erlösung und Rechtfertigung in Christo dem Versöhner suchen und finden, hinabzieht in die Pein des Gerichts und der Verdammniß. So steht der Lügner hinter dem reizenden Vordergrund lockender Versuchungen im Hintergrunde als Verkläger und Peiniger, bestechend in der Verführung und stechend in der Verklagung, Schmeichler von vorn und hinterrücks Meuchler, Lügner zuerst und dann auch Mörder, Schlange und Löwe. Gewiß solche schriftmäßige Erkenntniß des bösen Geistes stehet im Gegensatz aller sittlichen Laxheit und ist ebenso kräftig zur Warnung vor allen auch den feinsten Versuchungen zum Bösen, wie zur Schärfung der Gewissen gegen alle bequemen Entschuldigungen und zur Stählung der geistlichen Kräfte des Widerstands. Alle diese sittlichen Momente fallen fort, wo die Versuchungen nur auf natürliche und sinnliche Impulse reducirt werden; die nicht zugleich eine repulsirende Wirkung üben, wie jener gefährliche glatte Versucher, der hinterdrein auch wieder ein rauher Verkläger und unerbittlicher Peiniger ist, so diesseits als jenseits.

Die wahre Lehre vom Satan, der nicht in der Wahrheit bestanden, ist es, die ihn lähmt, und uns von seiner Macht frei macht, wie der Herr sagt: Die Wahrheit wird euch frei machen. Er ist um so gefährlicher, je mehr er verkannt wird, und um so ungefährlicher, je mehr er dem Wort der Wahrheit gemäß erkannt wird als der Sünder von Anfang, der im Fortgang seinen selbstsüchtigen Geist im ganzen Bereich der sündigen Welt verbreitet hat, wie dieß die allgemeine Erfahrung von der Gleichartigkeit des Bösen durch alle Zeiten hindurch beweist und unsere Lehre bestätigt. Die wahre Erkenntniß derselben ist daher ebenso heilsam, wie die falsche Negation derselben verderblich. Diese Negation gehört daher recht eigentlich auch zu des Teufels Lügen, welcher ja der Geist ist, der stets verneint und wie alle großen Sünder stets seine Sünde und Schlechtigkeit leugnet, und nur zu Viele findet, die seinen Lügen Glauben beimessen, was wir nicht thun wollen. Nicht im Geiste der Verneinung leicht und sicher seine Existenz verneinen, sondern im Geiste Christi, der gekommen ist in der Christnacht, des Teufels Werke zu zerstören, mit Ernst seine feindliche Wirksamkeit bekämpfen, das ist die rechte positive Bestreitung des Teufels, die männiglich zu empfehlen ist. Hier gilt es rüstig zu seyn in der Kraft des heiligen Geistes,

zwungen werden, weil der Dissensus in dem Artikel de coena sacra zu unerheblich sey, um eine Sacramentsgemeinschaft irgend bedenklich zu machen.

4. Das Verharren unter einem Kirchenregimente ist noch von keinem Lutheraner innerhalb des landeskirchlichen Verbandes, meines Erinnerns, beanstandet worden, sofern nur die Einrichtung der kirchlichen Behörden Garantie bietet, daß die Leitung jeder der beiden Kirchen, ihrem Bekenntniß gemäß, geschieht. Wir haben uns oft genug dagegen verwahrt, als wollten wir in unserem Kampf gegen Lehr- und Cultus-Union die Einheit des Landeskirchlichen Regimentes antasten. —

Was nun schließlich den Satz „der Erklärung" angeht, „daß alle Gemeinden, welche den Ritus des Brodtbrechens angenommen haben, dadurch der Union beigetreten seyen", so sollten die Freunde der Union, im eigenen Interesse, in Anwendung desselben doch etwas vorsichtiger seyn. Eine bedeutende Anzahl von Gemeinden ist, wie eine desfallsige Nachfrage ergeben wird, wenigstens auf diesem „ausdrücklich vorgezeichneten Wege", der Union nicht beigetreten; ja, dies „ausdrückliche" Merkmal des Unions-Beitrittes ist selbst vielen Geistlichen bis heute so wenig ins Bewußtseyn getreten, daß sie sich bei jeweiliger Administration durch rein äußerliche Zufälligkeiten in dieser Beziehung für das Eine oder für das Andere bestimmen lassen. Wir müssen uns daher auf das Bestimmteste dagegen verwahren, daß wir unsere Gemeinden als aus „freier Entschließung" der Union beigetreten ansehen sollen, weil sie sich einen rein äußeren, so wenig in die Augen fallende Gebrauch haben gefallen lassen, weil sie die hohe Bedeutung, welche man diesem Gebrauche beilegte, gar nicht kannten. — Auf wie schwachen Füßen muß eine Union stehen, welche durch solche Aeußerlichkeit, als durch ihren letzten Nothanker, gehalten werden soll! — — —

Walsleben i. d. Altmark, 17. Decbr. 1857.

L. Buchholtz, Superintendent.

Oesterreich.

Wohin wir unsere Blicke richten, da regen sich Kräfte des evang. Lebens. Nach langem Winterschlaf ist es Frühling geworden im Leben des Glaubens und diese Lebenszeichen mehren sich durch Gottes Gnade in allen Landen. Nur in der Evang. Kirche Ungarns ist eine lange träge Säumniß wahrzunehmen. Es ist unglaublich, wie ohnmächtig die Kirche wird, wenn der Glaube nicht lebendig werden will. Wo ist dort auf den Districts- und Senioren-Conventen seit Jahren von Lehre und Leben der Kirche auch nur im Entferntesten eine Erwähnung gethan worden? Schlagwörter, wie Berechtigung, Autonomie der Verfassung, Protestantism ꝛc. fliegen immer kreuz und quer, den Feindwittert man an allen Enden und Ecken, aber in das bodenlose Verderben der einzelnen Herzen und Gemeinden hineinzugreifen und da Hülfe zu schaffen fällt den viel redenden und rathenden Herren nicht ein. Wer aber nur mit einem leisen Worte berührt, was das alleinige Heil der Kirche ausmacht, ist ein nicht zu duldender Pietist, ein gefährlicher Schildträger der Regierung!

Senior Ferjentsik in Golsva hat es in seinem Sendschreiben vom 16. Januar 1852 geradezu ausgesprochen: „Die sehr nahe Zukunft wird die Wahrheit darlegen, daß die Protestantische Kirche Ungarns wohl vegetiren, aber wachsen, blühen, sich vollenden unmöglich könne ohne Liebe und Einigkeit im Geiste." Dieser würdige Mann trug das Wohl der Evang. Kirche treu auf dem Herzen, allein sein wohlgemeintes Streben blieb ohne Erfolg, sein warmer herzlicher Aufruf war die Stimme eines Predigers in der Wüste! Denn er konnte seine Glaubensbrüder in Ungarn auch für die warme Theilnahme an der G. A. Sache nicht empfänglich machen, ob wohl dieselben schon die ansehnlichstrn Unterstützungen von dem segensreichen Vereine der G. A. Stiftung erhalten haben. Wie wäre das aber auch möglich? Haben sich doch die zahlreichen evang. Gemeinden Ungarns nicht gescheut zur Erbauung der neuen Kirche in Eferding einen Gulden und für die evang. Gemeinde Ratibor in Mähren 7½ Kreuzer als Ertrag der durch das h. Cultus-Ministerium aufgetragenen Collectensammlung einzusenden, während sie von Jahr zu Jahr nicht unbedeutende Beiträge von den evang. Gemeinden der übrigen österr. Kronländer in Empfang nehmen, und sich Professoren an den vortrefflichen Schulanstalten zu Oberschüzen durch lediglich ausländische Mittel erhalten lassen. Wem das Reich Gottes am Herzen liegt, den müssen solche Thatsachen auf das Tiefste betrüben. Der Herr, der seine Kirche vor Gericht ladet, erwecke durch seinen Geist die lieben Brüder in Ungarn von dem Schlafe der Selbstsucht und der Gleichgiltigkeit. Möchten sie doch lesen und beherzigen die Berichte von den wackern Schwestergemeinden in Laibach und Buckareſt und dann hingehen und desgleichen thun!

Neudettelsau bei Nürnberg. Die Gesellschaft für innere Mission im Sinne der Lutherischen Kirche.

Die Gesellschaft für innere Mission im Sinne der Lutherischen Kirche besteht weit länger, als sie diesen Namen trägt. Sie hat sich den Namen im Jahre 1849 gegeben, während sie schon lange vorher ohne Namen, dennoch aber in inniger Verbindung ihrer Glieder eine gesegnete Thätigkeit in nicht sehr engen Kreisen hatte. Sie trat im Jahre 1849 mit Statuten und in Gesellschaftsformen hervor, weil ihre Glieder fürchteten, es möchte durch Einwirken der Wichern'schen Thätigkeit ein mehr unirter Verein in Bajern entstehen und die vorhandene unionistische Richtung in demselben eine Stütze und Stärkung finden. Der Zweck wurde erreicht. Denn obwohl späterhin unter dem Schutze des Kirchenregiments der Gustav-Adolphsverein sich in Baiern ausbreitete, so zog dieser mit seiner äußerlichen Thätigkeit doch Niemand, der confessioneller gesinnt war, in seinen Bereich, während die Wichern'sche Thätigkeit mit dem Glanze des inneren Lebens und seelsorgerischer Liebe auftrat.

Die Gesellschaft für innere Mission i. S. d. L. K. ist kein Verein, der seine Beamten wählt, sondern eine enggeschlossene Gesellschaft weniger vertrauter Freunde, welche von gleichgesinnten Menschen in ganz Baiern, ja auch außerhalb Baierns auf die freieste Weise unterstützt wird. Man hat zu verschiedenen Malen versucht, regelmäßige Jahresbeiträge derjenigen einzuführen, die sich innerlich an sie angeschlossen und sie unterstützt hatten; es konnte aber nie durchgeführt werden, wie überhaupt ihre Formen, so bestimmt sie sich auf dem Papiere ausnehmen, im Leben nicht streng durchgeführt werden. Und doch gehen die Gesellschaftszwecke ihren sicheren Weg von Jahr zu Jahr, und die Aufopferungsfähigkeit ihrer nicht sehr zahlreichen Glieder und Freunde ist so groß gewesen, daß auch die pecuniaire Bethätigung sich neben der anderer christlicher Vereine im Lande, z. B. ne-

ben dem über das ganze Land verbreiteten allgemeinen Missionsverein keineswegs sehr gering ausnimmt. Seit dem Jahre 1841/42 hat man öffentliche Rechnung gelegt, und die Summen der Einnahmen und Ausgaben haben sich mit geringem Wechsel einzelner Jahre im allgemeinen immer gehoben. Von 1841/42 bis 1855/56 hat die Gesellschaft allein an Geldgeschenken 97,312 Fl. 5⅓ Kr. eingenommen, also im Durchschnitt jährlich 6487 Fl. Im letzten Jahre 56/57 aber ist die Einnahme auf 17,137 Fl. 13 Kr. 3 Pf., die Ausgabe auf 16,955 Fl. 39 Kr. 1 Pf. gestiegen.

Dazu kommen nun aber noch Natural- und Materialgeschenke, die auf eine Summe von ungefähr 7000 Fl. berechnet sind, nämlich für dieselbe Reihe von Jahren, die schon angegeben ist.

Neben dem Verein für innere Mission blüht ganz in denselbigen Kreisen der Verein für weibliche Diakonie, welcher im Lande herum acht Zweiggesellschaften hat, deren jede ihre eigene Rechnung führt, die mit der Rechnung des Diakonissenhauses Neuendettelsau als dem Mittelpunkte des Ganzen nichts zu thun hat. Die Rechnung des Diakonissenhauses allein schloß pro 54/55 mit einer Einnahme von 15,659 Fl., pro 55/56 mit 28,970 Fl. 26 Kr., pro 56/57 mit 30,770 Fl. 56¾ Kr. ohne Material- und Naturalgaben, welche wohl auch jährlich auf einen Werth von 800 Fl. anzuschlagen sind. Aus diesen Zahlen allein ergiebt sich schon die Regsamkeit der kleinen Schaar von Menschen, welche doch, je nachdem sie in der oder jener Gegend lebt, für ihre Localzwecke noch besondere Opfer bringt, Anstalten gründet, und Fürsorge für vereinzeltes Elend trifft. Die monatlichen, vierteljährlichen und jährlichen Gabenlisten eines unsrer Zweigvereine für weibliche Diakonie übersteigen an Größe und Aufopferung alles, was der Verfasser dieser Uebersicht in Deutschen Berichten gelesen hat.

Die Gesellschaft für innere Mission umfaßt vier Arbeitskreise. Zum ersten gehören die in Deutschland hin und her neu entstandenen und von der Union losgetrennten lutherischen Gemeinden, und kann mit Wahrheit gesagt werden, daß kaum eine Kirche dieser Art entstanden ist, welcher wir nicht mit Rath und That, durch Geld oder Personen an die Hand gegangen wären. Die separirte preußische Kirche, die Gemeinde zu Köln am Rhein, in Nassau, in Baden, in Hamburg ꝛc., manche Wirkungskreise gar nicht zu nennen, sind seit Jahren Augenmerke unsrer Fürsorge und möglichster Treue gewesen. — Der zweite große, ja größte Arbeitskreis ist Nordamerika, wo wir seit 1841/42 eine sehr merkwürdige und ausgedehnte Mission unter den ausgewanderten Deutschen unterhalten. Das Emporkommen der Luth. Kirche Amerika's ist großentheils die Frucht der Thätigkeit von uns ausgegangener Schüler und Freunde. Seit 1843 sind nicht weniger als 110 Arbeiter von uns ausgegangen, welche weitaus dem größten Theile nach als Pastoren, einige wenige aber als Schullehrer dienen, und größtentheils noch leben und ihrem Stande treu geblieben sind. Sie sind in den Synoden von Missouri, Buffalo und Iowa zerstreut. Das Seminar von Fort Wayne wurde von unsrer Gesellschaft im Jahre 1846 gestiftet, hat seine ersten Lehrer und Schüler und Bedürfnisse von uns erhalten, und ist seitdem zu einer Anstalt geworden, welche für das Gebiet der großen Synode Missouri eine reiche Anzahl von Pastoren ausgebildet hat. Ebenso ist das Predigerseminar der Synode von Iowa, das zuvor in Dubuque, nunmehr aber in dem Hause Wartburg und im Settlement St. Sebald am Quell in Iowa seinen Sitz hat eine Stiftung der Gesellschaft für innere Mission. Ebendieselbe hat im Jahr 1845 die Missionscolonie Frankenmuth in Michigan gestiftet. Diese nunmehr groß gewordene, zu einem Town erhobene Colonie ist allerdings gegenwärtig keine Missionsstation mehr, weil sich die Indianer aus der Gegend zurückgezogen haben; aber sie ist nichtsdestoweniger die Mutter der Missionsstation Bethanien und der Anfangspunkt der gesammten Heidenmissionsthätigkeit der Synode Missouri, welche sich, wie es scheint, immer lieblicher entfaltet. Frankenmuth ist übrigens nicht die einzige Colonie geblieben, die durch Freunde und Glieder unsrer Gesellschaft gegründet wurde. Die Colonieen Frankentrost, Frankenlust, welche sich bereits sehr gehoben hat, Frankenhilf und die luth. Gemeinde in Saginaw City ꝛc. sämmtlich im nördlichen Theil von Michigan und keineswegs vereinzelt geblieben, sind ganz auf demselbigen Wege entstanden, haben auch ihre ersten Pfarrer und Schullehrer durch uns erhalten, zum Theil auch ihr Land mit unsrem Gelde gekauft (wenn auch hernach selbst bezahlt) und Beihülfe zu ihren ersten Unternehmungen von uns empfangen.

Ein besonderer Wirkungskreis unsrer Gesellschaft war eine Zeitlang die Fürsorge für Auswanderer. Wir sahen in einer geregelten Auswanderung die weitaus beste und ergiebigste Armenpflege, und sind von diesem Gedanken durch keine Erfahrung zurückgekommen. Von diesem Grundsatz aus ließen wir es uns gefallen in der Nähe der Missionscolonie Frankenmuth die schon angegebenen andern Colonien zu errichten, und in der Stadt Saginaw City ein Pilgerhaus zu bauen. Kraft desselbigen Grundsatzes unterhielten wir auch eine Zeit lang in Bremen einen eigenen Seelsorger für Auswanderer, und hatten auch einen Anfang gemacht, in New-York einen anderen Seelsorger für ankommende Auswanderer zu stationiren. Die Thätigkeit der Gesellschaft wurde jedoch in Deutschland durch das Mißtrauen gehindert, welches man uns vielfach entgegensetzte, in Amerika aber durch den Riß, welcher um der Amtslehre willen zwischen uns und unsren früheren Sendlingen entstand. Wir hatten selbst den Anlaß zur Verbindung unsrer Schüler mit den ausgewanderten sächsischen Stephanisten und der Gründung der Synode Missouri, Ohio und andern Staaten gegeben, die Instructionen aufgehoben, welche unsre Sendlinge von uns empfangen hatten und alle zum Anschluß an die neue Synode Missouri gewiesen, jede kirchenregimentliche Stellung zwischen uns und unsern Schülern aufgegeben. Als wir uns nun in der Amtslehre anders wendeten, als Walter und Consorten, folgten unsre Schüler sammt den Colonieen in Michigan, wie es ganz natürlich war, dem Vorgange Walters, und wendeten sich von uns ab. Wir aber gründeten durch unsre ferneren Sendlinge eine neue Synode in Iowa, welche gegenwärtig nach schweren Anfangszeiten Tage der schönsten und kräftigsten Blüthe feiert. Der Inspektor eines von uns in Saginaw gegründeten Schullehrerseminars mit dem Pastor von Frankenhilf verließen um des Friedens willen unser vorzugsweises Colonisationsfeld Michigan, waren die ersten, die nach Iowa zogen; der erstere gründete zu Dubuque Gemeinde und Seminar, und der andere in Clayton-County die Colonie St. Sebald am Quell, in welche sich nun auch das Seminar von Dubuque zurückgezogen, und auf einer, Wartburg genannten Höhe, angebaut hat. Wer von unseren Freunden nun gegenwärtig nach Amerika geht, siedelt sich in St. Sebald oder einer andern Gemeinde der Synode Iowa an, während in Michigan Stillstand der Colonisation ist, nämlich der deutsch-lutherischen, und unsre alten Pfarrkinder in den Colonieen den Weg der Synode

Missouri einhalten. Die Gesellschaft hat nach diesen Erfahrungen ihre Colonisationsbemühungen fürs erste quiesciren lassen.

Die Colonisation ging, wie es am Tage ist, bei uns mit der Mission, äußerer und innerer, zusammen. Wir werden jedoch, um die Thätigkeit der Gesellschaft durch Prediger und Lehrer völlig ans Licht zu stellen, noch erwähnen müssen: 1) daß aus unsren Kreisen 10 Prediger hervorgegangen sind, welche in die separirt-luth. preuß. Kirche eingetreten sind. Von diesen ist einer zu Köln gestorben, einer nach Amerika übergegangen, einer nach Ostindien als Missionar (durch die Leipziger Missionsgesellschaft) geschickt worden, und einer nach Baiern zurückgegangen. Die Uebrigen sind der preuß. Kirche noch einverleibt. 2) Drei Prediger aus unsrer Mitte arbeiteten zeitweilig unter den Lutheranern in Nassau, nahmen aber später andere Berufungen an. 3) Ein Prediger und ein Schullehrer aus unsrer Mitte arbeiten an der separirt-luth. Kirche zu Hamburg. 4) Zwei unsrer Freunde sind Schullehrer in Ungarn, zwei in Mecklenburg, einer in Holland. 5) Einige unsrer Schüler gingen von der hiesigen Missionsanstalt in die zu Leipzig über.

Zwei sind Gehülfen an Rettungshäusern und einer Krankenpfleger geworden. Diese alle sind natürlich bei der oben angeführten Summa von Schülern und Sendlingen in Amerika nicht gerechnet.

Als Bildungsschule und Stapelplatz für alle Persönlichkeiten, die sich auf den verschiedenen Feldern unsrer Arbeit bewegen, ist die hiesige Missionsschule anzusehen. Anfangs wurde dieselbe allein von dem hiesigen Pfarrer versehen, welcher die Schüler in die Bauernhäuser seines Dorfes einquartirte und sein eigenes Haus zu ihrem Sammelplatze machte. Später übergab er einen Theil derselben einem benachbarten Pfarrer und den Candidaten in Nürnberg, bis einer der letzteren die Mehrzahl in Nürnberg vereinte und hernach im Mai 1850 zu Nürnberg eine Missions-Vorbereitungsanstalt organisirte. Im Jahre 1853 erkrankte derselbe (nämlich Candidat Fr. Bauer von Nürnberg) und die Schüler siedelten wieder nach Neuendettelsau über, wo sie in der alten Weise unterrichtet wurden. Als Candidat und Katechet Bauer wieder genesen war, siedelte auch er nach Neuendettelsau über, und es wurde von ihm die hiesige Missionsanstalt organisirt, welche der Gesellschaft für innere Mission eigenthümlich zugehört. An dieser Anstalt, welche gegenwärtig 11 Schüler zählt und 3 aufs neue erwartet, arbeitet als Inspector und erster Lehrer Cand. Fr. Bauer, welcher diese Anstalt zu seinem Lebensberuf erwählt hat, der Conrector der Diakonissen-Anstalt Cand. Ernst Lotze aus Roda im Altenburgischen, der bair. Pfarrverweser Wahrmund Christian Clöter und der Cantor des Diakonissenhauses Georg Gütler. Mit der Missions-Anstalt verbunden ist eine Vorschule, die den Charakter einer lat. Schule trägt, von Pfarrverweser Clöter versehen wird, welchem seit einigen Wochen Cand. Martius aus Böhmen zur Seite steht. Die Schülerzahl der erst 6 Wochen alten Vorbereitungsschule ist neun. Es hat übrigens keineswegs den Anschein, als würde die bisher so ausgedehnte Thätigkeit der Missions-Anstalt in der Zukunft geringer werden, im Gegentheil treibt die stille Pflanze immer neue Blüthen,

bringt immer neue Früchte, und gewinnt doch im Grunde auch immer mehr Hülfe und Vertrauen.

Eine weitere Thätigkeit der Gesellschaft für innere Mission ist die durch Schriften. Die Gesellschaft hat 3 Organe: 1) die seit 1843 in monatlichen Nummern erscheinenden nordamerikanischen Mittheilungen, die noch immer in mehr als 3000 Exemplaren abgesetzt werden. 2) Das Correspondenzblatt der Gesellschaft für innere Mission i. S. d. L. K., welches seit 1850 in monatlichen Nummern erscheint. 3) Wucherers kirchlich-politisches Wochenblatt, Freimund genannt, welches seit 1854 aus dem Sammelkasten des früher herausgegebenen Nördlinger Sonntagblattes erwachsen ist. Auch hat die Gesellschaft vor und nach ihrem formalen Bestehen eine Reihe Traktate herausgegeben, die wohl sämmtlich ihre Dienste gethan haben. Seit ihrem formalen Auftreten sind dieser an Zahl 19, und ist zu ihnen auch Wucherers vortrefflicher Kalender Freimund zu rechnen. Außer dieser Wirksamkeit durch Traktate hat die Gesellschaft sich auch mit der Herausgabe von Albrecht Dürers Passion auf Bilderbogen (1850/51), schwarz und colorirt, mit dem Drucke zweier Karten für das amerikanische Missionswerk, eines Zurufs aus der Heimath an die Deutsch-Luth. Kirche Amerika's, einiger Brochüren über die amerikanischen Colonieen u. dgl. befaßt. Hunnius' epitome credendorum wurde deutsch herausgegeben und für Amerika eine englische Uebersetzung besorgt. Auch Veit Dietrich's Postille, eine biblische Geschichte in Frage und Antwort nach altem Muster u. dgl. traten ans Licht; nicht gerechnet die sehr bedeutende Verbreitung von Erbauungsschriften, für welche nicht blos die Pastoren, sondern auch mehrere treue und reichbegabte Colporteure arbeiteten und zum Theile noch arbeiten.

Endlich hat die Gesellschaft für innere Mission und ihre treuen Glieder für Hebung localer Uebelstände hin und wieder nicht weniges geleistet. Es ist jedoch nicht möglich in diese Einzelheiten einzugehen und namentlich anzuführen, was alles z. B. in Nürnberg, Fürth, Augsburg :c. in diesem Sinne geschehen ist. Zu erwähnen dürfte jedoch seyn, daß seit mehr als einem Jahre die Gesellschaft für innere Mission auch die Verwaltung einer hier im Segen blühenden Anstalt für Blöde und Schwachsinnige übernommen hat. Die Anstalt ist Eigenthum des Diakonissenhauses. Sie hat aber, seitdem die Gesellschaft für innere Mission die Verwaltung und Pflege übernommen hat, an innerer Solidität und äußerer Sicherheit der Führung zugenommen. Seelsorge, Unterricht und Aufsicht hat ein dazu bestellter verheiratheter Mann, der Cantor des Diakonissenhauses und der Missions-Anstalt; bei Unterricht, Erziehung und Aufsicht stehen ihm zwei Diakonissen zur Seite. Für den Haushalt sind zwei eigene Diakonissen angestellt. Die Zahl der Blöden und Schwachsinnigen ist gegenwärtig 21.

Was das Diakonissenwesen anlangt, so ist in diesen Tagen der neue Jahresbericht erschienen. Aus diesem kann die Vervollständigung dieses übersichtlichen Referats entnommen werden.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 3. Februar. № 10.

Vom Eide.

F. G. L. Strippelmann, Obergerichtsrath; der christliche Eid nach Entstehung, Entwicklung, Verfall und Restauration. Cassel 1855.

Erster Artikel.

Der Verfasser der schätzenswerthen Schrift über die Ehescheidung bietet uns hier eine gleiche über den Eid. Der Eid und die Ehe — diese beiden Institute stehen mit einander in der innigsten Wechselbeziehung, sie bilden die Basis aller Obrigkeit, aller weltlichen Ordnung und knüpfen diese unmittelbar an den an, der da das Haupt aller Fürstenthümer und aller Obrigkeit ist. Wo eines dieser Institute verfällt, da sterben die lebendigen Bezüge zwischen der weltlichen und göttlichen Ordnung ab, da verfallen Staat und Kirche. Darum kommt es vor Allem, und zumal in gegenwärtiger Zeit, darauf an, diese lebendigen Bezüge in dem Bewußtseyn des Volks wieder herzustellen und so jene beiden Institute in ihr volles ungeschmälertes Recht wieder einzusetzen.

Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir den Gegenstand im Anschluß an den Gang und den reichen Inhalt der uns vorliegenden Schrift etwas genauer betrachten.

Der Eid ist eine göttliche Stiftung. Gott selbst hat zuerst einen Eid geschworen. Es geschah dies nach dem Strafgericht der Sündfluth zur Begründung einer neuen Ordnung, zur Bestärkung des Bundes, welchen der Herr mit Noah einging (Jes. 54, 9). Die Stiftung der ersten, paradisischen, Ordnung erheischte nicht eine gleiche Sanction; denn sie hatte die ursprüngliche Gerechtigkeit des Menschen zur Basis; der Mensch ruhte in Gott, als in einem ewig gegenwärtigen, und sein Vertrauen bedurfte nicht jenes besonderen Kräftigungsmittels. Anders war es mit der nach der Sündfluth gestifteten, zweiten Ordnung. Diese hatte das böse Tichten und Trachten — die Schwachheit und das Mißtrauen des menschlichen Herzens unter ihre Voraussetzungen aufgenommen. Darum beschwört Gott seinen Bund, damit der Mensch, seiner Schwäche und Gottentfremdung ungeachtet, desto fester auf ihn vertraue.

Der Herr schließt nachmals einen neuen Bund mit Abraham und spricht: „Ich habe bei mir selbst geschworen, dieweil du solches gethan hast und hast deines einigen Sohnes nicht verschont, daß ich deinen Samen segnen und mehren will, wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Ufer des Meeres, und dein Same soll besitzen die Thore seiner Feinde, und durch deinen Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden." Diesen Eid bestätigt der Herr von Neuem den Erzvätern Isaac und Jakob und gelobt ihrem Samen das Land ihrer Wallfahrt. Diesen Eid bestätigt er von Neuem dem ganzen Volk in Egyptenland unter der Verheißung, daß er sie von ihren Frohnden erlösen wolle. Ja, er schließt, da sie nun ihre Wanderung durch die Wüste beginnen, auf den Höhen des Horeb mit ihnen einen neuen Eidesbund, der sie im Vertrauen zu ihm stärken und vor dem Abfall zum Götzendienst bewahren soll. Dieser den Vätern geleistete und immer von Neuem bestätigte Eid ist es, dessen Moses in der Wüste das kleinmüthige Volk getröstet. An den Pforten des gelobten Landes endlich, da das Volk nun in dauernde Berührung mit den heidnischen Völkern und ihrer verführerischen Abgötterei treten soll, da stärkt sie der Herr mit neuer Bestätigung seines Eides und nimmt nunmehr das ganze Volk für immerdar in diesen seinen Eidesbund auf. „Ihr stehet heute Alle vor dem Herrn, eurem Gott — die Obersten eurer Stämme, eure Aeltesten, eure Amtleute, ein jeder Mann in Israel — daß du einhergehen sollst in dem Bunde des Herrn, deines Gottes, und in dem Eide, den der Herr dein Gott heute mit dir machet, auf daß er dich heute ihm zum Volke aufrichte und er dein Gott sey, wie er dir geredet hat und wie er deinen Vätern Abraham, Isaac und Jakob geschworen hat."

Aber auch später noch wiederholt und bestätigt der Herr seinen Eid. Ja von der ersten dunklen der Eva gegebenen Verheißung an sehen wir diesen dem Noah, den Erzvätern, dem ganzen Volk geschwornen Eid sich immer voller, immer bestimmter und concreter entfalten. Denn seinem Knecht David verheißt der Herr mit einem Eide — und von dieser Verheißung tönen die Psalmen wieder — daß die Frucht seiner Lenden solle auf seinem Stuhle sitzen, daß er den Stuhl seines Königreichs bestätigen wolle ewiglich (Apgsch. 2, 30). „Der Herr hat geschworen, heißt es, und wird ihn nicht gereuen: du bist ein Priester ewiglich nach der Weise Melchisedeks." In der Zeit der tiefsten Noth ist es der alte, den Erzvätern geschworne Eid, welcher über der Nacht der Trübsal wie eine Gnadensonne leuchtend aufgeht und die Zagenden mit immer neuen Kräften füllt. „Ich habe mein Angesicht, spricht der Herr durch Jesaias zu seinem Volk, im Augenblick des Zornes ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen,

spricht der Herr dein Erlöser. Denn solches soll mir seyn, wie das Wasser Noahs, da ich schwur, daß die Wasser Noahs sollten nicht mehr über den Erdboden gehen; also habe ich geschworen, daß ich nicht über dich zürnen, noch dich schelten will. Denn es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer."

Und als nun die Zeit gekommen war, da Maria den Sohn gebären sollte, dem der Herr den Stuhl seines Vaters David verheißen hatte, da preisen Maria und Zacharias den Herrn ob der Erfüllung des Eides, den er den Vätern, den er Abraham und seinem Samen geschworen hat.

Der Eid Gottes ist die Veranlassung zum Eide des Menschen und dessen eigentliche Grundlage. Mißtraute der Mensch selbst dem Worte der ewigen Wahrheit, wie hätte er dem Menschen trauen sollen. Und andrerseits: war das Dichten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf, wie hätte es in sich selbst die Kraft zur Wahrhaftigkeit finden können! Das flüchtige, leicht vergessene Wort bedurfte eines Mittels, das ihm Zuverlässigkeit und Heiligkeit, das dem Schwörenden Kraft und Stärke, dem Hörenden Glauben und Vertrauen verliehe.

Abraham ist es, welcher den ersten Eid leistet. Freiwillig schwört er dem König von Sodom bei dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt, daß er von der gewonnenen Beute keinen Theil nehmen wolle. Desgleichen schwört er dem König Abimelech am Eidesbrunnen, und ebenso läßt er sich, da er alt und betagt wurde, von seinem Knechte Elieser einen Eid leisten, daß er seinem Sohne Isaak kein Weib nehmen wolle von den Töchtern der Kanaaniter.

Durch das Mosaische Gesetz wird die von den Patriarchen geübte Sitte der Eidesleistung geheiligt. Negativ verbietet es: den Namen Gottes des Herrn zu mißbrauchen und fügt die Drohung hinzu: „denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht." Positiv dagegen wird angeordnet, daß, wer dem Herrn einen Eid schwört, daß er seine Seele verbindet, der soll sein Wort nicht schwächen, sondern Alles thun, wie es zu seinem Munde ist ausgegangen, und weiter: „du sollst den Herrn deinen Gott fürchten und ihm dienen und bei *seinem* Namen schwören"; und endlich: „den Herrn deinen Gott sollst du fürchten, ihm sollst du dienen, ihm sollst du anhangen, und bei seinem Namen schwören."

Im speciellen ist sodann die Bestimmung der Mosaischen Gesetzgebung hervorzuheben, durch welche, außer der Zulässigkeit des Eides im Allgemeinen, der Gerichtseid als eine dauernde Institution (2 Mos. 22, 9 ff.) anerkannt und verordnet wurde.

Im Einklange mit dem Gesetze Gottes erhielt sich der Eid, als eine heilige Ordnung, als ein Gottesdienst, in dauernder Uebung. So unter Josua, unter den Richtern und so auch unter den Königen David und Salomo. Die seinzelnen Fälle übergehen wir, nur einiger Stellen aus den Psalmen sey hier gedacht, die die Heiligkeit des Eides in ihrem tiefsten Grunde ergreifen: „Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte? Wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge? Wer ohne Wandel einhergeht und recht thut und redet die Wahrheit von Herzen, wer mit seiner Zunge nicht verleumdet und seinem Nächsten kein Arges thut und seinen Nächsten nicht schmähet — wer seinem Nächsten schwöret und hält es. Wer das thuet, der wird wohl bleiben." „Wer wird auf des Herrn Berg gehen? Und wer wird stehen an seiner heiligen Stätte? Der unschuldige Hände hat und reines Herzens ist; der nicht Lust hat zu loser Lehre und schwöret nicht fälschlich. Der wird den Segen vom Herrn empfangen und Gerechtigkeit von dem Gott seines Heiles."

Aus dem Leben Salomos ist hier sodann das Gebet desselben bei der Einweihung des Tempels von Bedeutung. Denn nachdem die Herrlichkeit des Herrn von seinem Hause Besitz genommen, tritt Salomo vor den Altar, preist mit gen Himmel gebreiteten Händen den Gott Israels, der bis dahin seinen Knechten Bund und Barmherzigkeit gehalten und betet dann: „Wenn jemand wider seinen Nächsten sündigt, und ihm der einen Eid auferlegt, ihn zu beschwören, und der Eid kommt vor deinen Altar in diesem Hause, so wollest du hören im Himmel und Recht schaffen deinen Knechten, den Gottlosen zu verdammen und seinen Weg auf seinen Kopf zu bringen, und den Gerechten Recht zu sprechen, ihm zu geben nach seiner Gerechtigkeit."

Unter Salomo bereits, namentlich aber seit der Theilung des Reichs beginnt der Verfall des Volks. Die Abgötterei bricht herein und in deren Gefolge Hurerei, Meineid, Schwören bei falschen Göttern und Laster jeglicher Art. „Sie schwuren vergeblich und machten einen Bund und es sproßte wie Giftkraut das Recht auf den Fluren des Feldes", Hos. 10, 4.

Wie die Abgötterei den Verfall des Eides, die Eidbrüchigkeit nach sich ziehen mußte, ist deutlich, denn sie ist selbst ein Bundes- und Eidesbruch. „Gehet durch die Gassen zu Jerusalem — heißt es bei Jeremias — und schauet und erfahret und suchet auf ihrer Straße, ob ihr jemand findet, der recht thue und nach dem Glauben frage, so will ich ihr gnädig seyn. Und wenn sie schon sprechen: „Bei dem lebendigen Gott", so schwören sie doch falsch."

In dem vierhundertjährigen Zeitraum des allmälig überhand nehmenden Verfalls waren es einzelne Könige, welche demselben Einhalt zu thun suchten. So unter den ersten Assa, welcher die Götzenaltäre umstürzte, den Altar des Herrn wieder aufrichtete und das ganze Volk zur Erneuerung des Eidesbundes versammelte. „Und sie traten in den Bund, daß sie suchten den Herrn, ihrer Väter Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele ꝛc. Und sie schwuren dem Herrn mit lauter Stimme, mit Tönen, mit Trompeten und mit Posaunen. Und das ganze Juda war fröhlich über dem Eide, denn sie hatten geschworen von ganzem Herzen und sie suchten ihn von ganzem Willen und er ließ sich von ihnen finden und der Herr gab ihnen Ruhe umher." So flossen von dem Eide Gottes immer neue Segensströme; aber sie wurden dem halsstarrigen Volke zum Gericht. Vergeblich erneuerte unter den letzten Königen Judas

Josias noch einmal den Eidesbund. Die letzte Gnadenfrist wurde versäumt, das Verderben nahm überhand. Nachdem König Jojachim in die Gefangenschaft abgeführt war, setzte Nebukadnezar den Zedekia zum König ein und nahm von ihm einen Eid bei Gott. Aber Zedekia that, was dem Herrn übel gefiel, ward dem Nebukadnezar abtrünnig und brach ihm seinen Eid. Da war sein und seines Volkes Maaß voll, des Herrn Grimm wuchs über ihnen und gab sie in die Hände des Feindes hin, der nun Jerusalem zerstörte und das Volk in die Gefangenschaft abführte. So war es also der Bruch eines Eides und damit der Bruch des mit Gott geschlossenen Eidesbundes, welcher das Ende Judas herbeiführte. Denn so heißt es bei dem Propheten Hesekiel: „Nebukadnezar machte einen Bund mit Zedekia und nahm einen Eid von ihm ꝛc., aber derselbe Same fiel von ihm ab und sandte seine Botschaft in Egypten, daß man ihm Rosse und viel Volks schicken sollte. Sollte es dem gerathen? Sollte er davon kommen, der solches thut? Sollte der, so den Bund bricht, davon kommen? So wahr ich lebe, spricht der Herr, Herr, an dem Orte des Königs, der ihm zum Könige gesetzt hat, welches Eid er verachtet und welches Bund er gebrochen hat, bei ihm, drinnen in Babel soll er sterben ꝛc. Darum spricht der Herr, Herr also: So wahr als ich lebe, so will ich meinen Eid, den er verachtet hat, und meinen Bund, den er gebrochen hat, auf seinen Kopf bringen."

Das ist ein deutliches, göttliches Zeugniß gegen alle jesuitischen Kunstgriffe, durch die sich Eidesbrüchige vergeblich zu decken suchen. Luther erinnert hierbei an „den frommen Kaiser Siegmund", welcher „kein Glück mehr hatte nach dem Concilio Constantiense, darinnen er brechen ließ die Buben das Geleit, so Johann Huß und Hieronymo gegeben war und ist aller Jammer zwischen Böhmen und uns daraus gefolgt." Jeder Eid ist Gott geschworen und er will den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht. „Ich will es hervorbringen — spricht er durch den Propheten Sacharja — daß es soll kommen über das Haus des Diebes und über das Haus derer, die bei meinem Namen fälschlich schwören und soll bleiben in ihrem Hause und soll es verzehren sammt seinem Holz und Steinen."

Sacharja war es vor Allen, welcher nach dem Babylonischen Exil das Volk an die Heiligkeit des Eides mahnte. „Das ists aber — heißt es bei ihm — was ihr thun sollt. Rede einer mit dem andern Wahrheit und richtet Recht und schaffet Frieden in euren Thoren. Und denke Keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Nächsten und liebet nicht falsche Eide, denn solches Alles hasse ich, spricht der Herr." Und wie es der Eid war, auf dem die alte Ordnung begründet gewesen, so sollte es wiederum der Eid seyn, auf welchem nach dem Babylonischen Exil die neue Ordnung aufgerichtet wurde. Dies ist die Erneuerung des Bundeseides unter Esra und Nehemia. „Da versammelte sich das ganze Volk, wie ein Mann, und sprachen zu Esra, daß er das Gesetzbuch Mosis holte. Und Esra brachte das Gesetz vor die Gemeinde und las darinnen vom lichten Morgen bis zum Mittag und so alle Tage, sieben Tage lang.

Und alles Volk weinte, da sie das Wort des Gesetzes hörten und bekannten ihre Halsstarrigkeit, sowie ihre Gottlosigkeit und die Gerechtigkeit des Herrn. Und sie kamen, daß sie schwuren und sich mit einem Eide verpflichteten, zu wandeln im Gesetze Gottes, das durch Mosen den Knecht Gottes gegeben ist, daß sie halten und thun wollten nach allen Geboten, Rechten und Sitten des Herrn." Ueber die weitere Entwickelung des Eides bis zur Erscheinung Christi geben uns die mit Nehemia endigenden canonischen Schriften des alten Testaments keinen näheren Aufschluß. Allein aus den apocryphischen Schriftstellern, sowie aus den Büchern des neuen Testaments läßt sich entnehmen, daß die Heiligkeit des Eides nach dem Exil immer mehr in Verfall gerieth. Während die Essener den Eid im Allgemeinen für ganz unstatthaft erklärten, — davon ausgehend, daß der, dem ohne Gott nicht zu trauen, schon der Lüge überwiesen sey, — erkannten die Pharisäer zwar die Zulässigkeit des Eides an, trugen aber eine knechtische Scheu vor dem Namen Jehovahs und brachten es so allmälig in Gebrauch, nicht bei dem Namen des Herrn, sondern bei andern Gegenständen, als: beim Himmel, bei der Erde, beim Tempel, beim Golde des Tempels ꝛc. zu schwören. Hierbei nahmen denn die Einen an, daß auch ein solcher Eid verbinde, weil der Schwörende doch auch hier den Schöpfer und Erhalter im Sinne habe, — wogegen die Andern sich überredeten, daß nicht ein solcher, sondern nur ein Eid beim Namen oder Beinamen Gottes zur Treue verpflichte. Eine dritte Partei nahm sogar an, daß nicht das Schwören beim Tempel, wohl aber das Schwören beim Golde des Tempels (Matth. 23, 16) verbindlich sey.

Das neue Testament ist die Erfüllung (Plerosis) des alten. In Christo, welcher den Inhalt des von Gott den Vätern geschwornen Eides bildet, findet dieser seine Erfüllung. Deß preisen Maria und Zacharias den Herrn und Christus selbst erhärtet dies mit einem Eide, indem er dem Hohenpriester, dem Repräsentanten des alten Bundes, auf dessen Adjuration: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seyest Christus der Sohn Gottes", antwortet: „Du sagest es."

„Ihr habt weiter gehört — heißt es in der Bergpredigt — daß zu den Alten gesagt ist: du sollst keinen falschen Eid thun und sollst Gott deinen Eid halten. Ich aber sage euch, daß ihr allerdings nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bei Jerusalem, denn sie ist eines großen Königs Stadt. Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören, denn du vermagst nicht ein einiges Haar weiß und schwarz zu machen. Eure Rede aber sey: Ja ja, nein nein; was darüber ist, das ist vom Uebel."

Nicht der erfüllt schon das Gesetz, der sich des falschen Eides enthält, wie der nicht das sechste Gebot, der fleischliche Sünde meidet, noch der das fünfte, der seinem Bruder nicht wirklich das Leben raubt. Auch der handelt wider das Gesetz, der seinen Bruder hasset, der das Weib eines Andern ansieht,

ihrer zu begehren, — auch derjenige, der, einen Eid leistend, nicht voll ist von dem Geiste der Wahrheit, sich nicht gebunden fühlt von heiliger Scheu gegen den lebendigen Gott, in dessen Bund er eingeht, der nicht die Schuhe auszieht, wenn er den heiligen Boden des Eides betritt, dessen Eid nicht Gottesdienst ist. Durch das Wort des Herrn ist mithin nicht bloß der falsche Eid, nicht bloß der Eid bei dem, das da nicht Gott ist, verboten, sondern auch der — wenngleich wahrhaft — doch ohne Scheu und leichtsinniger Weise geschworene. Nicht aber ist dadurch der Eid überhaupt ausgeschlossen, so wenig als durch das fünfte Gebot das Tödten überhaupt, wenn es in Gottes Namen — von Obrigkeits wegen — geschieht. Einer derartigen Erklärung würde es widerstreiten, daß der Eid im alten Bunde als ein Zeichen der Gottesverehrung galt, daß, wie Gott der Herr, so auch Christus, so auch die Apostel (z. B. Röm. 1, 9. 1 Tim. 5, 21. 2 Tim. 4, 1. 2 Cor. 1, 23) mehrfach geschworen haben; endlich, daß mannigfache andere Stellen des neuen Testaments, die sich auf den Eid beziehen (Matth. 23, 16. Hebr. 6, 11), von einer allgemeinen Verwerflichkeit desselben nichts enthalten.

Dessenungeachtet läßt es sich nicht läugnen, daß in den ersten vier Jahrhunderten der christlichen Kirche die Ansicht, welche der Eid überhaupt für verboten hielt, vorherrschend war. Eusebius bezeugt in seiner Kirchengeschichte (IV. 5) die Sitte der Christen, den Eid zu verweigern. Desgleichen erklären sich unter den Kirchenvätern Justinus der Märtyrer, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Epiphanius für die gänzliche Unstatthaftigkeit des Eides, indem sie theils die Rücksicht auf die Gefahr des Meineides hervorheben, theils gradezu jeden Eid ohne Unterschied für einen Mißbrauch des göttlichen Namens erklären. Daneben kommen aber auch Zeugnisse vor, welche dafür sprechen, daß schon in der frühsten Zeit Christen sich des Eides bedienten und Ambrosius und Hieronymus, wenngleich sie sich im Allgemeinen gegen den Eid aussprechen, gehen hierbei doch keineswegs von einer völligen Unzulässigkeit desselben aus. In Augustinus endlich und namentlich im Kampfe desselben gegen den Pelagianismus kam die richtige Ansicht, welche auch späterhin von der Kirche allgemein recipirt wurde, zum Durchbruch. Von der Grundanschauung ausgehend, daß in Folge des Sündenfalls und der Erbsünde der Mensch von Grund aus verderbt, der Freiheit des Willens beraubt und nicht im Stande sey, das Gute aus eignen Kräften zu thun — hielt er in Beziehung auf den Eid fest, daß der Mensch ohne göttliche Hülfe und Gnade auch weder die Wahrheit zu sagen, noch Treue zu halten, noch übernommene Pflicht zu erfüllen vermöge, und mußte mithin von diesem Gesichtspunkt aus den Eid für zulässig erachten. Anders Pelagius, welcher, die Lehre von der Erbsünde verwerfend, folgerichtig annahm, daß der Mensch die ungeschwächte Freiheit, sich für das Gute zu entscheiden besitze und die göttliche Gnade nur die Kraft habe, ihm hierin zu unterstützen. Denn im Hinblick einerseits auf diese ungeschwächte Fähigkeit des Menschen, andererseits aber auf die Allgemeinheit der Sünde, deren Grund er in der Macht der Verführung und des bösen Beispiels fand, glaubte er mit Rücksicht auf die bei jedem Schwure eintretende Gefahr des Meineids die unbedingte Unzulässigkeit des Eides behaupten zu müssen. Dem entsprechen denn auch mannigfache Aeußerungen des Pelagius und seiner Anhänger, während Augustinus sich nur gegen das leichtsinnige durch keine dringende Nothwendigkeit gebotene Schwören erklärte und mit Rücksicht auf die Gefahr des Meineids sich des Schwörens so viel als möglich zu enthalten rieth.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Thüringen. Confirmationsscheine von W. Rodi's Buchdruckerei in Mühlhausen.

In einem Packete sind je 100 Scheine, auf jedem ein andrer Bibelspruch nebst einem auf ihn bezüglichen Verse; letztere meist den besten Kirchenliedern entnommen. Die Randzeichnung (bei allen Scheinen dieselbe) ist von L. Pfannschmidt in Berlin. Sie steht in Beziehung zu den beiden Sacramenten. An der unteren Seite befindet sich als Grundstein in der Mitte die Bundeslade mit den Gesetzestafeln. In den Seitenwänden der Verzierung sind die Hauptfiguren, links Johannes der Täufer, hinweisend auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt; zu seinen Füßen in der linken Ecke des Ornamentes die Schlange mit dem Apfel, als Sinnbild für die Erbsünde; rechts der Heiland am Kreuz; zu Seinen Füßen in der rechten Ecke die Schlange, die vom Kreuzesstamme durchbohrt wird, während sie den Erlöser in die Ferse sticht. Auf diese Hauptfiguren nun zielend stehen zu beiden Seiten der Bundeslade einige hervorragende Männer des A. B., und zwar links, auf Johannes weisend, Moses, der Mann des Gesetzes; Jesaias, der von der Stimme des Predigers in der Wüste weissagt; Elias, des Täufers nächstes Vorbild; rechts, auf den Gekreuzigten weisend, mit dem Brod und Wein, den neutestamentlichen Trägern des Leibes und Blutes Christi; Abraham mit dem Opfermesser; David, des leidenden Messias Vorbild, Verkündiger und Stammhaupt. — Ueber den beiden Hauptfiguren des Ornamentes werden durch das Taufbecken mit der Kanne, durch das Rauchfaß, den Abendmahlskelch mit der Patene und das aufgeschlagene Wort Gottes die Gnaden- und Lebensmittel der Kirche veranschaulicht Den oberen Schluß bilden zwei Engelgestalten, welche für die treuen Streiter die Siegespalme und die Ueberwinderkrone bereit halten. Dieselben halten mit der andern Hand einen Schriftstreifen mit den Worten: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. — Der Holzschnitt, von Ed. Kretzschmer in Leipzig, ist wohlgelungen; die äußere Ausstattung des Ganzen sehr ansprechend; dazu der Preis (1 Thr. 20 Sgr. pro 100 Stück bei directem Bezuge) billig. Als ein Werk christlicher Kunst eignen sich die Confirmationsscheine trefflich dazu in Rahmen gefaßt zu werden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 6. Februar. № 11.

Vom Eide.

Erster Artikel. (Schluß.)

Die Ansicht des Augustinus fand allgemeine Anerkennung. Die älteren Concilien enthalten zwar keine besonderen Beschlüsse über den Eid, doch ergibt sich aus mannigfachen Kundgebungen derselben, daß sie von der Zulässigkeit des Eides ausgingen. Im Zeitalter der Scholastik (im 11. bis 15. Jahrhundert) wurde diese Lehre specieller durchgebildet. Namentlich waren es Alanus ab Insulis und Petrus Lombardus im 12ten, so wie der Dominikaner Moneta und Thomas von Aquino im 13ten Jahrhundert, welche sich mit einer eingehenderen Behandlung dieser Frage befaßten. Die äußere Veranlassung hierzu gaben die Angriffe, welche seitens einzelner Sekten, so seitens der Katharer und namentlich seitens der Waldenser und Albigenser von ihrem streng an dem Ausdruck der Schrift festhaltenden Standpunkt aus gegen die Zulässigkeit des Eides erhoben wurden.

Während dieses Kampfes wurde die Bedeutung des Eides im Canonischen Recht mehr und mehr festgestellt. Als einmüthige Lehre der Kirche wurde in den Canonischen Rechtsbüchern (z. B. c. 26. X. de jurejur. c. 13. C. 22. qu. 1.) der Satz aufgenommen, daß der Eid nicht an und für sich gegen das göttliche Gebot sey, daß er aber wegen der daran sich knüpfenden Gefahr des Meineids so viel wie möglich zu meiden und mithin das unvorsichtige und gewohnheitsmäßige Schwören, ebenso wie das Schwören bei den Creaturen zu verwerfen sey. Im Spezielleren knüpfte man die Statthaftigkeit des Eides an drei Erfordernisse. Die Lehre von diesen sogenannten tres comites juramenti geht zurück auf den Ausspruch des Propheten Jeremias (4, 1—2): „Willst du dich, Israel, bekehren, spricht der Herr, so bekehre dich zu mir ꝛc. Alsdann wirst du ohne Heuchelei, recht und heiliglich schwören: So wahr der Herr lebt.“ Hiernach wurde als das erste Erforderniß eines zulässigen Eides die justitia in objecto (ohne Heuchelei) bezeichnet. Der Gegenstand (insbesondere die eidlich zu übernehmende Verbindlichkeit) soll ein erlaubter, rechtmäßiger, der Zweck ein erheblicher seyn. Das zweite Erforderniß ist das judicium in jurante (recht). Der Schwörende soll die — und zwar insbesondere die religiöse — Bedeutung des Eides überhaupt und in concreto zu beurtheilen im Stande seyn. An diesen Punkt knüpft sich dann die Lehre von der persönlichen Fähigkeit zur Eidesleistung an. Dieselbe wird allen denen abgesprochen, die sich noch nicht in einer rationabilis aetas, reiferem Alter, befinden, oder die dauernd oder vorübergehend des ungeschmälerten Gebrauchs ihrer Vernunft beraubt sind. Das dritte Erforderniß ist die veritas in mente (heiliglich) oder die Uebereinstimmung der Betheurung mit der inneren Ueberzeugung. Alle Zweideutigkeiten und Mentalreservationen (die im 17. Jahrhundert von den Jesuiten Laymann und Busenbaum vertheidigt wurden) sind damit ausgeschlossen.

Die kirchliche Lehre von dem Eide und dessen Zulässigkeit wurde auch in der Evangelischen Kirche von Anfang an fest und aufrecht gehalten. Die Reformatoren hatten sehr bald dringende Veranlassung, diese Lehre neuer Prüfung zu unterziehen und gegen erneuerte Angriffe insofern zu schützen, als zunächst von Karlstadt und dann von den Wiedertäufern die Zulässigkeit des Eides auf Grund der bezüglichen Aussprüche der Schrift bestritten wurde. So finden wir denn bei den Reformatoren, insbesondere bei Luther, in verschiedenen Schriften zahlreiche Aeußerungen über den Eid. Ungern versagen wir es uns, einige der ausführlicheren Stellen hierher zu setzen, doch sey es erlaubt, einige kürzere Aussprüche, welche den Standpunkt Luthers zur Genüge erkennen lassen; anzuführen. „Schwören ist ein sehr schöner Gottesdienst und Anrufung, denn wer da schwöret, der bekennt, daß er Gott um Gnade und Gunst anrufe und von ihm warte, daß er ihn schützen und ihm helfen wolle, und daß er ihm selber göttliche Rache und Strafe fluche, wo er mit dem Eide jemand betrüge.“ — „Schwören ist Gott geloben, loben, preisen, verehren, anbeten.“ — „Es gehet mit dem Schwören zu, wie mit dem Todtschlagen. Todtschlagen ist hart verboten, wie wir wissen, in den zehn Geboten; wenn es aber geschieht auf Befehl des Wortes Gottes, so ist es recht und gut.“ — — „Also ist nun der Eid verboten, wenn er geschieht aus eignem Vornehmen, Muthwillen, Leichtfertigkeit und böser Lust. Wenn er aber aus Noth geschieht, ist er nicht verboten, ist auch nicht unrecht. Dann geschieht er aber aus Noth, wenn die Obrigkeit einen Eid fordert vor Gericht ꝛc. Darum ist der Beschluß: Wenn es die Obrigkeit heißet und dein Nächster begehret es und nützet ihm, so schwöre immerhin, es ist Recht, denn du setzest ihm Gott zum Pfande und gibst Gott die Ehre, daß er treu sey und werde solch Zeugniß sehen. Es ist die höchste Ehre, die man Gott geben kann, daß man ihn für treu und wahrhaftig hält.“

Die symbolischen Schriften der Evangelischen Kirche bestä-

tigen die kirchliche Lehre ausdrücklich, insofern als in der Augsburgischen Confession Art. XIV., in der Apologie und in dem großen Catechismus Lutheri (zum zweiten Gebot) — ebenso wie in den reformirten Symbolen, namentlich in dem Helvetischen Bekenntnisse — die wiedertäuferische Lehre von der gänzlichen Unzulässigkeit des Eides verworfen und namentlich die Statthaftigkeit des von der Obrigkeit geforderten Eides anerkannt wird. Am ausführlichsten spricht sich der große Catechismus Lutheri über den Eid aus. Die bezügliche Stelle setzen wir zum Schlusse dieses Artikels hierher: „Schwören soll man nicht zum Bösen, d. i. zur Lüge, und wo es nicht noth noch nutze ist; aber zum Guten und des Nächsten Besserung soll man schwören; denn es ist ein recht gutes Werk, dadurch Gott gepriesen, die Wahrheit und das Recht bestätigt, die Lügen zurückgeschlagen, die Leute zum Frieden gebracht, Gehorsam geleistet und Hader vertragen wird; denn Gott kommt selbst da ins Mittel und scheidet Recht und Unrecht, Böses und Gutes von einander; schwöret ein Theil falsch, so hat er sein Urtheil, der der Strafe nicht entlaufen wird, und ob es eine Weile lang ansteht, soll ihnen doch nichts gelingen, daß Alles, so sie damit gewinnen, sich unter den Händen verschleiße und nimmer fröhlich genossen werde, wie ich an Vielen erfahren habe, die ihr eheliches Gelübde verschworen haben, daß sie danach keine gute Stunde oder gesunden Tag gehabt haben, und also beides an Leib, Seele und Gut dazu jämmerlich verdorben sind."

Vom Predigen.

Für junge Diener des Worts.

Die Homiletik soll oft nur die Leere des Herzens verdecken. Aber der Schein ersetzt nie das Seyn.

Aufrichtige Zeugen Christi sollen die Prediger seyn, wie der Herr seinen Jüngern verheißen hat Joh. 15, 26. 27. Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen Ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir. Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr seyd vom Anfang bei mir gewesen.

Umgang mit Jesu, Vertrautsein mit ihm, Erkenntniß seiner Person, seines Wortes und seines Sinnes, Lebenserfahrung bei ihm gemacht, ist also Bedingung zum rechten Predigen.

Man kann ja nur zeugen von dem, was man selbst erfahren hat. 1 Joh. 1, 2—4. „Das Leben ist erschienen und wir haben gesehen und zeugen, und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater und ist uns erschienen. Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habt, und unsere Gemeinschaft sei mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo."

Demnach ist einzig Gott, der heilige Geist der rechte Lehrer der Homiletik. Ehe er seine Gaben, sein Licht den Aposteln mittheilte, konnten sie nicht predigen.

Reden halten, Beredsamkeit haben, kann der Mensch auch ohne den heiligen Geist.

Beredsamkeit vom heiligen Geiste geheiligt, das erst ist rechte Predigtgabe. Weil aber die Beredsamkeit lebhafte Phantasie, wohltönende Stimme, kurz Naturgaben, Anlagen voraussetzt, so kann nicht jeder Prediger gleich beredt werden. Aber darauf kommt es auch nicht an. Ein minder begabter Prediger schafft oft viel mehr Segen für Gottes Reich als ein hochbegabter. Ein aufrichtiger Zeuge wirkt immer im Segen.

Aber es ist jedes Predigers heilige Pflicht, alle seine Kraft zu brauchen, seine Gaben zu entwickeln und auszubilden, um ein geschickter Zeuge Jesu zu werden, Gottes Wort mächtig zu verkündigen, viel Herzen dem Herrn zu gewinnen, die Kirche zu bauen.

Erbaulich predigen, heißt recht predigen. Der Ausdruck: erbauen, erbaulich — kommt aus Ephes. 2, 20. „Ihr seyd nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchen der ganze Bau in einander gefügt, wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn."

Erbaulich ist die Predigt, die dazu hilft, oder helfen kann wenn sie nicht auf lauter Wegacker und Unland fällt.

Alles, was nicht erbauen, den Glauben nicht stärken, Herz und Leben nicht heiligen kann, gehört nicht in die Predigt.

Die General-Instruction für uns Prediger hat der Herr gegeben Luc. 24, 46—48. „Also ist es geschrieben und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Todten und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anheben zu Jerusalem. Ihr aber seyd des alles Zeugen."

Wer nun predigen will christlich, der muß vor allem selbst Christum aufnehmen = vom heiligen Geiste sich erleuchten und treiben lassen. Denn nur wer Buße gethan hat und in der täglichen Buße lebt, kann aufrichtig Buße predigen.

Nur wer Vergebung der Sünde selbst erlangt hat, kann sie andern preisen. „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren, 1 Tim. 1, 15. 16. ist der Grundtext eines sein Amt antretenden Predigers.

Als Zeuge Christi predigt der Prediger, auch wenn er seinen Mund nicht aufthut.

Christus = Gottes Wort, Christi Leben = Gottes Gesetz steht hoch erhaben über allen Menschen. Der Prediger muß sich allezeit demüthig darunter stellen — das gilt zur Warnung aber auch zum Troste.

Verzage nicht, wenn du fühlst, daß du die Glaubenskraft selbst nicht hast, die du preisen sollst; daß dir die Liebe fehlt, nach der du mit deinen Zuhörern ringen sollst; daß du die Gnade nicht schmeckest, noch fühlst, die dir gegeben, dargeboten ist.

Du sollst ja nicht dich selbst, sondern Christum predigen. Sollst auch darum nicht von deiner Schwachheit und Sündhaftigkeit viel Worte machen, das gehört in's Kämmerlein, nicht auf die Kanzel, da freue dich Gottes deines Heilandes — und ist dir der Himmel eben trübe, laß ihn andern helle sein, laß sich deine Gemeinde freuen, wenn du im Kämmerlein in der Bereitung auf die Predigt weinen mußt.

Die Zuhörer fühlen's dem Zeugen Christi, ihrem Prediger, doch ab, wie er selbst redlich ringt und sich emporsehnt und streckt nach dem Kleinod der himmlischen Berufung, wie er will mit ihnen gehen den schmalen Weg, hin zum Seelenbräutigam.

Phil. 3, 13. „Meine Brüder ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es ergriffen habe. Eins aber sage ich: ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, das da vorne ist."

So jeder rechtschaffene Nachfolger der Apostel. Darum hat ein junger Prediger etwas so Anziehendes, darum hört man so gern einen neuen Prediger — einen frischen Zeugen Christi, der das Herz gewinnt und fester macht.

Willst du vor dem hohen, heiligen Berufe zittern und zagen, so bedenke betend, daß du ja nur ein Botschafter an Christi Statt sollst seyn, nicht ein Christus selbst; daß Gott durch uns vermahnt und wir an Christi Statt bitten: laßet euch versöhnen mit Gott! —

Gib dich willig zu einem Werkzeug oder Boten Gottes hin und erfülle selbst die Bitte Christi, dich — dein trotzig und verzagtes Herz versöhnen zu lassen. Komm her zu mir!

Ohne den heiligen Geist kann man nicht aufrichtig predigen. Es kommt aber der heilige Geist nicht in eine boshaftige Seele, wohnt nicht in einem Menschen der Sünde unterworfen. Er kommt nicht ungebeten. — Darum ist die unerläßliche Bedingung zu gutem Predigen, Gebet und Forschen in der heiligen Schrift.

Das Gebet ist die Bedingung der Heiligung, der Gaben des heiligen Geistes, der nicht ungebeten zum Herzen kommt — es ist das Aufthun des sündlichen Geistes für die göttliche Gnade, das Sehnen und Hinwenden der verdunkelten Seele zur Sonne des Lebens. Darum, brünstig im Namen Jesu beten — das ist die nöthigste und wichtigste Vorbereitung zum rechten christlichen Prediger.

Wer nicht im Namen Jesu beten gelernt hat, der kann noch nicht von ihm zeugen, nicht erbaulich predigen, wenn er auch sonst ein ausgezeichneter Kanzelredner ist, Gaben großer Beredsamkeit hat.

Das lernen wir klar an den Aposteln, den ersten christlichen Pastoren.*) Erst sagte ihnen der Meister Joh. 16, 24: „Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen." Als sie

*) Es soll den heiligen Aposteln durch diese Benennung nichts genommen werden von der Ehre, die ihnen gebührt, als den ersten Säulen der Kirche. Aber das Apostolat starb nicht mit Johannes aus. Ihr Amt lebt und wirkt fort in der sich ausbreitenden Kirche, die verschiedene Aemter bedurfte und ausbildete.

das nach Ostern und Himmelfahrt gelernt hatten, da wurde Pfingsten und siehe, da wurde das Band ihrer Zunge los, da konnten die schüchternen und nicht mehr nur für dieses Leben auf Christum hoffenden Jünger predigen, so muthig und gewaltig, daß bei 3000 Seelen zu der kleinen Schaar der ersten Gemeinde hinzu gethan wurden.

Noth lehrt beten. Die eigne Noth und die Noth der anvertrauten Gemeinde. Wir sprechen hier nicht im Allgemeinen von der Noth, von dem Bußkampfe und Ringen der Seele in der Bekehrung zu Gott, von dem Hungern und Dursten nach der Gerechtigkeit. Durch diese enge Pforte muß jeder Mensch, also auch der Prediger eingehn ins Himmelreich.

Hier reden wir von der Predigernoth, die oft ein schon alter Diener der Kirche fühlt. Er soll predigen und möchte viel lieber im äußersten Winkel der Kirche sitzen und sich strafen und trösten lassen. Da ist kein besserer Rath, als der: Gehe in deinen Betwinkel, schütte dein Herz vor Gott aus, halt ihm seine großen Verheißungen vor und rufe getrost ihn um Erleuchtung und Feuer des Lebens an.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus Würtemberg. Dr. Beck und Pf. Liebetrut.

Einer der einflußreichsten Lehrer unserer Tübinger Hochschule, Dr. Beck, hat in letzter Zeit von Dr. Liebetrut einen doppelten sehr entschiedenen Angriff erfahren, sowohl im Novemberheft der Ev. K. Z., als in einer besonderen, dieselben Gedanken nur weiter ausführenden Broschüre. Beide Angriffe gründen sich zunächst nur auf eine einzelne, am Reformationsfest 1857 gehaltene Predigt Dr. Beck's, kündigen sich aber selbst als Vorläufer einer umfassenderen, Dr. Beck's, ganzes System und Wirken behandelnden Arbeit an. Letzterer Umstand ist es denn auch vornemlich, der Einsender dies zu einer vorläufigen Erwiderung bewogen hat, — nicht sowohl um Dr. Beck ausführlich und eingehend zu vertheidigen, wozu er sich nicht für berufen hält, als um die Gründe, auf die sich gerade dieser erste Angriff stützt, in Kurzem zu beleuchten. Eins. gehört nicht zu den „Beckianern" im strikten Sinne des Wortes; er glaubt namentlich auch den Bekenntnißschriften unserer Lutherischen Kirche gegenüber eine immerhin noch positivere Stellung einnehmen zu müssen, als die Dr. Beck's und seiner strikten Anhänger ist. Auf der andern Seite aber ist Einsender auch durch genauere Bekanntschaft mit Dr. Beck's Vorlesungen und Schriften, wie durch vielfachen persönlichen Umgang und Verkehr mit Dr. Beck selbst hinlänglich in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, ob die gegen denselben erhobenen schweren Anklagen in dieser Art begründet sind, oder nicht. Er verdankt zudem Dr. Beck so viel und ist in so manchen Punkten von der Wahrheit und Schriftgemäßheit seiner Grundanschauungen überzeugt, daß er es schon um deßwillen für einen Undank und ein Unrecht halten müßte, wenn er zu einem in solcher Weise erfolgten Angriff ganz schweigen wollte.

Es ist immer eine mißliche Sache, wenn man auf einem fremden

Kirchengebiete, dessen besondere Verhältnisse man nicht hinlänglich genau kennt, einen derartigen Angriff unternimmt. Dies zeigt sich auch in dem vorliegenden Fall. Um in dieser Hinsicht nur einmal mit dem Aeußerlichsten zu beginnen: Wäre Dr. Liebetrut mit unsern Würtembergischen kirchlichen Ordnungen genauer bekannt, so hätte er Dr. Beck wenigstens nicht das zum Vorwurf machen können, daß derselbe in der angegriffenen Predigt sieben Seiten Citate aus den symbolischen Büchern in ununterbrochener Folge bringe. Denn solche Vorlesungen sind bei uns gerade am Reformationsfeste allgemeiner kirchlicher Gebrauch. Es sind eben für diesen Zweck in unserer Agende drei lange Aufzeichnungen enthalten (darunter auch ein Auszug der Augsb. Conf.), ohne daß jedoch die Geistlichen gerade an diese Aufzeichnungen unbedingt gebunden wären.

Was nun aber den Inhalt der angegriffenen Predigt selbst betrifft, so bestimmt Dr. Liebetrut in seiner Broschüre, die wir als die ausführlichere und spätere Darstellung vorzugsweise berücksichtigen, Sinn und Absicht derselben dahin, nachzuweisen: „Es sey nicht blos Recht, sondern auch Pflicht, rücksichtlos die frommen Ordnungen der Reformation zu verwerfen, wo sie über den Buchstaben der Schrift hinausgehen, oder sich überhaupt als feste Ordnungen geltend machen." (S. 10.) „Die Kirche der Reformation sey nur so weit sie Irrlehren und Mißbräuche der römischen verwarf" berechtigt gewesen, wo sie dagegen Irrlehren und Mißbräuche gegenüber sich zur reinen Lehre des göttlichen Wortes bekannt und zur Steuer der Willkühr eine kirchliche Ordnung in Lehre, Cultus und Verfassung aufgestellt, sey sie unberechtigt, greife dem göttlichen Majestätsrechte vor, und dürfe und müsse ihr darin mit demselben Rechte und ohne Rücksicht entgegengetreten werden, wie sie es angeblich der römischen Kirche gegenüber gethan." (S. 10.) Daraus leitet er denn im Verlaufe über die ganze Stellung von Dr. Beck Folgerungen ab, wie die: „Er mache glauben, daß Jeder, dem es gelüste, sich rücksichtlos über die konstituirenden Lehren der Kirche hinwegsetzen dürfe; ja es sei Pflicht, über die positive Lehre der eigenen Kirche als über Menschensatzungen hinwegzugehen." (S. 23.) „Der Redner gibt vor, gegen den festen, schriftgemäßen Lehrgrund seiner Kirche angehen zu dürfen, und zwar mit Berufung auf ihr eigenes Bekenntniß. Er nimmt sich das Recht, gegen die schriftmäßige, constituirende Lehre der Kirche, in deren Namen er als evangelischer Prediger redet, soweit sie nicht blos die römischen Ceremonien verwirft, sondern sich zu jener Lehre bekennt, als gegen menschliches Satzungswesen rücksichtlos vorzugehen. Seine Stellung ist die der Revolution und Opposition gegen den festen Lehrgrund seiner Kirche." (S. 24. f.) „Es ist die Pflicht der Auflehnung gegen Bekenntniß und Ordnung der Evangelischen Kirche gemeint." (S. 26.) „Die Kirche muß sich über kurz oder lang auf ihre Pflicht besinnen dem Beamten gegenüber, der mit rücksichtloser Verwegenheit es sich zur Pflicht macht, die Grundlagen ihres Bestandes anzutasten." (S. 34.) „Er ist ein Fremdling, ja ein Feind der Evangelischen Kirche." (S. 37.)

Unsere Absicht ist es nun nicht, auf das Einzelne des Liebetrut'schen Angriffs zu antworten. Er mag im Einzelnen da und dort Recht haben; das Ganze zusammengenommen behaupten wir aber und werden wir nun näher nachzuweisen suchen, daß Dr. Liebetrut Sinn und Absicht jener Predigt gründlich mißverstanden hat und überhaupt über Dr. Beck's ganze Stellung und die eigentlichen Objekte der Beck'schen Polemik noch ziemlich im Unklaren zu sein scheint

Würde Dr. Liebetrut seinen Gegner auch nur einiger Maßen genauer kennen, er würde sich gewiß vor Allem nimmermehr die Behandlung erlaubt haben, die er dem die Schranken der christlichen Freiheit hervorhebenden Schlusse der Predigt hat angedeihen lassen. Wie? ein Mann, dessen „mehr als tadellos dastehenden Charakter," dessen „mannhafte, durchaus konservative Haltung" zu einer Zeit, wo sonst so Viele wankten, Dr. Liebetrut selbst in der Vorrede (S. X.) anerkennt, — der soll hier am Schlusse „nur wie zum Hohne" einen Augenblick eingelenkt haben?! Doch diese, wie so manche andere, in Dr. Liebetrut's Artikel und Schriftchen enthaltenen persönlichen Insinuationen und Verdächtigungen übergehen wir lieber ganz; schon den Versuch, die Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit von Dr. Beck's persönlichem Charakter erst noch ausdrücklich vertheidigen zu wollen, müßten wir fast wie eine Beleidigung desselben ansehen. Was aber die sachliche Behandlung jenes Schlusses der Predigt betrifft, so hat sich unverkennbar gerade hier Dr. Liebetrut mehr, als einem unbefangenen Critiker gestattet ist, von seiner vorausgefaßten Meinung leiten und bestimmen lassen. Sein Auszug wird hier auffallend flüchtig; er berücksichtigt hier, was er in andern Fällen sorgfältig beachtet, gar nimmer, nämlich was gesperrt gedruckt ist, und was nicht; er schwächt auch einzelne Stellen geradezu ab. So wenn es in der Predigt heißt (S. 293.): „Das Nichtschriftwidrige kann natürlicher Weise nöthig und dienlich seyn zur äußeren Ordnung, und ist dann als Ordnung in Ehren zu halten;" bei Dr. Liebetrut aber: „Das Nichtschriftwidrige kann dienlich seyn zur äußeren Ordnung und ist dann als Ordnung in Ehren zu halten." (S. 9.)

Aber die Hauptfrage ist nun eben die: Ist Dr. Beck's Polemik gegen Menschensatzungen wirklich gegen die positiven Fundamente der Kirche der Reformation, gegen ihren constituirenden Lehrgrund und ihr Bekenntniß gerichtet? Sollte solches aber zum voraus wahrscheinlich seyn bei einer Predigt, die doch selbst den Uebergang zu den Citaten aus den symbolischen Büchern mit den Worten macht: „Lasset uns denn, ehe wir weiter gehen, hören, wie sich die Bekenntnißschriften unserer Kirche über diese Sache aussprechen?" (S. 274 der Predigt). Aber, entgegnet hier Dr. Liebetrut, eben jene Citate sind vielmehr ein Hauptbeweis für die ausgesprochene Anklage. Denn „sie sind rein negativer Natur, und der Redner übersieht, und zwar weil er die daneben stehenden positiven Artikel übergeht, er übersieht geflissentlich, daß der reformatorischen Verneinung überall das positive Bekenntniß zu der lautern Lehre des Wortes Gottes zum Grunde liegt, und begnügt sich, statt dessen was allein das Wesen und die Wahrheit der Reformation ausmacht, die leere Form der Negation und des Widerspruchs hinzustellen." (S. 19. des Liebetrut'schen Schriftchens.) „Ist also, so fragt Dr. L. weiter (S. 23.), der Gebrauch, den die Rede von den symbolischen Büchern gemacht hat, in irgend Etwas von dem altrationalistischen Gebrauch der Bibel verschieden? Hat es der Redner mit den Bekenntnißschriften der Kirche irgend anders gemacht, als daß er nahm, was ihm bequem war, das Andere aber liegen ließ? Und worin also unterscheidet sich, was Dr. Beck gethan hat, von einem literarischen Falsum?" Darauf denn vor Allem als Antwort, daß die vorherrschende Betonung der negativen Seite der Reformation durch den Text der Predigt (Matth. 15, 1—14.) hinlänglich motivirt, resp. gefordert erscheint, und daß gerade diesen Text nicht Dr. Beck selbst gewählt hat, sondern daß er die Perikope unseres zweiten Würtembergischen Jahrganges

eben auf den 3. Trinitatis ist. Sodann wenn doch Dr. Beck selber sagt: „Höret, wie sich die Bekenntnißschriften unserer Kirche über diese Sache aussprechen!“: folgt dann daraus, daß mit den nun angeführten Stellen der ganze Inhalt der Bekenntnisse erschöpft sein soll, und nicht vielmehr das gerade Gegentheil? Dr. Beck behandelt nun einmal gemäß seinem Texte einen bestimmten Punkt, die Freiheit von der Menschensatzung, und damit auch eine bestimmte Seite des ganzen Reformationswerkes. Ueber diesen Punkt und diese Seite führt er dann die betreffenden Belege aus den Bekenntnißschriften an. Nach welcher Logik kann man aber hieraus schließen, daß er nun die daneben stehenden, freilich geflissentlich übergangenen, weil nämlich in diesem Zusammenhange nicht zur Sache gehörigen positiven Artikel so beseitigt habe, daß sie eigentlich negirt seyen? Und wie kann man doch so Etwas ein „literarisches Falsum“ nennen? Endlich sey es uns doch auch gestattet, einige der von Dr. Beck in jener Predigt ausdrücklich und wörtlich citirten Stellen der symbolischen Bücher hier beizusetzen, zu denen sich also, wie auch sein Gegner zugesteht, Dr. Beck ausdrücklich bekennt, deren Anführung auch eben weil der Redner frei auswählend verfährt, nur um so mehr ins Gewicht fällt. Er citirt so aus der Augsb. Conf.: „Von der Kirche wird gelehrt, daß alle Zeit müsse Eine heilige christliche Kirche seyn und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangeliums gereicht werden. Denn dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der Kirche, daß da einträchtig nach reinem Verstand des Evangeliums gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Worte gemäß verwaltet werden, und ist nicht noth zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden.“ Ferner: „Von Kirchenordnung, von Menschen gemacht, lehrt man diejenigen halten, so ohne Sünde können gehalten werden, und zum Frieden, zu guter Ordnung in der Kirche dienen, als gewisse Feste, Feier ꝛc., doch geschieht Unterricht dabei, daß man die Gewissen nicht beschweren soll, als sei solch Ding nöthig zur Seligkeit.“ Ferner: „Vor Zeiten hat man täglich neue Fasten, neue Ceremonien, neue Orden ꝛc. erdacht, und auf solches heftig und hart getrieben, als seyen solche Dinge nöthige Gottesdienste, dadurch die Gnade Christi und die Lehre vom Glauben ist verdunkelt worden, welche uns das Evangelium mit großem Ernst vorhält.“ Endlich: „Deßhalb ist das bischöfliche Amt nach göttlichen Rechten, das Evangelium predigen, Sünden vergeben, Lehre urtheilen und die Lehre, so dem Evangelium entgegen ist, verwerfen, und die Gottlosen, deren gottloses Wesen offenbar ist, aus der christlichen Gemeine ausschließen ohne menschliche Gewalt, sondern allein durch Gottes Wort, und desfalls sind die Pfarrleute schuldig, den Bischöfen gehorsam zu seyn. — Weiter disputirt man, ob auch Bischöfe Macht haben, Ceremonien in der Kirche aufzurichten, deßgleichen Satzungen von Speise, Feiertage, von unterschiedlichen Orden der Kirchendiener. Aber die Unsern lehren, daß sie wider Gottes Gebot thun, wenn sie Sünde setzen in die Speisen, in die Tage und dergleichen (äußerliche) Dinge, und beschweren also die Christenheit mit der Knechtschaft des Gesetzes. — Was soll man halten vom Sonntag und dergleichen andern Kirchenordnungen und Ceremonien? Dazu geben die Unsern Antwort, daß die Bischöfe oder Pfarrherrn mögen Ordnung machen, damit es ordentlich in der Kirche zugehe. Solche Ordnung gebührt der christlichen Versammlung, um der Liebe und des Friedens willen zu halten, und den Bischöfen und Pfarrherrn in diesen Fällen gehorsam zu seyn, damit in der Kirche keine Unordnung oder wüstes Wesen sey; doch also, daß die Gewissen nicht beschwert werden, daß man es für solche Dinge halte, die noth seyn sollten zur Seligkeit.“ Ebenso aus der Apologie: „Wir müssen wehren, daß die Predigt von der Gnade und von Christo, von Vergebung der Sünden aus lauter Gnade nicht unterdrückt werde, und der schädliche Irrthum einreiße, als seyen die Satzungen nöthig, fromm vor Gott zu seyn.“ Und endlich aus der Concordienformel: „Wir glauben, lehren und bekennen einhellig, daß die Kirchengebräuche, welche in Gottes Wort weder geboten, noch verboten sind, sondern allein um Wohlstandes und guter Ordnung willen angestellt sind, an und für sich selbst kein Gottesdienst, auch kein Theil desselben sind. Zur Zeit der Verfolgung, wenn ein rundes Bekenntniß des Glaubens von uns verlangt wird, (hat also Dr. Beck wirklich, wie sein Gegner S. 4. behauptet, die historische Veranlassung dieses Artikels einfach übergangen?) ist in solchen Mitteldingen nicht zu weichen.“ Wir fragen nun nach diesen Anführungen: Sind die beigebrachten Stellen der symbolischen Bücher in der Art blos negativ, daß sie bei der bloßen Negation stehen bleiben, und die positive Wahrheit, um deren willen negirt wird, in ihnen gar nicht zu Tage tritt? Ist der Mann, der sich zu solchen Sätzen bekennt, wirklich ein grundstürzender und die positiven Fundamente antastender Feind der der Kirche der Reformation, ja ein Feind aller und jeder kirchlichen Ordnung? Liegt nicht vielmehr auch in diesen zur Bekräftigung der eigenen Ansicht angeführten Stellen der symbolischen Bücher eine Bestätigung für den Ernst, mit dem am Schlusse der Predigt zwar kurz, aber schon durch den Druck deutlich und augenfällig genug das Princip der Positivität und der Ordnung gegen das Belieben subjectiver Willkühr gewehrt wird? Man müßte nur abermals sagen, auch diese Stellen habe Dr. Beck nur „zum Selbstohne“ angeführt.

In den ausgehobenen Stellen der Bekenntnißschriften haben wir, — und damit kommen wir zum eigentlich entscheidenden Punkt — durch gesperrte Schrift bereits auch angedeutet, was im Sinne Dr. Beck's vielmehr die wahre Intention jener Anführungen und überhaupt der ganzen Predigt ist. Es ist eine reine Petitio principii, wenn Dr. Liebetrut unter den Menschensatzungen, gegen welche die Predigt auf Grund der Sonntagsperikope ankämpft, die positiven Faktoren der Reformation, die constituirenden Lehren und Ordnungen der Evangelischen Kirche als Kirche versteht. Wie hätte sich die Predigt sonst auf Art. VII. der Augsb. Conf. und zwar nicht blos nach seiner negativen, sondern auch nach seiner positiven Seite berufen können? In allen ausgewählten Stellen ist vielmehr von Kirchengebräuchen, Festfeier und andern äußerlichen Dingen die Rede als von Menschensatzungen, die eben zu

den constitutiven Faktoren der Kirche (schriftgemäße Predigt und schriftgemäße Sacramentsverwaltung) als mitconstituirende Fundamente der christlichen Gemeinschaft und der Seligkeit hinzugethan werden wollen, aber nicht dürfen. So ist gutentheils die Intention der Predigt gar keine andere, als nachzuweisen, was Dr. Liebetrut selbst S. 17. mit den Worten ausspricht: „Die Reformatoren deckten durch das Licht des göttlichen Wortes erleuchtet den apostolischen Grund der Kirche auf, nahmen den unter den Irrungen und dem Trug des Papismus verlornenen Faden der lautern, apostolischen Ueberlieferung wieder auf, stellten vor Allem das Majestätsrecht des göttlichen Wortes wieder her, darnach es die einzige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden sollen, und machten in dessen Gehorsam die Kirche frei von allem menschlichen d. h. schrift- und gottwidrigen Drang und Zwang. Hiernach vollzogen sie, so gut es Gott ihnen gelingen ließ, die Reformation der Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung. Was dem Worte Gottes in der papistischen Ueberlieferung entschieden zuwider war, dem sagte die Kirche der Reformation entschieden ab; was insonderheit in Cultus und Verfassung das Wort Gottes weder entschieden für noch wider sich hatte, darin ward die christliche Freiheit gewahrt." Wo steht wenigstens in dieser Predigt auch nur Ein Wort davon, daß die constitutiven Lehren der Reformation nicht schriftgemäß seyen, daß sie, sofern sie der Ausdruck und die Zusammenfassung der Schriftlehre sind, als Menschensatzungen müssen beseitigt werden? Dagegen deutet die Predigt selbst unzweideutig genug an, was sie unter den Menschensatzungen, gegen deren das Gewissen nöthigende Aufbürdung sie zu Felde zieht, meint und versteht. Die einzige Stelle der Predigt, in der ihre sonst durchaus allgemein und prinzipiell gehaltenen Sätze exemplifizirt und auf Einzelnes angewandt werden, und die Dr. Liebetrut nicht so ganz hätte übersehen sollen, lautet (S. 291 f.) wörtlich so: „Auch in anderer Hinsicht geht neben dem Halten der Menschengebote ein Nichthalten der Gottesgebote her; bei den Gottesgeboten ist es ein Kameelverschlucken, bei den Menschengeboten ein Mückenseigen, wie der Herr sich ausdrückt. Er straft dies ausführlich Matth. 23. an seiner Zeit, als eine Blindheit und Narrheit; aber wie Manches giebt es auch in unserer Zeit, was der gerade, freimüthige Herr eben so nennen würde! Kann er unserer Zeit auch nicht vorhalten: Arbeiten am Sonntag heißt ihr wohl Sonntagsentheiligung, aber wie ist es mit dem schändlichen Leben daran? Gemeines Volk wollt ihr in Zucht nehmen, aber wie ist's mit den vornehmen Zuchtlosigkeiten? Abweichung von einem kirchlichen Gebrauch, von einer frommen Sitte ist euch Sünde, aber nehmet ihr es nicht mit wirklichem Unglauben und Unrecht leicht, wenn nur Gebrauch und Sitte in Ehren bleibt? Und wie vieles Besondere wäre noch aufzuzählen, wenn jene Strafrede des Herrn in unsere Zeit übersetzt werden sollte. Aber es genügt am Bisherigen, um, wenn man will, zu verstehen, was auch unserer Zeit allein zum Frieden dient ꝛc." Von solchen Dingen also, die „sich zu thun machen mit Mund und Lippen, mit Händen und Füßen der Leute, die dem Aeußerlichen in der Schnelligkeit eine Gestalt der Frömmigkeit, Zucht und Ordnung geben, während die gewissenhaften Gemüther sich ängstlich mit ihnen plagen" (S. 289.) — von solchen Dingen sagt die Predigt, gewiß in vollkommner Uebereinstimmung mit unsern Bekenntnißschriften, daß sie, soweit sie von Gott selber nicht geboten sind, die Gewissen nicht binden und nicht als ein zum Seelenheil dienender Gottesdienst dem Gewissen aufgelegt werden dürfen. (S. 288.) Es ist hier nicht der Ort, die ganze Stellung und Anschauung Dr. Beck's zu entwickeln. Aber so viel sey wenigstens zur nöthigsten Verständigung gesagt! Die scharfe Polemik, die Dr. Beck übt, ist nicht gegen die Kirche selbst, gegen ihre constitutiven Grundlagen, Ordnungen und Bekenntnisse, sondern gegen die, von ihm als theils prinziplos, theils prinzipiell falsch bezeichnete moderne Praxis der kirchlichen, wie unkirchlichen Parteien gerichtet. Sein Hauptgrundsatz in dieser Beziehung ist der: „Fast alle Bestrebungen unserer in kirchlicher und religiöser Hinsicht so bewegten und so unruhig sich umtreibenden Zeit laufen darauf hinaus, daß man dem Herrn, der allein sein Reich auf Erden wirklich weiterführen und vollenden könne, in eigenmächtiger Ungeduld vorlaufe und in sein Regiment greife, daß man dem offenkundigen Darniederliegen der Kirche in eigener Kraft, mit äußeren Parforcemitteln aufhelfen wolle, sey es mit allerlei äußerlichen Repristinationen in Cultus, Verfassung, veralteten Formen der Kirchenzucht und strengster Orthodoxie, sey es mit neuerfundenen oder vom Auslande erborgten Produkten, wie großartigen Allianzen und Associationen, strikteſter Sonntagsheiligung ꝛc., daß man Dinge, die nach der Schrift nun einmal nicht Jedermanns Beruf, sondern nur Sache besonders hierzu ausgewähleter und legitimirter Persönlichkeiten seyen, wie die besondere Betheiligung an den Werken der innern und äußern Mission, ohne Unterschied allen Christen, ja auch den so gemischten Gemeinden unserer Kirchen als Gewissenspflicht, als ein unentbehrliches Stück des Glaubens und des Christenthums überhaupt auflege und sie im Namen der Kirche und des Herrn von ihnen fordere. Dem Allem gegenüber sei es vielmehr Pflicht des nüchternen Christen, der keines Menschen Knecht sein wolle und dürfe, dieser gesammten Parteipraxis eben um des ihr anhaftenden prinzipiellen Grundfehlers willen grundsätzlich fern und mit ihr unverworren zu bleiben. Unsere einzige Waffe dem immermehr überhandnehmenden Abfall und Verderben in der Kirche gegenüber sei theils die Waffe des Geistes im einfachen Zeugnisse der reinen und lautern Wahrheit des Wortes, theils die Waffe des Glaubens, der aufs Unsichtbare sehe, und der Geduld, die des Zukünftigen warte, und der Treue im Kleinen, die an dem ihr befohlenen Orte einfach, aber gewissenhaft ihre Pflicht erfülle und das Uebrige dem Herrn befehle. Nicht irgend ein Neues, von dessen Kraft und Wirkung man sich denn eine Zeitlang allerlei Illusionen hingebe, thue uns und der Kirche Noth, sondern mehr Ernst und Treue im Gebrauche dessen, was wir schon haben. Möchten wir nur, statt uns bald auf dieses, bald auf jenes Besondere zu werfen, das den Schaden Josephs heilen solle, mehr Ernst machen mit dem in der Kirche bereits und noch Vorhandenen und den alten, einfachen, ordentlichen Gnaden- und Heilmitteln der Kirche, so hätten wir für das Nöthige und die Hauptsache genug; und so lange man das in der Kirche noch habe und haben könne, sey auch jede Separation von ihr nur eine Sache derselben eigenmächtigen Ungeduld, die sich nur in verschiedener Form in beiden Extremen offenbare. Der derzeitige Stand unserer Kirchen sei eben der von überwiegend verweltlichten Massenkirchen, — ein Stand, den im Ganzen und Großen, so lange der Herr selbst nicht ein Neues schaffe, Menschen voreilig weder ändern können, noch dürfen, dessen wir uns aber stets klar bewußt bleiben müssen, wenn wir nicht die unheilvolle Verwechslung zwischen dem Reiche Gottes selbst und dem thatsächlichen Bestand unserer Kirchen begehen und die letzteren behandeln wollen, als wären sie bereits oder noch, was sie eben nicht sind." Das also

sind die Anschauungen, die bestreiten muß, wer wirklich den Nerv von Dr. Becks Lehren und Wirken treffen will. Stellt man dagegen etwas Anderes in den Vordergrund, wie z. B. eben seine Stellung zu dem kirchlichen Bekenntnisse, so verrückt man den eigentlichen Fragepunkt und führt mehr oder weniger Streiche in die Luft. Ob Dr. Beck und seine Schule von den ihren Urtheilen über die verschiedenen Zeitfragen zu Grunde liegenden Begriffen und Prinzipien über das eigentliche Wesen des Reiches Gottes und über die Mittel, durch die dasselbe gebaut und erhalten wird, — ob sie davon in Bezug auf unsere Zeit und die einzelnen Fragen der Zeit die richtige praktische Anwendung machen, darüber mag man immerhin streiten. Was aber jene Prinzipien selbst in abstracto betrifft, so müßte uns in der That jedes Verständniß Luthers und des eigenthümlichen Charakters der Lutherischen Kirche abgehen, wenn es wahr wäre, was Dr. Liebetrut sagt (S. 43.), daß Dr. Becks ganze Anschauung gerade der Lutherischen Kirche am fernsten stehe. Uns will es vielmehr bedünken, daß jene Prinzipien gerade dem Typus einer gesunden ächt lutherischen Richtung besonders verwandt und homogen sind; und es wäre uns fürwahr ein Leichtes, eine ganze Reihe von Stellen Luthers beizubringen, die fast wörtlich dasselbe aussprechen. Wenn aber Dr. Liebetrut den ganzen Standpunkt Dr. Becks als den eines grundstürzenden kirchlichen Radikalismus bezeichnet, so fragen wir mit Berufung auf die obigen Andeutungen: ob man, wenn man überhaupt einmal solche Schlagworte anwendet, gegen Dr. Becks Richtung am Ende nicht eben so gut, ja mit noch größerem Scheine der Wahrheit vielmehr den Vorwurf eines zu starren kirchlichen Conservatismus erheben könnte? Bei uns wenigstens kann und wird Jedermann bezeugen, daß fast alle, unter Beck'schen Einflüssen stehende, gereiftere Geistliche nicht sowohl eine ungestüme Hast und „Verwegenheit" im Niederreißen des bestehenden Alten, als vielmehr eine spröde Zurückhaltung gegenüber dem jedes Mal im Schwang gehenden Neuen charakterisirt.

Haben wir uns im Bisherigen vorzugsweise an die speciell angegriffene Predigt gehalten, so kann Einsender auch außerdem aus vielfachem persönlichem Umgang und Verkehr mit Dr. Beck die Versicherung geben, daß er, auch wo derselbe etwa eine abweichende Meinung auszusprechen sich veranlaßt sah, doch aus seinem Munde niemals ein unehrerbietiges Wort über die Bekenntnißschriften und die Grundlehren unserer Kirche, wohl aber oft und viel Worte der entschiedensten und wärmsten Anerkennung und Empfehlung namentlich für Luther vernommen hat. Man frage bei uns jeden Sachkundigen, wer die Schriften unserer doch gewiß bekenntnißtreuen Väter, eines Bengel, eines Steinhofer, eines Roos, der beiden Rieger in unserem Lande wieder so zu Ehren gebracht hat. Es ist ganz besonders auch Dr. Beck, der sie nebst Luther in seinen Vorlesungen fortwährend citirt und empfiehlt. So stellt sich derselbe, wenigstens was die Vergangenheit betrifft, gar nicht so isolirt nur auf sich selbst, als es Dr. Liebetrut darstellt. Man mag immerhin fragen und wohl auch darüber streiten, ob im ganzen System und Verfahren Dr. Becks die im kirchlichen Bekenntniß bereits niedergelegte Schriftauslegung gegenüber der von ihm besonders vertretenen freien Schriftforschung genug zu ihrem Rechte kommt. Aber daß Dr. Liebetruts Polemik auch in dieser Beziehung viel zu weit geht, ist uns wenigstens gewiß. Sätze, wie die: „Der Streit zwischen Gottes Wort und Menschensatzung kann überhaupt nicht geschlichtet werden, oder es geschieht durch das neu erwachte Besinnen der Kirche auf sich selbst, so auf das, was sie nicht ist, als auf das, was sie

ist, was einzig und allein aus den constitutiven und objektiven Prinzipien der Kirche zu erkennen ist, aus ihrer Lehr- und Kirchenordnung. Wenn in der Lehre nichts feststehen soll, (was übrigens Dr. Beck nirgends behauptet), so halten wir dem Papismus, wie jeder Sektirerei stets die Thüre offen; denn dann darf die Bibel ebenso gut papistisch und rationalistisch ausgelegt werden, wie evangelisch." (S. 26) „Die Kirche, nämlich die von Dr. Beck erstrebte, ist und bleibt ein schlechthin Unfertiges, eine tabula rasa, in die jeder hinein tragen kann, was ihm gut dünkt. Jeder Laie, wie sehr ihm auch das Verständniß abgehe, alle Zuhörer des Redners, und wären unter ihnen römisch, griechisch und lutherisch auslegende Anhänger aller Sekten und Parteien, alle haben das Recht, alles über das Lehrwort Christi hinausgehende zu verwerfen." (S. 29) — solche Sätze treffen offenbar über das Haupt Dr. Becks hinweg unsere Reformatoren selbst. Wo, so fragen wir, bleibt hier am Ende noch die Sufficienz und Perspicuität der Schrift, dieser Grundpfeiler des ganzen Reformationswerkes? Wo der von der Vorrede der Concordienformel so scharf gezogene „Unterschied zwischen der heiligen Schrift alten und neuen Testaments und allen andern Schriften, so daß die heilige Schrift allein der einige Richter, Regel und Richtschnur bleibt, nach welchem als dem einigen Probirstein alle Lehren erkannt und beurtheilt werden sollen und müssen, während die andern Symbole nicht Richter sind, wie die heilige Schrift, sondern allein Zeugnisse und Erklärung des Glaubens, wie jeder Zeit die heilige Schrift in streitigen Artikeln von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt, und derselben widerwärtige Lehre verworfen und verdammt worden sind?" Wodurch unterscheiden sich überhaupt jene Sätze noch von den römischen und jesuitischen Instanzen für die kirchliche Tradition gegen die Erhebung der Schrift zur letzten und einzigen norma normans? Ein freieres Verhalten zu den kirchlichen Bekenntnissen, ein mehr unmittelbares Zurückgehen auf die Schrift selbst ist bei uns mit nichten eine aparte Sache von Dr. Beck, sondern charakterisirt fast ohne Ausnahme alle Theologen unseres Vaterlandes, und auch die bekenntnißtreuesten unter uns werden sich das Recht hierzu nicht nehmen lassen. Nennt man es gewiß nicht mit Unrecht eine Unbilligkeit, wenn bei uns in dieser Hinsicht die Eigenthümlichkeit anderer Landeskirchen oft so einseitig beurtheilt wird, so weise man immerhin rügend auf das hin, worin bei uns noch nicht das richtige Maß getroffen ist, aber man mache sich nicht derselben Unbilligkeit gegen uns schuldig, über die man sich als von unserer Seite vielfach geübt nicht ohne Grund beklagt.

Um übrigens auch in dieser Beziehung, was Dr. Becks Stellung betrifft, eine weitere Verständigung zu ermöglichen, erlauben wir uns schließlich noch eine Mittheilung, die wir unter andern Umständen als unerlaubte Indiscretion vermeiden würden. Dieselbe ist einem Schriftchen entnommen, das als Manuscript für einen engeren Kreis gedruckt ist, von dem also zum voraus wird anzunehmen sein, daß es die innersten Intentionen des Verfassers unverhüllt ausspricht. Wir theilen hier aus dem betreffenden Abschnitt die Hauptstellen wörtlich mit. „Wenn heutzutage", heißt es hier, „in guter Meinung Vorschläge gemacht werden, daß man statt noch Jemand an die Bekenntnißschriften zu binden, irgend ein einfaches Bekenntniß z. B. Glaube an Christus und sein Wort, zu Grund legen und darauf die kirchlichen Parteien vereinigen soll, so wird nicht bedacht:

1) „Daß eine wirkliche Einheit durch ein einfaches Bekenntniß so wenig als durch ein complizirtes hervorgebracht und erreicht wird, sondern die Einheit des Geistes voraussetzt, der aber nicht blos ein Geist der allgemeinen Liebe, sondern vor Allem Geist der Wahrheit ist, und zwar der Wahrheit mit bestimmtem Inhalt. Aber auch diese Lehrwahrheit wird nur diejenigen eins machen, die sie so glauben, daß sie in ihnen subjektive Wahrheit wird, d. h. Geist der Wahrheit, und daraus wieder entfaltet sich der spezifisch christliche Lebensgeist, der ebenfalls ein heiliger ist, und nicht Wahrheit oder Irrthum in Glauben und Lehre für schlechthin zu ertragende Lehrmeinungen hält, wie dies die Apostel selbst in allen ihren Briefen darlegen. Also nur auf Grund der bestimmten christlichen Heilswahrheit und nur zwischen denen, die dieselbe in Wahrheit glauben, läßt sich eine wahre, wirkliche Einheit erzeugen und voraussetzen. Die verschiedenen kirchlichen Parteien mit ihrem Mischlingsvolk sind dessen gar nicht fähig, und alle Versuche dazu oder Voraussetzungen einer solchen Einheit sind Illusionen, und verderblich, weil sie eben den Inhalt und den Geist der Wahrheit verderben."

2) „Wo der Geist der christlichen Wahrheit nicht ist, da ist auch nicht Freiheit, sondern Knechtschaft, Joch der Satzung. Da handelt es sich also nicht um Proklamirung der Freiheit, sondern nur darum, daß die Satzung, wie dies im alten Testament geschah, keinen falschen Inhalt habe, sondern die göttlich geoffenbarte Wahrheit als das verbindliche Gesetz festhalte. Sie soll da nach Gottes Willen als Gesetz herrschen, wie auch der Herr das unfreie Volk sogar an die Pharisäer bindet, sofern sie auf Mosis Stuhl sitzen d. h. sein Gesetz, die geoffenbarte Wahrheit vertreten."

„Man hat da also nicht ins Blaue hinein zu eifern gegen Zwang und dadurch beförderte Unredlichkeit, sondern man hat a) wie die Propheten, der Täufer und Jesus die Heuchelei an Volk und Lehrern als eine Sünde, die nicht mit dem Zwang entschuldigt ist, zu strafen, und die Besseren, statt solche äußere Befreiungsvorschläge zu machen, davor zu warnen und zur Buße zu vermahnen. b) Hat man allerdings die an die geoffenbarte Wahrheit sich ansetzenden menschlichen Meinungen, Aufsätze, Schulsatzungen davon zu unterscheiden und ihnen keine Zwangsauctorität zuzuerkennen, auch die Zwangskraft der geoffenbarten Wahrheit nicht über das, was sie selbst zum allgemeinen Gesetze macht, auszudehnen, jedoch dabei nicht zu verkennen, daß namentlich die Lehrer nicht zur subjectiven Lehrfreiheit mit einem unbestimmten Minimum von Wahrheit berufen sind, sondern zur Vertretung der ganzen wesentlichen Wahrheit, und gerade für den Lehrstand müssen daher die Bekenntnißschriften nach ihrem wesentlichen schriftgemäßen Inhalt verbindlich sein, während für die Laien nur das summarische christliche Glaubensbekenntniß zureicht. Ueber dieses Summarische nicht hinauszugehen, und selbst Lehrer nicht, statt an das Wesentliche, an die buchstäbliche Fassung, die wechselndes Menschenwerk ist, und das, was bloße begriffliche, wissenschenschaftliche Entwicklung des Wesentlichen ist, binden zu wollen, lehrt selbst die Geschichte. Der Sieg, den die Concordienformel gewann, bewirkte nicht nur eine erstarrende Tradition, sondern

trieb die scheinbar überwundenen Gegensätze aus der Bestreitung des mehr nur Abgeleiteten zu einer immer radicaleren Opposition gegen die Prinzipien, zur Opposition in der Form des Unglaubens und des Hyperglaubens. c) Wahrheiten, die nicht Alle auf Einen Schlag tragen können, müssen, auch wenn sie praktischer Natur sind, durch geistige Mittel der Belehrung und Erziehung gesichert und fortgepflanzt werden, nicht durch Unterschriften unter Symbole. Ihre im Symbole gegebene Aufstellung mag immer ihr Verdienst haben und hat es auch, sofern dadurch die Wahrheit bestimmten Irrthümern gegenüber ins Licht gestellt und so ein Leitstern gegeben ist für das geistige Ergreifen. Aber einmal darf die Vervollkommung aus der Schrift auf dem Gebiet der Lehre nicht abgeschnitten sein, und noch weniger darf ein äußerliches Zwangsstatut daraus gemacht werden. Man kann und soll sie ehren als im Ganzen bewährte Beiträge zur Lehrausbildung, aber nicht als einen, gar bis ins Einzelne gehenden Glaubens- und Lehrzwang. Meister und Gesetzgeber ist und bleibt nur Ein Herr und Ein Wort. d) Die wahre christliche Freiheit kann sich selbst einestheils mit dem Andern freiwillig zum Knecht der äußern Institutionen machen, sofern dieselben den Anknüpfungspunkt der Wahrheit darbieten, für die gewonnen werden soll; zugleich aber muß die Freiheit auch anderntheils das Recht haben und ausüben, gegen das Falsche, Bannende, Mißbräuchliche im Bestehenden ihr freies Zeugniß und Werk zu behaupten und durchzuführen in der Kraft des Geistes und Wortes Gottes. Sie darf ihre Kraft nicht suchen in menschlichen Privilegien oder staatlichen Gesetzesbestimmungen, welche alle Schranken überhaupt aufheben, Glauben und Lehre völlig frei geben, also Unchristen und Irrlehrer frei laufen lassen, damit man auch über der Wahrheit nichts zu leiden habe; — gerade so nimmt das Unkraut vollends das ganze Feld ein, obwohl übrigens der Staat in Bezug auf Glauben nicht soweit gehen darf, als die Kirchen, jede innerhalb ihres Gebietes. Zumal in einer Zeit zunehmender Zuchtlosigkeit und Religionslosigkeit das, was die ἀνομία (Gesetzlosigkeit) noch aufhält, wegnehmen wollen, die Bande der Ordnung einer schwach verwahrten, nach Belieben deutbaren Freiheit aufopfern, ist Thorheit, Arbeit für Anarchie und nicht für Vereinigung, für Tyrannei der schlechten Majorität und nicht für Freiheit der besseren Minoritäten."

Daß die gegebene Mittheilung authentisch und wortgetreu ist, kann Einsender versichern. Mag man sich nun im Uebrigen durch diese Ausführungen befriedigt finden, oder nicht, so viel wird in allen Fällen jeder Unbefangene zugestehen, daß ein Mann, der sich so ausspricht, wenigstens in solcher Weise, mit solchen Gründen und so kolossalen Folgerungen, wie es von Dr. Liebetrut geschehen ist, nicht angegriffen werden kann und darf. Wir schließen mit dem Wunsche, daß dieser ganze Artikel, wie er eben hiezu geschrieben ist, doch in Etwas dazu beitragen möge, Herrn Dr. Liebetrut selbst, sowie allen mit der wirklichen Sachlage weniger bekannten Lesern seines Schriftchens eine gerechtere und unbefangenere Würdigung des wahren Thatbestandes möglich zu machen und dadurch vielleicht auch eine gewisse Verständigung über die angeregte Streitfrage anzubahnen.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 10. Februar. № 12.

Zur Polemik wider den Materialismus.

Eine im J. 1856 erschienene, kleine poetische Skizze, genannt „Göthe im Fegefeuer", ist neuerer Zeit hie und da wohlwollend wieder erwähnt worden. Ihre Hauptabsicht ist aus dem Inhalt, wie aus dem Nebentitel: „eine materialistisch-poetische Gehirnsecretion" leicht erkennbar. Es ist eine Satyre auf den humanistischen Materialismus oder materialistischen Humanismus der Gegenwart. Aber in seiner Anlage ist das skizzenhafte Fragment minder deutlich. Dies bewiesen dem Schreiber Dieses auch jene vereinzelten Anzeigen, welche in Zeitblättern zufällig zu seinen Händen gelangten. Da ihm nun die Absicht des Verfassers bei dieser Skizze und die Entstehungsgeschichte der letztern ziemlich bekannt ist, so dürfte eine kurze Erläuterung als Nachtrag zu jenen wohlwollenden Anzeigen und zur Orientirung für geneigte Leser nicht ganz überflüssig seyn.

Als Gegenstand der Satyre ist nicht das zu betrachten, was materialistische Behandlung der Naturforschung genannt werden kann. Wenn die Naturforschung sagt: Ich komme bei meinem Erkennen und Begreifen der Natur nicht über die Materie hinaus, und habe ein exactes Wissen bloß innerhalb dieser Schranke, so kann man sie neidlos dabei belassen. Sie hätte nur einfach hinzuzufügen: Auf diesem Gebiete des erscheinenden Lebens weiß ich etwas; auf anderen Gebieten aber weiß ich aus mir heraus nichts. Allein das Letzte sagt sie nicht. Sie will im Gegentheil alles erscheinende Leben als Naturphänomen auf Grund materieller, d. h. chemisch- oder mechanisch-physikalisch wirksamer Faktoren begreifen. Damit wird die moderne Naturforschung ein anmaßlicher Uebergriff und absurd zugleich. Diese Lächerlichkeit wohnt ihr inne; der beschauende Critiker trägt sie nicht hinein, sondern findet sie heraus. Darin liegt die innere Berechtigung satyrischer Behandlung.

Diese Satyre gilt denn auch nicht der Naturwissenschaft auf ihrem Gebiet, sondern deren Uebergriffen auf Gebiete, von welchen sie nichts versteht und auf welchen es ein exactes Wissen im Sinne der Naturwissenschaft weder gibt, noch geben kann. Die Satyre gilt jenem Unverstand, der auf Rechnung unbefugter Gränzüberschreitung kommt. Hierzu gelangt wiederum nicht die Naturwissenschaft als solche und aus sich heraus. Vielmehr bringen die Naturforscher eine Menge von Voraussetzungen, Dogmen Anschauungen oder auch Trugschlüssen wie angebliche Heischesätze mit, welche sammt und sonders nicht Folge und Consequenz der wirklichen Naturerkenntniß sind. In diesem Verfahren ist die moderne Naturwissenschaft das getreue, nur auf den Kopf gestellte, Conterfei der vielgescholtenen Naturphilosophie. Letzte ging von logisch-speculativen Hypothesen und Prämissen aus an ihre Naturforschung und verdarb damit die Naturerkenntniß als solche. Die erste zieht aus ihrer Naturforschung höchst unlogische und unphilosophische Consequenzen und verdirbt damit die höhere Lebenserkenntniß als solche. Das ist der ganze Unterschied. In dieser ihrer corrupten Stellung wird die heutige sogenannte Naturwissenschaft selbst zur Satyre. Dies wollte die poetische Skizze veranschaulichen.

Aber nicht aus sich selbst heraus ist die Naturforschung zur Satyre geworden, noch konnte sie es werden. Es kommen dabei die fremden Einflüsse in Betracht, welche sie auf diesen Irrweg verlockten. Noch weniger konnte die Absurdität durch eigene Macht eine Herrschaft über Tausende von Köpfen und Herzen erlangen. Es mußte etwas dieser Herrschaft den Weg bereiten, was an sich nicht die Gestalt der Abgeschmacktheit trug, wohl aber den positiven Halt und Schirm wider Absurditäten untergrub. Denn Abgeschmacktes, Widerliches und Unschönes gelangt nur zur Macht, wenn es sich daneben mit dem erborgten Beistand des Geistreichen, Einschmeichelnden und Schönen schmücken und festigen kann oder konnte. Dies entlehnte die moderne Naturforschung aus fremdem Gebiete. Sie borgte das aus einer ihr der Zeit nach vorangehenden, geistigen Lebensanschauung von gefährlichem Reize. Der vollendete Repräsentant derselben ist Göthe. Der moderne Naturcultus ist Göthe's abgeblaßter Schatten oder Affe. Zuerst trat dieser Cultus maskirt auf. Dann legte er die Maske ab und schnitt seinem Herrn und Meister Grimassen. Das ist Göthe im Fegefeuer. Es bezeichnet dieser Name die tragische Evolutions- und Revolutionsgeschichte der deutschen, humanistisch-materialistischen Naturbetrachtungsweise.

Es ist das nicht der einzige Verbindungsfaden, welcher die Macht der modernen Naturanschauung auf dem Gebiete der geistigen, allgemeinen Cultur erklärt. Er ist nur der edelste und der einzige, durch welchen in das genannte Object der Satyre ein wahrhaft dichterischer Stoff kommt. Denn an sich wäre die moderne Naturweisheit mit ihren Nutzanwendungen in der Weise des „Prinzen Heinz" zu schlecht für irgend welche poetische Behandlung. Das mußte die Satyre zugleich fühlen lassen. Und so entstand die Combination Göthe's mit den übrigen, höchst

ungöthischen Gestalten. So viel zum Verständniß im Allgemeinen.

Die Satyre fängt mit dem an, womit Göthe endete, und endet mit Hinweisung auf das, womit Göthe anfing. Das letzte Wort des sterbenden Göthe war: Mehr Licht! mehr Licht! Göthe's erstes uns erhaltenes Gedicht ist das auf die Höllenfahrt Jesu Christi. Was dazwischen liegt, veranschaulichen, so weit es hierher gehört, die eingestreuten Reminiscenzen und Citate aus Göthe.

Wir finden Göthe nach dem Vorspiel in jenem Mittelzustande, der zwischen Leben und Tod, Licht und Finsterniß getheilt ist. Er ist nicht im Himmel der Seligen, aber in jenem Himmel poetisch-antiker Anschauung, dessen Tapeten nicht aus Zahlenregistern der Gravitations- und Lichtwellen-Messung bestehen. Jedoch auch dieser Himmel stillt nicht seine Sehnsucht. Da knüpft der Versucher, der in der Luft herrscht, an und lockt ihn zum Besuch der Erde. Des Versuchers Gestalt ist seit der Zeit selbst etwas gemeiner geworden. Gegen den Mephisto des Faust ist er ein ungestalter, „tückscher Zwerg." Er deutet im Zwiegespräch auf die Stellung hin, die weiland Göthe zu A. v. Haller einnahm. Es scheine sich daraus eine Frucht entwickelt zu haben, die er auf der Erde kennen lernen könne. Und Göthe folgt und geht mit Mephisto. Warum nach Heidelberg? Außer andern Gründen darum, weil ein Stück der zweiten Scene leibhaftig in Heidelberg gespielt hat.

Die erste Scene führt uns ein Fragment moderner Metamorphose der alten Bildung vor, wie sich dieselbe die liebe akademische Jugend angeeignet hat. Der alte Studentenspruch von Bier und Wissenschaft hat durch Büchner eine höhere Deutung erhalten, welche der Jugend um so leichter zugänglich ist, als sie Bier und Wein mit dem Namen „Stoff" zu benennen pflegt. Um Göthe's Unwillen zu beschwichtigen, lädt Mephisto ihn ein, die Kreise derjenigen zu besuchen, welche diese Metamorphose der Bildung unter der Jugend bewußt oder unbewußt pflegen.

In der zweiten Scene finden wir uns bei einem aus Studenten und Professoren gemischten Symposium in einem Gasthause. Sie zeigt uns die Gestalt des materialistischen Humanismus im Kreise der sogenannten Gebildeten. Es hält sich da Alles noch in frivoler Theorie gemischt mit einigem Zagen in Bezug auf die praktische Nutzanwendung. Die Gesellschaft erlaubt sich natürlich auch Göthe mit einigen Anspielungen zu reizen, weil sie ihn nicht kennt, sonst wäre sie vor Devotion wahrscheinlich verstummt. Alle wissenschaftlichen Berufszweige sind durch die Jugend vertreten. Je weniger diese Leute selbst etwas von Naturforschung verstehen, um so eifriger sind sie beflissen, deren angebliche Resultate sich anzueignen. Auch der Stand der Schulmeister ist wenigstens durch Berufung auf einen inzwischen Verstorbenen, den Sachsen Julius Kell, vertreten. Der Popularphilosoph L. Feuerbach persiflirt seine Jugendbeschäftigung mit dem heiligen Augustin. Bei dem Jubel der Studenten über diese höchst populäre Auslassung erinnert sich Göthe mit Verdruß, daß einer seiner Verehrer mit Versuchen, seine Wissenschaft populär zu machen, nicht so glücklich war, wie Feuerbach. Die Studenten reiben sich an Mephisto, ohne ihn zu kennen. Göthe weissagt in alten, wohlbekannten Versen der ganzen Sippschaft nichts Gutes.

In der dritten Scene, welche zugleich zur Einleitung auf die vierte dient, gibt das Zwiegespräch zwischen Göthe und Mephisto Anlaß, auf die Art hinzudeuten, wie der poetische Pantheismus und Humanismus vom modernen Naturalismus und Materialismus vernutzwendet und verhunzt werde, indem sie ihn populär zu machen suchen.

Die vierte Scene, welche wiederum als Handlung die folgende Scene vorbereitet, soll uns die bedenkliche Stellung veranschaulichen, in welche der moderne antichristliche Humanismus zum gleichzeitig gepflegten Göthecultus geräth. Sie vertragen sich eigentlich nicht recht miteinander. Der Göthomane nimmt je nach seinem Naturell heraus, was ihm eben für seinen Kram paßt, ist aber im Uebrigen weder mit Göthe, noch mit den Materialisten zufrieden. Die Bauerntochter hält sich an die bäuerlichen Liebeslieder; der gemeine Antichrist, der Bauer, will Göthe nicht schelten, hält ihn aber doch für halbverdächtig. Er ist mit einem Worte über Göthe hinaus und verhält sich zu ihm, wie Hâfis zu seinem gemeinen, germanischen Nachäffer. Hier hätte sich Vieles zur Verdeutlichung einschalten lassen.

Die fünfte Scene ist dazu bestimmt, uns den populären und plebejischen Materialismus als Fratze des poetischen Pantheismus und Humanismus vorzuführen. Bei der Gartenlaube kann man an eine populäre Zeitschrift gleichen Namens denken. Göthe kann sich in diese Wandlung gar nicht finden, und sieht überall Anklänge an seine Anschauung, während die letzten Anklänge daran bereits verschollen sind. In seiner ritterlichen Art will er die Bauerntochter von ihrem Instructor befreien und geräth in Consequenz seines Ausgangswortes im zweiten Theile des Faust's in eine bedenkliche Lage.

Er kommt nämlich in der sechsten Scene sammt den ihn verfolgenden Materialisten auf das Gebiet der unberechtigten Gränzüberschreitung. Und da sind die letzten seine Meister und arretiren ihn sammt Mephisto. Sie verhängen zugleich ein Verhör über Göthe, in welchem sie Anlaß haben, sich als praktische Reformatoren der Ethik und des Rechts geltend zu machen. Umsonst versucht Mephisto zu Gunsten Göthe's im Sinne des Materialismus zu plaidiren. Göthe's Sache ist vor diesem Tribunal unhaltbar, und nur ein zauberischer Machtstreich Mephisto's befreit die Gefangenen. Daumernickel überwindet den Flurschützen Blauvogt, indem er, obwohl Bauer, sogar die damals neueste Ansicht von Dubois sich zu eigen gemacht hat.

Vogt hat nichts übrig, als die comödienhafte Thräne, die er im Vorwort einer seiner Streitschriften vergossen hat. Mephisto hilft sich zuletzt nur durch das bekannte Faust'sche Verschwinden, und in dem gegenseitigen Nasenzupfen von Daumernickel und Blauvogt ist die jetzige, nicht eben angenehme Situation symbolisirt, in welcher der moderne Humanismus und Materialismus in ihren beiderseitigen Beziehungen zu einander stehen.

In der siebenten Scene proclamirt Göthe den Bruch der alten Bildung mit der modernen Barbarei und deutet, ohne klares Bewußtseyn, auf das einzige Heilmittel dagegen hin.

Dies ist, wie ich weiß, der Gedankengang des Verfassers. Aber eben weil ich dies weiß, kann ich nicht verschweigen, daß der Verf. nach meiner Ansicht besser gethan hätte, den Rahmen mit mehr plastischen Gestalten zu bevölkern, welche reichlicher geeignet gewesen wäre, die Absicht handgreiflich darzustellen. Poetische, satyrische Skizzen verstehen zu jeder Zeit nur Wenige, am wenigsten die gedankenlosen Geister der Gegenwart.

Vom Predigen.

Für junge Diener des Worts.

(Fortsetzung.)

Sehr heilsam ist einem Prediger fleißige Selbstprüfung. Erwägung seines hohen, heiligen Berufs und Achthaben auf sich selbst und auf die ganze Heerde, der du ein Hirt und Vorbild seyn sollst. Genaue Bekanntschaft mit dem eignen Herzen, mit den anklebenden Fehlern und Schwächen — das hilft predigen, das lehrt andern ans Herz bringen — ohne selbst verwerflich zu werden. „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ichs meine, und siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege." So möchte jeder Prediger alle Sonnabende beten.

In solcher Selbstprüfung und Beobachtung des eignen Herzens und Lebens merke man auch sonderlich auf vorgekommene Sündenfälle, auf die Gefahren und Versuchungen, denen man erlegen. Das macht den Prediger klug.

Aber beim Beten und Flehen darfst du den Dank, das Loben und Preisen nimmer vergessen. Siehe, wie oft fühltest du schon Predigernoth, batest — und der Herr half dir mächtig, schenkte dir Gnade, freudig und zum Segen zu predigen, da du vorher sogar arm und zaghaft warst. Gott erfüllte deine Seele mit seiner Liebe und Wahrheit, daß dein Mund überging, deß das Herz voll war.

Opfere ihm Dank! Und wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes, Ps. 50, 23. Auch dazu fand man in den alten Kanzeln überall ein Kniebänkchen, dem Altar zugewandt.

Erbetete Predigten sind die besten.

Die Noth der Gemeinde muß den Prediger treiben, die Hülfe des Herrn zu suchen, der allein die Herzen lenken, seinem Worte öffnen kann. Darum hat uns der Herr die drei ersten Bitten vorgeschrieben. Erbitten müssen wirs uns, daß Gottes Wort lauter und rein unter uns, von uns gelehret werde und wir auch als die Kinder Gottes darnach leben.

Wohl ists gut, die Zeichen der Zeit und ihren Geist, den herrschenden Weltsinn, der jetzt allermeist sadduzäisch und pantheistisch, also rein gottlos ist, zu erkennen, aber nöthiger noch ists, daß der Prediger den Zustand seiner Gemeinde genau erforsche, ihre Bedürfnisse, die Noth ihrer Familien und einzelner Glieder erwäge und Gott brünstig bitte, ihm Weisheit zu schenken, recht für sie zu predigen, ihre Herzen zu gewinnen fürs Himmelreich. Solch Beten für die Gemeinde gibt Salbung der Predigt, macht sie eindringlich, bewahrt vor dem Poltern und abstoßendem Gesetztreiben. Wenn man zuvor für die armen Seelen betet, wie für sich selbst, so wird man geduldiger und wärmer. Der heilige Geist durchdringt den Prediger, hilft und lehrt die Herzen bewegen.

Es erhellt daraus, wie nöthig dem Prediger stille Betrachtung ist. Die Alten empfahlen das Sammeln seiner Gedanken vor Gott, die Einkehr des Herzens ins Gottesreich unter dem schönen Ausdrucke: sabbathismus spiritualis. Dazu war dem Geistlichen sonderlich der Sonnabend bestimmt, wo man ihn gern ungestört ließ, ihn zu besuchen sich scheute.

In unserer unruhigen, weltzerstreuten Zeit ist das anders geworden.

Jesus Christus selbst suchte in seinem Erdenwandel oftmals die stille Einsamkeit, wie Matth. 14, 23, da er das Volk von sich gelassen hatte, stieg er auf einen Berg allein, daß er betete. Und am Abend war er allein daselbst.

Im Allgemeinen fordert das Gebet des Predigers, davon oben gesprochen ist, vorgehende und nachfolgende Meditation über die Versammlung, zu der man im Namen des Herrn reden soll und über sich selbst. Aber ganz besonders ist noth die stille Betrachtung des Textes, des Stücks der heiligen Schrift, über welches man die nächste Predigt halten will.

Die gewöhnlich sogenannte Exegese bei Vorbereitung der Predigt zu treiben, ist nicht rathsam, führt leicht die Gedanken zu weit und breit, hält sehr auf. Viel wohlthuender ist es dem Prediger, ein biblisch Buch nach dem andern in amtsfreien Stunden exegetisch durchzunehmen, mit allem, ihm erreichbaren gelehrten Apparat. Das erfrischt den Geist.*) Zum

---

*) Es ist unverantwortlich, daß so viele junge Prediger, auch Candidaten nach bestandenem Examen sich jetzt, wie sie sagen, auf das Praktische werfen und die Vertiefung in Gottes Wort, das Treiben christlicher Exegese ganz versäumen. Auf der Universität soll man studiren lernen, die reichen Schätze der Kirche erkennen und dann im Leben sie benutzen. Wird das versäumt, so wird bald das Predigen matt oder einseitig, vielleicht gar schwärmerisch. Die Wiedertäufer

Predigen hilft aber die Kritik gar nichts, die verschiedene Auslegung wenig, Einfachheit, Klarheit und Wahrheit ist dringend noth, darum gilt hier besonders des sel. Bengel guter Rath: Te totum applica ad textum! Et textum totum applica ad te!

Dazu gehört vor allem kindlicher Sinn, wie der Herr gebeut: Werdet wie die Kinder, sonst könnet ihr nicht ins Himmelreich kommen, also auch niemand hineinführen. Das Meditiren über den vorliegenden Text muß also ein Vertiefen in die Schrift seyn, wie man den schönen Ausdruck neuerlich gern gebraucht. Auch das gewaltigste einzelne Wort oder Spruch muß im Zusammenhange mit der ganzen Schrift erwogen werden, das bewahrt am besten vor falscher oder einseitiger Deutung.

Das Meditiren mit der Feder in der Hand sieht gelehrter aus, als es ist. Sehr viele Gedanken sind wirklich des Aufschreibens nicht werth. Wer flugs ans Schreiben geht, scheint fertig, ehe er es ist. Forsche lieber tiefer, denke weiter, vielleicht kommen dir bessere, fruchtbarere Gedanken. Sammle daher zu jeder Predigt die Gedanken oder Aussprüche bewährter Zeugen Christi über den dir eben vorliegenden Text und sey vorsichtig bei neuen Auslegungen, prüfe alles und das Gute — die ewige Wahrheit — behalte! Eine sorgfältige Meditation führt zu dem Ziele, daß die Predigt nach ihrem Kern, Hauptinhalte, Thema und ihren Haupttheilen als ein lebendiges Ganze vor der Seele stehe, das Herz bewege, dann kann man fröhlich an die Ausführung, Ausarbeitung gehen.

Ueber die Ausarbeitung der Predigt kann eine allgemein gültige Regel niemals gegeben werden, denn Zeit und Umstände, Verhältnisse aller Art müssen ja berücksichtigt werden. Die Lagen und Anlagen der Prediger sind unendlich verschieden. *)

Predigen ist Leben. So reich und vielgestaltig das Leben ist, also auch das Predigen, darum können nur die oben angeführten Gesetze des Herrn überall gelten.

Ob die Predigten zu concipiren, memoriren, oder zu extemporiren oder zu lesen seyen, das läßt sich nimmer vorschreiben.

Je mehr Zeit uns Gott im Amte gibt, desto treuer sollen

verachten die Gelehrsamkeit und unter frommem Scheine und Gerede verwüsten sie die Kirche und sinken in irdisch Treiben, werden geistlos.

*) Ich kannte einen theuern Zeugen Christi, der hatte in der Regel nur alle 14 Tage eine Predigt zu halten, die dann aber auch gediegen und fein war. Ich selbst hatte dagegen ein Amt, wo ich in der Betwoche von Rogate bis mit Exaudi fünf verschiedene Predigten halten mußte.

wir sie zu seiner Ehre brauchen, daß sein Name durch uns geheiligt werde, was sonderlich durch die Predigt geschehen soll. Wohl soll der Geistliche, wenn er das heilige Amt antritt, schon studirt haben — zum Predigen gerüstet seyn — mit dem Schilde des Glaubens und Helm des Heils — und an Beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens. Und wenn dann sich bisweilen drängende Amtsarbeiten*) ihm wirklich keine Zeit lassen, sich pflichtmäßig und gehörig zu einer Predigt vorzubereiten, so darf er betend und glaubend sicher hoffen, daß ihm der Herr geben werde, was er reden, wie er sein Heil verkünden, Gottes Wort recht theilen soll. Aber sich auf solch augenblickliches Eingeben verlassen, pflichtmäßige Meditation und Arbeit vernachlässigen, das ist gefährlich, kann ein Versuchen Gottes werden.

Das Concipiren der Predigten ist dem Wortsinne nach unerläßlich, sie soll seyn empfangen, aufgenommen vom heiligen Geiste, das kann auch in einer Minute geschehen. Doch man versteht jetzt unter dem Concipiren das wörtliche Aufschreiben der zu haltenden Predigt. Wenn das nach innerer Bereitung und Arbeit geschieht, nicht flüchtig, noch mit Eitelkeit, so ist es sehr hoch zu schätzen und solche Arbeit ist Treue im heiligen Amte. Für den Anfänger im Predigen erscheint mir das unerläßliche Pflicht in unserer Zeit, denn die Demuth muß ihn vor versammelter Gemeinde befangen, leicht ängstlich machen, er kann da den Ausdruck, das Mittheilen seiner Gedanken und Gefühle noch nicht so in seiner Gewalt haben, leicht verlegen werden, oder in beliebten Phrasen, in gewohnten Redensarten sich gehen lassen. — Dringend bitt' ich die theuern jungen Brüder, sich der Arbeit schriftlicher Ausarbeitung ihrer ersten Hundert Predigten mit Eifer und Treue zu unterziehen, auf Besserung des Ausdrucks, auf klare kurze Satzbildung, die dem ungebildeten Zuhörer verständlich und eindringlich sey, rechten Fleiß zu verwenden, den Gott ihnen segnen wird. Mit der Zeit, durch Uebung, besonders wenn man so glücklich ist, gesalbte Predigten oft hören zu können, eignet man sich den rechten einfältigen, herzgewinnenden Styl, den Allen verständlichen Ausdruck an. Bei dem schriftlichen Ausarbeiten ist die armselige Eitelkeit, die nach hochtrabenden Worten, nach überraschenden Gedanken, nach schönen Redensarten hascht, kurz um den Beifall der Welt buhlt, als Teufelswerk zu meiden. (Schluß folgt.)

*) Andere Arbeiten müssen hintanstehen. Die neumodische Vielgeschäftigkeit, mit welcher so mancher sich anstellt, als könne er alles, mehrere wichtige Aemter zugleich verwalten, das hindert jene heilige Stille und Sammlung, die dem Prediger so noth thut.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 13. Februar. № 13.

Vom Eide.

Zweiter Artikel. Verfall des Eides.

Die wiedertäuferischen Lehren, welche noch in der Mitte des 17ten Jahrhunderts fortwucherten, und zunehmende Sittenlosigkeit hatten vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Scheu vor der Heiligkeit des Eides bedeutend beeinträchtigt. „Sonst standen einem, wenn man schwören sollte," — sagt ein damaliger Schriftsteller, — „die Haare zu Berge; jetzt aber haben die Leute so weite Gewissen, daß man mit einem Heuwagen darin umwenden kann." Dazu kam die sich ausbreitende Lehre der Socinianer, welche von ihrem, die Gottheit Christi, die Trinität, die Erbsünde ꝛc. läugnenden Prinzipe aus die Zulässigkeit des Eides bestreiten mußten. Dazwischen fehlte es nicht an Schriftstellern und namentlich Juristen, welche jenen sektirerischen Lehren gegenüber die kirchliche Lehre vertheidigten. Selbst Männer, wie Hugo Grotius, Thomasius, Samuel Pufendorf und Samuel Stryck kämpften für die Zulässigkeit des Eides, wennschon sie dieselbe nicht sowohl aus religiösen, als vielmehr aus naturrechtlichen Vorstellungen zu begründen suchten. Indem sie nämlich die Kirche entweder, wie die beiden ersten, geradezu als eine Staatseinrichtung oder, wie die beiden andern, als eine Gesellschaft im Staate auffaßten, hoben sie vorzugsweise den Gesichtspunkt der Nothwendigkeit des Eides in specieller Beziehung auf die Obrigkeit hervor. Dagegen verlangte bereits der jüngere Stryk Berücksichtigung derer, welche aus Gewissensbedenken jede Eidesleistung verweigern zu müssen glauben und damit klingt bereits jene subjektivische pietistische Richtung an, welche statt der göttlichen objectiven Ordnungen die eigne innere Erfahrung zur alleinigen Norm des Handelns zu machen geneigt ist. Doch soll hiermit nicht die Behauptung Bayers, daß die Pietisten den Eid gewöhnlich für unzulässig erklären, unbedingt wiederholt werden, da z. B. Spener selbst die Zulässigkeit des Eides stets nachdrücklich vertheidigt hat. Im Uebrigen gingen die Schriftsteller des siebzehnten und des vorigen Jahrhunderts bis zu den achtziger Jahren, in wesentlicher Uebereinstimmung mit der Lehre der Kirche davon aus, daß der Eid in seiner Entstehung auf den Fall des Menschengeschlechts zurückweise und insofern ein nothwendiges Uebel sey, daß aber Gott dadurch ebenso wohl zum Zeugen der Wahrheit, wie auch als Rächer der Lüge angerufen werde. Hierher gehören namentlich auch J. H. Böhmer, Chr. Wolff, Ludwig Böhmer u. A.

Mit den achtziger Jahren trat ein Wendepunkt ein. Es war nunmehr die Zeit gekommen, in der sich auf allen Gebieten des Lebens der menschliche Egoismus gegenüber den göttlichen, geschichtlich gewordenen Institutionen geltend zu machen begann. In der Kirche, in der Theologie griff ein platter Rationalismus um sich, die altväterische Frömmigkeit wich einem seichten Humanismus und, wenn es hoch kam, sittlicher Ehrbarkeit. Auf dem Gebiete des von seiner christlichen Grundlage losgelösten Staates stellte man der Autorität und den an diese sich anlehnenden organischen Gliederungen die angebornen Rechte der Einzelnen, die Majoritäten, entgegen; auf den Gebieten des socialen Lebens der Zünfte — die Forderung der Gewerbefreiheit; die Beschränkungen des Eigenthums, in denen die socialen Gliederungen wurzelten, fielen einer abstrakten Freiheit des Eigenthums zum Opfer. — Beides zog eine völlige Auflösung der bisherigen socialen Zustände nach sich. Der Charakter der Ehe, als einer höheren göttlichen Ordnung, gerieth in Vergessenheit, sie schrumpfte zu einem elenden Vertrags-Verhältniß zusammen, dessen Lösung in die Willkür des Einzelnen gestellt ward. Sie wurde für lösbar, oder vielmehr für brechbar erklärt, der Ehebund wurde mit schwächlicher Sentimentalität beschönigt, wo nicht gar — gegenüber den veralteten und beschränkten Begriffen von ehelicher Treue — gefeiert.

In solchem Ruin der Kirche, des Staates, der socialen Ordnungen, der Familie — wie konnte da der Eid bestehn!

„Seinen Eid brechen" — sagt ein damaliger Schriftsteller — „will nicht viel sagen und wird diese Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal; aber daher kommt es, daß sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt. In der That bedeutet es auch nicht mehr, als die Ehe brechen und um deswillen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten, soviel als ein Mann, der zu leben weiß. Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden, denn unsre Deutschen werden alle Tage witziger und in Kurzem werden wir es den Franzosen beinahe gleich thun."

Die Farben sind hier wohl etwas stark aufgetragen; so viel aber steht fest, daß der Eid in dem Bewußtsein des Volks allmälig seine religiöse Grundlage verlor. Philosophen, Theologen und Juristen — und unter den ersteren nahm auch in

dieser Beziehung Kant eine hervorragende Stelle ein — wirkten einhellig darauf hin, sie zu untergraben. Der Eid Gottes galt Vielen nur noch als „eine morgenländische Einkleidung der Geschichte," die Eigenschaft Gottes als „Zeuge und Rächer," als „bildlicher oder mißverständlich gebrauchter Ausdruck." Der Bedeutung des wirklich existirenden, persönlichen, gerechten, heiligen und allmächtigen Gottes wurde die subjektive Idee, die Jeder sich von Gott machte, oder das höchste Ideal des Guten substituirt. Der Eid enthielt nichts weiter, als die Versicherung, daß der Schwörende sich der höchsten Motive zur Wahrheit bewußt sey; der religiöse Gehalt aber wurde auf Aberglauben und Gewissenszwang zurückgeführt.

Gesetzlichen Ausdruck fanden diese elenden Ideen in der von der französischen Kriminalprozeß-Ordnung (Art. 348.) adoptirten Eidesformel: „Auf meine Ehre und mein Gewissen vor Gott und den Menschen." Leider ist diese Formel auch in unser Preußisches Recht (durch die Verordnungen vom 3. Januar 1849 §. 112. und vom 3. Mai 1852 Art. 96.) für die eidliche Bezeugung des Wahrspruchs der Geschworenen eingeführt worden.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Entwicklung, welche die Lehre von dem Eide seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit genommen hat, so nehmen wir auch auf diesem Gebiete ebenso wie auf anderen Gebieten der Kirche und des Staates eine allmälig eintretende Reaktion wahr. Von Reinhard, Ammon, Matthäi an bis auf de Wette, Olshausen, Nitzsch und andre Theologen der Neuzeit finden wir eine ganze Reihe theologischer Schriftsteller, welche die kirchliche Lehre vom Eide in immer bestimmterer Weise zur Anerkennung zu bringen suchen. Und ihnen zur Seite sehen wir in gleichem Streben begriffen schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts (Malblank) eine große Zahl Juristen, als Claproth, Bayer, Eichhorn und Andere. Ueberhaupt hebt der Verfasser als eine nicht zu läugnende Thatsache hervor, daß während von Theologen und Philosophen innerhalb der Evangelischen Kirche in dieser Periode nach den verschiedensten Richtungen hin die Heiligkeit des Eides untergraben wurde, von Seiten der Juristen in bei weitem höheren Grade an den positiven Normen festgehalten wurde.

Aber allen diesen Bestrebungen gegenüber läßt sich dennoch die Thatsache nicht in Abrede stellen, daß jene seichte rationalistische Auffassung vom Eide im Bewußtsein des Volkes noch fest wurzelt und nach unten hin wohl gar im Fortschritt begriffen ist, während in den oberen Schichten die Finsterniß bereits im Kampf mit dem Licht begriffen ist. Jene seichte Auffassung hat sogar vor nicht allzulanger Zeit einen neuen Verfechter in Leue gefunden. Seine Schrift von der Natur des Eides (Aachen und Leipzig 1833) ist um deshalb von Wichtigkeit. Ihr zufolge ist der Eid die Betheuerung der Wahrheit mittelst einer gesetzlichen Formel, welche die höchsten menschlichen Motive zur Wahrheit enthält. Diese Motive sind nach seiner Meinung lediglich aus der menschlichen Vernunft und

dem Gewissen zu entnehmen, weil allein diese allgemein gültig seyen. Von den religiösen Begriffen Gott und Unsterblichkeit ꝛc. ist dies nach seiner Ansicht dagegen nicht anzunehmen, vielmehr erklärt er „die in der Eidesformel der Protestanten, wonach Gott zum Zeugen und Rächer der Unwahrheit angerufen wird, liegenden Vorstellungen" „für baaren Unsinn," und erachtet es „für die größte Ungereimtheit, „von klingenden aber nichtssagenden Worten Eindruck auf das Gemüth zu erwarten." Dem entsprechend erklärt er es dem allgemeinen Streben nach Aufklärung und dem allgemein herrschenden Skepticismus und Indifferentismus für ein Bedürfniß, die religiösen Eidesformeln abzuschaffen und denselben andere zu substituiren. Für die einfachste und würdigste, dem Wesen des Eides und der Natur des Menschen am meisten entsprechende erachtet er alsdann die bereits oben erwähnte, im Französischen Recht adoptirte: „auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen."

Dies möge genügen, um die von Leue angenommenen in weitern Kreisern verbreiteten Prinzipien zu bezeichnen, zufolge deren man zur gänzlichen Verwerfung des religiösen Eides und Substituirung durch den moralischen Eid mit derselben Folgerichtigkeit gelangt, mit welcher die Antastung der religiösen Grundlage der Ehe mit Nothwendigkeit zur Einführung der bürgerlichen Ehe drängt.

Der Verfasser bezeichnet es mit Recht als ein besonderes Verdienst der Leue'schen Schrift, daß dadurch schon im Jahre 1837 die Schrift von Göschel (der Eid, nach seinem Prinzip, Begriff und Gebrauch, Berlin 1837) veranlaßt wurde. Es ist die besondere Aufgabe dieser Schrift, das göttliche Wort als die allein wahre Grundlage des Eides, den religiösen Eid also als den allein zuversichtliches Vertrauen gewährenden Eid nachzuweisen. Diese Erkenntniß zur allgemeinerern Geltung zu bringen, dazu hat diese Schrift unzweifelhaft reichlich beigetragen.

Vom Predigen.

Für junge Diener des Worts..

(Schluß.)

Dagegen laß dir vor der Seele stehen, was geschrieben steht: Gal. 1, 10. Predige ich denn jetzt Menschen oder Gott zum Dienst? Oder gedenke ich Menschen gefällig zu seyn? Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht.

Fremde Predigten — auch nur stückweise — abschreiben, fremde Sätze ins eigne Machwerk einflechten, heißt sich mit fremden Federn schmücken, dessen soll sich jeder billig schämen. Ganz etwas anderes ist es, sich nach guten Meistern, alten und neuen, bilden, ihre Gedanken, ihre Anwendung des Wortes Gottes, ihren Sinn in sich aufnehmen. Das andächtige Lesen guter Predigten ist auch dem ältesten Prediger schier unabweis-

liches Bedürfniß, und es ist ein gar bedenkliches Zeichen, wenn einer keine Predigt lesen mag. Ein redlicher Prediger ist ein williger und dankbarer Zuhörer eines jeden rechtschaffenen Predigers, und da er oft andere zu hören verhindert ist, so läßt er sich gern durchs geschriebene Wort predigen und erbauen.

Dem Aufschreiben folgt das Memoriren, das nur im Anfange, nur wie zum Schutze gegen Befangenheit, die einzelnen Worte aufnehmen muß, bald nur die Gedanken und ihre Reihenfolge. Aber gleich vom Anfange muß jeder Prediger seine Gedächtnißkraft nicht auf seine Worte, sondern auf die zu verkündende Wahrheit und ihre Darstellung richten. Die Gedächtnißkraft wird durch Uebung bald gestärkt. Mancher Prediger braucht sein Concept kaum einmal ruhig durchzulesen, um die Predigt wortgetreu wieder zu geben. Das von jedem zu verlangen wäre thöricht. Man lerne lieber seine Predigt inwendig, als auswendig. Sobald man der Predigt es abfühlt, daß sie auswendig gelernt ist, so läßt sie die Herzen kalt, macht weniger Eindruck. Abschreiben und dem Gedächtnisse fest einprägen soll man sich hauptsächlich die unwandelbaren Worte der heiligen Schrift, den göttlichen Ausdruck der Wahrheit.

Das Vorlesen der Predigt ist nicht Sache des Predigers, sondern des Küsters, als Vertreters des Pastors im s. g. Lesegottesdienste, den man immer als eine Aushülfe in Nothfällen ansieht.

Gelesene Predigten müssen viel gediegener seyn, als frei gehaltene. Daher sollte bei allen Kirchenvisitationen genaue Prüfung angestellt werden der vorhandenen Predigtbücher zu den Lesegottesdiensten der Landgemeinden. Es ist erschrecklich, was für erbärmliche und falsch lehrende Predigtbücher sich in den Kircheninventarien befinden, von den Behörden darin gelassen und noch ungehindert gebraucht werden. Unter den neueren ist wohl die beste die Kirchenpostille von Heubner, aus welcher die Leute gar gern vorlesen hören und sie sich kaufen möchten, wenn nicht der Preis zu hoch wäre. Es ist bekannt, wie in der anglikanischen Kirche das Vorlesen ihrer selbstgeschriebenen Predigten von den Predigern allgemeine Sitte war und allermeist noch ist. Aber daß auch dort etwas Leichengeruch dabei war, lehrt die Erfahrung und der große Beifall, mit dem die freien Predigten der Methodisten und anderer aufgenommen wurden.

Wir aber sind keine Engländer, wollens auch nicht werden. Dem Deutschen ists unerträglich, wenn seine berufenen Prediger bloß vorlesen, nur Lectoren seyn wollen. Ist die vorgelesene Predigt nicht ausgezeichnet, so erscheint es eigentlich unverschämt, daß einer sein schlechtes Machwerk vorliest, da wir ja einen reichen Schatz gedruckter Predigten haben, die mehr zur Erbauung dienen könnten.

Nur außerordentliche Fälle und Umstände können das Lesen entschuldigen, dann wirds auch die Gemeinde willig ertragen. Am widerlichsten ist der Eindruck eines Predigers, der sein Ablesen versteckt und auf der Kanzel sich also verstellt.

Es ist dringend zu rathen, daß der junge Prediger gleich im Anfange muthig das Concept von der Kanzel weglasse.

Das Extemporiren der Predigten ist der freie, nicht vorher dem Gedächtniß eingeprägte Ausdruck des vorzutragenden Gottesworts, freie Rede. Sie kann entweder in sorgfältiger Meditation vorbereitet, oder ganz unvorbereitet seyn.

Allerdings hat der Prediger darum auf der Universität und nachher studirt, daß er stets vorbereitet sei, Gottes Wort auszulegen und zu verkündigen, den Weg Gottes recht zu lehren, und in Fällen der Noth, bei unvorhergesehenen Gelegenheiten wird ein redlicher Zeuge Christi wacker predigen auch ohne eigentliche Vorbereitung. Er soll allezeit fertig und bereit seyn, des Herrn Wort zu treiben. Er wird und muß in solchen Fällen desto brünstiger beten und trauen auf des heiligen Geistes Beistand. Aber solch eigentliches Extemporiren zu einer Gewohnheit machen, ist gefährlich und verwerflich, fast immer führt es zu einer ermüdenden Wiederholung früher aufgenommener Gedanken und Darstellungen.

Große Geister machen davon eine Ausnahme, sind aber selten; sich dafür halten, macht lächerlich.

Nach sorgfältiger Ueberlegung und einem ernsten Durchdenken der zu haltenden Predigt ist die freie Rede sichrer und würdig. Der rechte Ausdruck, das treffende Wort, wird dem schon geübteren Prediger nicht fehlen, der im Glauben des Sohnes Gottes lebt, das Manna (Joh. 6.) täglich sammelt. Manche Kanzelredner (so sollte man keinen Geistlichen nennen), die mehr ihre Ehre suchen beim Predigen, als die Ehre des Herrn, verwerfen alles Extemporiren. Es paßt freilich nicht für Alle, wohl aber für solche, auf welche das Wort Anwendung findet: „Wessen das Herz aber voll ist, deß gehet der Mund über."

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle." Dieses Wort ist ein goldenes, sonderlich für uns Prediger, soll immerdar uns demüthigen, warnen und ermuntern, treiben zu dem brünstigen Gebete um den Beistand Gottes, des heiligen Geistes, daß er unser Herz erfülle mit Liebe im Glauben, mit Gnade und Wahrheit, daß er Christum in uns verkläre, auf daß wir seine treuen Zeugen werden und bleiben.

Gusow. Baltzer sen.

Nachrichten.

Stettin.

Da der bisherige Vorsteher des Rettungshauses und der Brüderanstalt in Züllchow bei Stettin den Ruf in ein Pfarramt angenommen hat, so wird ein Nachfolger für denselben gesucht, und zwar ein Theolog oder auch ein Philolog, nur daß er an sich selbst rettende Gnade erfahren, Lust und Gabe zur Erziehung besitze und im Stande

sei, die Ordnung eines umfassenden Hauswesens und einer kleinen Acker- und Gartenwirthschaft sachkundig zu übernehmen. Das Rettungshaus enthält 60 Kinder in abgetheilten Familien, die Brüderanstalt 12—16 Zöglinge. Das Gehalt kann neben freier Wohnung und Feuerung und einigen anderen Emolumenten unter Umständen bis zum Betrage von 600 Thalern gewährt werden.

Geistliche, Lehrer oder ältere Kandidaten, welche zur Uebernahme dieses Amtes Neigung haben, wollen sich mit Zeugnissen oder Empfehlungen bis zum 1. März d. J. bei dem unterzeichneten Vorsitzenden melden.

Stettin, im Januar 1858.

Die vereinigten Vorstände des Pommerschen Haupt-Vereins für innere Mission und des Vereins zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder im Regierungs-Bezirk Stettin.

Hoffmann, Konsistorialrath.

Oesterreich.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

So eben kommt mir Nr. 45. 1857 der Darmstädter A. K. Z. zu Gesicht. Herr Pastor Czerwenka in Arriach in Kärnthen schreibt darin gegen Ihre Ev. K. Z. und besonders gegen einen Bericht aus Oesterreich über die dortigen Zustände der Evangelischen Kirche. Er glaubt die Ehre seines Hauses vertheidigen zu müssen, und zieht daher mit großer Heftigkeit dagegen los.

Wer auch immer der unbekannte Referent des Aufsatzes der Ev. K. Z. gewesen sein mag, so können Sie gegen die Invectiven des Herrn Czerwenka ganz gleichgültig sein. Ich habe das Referat in der Ev. K. Z. nicht gelesen. Ich kenne daher den von Herrn Cz. als Lügengewebe bezeichneten Aufsatz nur nach den Auszügen, welche Herr Cz. in seiner Wiederlegung giebt. Angesichts des Gerichtes Gottes aber und am Rande des Grabes kann ich dem ungenannten Referenten in Ihrer Zeitung nur das Zeugniß der unparteiischen Wahrhaftigkeit geben. So leid es mir ist, so muß ich sagen: hat der Anonymus nichts Schlimmeres berichtet, als Hr. Cz. anführt, so hat er Wahrheit berichtet. Hr. Cz. möge sich durch seinen Eifer nicht hinreißen lassen, Wahrheit zu lästern, auch wenn sie bitter ist.

So hat Hr. P. in W. nicht am Charfreitage, aber am Palmsonntage 1841 auf der Wiener Kanzel die sentimentale Predigt, in welcher Jesus Christus als patriotischer Demagog dargestellt und die Bibel für antiquirt erklärt wird, wirklich gehalten!

Die Namen, welche er gegen den anonymen Ref. anführt, bestätigen leider das gefällte Urtheil nur zu sehr! Wenn Hr. Cz. Jesum Christum treu und wahr predigt, so kann es nur erfreulich seyn, und der Herr segne ihn, das Seine zur Besserung des Evangelischen Lehr- und Predigerstandes beizutragen. Was aber schwarz ist, wird er nicht weiß waschen!

Aus der Altmark.

Es ist ein kleines Ländchen, aus dem ich erzählen will. In der Schule wird's kaum erwähnt, wenn die Provinz Sachsen geographisch besprochen wird. Höchstens daß zwei Städte genannt werden, Stendal und Salzwedel, und dabei das Land, in dem sie liegen: das Land um der Städte willen, nicht die Städte um des Landes willen. Man muß sich schon in späteren Jahren dafür interessiren, um zu erfahren, daß es 76 Quadratmeilen umfasset, mit der Wische und der Stadt Werben, mit der altmärkischen Schweiz, einer Höhengruppe bei Gardelegen, mit dem unheimlichen Drömling, wo so viel Erlen stehen, Röhricht, Sumpf und Schilf an der braunschweigischen und hannöverschen Grenze, mit der großen Standwassermasse beim Städtchen Arendsee, mit dem Hans-Jochen-Winkel an den Ufern der Jentze und Dämme, wo die Leute zu Ehren eines früheren Regenten alle Hans Joachim heißen und an den blutaussaugenden Vampyr glauben. Der Winkel ist besonders verachtet weit und breit und da gerade oder doch in dichtester Nähe bin ich Pastor und habe mir eben aufgezeichnet für die Pfarrchronik, was ich gutes in der Parochie vorgefunden, damit mal nach vielen vielen Jahren ein Anderer, wenn er unter den vergilbten Papieren stöbert und dies findet, vergleichen kann, ob's besser oder schlechter geworden ist und sich freue oder betrübe. Und nun habe ich es noch einmal abgeschrieben für die jetzt lebenden Brüder, ob sie vergleichen wollten, ob's bei ihnen besser oder schlechter oder eben so ist, ob sie's freut oder betrübt oder gleichgültig lässet. Und so jung noch im Amte hier erzähle ich schon, weil mir, dem früheren Stadtbewohner, die große Frömmigkeit der hiesigen Landbewohner noch etwas Neues ist, deren ich noch nicht gewohnt geworden bin, daß ich mich stillschweigend ihrer freute, als sich von selbst verstehend auf dem Lande oder doch hier.

Es haben auch wohl schon Andere gesagt, das Wort Gottes gilt noch etwas auf dem Lande. Die Kirchenstühle sind immer besetzt und um den Tisch des Herrn ist ein Gedränge. In Bibel, Gesangbüchern, Erbauungsschriften wird wirklich noch zu Hause und viel gelesen; nicht daß sie Hofacker, Scriver und Stark rasch zum Schein vornähmen, wenn gerade der Pastor kommt. Ja, das Wort Gottes gilt etwas. Und darum wird's nicht bloß an den Sonntagen verkündigt und gehört, sondern wie wohl so leicht in keiner anderen protestantischen Gegend an vielen Alltagen zu allen Zeiten des Jahres. Da sind drei Hagelfeierpredigten in Einem Dorfe drei Donnerstage hintereinander. Da sind Michaelispredigten, Marienpredigten und andere Alltagsfesttage, deren Namen noch Ursprung die ältesten Leute sich nicht erinnern und wovon auch nichts in der Pfarrchronik steht, außer daß sie schon vor Jahrhunderten dagewesen sind. Und wehe dem, der an ihnen auf dem Felde arbeiten wollte, die Bauern kämen mit Stöcken und prügelten ihn nach Hause. Ist das Aber- und Gewohnheitsglaube, nun so sey er gepriesen und der Herr gebeten, daß er ihn erhalte, der Herr, welcher gesagt hat: „Wahrlich, ich sage euch, es sey denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen."

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 17. Februar. № 14.

Wilhelm Bedell, Bischof von Kilmore in Irland.

Wenn wir es unternehmen, das Leben eines Bischofes der Anglikanischen Kirche zu zeichnen, so dürfen wir wohl nicht fürchten, daß man uns auf die Verfassung gerichtete Hintergedanken zuschreibt. Die Ev. K. Z. schwärmt nicht für Verfassungsformen, sie eifert für die Treue in dem Berufe unter den geschichtlichen und rechtlichen Verhältnissen, in die uns der Herr der Kirche hineingestellt hat, ihr wahrhaftiges Oberhaupt, das in ihren Anfängen sichtbar gewesen ist und es am Ende wiederum seyn wird, und das auch in der Zwischenzeit ihr so innig nahe ist, daß er wo nur zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen sich mitten unter ihnen befindet. Wir idealisiren diese Verhältnisse nicht, wir umgeben sie nicht mit einem falschen Schimmer, wir erklären sie nicht für unveränderlich, wir schieben keinen Riegel vor, wenn Gott sie ändern will, aber wir eilen auch Gott nicht vor, und bis Er einen deutlichen Ruf ergehen läßt, achten wir den bestehenden Zustand als seine Ordnung, als unter das vierte seiner Gebote gestellt, und sind nur darauf bedacht, daß das Gute geschafft werde, was unter den bestehenden Verhältnissen geschafft werden kann.

Unsere Absicht ist zunächst darauf gerichtet, denjenigen, welche mit dem Regimente der Kirche betraut sind, ein Vorbild hinzustellen, an dem sich ihr Eifer entzünden kann. Die Uebertragung auf unsere Verhältnisse liegt um so weniger fern, je näher sich die Stellung unserer Generalsuperintendenten und Superintendenten mit der der Bischöfe berührt. Ist doch schon der Name der Superintendenten aus dem der Bischöfe entstanden. Augustinus hat das Griechische Episkopos durch Superintendens übersetzt. Ist in der Gegenwart das Amt der Superintendenten sehr herabgedrückt, so liegt das nicht in dem Wesen der Consistorialverfassung. Es ist vielmehr Entartung. Die imponirende Stellung, welche in dieser ursprünglich die Superintendenten einnahmen, besteht zum Theil noch in dem Königreich Sachsen fort. Es ist uns keinem Zweifel unterworfen, daß die Herstellung dieser ursprünglichen Stellung in dem Interesse der Kirche liegt. Es ist ein schlimmer Schade, daß zwischen dem Amte eines Generalsuperintendenten, der z. B. in der Provinz Sachsen über 1600 Geistliche gesetzt ist, und dem eines Superintendenten eine so weite Kluft besteht. Der Kreis der Generalsuperintendenten ist viel zu groß, der der Superintendenten zu klein, ihr Stuhl zu niedrig, ihre Auctorität und Befugniß zu gering. Die Folge ist, daß unzählige Geistliche aus Mangel an väterlicher Zucht und Leitung verkommen. Das kann aber nicht auf dem Wege der Verordnung geändert werden. Der natürliche Weg der Abhülfe ist der, daß zuerst in die Superintendenten der rechte Amtseifer kommt, daß sie durch vollständige Ausfüllung des Berufes innerhalb der ihm gesteckten Gränzen ihre Erwählung festmachen und die Ertheilung weiterer Befugnisse vorbereiten, nach dem Vorbilde des Pinehas, des Sohnes Eleazars, von dem es bei Sirach heißt: „Er eiferte in Gottesfurcht. Und da das Volk abfiel, stand er treulich, fest und keck, und versöhnete Israel. Darum ward ihm gegeben der Bund des Friedens, daß er dem Heiligthum und dem Volke vorstehen, und er und sein Same die priesterliche Würde ewiglich haben sollte.“ Was könnten die Superintendenten nicht jetzt schon ausrichten, wenn sie ganz von dem Geiste der Kirche durchdrungen wären! Wie leicht würde es ihnen z. B. werden, die Anstellung unwürdiger Geistlichen in ihren Diöcesen zu verhindern, die Einsetzung würdiger zu befördern, wenn sie mit ihrer ganzen Existenz dafür einträten. Die Consistorien würden gewiß nach und nach die Gränzen eines solchen Superintendenten in allen den Fällen respectiren lernen, wo es bloß gilt zu versorgen, oder wo angestellt werden soll, ohne daß man den Anzustellenden genügend kennt, was leider, leider! noch immer in den meisten Fällen gilt. Denn die Quellen der Kenntniß, die den Consistorien zu Gebote stehen, sind ziemlich dürftig. Sie würden nur dann reichlich fließen, wenn die Superintendenten wären, wie sie seyn sollten, und wenn in Folge dessen kein Geistlicher berufen würde, dessen Anstellung sie nicht auf das Gewissen nähmen und vor Gott und Menschen vertreten zu wollen erklärten. Wie wenig es in dem bisherigen Wege fortgeht, das zeigt schon ein Blick auf die immer zahlreicher werdenden Amtsentsetzungen und Emeritirungen, deren in einem einzigen Consistorialbezirke in einem der letzten Jahre über 20 vorgekommen sind! Sie sind auf der einen Seite ein schönes Zeugniß für den immer mehr wachsenden Eifer für das Haus des Herrn in den Consistorien, auf der andern Seite aber auch weisen sie darauf hin, daß es mit der Anstellung und Ueberwachung nicht ernst genug genommen wird. Die große Mehrzahl sind solche, die nie hätten ins Amt kommen sollen. Doch nicht bloß bei der Anstellung der Geistlichen, auch in der Einwirkung auf sie kann unter den bestehenden Verhältnissen un-

endlich mehr geschehen als wirklich geschieht, um so mehr, da die Consistorien nach ihrer jetzigen Besetzung hier gewiß demjenigen Eifer, der nicht die eigne Ehre, sondern nur die des Herrn und der Kirche, die er mit seinem Blute erkauft, sucht, in jeder Weise entgegenkommen würden. Die Geistlichen, welche neu ins Amt kommen, haben in der Regel ein Verlangen nach Auctorität und väterlicher Berathung. Wenn der Superintendent auf sie vorwiegend sein Augenmerk richtete, so würde nach und nach sich ganz von selbst für ihn eine bischöfliche Stellung herausbilden, er würde nicht den Titel, aber doch die Würde eines „ehrwürdigen Vaters in Gott" erhalten. — Doch unser Augenmerk ist in der folgenden Darstellung nicht bloß auf die geistlichen Oberen gerichtet. Das Leben eines wahrhaftigen Christen ist für alle Gläubige erwecklich und förderlich, so groß auch der Unterschied in Bezug auf die äußere Lebensstellung seyn mag.

Unsere Darstellung ruht auf der Biographie Bedells, welche der schon aus Macaulay bekannte Englische Bischof Burnet, der Verfasser der Geschichte der Reformation in England, und der „Geschichte seiner eignen Zeit", in einem besonderen Werke herausgegeben hat. Die Materialien dazu hatte ihm nach der Vorrede „der gelehrte Theologe M. Clogy, Pfarrer von Cavan, geliefert, welcher durch langen Aufenthalt bei dem Bischofe alle Gelegenheit gehabt hatte, ihn genau kennen zu lernen."

Bedell wurde geboren im J. 1570 zu Black Notley in der Provinz Essex, aus einer alten und angesehenen Familie. Nachdem er seine Studien in Cambridge vollendet hatte, wurde er Pastor zu Edmondbury in der Provinz Suffolk. Er führte sein Amt mit Eifer und Erfolg, und man pflegte in Bezug auf seine Predigten zu sagen, durch seine Behandlung würden die schwierigsten Stellen der Schrift leicht verständlich, dagegen durch die seines Collegen die klarsten dunkel. Er war noch nicht lange im Amte, als ihm Gelegenheit gegeben wurde, seinen unbeugsamen Muth und seine rücksichtslose christliche Freimüthigkeit zu bewähren. Der Bischof von Norwich stellte in der Versammlung seines Clerus Satzungen auf, welche allgemein gemißbilligt wurden, obgleich Niemand es wagte, offen dagegen aufzutreten. Nur B. unternahm dies und führte es mit so viel Kraft, Besonnenheit und Weisheit aus, daß man Vieles von diesen Artikeln fallen ließ. Seine Collegen gesellten sich beim Ausgang zu ihm, um ihn zu loben und ihm für seinen Eifer zu danken. Aber er nahm sich dessen nicht an und bezeugte ihnen, wenn er sich so exponirt habe, so habe er es nicht gethan, um ihren Weihrauch zu verdienen oder um persönliches Lob davon zu tragen.

B.'s Ruf breitete sich bald so aus, daß er, als der König beschloß, in der Person Woltons einen Gesandten nach Venedig zu schicken, in der Zeit des über diese Stadt verhängten Päpstlichen Interdictes, zum Caplan der Gesandtschaft und zum theologischen Beistande derselben in diesen schwierigen und zarten Verhältnissen ernannt wurde. Veranlassung des Zerwürfnisses der Republik Venedig mit dem Papste war durch einige Gesetze des Senates gegen übermäßige und erpreßte Schenkungen an die frommen Stiftungen und durch die Verhaftung zweier Mönche von ärgerlichem Lebenswandel gegeben worden, worin der Papst eine Verletzung der kirchlichen Gerichtsbarkeit erkannte. Er schritt in dem Gebrauch seiner geistlichen Waffen bis zu dem Aeußersten, dem Banne. Aber er richtete damit nichts aus. Venedig blieb einmüthig. Nur die Jesuiten, Theatiner und Capuciner erkannten den Bann an und diese wurden Landes verwiesen. Von dem Schwerte des Wortes wandte sich nun der Papst zu dem leiblichen Schwerte, und zwar auf den Rath, den der Cardinal Baronius ihm vor versammeltem Consistorium ertheilte.*) St. Peter habe zwei Befehle erhalten, sprach dieser, den einen: weide meine Schafe, den anderen: stehe auf und schlachte (Apgsch. 10, 12). Den ersten habe seine Heiligkeit vergebens betreten, mit Ermahnungen und Censuren, es bleibe jetzt nur übrig, den zweiten einzuschlagen. Der Papst erklärte der Republik Venedig den Krieg, in der Hoffnung, daß Spanien ihm beistehen und die schöne Gelegenheit, seine Eroberungen über das reiche und stolze Venedig auszudehnen, nicht vorübergehen lassen werde. Da aber diese Hoffnung ihn täuschte und da die Republik standhaft und einmüthig blieb, so ließ er sich zu einem Abkommen herbei. Der Senat gab die gefangenen Mönche frei, doch ohne sich irgend seines Rechtes zu begeben, ohne jede Entschuldigung, ohne die Absolution nachzusuchen. Durch dies Abkommen wurde der eigentliche Zweck der Gesandtschaft, welche eine nähere Verbindung zwischen England und dem der Gemeinschaft mit Rom entsagenden Venedig vermitteln sollte, vereitelt. Während der Dauer des Streites stand B. in naher Verbindung mit dem Pater Paolo Sarpi, dem berühmten Verfasser der Geschichte des Tridentinischen Concils, welcher der Theologe der Republik und die Seele ihrer Opposition gegen die Anmaßungen Roms war. Sarpi schloß sich dem jungen Anglicanischen Geistlichen mit unbedingtem Vertrauen an und erklärte, daß er in allen Theilen der Theologie von Niemandem mehr gelernt habe, als von ihm. Bedell übersetzte die Liturgie der Anglicanischen Kirche ins Italienische und diese gefiel in solchem Grade den sieben Theologen, welche von dem Senate beauftragt waren, gegen die Auctorität des Papstes zu predigen und zu schreiben, daß sie beschlossen, sie zum Muster zu nehmen, wenn der Zwiespalt zwischen den beiden Mächten das von ihnen erwartete Ende gewinnen sollte. Als der P. Paul durch die Meuchelmörder verwundet worden war, welche der Römische Hof gegen ihn ausgesandt hatte, gab der Senat, der ihn als ein edles Kleinod der Stadt betrachtete, ihm eine Wache bei, die den Zugang zu ihm sehr erschwerte. B. aber ging ungehindert aus und ein. In mehreren Unterredungen, die sie über die Religion hatten, bemerkte er, daß der P. Paul das N. T. mit der größten Genauigkeit gelesen und es fast von Wort zu Wort mit Anmerkungen versehen hatte. Wenn ihm aber B.

*) Das Votum des Baronius findet sich vollständig hinter der Paraenesis Baronii ad Rempl. Ven., Augsb. 1606 S. 82.

Aufschluß gab über diese oder jene Stelle, die er noch nicht verstanden hatte, so nahm er solche Mittheilungen mit einer jubelnden Freude entgegen, welche zeigte, daß ihm die göttliche Wahrheit über alle Schätze auf Erden ging.

Während B. sich in Venedig aufhielt, kam der bekannte Antonio de Dominis, Erzbischof von Spalatro, dorthin, und nachdem er ihn näher kennen gelernt hatte, theilte er ihm sein Geheimniß mit und bat ihn, die von ihm verfaßten zehn Bücher über die Kirche zu prüfen, die er später in London drucken ließ. B. verbesserte darin viele falsche Anwendungen von Schriftstellen und viele Citate aus den Kirchenvätern. Denn der Prälat war des Griechischen ganz unkundig. De Dominis wurde mit B. sehr vertraut und pflegte zu sagen, daß er ohne ihn nichts thun könne.

Der Bruch zwischen dem Papste und der Republik ging so weit, daß man eine völlige Trennung nicht bloß von dem Römischen Hofe, sondern auch von der Römischen Kirche erwartete. Der P. Paul und die sieben Theologen betrieben die Sache mit ebenso viel Klugheit als Eifer. Jakob I. von England gab seinem Gesandten Befehl, der Republik jede Art von Beistand anzubieten und ihr den Papst als den vorzüglichsten Urheber aller Uebel der Christenheit darzustellen. Der Senat nahm diese Eröffnungen günstig auf. Auf den Einwand des päpstlichen Nuntius, daß König Jakob als Ketzer sich nicht in ihren Streit mischen dürfe, erwiederte der Doge, Seine Brittische Majestät glaube an Jesum Christum und er wisse nicht, auf wen Andere ihren Glauben gründen. Einige Zeit nachher aber trat die Verständigung zwischen Venedig und dem Papste ein und machte den Verhandlungen ein Ende. Der Senat erklärte dem Gesandten, er danke dem König seinem Herrn für seine guten Absichten, er habe sich mit dem Papste ausgesöhnt und sich verpflichtet, keine Veränderung in der Religion zu dulden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus der Altmark.

(Schluß.)

Und weil das Wort Gottes gilt, so gilt auch der Pastor. Er kann dreist den Bauer bitten, der ihm vor der Predigt außerhalb des Dorfes schon unterweges begegnet, seine Reise bis nach Beendigung derselben zu verschieben, und das Beichtkind — man muß es nur gesehen haben, um es zu glauben — kehrt um, spannt aus, geht in die Kirche und fährt dann. Und weil das Wort Gottes gilt, so gilt auch der Pastor. Es bedarf keines Erlasses, wie in Schlesien: die Brodte haben das volle Gewicht und die Würste die vorgeschriebene Länge, die Opfergroschen sind im gültigen Gelde und der freiwilligen Gaben viel an's Pfarrhaus. Anderswo mag's anders seyn, ich rede von der hiesigen Parochie und von dem, was ich bis jetzt gesehen und gehört habe. Und das sind Gemeinden, die durch langjährige Krankheit des früheren Pastors nicht übermäßig geistlich versorgt waren. Gott hatte versorgt, so daß mit Hülfe seiner beiden Schutzmauern,

die er um die Bauersleute gezogen, feste Gewohnheit und unerschütterliche Sitte, die Funken nicht ausgingen. Funken aber glimmen überall, du mußt nur blasen. Wie horchen sie, wenn du das Wort „Heidenmission" nennst und der zähe Landmann, der den Sechser sechsmal umwendet, ehe er ihn für sich ausgiebt, opfert ihn willig für die Missionskollekte. Funken aber glimmen überall, du mußt nur blasen. Wie schaaren sie sich, wenn du Reformationsfest abkündigst oder eine kirchliche Feier für Königs Geburtstag hältst, von welchen beiden kirchlichen Festtagen sie nie etwas gehört. Funken aber sind da, du mußt nur blasen. Wie sehen sie dich verwundert an, wenn du den ersten Krankenbesuch machst; sie meinen anfänglich, du wolleſt eher nach gesunden Schweinen für die Wirthschaft fragen, denn nach kranken Menschen für die Seelsorge. Wie freuen sie sich schon auf's zweite Mal. Zum dritten rufen sie dich und das Wort begehrend. — — Doch sind es eben nur Funken und es bedarf der treuen stillen Arbeit in der Schule, im Konfirmandenunterricht, an den Sonntagen und besonders Alltags.

In der Schule triffst du's gut. Da sind treue Lehrer, die ohne einen Schulinspector seit Jahren, es müßte denn bei den Osterprüfungen gewesen sein, gesehen zu haben gewirkt, wie du es nachlesen kannst im Schulblatt für die Provinz Brandenburg, November- und Dezemberheft 1857, unter „Pfarrspähne." Der Konfirmandenunterricht nimmt dich schon mehr in Anspruch und du mußt recht fleißig seyn, gleich nach Pfingsten anfangen, durch alle Ferien durchhalten, damit du nicht einmal von einem fremden Hütekind auf die Frage: Warum ist Christus gekreuzigt? die Antwort erhältst: Er wird wohl Einen todtgeschlagen haben. An den Sonntagen hast du vollauf zu thun, und der wird dich zuerst recht angreifen. Da giebt es zwei, drei Mal zu predigen, zwei, drei Beichtreden dazu; denn 37 Mal mußt du das Sakrament im Jahre geben, und die Beichtkinder verübeln es dir sehr, ja sie können dich selbst beim Superintendenten drum verklagen, wenn du nicht oft genug herumkommst. Ist das wieder Gewohnheitsglaube, so sey er wieder gepriesen und der Herr nochmals gebeten, solche Kinder im Reiche Gottes auf Erden nicht aussterben zu lassen. Kinder sind freilich auch bis zur Rohheit naiv und dem mußt du entgegen treten, daß kein Leichenstein mit folgender Inschrift wieder beschrieben wird:

Hier ligt Hans Käkerling,
De so scheep up sine Föte ging.
O Herrgott, moak äm de Beene gliek
Und nimm äm in dien Himmelriek.
Du nimmst di joa de Schoape an,
Loat doch dänn ollen Buck met goahn. —

Die volle Arbeit aber ist an den Alltagen. Als der Herr die Bergpredigt gehalten, ging er in die Häuser; da ist er umhergezogen und hat wohlgethan. Eben hat er gesprochen: Selig sind die Leidtragenden! siehe, da kommt gleich Einer und Mehrere, und Er heilt. Der Herr kam nie zu Haus, du aber. Aber selbst im Hause ist deine Feierstunde kurz, die Leute kommen dir nach. Und du mußt Alles allein ausrichten, wenn du nach Gottes Willen etwa nicht verheirathet bist. Er, der nicht gewollt, daß zu Zweien aus dem Pfarrhause eine Kraft ausginge, stärkt den Einen doppelt und es ist nicht immer wahr, was ein Mann in großem Protestantismus im Morgenblatt über ein schwäbisches Pfarrhaus sagt: „Wie das Schloß Dornröschens stand das Pfarrhaus da, versteinert und verwachsen. Es bestand hier nicht der lebendige Verkehr, der sonst wohl dies Haus

zum Mittelpunkt des Dorfes macht. Keine Nachbarin schlüpfte mit einer Schürze voll Eiern hinein, um bei der Gelegenheit der Frau Pfarrerin ihr Herz ausschütten zu können. Kein Kind, mit linkischer Höflichkeit, ängstlich und vergnügt zugleich, daß es in's Pfarrhaus durfte, brachte von der Mutter ein fettes Huhn. Kein verschämtes Brautpaar stellte sich lächelnd und erröthend den Blicken der Frau Pfarrerin dar und hörte ihre herzlichen Glückwünsche und Ermahnungen. Keine bekümmerte Mutter bat zutraulich um ein Labsal für ihr krankes Kind." Ja, ja, das ist eben nicht immer wahr. Wahr dagegen ist, daß eine eben so hochgebildete wie tief religiöse Frau vor einiger Zeit so sich gegen den Schreiber dieses äußerte: „Jetzt will ich mich im Geiste zu Ihnen versetzen, in Ihre einsame Pfarrwohnung, die mir indessen viel romantischer erscheint, als wenn nächst Ihnen noch eine Frau und ein halbes Dutzend Kinder darin vorhanden wären, wie man das in den meisten protestantischen Predigerhäusern zu finden gewohnt ist. Auf die Gefahr hin, daß Sie selber mich tadeln, sage ich: die Person des Geistlichen muß für mich mit etwas Poesie umgeben seyn, seine Person muß unberührt bleiben von den kleinen irdischen Sorgen und Mühseligkeiten." Das schreibt eine Mutter vieler Kinder.

Zum Schluß einige Auszüge aus der Matrikel vom Jahre 1648. Vor dem Inventario der Mutterkirche steht: Collator Unser gnädigster Churfürst und Herr wegen der Probstey Dambeck. Und nun kommt, was Pfarre, Kirche und Schule in allen Dörfern hat: Kelch, Paten, Rorichen, Meßgewandt sind überall weggeraubet. Und zum Schluß des Inventariums-Verzeichnisses heißt es: „Weil diese Pfarre sehr schlecht befunden, haben die Leute im gantzen Caspell auf Zureden der Visitatoren verwilliget, aus jedem Hause Vier Schilling jährlich zuzulegen." Und nun folgt der Bescheid der Generalkirchenvisitation, in Folge deren auch das Inventarium aufgenommen und die Emolumente festgestellt zu seyn scheinen. Der Bescheid lautet folgendermaßen:

„Es wird euch Schultzen und gemeinen Bauern dieser Dörfer auferleget, an dem Sonntag und Bettagen fleißig zur Kirche zu gehen, Gottes Wort zu hören und das Sacrament des Altars zum Wenigsten alle Jahr Viermahl zu gebrauchen, denn wer ohne erhebliche Ursachen die Predigt versäumen und vor und unter der Predigt nach den Städten fahren oder sonst seine Handthirung treiben würde, soll jedesmal um einen Orthsthaler, davon die eine Hälfte zur Erbauung der Kirchen, die andre Hälften aber den Bauern zu Vertrinken verordnet, gestraft werden.

„Eine ebenmäßige Strafe soll Der erlegen, der Gottes Namen in Fluchen und schwören misbrauchen würde, und damit die Unterthanen ihres Gottesdienstes desto besser abwarten mögen, sollen sie von der Obrigkeit und Beamten am Sonntag und Beth-Tagen nicht citiret oder zu Herren-Diensten gebrauchet werden.

„Der Pfarrer soll alle Sonntage ein Stück aus dem Catechismo Lutheri nach der Epistel vorm Altar, auch nach geendigter Predigt eine öffentliche Beichte und Absolution von der Canzel, ehe er das gemeine Gebeth anfähet, ablesen, auch alle 14 Tage ein examen catecheticum unter der Jugend und Gesinde zu Zeiten in der Matre, zu Zeiten in den Filialen, nachdem sich's schicken wird, anstellen, auch keine copuliren, sie können denn ihre fünf Haupt Stücke Christlicher Religion.

„Vornehmlich aber sollen die Schul Meister und Küstern auf den Dörffern bei Vermeydung der in voriger Visitations Abschieden enthaltenen Strafen, die Kinder-Lehre mit der Jugend fleißig treiben, Schule halten und dieselbe mit Lesen und Bethen fleißig unterweisen, damit sie nicht, wie das unvernünftige Vieh auferzogen, sondern ihre fundamenta Christlicher Religion bei Zeiten begreiffen mögen. Und müssen die Eltern von diesem hochnothwendigen Werk die Kinder nicht abhalten, sondern sie vielmehr dazu, damit sie in der Furcht des Herrn auferzogen werden, antreiben, und die Schul Meister und Küster dafür gebührlich belohnen.

„Sollten aber die Bauern ihre Kinder zur Catechismus Lehre und Schule nicht schicken wollen, soll das der Küster dem Pfarrer anzeigen, und wird die Obrigkeit alsdann solche Zwangs-Mittel vor die Hand nehmen müssen, damit Gottesfurcht fortgepflanzet und durch Versäumung der Jugend nichts unterlassen werde.

„Den Dienern göttliches Wortes gebühret die öffentlichen Laster, so vorgehen, als Hurerey, Ehebruch, Vollsaufen, Haß, Neid und andre dergleichen grobe Sünden, öffentlich nach Anleitung der heiligen Schrift zu strafen, welches dann die Zuhörer mit Sanftmuth annehmen, ihre Lehrer darüber nicht anfeinden, sondern vielmehr sich darnach richten und ihr Leben wirklich bessern sollen, und wird die Obrigkeit hierinnen dem Ministerio die Hand biethen, damit die Delicta nicht ungestrafet bleiben.

„In den Gastereyen sollen die Pfarr Kinder sich alles Ueberflusses und Ueppigkeit, zuvörderst auch der Schlägerey enthalten, für ihren Prediger scheuen und alles dessen, was unverantwortlich sein möchte, enthalten.

„Die Kirchen Acker, so nicht um Pacht ausgethan, sollen die Unterthanen pflügen müssen und einerndten, und das Lohn von dem Allmächtigen, der ihre Aecker desto reichlicher seegnen wird, erwarten.

„So wollen auch die Visitatores sich versehen, weil viel Prediger bey diesen Kriegs-Wesen mit dem Ackerbau nicht hernach kommen können, es werden die Pfarr Kinder, die noch bey Spann sind und Vermögen haben, denselben beyspringen und ihnen mit Pflügen und Mistfahren in etwas zu Hülfe kommen, damit sie ihres Amts desto besser abwarten mögen, und ihre Gedanken nicht bloß auf die Haußhaltung und Nahrung zu wenden verursachet werden.

„Die Kirchhöfe müssen von der Gemeine mit einer Mauer oder Zaun verwahret, auch sonsten sauber und reinlich gehalten werden.

„Die Inventaria bey den Pfarren, ob sie wohl an den meisten Orten beym Kriegs-Wesen wegkommen, müssen doch so viel möglich ersetzet werden.

„Die Pfarre und Neben Gebäude wie auch die Küstereyen sollen von der Gemeine in baulichem Wesen erhalten werden, und wenn etwas daran zu reficiren, müssen die Vorsteher der Kirchen solches dem Schultzen anzeigen, der dann die Gemeine dahin halten wird, daß so viel aufgebracht werde, als zur Reparirung nöthig, wozu sowohl die Filialen als die Matres nach hergebrachtem Gebrauch das ihre zuzutragen.

„So müssen auch die Patroni nebenst der Gemeine darauf bedacht seyn, daß die Kirchen Gebäude nicht eingehn und zerfallen, sondern daß sie von den Kirchen-Intraden, soweit dieselben zureichen, erhalten werden, in Entstehung derselben muß die gantze Gemeine sich deswegen angreifen.

„Und damit sich ein jeder desto besser nach dieser Visitations-Ordnung zu richten wisse, soll der Pfarrer dieselbe von Jahren zu Jahren, wenn die Kirchen-Rechnungen gehalten werden, denen die sie concerniret, vorlesen, damit sich keiner mit der Unwissenheit zu entschuldigen, und sollen, die obgedachte Verordnung übertreten, gebührend bestraft werden."

A. S. H.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 20. Februar. № 15.

Wilhelm Bedell, Bischof von Kilmore in Irland.

(Fortsetzung.)

P. Paul wünschte nach der Zertrümmerung seiner Hoffnungen Venedig zu verlassen und mit B. nach England zu gehen. Aber er sah wohl ein, daß der Senat, bei dem er fortwährend in dem größten Ansehen stand, der ihn befrug wie sein Orakel und ihm die wichtigsten Geheimnisse anvertraute, niemals darin willigen würde, ihm seinen Abschied zu geben. Er suchte also so gut es ging sein Gewissen mit seiner Stellung in Einklang zu bringen, brachte es aber nicht weiter, als daß er es einigermaßen beschwichtigte. Bei der Messe ließ er ganze Partieen aus, besonders die Gebete, in denen das Opfer zur Ehre der Heiligen dargebracht wird. Niemals richtete er an sie das Gebet. In seinen Unterredungen und in den Beichten wandte er die Herzen des Volkes von diesen Mißbräuchen ab und suchte in ihnen eine Anschauung von der Reinheit der Christenlehre zu erwecken. Er hoffte auf diese Weise eine Saat in die Geister auszustreuen, die in besseren Zeiten aufgehen würde und meinte ohne Befleckung in einer Kirche leben zu können, die er für verderbt hielt. Wenn man schärfer auf ihn eindrang und ihm das Bedenkliche seiner Stellung vorhielt, antwortete er nichts weiter, als Gott habe ihm nicht den Geist Luthers gegeben. Bei Bedells Abreise bezeugte er ihm viele Freundschaft und Hochachtung und sagte ihm, er und mehrere Andere würden ihn gern in sein Land begleiten, wenn es ihnen verstattet wäre, wo er aber auch seyn möge, er würde ihn nie vergessen. Er schenkte ihm sein Bildniß und eine Handschrift seiner Geschichte des Tridentinischen Conciles, und seiner Geschichte des Interdictes und der Inquisition.

Bedell wurde bei seiner Rückkehr begleitet von dem Erzbischof von Spalatro und einem Arzte Namens Despotine. Der letztere hatte innerlich mit der Römischen Kirche gebrochen und suchte ein Land, wo er seinen Glauben frei bekennen konnte. Er ließ sich zu Edmonsbury nieder und fand dort durch die Empfehlung B.'s, mit dem er stets in inniger Verbindung blieb, eine ausgedehnte Praxis. Der Erzbischof war ein ehrgeiziger aufgeblasener Mann. Er wurde zuerst von dem Englischen Clerus mit der größten Hochachtung aufgenommen. Aber seine gränzenlose Eitelkeit brachte ihn später um allen Credit. Nachdem er sich einige Jahre in Großbritannien aufgehalten hatte, bestieg Gregor XIV., sein alter Studiengenosse und Freund, den päpstlichen Stuhl. Er ließ sich überreden, daß der Papst die Absicht habe, ihm den Cardinalshut zu geben und sich seiner in allen seinen Angelegenheiten zu bedienen. Er bildete sich ein, daß er, wäre er erst in dieser vortheilhaften Stellung, das Werkzeug für eine große Reformation in der Kirche seyn könnte. Da sein Hochmuth und sein Geiz ihn dem Englischen Clerus unangenehm gemacht hatte, so wurde es dem Spanischen Gesandten Gundamor um so leichter, sein eitles Gemüth mit solchen Phantasieen zu erfüllen. Er ging nach Rom und wurde dort zuerst von dem Papste gut aufgenommen. Da ihm aber die Aeußerung entschlüpfte, er habe gegen den Cardinal Bellarmin geschrieben und dieser habe seine Argumente nicht beantwortet, so beklagte man sich deshalb bei dem Papste und stellte diesem vor, solche Aeußerungen zeigten, daß er noch desselben Sinnes sey, in dem seine Bücher geschrieben worden. Der Erzbischof suchte sich zu entschuldigen, aber man achtete nicht darauf, sondern führte ihn in das Gefängniß der Inquisition. Dort wurde er bald nachher vergiftet. Sein Leichnam wurde durch das Fenster geworfen und alle seine Güter confiscirt. Man sieht aus seinem Beispiel, bis zu welchem Grade die Eitelkeit leichtgläubig macht. Er war ein Italiener, er kannte hinreichend den Römischen Stuhl, und doch konnte man ihm aufreden, daß er ihm verzeihen, ja man ihn befördern werde nach Allem, was er dieser Kirche zu Leide gethan hatte.

B. machte während seines Aufenthaltes in Venedig bedeutende Fortschritte in der Kenntniß des Hebräischen und Rabbinischen. Er bediente sich dabei der Beihülfe des Rabbiners Leo, des ersten Chacham der Jüdischen Synagoge. Zum Danke suchte er diesen in den tieferen Sinn des A. T. einzuführen. Der Jude bezeugte oft seine große Zufriedenheit mit seinen Erklärungen und in einer öffentlichen Disputation bewies B. mit so viel Klarheit und Nachdruck den Satz: Jesus Christus ist der wahre Messias, daß dieser Jude und seine Mitbrüder keine andere Antwort zu geben wußten als die, nach der Tradition der Väter erklären ihre Lehrer diese Weissagungen anders.

Nach achtjähriger Abwesenheit kam B. nach England zurück und ohne eine Belohnung und Beförderung nachzusuchen oder abzuwarten, begab er sich nach Edmonsbury und trat dort wieder in seine alte unscheinbare Stellung ein. Neben seinen pastoralen Functionen übersetzte er dort die Schriften des P. Paul ins Lateinische und dedicirte sie dem Könige. Die Auf-

merksamkeit wurde aber auch dadurch nicht auf ihn gelenkt, und er lebte lange Jahre in stiller ruhmloser Zurückgezogenheit, wie einst Moses in Midian. Er wollte nichts haben, als was Gott ihm gab, wollte sich um nichts bewerben, meinte, daß das: trachtet nicht nach hohen Dingen, und das: lasset euch an Nahrung und Kleidung genügen, vor Allem der Geistlichkeit gesagt ist. Ein vornehmer Gönner berief ihn nach einer Reihe von Jahren ganz ohne sein Zuthun nach einer andern Pfarre in Suffolk, die er zwölf Jahre verwaltete. Aber auch da dauerte seine Verborgenheit fort. Sie war so groß, daß der berühmte Genfer Theologe Diodati, da er mehrere Jahre nach B.'s Rückkehr aus Venedig nach England kam, trotz seiner ausgedehnten Bekanntschaft unter dem Clerus, Niemanden finden konnte, der ihm über ihn Auskunft gab. Sehr erstaunt, daß ein so ungewöhnlicher Mann, der in Venedig in solcher Hochachtung stand, der dort von den ausgezeichnetsten Personen so zärtlich geliebt wurde, in seinem Lande in solchem Grade unbekannt war, hatte er schon alle Hoffnung aufgegeben ihn zu sehen, als er ihn zufällig in den Straßen Londons traf, beiden zur großen Ueberraschung und Freude. Das Leben B.'s war aber trotz seiner Unscheinbarkeit ein gesegnetes. Er war ein wahrhaftiger Hirte, nicht ein Miethling, und handelte wie ein Mann, der von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er dereinst Rechenschaft für die ihm anvertrauten Seelen zu geben hat. Den Catechismus trieb er fleißig, in dem Besuche der Kranken und überhaupt in dem persönlichen Verkehr mit seinen Gemeindegliedern war er gewissenhaft. Auf seine Predigten verwandte er große Sorgfalt und eine stets fortgehende Predigt war sein Wandel. Gegen die wirkliche Armuth war er barmherzig, zugleich aber streng gegen die müßigen Herumtreiber. Er deckte ihren Betrug auf und sorgte mit solchem Eifer für ihre Bestrafung, daß nach Verlauf einiger Zeit keiner dieser Leute mehr es wagte, in sein Haus, ja auch nur in seine kleine Stadt zu kommen.

Während er also in seinem Vaterlande vernachlässigt war, drang sein Ruf nach Irland und ohne daß er dem Erzbischof Usher, noch einem der Genossen des Collegiums der Dreieinigkeit in Dublin persönlich bekannt war, wählten sie ihn einstimmig zum Vorsteher ihres Hauses. Der Brief, den B., als dieser Ruf an ihn gelangt war, an den Erzbischof schrieb, ist für seine Herzensstellung so charakteristisch, daß wir ihn seinem Hauptinhalte nach wörtlich mittheilen müssen: „Ich bin verheirathet und habe drei Kinder, wenn die Stellung für einen einzeln Stehenden ist, so ist die Sache abgethan. Ich habe mein Auskommen, meine Stelle trägt ungefähr hundert Pistolen jährlich nebst einer ziemlich guten Wohnung. Die Luft hier ist gut, ich bin nahe bei meinen Freunden, meine Gemeinde ist klein, nicht zu groß für meine geringen Kräfte und meine schwache Stimme. Ich habe oft sagen hören, daß man sich selten besser befindet, wenn man sich verändert, besonders wenn man in ziemlich guter Lage ist. Meine Frau, obgleich ergeben in Alles, was Gott fügen mag, möchte lieber bei ihren Freunden in ihrem Lande bleiben, als daß sie über das unruhige Meer geht, um in einem fremden Lande zu wohnen, unter Mühen und Beschwerden, die sie vielleicht mehr fürchtet, als sie dazu Ursache hat. Wenn ich mit Fleisch und Blut zu Rathe ginge, so würden das die Gründe für eine entschiedene Ablehnung seyn. Aber wenn ich nachdenke über den Zweck, für den ich in der Welt bin, über die Pflicht eines Knechtes Jesu Christi, eines Dieners des Evangeliums, eines guten Bürgers und eines Ehrenmannes, so verschließe ich die Augen gegen alle Sonderinteressen, und achte, daß wenn Gott mich ruft, meinem Lande und der Kirche einen größeren Dienst zu leisten, ich seiner Stimme gehorchen und zu ihm sagen muß: hier bin ich. Ich werde mich also aller eignen Schritte sowohl für als gegen die Sache enthalten, aber wenn sie von Gott kommt, das heißt wenn diejenigen, welche bei ihr interessirt sind, mir durch meine Oberen befehlen lassen, den Ruf anzunehmen, so werde ich willig gehorchen, auch wenn ich statt nach Irland nach Virginien gehen müßte, und auch wenn diese Fügsamkeit Gefahren, Beschwerden, Unannehmlichkeiten, ja selbst den Tod zur Folge hätte. Ich bitte Gott, daß er Alles wolle zu seiner Ehre gereichen lassen und daß er uns stets unter seinen heiligen Schutz nehme."

Besonders auf das Zeugniß des früheren Gesandten in Venedig Wotton hin, welcher in einem an den König gerichteten Schreiben erklärte: „Ich bin im Gewissen verbunden Ew. Majestät zu sagen, daß man kaum in Ihrem ganzen Königreiche eine Person finden könnte, welche mehr für diese Stelle geeignet wäre: es ist ein Mann von einer seltenen Tugend, von einer ausgezeichneten Gelehrsamkeit, ganz in Einklang mit den Bräuchen der Kirche und sehr eifrig für die Beförderung der Ehre Gottes" ließ der König an B. den Befehl zur Annahme der Stelle ergehen. Er legte sich in seiner neuen Stellung, welche die Vortheile der Concentration genießen sollte, die er sich in den langen Jahren der Abgeschiedenheit erworben hatte, Anfangs aufs Beobachten, er wollte vor Allem die Statuten und die Geister genau kennen lernen, er ließ also vorläufig Alles ziemlich gehen, wie es ging, und setzte sich willig dem aus, daß man ihn für einen Mann von geringer Entschlossenheit und Muth hielt, ja es fast bereute, ihn gewählt zu haben. Dann aber trat er hervor, reformirte die bösen Gewohnheiten, die sich eingeschlichen hatten, und traf weise Anordnungen, über deren genaue Beobachtung er mit Entschiedenheit hielt. Obgleich er Alles that, um den Fortschritt in den Wissenschaften zu befördern, so hielt er doch die Beförderung der Gottesfurcht für die Hauptpflicht seiner Stellung. Er legte in jeder Woche den Catechismus aus und predigte alle Sonntage, obgleich er dazu nicht verpflichtet war.

Nachdem er zwei Jahre diese Stelle bekleidet hatte, wurde er zum Bischofe von Kilmore und Ardagh in der Provinz Ulster ernannt. Er stand schon in seinem 59. Jahre, als er in diesen von dem bisherigen so ganz verschiedenen Wirkungskreis eintrat.

Der Zustand Irlands und speciell der Anglikanischen Kirche in Irland war damals ein sehr trauriger. Die unglücklichen Verhältnisse in Irland hatten nicht erst seit der Reformation

begonnen. „Vier Jahrhunderte waren bereits verflossen — sagt Weber*) — seitdem König Heinrich II. im Namen des Papstes Besitz von Irland genommen, ohne daß eine andere als feindselige Berührung zwischen den beiden Ländern stattgefunden hätte. Die Geistlichen waren meistens Engländer, welche die ihnen an Bildung nachstehenden Irischen Cleriker mit Verachtung und Uebermuth behandelten, was diese mit Haß und Intoleranz vergalten, so daß schon zur Zeit, als noch Ein Glaube und Eine Kirche herrschten, die Geistlichen der beiden Nationen in Zwietracht und Feindschaft lebten und diese Gesinnung auch bei ihren Landsleuten wach erhielten. Das bedrückte und rechtlose Volk aber wurde leicht zum Haß gegen die Bevorrechteten, denen er sein ganzes Elend zuschrieb, aufgestachelt. So kam es, daß am Vorabende der Reformation die Resultate der langen Anstrengung höchst niederschlagend waren: ein verwildertes und an Krieg gewöhntes Volk, das allzeit bereit war, die Feinde des Englischen Regenten aufzunehmen und zu unterstützen." Heinrich VIII. versuchte es, seine kirchlichen Reformen auch in Irland einzuführen. Aber es war leichter, kirchlichliche Statuten aufzustellen, als die Gemüther des Volkes für die Reformation zu gewinnen. „Als unter Eduard VI. das Englische book of common prayer und die neue Liturgie eingeführt werden sollte, merkte das Volk erst, worauf es abgesehen war, und da es bei dem Tausche wenig oder nichts gewann, so öffnete es willig Herz und Ohr den Einflüsterungen der papistischen Agenten, die jetzt, wo so viel auf dem Spiele stand, in verdoppelter Zahl und mit erneuerten Kräften ihre bekannten Mittel anwandten. Sie redeten zu den Leuten des Volkes in ihrer eignen Sprache, schilderten ihnen die Reformation als eine Quelle neuer Leiden, und fanden mehr Anklang, als die stolzen Fremdlinge, die, Geistliche wie Laien, nur in der Absicht nach dem Nachbarlande übersetzten, um daselbst ihr Glück zu machen. Die von dem Papste ernannten Bischöfe behaupteten gewöhnlich ihre Sitze gegen die Candidaten der Krone und das Volk kümmerte sich nicht viel um die neuen Gesetze, die es überhaupt so wenig zu achten pflegte. — Selbst in den Gegenden, wo man die neue Liturgie bereits eingeführt hatte, fanden sich nicht Geistliche genug für die religiösen Bedürfnisse vor und in den übrigen Provinzen blieb das arme Volk dem Einflusse seiner eingebornen, gleichfalls armen papistischen Geistlichkeit überlassen."

Nach der Thronbesteigung Marias reichten wenige Monate hin, um in Irland alle Spuren der versuchten Reformation zu vertilgen. Unter Elisabeth erlangte sie wieder gesetzliche Geltung. „Aber die Reformation beruhte auf einem Acte der Gesetzgebung, der wenig Beachtung fand. Der neue Cultus erlangte nur Eingang, wo die Englische Herrschaft anerkannt wurde und die Regierung die Macht besaß, ihren Anordnungen Gehorsam zu verschaffen. Hätten die Englischen Bischöfe und Geistlichen nur einen Funken von dem Glaubenseifer der altbritischen Missionare besessen, die einst unter Noth und Gefahren das Evangelium in Deutschlands dichte Wälder getragen, so wäre das Irische Volk dem Römischen Clerus nicht als Beute anheimgefallen und die reformirte Lehre würde auf ähnliche Weise die Trägerin und Vermittlerin der Cultur geworden seyn, wie einst das Evangelium unter den Heiden. Der Nationalhaß der Celtischen und Germanischen Bevölkerung wurde nun noch gesteigert durch kirchlichen Zwiespalt. Zürnend betrachtete das leidenschaftliche, heißblütige Volk und seine fanatische Priesterschaft die Anglikanischen Prälaten, die im Besitze der kirchlichen Güter und Einkünfte ein müheloses Leben im Ueberfluß führten, indeß sie in zeitlicher und geistlicher Armuth ein kümmerliches Daseyn in Noth und Sorgen verbrachten. Die Folge war, daß die kirchliche Reformation, die, recht geleitet, ein Band der Versöhnung und der Eintracht hätte werden können, die Spaltung vergrößerte, den Haß steigerte, die Antipathien mehrte."

In einem Briefe des Lordstatthalters H. Sydney an die Königin vom 28. Apr. 1576 heißt es u. A.: „Ich hätte nimmermehr geglaubt, in welch kläglichem Zustande sich das edelste und vornehmste Glied des Irischen Reiches, die Kirche befindet, wie faul, entstellt und elendiglich zerschlagen sie ist. Ew. Majestät mögen versichert seyn, daß auf dem ganzen Erdenrund, so weit Christi Namen bekannt wird, keine Kirche in so traurigem Zustande ist. Das Elend besteht in dem Verfall der Kirchengebäude, in dem Mangel an guten und fähigen Geistlichen und und in den unzulänglichen Subsistenzmitteln für geeignete Prediger."

Die Königin traf in Folge dieses Berichtes Anstalten, der kirchlichen Verödung nach Kräften abzuhelfen. Aber die kriegerischen Unruhen, welche bald nachher über das Land einbrachen, stürzten das Volk nur noch tiefer in den Abgrund der religiösen Verwilderung.*)

Das waren die Verhältnisse, unter denen B. das bischöfliche Amt antrat. Er fand in seiner Diöcese Alles in Unordnung. Die Einkünfte der geistlichen Stellen waren zum größten Theile geraubt. Die Cathedrale von Ardagh und die Bischöfliche Wohnung lagen in Trümmern. B. sagt in einem Briefe, den er bald nach seinem Amtsantritt an den Erzbischof von Canterbury schrieb: „Das Volk hängt hartnäckig an dem Papst, zu unserer Religion bekennen sich nur die Colonien aus England und Schottland, die nicht den zehnten Theil der Bevölkerung ausmachen. Der Römische Clerus, welcher weit zahlreicher ist als der unsrige, hat einen Generalvicar und einen Official mit voller Ausübung ihrer Jurisdiction. Die große Freiheit, deren sie genießen, macht sie so anmaßend, daß sie diejenigen unter den Ihrigen excommuniciren, die unsere kirchlichen Gerichtshöfe selbst in Ehesachen anerkennen. — Was meine Geistlichen be-

*) In dem leider noch nicht vollendeten und, wie es scheint, nicht nach Verdienst bekannt gewordenen Werke: Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten in Großbritannien, das jetzt durch einen herabgesetzten Preis allgemeiner zugänglich geworden ist.

*) Man vergl. Ständlin's Kirchengeschichte von Großbritannien und besonders Collier's Kirchengeschichte von Irland.

trifft, so habe ich in jeder Diöcese sieben oder acht von hinreichender Befähigung, aber weil sie Engländer von Geburt sind, können sie den Gottesdienst nicht halten wie sich's gebührt und sich dem Volke nicht verständlich machen. Das ist ein Hauptgrund ihres Fortbeharrens im Irthum, ein anderer ist der, daß zwei, drei, vier Pfarren und zuweilen noch mehr durch einen einzigen Geistlichen bedient werden, der ohne Gewissensbedenken sie kauft, verkauft oder verpachtet."

Bei diesem letzteren Punkte setzte B. zuerst ein. Er wußte, daß der große Mißbrauch der Mehrheit der Pfründen, sobald er angefangen hatte, sich in die Kirche einzuschleichen, von dem vierten allgemeinen Concil verurtheilt worden ist. Es bestimmte, daß die Geistlichen, welche nach ihrer Versetzung von einer Pfründe auf eine andere die Einkünfte beider bezogen hatten, bei Strafe der Absetzung gehalten seyn sollen, alles Einkommen herauszugeben, was sie von der alten Stelle nach Antritt der neuen bezogen hatten. B. versammelte seinen Clerus und ermahnte ihn nachdrücklich, diesen Mißbrauch abzustellen, weil er ein gräuliches Aergerniß in der Kirche verursache, ihren Feinden großen Vortheil gewähre und ihre eignen Seelen und die ihrer Pfarrkinder gefährde. Um zu zeigen, daß er nicht von Anderen verlange, was er selbst nicht leistete, beschloß er, eins seiner Bisthümer aufzugeben. Denn obgleich der Bischofssitz von Ardag zu Grunde gerichtet und seit langer Zeit an den von Kilmore angeschlossen war, wie das auch bis auf den heutigen Tag noch der Fall ist, so sah er doch die Diöcesen als verschiedne an und meinte, daß er nicht anständiger Weise die Geistlichen verpflichten könne, der Mehrheit der Pfründen zu entsagen, wenn er nicht selbst mit gutem Beispiele vorangiuge. Er ließ sich dadurch nicht irren, daß beide Bisthümer zusammen von sehr geringer Ausdehnung, die Einkünfte nur mäßig waren und daß die Geschäfte seine Kräfte nicht überstiegen. Es zeigte sich auch in diesem Falle, wie mächtig es wirkt, wenn die kirchlichen Oberen mit dem Beispiele der Selbstverläugnung vorangehen. Durch einen freien und einstimmigen Entschluß entsagten seine Geistlichen den Pfründen, die sie gegen die kirchliche Ordnung innehatten. Nur Einer, ein Dechant, widersetzte sich, doch wagte er nicht in der Diöcese zu bleiben, sondern vertauschte seine Pfründen. Ein Brief, den B. zur Verantwortung gegen die Klagen dieses Pluralisten an den Erzbischof in Dublin schrieb, zeigt, wie er in dieser Sache mit heiligem Eifer erfüllt war. Er sagt darin u. A.: „Ich kann nicht glauben, daß es die Arbeit ist, welche er sucht, es ist nur das Einkommen. Es mangelt uns nicht an tüchtigen Candidaten. Da ist Crian, ein bekehrter Mönch, den Dr. Sheridan an vielen Orten predigen gehört hat, Nugent, der mir neulich seine Dienste angeboten, da sind mehrere im Collegium und besonders zwei, welche Irisch lesen und sprechen und von denen einer Ihren Catechismus übersetzt hat. Wie könnten wir alle diese wackeren Leute vergessen, und dem Decane zulassen, daß er sich mäste mit dem Blute des Volkes Gottes."

Es könnte scheinen, daß diese Angelegenheit uns ziemlich

fern läge. Es ist aber in der That nicht so. Die Aufhäufung von Aemtern, deren jedes seinen ganzen Mann erfordert, kommt auch bei uns nicht selten vor. Wer mit zwei oder drei solcher Aemter beladen ist, kann nicht einmal die Hälfte oder das Drittheil von der Kraft auf jedes verwenden. Denn die besten Kräfte werden durch den Conflict zwischen den verschiedenen Obliegenheiten zerrieben. Es ist jetzt namentlich gewiß nicht mehr an der Zeit, Professuren der Theologie (außer denen der praktischen) mit Pfarrämtern zu verbinden. In älterer Zeit mochte das eher angehen, jetzt haben sich die Ansprüche, welche auf der einen Seite die Wissenschaft macht, auf der andern das Leben zu sehr gesteigert. Auch Geistliche, welche an übergroßen Gemeinden stehen, sind in gleichem Verhältnisse mit den Pluralisten. In Berlin z. B., wo die Grauen erweckende Thatsache vorliegt:" Von 1754—1834, also in 83 Jahren (in denen die Bevölkerung um das vierfache gewachsen) ist keine Kirche hinzugekommen, kein Pfarrsystem, keine Predigerstelle gegründet"*), nehmen alle Geistlichen die Stellung freilich unfreiwilliger Pluralisten ein, welche zehn, zwanzig Tausend und noch mehr Seelen zu versorgen haben. Sie haben diese Uebelstände nicht hervorgerufen, aber sie sind nur dann von der Verantwortung in Bezug auf sie frei, wenn sie der ihnen vor allen Anderen obliegenden Pflicht des lauten und stets wiederholten, des aus der Fülle des Herzens hervorgehenden Zeugnisses gegen solchen in der Christenheit fast beispiellosen Schaden und der Aufbietung aller Mittel zu seiner Beseitigung genügt haben. Auch die Geistlichkeit der Hauptstadt als Gesammtheit, die sich in viel unwichtigeren Angelegenheiten nicht selten versammelt hat, wird dem Hirten und Bischof der Seelen einst darüber Rechenschaft zu geben haben, wie sie sich um diesen Schaden Josephs gekümmert, was sie zu seiner Heilung gethan hat.

Der Bischof legte darauf allen Pfarrern die Pflicht auf, in ihren Parochien zu wohnen. Er hatte dabei große Schwierigkeiten zu überwinden. Denn die Dotation der Pfarren bestand in Ländereien, und diese waren vielfach in andern Pfarrbezirken gelegen. Durch mühsame und weitläuftige Unterhandlungen mit den Behörden aber führte er einen Austausch herbei und erreichte zuletzt sein Ziel vollständig.

Durch eine Verwendung für die arme gedrückte Irische Bevölkerung zog sich B. den Zorn des damaligen Statthalters Lord Wentworth zu, der so weit ging, daß er seinen Namen ausstrich, so oft er ihn unter einem Actenstücke fand und jede Gelegenheit benutzte, seine Erbitterung auszusprechen. B. war mit Gefängniß und Absetzung bedroht. Davon in Kenntniß gesetzt, ging er nicht nach Dublin, wie die anderen Bischöfe, um den Statthalter zum Antritte seines Amtes zu gratuliren. Er schrieb die ganze Sache an seinen treuen Freund Jermyn und dieser bewirkte, daß der Statthalter vom Hofe Weisungen

*) Dr. Lisco, die Kirchengeschichte Berlins S. 114.

erhielt, die ihn etwas besänftigten. B., nachdem er von dieser Veränderung Nachricht erhalten, machte ihm seinen Gratulationsbesuch und wurde sehr gut aufgenommen.

Durch die Aufhebung der Mehrheit der Pfründen waren mehrere Pfarren erledigt worden. In ihrer Besetzung verfuhr B. mit der größten Sorgfalt. Die Prüfungen stellte er immer in Gegenwart des Clerus an und wenn er geendet hatte, so forderte er alle Geistlichen auf, sich zu betheiligen. Nach der Prüfung fragte er jeden Einzelnen nach seiner Meinung, weil er sein Gewissen nicht mit der ganzen Verantwortung beladen wollte. Die Prüfung bezog sich nicht bloß auf die Wissenschaft, sondern auch auf die Frömmigkeit und den Wandel. Die Weihen ertheilte er nie anders als vor einem bedeutenden Theil seines Clerus. Er predigte dabei selbst und theilte das heilige Abendmahl aus. Er verlangte gute Zeugnisse über das Betragen auf einer niederen Stufe, ehe er einen höheren Grad ertheilte, er ordinirte Niemanden zum Priester, der nicht wenigstens ein Jahr das Amt eines Diaconus verwaltet hatte. Die Ordination betrachtete er als das heiligste Amtsgeschäft eines Prälaten. Weil die Gesetze es in seiner ganzen Ausdehnung zu ihrer Verfügung stellen, so achtete er, daß sie um so mehr Gott davon würden Rechenschaft zu geben haben. Er bewegte im Herzen das ernste Wort des Apostels: „Die Hände lege niemand zu schnell auf und mache dich nicht theilhaftig fremder Sünden." Er wandte alle mögliche Sorgfalt an, um nicht in diese Sünde zu fallen, und so viel man ihn auch mit Empfehlungen bestürmen mochte, man konnte niemals von ihm erlangen, daß er die Ordination an Personen ertheilte, die ihrer nicht würdig waren.

Vergleichungen liegen hier sehr nahe. In der Provinz Brandenburg z. B. ist die Ordination jetzt den Generalsuperintendenten entzogen und wird von solchen verwaltet, die mit der Prüfung der Candidaten und mit der Besetzung der Stellen nichts zu thun haben, denen die zu Ordinirenden in der Regel völlig unbekannt sind. Wie wenig das angemessen ist, erhellt schon daraus, daß dabei die Mahnung des Apostels alle Anwendbarkeit verliert. Diese muß eben anwendbar seyn und wo sie es nicht ist, da steht es unsers Erachtens nicht recht mit der Ordination. Daß die Ordination zudem gar leicht zur bloßen Formalität herabsinkt, wo sie nicht von solchen vollzogen wird, welche die Gewissensverantwortung für sie zu tragen haben, scheint am Tage zu liegen. *)

Mit großer Sorgfalt überwachte er Leben und Sitten der Geistlichen. Die Klagen, die in dieser Beziehung zuweilen an ihn gelangten, berührten ihn schmerzlich, ganz besonders aber ging es ihm zu Herzen, als eines Tages ein Irländer öffentlich zu ihm sagte, die Priester des Königes seyen nicht besser als die des Papstes. Denn abgesehen von der groben Unwissenheit dieser, gaben ihre Völlereien und Ausschweifungen aller Art offenbares Aergerniß. Bei allem Eifer aber, von dem sein Herz brannte, wußte er sich doch so in die Zeit zu schicken, daß er nicht überstrenge war, er trug mit Geduld die Schwächen, wenn er nur daneben auch gute Eigenschaften wahrnahm und stand seinen Geistlichen zur Seite mit der Zärtlichkeit und dem Mitleid eines Vaters. Ein Pfarrer, der zwei Pfründen hatte, kam eines Tages zu ihm, um sich über einen Edelmann zu beklagen, der ihm durch falsche Angaben und Drohungen seine Pfründen um weniger als den halben Werth abgepachtet hatte. Der Bischof schrieb ihm einen sehr höflichen Brief, um ihn zu bewegen, daß er von dem Contract abstehe. Da er aber nichts von ihm erlangte als eine stolze Antwort, so bewog er den Geistlichen, seinen beiden Pfründen zu entsagen, zu denen er das Präsentationsrecht hatte, und nachdem er ihn anderweitig versorgt hatte, besetzte er die Kirchen mit zwei vortrefflichen Pastoren. So strafte er zugleich die Ungerechtigkeit des Edelmannes und machte der Pluralität der Pfründen ein Ende. Er vergab nie eine solche ohne den Empfänger eidlich zu verpflichten, daß er sie in eigner Person verwalten und keine andere dazu nehmen wolle. In die Vocationen setzte er zum Schlusse die Clausel: Dabei beschwöre ich euch im Namen des Herrn und lege es euch auf in Kraft des Gehorsams, den Ihr dem obersten Hirten schuldig seyd, daß ihr mit Sorgfalt weidet die Heerde, die er sich durch sein eigen Blut erworben hat und die euch befohlen ist, sie unterrichtet in dem katholischen Glauben, den Gottesdienst haltet in einer Sprache, die von dem Volke verstanden wird, und vor allen Dingen den Gläubigen ein Vorbild seyd durch eure guten Werke, auf daß eure Feinde beschämt werden, indem sie nichts an euch zu tadeln finden."

Nachdem B. mehrere Jahre mit großem Eifer sich auf die Reform seiner Diöcese gelegt hatte, beschloß er seinen Clerus zu versammeln und einige Anordnungen von durchgreifender Bedeutung zu treffen. Die wichtigsten waren, daß jedes Jahr einmal die Synode zusammentrete; daß nach dem alten Brauche der Diöcese von Kilmore drei Landdecane seyn sollten, gewählt von den Pastoren ihrer Inspection, um die Aufsicht über dieselben zu führen, dem Bischof über ihre Führung zu berichten und ihnen seine Befehle zu übersenden; daß unter der Leitung des Decans jeden Monat eine Versammlung der Geistlichen jedes Kreises in der Kreisstadt gehalten werden solle; daß nach Lesung der öffentlichen Gebete alle Geistlichen dort nach der

*) Die vorhandene Praxis wird um so weniger als eine rechtlich begründete betrachtet werden können, da durch die Verordnung des großen Kurfürsten vom 3. Decbr. 1656 ausdrücklich festgesetzt ist, daß die Ordinationen nicht an eine bestimmte Kirche gebunden seyn sollen, Lisco S. 213.

Reihe predigen sollten; daß die Excommunication nicht anders verhängt werden solle, als durch den Bischof in Person unter Assistenz der ganzen versammelten Geistlichkeit.

Wo solche Einrichtungen bestehen, da stellt sich die Kirche dar als das, was sie seyn soll, als ein Organismus, darin ein Glied dem anderen Handreichung thut. Bei uns bietet sie leider nur zu oft das traurige Bild der disjecta membra, des zerstückelten Wesens, der Vereinzelung dar, in der jeglicher auf seinen Weg sieht. Monatliche Synodalversammlungen unter einem tüchtigen und eifrigen Superintendenten, wie Vieles könnte dadurch geleistet, wie manches Schwache würde dadurch gestärkt, wie kräftig könnten dadurch die jüngeren Geistlichen vor der Gefahr des Versinkens in ordinaires Wesen geschützt werden, der sie jetzt unversehens erliegen.

Diese neuen Einrichtungen machten in Dublin großes Aufsehen, man ging damit um, den Bischof wegen Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse in Anklagestand zu versetzen. Erzbischof Usher aber nahm sich seiner an und und rieth seinen Feinden, ihn in Frieden zu lassen, damit er nicht zu seiner Vertheidigung Dinge sage, die ihm mehr zum Vortheile gereichen, als die Anklagen ihm schaden würden.

Wenn B. Kirchenvisitation hielt, so predigte er immer selbst und theilte das heilige Abendmahl aus. Sein Augenmerk war besonders, sich eine genaue Kenntniß seiner Diöcese zu verschaffen und Geistlichen und Laien die nöthigen Weisungen zu geben. Das Visitationswesen hatte bis dahin sehr darniedergelegen. Es war dabei viel Pomp und wenig Erbauung gewesen. Man that einige oberflächliche Fragen, bei denen es mehr auf Bewahrung des kirchlichen Scheines abgesehen war, als auf wirkliche Besserung. Die Hauptsache waren die Gebühren, die man mit großer Strenge einforderte. Jedes Jahr hielt der Bischof seine Visitation, alle drei Jahre der Metropolitan, alle sieben Jahre die Königliche Commission. Der niedere Clerus murrte zwar über die Lasten, die man ihm auferlegte, aber er hatte doch dabei eine gewisse Freude, daß er für sein Geld sich Ruhe erkaufen konnte, daß man ihm nicht ans Herz griff. Man sieht daß bei der Bischöflichen Verfassung, wie bei den anderen, zuletzt doch Alles auf die Person ankommt, daß, wo es damit schlecht bestellt ist, auch sie die Kirche nicht vor tiefem Verfall bewahren kann. Das freilich ist ihr Vorzug, daß einer ausgezeichneten Persönlichkeit hier ein freierer Spielraum eröffnet ist, daß sie sich nicht gehemmt findet durch Majoritäten einer Behörde, die in der Regel eine Neigung auf die Seite der Schlaffheit und Halbheit haben, namentlich nicht durch die Juristen, die es selten recht verstehen, geistliche Dinge geistlich zu richten.

In den Conflicten, in die B. durch seine Bemühungen um Reform des Visitationswesens verwickelt wurde, hatte er an dem Erzbischof Usher keine rechte Stütze, er wurde vielmehr von ihm im Stiche gelassen. Dieser Prälat hatte ein christliches Herz. Er war frei von Ehrgeiz und Weltliebe. Er verstand es in seltener Weise, einen Einfluß auf die Gemüther zu gewinnen und die Gewissen zu rühren. Den größten Theil

seiner Zeit verwandte er auf das stille Gebet und auf die Unterweisung des Volkes in öffentlicher Predigt und in besonderen Unterredungen. Daneben lag er gelehrten Studien ob, deren Tiefe und Gründlichkeit namentlich durch sein Bahn brechendes und noch immer geschätztes Werk über heilige Chronologie bezeugt wird. Dennoch aber war seine Begabung für sein Amt nur eine einseitige. Er war von Natur zu sanft, um die großen Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich ergeben, wenn man Mißbräuche abstellen will, ja er wagte es kaum, an dies Werk zu gehen. In der Hoffnung auf bessere Zeiten ließ er die Sachen in dem Zustande, in dem er sie vorfand. Er war überzeugt von der Nothwendigkeit einer Veränderung, er gestand daß die Duldung der furchtbaren Mißbräuche, welche die Canonisten eingeführt haben, ein Schandfleck sey für die Anglikanische Kirche, er fürchtete deshalb für sie traurige Verhängnisse, vielleicht ihren Ruin. Er betete zu Gott, daß es ihm gefalle, dies Unglück abzuwenden, aber er that selbst nicht genug, um der ihm obliegenden Verpflichtung zu genügen, und diese Schwachheit und Schlaffheit war es ohne Zweifel, die ihm in der Stunde des Todes auf das Gewissen fiel. Denn er flehte oft zu Gott mit einer tiefen Beugung, daß er ihm seine Unterlassungssünden vergeben wolle. Der Dr. Bootius, sein Arzt, ein Holländer, sagte von ihm: „Wenn unser Erzbischof ebenso gut verstände Zucht zu üben als er ein vortrefflicher Prediger, Gelehrter und Vertheidiger des Glaubens ist, so würde er ohne Zweifel den ersten Rang unter allen Geistlichen der Welt ververdienen.“ Das sind die Charaktere, für die in der heiligen Schrift Eli, der Mann von herzlicher Frömmigkeit und vielen trefflichen Eigenschaften, der, wie sein Verhältniß zu Samuel zeigt, den Empfänglichen gar wohl zu Herzen reden, aber die Buben nicht strafen und zügeln konnte, zum warnenden Beispiel hingestellt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus einem Schreiben aus Mecklenburg.

Sie fordern in Ihrem diesjährigen Vorworte eine Schuld namentlich von Seiten der Geistlichkeit hiesigen Landes ein, welche seit Wochen — wie ich überzeugt bin — nicht von mir allein als solche gefühlt ist. Sie auch an meinem Theile bei meiner großen Isolirtheit von amtsbrüderlicher Gemeinschaft allein abzutragen, hat mich nicht eine falsche Bescheidenheit oder deß etwas abgehalten, sondern wie ich glaube, ein berechtigtes Gefühl. Wir müssen es ja dankbar anerkennen und bekennen, daß unsre Landeskirche ein Regiment und eine Repräsentation besitzt, in deren Händen die Vertretung der Kirche gegen jedweden Angriff auf ihre Heiligthümer wohl aufgehoben ist. Zwar ist mir eine solche in Beziehung auf den von Ihnen gerügten Angriff des letzten Landtages noch in keinem unsrer Tagesblätter zu Gesichte gekommen und müssen wir deshalb Ihre an uns gerichtete Adresse als wohlberechtigt anerkennen.

Erlauben Sie mir mit einigen Worten auf die Sache einzugehen, was manchem Leser der Ev. K. Z. bei der weitverbreiteten Unbekanntschaft mit den hiesigen kirchlichen wie politischen Verhältnissen zur Orientirung willkommen sein möchte; klagt doch auch die N. Pr. Z. wiederholt darüber, daß es so schwer sey, aus Mecklenburg eine Correspondenz zu bekommen. Unsers Großherzogs K. H. erließ durch den Minister der geistlichen Angelegenheiten, dessen treu kirchliche Gesinnung zur Genüge bekannt ist, vor einigen Jahren eine Verfügung, wodurch die älteren Sonntagsgesetze mit einigen Relaxationen erneut wurden. Es mochten sich aber der Durchführung dieser Gesetze so viele Schwierigkeiten entgegenstellen, daß man sich veranlaßt fand, ein ganz neues Sonntagsgesetz den Ständen vorzulegen. Es wurde angenommen und unterm 8. August 1855 publicirt. (Wie ich höre, soll aber von der Meckl. Strelitz'schen Regierung das Verbot der Auslöhnung der Tagelöhner am Sonntag Morgen und einiges Andere ausgelassen seyn!) Ohne auf eine nähere Beurtheilung desselben einzugehen, müssen wir doch bekennen, daß dasselbe keineswegs den christlichen Forderungen genügt, ja sogar den sehr genauen Bestimmungen unsers Landeskatechismus theilweise geradezu widerspricht. Es sprach sich darum auf der Conferenz zu Parchim 1856 vielfach ein Bedenken gegen die anbefohlene zweimalige Verlesung des nochdazu sehr langen in's Detail gehenden Gesetzes von der Kanzel aus, welche nachdem auch vom Hochw. Oberkirchenrathe den Einzelnen freigestellt ist. Es will das Gesetz nicht als eine kirchliche, sondern als eine rein polizeiliche Verordnung angesehen seyn (wie auch das Register des Regierungsblattes dasselbe unter letzterm Rubrum aufführt). Die Tendenz des Gesetzes geht dahin, den in drückender Abhängigkeit stehenden bes. ländlichen Tagelöhnern den Sonntag möglichst frei zu machen. Ebendeßhalb ist es aber bei den hiesigen Verhältnissen und Zuständen so lobens- und dankenswerth. So lange dem Volke die physische Möglichkeit des Kirchenbesuches abgeschnitten wird, wie durch die fast allgemeine Unsitte der Herren geschieht, am Sonntag Morgen den Wochenlohn auszuzahlen, lebt es in der That unter pharaonischem Drucke, so wenig das manchem Verächter des Wortes zum Bewußtsein gekommen sein mag. Die Herren fühlen die Beschränkung, welche ihnen (freilich den abhängigen Leuten nicht) das Sonntagsgesetz auflegt, aber die Freiheit, welche es dem Tagelöhner gewährt, wissen sie nicht zu würdigen. Leider muß man gestehen, daß sie auch wohl wenig vom rechten Gebrauch dieser Freiheit von Seiten der Letztern zu sehen bekommen. Aber wie soll das so über Nacht kommen? Darum fragte kürzlich ein sonst einsichtsvoller Edelmann sehr wenig einsichtlich seinen Pastor: „Nun, sagen Sie mal aufrichtig, kommen die Leute denn nun fleißiger zur Kirche, seit sie am Sonntage nicht mehr ausgelöhnt werden?" — Wie sollten sie, nachdem sie ein halbes Jahrhundert, d. h. ihr Lebelang, von der Kirche völlig entwöhnt sind!?

Der Sturm der Majorität des Landtages auf das Sonntagsgesetz war eigentlich ein Widerruf dessen, was man früher wohl ohne Besinnung nach seiner Meinung zu gutmüthig bewilligt hatte. Wäre man nur klug gewesen, so hätte man jetzt geschwiegen und hätte noch den Ruhm kirchlicher Gesinnung behalten. Aber gleichsam in der Ernüchterung einen Angriff auf das gottgegebne heilige Recht des Volkes zu machen, zeugt von einer Gesinnung mancher Großen im Lande, über die man den Herrn von dem verachteten Altare aus rufen hört: „Schlage an den Knauf, daß die Pfosten beben; denn ihr Thun soll ihnen auf ihren Kopf kommen."

Die Hohe Landesregierung hat mit Festigkeit den Angriff zurückgewiesen. Der Herr erhalte und mehre ihr den Muth, auch ferner als christliche Obrigkeit für Seine Ehre und Seiner Kirche Förderung auf- und einzutreten!

Lausitz. An die Evangelischen Gemeinden der Ephorien Dobrilugk und Sonnewalde.

Gnade sey mit Euch von Gott, unsern Vater, und dem Herrn Jesu Christo! Amen.

Mit diesem Friedensgruße ist die Kommission der General-Kirchen-Visitation vor mehreren Monaten zu Euch gekommen, und wie Ihr ihn damals habt angenommen, so möge er auch jetzt durch dies Schreiben eine Stätte bei Euch finden. Gern denken wir zurück an die Wochen, in denen wir unter Euch das Evangelium des Friedens haben treiben dürfen. Wir erinnern uns gern an Eure festlich geschmückten Kirchen und an die zahlreich versammelten Gemeinden. Ihr habt die Visitationstage als Festtage gefeiert, und nicht Wenige von Euch haben oft beschwerliche Wege nicht gescheut, um die Predigt des göttlichen Wortes zu hören, auch hat es hier und da nicht an Zeichen gefehlt, daß das Wort bei Mehreren nicht nur ein offenes Ohr, sondern auch ein empfängliches Herz gefunden, und daß Gottes Gnade sich in jenen Tagen an Euch nicht unbezeugt gelassen hat.

Zu unserer Freude haben wir gehört, daß bei Euch die Kirchen in den meisten Gemeinden auch an den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen fleißiger, als in manchen andern Gegenden, besucht werden, daß auch die gute, christliche Sitte der Hausandacht sich noch in mehreren Familien erhalten hat, und daß auch das heilige Abendmahl im Ganzen würdig gefeiert und oft begehrt wird.

Mit Freuden und mit Bereitwilligkeit haben wir anerkannt, was sich bei Euch an löblicher und frommer Sitte erhalten hat, und preisen auch jetzt noch den Herrn dafür.

Aber, in Christo geliebte Gemeinden, um der Wahrheit willen dürfen wir Euch nicht verschweigen, daß wir neben dem Erfreulichen auch Manches gefunden haben, was wir nicht loben dürfen, und was uns Veranlassung gegeben hat, Euch zu bitten und zu ermahnen, den Kampf gegen die Welt, das Fleisch und des Teufels List, im Gehorsam gegen Gottes Wort und durch die Kraft Seiner Gnade, ernstlich und treulich zu führen, und auch jetzt dürfen wir Euch nicht verhalten, daß Ihr in vielen Stücken noch weit entfernt seyd von dem Ziele, welches allen wahren christlichen Gemeinden vorgesteckt ist. Und so fühlen wir uns denn gedrungen, Euch noch einmal zu bitten und zu ermahnen, um Eures Friedens und um Eurer ewigen Hoffnung willen, Euch immer mehr der heilsamen Gnade Gottes zu unterwerfen, die uns züchtiget, zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt.

Wir wissen, daß Einige unter Euch in den Tagen der Visitation es an guten Vorsätzen und an Entschließungen nicht haben fehlen lassen, und darum möchten wir durch dieses Schreiben Euch auf's Neue eine Anregung geben, in Fleiß und Treue Eure Berufung und Eure Erwählung fest zu machen. Wenn auch die Zahl derer, welche die christlichen Versammlungen verlassen, oder durch seltenes Erscheinen bei dem öffentlichen Gottesdienst ihre Gleichgültigkeit und Ge-

ringschätzung gegen Gottes Wort und Sakrament kund geben, in den meisten Gemeinden nicht so groß ist, als in manchen andern Gegenden, so hat doch die Visitations-Kommission die Besorgniß nicht zurück halten können, daß ein großer Theil mehr aus löblicher Sitte und Gewohnheit, als aus rechtem Herzensdrange die Kirchen besucht, und daß Vielen der volle Ernst fehlt, mit Furcht und Zittern ihr Seelenheil zu schaffen; darum treibt uns die Liebe Christi, Euch dringend zu ermahnen, Euch vor Gott zu prüfen, ob Ihr Euch nicht etwa mit dem bloßen äußern Scheine der Gottseligkeit begnüget, ohne daß Ihr die Kraft der Buße und der Gnade, die da ist in der Vergebung der Sünden, an Euren Herzen erfahren habt, und daß Euch darum die Früchte der Gottseligkeit in Eurem Leben und Wandel fehlen; der Herr bewahre Euch in Gnaden davor, daß auch nicht über Euch die Klage erhoben werde: „Dies Volk nahet sich Mir mit den Lippen, aber ihre Herzen sind ferne von Mir." Das ganze Leben des Christen soll ein Zeugniß von der Kraft der Gnade Jesu Christi, und ein lebendiges Dankopfer für Sein Erbarmen sein. Wir sollen nicht blos Hörer des Worts, sondern vielmehr Thäter desselben sein. Ein blos äußeres Christenthum ohne Herzensbekehrung und Erneuerung kann nur dahin führen, daß der Mensch sich selbst betrügt, und daß er in den gefährlichen Zustand des geistlichen Schlafes verfällt. Der Glaube ohne die Werke, ohne Kampf gegen die Sünde und ohne Wandel in Gottes Wegen, ist todt.

Bei einem solchen Christenthume ohne Leben und Kraft ist es denn auch nicht zu verwundern, daß so viele noch den Götzen der Welt dienen, und entweder dem zeitlichen und irdischen Gewinne nachjagen, ohne das Wort des Herrn zu bedenken, der da spricht: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele:" oder daß Viele sich der Vergnügungssucht ergeben, in üppiger Lust und sinnlichen Genüssen ihr Wohlsein zu finden meinen, und am Ende das Opfer größerer oder feinerer Fleischessünden werden und zeitliches Elend und ewiges Verderben über sich bringen. Denn es stehet geschrieben: „Die auf das Fleisch säen, werden vom Fleisch das Verderben erndten." Zu unserer großen Betrübniß haben wir unter Euch erfahren müssen, daß die traurigen Beispiele solcher Verirrungen nicht fehlen.

Wenn es aber auch Anderen gelingt, sich von groben Sünden frei zu halten und sich vor der Welt den Ruf äußerer Ehrbarkeit zu bewahren, so mag das in dem irdischen Leben Werth und Bedeutung haben; aber die Augen Gottes sehen das Herz an und vor Ihm gilt nur eine neue Kreatur. Die Selbstgerechtigkeit hilft nicht zum Seligwerden, und giebt im Tode nicht die Kraft, im Frieden dahin zu fahren. Die Selbstgerechten, die mit sich selbst zufrieden sind und Andere verachten, die ihre eigene Sünden nicht kennen und über Andere zu Gericht sitzen, werden das Reich Gottes nicht sehen.

Darum, Ihr Lieben, versuchet Euch selbst, ob Ihr im Glauben steht, prüfet Euch vor dem Angesichte Gottes, ob Euer Glaube sich lebendig erweiset durch ernsten Kampf in der Heiligung und durch fleißige Uebung in guten Werken. Und erfüllet unsere Freude, daß Ihr wachset in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, und zunehmet in der Gnade und der Erkenntniß unseres Herrn Jesu Christi,

daß Ihr immer mehr erfunden werdet als eine Gemeinde," „die nicht habe einen Flecken oder Runzel, oder deß etwas, sondern die heilig sey und unsträflich."

Insbesondere bitten wir Euch, Ihr Väter und Mütter in der Gemeinde, daß Ihr Eure Kinder auferziehet in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und sie schon frühzeitig dem zuführet, der sie mit Seinem Blute Sich zum Eigenthum erkauft hat, daß Ihr sie mit Ernst und Ermahnung anhaltet, die vergängliche Lust der Welt zu fliehen, und die Versuchungen und Gefahren für die Gesundheit des Leibes und den Frieden der Seele zu meiden, damit sie durch Eure Fürbitte und des Herrn Gnade vor Schaden und Verderben bewahret bleiben und Ihr an ihnen Freude und Wonne haben möget. Der barmherzige Gott bewahre Euer Herz vor Gram und Kummer an Euren Kindern! Auch die Seelen Eurer Dienstboten legen wir Euch noch einmal an das Herz. Fordert nicht blos ihre Arbeit, sondern habt ihre Seelen lieb und vergesset nicht, daß der Herr Euch zu Wächtern über sie gesetzt hat. Durch Ermahnung und Beispiel, und besonders durch Uebung der Gottseligkeit in Euren Häusern, haltet sie an zu einem rechtschaffenen Wesen in Christo, damit sie Euch nicht mit Seufzen, sondern mit Freuden dienen, und willig seyen, Euch zu gehorchen, da sie sehen, daß Ihr Gott fürchtet und Ihm dienet.

Ihr Jünglinge und Jungfrauen, wie wir Euch in unserer Gegenwart ernstlich ermahnet haben, so thun wir es auch jetzt durch dieses Schreiben, daß Ihr wandelt in der Furcht des Herrn und Eure Seelen rein erhaltet von sündlichen und unzüchtigen Gedanken, Euren Mund behütet vor Narrentheidingen und schandbaren Worten, und Euren Leib bewahret vor Sünden und Schanden, damit nicht solche unter Euch erfunden werden, die ihres Vaters Herzeleid und ihrer Mutter Grämen sind. Wachet über Euch, daß Ihr meidet die Lüste der Jugend und in der Versuchung könnet Widerstand leisten, damit Ihr den Frieden der Seele bewahret und einst den Schmuck der unvergänglichen Krone könnet tragen.

Endlich noch, Ihr lieben Alten, die Ihr bereits mit grauen Haaren dem Grabe entgegen geht! Die Zeit ist kurz. Suchet den Herrn, weil er noch zu finden ist. Des Herrn Geduld und Gnade, die Euch so lange getragen hat, wirke auch fernerhin in Euch, daß Ihr einst mit dem alten Simeon, wenn Euer Stündlein kommt, könnet in Frieden dahinfahren.

Indem wir diese Bitten und Ermahnungen in herzlicher Liebe Euch wiederholen und auf's Neue an Euch richten, grüßen wir Euch als Miterlöste und Miterben der seligen Hoffnung durch die Erscheinung der Herrlichkeit Jesu Christi, unsers Herrn, und befehlen Euch Gott und dem Wort Seiner ewigen Gnade, der da mächtig ist, Euch zu erbauen, und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiligt werden.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sey mit Euch Allen. Amen.

Berlin, den 29. December 1857.

Die Commission der General-Visitation für die Ephorien Dobrilugk und Sonnewalde.

Der General-Superintendent der Niederlausitz und der Neumark
Dr. Büchsel.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 24. Februar. № 16.

Zum Einzug in Berlin.

S. K. H. der Prinz Friedrich Wilhelm hat mit Höchstseiner Gemahlin, Victoria Adelaide Mary Louise, den feierlichen Einzug in Berlin gehalten. Sehr viel lauter Jubel, viel aufrichtige Verehrung und Liebe und gewiß auch herzliche Gebete haben die hohen Neuvermählten auf Höchstihrer ganzen Reise empfangen und begleitet. Es war aber ein hochgefeierter König, der nicht vom dem Worte loskommen konnte: „Es ist alles eitel, es ist alles ganz eitel!“ Das Wort überfällt die Seelen, die nicht vereitelt sind, gerade in den Tagen des Glückes und Ruhmes, und nichts demüthigt sie so sehr, als die äußere Erhebung. Damit erheben sie sich aber recht, daß sie nicht von der Last der Sinnlichkeit der Erden erdrückt werden, daß sie den „Sieg“ gewinnen. So hat's einst eine Preußische Fürstin bei ihrem Einzuge gemacht, deren Andenken wir hier kürzlich erneuen wollen. Es war auch eine Louise, auch eine rechte Victoria, wenn sie auch nicht so hieß, auch die Gemahlin eines Friedrich Wilhelm, die fromme Louise Henriette. Der große Kurfürst hatte erst kein Geld, seine Hochzeit fürstlich zu beschicken, der Krieg hatte ihn und sein Land verarmt. Er lieh sich von seiner Mutter dazu 3000 Thaler, welche dieselbe sich erspart hatte. Dann traf er im Herbste 1646 großartige Anstalten, seine hohe Braut mit fürstlichem Glanze einzuholen. Es wurden 300 Reiter und 500 Musketiere neu angeworben und prächtig ausgerüstet als Leibwache bei den Feierlichkeiten der Vermählung. Am 23. November ritt er mit derselben und einer glänzenden Dienerschaft feierlich im Haag ein. Der Braut Bruder, Prinz Wilhelm, eilte ihm mit 40 Staatswagen, worin die Vornehmsten des Oranischen Hofes saßen, eine weite Strecke entgegen. Louise stand auf dem Altan des Palastes, als der prächtige Zug ankam. Der Bräutigam grüßt hinauf, holdselig erwiedert die schöne, anmuthige Braut den Gruß, und alles Volk bricht in Jubel aus. Den 7. Decbr. war die Vermählung. Die liebliche Braut trug ein Kleid von Silberstoff, mit silbernen Spitzen durchweg besetzt. Sechs Gräfinnen trugen ihre Schleppe. In ihrem reichen, blonden Haare leuchtete die goldene Krone von Perlen und Diamanten. Nicht lange nach der Hochzeit begab sich der Kurfürst wieder nach Cleve zurück, wo er damals der Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück wegen residirte. Louise blieb noch zurück, um ihren kranken Vater zu pflegen, und damit nicht etwa der Abschiedsschmerz seine Gesundheit noch mehr erschüttern möchte. In großer Liebe und Aufopferung that das die junge Kurfürstin, bis der Kranke in ihren Armen starb im März 1647. Im Juni erst erfolgte die feierliche Heimholung nach Cleve. Von den Generalstaaten wurde ein feierliches Abschiedsgeleite gegeben. Nun folgte eine schöne, sonnige Frühlingszeit der Ehe. Das schöne Paar war durch herzlichste Liebe verbunden. Die junge Fürstinn gewann durch ihr holdes Wesen Aller Herzen. Wie sah es aber dabei in ihrem eigenen Herzen aus? Wie sah sie diesen Glanz und Ruhm, Glück und Ehre selbst an? Wir wissen, sie ist eine hochbegabte Dichterin gewesen. Jener Glanz- und Jubelzeit wurde bald vom Wehestande ein Ende gemacht. Ihr erstes und einziges Kind, der Erbprinz Wilhelm Heinrich, starb im Herbste 1649. Da sie den Leidenskelch nicht wegbeten konnte, sondern seine Bitterkeit schmecken mußte, sang sie diese weg, indem sie sich und der ganzen Evangelischen Kirche das Lied dichtete: „Jesus, meine Zuversicht.“ Ihr demnächst schönstes ist das ebenso allgemein verbreitete köstliche Bußlied: „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren.“ Auch dieses Lied ist ihr ganz aus der Seele geflossen. Denn sie war sehr streng gegen sich selbst in täglicher Selbstprüfung. Ihr stets wachsames Gewissen strafte sie um jede verlorne Minute der Gnadenzeit, um jeden eiteln Gedanken. In der Königl. Bibliothek zu Berlin wird ein merkwürdiges Zeugniß davon aufbewahrt unter dem Titel: Loysen Kurfürstinn von Brandenburg tägliches Bußgebet. Es ist sehr lang, aber durch und durch, über und über mit dem Geiste aus der Höhe gesalbt. In diesem Bußgebete begegnen wir den Grundgedanken ihres Bußliedes. Sie betet unter andern zu ihrem barmherzigen, getreuen Vater: „Ich bekenne Dir offenherzig, daß ich nicht werth bin aller Gnade und Barmherzigkeit, die Du mir erzeiget hast.“ „Ich bin verdorben von dem Hauptscheitel bis zur Fußsohle, und der sündliche Schlangenstich hat meine Seele so abscheulich gemacht, daß auch meine besten Gedanken, mein heiligstes Vorhaben vor Dir, o gerechter Gott, unrein und beflecket ist. Sollte ich aber darum zurücktreten und mich vor Deiner Herrlichkeit entsetzen? O nein, allerliebster Vater! wie wahr ich den Stachel der verdammten Sünde in mir fühle, wie wahr mein verzagtes Gewissen mir meine begangene Sünde fürstelle, je mehr will ich mich zu Deiner unendlichen Gnade

nahen, und zu Dir als dem einzigen Helfer und Erretter schreien." Aber von den Tagen äußerer und innerer Anfechtung, welche der Kirche ihre beiden Hauptlieder eingetragen, wollten wir eigentlich nichts sagen. Wir hatten oben erinnert an die Freudentage der Hochzeit und Einholung, und gefragt, wie es da möge im Herzen der gefeierten jungen Fürstin ausgesehen haben. Wir wissen es genau, sie hat auch diese Tage der Huldigung und Herrlichkeit mit einem geistlichen Liede geheiligt. Da es nicht in den Gesangbüchern steht, wozu es sich auch nicht eignet, so wollen wir es hier vollständig mittheilen.

1. Gott, der Reichthum deiner Güte,
Dem ich alles schuldig halt,
Ursacht, daß mir mein Gemüthe
Gegen dir in Freude wallt;
Meinen Wohlstand, meine Zier
Dank ich, Vater, innig dir,
Du hast reichlich Leib und Leben,
Ehr und Gutthat mir gegeben.

2. Wo sich hin mein Augen wenden,
Was mein Herz bedenken kann,
Da erkenn ich aller Enden,
Was du, Herr, bei mir gethan.
Leut und Länder ehren mich,
Berg und Thäler neigen sich,
Wild und Wald sammt seinen Flüssen
Liegen mir zu meinen Füßen.

3. Alles muß mein Wunsch gewinnen,
Alles krönt mich um und an,
Was ein Mensch vergnügter Sinnen
In der Welt begehren kann.
Ja, du hobest mich empor
Ueber meiner Feinde Thor;
Ihre Zunge muß sich schweigen,
Und ihr Stolz sich für mir neigen.

4. Solche Gnade will ich singen,
Meine Zunge soll allein
Gott, von deinem Lob erklingen
Du sollst stets mein Danklied seyn.
Deines großen Namens Ruhm
Ist mein bestes Eigenthum,
Hat mein Herz mir angefüllet,
Daß mein Mund auch davon quillet.

5. Du bist meine Burg und Stärke,
Wenn ein Unfall mich betrübt:
O, was große Wunderwerke
Hast du doch an mir verübt,
Und aus lauter Güte zwar,
Wahrlich meiner gelben Haar
Oder Würd und Unschuld wegen
Schweb ich nicht in diesem Segen.

6. Ich bin nichtig, Asch und Erde,
Meiner Sünden Gräuel macht,
Daß ich für dir schamroth werde;
Nähmst du zornig sie in Acht,
O so müßt ich nur vergehn.
Endlich muß auch ich entstehn
Bei der Motten Fraß nicht minder,
Als die andern Menschenkinder.

7. Sollt ich solcher Gnaden wegen
Dir nicht danken, wie ich weiß?
Weil dein Geist mein Herz wird regen,
Sollt du sein mein Lied und Preis,
Meine Freud und meine Kron
Und mein tausendfacher Lohn.
Was ich von dir werde singen,
Soll die Ewigkeit durchdringen.

8. Nur laß mich dein Gnadenzeichen
Auch bis an mein Ende seyn,
Und dein Heil nicht von mir weichen,
Ob ich ausgeh oder ein.
Zeuch voraus mir die Begier
Aus der Zeit hinauf zu dir;
Daß ich an der Welt nicht klebe,
Sondern allzeit um dich schwebe.

9. Laß mich stets mehr himmlisch werden,
Daß ich hasse Welt und Zeit,
Und ein Feind sey dieser Erden,
Daß mir ihre Herrlichkeit,
Ihre Zier und falsche Lust
Sey ein lauter Staub und Wust:
Kann ich nur mit Glaubens-Sinnen
Dich, mein wahres Gut, gewinnen.

Der Herr schaffe und erhalte unserm theuren Königshause fort und fort Glieder, welche diese Lieder seiner Vorfahren beten. Er schaffe und erhalte ihm viele Unterthanen, welche mit dem alten Kirchengebete von Herzen beten: „Setze sie bei gesundem und langem Leben zum beständigen Segen und christlichem Vorbilde deinem Volke für und für." —

Wilhelm Bedell, Bischof von Kilmore in Irland.

(Fortsetzung.)

In die größten Schwierigkeiten verwickelte sich B. als er es unternahm, den Mißbräuchen in der Gerichtsbarkeit entgegenzutreten, welche in seinem Namen geübt wurde. Sein Kanzler hatte seine Stelle von dem vorigen Bischof gekauft. Er meinte nichts Unrechtes zu thun, wenn er daraus einen möglichst großen Vortheil zu ziehen suchte. Die anderen Beamten gaben ihm darin nichts nach und so war der ganze Geschäftsbetrieb bei dem geistlichen Gerichte auf Geldschneiderei gerichtet. Es ist eine alte Erfahrung, daß die, welche die Justiz kaufen, sie auch verkaufen wollen. Der Bischof bemerkte, daß man ohne Bedenken Geschenke annahm, daß man für Geld sogar Erlaß der kirchlichen Bußen gewährte und also zurückkehrte auf den Weg des Ablasses, welcher den ersten Anstoß zur Reformation gegeben hatte. Er sah mit Schmerz, daß seine Beamten recht geflissentlich darauf ausgingen, die Zahl der Processe ins Unendliche zu vermehren, um sich an den Sporteln zu bereichern, daß man selbst die Excommunication zum Gegenstande der Speculation und des Gelderwerbes machte. In einem Briefe an den Erzbischof von Canterbury, den durch seinen Einfluß auf den König (Karl I.) damals sehr mächtigen Laud, sagt B.: „Der allgemeine Zustand unserer Angelegenheiten ist so traurig,

daß ich es nicht wage ihn zu schildern. Einige unserer Gegner haben mir die Frage vorgelegt, in welchem Buche und in welcher Schule ich gelernt habe, daß man die Seelen und die Religion verkaufen dürfe, wie wir es thun. Ich habe geantwortet, ich hätte das nirgends anders gesehen, als in dem Buche des Mantuanus, welcher sagt, es gebe einen Ort in der Welt, wo der Himmel und Gott selbst verkäuflich ist." *)

B. war nicht der Mann, bei müßigen Gefühlen und wohlfeilen Herzensergießungen stehen zu bleiben, womit leider so manche im Angesichte schreiender Mißbräuche und Schäden ihrem Gewissen genug zu thun glauben. Er beschloß alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Ausrottung des Uebels anzuwenden. Er nahm eine gewisse Anzahl von Geistlichen mit sich und setzte sich selbst auf den Richterstuhl, um die Sachen zu verhören und das Urtheil nach Anhörung seines Conseils zu sprechen. So erledigte er viele Processe in wenig Zeit und erlöste das arme Volk aus der Unterdrückung. Niemand fühlte sich beschwert als der Kanzler und die anderen Beamten. Der erstere verklagte den Bischof beim Kanzleigerichte wegen Eingriffe in seine Amtsbefugnisse. Die anderen Bischöfe dankten B. für das, was er unternommen, ermunterten ihn sich nachdrücklich zu vertheidigen und versprachen ihm beizustehen, da es sich in Wahrheit um die Hälfte der Amtswirksamkeit der Bischöfe handle. Aber von der andern Seite thaten sich auch alle Kanzler in Irland zusammen. Die mächtigen Gründe, welche B. für sein Verfahren anführte, machten auf den Großkanzler von Irland keinen Eindruck, der selbst seine Stelle für schweres Geld gekauft hatte, er bestätigte das Recht der Offiziale und verurtheilte den Bischof in die Kosten. Daß solcher Erfolg ihm nicht unerwartet kam, nicht außerhalb seiner Berechnung lag, erhellt aus einem Schreiben, welches er in dieser Angelegenheit an den Erzbischof Usher richtete und welches treffliche Lehren enthält für diejenigen, welche sich in ähnlichen Lagen befinden. Er sagt darin u. A.: „War es denn nicht besser mich ruhig zu halten, zu studiren und zu beten, als daß ich mich in solche Ungelegenheiten stürzte? Solche Erwägungen stellte ich im Anfange meines Episcopats an und faßte den Entschluß, die Mäßigung und Geduld durch mein Beispiel zu predigen, aber bei dem Unrecht, welches die Beamten meines Hofes verüben und bei den Klagen, welche darüber von allen Seiten einlaufen, konnte ich nicht unempfindlich bleiben. Das Volk, welches die Mysterien des Glaubens nicht zu ergründen vermag und welches sehr empfindlich ist in dem Punkte seiner zeitlichen Interessen, wird durch solche Dinge geärgert. Sich jener Verpflichtung entledigen, ohne etwas zu thun, heißt nichts Anderes, als mit Fleisch und Blut zu Rathe gehen. Ich muß mir also den Proceß gefallen lassen und den Ausgang dem Willen Gottes anheimstellen. Kann ich zu meinem Ziele gelangen, so werden meine armen Diöcesanen den Vortheil davon haben, und wenn ich unterliege, so werde ich doch die Genugthuung haben, meinen

*) Coelum est venale Deusque.

Mitbrüdern zu zeigen, daß ich gesucht habe, die Mißbräuche abzustellen; mein Gewissen wird mir das Zeugniß geben, daß ich meine Pflicht vor Gott und den Menschen erfüllt habe."

Sobald es Ernst mit der Sache wurde, zogen sich die übrigen Bischöfe scheu zurück und leisteten ihm nicht den mindesten Beistand. Der Erzbischof stellte sich Anfangs ihm zur Seite, da aber der Handel eine üble Wendung nahm, erklärte auch er, die Strömung sey zu stark, er könne ihr nicht länger widerstehen. B. dankte ihm dafür, daß er sich bis dahin seiner angenommen, und sagte ihm, daß er mit Gottes Hülfe entschlossen sey zu versuchen, ob er sich selbst aufrecht halten könne. Bei der Rückkehr in seine Diöcese fuhr er, ohne Rücksicht auf das Urtheil und die angedrohten Strafen zu nehmen, fort die Justiz auszuüben, wie er angefangen hatte. Denn da er überzeugt war, daß es sich hier um eine der Obliegenheiten seines Amtes handele, so hätte er lieber den Tod erlitten, ehe er das geringste gethan hätte, was sein Gewissen verwunden konnte. Der Kanzler hatte vierhundert Thaler Kosten zu fordern, zu welchen der Bischof verurtheilt war, aber sey es nun, daß er eine geheime Weisung von den Machthabern erhalten hatte, oder daß das Gewissen ihm gerührt wurde, er machte seine Forderung nicht weiter geltend. Er nahm sich einen Stellvertreter, dem er aufgab, überall im Einklang mit dem Bischof zu handeln. Er hatte solche Hochachtung gegen ihn, daß er mehrere Jahre später zu Clogy sagte, er glaube nicht, daß in der Welt ein Prälat gleich B. zu finden sey, wäre er nicht durch eine überlegene Gewalt gehemmt worden, so würde er die Bischöfliche Gerichtsbarkeit den Händen der Kanzler entrissen haben.

B. hob nun die Taxen und Kosten auf, welche dem Volke beschwerlich waren und es so lange gereizt hatten. Er übte gute und kurze Justiz ohne Ansehen der Person, und wenn öffentliche Sünder ihm dargestellt wurden, um die Censur zu empfangen, so suchte er sie zur wahrhaftigen Buße zu erwecken, und verhängte die Züchtigung nur über sie in der Weise eines Vaters, welcher nicht die Verzweiflung will, sondern die Besserung.

Er sah mit Kummer, daß die Engländer die Eingebornen stets vernachlässigt hatten, daß der Clerus sie kaum als Gegenstand seiner Sorge betrachtete, und sie gern der Leitung der Römischen Priester überließ, auf nichts weiteres bedacht, als nur die Zehnten zu erhalten. Er beklagte das Unglück dieser Nation, welche meist zu Leitern nur Unwissende hatte, die nichts Anderes verstanden, als nur ihre Messen zu lesen, gewöhnlich ohne sie zu verstehen, und nichts zu lehren wußten als das Lateinische Vaterunser und Ave Maria. Der Zustand Irlands war in der That damals bejammerungswürdig für den, welcher den Werth der durch das Blut des Erlösers erkauften Seelen kannte. B. war von dem Gedanken durchdrungen, daß er sich mit einem Apostolischen Eifer der Bekehrung dieses Volkes widmen müsse, nach dessen Meinung das Christenthum nur darin bestand, sich den Geistlichen zu unterwerfen, hier und da zur

Beichte zu gehen und den Zehnten zu bezahlen. Er richtete sein Augenmerk besonders auf die Priester, in denen er die geeignetsten Werkzeuge zur Einwirkung auf das Volk erkannte. Es gelang ihm mehrere zu gewinnen, die ihm soviele Beweise einer aufrichtigen Bekehrung gaben, daß er glaubte, ihnen Pfründen ertheilen zu können. Daran stießen sich Viele. Sie meinten, diese Neubekehrten hätten noch die Römische Religion im Herzen und ihre Heuchelei mache sie gefährlicher, als sie es vordem gewesen. Aber der Bischof ließ sich dadurch nicht stören. Er war so glücklich in seiner Wahl, daß unter allen, die er beförderte, nur einer später wieder abfiel und in der Zeit der Empörung sich sogar an der Plünderung und Ermordung der Engländer betheiligte. Auch auf ein benachbartes Mönchskloster gewann B. Einfluß. Er ließ einen kleinen Catechismus von einem Bogen, auf der einen Seite Englisch, auf der anderen Irisch, drucken, welcher die wichtigsten Glaubenswahrheiten enthielt, dann einige Gebete und eine Sammlung von Schriftsprüchen. Er verbreitete ihn in seiner ganzen Diöcese und viele Irländer nahmen ihn mit Freude auf.

B. legte sich auf Erlernung der Irischen Sprache und obgleich er zu alt war, um sie sprechen zu lernen, so verstand er sie doch so wohl, daß er eine vollständige Grammatik abfassen konnte, welche die erste unter den vorhandenen seyn soll. Mit Rücksicht auf seine Neubekehrten ließ er jeden Sonntag die öffentlichen Gebete in Irischer Sprache verlesen und war dabei selbst zugegen. Er befahl jedem Geistlichen seiner Parochie Schulen zu errichten, worin die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet wurden. Das Neue Testament und die Liturgie hatte man bereits ins Irische übersetzt. Er war bemüht, auch eine Uebersetzung des A. T. zu Stande zu bringen. Er übertrug dies Werk einem gewissen King, einem Manne von 70 Jahren, der wenige Jahre vorher übergetreten war und der als der beste Irische Schriftsteller seiner Zeit galt. Um in ihm einen heiligen Eifer zu erwecken, ertheilte er ihm die Ordination und versah ihn mit einer Pfründe. Er ließ ihn nach der Englischen Uebersetzung arbeiten und übernahm selbst die Revision, indem er die Irische Uebersetzung mit der Englischen verglich und diese mit dem Grundtexte, mit der Uebersetzung der 70 und zuweilen mit der Italienischen von Diodati, welche er sehr schätzte. Er war überzeugt, daß heilige Schrift und Reformation Hand in Hand gingen. Er gedachte eines Wortes, welches der berühmte Prediger in Venedig, Fra Fulgentio, gesprochen: wenn der Heiland der Welt jetzt die Frage erhöbe: „Habt ihr nicht gelesen," so würden die Völker antworten können, sie haben nicht gelesen, weil man es ihnen verboten habe. Er hielt sich für verpflichtet, diesem vom Papste ausgegangenen Verbote nach Kräften entgegenzuwirken. Das Werk wurde in wenig Jahren vollendet. Als er aber daran ging, es auf seine Kosten drucken zu lassen, stellten sich große Hindernisse ein. Die Römischen Priester bemerkten die drohende Gefahr und ergriffen ein klug ausgesonnenes Mittel, ihr zu begegnen. Sie boten Alles auf, den Uebersetzer in schlechten Ruf zu bringen und ihn als völlig ungeeignet zu dieser Arbeit darzustellen. Es gelang ihnen, den Statthalter, den Erzbischof von Canterbury und andere einflußreiche Männer mit Mißtrauen zu erfüllen. Alle Gegenvorstellungen B.'s richteten nichts aus. Dennoch aber würde er seinen Plan durchgesetzt haben, wenn nicht die Irische Revolution ausgebrochen wäre. Die Uebersetzung aber wurde aus diesem Schiffbruche gerettet und geraume Zeit nach dem Tode des Bischofes durch den Eifer des bekannten Boyle zum Drucke befördert.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

Was Ihre Aufforderung anbetrifft, über den kirchlichen Zustand meiner Nähe zu berichten, so bin ich außer Stande, derselben zu genügen, nicht sowohl weil es mir dazu an Stoff, sondern weil es an Freudigkeit fehlt. Ueber solche Dinge spreche ich zu Solchen, von denen ich weiß, daß sie mich verstehen. Wäre der Kampf heute wie ehemals gegen Schultheß, Schuderoff, Röhr, Paulus, dann könnte man leichter Muth zum offenen Kampfe haben; aber der kirchliche Kampf ist heute ein Kampf von bekenntnißlosen und bekenntnißtreuen Kindern Gottes, und führt so oft dazu, daß Glieder vom Leibe Christi sich nicht nur gegenüberstehen, sondern auch oft als Feinde gegenüberstehen. Ich traue meinem Herzen es nicht zu, daß es bei offener Aussprache dessen, was es nicht billigt, doch dabei die volle Liebe zum Gegenüberstehenden bewahre, an der der Herr die Seinen erkennen will. Das ist der Grund, weshalb ich dergleichen nicht schreiben kann. Ich bedaure die bekenntnißlosen Brüder, daß sie in ihrer Weitherzigkeit manches Schlangengemüth in brüderlicher Liebe umfassen. Sie bedenken nicht, daß der Umschwung in der Theologie, von dem der ehrwürdige Dr. Tholuck jüngst sprach, eigentlich ein Umsprung gewesen, bei dem man aus dem Unglauben in den Glauben sprang und die Buße dabei übersprang. Diese unbußfertige, hochgespreizte, neue, gläubige Theologie ohne Buße, welche die Sprache Kanaans redet, ohne von den Kämpfen mit Kananitern und Pheresitern zu wissen, ist mir nicht eben lieb, ich traue ihr nicht. Wer vor dreißig Jahren seinen stolzen Nacken im Namen Jesu beugte, war Jesu Eigenthum; heut ist es anders, es ist feine Sitte geworden, von Jesu zu reden. Aber es werden Zeiten der Sichtung kommen, sie stehen vielleicht sehr nahe, und dann wird sich's zeigen, wie man's gemeint hat.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 27. Februar. № 17.

Wilhelm Bedell, Bischof von Kilmore in Irland.

(Schluß.)

Mit der Festigkeit, welche B. namentlich in der Stellung bewährte, die er gegen die Katholische Kirche einnahm, war bei ihm ein Geist der Mäßigung verbunden und eine Abneigung gegen die in seiner aufgeregten Zeit so beliebten Extreme. Diese zeigte er z. B. in der Sache des Bischofes Adair von Killala. Dieser war wegen gewisser Aeußerungen in Anklagestand versetzt worden, wodurch er den unbedingt wegwerfenden und verdammenden Urtheilen über die Schottischen Covenanters entgegentrat, nicht als ob er ihre Grundsätze gebilligt hätte, sondern nur aus Liebe zu seiner Heimath und seinen Landsleuten, denn er war ein Schotte von Geburt. B. gab bei der Verhandlung der Sache seine Stimme dahin ab, die Anklagen beträfen in keiner Weise die Eigenschaften eines Bischofes, welche in den Briefen des heil. Paulus an Timotheum und Titum hervorgehoben werden, auch würde die Verurtheilung in Widerspruch stehen mit der gesammten altkirchlichen Praxis. Er trug auf völlige Freisprechung an. Indessen der politische Parteigeist trug den Sieg davon. Der Bischof wurde abgesetzt. Doch fand sich bald für ihn eine andere Stelle. Adderton, Bischof von Waterford, stand in dem Verdachte, daß er sich durch Simonie seine Würde verschafft habe. Er wußte aber nach Weise der Heuchler seine Schuld hinter seinem guten Aeußeren zu verstecken. Wie er überall sich den Machthabern äußerst gefällig erwies, so war er auch in der Sache des Bischofes von Killala sehr strenge gewesen und hatte viel zu seiner Verurtheilung beigetragen. Es dauerte nicht lange, so wurde er des Verbrechens angeklagt und überwiesen, welches einst die Rache des Himmels über Sodom und Gomorrha herbeirief. Er wurde zum Tode verurtheilt und öffentlich hingerichtet, nachdem er, soweit Menschen sehen können, Zeichen einer aufrichtigen Buße gegeben. Im Vergleich mit diesem ungeheuren Verbrechen stellte sich die Schuld des Bischofes von Killala in einem anderen Lichte dar. Man fühlte, daß man ihm Unrecht gethan und gab ihm das Bisthum von Waterford.

Dem leidenschaftlichen Parteiwesen seiner Zeit, welches durch seine Aergernisse dem Unglauben so großen Vorschub geleistet hat, trat B. auch in seinen Predigten offen entgegen, die er zweimal regelmäßig an jedem Sonntage über das Evangelium und die Epistel hielt und außerdem noch vor der nachmittägigen Predigt eine Catechisation. (In der äußeren Haltung, welche er beobachtete, wenn er zur Kirche ging, hatte er stets das Wort vor Augen: „Habe Acht auf deinen Fuß, wenn du in das Haus Gottes gehst.") In einer Predigt über das Wort des Herrn: lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, sprach er u. A.: „Man sagt, daß Alexander, da er die Schimpfreden eines seiner Soldaten gegen seinen Feind Darius gehört hatte, tadelnd zu ihm sprach: Mein Freund, ich nehme dich in meinen Sold, um Darius zu bekämpfen und nicht um ihn unwürdig zu behandeln, wie du es thust. Wahrhaftig, Jesus Christus, unser Hauptmann, dankt es denen wenig, die also ihre Gegner behandeln, und wenn er noch auf Erden wäre, so würde er ihnen wohl sagen: ihr thut wohl daran, daß ihr den Papismus widerlegt und euch dem Antichrist, meinem Feinde, widersetzt, und ebenso allen Secten, aber dazu habe ich euch nicht berufen, daß ihr sie mit Worten mishandeln sollt."

Eingehend spricht er sich über die richtige Stellung zur Römischen Kirche in einer gedruckt vorliegenden Predigt aus über die Worte: gehet aus von Babel, mein Volk. Er folgt darin der Tradition der Reformirten Kirche, daß unter der Babel der Offenbarung die Römische Kirche zu verstehen sey, aber er behauptet, daß es innerhalb dieser Kirche viele wahre Christen gebe. Denn sie habe die wahrhaftige Taufe und diese, als das Sacrament der Einweihung und des Gnadenbundes, mache die, welche sie empfangen, zu Gliedern Jesu Christi. „Der Gnadenbund wird dort publicirt, wenn auch in einer unvollkommnen und seiner Reinheit wenig entsprechenden Weise. Man predigt die fundamentalen Wahrheiten des Christenthums, man redet von der Sünde, man verkündet die Erlösung Jesu Christi, man empfiehlt den Glauben, und es gibt solche, die durch Gnade den Glauben wirklich haben. Denn die Berufung und das Wort Gottes sind nicht immer ohne Wirkung. Wo aber der wahre Glaube ist, da auch der glückliche Uebergang vom Tode zum Leben und wer glaubt, hat das ewige Leben. Man wird vielleicht sagen, daß der Glaube, wie man ihn in der Katholischen Kirche definirt und welchen man den Katholischen nennt, kein anderer ist, als der, welcher sich auch in den Teufeln finden kann. Ich aber antworte, daß man die Religion nicht den Regeln der Logik dienstbar machen darf. Wer keine gute Definition von der Seele zu geben vermag, ist

deshalb nicht ohne Seele. Und ebenso können auch diejenigen, welche den Glauben nicht gut zu definiren wissen, ihn deshalb doch haben. Wenn der Glaube ein Vertrauen auf Gott und eine Einigung mit ihm ist, so gibt es in Wahrheit in der Römischen Kirche Viele, die ihn haben, die Liebe unsers Herrn Jesu Christi ist in ihr Herz eingegraben, und die, welche diesen göttlichen Erlöser lieben, werden von Ihm geliebt und von seinem Vater. Da das wahrhaftige Kennzeichen der Liebe Gottes das ist, daß man seine Gebote hält, so findet man unter ihnen die Ausübung der Tugenden und nach Maaßgabe der Einsichten die Zartheit des Gewissens und die Unterwerfung unter Gott. — Wenn man sagt, daß die Römische Lehre von dem Verdienste der Werke meine Behauptungen zunichtemacht, so antworte ich, daß das eine Schulmeinung ist, und daß eine Seele, die zur Selbsterkenntniß gelangt ist, sich gern auf die Seite des Zöllners stellen wird, der an seine Brust schlug und sprach: Gott sey mir Sünder gnädig. Ich hörte einst (ohne Zweifel in Venedig) ein Mitglied der Römischen Kirche sagen: Lasset diejenigen, die mit wenig Sünden beladen sind und viel gute Werke thun, durch dieselben Genugthuung leisten für ihre Fehler, ihr aber seyd überzeugt, daß ihr gar wenig zur Befriedigung der göttlichen Gerechtigkeit thun könnt, der kann nur das Verdienst Jesu Christi ein Genüge leisten; nehmet euere Zuflucht zu den Mühen, Beschwerden, Schmerzen und zu der unaussprechlichen Liebe, womit dieser göttliche Erlöser sich für uns in den Tod gegeben hat. Dort werdet ihr ein hinreichendes Lösegeld finden für die Größe eurer Verschuldungen. Was ihr thut und was ihr leidet, das bietet nicht dar zur Sühne für eure Vergehungen, sondern nur aus Liebe und aus Unterwerfung gegen dies unendliche Wesen." Ich hatte in England einen Edelmann zum Nachbarn, der als Römischer Katholik gelebt hat und gestorben ist. Er fragte mich eines Tages, welches der schlimmste Vorwurf sey, den man den Seinigen machen könne? Ich antwortete, es sey dies die Lehre von dem Verdienste der Werke, auf die man nach der Behauptung des Cardinals Bellarmin sein Vertrauen setzen könne und welche das ewige Leben verdienen, nicht blos in Kraft der Verheißungen und des Bundes Gottes, sondern an sich selbst und durch ihre eigne Vortrefflichkeit. Er antwortete, Bellarmin sey ein gelehrter Mann, welcher vielleicht stattlich vertheidigen könne, was er geschrieben habe, für seine Person hoffe er nur durch die Verdienste des Erlösers erlöst zu werden; er werde versuchen, gute Werke zu thun, so viel er irgend im Stande sey, sie mögen dann gelten, soviel als sie gelten können, valeant quantum valere possint. — Man kann sagen, daß es in der Römischen Gemeinschaft grobe Irrthümer gibt, offenbare Abgöttereien, abscheulichen Aberglauben. Aber der Irrthum und die Unwissenheit, wenn sie nur nicht accentuirt werden, können sich wohl vertragen mit dem wahren Glauben an Jesum Christum, und wenn man glaubt, daß es für gewisse Sünden dort eine wahrhaftige Buße gibt, einen aufrichtigen Schmerz, Gott beleidigt zu haben, weil die Sünde ihm mißfällt, so wird man gestehen müssen, daß die, welche also zerknirscht sind, auch unbewußt Leide tragen über die Fehler, die ihnen unbekannt sind. — Wie viele Tausende von Christen gibt es aber in dem neuen Babel, die ihre Irrthümer nicht annehmen. Sie sind überzeugt von der Menge der Mißbräuche in ihrer Gemeinschaft, sie erkennen, daß sie der Reformation bedarf, aber weil sie in ihrem Schooße geboren sind, so glauben sie, daß es nicht Recht sey, ihre Mutter in ihrer Schwachheit zu verlassen. Sie gehören zu dem Volke Gottes, obgleich der Stand ihrer Gefangenschaft sie sehr großer Gefahr aussetzt. — Aber man nennt uns Ketzer, Apostaten, Revolutionäre, Hunde u. s. w. Man verfolgt uns mit mehr Wuth und Erbitterung, als die Juden und die Türken. Aber lasset uns unsere Liebe gegen sie beweisen, lasset uns sie mit Geduld tragen, wie wir unsere Freunde oder unsere Kinder tragen, wenn sie im Wahnsinn oder in der Fieberhitze uns Schmach anthun. Denken wir daran, daß sie, wenn sie das Volk Gottes sind, Gegenstand unserer Liebe seyn müssen, wenn sie auch gegen uns keine haben."

Daß B. in so wahrhaft katholischem Geiste die sich Katholisch nennende Kirche betrachten konnte, das verdankte er wohl besonders seinem Aufenthalte in Venedig, bei dem sich das Bild des P. Paul und seiner Genossen tief seiner Seele eingeprägt hatte; hätten ihm blos seine Irischen Erfahrungen zu Gebote gestanden, so wäre seine Stellung wohl eine minder normale gewesen. Die Hauptsache aber ist, daß die Englische Episcopalkirche einen richtigern Maaßstab besitzt zur Würdigung des Katholizismus, weil sie nicht wie die anderen reformirten Gemeinschaften in Großbritannien im Verhältnisse zu ihm das andere Extrem darstellt. In vieler Beziehung in gleichem Verhältnisse mit der Englisch-Bischöflichen, befindet sich hier die Lutherische Kirche.

B. predigte oft in seinem Bischöflichem Gewande, aber nicht immer und selten Nachmittags. Er hatte kein Gefallen an pomphaften musikalischen Aufführungen. Er sagte, sie kitzeln zu sehr das Ohr, und rauben dem Geiste die ernstliche Andacht, welche das geistliche Lied und die innerliche Melodie sey, woran Gott vor Allem Wohlgefallen hat. Aus dem Uebermaß von Ceremonien und selbsterwählten Gottesdiensten, welche er während seines Aufenthaltes in Italien wahrgenommen, schloß er, daß man sehr vorsichtig gegen den Anfang dieser Krankheit seyn müsse, welche für die Religion das sey, was die Wassersucht für den Leib. Er ließ die öffentlichen Gebete nicht in seiner Familie lesen, weil er sie für mehr geeignet hielt für den öffentlichen Gottesdienst.

Wir kommen jetzt zu der Zeit, in der sich das Leiden des Erlösers in dem Leben seines Knechtes nachbildete. Im Jahre 1641 brach der furchtbare Aufstand der Irischen Katholiken aus, dessen Gräuel kaum von den Ostindischen Meuterern überboten worden sind. „Sie peitschten viele zu Tode, andere zogen sie nackt aus und trieben sie wie Herden ins Gebirge, andere ersäuften sie oder stürzten sie von Bergen oder zerstückelten sie. Männer wurden absichtlich in Gegenwart ihrer Frauen ermor-

det, Jungfrauen vor den Augen ihrer nahen Verwandten geschändet. Ungefähr 50000 Menschen wurden in wenig Tagen erschlagen." Anstifter des Aufstandes waren die meist in Spanien gebildeten Priester. Römischer Ketzerhaß und Spanische Grausamkeit wirkten zusammen. Die Zeitumstände stellten sich ihnen als sehr günstig dar, England war damals durch Factionen zerrissen.

Während die Verfolgung rings um ihn wüthete, blieb B. mehrere Wochen ganz unangefochten. Viele seiner Nachbarn suchten in seinem äußerlich ganz wehrlosen Hause ihre Zuflucht. Er wies keinen ab, sondern nahm sie mit herzlicher Liebe auf und gab ihnen Theil in gleichem Verhältniß mit seiner Familie an allen seinen Vorräthen. Er stellte ihnen vor, daß sie in einer so dringenden Gefahr keine Hülfe von Menschen zu erwarten hätten. Er ermahnte sie, ihr ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen, sich zu ihm zu bekehren und sich auf den Tod vorzubereiten, den sie in jedem Augenblick zu erwarten hätten. Man brachte die Zeit in Gebet und Fasten zu, welches letztere erst ein freiwilliges, später ein gezwungenes war. Die Empörer konnten der Sanftmuth nicht widerstehen, die er ihnen bei jeder Begegnung bezeugt hatte. Er war der Einzige in der Grafschaft Cavan, den man für jetzt noch in Ruhe ließ, nicht blos in seinem Hause, sondern auch auf seinem Kirchhofe und in seiner Kirche. Diese waren mit armen Verfolgten angefüllt, die zum Theil wenig Tage vorher im Ueberfluß gelebt hatten und nun froh waren, wenn sie nur ein Bündel Heu oder Stroh zum Nachtlager hatten. B. wurde nicht müde sie zu ermahnen, daß sie ihre Zuflucht zu Gott nehmen sollten. Am ersten Sonntage nach der Eröffnung dieses blutigen Schauspiels predigte er über den dritten Psalm, verfaßt von David während der Empörung Absalons. Seine Zuhörer waren sehr niedergeschlagen, überall Seufzer und Thränen, er aber zeigte sich so entschlossen und standhaft, daß es eine tiefgehende Wirkung auf die Herzen hatte, als er die Worte des Psalmes aussprach: „Du aber, Herr, bist Schild um mich, meine Ehre und der mein Haupt emporhebt. Ich lege mich nieder und schlafe ein, ich erwache, denn der Herr unterstützet mich. Ich fürchte mich nicht vor viel tausenden, die sich umher wider mich legen," und ebenso den Schluß des Psalmes: „Bei dem Herr findet man Hülfe, über dein Volk dein Segen!" Am folgenden Sonntage predigte er über die Worte Micha's: „Freue dich nicht meine Feindin, daß ich darniederliege, ich werde wieder aufkommen, und so ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht. Ich will des Herrn Zorn tragen, denn ich habe wider ihn gesündigt, bis er meine Sache führe und mir Recht schaffe."

Vom 23. October an, dem Tage an dem der Aufstand anfing, bis zum 18. December, erfreute sich B. mit Allen, die in seinem Hause Zuflucht gesucht hatten, einer vollkommenen Ruhe. Da aber ließen die Aufständischen ihm entbieten, daß er die Flüchtlinge, welche bei ihm herbergten, verabschieden müsse. Er aber weigerte sich dessen und war entschlossen mit ihnen zu leben und zu sterben. Die Abgesandten erwiderten ihm, da er

niemanden etwas zu Leide und vielen Gutes gethan habe, so achte man ihn mehr als irgend einen Engländer in Irland; aber sie hätten Befehl von dem Staatsrath zu Kilkenny empfangen, sich seiner Person zu bemächtigen, wenn er sich weigere, die Leute in seinem Hause zu entlassen. Er antwortete nur mit den Worten des Jeremias: „Siehe, ich bin in euren Händen, ihr mögets machen mit mir, wie es euch recht und gut dünket, der Wille Gottes geschehe." Sie nahmen ihn also, mit seinen beiden Söhnen und Clogy und führten sie ins Gefängniß, in das Schloß Lochwater, welches ein kleiner Thurm ist, mitten in einem See gelegen, ungefähr 300 Schritt vom Ufer. Es wurde ihnen nicht erlaubt das Mindeste mit sich zu nehmen: der Katholische Titular-Bischof (er führte den Namen Swiney mit Recht) nahm sogleich Besitz von allem Eigenthum B.'s und las am folgenden Sonntage die Messe in der Kirche. B. ließ man wegen seines hohen Alters reiten, auch verschonte man ihn mit den Fesseln, in welche die drei Anderen geschlagen wurden, weil die Wächter bei ihrer beständigen Trunkenheit fürchteten, sie möchten die Gelegenheit wahrnehmen und sich des Schlosses bemächtigen. Nach einigen Tagen aber nahmen sie ihnen die Fesseln ab und beunruhigten sie nicht in ihren Andachtsübungen, welche ihr einziger Trost waren. Das Gemach, in dem sie sich befanden, war in einem elenden Zustande, schlecht verschlossen, und aller Unbill des Wetters in dem strengen Winter ausgesetzt, wodurch ihr Elend einen großen Zuwachs erhielt. Die Wächter gaben zwar den Gefangenen genug Nahrungsmittel, aber weil sie sich gar wenig auf die Kochkunst verstanden, dienten sie ihnen nur dazu, sich vor dem Hungertode zu schützen. Sie blieben aber alle stark im Geiste, sie litten nicht in der Weise der Uebelthäter, sondern als Leute, die es nicht für eine Schande hielten, das Kreuz des Erlösers zu tragen und die sich in ihm erfreuten. Der Bischof namentlich duldete den Raub aller seiner Güter und das Gefängniß mit Freuden, indem er dachte, daß diese kurze Trübsal ihm bald den Eingang gewähren würde in eine über alle Maaßen große Herrlichkeit. Da der Tag nach seiner Gefangennehmung ein Sonntag war, so predigte er seiner kleinen Herde über die Epistel des Tages. Zu dieser gehörte auch ein Gutsbesitzer, der sich vom Zimmermann in die Höhe gearbeitet hatte und sich den Gefangenen dadurch sehr nützlich erwies, daß er durch die Verarbeitung einiger alter Bretter ihnen Schutz gegen Wind und Wetter verschaffte. Da am Weihnachtstage die Wächter die Liebe hatten, ihnen Brot und Wein zu geben, so theilte der Bischof das Sacrament des Abendmahles aus, nachdem er über Gal. 4, 4. 5. gepredigt hatte. Am folgenden Tage predigte sein ältester Sohn über die letzten Worte des heil. Stephanus, die sie wohl Ursache hatten im Herzen zu bewegen. Denn sie mußten zu jeder Stunde ihrem Ende entgegensehen. Am 2. Jan., welches der letzte Tag ihres Gefängnisses war, predigte Clogy über Luc. 2, 32—34. Während ihrer frommen Uebungen ließ man sie ganz im Frieden. Die Wächter sagten oft zu dem Bischofe, man habe nichts Besonderes gegen ihn und er müsse nur deshalb leiden, weil er Engländer sei.

Einige Schotten, welche sich in zwei feste Schlösser zurückgezogen, hatten bei einem Ausfalle unter Anderen zwei Männer von bedeutendem Range zu Gefangenen gemacht. Sie erboten sich, sie gegen den Bischof, seine beiden Söhne und Clogy auszuwechseln; das Anerbieten wurde angenommen und man gab die beiderseitigen Gefangenen am 7. Jan. frei. Man hatte für den Bischof und seine Genossen einen Paß auf Dublin versprochen, aber man hielt nicht Wort, man dachte, sie könnten ihnen noch von Nutzen seyn, wenn die Sache eine üble Wendung nähme und erlaubte nur, daß sie zu dem Irischen Pastor Shereden geführt wurden, vor dem sie wegen seiner Herkunft einige Achtung hegten, obgleich er die Römische Kirche verlassen und eine Engländerin geheirathet hatte. Unter allen Gefahren, die diesen wackeren Mann umgaben, blieb er fest in seinem Glauben und gewährte Vielen Beistand in ihrer äußersten Noth, vor Allem unserm Bischof, der in seinem Hause die wenigen Tage zubrachte, welche er seine Gefangenschaft überlebte. Man bemerkte, daß er tief durchdrungen war von dem Gedanken an das Ende, daß er der Welt gestorben zu seyn schien und Allem, was sie enthält, und erfüllt von einer heiligen Ungeduld vor Gott zu erscheinen. Er las selbst die Lectionen und Gebete und predigte alle Sonntage, obgleich drei Geistliche anwesend waren. Am Sonntage den 9. Jan. nahm er zum Texte den ganzen 44 Psalm, der auf die damaligen Umstände so genau paßte: „Du lässest uns auffressen wie Schaafe," das galt von neuem. Am folgenden Sonntage predigte er über Ps. 79, denselben, den gläubige Engländer in Ostindien jetzt so vielfach im Herzen bewegt haben. Der Bischof hatte volle Kraft seine Stimme zu erheben und zu sprechen: „Gedenke nicht unserer Missethat, erbarme dich unser bald, denn wir sind sehr dünne geworden. Laß vor dich kommen das Seufzen der Gefangenen, nach deinem großen Arm behalte die Kinder des Todes." Den folgenden Sonntag predigte er über die zehn letzten Verse des 71. Ps. und verweilte besonders bei den Worten: „Gott, du hast mich's von Jugend auf gelehrt, und bis hierher verkünd' ich deine Wunder. Und auch bis zum Alter und Greisenthum verlaß mich nicht." Am Sonntag, den 30. Jan., dem letzten, an dem er noch predigen konnte, nahm er zum Texte den 144. Ps. und als er zu den Worten kam: „Sende deine Hände aus der Höhe, erlöse mich und errette mich von vielen Wassern, aus der Hand der Söhne der Fremden, deren Mund Trug redet, und deren Rechte eine Rechte der Lüge", wiederholte er sie zweimal mit einer solchen Bewegung, daß man deutlich sah, wie sehr er sich sehnte, den Tag des Herrn zu schauen. Er hielt sich lange dabei auf und mit so tiefen Seufzern, daß die ganze Versammlung in Thränen ausbrach und von dem Vorgefühl der Nähe seines Todes ergriffen wurde. Am folgenden Tage erkrankte er, am Donnerstag fühlte er sein Ende herannahen, ließ seine Söhne und deren Frauen herbeirufen und sprach zu ihnen mit mehreren Unterbrechungen ungefähr folgende Worte, die sie unmittelbar darauf aufzeichneten:

„Siehe, ich gehe heute den Weg alles Fleisches, ich bin

bereit geopfert zu werden und die Zeit meines Abscheidens ist nahe, ich werde bald diese meine Hütte ablegen, wie unser Herr Jesus Christus selbst mir kund gethan hat; ich weiß, daß, wenn diese irdische Wohnung zerstört wird, ich einen Bau habe von Gott erbaut, eine ewige Behausung im Himmel, die nicht mit Händen gemacht ist. Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn und mich verlangt bei meinem Erlöser zu seyn, weil es dort viel besser ist als in diesem vergänglichen, eitlen Leben, welches nur trügerische Freuden hat, deren Ende ich gesehen habe. Höret, meine lieben Kinder, höret die letzten Worte eures sterbenden Vaters, ich bin nicht mehr von dieser Welt und ihr seyd noch darin, ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott, durch das unendliche Verdienst Jesu Christi meines Erlösers, welcher immerfort lebt und mich vertritt, welcher ist die Versöhnung für meine Sünden und mich rein gemacht hat in seinem Blute; welcher würdig ist zu empfangen Ruhm, Ehre und Macht, welcher alle Dinge geschaffen hat und durch dessen Willen alle Dinge sind und bestehen. Ich habe gestrebt, Gott zu dienen hienieden in dem Berufe, dessen er mich gewürdigt hat, in dem Amte des Evangeliums seines Sohnes, welches er mir anvertraut; ich habe vollendet das Werk, welches er mir gegeben hat zu thun, als einem treuen Haushalter über die Geheimnisse Gottes. Ich habe gepredigt die Gerechtigkeit in der großen Versammlung, ich habe meine Lippen nicht zurückgehalten, Gott du weißt es, ich habe nicht verborgen deine Gerechtigkeit, welche inmitten meines Herzens ist; ich habe verkündet deine Treue und die Erlösung, die du mir gegeben; ich habe nicht verhehlt deine Barmherzigkeit noch deine Wahrheit in der großen Versammlung. In dem ganzen Laufe meines Lebens, von Jugend an bis auf diese Stunde habe ich ein großes Verlangen gehabt vor Gott zu wandeln in Aufrichtigkeit und Wahrheit und aus allen meinen Kräften zu thun, was recht ist vor seinen Augen. Was mir Gewinn war, das habe ich für Schaden geachtet gegen die Liebe Christi. Ich habe all mein Gut verloren, aber ich achte es für Koth auf daß ich Christum gewinne und in ihm erfunden werde, daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetze, sondern die durch den Glauben an Christum kommt, zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß ich seinem Tode ähnlich werde. Ich strecke mich also nach dem Ziele nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Meine lieben Kinder, möge nichts euch scheiden von der Liebe Christi, nicht Trübsal, nicht Angst, nicht Verfolgung, nicht Hunger, nicht Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert. Ich weiß, daß wegen der Liebe zu ihm wir dem Tode hingegeben werden alle Tage und sind geachtet für Schlachtschafe. Aber in dem allen überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zu-

künftiger, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Creatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist unserm Herrn. Liebet also nicht die Welt, noch die Dinge, die in der Welt sind, sondern bereitet euch jeden Tag und jeden Augenblick auf den Tod vor, der uns von allen Seiten umlagert; seyd getreu bis in den Tod, auf daß ihr an dem jüngsten Tage zur Rechten Christi gestellet werdet, und dem Lamme folget, wohin es geht, mit denen, welche mit weißen Kleidern angethan sind und Palmen in ihren Händen tragen, welche gekommen sind aus der großen Trübsal, welche ihre Kleider gewaschen und hellegemacht haben in dem Blute des Lammes. Sie wird nicht mehr hungern noch dursten, es wird auf sie nicht mehr fallen die Sonne noch irgend eine Hitze, denn das Lamm mitten im Stuhle wird sie weiden und sie führen zu den lebendigen Wasserquellen, und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen.

Erwählet lieber nach dem Vorbilde Mosis mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben, welche zuletzt nichts als Bitterkeit mit sich führt. Seid der Leiden gewärtig, tretet alle Tage in die Gemeinschaft der Leiden Jesu Christi, auf daß ihr vollendet in eurem Fleische was noch übrig ist von seinen Leiden für seinen Leib, welcher ist die Kirche. Wie könnt ihr anders als Unglück auf Unglück erwarten, da einerseits der Mensch der Sünden alle Gewalt in Händen hat um seine Wuth auszulassen und das Volk Gottes zu verfolgen, und da andererseits die, welche auf eure Erhaltung bedacht seyn sollten, getheilt sind um geringer Ursache willen und sich wenig aus einem Blute machen, welches kostbar ist vor Gott, obgleich es jetzt vergossen wird wie Wasser. Ihr seyd glücklich, weil ihr um Gerechtigkeit willen leidet, fürchtet nicht die Drohungen eurer Feinde und lasset euch nicht erschrecken, die Verfolgung ist euren Gegnern ein Zeichen des Fluches und euch des Segens, sie ist für die, welche sie erleiden, ein Merkmal des Volkes Gottes. Er hat euch in Gnaden um Christi willen gegeben, daß ihr nicht blos an ihn glaubet, sondern auch für ihn leidet. Freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude haben möget. Selig seyd ihr wenn ihr geschmähet werdet über dem Namen Christi, denn der Geist der Herrlichkeit und Gottes ruht auf euch.

Gott wird ohne Zweifel euch heimsuchen zu seiner Zeit, wird eurer Gefangenschaft ein Ende machen und euch in euer Erbe wieder einsetzen. Aber freut euch wenn ihr eine kleine Zeit betrübt werdet in mancherlei Anfechtungen, wenn es seyn muß, denn wenn ihr in Thränen säet, werdet ihr in Freuden erndten."

Darauf segnete er mit fester und verständlicher Stimme seine Kinder und die Anwesenden und sprach: Gott durch seine unendliche Barmherzigkeit segne euch Alle und mache euch heilig, ohne Flecken und untadelhaft vor ihm, auf daß wir uns zur Rechten unseres gebenedeiten Erlösers Jesu Christi begegnen können. Amen. Dann fügte er hinzu: ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf meines Amtes und meines Lebens vollendet. Obgleich sehr gefährliche Wölfe, die der Heerde nicht verschonten, unter uns eingegangen sind, so hoffe ich doch, daß der Oberhirte Sorge für seine Heerde tragen, und daß er in diesen Tagen der Finsterniß sie von ihrer Wuth befreien wird an allen Orten, da sie zerstreut ist, damit sie nicht ferner den wilden Thieren zur Beute sey, sondern in Frieden wohne und ohne Furcht. Herr ich warte auf dein Heil." Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich habe den Glauben bewahret, welcher einmal den Heiligen gegeben worden ist, um welcher Sache willen ich auch solches leide, aber ich schäme mich nicht, denn ich weiß an welchen ich glaube, und bin gewiß, daß er mir meine Beilage bewahren kann bis an jenen Tag."

Das waren seine letzten Worte. Gleich darauf verlor er die Sprache, schlummerte fast beständig, und am 7. Februar um Mitternacht ging er heim. Seine Freunde mußten sich wegen der Bestattung an den Katholischen Bischof wenden. Sie fanden ihn grade mitten in seinem Gespei liegend und erkannten daraus die traurige Veränderung, welche mit diesem Hause vorgegangen, das früher ein Haus des Gebetes und aller christlichen Tugenden gewesen war. Der Bischof, nachdem er endlich nüchtern geworden, erhob Schwierigkeiten, der Kirchhof sey geweihte Erde, die man nicht durch die Leiber von Ketzern verunreinigen dürfe. Zuletzt aber willigte er doch ein und so wurde am 9. Febr. der Leichnam des Heimgegangenen neben dem seiner Gattin bestattet, wie er es gewünscht hatte. Die Irländer wollten ihm außerordentliche Ehren erweisen, der Anführer der Aufständischen versammelte die Truppen und ließ sie feierlichst den Leichnam begleiten, von dem Hause Sheredens bis zum Kirchhofe von Kilmore. Die Edelleute wollten sogar, daß Clogy die Bestattung nach dem Ritus der Anglikanischen Kirche vornehmen sollte. Aber aus Furcht vor dem erhitzten Pöbel machte man von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch. Als der Leichnam in die Erde gesenkt wurde, brach derselbe in den lauten Ruf aus: requiescat in pace ultimus Anglorum, es ruhe in Frieden der letzte der Engländer.

B. war hochgewachsen und schön von Angesicht, er hatte etwas in seinen Augen und in seinem Ausdruck, was alle zu ihm hinzog. Er war ernst, ohne Affectation, einfach ohne Gemeinheit, verständig ohne Stolz; sein Bart war dicht und lang; die weißen Haare waren ihm eine Krone; die Kräfte verblieben ihm bis zu Ende in solchem Grade, daß wenige Wochen vor seinem Tode er mit seinen Söhnen um die Wette ging und diese Mühe hatten ihm zu folgen; sein Gesicht war so gut, daß er sich nie der Gläser bediente. Seine Geisteskräfte verblieben ihm auch im Alter: er schrieb seine Predigten erst nieder, nach-

dem er sie gehalten hatte. Er ging nicht darauf aus, auf der Kanzel seine Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen, aber er ging sehr genau ein in die Erklärung des Textes, und zog sogar den Grundtext und die ältesten Uebersetzungen heran. Die rhetorischen Floskeln verabscheute er, als im Widerspruche stehend mit der Einfachheit des Erlösers. Wenn sein Amt ihn nicht in Anspruch nahm, lag er unablässig den Studien ob. Hauptgegenstand derselben war der Grundtext der Schrift. Dieser und die Uebersetzung der LXX war ihm eben so geläufig wie die Englische Bibel. Jeden Morgen las er Hebräisch die in dem Prayerbook vorgeschriebenen Psalmen. Seine zahlreichen Manuscripte wurden von den Irländern vernichtet. Jeden Tag nach der Mahlzeit ließ er ein Capitel aus der Bibel lesen, ohne Unterschied der Tischgesellschaft, vor Protestanten und Römischen Katholiken. Jedem Gaste ließ er die Englische Bibel vorlegen, er selbst hatte den Grundtext vor sich. Viele Irische Familien der Nachbarschaft lebten von seinen Almosen, in der Weihnachtszeit hatte er immer Arme und Elende an seinem Tische. In seinen Worten war er sehr zurückhaltend, in den großen Gesellschaften sprach er nur wenig, und bei ceremoniellen Diners beobachtete er gewöhnlich völliges Stillschweigen. Mit seinen Geistlichen ging er auf brüderlichem Fuße um. Bei den Visitationen nahm er keine Einladungen zu Gastereien von den Vornehmen an. Ein Edelmann der große Vorbereitungen gemacht hatte, fühlte sich durch die Zurückweisung einer solchen Einladung sehr gekränkt. Der Bischof wollte ihm einen Besuch machen, aber das geöffnete Thor wurde plötzlich verschlossen. Er brachte eine halbe Stunde mit Warten und Klopfen zu, man redete ihm zu wegzugehen, da die Absicht ihn zu kränken offen zu Tage liege, er aber antwortete mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth und Ruhe: ein wenig Geduld, meine Herren, ein wenig Geduld, sie werden schon hören. Endlich kam der Edelmann heraus und erwies ihm große Höflichkeit. Aber der Besuch war sehr kurz. Denn obgleich die Kränkung ihn ebenso wenig zu Beschwerden fortriß, wie zum Rückzuge, so wollte er doch zeigen, daß er sie bemerkt hatte.

Die Religion war ihm Sache des Herzens und des Lebens und wenn er sah, daß Leute sich um unbedeutender Dinge willen erhitzten, so pflegte er ihnen die Worte des Augustinus entgegenzuwerfen: „Nicht die Blätter, sondern die Früchte."

Seine treue Gattin ließ er in dem abgelegensten und einsamsten Winkel des Kirchhofes beerdigen und verordnete in seinem Testamente, daß man ihn neben ihr beisetze mit der Inschrift: Depositum Guilelmi, quondam Episcopi Cilmorensis. Er bezeichnete darin seinen Leib als ein Depositum, welches der Erde anvertraut werde, damit sie es einst wiedergebe bei der Auferstehung.

„Darum auch wir, dieweil wir einen solchen Haufen Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht, und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist."

Luther über Versagung des kirchlichen Begräbnisses.

Dem Verf. des in der Ev. K. Z. abgedruckten Vortrags über die Versagung des ehrlichen Begräbnisses und denen, die ihm beistimmen, wird es von Interesse seyn, zu sehen, wie Luther mit dem dort abgegebenen Votum übereinstimmt, und darum sey es erlaubt, ein kurzes Gutachten L.'s über diesen Gegenstand hier wiederzugeben, welches nicht Allen bekannt seyn dürfte, da es erst in dem (mit größter Sorgfalt gearbeiteten) Nachtrage zu der de Wette'schen Briefsammlung sich befindet, welche P. Seidemann als 6. Theil derselben vor 2 Jahren herausgegeben hat. Es ist aus dem J. 1538 an Dr. Cyriacus Gerich, Pfarrer in Bernburg gerichtet und S. 207 befindlich.

G. et P. Si est iste Schlegel extra cimiterium sepultus, transeat hoc cum caeteris. Nostrae Ecclesiae mos est, eum, qui praefracte contemsit in vita nobiscum communicare, huic nec nos communicamus mortuo: hoc est, wir lassen ihn begraben, wen und wo man will, extra vel intra cimiterium. Aber wir mit unsern Schülern gehen nicht mit, besingen ihn auch nicht, lassen heulen die ihn begraben, juxta illud: Sinite mortuos sepelire mortuos. Quia cantica sepulturae sonant de veniente in Christo: ideo sine mendacio et conscientiae offensione, seu blasphemia potius, ea canere non possumus super mortuo in blasphemia et impietate. Sic poteris et tu sentire et facere. M. L. D.

Ein Charfreitagsbild,

darstellend den Heiland am Kreuz mit Maria und Johannes zu Seiten stehend und Magdalena zu Füßen knieend, ist (nach einer Zeichnung von Pletsch) von dem Maler Ed. Tiemann (Ritterstraße 28. in Berlin) in derselben Weise als Transparent ausgeführt worden wie sein Weihnachtsbild, wovon über 300 Expl. in so vielen Häusern die Weihnachtsfreude erhöht haben. Dies Bild ist jedoch bedeutend größer — etwa 1⅗ Berliner Ellen hoch und 1 Elle breit, ohne Rahmen; und schon in dieser Beziehung ist der Preis von 3 Thlr. mit ganz einfachem Rahmen sehr niedrig; bessere Rahmen, Blendrahmen und Verpackung (je nach Umständen und Auftrag) werden besonders berechnet. Diese Preise gelten für unmittelbare Beziehung von dem Verfertiger. Uebrigens müssen wir ausdrücklich bemerken, daß die ganze Behandlung des Bildes in Colorit uns einen sehr merklichen Fortschritt im Vergleich mit dem Weihnachtsbild zeigt. Durch Composition und Ausdruck gehört die Zeichnung ohnstreitig zu den gelungensten Arbeiten des aus der Bilderbibel rühmlich bekannten Pletsch. Ueber die Einführung und Behandlung der Magdalene in diesem Moment ließe sich vielleicht bei einer sehr strengen Auffassung streiten, doch jedenfalls — gegenüber dem sehr alten Gebrauch der christlichen Kunst und

dem Gefühl der meisten christlichen Beschauer — kein entscheidendes Bedenken geltend machen. Ausdruck und Haltung der drei Hauptgestalten ist ganz besonders tief und ernst, erbaulich und ergreifend.

Was die Bestimmung des Bildes betrifft, so ist es zunächst gemeint zum Gebrauch bei liturgischen Abendandachten am Charfreitag in Kirchen, aber auch in Häusern. Daß solche so häufig bei uns Statt findet, um eine bedeutende Nachfrage von dieser Seite erwarten zu lassen, ist wohl sehr zu bezweifeln; vielmehr ist wohl zu wünschen, daß eine so gute Sitte bei dieser Gelegenheit allgemeinere Verbreitung gewinnen möge. Aber auch ganz abgesehn von diesem Gebrauch, eignet sich das Transparent sehr zur Verwendung in (besonders kleinern) Kirchen und andern der Andacht oder Lehre oder sonst christlichem Leben gewidmeten Räumen, also auch in Stube und Kammer statt eines Glasgemäldes (mit geeigneter Vorrichtung allenfalls auch zum Schutz gegen allzu scharfe und anhaltende Sonne) in eine Fensterlichtung gestellt. Endlich aber gestattet die eigenthümliche Behandlung des Colorits, welcher nach Erfordern zu diesem Zweck noch nachgeholfen werden kann, besonders bei Exemplaren auf starkem Papier die Verwendung als Wandschmuck in allen so eben angedeuteten Räumen und überall, wo eine einfache Ausstattung nicht etwa zum unmittelbaren Vergleich mit kostbaren Meisterwerken Anlaß giebt. Ganz besonders möchten wir dies Bild auch zum ernst erbaulichen Wandschmuck in den Sälen der Krankenhäuser, Hospitäler, Gefängnisse, Rettungshäuser und dergl. empfehlen.

V. A. H.

Nachrichten.

Altmark. Erklärung.

Mit Bedauern erfahren wir, daß auch unter den Geistlichen unserer rein Lutherischen Altmark nicht ohne augenblicklichen Erfolg Unterschriften zu unionistischen Zwecken gesammelt werden, theils zu Erklärungen an das Hohe Kirchenregiment, theils für den Hallischen Unionsverein. So wenig wir nun von einer Coalition fürchten, deren Glieder nach den uns zu Gesichte gekommenen Namen nur in der Negation des kirchlichen Bekenntnisses einig sind, und die darum den Todeskeim von Hause aus an sich trägt, so wissen wir doch, daß die Pflicht des Bekennens und Zeugens nicht von solcher unserer Erwägung abhängig sein darf, sondern allezeit geübt werden muß, wenn irgendwie der heilige Leib unseres Herrn angetastet wird; und darum wollen wir unterzeichneten Pfarrer an unzweifelhaft Lutherischen Gemeinden mit folgender Erklärung, welche Gott segnen wolle, nicht zurückhalten:

1) Wir halten dafür, daß, wenn der Herr es nicht hindert, die fortgesetzten Bestrebungen, eine als unhaltbar erfundene Union dennoch mit menschlicher Macht halten zu wollen, zur Auflösung der Kirche führen würden.
2) Wir bitten Gott, daß Er solchen Bestrebungen gegenüber uns um so treuer machen wolle in der Ausübung unseres Amtes nach dem vollen Bekenntniß unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche, auf welches unsere Gemeinden ein unzweifelhaftes Recht haben.
3) Wir würden uns von Herzen freuen, wenn der Herr in dieser Zeit recht vielen Brüdern Herz und Mund aufthäte zu einem guten Zeugniß für unsere theure Kirche, darinnen Er wohnt mit Seinen reichsten Gaben und Gnaden, und daran mitzubauen Er uns nach Seiner Erbarmung gewürdigt hat.

L. Buchholtz, Superintendent in Walsleben.
Wesche, Pastor in Flessan.
Richter, Pastor in Gr. Ballerstedt.
Prietze, Pastor in Uchtenhagen.
Gravenhorst, Pastor in Klöden.
Wildberg, Pastor in Estedt.

Hessen-Darmstadt.

Der Vortrag des Hofkaplan Schlosser auf dem Stuttgarter Kirchentag, der durch das Referat der Ev. K. Z. auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, hat bei der Hessischen Geistlichkeit eine gewisse Aufregung hervorgebracht. Insbesondere hat man sich durch die Bemerkung beleidigt gefühlt, daß etwa nur ein Fünftel der Geistlichen das reine Evangelium predigten. Uns selbst sind schriftliche Aeußerungen zu Gesicht gekommen, die so weit gehen, Schlosser's Vortrag mit den bittern und maßlosen Angriffen Hofmanns*) auf die (gläubige) Würtembergische Geistlichkeit in Parallele zu stellen. Das ist nun eine höchst merkwürdige Thatsache. Daß aber eine erfreuliche, wird man nicht sagen können.

Denn daß die durch die Schlosser'sche Aeußerung unwillig Aufgeregten den kirchlichen Standpunkt Schlosser's nicht theilen, verrathen sie eben damit selbst. Sie würden sich ja sonst nicht getroffen fühlen. Schl.'s Standpunkt aber, der das Kirchenblatt für das Großherzogthum Hessen herausgibt, ist ganz bekannt, es ist der in allen Artikeln mit der Lehre unserer (lutherischen) Kirche übereinstimmende. Mit dieser stimmen also jene Aufgeregten nicht überein. Und das ist auch sonst konstatirt.

Wenn Hofkaplan Schlosser in St. gesagt hat, daß nur ein kleiner Theil der Hessischen Geistlichkeit das reine Evangelium predige, so hat er damit weiter Nichts gesagt, als daß die übrigen mehr oder minder noch immer dem Systeme des Rationalismus huldigten. Daß das aber bis vor Kurzem in Hessen in dem weitesten Umfang der Fall gewesen, das noch erst beweisen zu wollen, hieße Wasser in's Meer tragen. Das ist allgemein bekannt. Man darf nur an die rationalistische Facultät in Gießen erinnern. Ueber Nacht aber wird es wohl nicht anders geworden sein. Dem Rationalismus gehört allerdings noch der bei weitem größte Theil der Hessischen Geistlichkeit, insbesondere der älteren, an. Dem Rationalismus, dem gefärbten und ungefärbten, gehören auch jene wider Schlosser in Harnisch Gerathenen an. Wir, Orthodoxe, Kirchliche, Bekenntnißtreue oder auch

*) So nennt sie Prälat Kapff.

Pietisten, wie man uns vor Kurzem noch gescholten, haben uns darüber gar nicht ereifert.

Aber was folgt daraus? Und was macht nun jene Thatsache darum so merkwürdig? Dieses: Der Rationalismus, den die Bemerkung alterirt, daß das reine Evangelium nur von dem kleinen Häuflein seiner Gegner gepredigt werde, und der dies aus dem Munde eines Orthodoxen als eine arge und maßlose Beschuldigung ansieht, erhebt gleichfalls den Anspruch, das reine Evangelium zu predigen. Der Hessische Rationalismus ist an der Einbildung krank. Er möchte an den Gütern des Reiches Gottes, an den Schätzen unserer, auf Grund des göttlichen Wortes gereinigten lauteren Lehre Theil haben und doch nicht von sich ablassen. Er möchte nur den Rock, nicht das Herz tauschen und — erneuern. Das ist nun aber ein gründlicher und der allergefährlichste Irrthum. Wir haben Nichts mit diesem Rationalismus gemein, auch nicht mit dem, seine alte Blöße hinter aufgefangenen Redensarten heuchlerisch versteckenden. Entweder wir predigen das reine Evangelium, und der Hessische Rationalismus, sonach die große Mehrzahl der Hessischen Geistlichen, nicht — oder umgekehrt. Darin stehen wir Orthodoxe alle mit Schlosser. Dies nicht zu verläugnen, haben wir allezeit, heute aber einen besonderen Grund. — Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. Falsche Mäuler sind dem Herrn ein Greuel. Ueberdies wäre es auch seltsam, weltbekannte Dinge auf den Kopf zu stellen.

Die Entlassung des Professors Dr. Baumgarten von seinem theologischen Lehramte an der Universität Rostock.*)

Professor Dr. Baumgarten, durch Großherzogliches Rescript vom 1. November 1857 bereits der Function eines Mitgliedes der Commission für das Mecklenburg-Schweriner tentamen pro licentia concionandi enthoben, ist nunmehr durch ein weiteres landesherrliches Rescript vom 6. Januar d. J. auch von seinem bisherigen Amte eines ordentlichen Professors der Theologie an der Universität Rostock entlassen.

Die Motive, welche bei dieser Entscheidung geleitet haben, liegen vor in einer so eben in der Stiller'schen Hofbuchhandlung in Schwerin erschienenen Schrift: „Actenstücke, die Amtsentlassung des Professor der Theologie Dr. Baumgarten in Rostock betreffend," enthaltend: I. Das Entlassungdecret S. II und III, und II. Erfordertes Erachten des Großherzoglich Mecklenburgischen Consistoriums, betreffend Lehrabweichungen des Professor Dr. Baumgarten, S. 1—237.

Der Großherzog hatte in Erfahrung gebracht, daß Baumgarten

*) Wir geben hier vorläufig nur das rein Factische in Bezug auf diese Angelegenheit, indem wir uns vorbehalten, später auf dieselbe näher einzugehen.

Anm. der Red.

in seinen in und seit dem Jahre 1854 veröffentlichten Schriften (1) Die Nachtgesichte Sacharias. Eine Prophetenstimme an die Gegenwart, 1854 und 1855. 2) Ein Denkmal für Claus Harms, 1855. 3) Nothgedrungenes Wort in einer schleswigschen Sache, 1856. 4) Meine Entlassung aus der theologischen Prüfungscommission, 1857. 5) Protestantische Warnung und Lehre. I. 1857. Dazu sind von dem Consistorium noch verglichen und berücksichtigt: 6) Zeugniß des Glaubens für die Gemeinde der Gegenwart, in Predigten. 1857. 7) Protestantische Warnung und Lehre. II. 1857.) Lehren und Grundsätze vorgetragen habe, welche in den wichtigsten Punkten von den Lehren und Grundsätzen der symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Landeskirche und der mecklenburgischen Kirchenordnung in dem Maße abweichen, daß dadurch der Versuch gemacht sey, den Boden derselben und der Landeskirche auf das Tiefste zu erschüttern." In Folge dessen hatte das Ministerium der Unterrichts-Angelegenheiten unter dem 16/28. April ein Rescript an das Consistorium zu Rostock erlassen, in welchem einerseits die „seit der Mecklenburgischen Kirchenordnung von 1552 in ununterbrochener Abfolge bis auf die Gegenwart für die Mitglieder der theologischen Facultät an der Landesuniversität zu Rostock zu Recht bestehenden Lehrverpflichtungen" zusammengestellt, andrerseits eine Anzahl von Sätzen aus Baumgartens oben 1—5 genannten Büchern hervorgehoben waren, und das Consistorium zum Erachten aufgefordert wurde, ob und in wie weit die von Baumgarten in diesen seinen Schriften vorgetragenen Lehren einem auf obige Lehrverpflichtungen geleisteten Eide entsprächen, oder nicht. Das Erachten des Consistoriums hat nun dahin sich erklärt, daß Baumgarten allerdings seine amtliche Verpflichtung nicht inne gehalten habe, worauf denn der Großherzog durch das Unterrichts-Ministerium die Entlassung verfügt hat.

(Fortsetzung folgt)

Bremische Preisaufgaben.

Wir ersuchen die Verfasser von Arbeiten über 1. Tim. 6, 6—9, uns die Weise anzugeben, in der wir ihnen diese wieder zustellen können. Es war sehr schwer, unter der großen Zahl sehr tüchtiger Arbeiten zuerst nur eine Auswahl zu treffen und aus dieser die zu bezeichnen, welche uns die geeignetste schien. Der eröffnete Zettel nannte als Verfasser Herrn Pfarrer Vollert im Großherzogthum Sachsen-Weimar. Die Entscheidung über die anderen Arbeiten (Luc. 16.) wird bald erfolgen.

Bremen, im Februar 1858.

Müller. Treviranus. Vietor.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Theologischer Verlag

von **Gustav Schlawitz** in Berlin,

vorräthig in allen Buchhandlungen:

CONCORDIA.

LIBRI SYMBOLICI
ECCLESIAE EVANGELICAE.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. 1584.

Wohlfeile Taschenausgabe. 58 Bogen. broch. Preis 25 Sgr.

Die hiermit in sauberer Ausstattung dargebotene wohlfeile Taschenausgabe des *liber concordiae* verdankt ihre Herausgabe zunächst dem Umstande, dass, als es einst galt einer grösseren Versammlung gottesgelahrter Männer zur Berathung kirchlicher Angelegenheiten beizuwohnen, vergeblich gesucht wurde nach einer Ausgabe jenes Buches, die vermöge eines handlichen Taschenformates ein bequemes Beisichtragen ermöglichte. Wir haben geglaubt, dieses Umstandes, der eine Aufforderung an uns zur Veranstaltung einer solchen Taschenausgabe zur Folge gehabt hat, hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen; es drängt uns, dazu den angelegentlichen Wunsch auszusprechen, dass es doch recht allgemeines Bedürfnis und Sitte in der Kirche werden möge, überallhin, wo es gilt kirchliche Streitfragen ihrer Lösung nahe zu bringen, in grössere wie kleinere kirchliche Versammlungen oder Conferenzen das *liber concordiae* mit sich zu nehmen und immer mit dem: *Unsere Kirche lehrt* — den sicheren Ausschlag zu geben.

Was den Text unserer Ausgabe angeht, so haben wir, wie zuletzt von J. T. Müller geschehen, für dieselbe den der ersten authentischen Ausgabe von 1584 zu Grunde gelegt und bezüglich etlicher Unrichtigkeiten, die in derselben enthalten, diejenige von 1612, worin dieselben als wörtlicher Abdruck der Ausgabe von 1602 ihre Verbesserung gefunden haben, in Berücksichtigung gezogen. In Betreff der äusseren Einrichtung haben wir uns nicht bedacht, unsere Ausgabe, gleich denen von Rechenberg und Hase, jener Ausgabe von 1612 mit übereinstimmenden Seitenzahlen gleichförmig zu machen, wobei es nicht hat vermieden werden können, den bekannten Druckfehler in den Seitenziffern, nämlich die zweimal vorkommenden 639. 640, auch in unserer Ausgabe wiederzugeben. Dazu haben wir die zunächst von Hase eingeführte Randparagraphirung auch in unserer Ausgabe zur Anwendung gebracht, während wir mit der eigenthümlichen Bezifferung und Bezeichnung der Artikel der *Apologia*, die der in der *Confessio* entsprechend ist, J. T. Müller gefolgt sind. — Hinsichtlich noch weiterer Einzelheiten möchten wir darauf aufmerksam gemacht haben, dass wir das *Mandatum Christiani II.*, das zuerst der auf dessen Befehl veranstalteten Ausgabe von 1602 vorgedruckt worden ist, gebührlicher Weise auch unserer Ausgabe vorangestellt, dagegen mit J. T. Müller dem Buche zum Schluss als *Appendix I.*: 1) *De Copulatione Coniugum*, 2) *Libellus de baptizandis Infantibus*, 3) *Brevis Admonitio ad Confessionem*, als *Appendix II.: Articuli visitatorii Saxonum* beigegeben, sowie endlich, dass wir unsere Ausgabe neben dem *Index argumenti* und *Index locorum scripturae sacrae* auch mit einem selbstständigen *Index rerum memorabilium* versehen haben, der als guter Wegweiser für das Buch willkommen geheissen werden wird. —

Indem wir unsere Ausgabe der Oeffentlichkeit übergeben, thun wir es mit dem angelegentlichen Geleitswunsche dass auch sie dazu beitragen möge, dass immer allgemeiner die *concordia* das Loosungswort für die Kirche werde, und dass sich um ihr Banner immer mehr der noch vereinzelt streitenden Heerhaufen schaaren, welches Banner, das da hell leuchtet im Lichte des göttlichen Wortes, des der Gemeinde JEsu Christi verheissenen Sieges gewis sein darf.

S. ANSELMI CANTUARIENSIS
LIBRI DUO
CUR DEUS HOMO
RECOGNOVIT
HUGO LAEMMER
PHIL. DOCTOR, THEOL. LICENTIATUS.

Wohlfeile Taschenausgabe. 7 Bogen. broch. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Geleitet von dem Bestreben, diese unter den Werken des heil. Anselm zweifelsohne bedeutsamste Schrift in ihrer ursprünglichen Form und Reinheit wieder zugänglich zu machen, hat der Herausgeber auf Grund kritischer Sichtung des reichhaltigen Apparates, der von dem Mauriner *Gabriel Gerberon* durch Vergleichung von neun franz. Codices und Verzeichnung der in ihnen befindlichen Varianten beschafft aber nicht gründlich ausgebeutet ist, den Text constituirt und die entweder durchgängig oder überwiegend von den Handschriften bezeugte Kapiteleintheilung hergestellt. Abgesehen von den kritischen Noten und dem Vermerk der biblischen Citate dienen die sonstigen unter dem Text befindlichen Notizen dem exegetischen Verständniss. Die Prolegomenen zeichnen in Umrissen das Leben des heil. Anselm und behandeln sodann die literargeschichtlichen Fragen nach der Veranlassung und Abfassungszeit, sowie der innern Oeconomie des Werkes, welches im dogmenhistorischen Process der christl. Versöhnungslehre Epoche gemacht hat und nicht minder für die theologische Entwickelung der Folgezeit grundlegend und bahnbrechend gewesen ist, als es das innerkirchliche Leben — wie kein anderes desselben Verfassers — befruchtet hat.

Die Verlagshandlung hofft durch Einreihung dieser Ausgabe in den Cyclus der von ihr in sauberer Ausstattung und zu wohlfeilem Preise zu verbreitenden hervorragenden kirchl. Literatur-Erzeugnisse eine weite und segensreiche Verbreitung derselben zu vermitteln.

D. JOH. ALBERTI BENGELII
GNOMON NOVI TESTAMENTI,

IN QUO EX NATIVA VERBORUM VI

SIMPLICITAS, PROFUNDITAS, CONCINNITAS, SALUBRITAS SENSUUM COELESTIUM INDICATUR.

SECUNDUM EDITIONEM TERTIAM (1773).

Wohlfeiler Druck, 48 Bog. in gr. Royal-8., Preis 2½ Thaler.

„Bengels *Gnomon N. T.* veraltet nicht und kann auch, wenn gleich in den letzten Decennien wiederhohlt edirt, nicht „oft genug den der Theologie Beflissenen zum ernstesten Studium dargeboten werden. Diese betend gewissenhafte, grammatisch-„philologisch güldentreue und doch nichts weniger als nur glossatorische oder buchstäbische Auslegung des gesammten N. T., „in welcher der tiefe, klare und scharfe Geist eines der grössten ev.-lutherischen Theologen sich gänzlich unter das Wort Gottes „beugt, um es in allen seinen Höhen und Tiefen und Falten zu erforschen, und mit den Mitteln gründlichster Gelahrtheit ganz einfach „schlicht und kurz zu deuten, — worin, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, *ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas, concinnitas, salu-„britas sensuum coelestium indicatur*, — steht einzig da auf exegetischem Gebiete und wird für alle Zeiten reiche Ausbeute gewähren. „Es ist ein wahres Verdienst, welches die Verlagshandlung, mehrfacher Aufforderung folgend, durch neue saubere, correcte und „wohlfeile Veröffentlichung dieses classischen exegetischen Werks — wobei sie völlig sachgemäss die zuletzt 1773 durch M. E. „Bengel Sohn aus späteren exeg. Werken des Verf. vervollständigte Ausgabe, nur mit Hinweglassung des Sohnes eigner Zu-„sätze, zu Grunde gelegt hat, und welches nun jetzt ganz vollendet vorliegt, sich erwirbt."

Zeitschrift f. d. ges. luth. Theol. u. Kirche v. Rudelbach u. Guericke. 1857. II. Heft.

LOCI PRAECIPUI THEOLOGICI

per

PHILIPPUM MELANTHONEM.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. MDLIX.

Wohlfeiler Druck. 14 Bogen in 4to. broch. 22½ Sgr.

D. MARTIN LUTHERS

Ausführliche Erklärung

der

Epistel an die Galater.

Wohlfeiler Druck (in 2 Hälften). Vollständig in Einem Bande. 25 Bogen in 4. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Im Anschluß an unsere wohlfeilen Ausgaben von *D. J. A. Bengelii Gnomon Novi Testamenti* u. s. w. und *Melanthonis loci praecipui theologici* u. s. w. bieten wir hiermit aus dem „güldenen Kleinode der schönsten Andachten aus Lutheri Schriften" nach der **J. G. Walch**'schen Textrecension einen wohlfeilen Druck von **„Dr. Martin Luthers Ausführliche Erklärung der Epistel an die Galater."** Wir wißen diese unsere Ausgabe nicht beßer zu befürworten, als indem wir an die Worte jenes berühmten Herausgebers der Schriften Luthers erinnern. „Man kan und mus mit Grund der Wahrheit sagen," also urtheilt derselbe, „daß diese Auslegung „der Epistel an die Galater, nebst der Erklärung des ersten Buchs Mosis unter denjenigen Büchern, die Lutherus über die heil. Schrifft „verfertiget, einen besondern Vorzug habe, und mit allem Recht als ein vortreffliches Werck anzusehen sey. Da findet man die Haupt-Lehre „unserer evangelischen Religion von der zweyfachen Krafft des Glaubens, sowohl von der gerechtmachenden, daß wir durch den Glauben allein, „ohne des Gesetzes Werk, die vor GOtt gültige Gerechtigkeit erlangen; als auch von der heiligenden, durch welche er sich nothwendig durch „die Liebe thätig erweisen und ein heiliges Leben hervorbringen mus, herrlich und nachdrücklich ausgeführet. Hinlänglich wird man dieses erkennen, „wenn man das Werk selbst durchlieset und durch die Gnade GOttes einen geistlichen Geschmack an den darinnen abgehandelten Wahrheiten „erlangt. Da wird man sehen, was GOtt dem seligen Luthero vor eine tiefe und genaue Erkänntnis der Lehre von der Rechtfertigung aus „dem Glauben, folglich von dem Haupt-Innhalt des gantzen Evangelii geschencket: wie solche Erkänntnis bey ihm in eine lebendige Kraft ge-„gangen, und ihn begierig gemachet, die Epistel an die Galater vor andern mit besonderm Fleis zu erklären, damit er die evangelische Wahr-„heit von der Glaubens-Gerechtigkeit mit Nachdruck zeigen, und den Haupt-Grund des Pabstthums, nemlich das Verdienst der guten Wercke, „niederreissen, zugleich aber auch weisen möge, wie der Glaube, dadurch wir die Gerechtigkeit, die vor GOtt gilt, erlangen, nicht todt; sondern „lebendig seyn müsse. Damit hat er aus eigener Erfahrung und Empfindung mit völliger Ueberzeugung geschrieben, und da sein Hertz von „diesen theuren Wahrheiten voll gewesen, so ist sein Vortrag, wie ein Strom geflossen, und er hat oftmals in der That mehr gesagt, als „er gethan zu haben vermeinet."

Wir wünschen, es möchte die erneute Herausgabe dieses Buches dazu beitragen, daß die Kleinodien unseres evangelischen Glaubens unserm Volke in immer hellerem Lichte erglänzen.

Passions- und Ostersegen.

Acht und dreißig Predigten
über das Leiden und die Auferstehung Jesu Christi
von
A. F. Souchon,
Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin.
32 Bog. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Sammlung der hier vorliegenden, größtentheils in den Jahren 1855—57 gehaltenen **27 Passions-** und **11 Osterpredigten** des als gediegen genügsam bekannten Kanzelredners zeichnen sich, indem sie eine Fülle biblischer Wahrheiten darbieten, in hohem Grade aus durch **lutherischen** Ernst, Tiefe und Innigkeit, durch treues Festhalten und Geltendmachen des **kirchlichen Bekenntnisses**. Indem sie sich, gegliedert in 5 Abtheilungen, über die Lehrsätze des **apostolischen** Glaubensbekenntnisses von dem Worte: **gelitten unter Pontio Pilato** an bis zu dem Worte: **sitzend zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters** verbreiten, vermitteln sie zu rechter Erbauung der Herzen ein immer tieferes Eindringen in den Sinn der heiligen Schrift. — Sonach eine willkommene Gabe für diese unsre Zeit.

Die christliche Dogmatik.

Dargestellt
von
Dr. H. Martensen,
Bischof von Seeland.
Vom Verfaßer selbst veranstaltete Deutsche Ausgabe.
Wohlfeiler Druck. 29½ Bog. gr. 8. Velin. broch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wir freuen uns einem vielfach ausgesprochenen Bedürfnis wegen Herausgabe einer correcten authentischen, vom Herrn Verfaßer selbst veranstalteten deutschen Ausgabe seiner Dogmatik hiermit Genüge thun zu können. „Ich habe — gegenüber dem eben gedachten Bedürfnis — geglaubt", sagt der Herr Verfaßer in der selbständigen Vorrede zu der vorliegenden Ausgabe, „der an mich „ergangenen Aufforderung selbst eine Deutsche Ausgabe meiner Dog„matik zu veranstalten, mich nicht entziehen zu dürfen, zumal da ich „mich bei einer solchen einer größeren Freiheit bedienen durfte, als „einem bloßen Uebersetzer verstattet ist. Nur für die vorliegende „Ausgabe steht der Verfaßer selbst ein."

Desgleichen haben wir es trotz der mit Herausgabe einer authentischen Ausgabe verbundenen erschwerenden Umstände und bei sehr sorgfältiger, sauberer Ausstattung zu ermöglichen gewußt, dem nicht minder fühlbar gewordenen Bedürfnis nach einem wohlfeilen Druck dieses Buches gebührliche Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen. Wir liefern dasselbe durch alle Buchhandlungen zum obenangeführten billigen Preise von 1½ Thaler.

Liederschule
der singenden Kirche
für
Eltern und Lehrer.
Von
G. Ch. H. Stip,
ordentl. Mitgliede der Leipziger theologisch-histor. Gesellschaft.
Ev. St. Matth. 18, 5.
4½ Bogen. 8. broch. Preis 7½ Sgr.

Leben, Lieder und Liederpflege
der
Augusta Maria
Markgräfin von Baden-Durlach.
Nebst 90 Kernliedern der evangelischen Kirche.
Von
Carl Dreher,
Lehrer zu Carlsruhe.
15 Bogen. 8. broch. Preis 17½ Sgr.

Die
Heilige Schrift
nach
Dr. Martin Luthers Uebersetzung
mit
Einleitungen und erklärenden Anmerkungen
herausgegeben
durch
Otto von Gerlach,
weil. Dr. u. Professor der Theologie, Consistorial-Rath und Hofprediger in Berlin.

In **zwei** Ausgaben:

1) Neue wohlfeile Ausgabe in gr. Royal 8. 7 Theile in 3 Bänden. Preis 7 Thlr.
Das Neue Testament, 2 Thle. in 1 Bande, 2 Thlr.
Das Alte Testament, 5 Thle. in 2 Bänden, 5 Thlr.

2) Bisherige Ausgabe in gr. 8. mit größerem Druck. 7 Theile. Preis 8½ Thlr.
Das Neue Testament, 2 Theile, 2 Thlr. 10 Sgr.
Das Alte Testament, 5 Theile, 6 Thlr. 5 Sgr.

Jeder Theil ohne Preiserhöhung auch einzeln.

Die
Nothstände des Preußischen Eidesrechtes.
Von
Dr. Rudolf Elvers,
Kreisrichter.
4½ Bogen. gr. 8. broch. 10 Sgr.

Der Herr Verfaßer sagt in der Vorrede u. A.: „Der Eid gehört „seinem Fundamente nach der Kirche an, aber der Staat hat sich „denselben angeeignet und hat viele seiner wichtigsten Einrichtungen auf „ihn basirt. Die Reinheit und Heiligkeit des Eides ist daher für den „Staat und für Alle, die von ihm abhängen, die ernsteste Lebensfrage. „Doch die Kirche hat daneben das Recht und die Pflicht behalten, da„nach zu fragen, wie der Staat mit diesem ihm von der Kirche anver„trauten Gute gewuchert hat, und daher läßt sich, wenn man die be„stehenden Eideszustände einer Prüfung unterziehen will, je nachdem „man sich auf den Standpunkt des Staates oder auf den der Kirche „stellt, ein doppelter Maßstab gewinnen. Beide habe ich auf den nach„folgenden Blättern anzuwenden gesucht." — Sonach ein Schriftchen von Interesse nicht bloß für Juristen, sondern auch für Geistliche wie überhaupt für kirchliche Kreiße.

Liedersegen
für unsere Kinder
in der Heimat und in der Fremde
mit Singweisen
herausgegeben von
Gerhard Stip.

23 Bogen. 8. brochirt. Preis: 20 Sgr. In Partieen billiger.

Ein lutherisches Gesangbuch für Schule und Haus, eine Auswahl der vornehmsten kirchlich recipirten Lieder mit ihren Singweisen.

Der Herausgeber, bekannt durch Herausgabe des „Unverfälschten Liedersegens", sagt in der Vorrede u. A.: „Ueber den Gebrauch „dieses Liedersegens hat der Verfasser sich in einer kurzen — nachstehend genannten — „**Liederschule für Eltern und Lehrer**" ausge„sprochen, weshalb er an dieser Stelle nur noch bemerkt, daß nach seiner Ansicht unsere Kindheit und junge Jugend in möglichst wenigen „Büchern aufzuerziehen ist und für das kirchliche Volkslied mit einem Buche ausreicht, wie für das weltliche. Er hat also das Buch, „das ihm oblag für den ganzen kindlichen und jugendlichen Umkreiß, für die Andacht in Familien, für den Gebrauch in niederen und „höheren Schulen, in Armenschulen und aller Art Volksschulen, wie in Gymnasien, Real-, höheren Töchterschulen und ähnlichen Anstalten, „für die Unterweisung der Confirmanden, für Präparanden zum Schullehrerseminar wie für Seminaristen, für den Gebrauch auf der „Wanderschaft und in der Fremde nach bestem Wissen anzulegen gesucht. — Kein Lied ist ohne Singweise geblieben mit Ausnahme des „unter uns verbreiteten Benedicite: Komm, HErr JEsu, sei unser Gast, dem unsere Tonkünstler nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet „haben mögen. — Die mitgetheilten Singweisen umfaßen einen sehr bedeutenden Kreis des evangelischen Kirchenliedes. — Für den Ge„brauch in Preußischen Schulen sind die bekannten achtzig Lieder sämmtlich vollständig abgedruckt, indem die wenigen unter ihnen,deren „vollständige Mittheilung nur dem größeren Liedersegen erlaubt zu sein schien, „eine Zugabe" bilden."

Angehängt sind dem Buche: **Die 3 Hauptsymbola, die Augsburgische Confession und der kleine Katechismus.**

Arndt, Fr., Das evangelische Kirchenjahr. Predigten über die Sonn- und Festtags-Evangelien des Kirchenjahrs. Magdeburg, Heinrichshofen 1858.

Gewiß haben Viele schon lange darauf gewartet, daß der Verfasser auch Evangelienpredigten drucken lasse, nachdem seine anderen Sammlungen eine so weite Verbreitung gefunden haben. Er hat lange damit gezögert. Aber nun kann man in der That sagen: Was lange währt, wird gut! Wir glauben keiner parteiischen Vorliebe beschuldigt werden zu können, wenn wir behaupten, daß die hier vorliegende Postille zu den besten gehören wird, die überhaupt je erschienen sind. Die Uebersichtlichkeit der Anordnung, die Fülle und Tiefe der Gedanken, die Lebendigkeit der Darstellung geben ihr sicherlich den Vorzug vor den meisten. Möge sie denn recht weithin bekannt werden! Das ist uns kein Zweifel; wo sie bekannt wird, da wird sie auch gebraucht, benutzt und weiter empfohlen werden. (Evangel. Kirchlicher Anzeiger. 1857. Nr. 8.)

Im Verlage der **Stiller**'schen Hofbuchhandlung in Schwerin erschien so eben:

Actenstücke, die **Amtsentlassung** des Prof. der Theol. Dr. **Baumgarten** in Rostock betreffend. $15\frac{1}{8}$ Bogen. gr. 8. geh. 1 Thlr.

In der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen sind neu erschienen:

Harries, D., Quid de articulis puris mixtisque ecclesiae nostrae doctores senserint. gr. 4. à 16 Sgr.

Jeep, A., Gerson, Wiclefus, Hussus inter se et cum reformatoribus comparati. gr. 4. à 24 Sgr.

Winkelmann, J. C. A., Gerson, Wiclefus, Hussus inter se et cum reformatoribus comparati. gr. 4. à 16 Sgr.

Wolf, J. W., Beiträge zur deutschen Mythologie. Abth. II. Schluss. à 2 Thlr.

— — Desselben Werkes Abth. I. à 1 Thlr. 10 Sgr.

In der Verlagsbuchhandlung von **S. G. Liesching** in Stuttgart ist vor Kurzem erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Otfrieds von Weissenburg
Evangelienbuch.

Aus dem Althochdeutschen übertragen von
Georg Rapp.

Breit-Octav. Broschirte Ausgabe fl. 1. 12 kr. — 20 Sgr.
Fein cartonnirte Ausgabe fl. 1 36 kr. — 28 Sgr.

Im Anschlusse an die vor kurzem ausgegebene und überall gerne aufgenommene Uebertragung des „Heliand" ist hier eine solche des um ein halbes Jahrhundert später entstandenen und in seiner Form uns schon näher liegenden „Leben JEsu" des edlen fränkischen Priesters Otfried dargeboten. Wie dort so wird auch in diesem schönen Erzeugnis, dem „ersten lyrisch-epischen christlichen Lehrgedicht" die edle Einfalt, der kindliche Glaube, der mannhafte deutsche Sinn die heutigen Leser noch in gleicher Weise ansprechen, wie unsere Vorfahren vor tausend Jahren, und der „Heliand" wie das „Evangelienbuch" werden als edle Zeugnisse einer „unvergänglichen Thatsache" auch ferner unter uns lebendig bleiben.

Bei **Rud. Besser** in Stuttgart ist erschienen:

Jahrbücher für deutsche Theologie

herausgegeben von
Dr. Liebner in Dresden,
Dr. Dorner und Dr. Ehrenfeuchter in Göttingen,
Dr. Landerer und Dr. Palmer in Tübingen,
Dr. Weizsäcker in Stuttgart.

Jahrgang 1858. III. Band. 1. Heft. 1 Thl. oder 1 fl. 45 kr.

Inhalt: Paret, Paulus und Jesus. — Köstlin, die Einheit und Mannigfaltigkeit in der neutestamentlichen Lehre. — Weizsäcker, um was handelt es sich in dem Streite über die Versöhnungslehre? — Hamberger, die Verklärung und Vergeistigung der Leiblichkeit.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 3. März. № 18.

Das Buch von den ägyptischen Mysterien. Zur Geschichte der Selbstauflösung des heidnischen Hellenenthums. Von A. von Harleß. München. 1858. 8.

Pneumatologie positive et expérimentale. La realité des esprits et le phénomène merveilleux de leur écriture directe démonstrées par le baron L. de Guldenstubbé. Paris 1857. 8.

Der verehrte Verfasser des ersteren der beiden hieroben namhaft gemachten Bücher sagt S. 96 f.: „Kein Volk der Geschichte war so wie die Griechen ein künstlerisches Volk im eminenten Sinne des Wortes. Von der Idee natürlicher Anmuth und Schöne getragen gestaltete es Alles, was Gegenstand theilnehmender Anschauung werden sollte, und gab ihm Fleisch und Blut zum Träger übermenschlicher Schönheit in menschlicher Form. Gegen diesen einen Trieb künstlerisch-plastischer Bildung trat Alles in den Hintergrund. Aus ihm heraus gestaltete sich die dem Griechenthum eigenthümliche Religion. Das Anlegen ethischer (? es gibt auch eine Ethik des Schönheitssinnes) und metaphysischer Maßstäbe war an sich selbst ein Widerspruch gegen den Geist dieser Religion. Wenn die Griechen solche Betrachtungsweise auf fremdländischen Ursprung zurückführten, so war das nicht immer geschichtlich richtig, aber dem Sinne nach allezeit wahr. Dem volksthümlichen Geiste ästhetischer Religiosität waren und blieben diese Maßstäbe fremdartig. Eine Rectification des Griechenthumes von ihnen aus war nichts anderes als Zerstörung desselben. Der Nationalgeist der Griechen war in Bezug auf Religion identisch mit ihren Dichtern, nie mit ihren Ethikern und Metaphysikern. Für seine Philosophie fand Plato nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in einem erträumten Staate Platz, und die Reaction gegen Sokrates war eine Reaction des Volksgeistes, nicht bloß sophistischer Sykophanten. Als nun trotz dem die kritischen Mächte im Laufe der Zeiten mehr und mehr am alten Götterglauben gerüttelt hatten, wollte man dagegen arbeiten und den alten Glauben stützen. Aber wie? Nicht durch erneute poetische Verklärung, deren man ernüchtert (d. h. aus dem naiven Schönheitstriebe herausgetreten) nicht mehr fähig war, sondern durch Beseitigung sittlicher und speculativer Bedenken. Die Götter und ihre Namen sollten bleiben; aber das, was sie waren, durften sie nicht mehr bleiben. — Das heißt mit anderen Worten: man zerstörte die Sache, um den Namen zu erhalten. Auf dem Strome dieser Auflösung segelt unser Buch (von den ägyptischen Mysterien) mit vollen Segeln."

Diese Gedankenreihe läßt sich vielleicht noch etwas allgemeiner fassen. Sobald der lebendige Gott dem Menschen verloren ist (und naiv gefaßte Heidengötter sind Gedanken, die wenigstens noch einen Abglanz und Nachschimmer des lebendigen Gottes an sich haben — sobald also auch diese naive Fassung und die ihr entströmende Begeisterung verloren ist) — sobald mit anderen Worten der substantielle Inhalt des Glaubens sich in inhaltlose Abstractionen und in Aggregate abstracter göttlicher Prädicate verwandelt hat, ergreift den Menschengeist das Gefühl der Oede und Leere, des Mangels trotz aller ihn umgebenden Weltfreude — oder wie es unser Verfasser S. 98 in specieller Anwendung auf das Griechenvolk ausdrückt: „Die leibhaften Götter des lichten Olymps mit ihrer Liebe und ihrem Hasse, mit ihrem Zorne und ihrer Freundlichkeit gegen die Menschen mußten fallen, indem man zugleich das, was an ihnen und an ihrem Cultus nicht haltbar schien, auf die Dämonen übertrug." — Nämlich in diesem Hunger und Durste geht es den Völkern wie dem verschmachtenden Wanderer in der Wüste — wie diesen Luftspiegelungen große Wasserbecken vorgaukeln, in denen er seinen Durst zu stillen hofft, spiegelt jenen ihre Phantasie eine Welt erträumter Mittelwesen vor, die sie schadlos halten sollen für den verlorenen lebendigen Gott — oder für die in naivem Bewußtsein für lebendig gehaltenen Götter. Und so sehen wir überall, wo der Gotte nachdenke Menschengeist sich mittelst abstrahirender Gedankenformen in eine lebensluftentbehrende Höhe leerer Speculation erhebt, den crassesten Aberglauben mächtig seine Herrschaft ausbreiten. So ist es in China, in Indien, in Aegypten, in Griechenland — kurz! allenthalben geschehen. Tausende von unseren Zeitgenossen, die bei weitem überwiegende Mehrzahl unserer sogen. gebildeten Zeitgenossen, viele ohne es selbst zu ahnen, sind ebenfalls um den lebendigen Gott gekommen und behelfen sich an seiner Statt (meist in dem Glauben er wäre es wirklich, weil sie ihm denselben Namen geben) mit einem Abstractum, welches durch überschwengliche aber todte Prädikate auf die Spitze der Weltschöpfung und Weltregierung hinaufgeschwindelt ist. Wir sind also wieder mitten in einem solchen dem Aberglauben nach allen Seiten Terrain bietenden Zustande. Da hält es unser Verfasser an der Zeit, uns ein Bild, ein Carrikaturbild eines ähnlichen

Geisteszustandes vor die Augen zu halten. Leider wird die Carrikatur gerade da, wo ihre Wirkung am meisten Noth thäte, nicht wirken, denn da eine solche gaukelnde Phantasiespiegelung immer ihre eigenthümlichen Auffassungen und folglich Sprachweisen entwickelt, ist es natürlich, daß schon die Erfassung einer derselben ein tieferes Studium dieser Sprechweisen voraussetzt, als in der Regel Menschen, die nicht gerade Geschichte der Philosophie und Religion, also auch der Ausartungen der Philosophie und Religion, zu ihrem Lebensinteresse gemacht haben, an solche Dinge zu wenden geneigt sind — aber auch nicht bloß die Resignation des Studiums verlangt ein solches Buch, um verstanden zu werden, sondern auch die Resignation auf die eignen Gedankenformen, denn sonst treten die Ausflüsse der letzteren immer wieder störend, namentlich falsch ergänzend und falsch verbindend, dem Verständnisse in den Weg — und den meisten, die selbst einem superstitiosen Gedankenhang sich hingeben, wird die Darstellung einer, wenn auch ganz analogen Superstition, sobald sie nicht genau dieselbe Bewegung einhält, trotz dem daß sie in den Worten der eignen Sprache geboten wird, eine ebenso quälende und fruchtlose Lectüre seyn, wie dem nicht mathematisch gebildeten Deutschen ein deutsches Buch, was ein Object der höheren Mathematik behandelt. Es ist ja eben das eigenthümliche der Superstition, daß ihr unbewußter Grund die reine Willkür ist, und daß also Brücken des Verständnisses von einer Superstition zur anderen schwer gebaut werden können, weil jede, wenn auch im Allgemeinen auf den gleichen — doch im Besonderen immer auf einer den Personen nach ganz verschiedenen, der Willkür und dem geistigen Eigensinne entsprossenen Basis ruht — und weil der von einer Superstition ergriffene immer gerade derjenige ist, der einer Resignation am wenigsten fähig erachtet werden muß. Wäre er nicht so eigensinnig, so würde er nicht superstitios seyn. Also bei der Adresse, an die nach dieser Seite das Buch gerichtet ist, wird es schwerlich irgend ein eingehendes Aufnehmen finden, und im Ganzen wird man sagen müssen, daß nur der, der allenfalls Interesse und Kenntnisse genug hat, das dem Jamblichus zuweilen zugeschriebene Buch de mysteriis aegyptiacis selbst zu lesen, auch mit rechtem Interesse und mit Gewinn diese vorliegende Arbeit über dies Buch lesen wird. Einen Auszug aus der Inhaltsangabe und Besprechung dieser mysteria aegyptiaca zu geben ist unthunlich — was sollte eine dürre Aufzählung der media, durch welche die Mittelwesen in Träumen, in enthusiastischen Zuständen, in den Lichterscheinungen und Hallucinationen der Photagogie und Hydromantie, durch welche die Götter in Täfelchen, Stäben, gewissen Hölzern, Steinen, Getreide, Gerstengraupen, sich den Menschen offenbaren; oder der gewissermaßen technischen Mittel, durch welche die Menschen mittelst der Astrologie, der Extispicien und Augurien in die Geheimnisse der Mittelwelt einzudringen und Andeutungen zu Uebung ihres Scharfsinnes in göttlichen Dingen zu gewinnen suchen. Allgemeiner interessant ist von solchen Dingen etwa nur die Nachweisung, wie auch das das Opfer begleitende Gebet zu einer Magie des Wortes —

des Wortes in seiner sinnlichsten Bedeutung als ganz unbestimmtes, sinnloses empirisches Object — zu einer Magie also der bloßen Formel (auch der dem Beter ganz unverständlichen Formel) wird, von der man dennoch annimmt, daß sie den Sinn des Menschen bereit mache zur Gemeinschaft mit der Gottheit.

Auf die, denen abschreckende Bilder des Aberglaubens als Medicin noth thun, würde selbst ein durch den Inhalt der mysteria aegyptiaca nicht direct gefördertes, aber doch möglicher Weise (weil der Erzeugungsboden aller dieser Erscheinungen Ein und derselbe ist) daran anknüpfbarer Excurs über die Greuel der Magie und Mantik der späteren Imperatorenzeit, über das Schlachten von Kindern (was so vielfach noch in die poetischen Objecte des Mittelalters hereinspielt, wie im Sylvester, im Amelius und Amicus u. s. w.), über das Aufschneiden des Leibes der Schwangeren, um die Eingeweide ungeborner Kinder zu Zwecken der Mantik zu beschauen u. dergl. nicht viel gewirkt haben, denn dazu ist bei unseren Superstitiosen der Civilisationsdünkel zu groß, als daß sie zugäben, solche oder ähnliche Dinge könnten auch noch einmal auf ihrem Wege liegen — daß abstracte Speculation und daraus erwachsender harter, unmenschlicher Sinn der Superstition allezeit, wo man sie ungehindert hat wuchern lassen, in einer Trunkenheit geendet haben, die kein Gefühl mehr hatte für das Greuelhafte, die selbst eine Art Wahnsinn des entleerten Geistes, eine völlige Abstumpfung des Gewissens ist und ähnliche sittliche Zustände einschließt, wie die halbverhungerter auf der See verschlagener Menschen, die zuletzt ihre Kameraden schlachten, um einen Bissen zu bekommen, glauben sie nicht. Daß unsere Zeit solcher Dinge überhaupt unfähig sey, soll man aber Kindern weiß machen, wenn man die Wirkungen des abstracten Denkens und des hohlen Idealisirens in der Politik so handgreiflich in Greueln aller Art vor Augen sieht. In den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hätte auch jedermann die Greuel der neunziger Jahre und des neunzehnten Jahrhunderts für unmöglich gehalten, und doch stunden viele damals gerade so zur Superstition in der Politik, wie jetzt zur Superstition in der Religion. „Die Prostitution der Wahrheit und der Abfall von ihr überwindet die letzte Scham und scheut den äußersten Frevel nicht, heutiges Tages so wenig als vor mehr denn tausend Jahren."

Aber wenn auch dieser Theil der Adresse falsch seyn sollte — die Arbeit selbst werden dem Verfasser herzlich danken alle Liebhaber wahrer Erkenntniß und namentlich unter ihnen die, welche Interesse haben an Geschichte der Religion, Philosophie und Litteratur. Der verfehlten Adresse wird jetzt kaum mit hartem Hohn beizukommen seyn, denn auch für dessen Wunden verliert der Superstitiose das Gefühl; — nur allesfalls durch die Anschauung des naiven Selbsthohnes, den der übt, der sich der Superstition in einer neuen und frappanten Weise so hingiebt, daß er gewissermaßen den Anblick eines erwachsenen, nackten Menschen mitten unter dem Marktpublikum darbietet, nur dieser etwa kann helfen, und nur um eine Probe solches naiven

Selbsthohnes zu geben, haben wir das Buch, dessen Titel oben an zweiter Stelle verzeichnet ist, zu dieser Anzeige mit hinzugezogen.

In seiner letzten Anmerkung spricht Herr von Harleß von dem Tischaufgehen, einer Procedur jüdisches Aberglaubens noch im 17ten Jahrhundert. Dieses Tischaufgehen bildet einen Hauptpunkt der Superstition unseres zweiten Autors, des Herrn Baron von Guldenstubbe. Er hat (ohne irgend welche Berührung derselben) Tische ihre Wanderung durch mehrere Zimmer, sogar um ihnen entgegengestellte Hindernisse herum machen, er hat sie auch, gleich den Juden des 17ten Jahrhunderts, sich von selbst in die Luft erheben sehen; es fehlen bloß die mehreren vorher darauf gelegten Centner an Gewicht, um seine Behauptungen mit denen derer, die das Tischaufgehen der Juden gesehen haben wollen, ganz übereintreffen zu lassen, und daß Tischklopfen und amerikanische Ketten ganz zu seiner Diät gehören, versteht sich darnach von selbst.

Daß weder diese Dinge noch die Aeußerungen somnambuler Menschen einen Menschen, dem der Glaube an den lebendigen Gott abhanden gekommen ist, satt machen können, ist natürlich. Herr von Guldenstubbe freilich ist der Meinung, er habe diesen Glauben, spricht immer in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken von Christo und der Kirche; aber daß er sich in diesem Punkte vollkommen täuscht, daß er von der Kraft des Glaubens in der That gar nichts weiß und etwas für Glaube hält, was ein ganz abstractes, innerlich unmotivirtes Fürwahrhalten nur ist, geht aus dem, ihn begleitenden Hunger und Durst nach materiellen Beweisen der Fortdauer der Seele nach dem Tode hervor. Der wirklich Gläubige weiß von solchem Hunger und Durste gar nichts, denn er trägt die Gewißheit, deren er bedarf, so immanent und mächtig in sich selbst, daß man ihm nicht erst zu zeigen braucht, daß ein materieller Beweis, wenn er vorhanden wäre, gar nichts beweisen würde, als daß etwas nach den uns bekannten Naturgesetzen Unerklärliches sich an den natürlichen Formen der Dinge begäbe; daß man ihm nicht erst zu zeigen braucht daß ein materieller Beweis des Daseins einer Mittelwelt eine contradictio in adjecto ist — denn er weiß, daß die Wahrheit überhaupt etwas unbeweisbares, nur der Anschauung oder dem Glauben angehöriges ist, und daß das, was man beweisen kann, nämlich die Richtigkeit der Consequenzen aus der Wahrheit, nicht bewiesen ist, so lange der Zusammenhang der Consequenzen mit der Wahrheit an einen völlig unaufgeklärten Proceß geknüpft erscheint. A priori schon sind alle Erfahrungen, die unser Autor über ein Hereingreifen der Mittelwelt in unser Leben gemacht haben will, für Gaukeleien eines Menschen, der den lebendigen Gott verloren hat, zu erklären — Gaukeleien, die entweder seine kranke Phantasie oder die andere Menschen mit ihm treiben. Ob das eine oder andere der Fall ist, können wir ebensowenig entscheiden, als über die inneren oder äußeren Vermittelungen solcher Gaukeleien auch nur ein Wort

verlieren, da uns nichts über des Autors s. g. Erfahrungen vorliegt, als sein eigner Bericht.

Der Kern des Buches besteht darin, daß auf des Autors inständiges Gebet um einen materiellen Beweis der Fortdauer der Seele nach dem Tode, ein am 1. August 1856 zugleich mit einem Bleistift in ein Kästchen geschlossenes unbeschriebenes Blatt Papier am 13ten mit einer sinnlosen Schmieralie beschrieben endlich aufgefunden ward; daß, nachdem noch mehre solche Schmieralien, welche augenblickliche Heilungen von Kopfweh und dergleichen, wenn sie aufgelegt wurden, zu Wege brachten, erfolgt waren, endlich auch wirkliche Wörter und Namen gefunden wurden — daß sich der Autor des Buches überzeugte, daß diese Geister auch ohne einen dazu gelegten Bleistift bald mit Bleistift, bald mit Dinte geschrieben hatten, ja daß er und gleichgesinnte Freunde endlich mit eignen Augen beobachteten, wie Schrift auf dem Papier entstund ohne irgend ein mechanisches Mittel — aber doch war es immer Bleistift oder Dintenschrift. Antikes Schreibmaterial scheint der Geisterwelt ausgegangen zu seyn. — Endlich ließ die Gesellschaft von einem Papierhändler ein Buch frisches Papier (ob sie es auch vorher durchblätterten, um sich zu überzeugen daß es unbeschrieben war, wird nicht gesagt) einsiegeln, und nachdem sie es eine Zeit lang hatten liegen lassen und dann öffneten, waren auf den Blättern desselben theils Schmieralien, theils Schriften zu finden. Eine specielle Kritik aller dieser Vorgänge ist, wie gesagt, unmöglich, weil nur der sehr mangelhafte Bericht Eines Betheiligten vorliegt. Uns sind zweierlei Dinge bei den Facsimile's eines großen Theiles dieser Producte der Mittelwesen aufgefallen:*) erstens nämlich daß der größeste Theil derselben, so weit er wirklich Schrift enthält (obgleich Schriften in griechischer, lateinischer, französischer, italienischer, deutscher, englischer, russischer und esthnischer Sprache mitgetheilt werden), doch einen unverkennbar außerordentlich ähnlichen Federzug haben, und daß auch die Schriftabkürzungen und Schriftentstellungen ziemlich gleich sind. Sodann zweitens, daß diese Geister (mit Ausnahme der der verstorbenen Verwandten des Autors, deren geistiges Gewicht im wirklichen Leben wir natürlich durchaus nicht kennen) durch den Tod dumm geworden zu sein scheinen, denn obwohl die Geister sehr bedeutender oder doch geistreicher Männer und Frauen unter den Schreibegeistern sind, z. B. Melchisedek, St. Johannes, St. Paulus, Sokrates, Plato, Cicero, Cäsar, Augustus, Abälard, Heloise, Ludwig der Heilige, die Königin Marie Antoinette u. s. w. — haben sie doch nichts zu schreiben gewußt als entweder ihren Namen, oder kurze Stellen aus ihren längst gedruckten Schriften, oder unbedeutende Gemeinplätze und andere

*) Das Erste, was sich dem Herausgeber bei der Betrachtung der angeblichen Geisterschriften darbot, war der Name Isokrates, geschrieben *ΙΣΟΚΡΑΤΕΣ*, mit ε statt η. Das reicht allein schon hin zu zeigen, daß der sehr wohlmeinende Herr Verf. leider in die Hände von Betrügern gefallen seyn muß. Anm. des Herausg.

Trivialitäten, kurz! Sachen, wie man sie etwa in dem Stammbuche eines deutschen Primaners zu finden gewöhnt ist — daß also, wenn diese Schmieralien materielle Beweise sind der Fortdauer der Seelen nach dem Tode, sie zugleich den Beweis enthalten, daß die Seelen durch den Tod zu wirklichen Schatten, zu recht dummen Seelen werden.

Dieser Kern des Buches ist umschlossen von einer theils historischen, theils raisonnirenden Schaale. Daß schon oft ganz ähnliche Zeiträume wuchernder Superstition in der Welt da waren, ward oben schon bemerkt; daß es also nicht schwer ist, historische Analoga zu diesen Gaukeleien zu finden, versteht sich von selbst — es versteht sich aber weiter auch von selbst, daß solche historische Ausführungen nur einen Werth haben können, wenn sie mit dem Ernst und der Treue der Wahrheit und nach wissenschaftlicher Methode gearbeitet sind; daß sie aber nicht den mindesten Werth haben, wenn sie in völlig dilettantischer Weise von einem geistig schon präoccupirten herrühren.

Gott helfe dem Verfasser, der übrigens ein wohlgesinnter, auch nicht kenntnißloser Mann zu seyn scheint, zu nüchternen Gedanken und schenke ihm statt dieser flunkrigen Beweise einer seinsollenden Mittelwelt, aus Gnaden den Beweis Seines lebendigen Daseins in einem neuen und gewissen Geiste — dann wird er dieser Geisterschmieralien zu seinem Troste nicht mehr bedürfen. H. Leo.

Nachrichten.

Die Entlassung des Professors Dr. Baumgarten von seinem theologischen Lehramte an der Universität Rostock.

(Fortsetzung.)

Welches Verhältniß zur Lutherischen Landeskirche nimmt die theologische Facultät an der Universität Rostock ein? Das Entlassungsdecret enthält hierüber nähere Angaben. Es lautet darin: „Da nun nach den inländischen Kirchenordnungen von 1552 und 1602 (1650) auf Unserer Universität zu Rostock die christliche Lehre „rein und unverändert," wie sie in der heiligen Schrift, den allgemeinen Symbolen der christlichen Kirche, in Dr. Luthers Katechismus und Bekenntniß und in der Augsburgischen Confession von 1530 enthalten ist, gelehrt und, wenn ein akademischer Lehrer davon abweicht, gegen denselben eingeschritten werden soll; da ferner in den Artikeln II.—IV. der Landes-Reversalen von 1621 die Landesherren den Ständen die Zusicherung gegeben, daß auf der Universität zu Rostock keine anderen als der Augsburgischen Confession und Lutherischen Religion zugethane Lehrer angestellt und geduldet werden sollen; die Fundirung der Universität zu Rostock auf die reine Lehre der christlichen Symbole und der Augsburgischen Confession in dem §. 4. des Regulativs über die Verhältnisse der Stadt Rostock zu der Landesuniversität von 1827 und in dem §. 1. der Statuten der Universität von 1837 nochmals wiederholt worden ist; nicht minder die Statuten der theologischen Facultät zu Rostock von 1564 und das spätere Regulativ für diese Facultät von 1791 die Mitglieder derselben verpflichten, die Schriften der Propheten und Apostel in dem Sinne auszulegen, welcher in den allgemeinen christlichen Symbolen, in der Augsburgischen Confession, den Schmalkaldischen Artikeln und den Schriften Dr. Luthers niedergelegt worden ist" u. s. w. Auf Grund solcher Rechtsbestimmungen hat das Ministerium in seinem Rescript an das Consistorium den Gesichtspunkt geltend gemacht: „die Landesuniversität zu Rostock sey keineswegs bloß eine Lehranstalt der sogenannten freien Wissenschaft, sondern sey wesentlich auf das landeskirchliche Bekenntniß fundirt, und solle bei demselben im Allgemeinen und Einzelnen erhalten werden." Das Consistorium erklärt, auf diesen Gesichtspunkt eingehend, in seinem Erachten S. 3: „Ein hiesiger Professor der Theologie, indem er bei seiner Anstellung die eidliche Verpflichtung übernimmt:

„die mir in meinem Bestallungspatente auferlegten Pflichten gewis-
„senhaft (zu) erfüllen, den allgemeinen akademischen Statuten
„und den besonderen Statuten der theologischen Facultät in Allem
„gemäß mich (zu) bezeigen u. s. w."

und damit sich verbindlich macht, die Auflage seines Anstellungspatentes, deren oben gedacht ist, unverbrüchlich zu beobachten, begiebt sich damit sowohl für seine Katheder-wirksamkeit als auch für seine Thätigkeit als Schriftsteller, die sich nicht trennen lassen, jener übrigens auch an sich sehr zweifelhaften Freiheit der abstrakten Wissenschaft."

Eine fernere Frage ist: ob dem Professor Baumgarten diese für die Mitglieder der theologischen Facultät zu Rostock zu Recht bestehenden Lehrverpflichtungen genügend bekannt gewesen, und ob er selbst auf dieselben verpflichtet worden. Das Consistorial-Erachten sagt in dieser Beziehung, daß „in den landesherrlichen Bestallungen der ordentlichen Professoren der Theologie" „noch jetzt" die Worte vorkommen:

„wobei Wir zu ihm das Vertrauen haben, er werde sich bei die-
„sem ihm anvertrauten Amte den allgemeinen akademischen Sta-
„tuten und den besonderen Statuten der theologischen Facultät
„gemäß bezeigen und nach der Richtschnur des geoffenbarten göttlichen Wortes, der unveränderten Augsburgischen Confession,
„Formulae Concordiae und aller übrigen in Unseren Landen
„recipirten symbolischen Bücher, auch der darauf gerichteten Meck-
„lenburgischen Kirchenordnung gemäß, ohne einige Neue-
„rung, bei einem unsträflichen Wandel dergestalt verhalten, wie
„es einem rechtschaffenen Professor der Theologie wohl ansteht
„und gebühret und wie vor Gott, Uns und Jedermann er in
„gutem Gewissen es zu verantworten sich getrauet und er Uns
„solches auch eidlich angeloben wird."

und fügt hinzu, daß der ordentliche Professor der Theologie Dr. Baumgarten zu Rostock, „dem ebenfalls eine Bestallung des obigen Inhaltes ertheilt worden sey," ebenfalls bei seiner Einführung in das akademische Concil den gedachten Eid geleistet habe." Uebereinstimmend damit heißt es in dem Entlassungsdecret: — — „die euch ertheilte Bestallung vom 31. August 1850 euch auf die Statuten der Universität und der theologischen Facultät angewiesen hat, desgleichen nach der Richtschnur des geoffenbarten göttlichen Wortes, der unveränderten Augsburgischen Confession, formula concordiae und aller übrigen in Unseren Landen recipirten symbolischen Bücher, auch der darauf gerichteten Mecklenburgischen Kirchenordnung gemäß ohne einige Neuerung euch zu verhalten; ihr auch bei eurer Einführung am 19. October 1850 auf diese in eurer Bestallung enthaltenen Pflichten und die Statuten der Universität und der theologischen Facultät euch eidlich verpflichtet habt."

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 6. März. № 19.

Der Prediger Salomo.

Ein Vortrag gehalten im Auftrage des Evangelischen Vereines.

Ein Gast aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas sprach zu einem Deutschen christlichen Freunde: „Bei uns fehlt das Sinnen, jeder fragt nur: wer geht mit.“ Dies Sinnen ist das Pfund, welches der Allmächtige, der Geber aller guten Gabe, besonders unserm Volke anvertraut hat und von dessen Verwaltung es dereinst wird Rechenschaft ablegen müssen. Es ist nicht zufällig, daß in Deutschland die Reformation ihren Ursprung genommen hat. Auch die Deutsche Speculation zeugt, trotz ihrer Abkehr von dem lebendigen Gott und ihrer darin begründeten Resultat- und Trostlosigkeit, doch auch in ihrem Verfalle noch immer von der Herrlichkeit der unserem Volke verliehenen Gabe des Sinnens. An dieser Gabe sollen billig Alle, jeder in seiner Weise, theilnehmen, die Ungelehrten nicht minder als die Gelehrten, Jung und Alt, Mann und Weib.

Der würdigste Gegenstand des Sinnens ist das Wort Gottes, nicht blos das im N. T., sondern auch das im A. T. niedergelegte, so gewiß als speciell in Bezug auf dieses unser Herr die Aufforderung ausgesprochen: suchet in der Schrift; als er in Bezug auf dieses erklärt hat: „die Schrift kann nicht gebrochen werden;“ sie enthält untrügliche Wahrheit; so gewiß als in seinem Auftrage der Apostel das A. T. der christlichen Kirche mit den Worten empfiehlt: „alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit.“

Das alttestamentliche Thema, für das ich mir heute Ihre Aufmerksamkeit erbitte, ist ein ziemlich abgelegenes, nicht wegen der Beschaffenheit des Gegenstandes, sondern durch Schuld der Kirche, welche diesen Schatz wie so viele andere lange Zeit vernachlässigt hat. Ich will versuchen, in das Buch einzuführen, welches in Luthers Uebersetzung den Namen: der Prediger Salomo führt. Wie hoch man in den Anfängen der Reformation dies Buch hielt, geht daraus hervor, daß Luther selbst, Melanchthon und Brenz, der Würtemberger Reformator, Auslegungen desselben verfaßten. Dadurch aber, daß man einer unrichtigen Ansicht von Verfasser und Zeitalter des Buches folgte, verlor man schon in älterer glaubensfester Zeit in vieler Hinsicht den Schlüssel des richtigen Verständnisses und bahnte den Weg für die rationalistischen Verkehrungen des Sinnes, in Folge deren eine Menge von Vorurtheilen gegen unser Buch in Umlauf gekommen sind.

Die Ueberschrift lautet: „Die Worte des Koheleth des Sohnes David, des Königes in Jerusalem.“ Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß Koheleth eigentlich heißt: die Versammelnde. Das Verbum ist stehend von der Zusammenberufung der gesammten Gemeinde Israels, der Gesammtheit des Volkes Gottes. Der Israelitischen Weisheit, darauf weist der Name Koheleth hin, wohnt ein Zeugengeist ein, sie trägt durchweg populären Character, gehört nicht den engen Räumen der Schule an, sondern den weiten Hallen der Kirche, ist ein Sauerteig, welcher die ganze Masse durchsäuern soll. Die Weisheit von oben her hat das Privilegium Allen verständlich und zugänglich zu seyn, nicht blos einzelnen besonders Begabten. Sie hat Allen Wichtiges zu sagen, den Armen an Geist nicht minder wie den Reichen. Sie ist voll Barmherzigkeit wie der Gott, dem sie entstammt und liebt es, das Verlorene zu suchen, um das die Weisheit dieser Welt sich nicht kümmert. Weil der aus der Weisheit von oben stammende Trieb zu versammeln nur der Kirche angehört, so findet sich außerhalb derselben und wo ihre Bahn verlassen wird, nur Vereinzelung, unberathene Auflösung, die Welt muß bekennen: wir alle gehen in der Irre wie Schaafe, wenden uns ein Jeder auf seinen Weg. — Der Name Koheleth gehört eigentlich der Weisheit selbst an, so gewiß als er nur übersetzt werden kann, die Versammelnde, die Predigerin. Den Schlüssel zu dieser Bezeichnung besitzen wir in den neun ersten Capiteln der Sprüchwörter Salomos. Der Verfasser würde sie nicht gewählt haben, wenn er nicht auf Leser gerechnet hätte, die aus diesen Capiteln die Deutung des Namens schöpfen, die Lösung des Räthsels gewinnen würden. Diese Capitel bilden eine Art von Eingang. Ehe die einzelnen Lehren der Weisheit aufgestellt werden, sollen sie das Wesen der wahren Weisheit, wie sie durch Gottes Gnade ihren Sitz unter Israel aufgeschlagen, zur Anschauung bringen und zur Liebe derselben erwecken, zugleich zum Hasse gegen ihre Nebenbuhlerin, die falsche Weisheit, die Fremde, die Ausländerin, welche mit ihren Verführungskünsten unter Israel einzudringen strebt, das Weib bitterer denn der Tod, welches Herz Netz und Strick ist und ihre Hände Bande sind, wie sie in unserem Buche (7, 27.) genannt wird. Die Weisheit von oben, wie sie in den Männern Gottes von Moses an ihre

Organe gefunden, wird in diesen Capiteln redend eingeführt. Ihr Charakter als Koheleth, als die Versammelnde, tritt z. B. deutlich hervor in C. 1, 20. 21.: „Die Weisheit rufet auf der Gasse, auf den Straßen läßt sie sich hören. Sie predigt an den Ecken der Lärmplätze, sie redet ihre Worte in den Thoren der Stadt," wo die Geschäfte abgemacht werden und der größte Zusammenfluß der Menschen war, ferner in den Worten: „Rufet nicht die Weisheit und die Klugheit lässet sich hören! Oeffentlich am Wege und an der Straße stehet sie. An den Thoren bei der Stadt, da man zur Thür eingehet, schreiet sie: o ihr Männer, ich schreie zu euch, und rufe den Leuten." (8, 1 ff.) — So gewiß es aber auch ist, daß Koheleth eigentlich die Weisheit bezeichnet, ebenso gewiß ist es auch, daß hier Salomo unter dieser Benennung erscheint. Es zeigen dieß die Zusätze: des Sohnes Davids, des Königes in Jerusalem, die eben den Zweck haben, jeden Zweifel in dieser Beziehung von vornherein auszuschließen. Wie sind nun aber diese beiden Thatsachen miteinander zu vereinigen? Durch die schon von Augustinus vorgetragene Annahme, daß Salomo deshalb diesen Namen erhält, weil durch ihn die Weisheit zu dem Volke Gottes redete, er der Mund und das Organ derselben, gleichsam die leibhaftige und persönlich gewordne Weisheit war, im Vorbilde Christi, der in Luc. 11, 49. 50. (vgl. Matth. 23, 34.) sich selbst als die „Weisheit Gottes" bezeichnet, die persönlich sich darstellende, als der wahrhaftige Koheleth, den der Koheleth unseres Buches nur abschattete. Der Verf. weis't durch diesen Namen darauf hin, daß Salomo hier nicht als Weltweiser in Betracht kommt, sondern als Repräsentant eines höheren Geistes als des eignen, der allein fähig ist, solches zu reden, was von durchgreifender Bedeutung für das Volk Gottes ist. — Für die Frage nach dem Verfasser des Buches ist es von nicht geringer Bedeutung, daß Salomo hier nicht unter seinem eigenen Namen erscheint, sondern unter dem gleichsam unpersönlichen Namen Koheleth. Alle anderen Erzeugnisse Salomo's in dem Canon des A. T. tragen seinen gewöhnlichen Namen an der Spitze, die Sprüchwörter, deren Ueberschrift lautet: „Die Gleichnisse Salomo's, des Sohnes Davids, des Königes Israels," das Hohelied, Ps. 72. Ps. 127., wie es denn natürlich ist, daß, wer sich als Verfasser geltend machen will, keinen andern Namen nennt, als den, unter dem er bereits bekannt ist. Das Räthselhafte, das Versteckspielen, würde hier wenig angebracht seyn. Wenn nun Salomo hier Koheleth genannt wird, so weist der Verf. nicht undeutlich darauf hin, daß es nur ideale Geltung hat, wenn er als Verfasser des Buches eingeführt wird. Der Name, der eigentlich ein unpersönlicher ist, deutet an, daß die Person, der er hier beigelegt wird, nur der Poesie angehört und nicht der Wirklichkeit, daß Salomo hier nicht nach seiner Individualität in Betracht kommt, sondern nur nach dem sie beseelenden Princip, nur als Träger der in ihm gleichsam leibhaftig gewordenen Weisheit, wie ja auch der Verf. des Griechisch geschriebenen Buches der Weisheit Salomo als den Repräsentanten der Weisheit unter Israel zu dem Geschlechte seiner Zeit reden läßt, wie Salvianus seine im Geiste des Timotheus, des Apostelschülers geschriebnen Bücher diesem beilegt und sich hinter dieser in der Kirche hochangesehenen Person bescheiden verbirgt. So verwandelt sich also das einzige Argument, was irgend scheinbar für die Salomonische Abfassung angeführt worden ist, gegen welche einestheils die Sprache, anderntheils der ganze Kreis der geschichtlichen Beziehungen entschiednes Zeugniß ablegen, bei näherer Betrachtung in sein Gegentheil. Das Buch ist nicht blos nicht von Salomo als nächsten Verfasser, es gibt sich auch nicht dafür aus von Salomo zu seyn, es deutet gleich in seinen ersten Worten darauf hin, daß es nicht von Salomo ist, es läßt im Folgenden auf das Unverholenste hervortreten, daß es nach dem Untergange des Israelitischen Königthums in einer Zeit abgefaßt ist, da die Salomonische Herrlichkeit längst verschwunden war und das Volk Gottes unter heidnischer Zwingherrschaft seufzte.

Warum aber hat der Verf. diese Einkleidung gewählt? Auf den einen Grund haben wir bereits hingewiesen. Salomo war zuerst von Gott berufen, der heidnischen Weisheit eine Israelitische, der Weisheit dieser Welt eine aus dem Heiligthum stammende entgegen zu stellen. Wie alle Psalmen auf David zurückgehen, so war Salomo geheiligt zum Quell der Weisheit unter dem A. B. Die späteren Organe folgten dem von ihm gegebnen Impulse. Er redete durch sie fort zu dem Geschlechte jeder Zeit. Es war von seinem Geiste auf sie gelegt, ähnlich wie von dem Geiste Mose's auf Josua, von dem Geiste Elia's auf Elisa. Wir dürfen aber bei diesem einen Grunde nicht stehen bleiben. Ein zweiter tritt uns von C. 1, 12. bis zu Ende von Cap. 2. entgegen. Man klagte, daß die früheren Tage besser seyen, als die jetzigen. Besonders blickte man nach Salomo und seiner Herrlichkeit in verzehrender Sehnsucht. Da läßt nun der Verfasser Salomo selbst auftreten und die Nichtigkeit dieser Herrlichkeit proclamiren, ausführen, daß sie nichts weiter war als ein glänzendes Elend, zum Troste für die Elenden, die nun denjenigen zum Genossen erhielten, den sie bis dahin beneidet hatten, zur Aufforderung für sie, Quellen des Glückes aufzusuchen, die auch in ihrer Zeit noch flossen.

Wie verhält es sich mit der Anlage des Buches? Die richtige Antwort auf diese Frage hat Herder gegeben. „Man hat sich — sagt er — viel über den Plan dieses Buches bekümmert, am besten ist wohl, daß man ihn so frei annehme als man kann und dafür das Einzelne nütze." An eine zusammenhängende Deduction, an „Ordnungspläne" ist gar nicht zu denken. Dergleichen ist nur von Auslegern dem Buche aufgedrungen worden, die aus ihren eignen Gedanken nicht heraus können. Der Faden, welcher alle Theile des Buches miteinander verbindet, ist nur die durchgängige Beziehung auf die Verhältnisse und die Stimmungen, die Nöthe und die Schäden der Zeit. Darin liegt die Einheit des Buches, dessen Verfasser, allen denen zum Vorbilde, welche zu dem Geschlechte unsrer Zeit zu reden haben, nie in die Lüfte emporschwebt, nie sich in allgemeinen Reflexionen oder in Gemeinplätzen ergeht, nie den Mann Juda unter der Persischen Zwingherrschaft aus den

Augen verliert, welchem heilsame Medicin für seine kranke Seele darzureichen er zunächst von Gott berufen war.

Dies leidet uns herüber zu der Frage von den Zeitverhältnissen des Buches. Diese zu erkennen, ist von der größten Wichtigkeit. Die heilige Schrift ist nicht, wie das Buch des Lügenpropheten Mohammed, auf einmal in's Leben getreten. Ihre Abfassung geht durch eine Zeit von funfzehn Jahrhunderten hindurch. Alle Bücher der heiligen Schrift tragen mehr oder weniger den Charakter von Gelegenheitsschriften. Die göttliche Wahrheit quillt in ihnen in der lebendigsten Weise hervor, sie wird stets in Beziehung auf die Fragen ausgespendet, welche die Gegenwart darbot. Dadurch wird die unlebendige Trockenheit vermieden, die Casuistik, die Einseitigkeit, da im Verlaufe einer so langen Zeit jede Seite nach und nach zu ihrem Rechte kommen muß, ebenso die Unvollständigkeit, die Gefahr, daß das Leben nach und nach das heilige Buch hinter sich zurückläßt. Nachdem die göttliche Eingebung durch einen so langen Zeitraum sich thätig erwiesen hatte, konnte nun die durch Gottes Geist geleitete Schriftgelehrsamkeit an ihre Stelle treten, deren Aufgabe es ist, das zunächst in Bezug auf individuelle Verhältnisse gesprochene von seiner besonderen Veranlassung loszulösen und es anzuwenden auf die neuen in den verschiedenen Zeitaltern der Kirche gegebenen Verhältnisse. Um dies mit Erfolg zu können, wird man vor Allem darnach trachten müssen, die anschaulichste Erkenntniß der Verhältnisse zu erlangen, auf welche jede Schrift zunächst berechnet war. Nur auf diese Weise wird man vollständig gewinnen, was die Schrift an Lehre und Erbauung für alle Zeiten und speciell für die Gegenwart darbietet.

Fassen wir nun zunächst ins Auge, was unsere Schrift über die äußeren Verhältnisse des Volkes Gottes zur Zeit seiner Entstehung enthält. Der Verf. erklärt sich selbst darüber, weshalb diese nicht in schärferen Umrissen gezeichnet sind, weshalb über sie ein gewisses Helldunkel verbreitet ist. Er sagt (10, 20.): „Auch in deinem Studierzimmer fluche nicht dem Könige, und auch in deinem Schlafgemache fluche nicht dem Reichen, denn die Vögel des Himmels führen die Stimmen und die Fittige haben sagen es nach." Es war hiernach wegen der heidnischen Zwingherrn, die überall ihre Aufpasser hatten, gefährlich, mit der Sprache frei herauszugehen. Trotz dieser durch die Zeitumstände gebotenen vorsichtigen Zurückhaltung aber kann durch die Zusammenstellung der zerstreuten Züge ein treues und vollständiges Bild der Zeit der Entstehung gewonnen werden. Nach dem Anfange von Cap. 4. befand sich das Volk Gottes in schwerer Bedrängniß, eine trübe Unglückszeit war über dasselbe eingebrochen: „Siehe da, die Thränen der Bedrängten und nicht haben sie einen Tröster, und von der Hand ihrer Unterdrücker Gewalt, und nicht haben sie einen Tröster. Und ich lobte die Todten, welche schon gestorben, mehr denn die Lebendigen, welche noch leben Und mehr denn Beide den, der noch nicht war, welcher nicht sah das böse Werk, welches gewirkt wird unter der Sonne." Nach Cap. 7, 10. beklagte man sich bitterlich, daß die früheren Tage besser waren als die jetzigen. Israel wurde

nach V. 22. von den Heiden verhöhnt und verlästert; die von Gott und Rechtswegen Knechte seyn sollten des von seinen ersten Anfängen zur Weltherrschaft berufenen Volkes waren obenauf. Nach Cap. 8. war der Ort der Heiligen, Jerusalem, unter der Herrschaft der Bösen, der heidnischen Tyrannen, V. 10., und zwar hatte diese heidnische Tyrannei schon lange gedauert, V. 12, das sehnlich erwartete Edict des himmlischen Königes gegen die Usurpatoren hatte lange gezögert, V. 11. Es war eine Zeit, da der Mensch herrschte über den Menschen zu seinem Unglück. Nach dem Anfange von Cap. 9. warf damals die Wirklichkeit dem Glauben gewaltige Steine des Anstoßes in den Weg, machte an Gott und seinem gerechten Walten auf Erden irre, indem die Loose der Gerechten und der Bösen in einander gewirrt wurden. Den damaligen Zustand der beherrschenden Weltmacht stellt uns C. 10, 18. 19. vor Augen: „Durch große Faulheit sinken die Balken und durch hinlässige Hände wird das Haus triefend. Sie machen Brot zum Lachen und der Wein muß die Lebendigen erfreuen und das Geld muß Alles verantworten." Wir haben hier das Bild eines heidnischen Staatswesens, das den Höhepunkt seiner Größe bereits überschritten hat, das aller sittlichen Fundamente entbehrt, in dem das Geld den Mittelpunkt bildet, um den sich Alles bewegt nnd die Legitimation abgibt für alle Handlungen, Faulheit und üppige Ausgelassenheit Hand in Hand gehen, und Alles den bevorstehenden Ruin des Staatsgebäudes in Aussicht stellt.

Diese Züge nun passen einzig und allein auf die Zeit der Persischen Herrschaft über das Volk Gottes. Es war dies in dem Zeitraum, welchen die Canonischen Bücher umfassen, deren Sammlung unter der Persischen Herrschaft selbst während der Regierung des Artaxerxes geschlossen wurde, die einzige Weltmacht, deren Tyrannei das Volk Gottes in seinem eignen Lande unterworfen wurde. Assur hatte die Zehnstämme, Babel hatte Juda ins Exil weggeführt. Die Rückkehr Judas in das heilige Land, an das sich von da an die Zehnstämme als an seinen Mittelpunkt anschlossen, fiel zusammen mit dem Entstehen der Perserherrschaft. Ganz in Uebereinstimmung mit unserem Buche wird die Lage des Volkes Gottes unter der Perserherrschaft, die trotz vereinzelter Gunstbezeugungen, der Ertheilung der Erlaubniß zum Bau des Tempels durch Cyrus und zum Bau der Stadtmauer durch Artaxerxes, eine im hohen Grade drückende war, in dem Gebete des Esra in C. 9. des Buches Nehemia geschildert: „Siehe wir sind heutiges Tages Knechte; und im Lande, das du unsern Vätern gegeben hast, zu essen seine Früchte und Güter, siehe da sind wir Knechte innen; und sein Einkommen mehret sich den Königen, die du über uns gesetzt hast, um unserer Sünden willen; und sie herrschen über unsere Leiber und Vieh nach ihrem Willen, und wir sind in großer Noth."

Wie die äußeren, so führen auch die inneren Zustände des Volkes Gottes, wie sie sich in unserem Buche darstellen, auf die Zeit der Persischen Herrschaft. Von Bedeutung ist hier zuerst, daß in der Beleuchtung der innerlichen Schäden die Abgötterei nicht vorkommt, welche von Salomo an bis zu der

Wegführung in das Babylonische Exil in so hohem Grade versuchlich war, in diesem aber erstarb. Dagegen aber treten uns hier die specifisch nacherilischen Feinde entgegen, dieselben, welche Maleachi, der letzte Prophet, in seiner ebenfalls der Zeit der Perserherrschaft, speciell der des Artaxerxes angehörigen Weissagung bekämpft, die Ansätze zum Pharisäismus, eine hohle Gerechtigkeit, welche den Mangel lebendiger Gottesfurcht, inniger Hingabe durch dürftige äußere Werke, Opfer (4, 17.), lange Gebete (5, 1. 2.) und dergleichen zu ersetzen suchte, der Murrsinn, welcher stets der Begleiter einer geistlosen Frömmigkeit, einer seelenlosen Gerechtigkeit ist, wenn diese sich in ihren Speculationen getäuscht sehen, wenn sie durch die leidige Erfahrung sehen müssen, daß die Gottseligkeit kein Gewerbe ist, der Geiz, der nur da ertödtet werden kann, wo ein wahrhaftiger Aufschwung der Seele zu Gott stattfindet, den eine Pharisäische Frömmigkeit nicht wegnimmt, sondern anschürt, und der sich in kümmerlichen Zeiten ganz besonders versuchlich erweist: da liegt die Gefahr des Scharrens und Schabens gar nahe.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Provinz Sachsen.

Unser Hochw. Consistorium hat folgende Verfügung über Kirchenzucht erlassen:

„Es gehört zu dem Segen des in den Gemeinden neu erweckten christlichen Geistes, daß die Ueberzeugung immer mehr und mehr sich verbreitet und befestigt, wie die Uebung einer gesunden kirchlichen Disciplin, auf welche die heilige Schrift Matth. 18 u. 1 Kor. 5 hinweist, eine wesentliche Bedingung alles kirchlichen Gemeindelebens ist.

Wenn die Grundzüge einer evangelischen Gemeinde-Ordnung an ihrer Spitze die Sätze tragen: „Jede evangelische Gemeinde hat die Aufgabe, unter der Leitung des geistlichen Amtes sich zu einer Pflanzstätte christlicher Gesinnung und christlichen Lebens zu gestalten," und: „Die Gemeinde verpflichtet ihre Glieder, sich christlichen Wandels zu befleißigen und sich als Glieder der Kirche zu bekennen," so würde es ein Verleugnen dieser Aufgabe und ein Aufgeben ihrer selbst seyn, wenn die Gemeinde ohne Widerstand es geschehen lassen wollte, daß einzelne ihrer Glieder sich mit ihrem Thun und Wandel in einen offenbar feindlichen Gegensatz zu ihr und ihrem eignen Wesen setzen.

Das bürgerliche Recht (Allgem. Landrecht Th. II. Tit. 6 §§. 42 und 43) berechtigt jede Gesellschaft, solche Glieder von sich abzuthun, welche mit ihren Handlungen sich in einen offenen Widerspruch gegen Wesen und Princip der Gemeinschaft stellen, und so besteht auch in der kirchlichen Gemeinschaft eine sittlich religiöse Gränzlinie, welche keines ihrer Glieder überschreiten darf, ohne zugleich seine Vollberechtigung in der Gemeinde aufzugeben. Zugleich hat die Kirche die ihr anvertrauten Heiligthümer vor Entweihung und Verunreinigung zu schützen, und würde dieses ihres Auftrages vergessen, wenn sie jene auch den Lasterhaften und den Spöttern zu öffnen bereit wäre.

Darauf beruht das Recht wie die Pflicht zur Uebung kirchlicher Disciplin für die Kirchenbehörden, das christliche Amt und die Gemeinden, und verordnet dem entsprechend das Allgem. Landrecht Thl. II. Tit 11 §. 50, daß jedes Mitglied einer Kirchengesellschaft schuldig sey, sich der darin bestehenden Kirchenzucht zu unterwerfen.

Wenn wir den mannichfach an uns gebrachten Anträgen, in dieser Beziehung allgemeine Anordnungen für die evangelischen Gemeinden der Provinz Sachsen zu treffen, nachkommen, so kann es unsere Aufgabe nicht seyn, materiell Neues anzuordnen, vielmehr haben wir uns darauf beschränken müssen, neben Angabe einiger allgemeinen Gesichtspuncte, solche Acte kirchlicher Zucht zu allgemeiner Uebung zu bringen, welche innerhalb der Provinz kirchenordnungs- und observanzmäßig einen rechtlichen Boden haben und in den Gemeinden mehr oder weniger in thatsächlicher Geltung stehen.

I. Als allgemeine Gesichtspuncte heben wir folgende hauptsächlich hervor:

1) Alle kirchliche Zucht hat sich innerhalb der Gränzen der Landesgesetze zu halten.

Wir erinnern in dieser Beziehung an die Vorschriften des Allgem. Landrechts Th. II. Tit. 11.

§. 51. Die Kirchenzucht soll bloß zur Abstellung öffentlichen Aergernisses abzielen.

§. 52. Sie darf niemals in Strafen an Leib, Ehre oder Vermögen der Mitglieder ausarten.

§. 54. Wenn einzelne Mitglieder durch öffentliche Handlungen eine Verachtung des Gottesdienstes und der Religionsgebräuche zu erkennen geben, oder andere in ihrer Andacht stören, so ist die Kirchengesellschaft befugt, dergleichen unwürdigen Mitgliedern, so lange sie sich nicht bessern, den Zutritt zu ihren Versammlungen zu versagen.

§. 86. Kein Geistlicher darf eigenmächtig ein Mitglied der Gemeinde von Beiwohnung des Gottesdienstes oder von den Sacramenten ausschließen.

§. 87. Findet er Bedenken Jemanden zuzulassen, so muß er demselben dieses Bedenken in Zeiten mit vernünftiger Schonung eröffnen.

§. 88. Besteht derselbe dennoch auf seiner Zulassung, so muß der Geistliche den Vorfall, mit Verschweigung des Namens, seinen geistlichen Oberen anzeigen und nach deren Vorbescheidung sich achten.

§. 90. Der Zurückgewiesene muß die Bescheidung der geistlichen Oberen abwarten.

2) Nur gegen das öffentlich gegebene Aergerniß hat sich die kirchliche Disciplin zu richten.

Dies bestimmen, wie der obige §. 51 des Allgem. Landrechts, so die evangelischen Kirchenordnungen. De occultis non judicat ecclesia.

Fehler und Schwächen, welche Christen untereinander in Liebe und Geduld zu tragen haben, wie heimlich begangene und in Verborgenheit gebliebene Sünden sind der nachgehenden Liebe und Sorgfalt des Seelsorgers vertraut. Dagegen verfallen der kirchlichen Zucht solche Glieder, die zum Aergerniß der Gemeinde offenbar in groben Sünden stecken (Magdeburger Kirchen-Ordnung von 1739 V. 13), bekannte und überwiesene Missethäter, Solche, die öffentlich berüchtigt ein liederliches und unzüchtiges Leben führen, Gotteslästerer und die, welche den christlichen Glauben, die Kirche, ihre Einrichtungen und Heiligthümer durch Werk oder Handlungen öffentlich verachten und verspotten.

3) Die Uebung kirchlicher Zucht ist eine innere Angelegenheit der Kirche und der Gemeinden.

Beilage.

Sie hat deshalb nichts gemein mit der Aufsicht und Strafgewalt des Staats, auf welche der §. 53 Thl. II. Tit. 11 des Allgem. Landrechts hinweist.

Sie darf nicht unterlassen werden, weil das davon betroffene Glied dadurch innerlich nicht berührt werden oder vielleicht sich in seinen Sünden nur noch mehr verstocken würde; denn nicht die Besserung des Gefallenen ist der nächste Zweck der Kirchenzucht, sondern die Erhaltung des sittlich religiösen Ehr- und Gesammtgefühls der Gemeinde und die davon für das öffentliche gegebene Aergerniß geforderte öffentliche Sühne, wobei die Pflicht des Seelsorgers fortbesteht in Liebe und Geduld bemüht zu seyn, den Verirrten, Gefallenen und Widerstrebenden zur Erkenntniß seiner Sünden und auf den rechten Weg zurückzubringen.

Sie darf auch deshalb nicht unterbleiben, weil in unseren Tagen eines weit verbreiteten Abfalls und sittlichen Verderbens und unter der Ungunst der Verhältnisse größerer, namentlich städtischer Gemeinden nicht Jeder von der Zucht der Kirche getroffen werden kann, der davon getroffen werden sollte. Wie jede menschliche Rechtspflege muß auch die Uebung der kirchlichen Disciplin sich daran genügen lassen das Erreichbare zu erfüllen, und kann es nur darauf ankommen, daß in den offenbar werdenden Fällen gegebenen Aergernisses die mit der Ausübung der kirchlichen Zucht Betrauten thun, was ihres Amtes ist, und ihre Pflicht erfüllen mit allem Ernst, aller Liebe und Gerechtigkeit, ohne Menschenpflicht und ohne Ansehen der Person.

4) Wie die Uebung der Kirchenzucht nicht bloß eine Sache der kirchlichen Behörden und des geistlichen Amtes, sondern auch der Gemeinden ist und wesentlich geschieht um der Gemeinden willen, so ist es wichtig, daß die damit beauftragten Geistlichen in den vorkommenden Fällen sich, soweit thunlich, mit anderweitigen Organen der Gemeinden in Einvernehmen setzen und im Einverständniß mit denselben zu handeln bedacht sind.

Abgesehen von den reformirten, erwarten die evangelischen Gemeinden der Provinz noch die weitere Ausgestaltung ihrer kirchlichen Gemeindeverfassungen auch in dieser Richtung. Doch schon jetzt müssen wir es den Geistlichen dringend empfehlen wichtige Acte der Disciplin, insbesondere wenn es sich um den ernsten Act der Ausschließung eines Gemeindegliedes von der Theilnahme an den Sacramenten handelt, mit den vorhandenen Gemeindeorganen, den Kirchvorständen, Presbyterien, Kirchengemeinderäthen zu berathen und unter deren Zuziehung in Vollzug zu setzen, oder dabei andere geeignete und in Ansehen stehende Gemeindeglieder zu betheiligen, falls besondere Verfassungen oder Verhältnisse die Theilnahme der vorhandenen Organe unthunlich machen sollten.

Für die reformirten Gemeinden hat es bei der bestehenden Verfassung, wonach die Handhabung der Disciplin den Presbyterien überwiesen ist, sein Bewenden.

II. Die einzelnen Acte kirchlicher Zucht, welche in der Provinz Sachsen kirchenordnungs- oder observanzmäßige Begründung haben und fernerhin auch in den Gemeinden in Anwendung zu bringen sind, in welchen sie außer Gebrauch gekommen, sind folgende:

1) Bei der Geburt unehelicher Kinder unterbleibt die sonst übliche Danksagung und die Aussegnung der Wöchnerinnen. Bei der Taufe sind die bei ehelichen Kindern hergebrachten kirchlichen Ehren zu versagen; so das Geläut der Glocken, wo es zu den ehrenden Auszeichnungen gerechnet wird. Auch ist bei der Taufe unehelicher Kinder die Zuziehung von mehr Gevattern, als der Regel nach zulässig, nicht statthaft. Die Magdeburgische Kirchenordnung III. 10 beschränkt diese Zahl auf zwei und die neue Pathenordnung für die ehemals sächsischen Landestheile vom 24. November 1856 auf höchstens fünf. Dabei haben die Geistlichen dahin zu wirken, daß bei solchen Taufen nur Personen von gesetztem Alter und ehrbarem Wandel als Pathen zugezogen werden.

Wo die Sitte besteht, daß Mädchen, welche unehelich geboren haben, bei Austheilung des heiligen Abendmahls als die letzten an den Altar treten, mag es dabei bewenden. Diese Sitte neu einzuführen, können wir nicht empfehlen; jedenfalls würde es bedenklich seyn, eine solche Buße über eine bestimmte Zeit und auch dann noch fortbestehen zu lassen, wenn ein einmaliger Fehltritt aufrichtig bereut und Besserung bethätigt ist. (Magdeb. Kirch.-Ordn. Cap. XXIV. 11.)

2) Gefallenen Brautpaaren sind bei dem kirchlichen Aufgebote die Ehrenprädicate „Junggesell" und „Jungfrau" und bei der Trauung die sonst hergebrachten kirchlichen Ehren, wie Geläut, Begleitung, Orgelspiel und Gesang, insbesondere der Braut auch das Tragen des bräutlichen Kranzes zu versagen. Ob das Aufgebot mit besonderer Fürbitte für die Gefallenen zu verbinden, muß der eigenthümlichen Lage eines jeden Falles und der vorsichtigsten Behandlung der Geistlichen überlassen bleiben.

Wenn sich ergiebt, daß die Ehrenprädicate „Junggesell" und „Jungfrau" mit Unrecht in Anspruch genommen, und der Geistliche und die Gemeinde durch falsche Angaben und Versicherungen getäuscht worden, so eignet sich dies zu einer angemessenen Rüge vor der Gemeinde, jedoch ohne Nennung der Namen.

3) Grobe Verbrecher, welche, obwohl überführt, zu einem reumüthigen und bußfertigen Bekenntnisse nicht zu bewegen sind, ferner diejenigen, welche in offenbar schweren Sünden oder einem verbrecherischen Wandel zum Aergerniß der Gemeinde dahin leben, ingleichen Diejenigen, welche die christliche Religion, den Glauben der Kirche, den Gottesdienst und die kirchlichen Heiligthümer durch Rede oder Handlungen öffentlich verachten und verspotten, dürfen zur Theilnahme an den heiligen Sacramenten nicht zugelassen werden, bis sie wegen ihrer Versündigung ihre Reue und Buße bekannt, Besserung aufrichtig gelobt und das Aergerniß abgethan haben.

Dahin gehören auch Diejenigen, welche in offenbarem Ehebruch oder in einem Concubinate zum sittlichen Anstoße der Gemeinde leben.

Es ist zunächst Sache der Seelsorge, solche Gemeindeglieder zur Erkenntniß ihrer schweren Versündigung zu bringen und sie ernstlich zu ermahnen und eindringlich zu bitten, reuig das gegebene Aergerniß zu beseitigen.

Bleibt die seelsorgerische Bemühung fruchtlos, so ist die Vermahnung unter Zuziehung von Mitgliedern des kirchlichen Gemeindevorstandes oder anderer geeigneter Gemeindeglieder zu wiederholen und derselben — worüber ein Protocoll aufzunehmen — die Warnung zuzufügen, daß bei ausbleibender Erklärung der Reue über das gege-

bene Aergerniß und bei Nichtbeseitigung des veranlassenden Grundes innerhalb einer zu setzenden bestimmten und angemessenen Frist auf Ausschließung des Betreffenden von der Theilnahme am heiligen Abendmahle, von dem Rechte bei Taufen Pathenstelle zu übernehmen und von kirchlichen Ehrenämtern angetragen werden würde.

Läuft auch diese Frist vergeblich ab, so ist durch den Superintendenten, nach Vorschrift des §. 88 II. 11 Allgem. Landrechts, bei uns auf förmliche Ausschließung anzutragen, bis zur Entscheidung aber der Betreffende von der Theilnahme an den Sacramenten zurückzuweisen.

Erfolgt die Ausschließung, so ist sie dem Ausgeschlossenen unter Zuziehung von Mitgliedern des Kirchen-Vorstandes oder anderer Gemeindeglieder zu eröffnen und auch hierüber eine Verhandlung aufzunehmen.

Daß solche Gemeindeglieder nach wie vor der seelsorgerlichen Treue der Geistlichen empfohlen bleiben, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

4) Sterben Gemeindeglieder, welche von der Theilnahme an den heiligen Sahramenten haben ausgeschlossen werden müssen, ohne bußfertige Reue über ihre Versündigung ausgesprochen zu haben, so sind ihnen bei ihrem Begräbnisse auch die sonst hergebrachten besonderen kirchlichen Ehren zu versagen.

Dasselbe gilt von anderen Gemeindegliedern, wie sie unter 3 bezeichnet sind, wenn sie auch nicht ausdrücklich ausgeschlossen worden, aber in ihrem lasterhaften und offenbar gottlosen Wandel hingefahren sind und unbußfertig die seelsorgliche Vermahnung und Aufforderung zu reuiger Erkenntniß ihrer Sünden bis ans Ende zurückgewiesen haben.

Zu den besonderen kirchlichen Ehren gehört die Begleitung der Leiche durch den Geistlichen, und werden jene auch dann versagt werden müssen, wenn der Verstorbene, ohne geistesgestört zu seyn, wider Gottes Gebot selbst Hand an sein Leben gelegt hat.

Die Versagung des kirchlich ehrenden Begräbnisses erfordert eine besonders reifliche Prüfung jeden Falles von Seiten der Geistlichen, und bestimmen wir deshalb, in so fern es sich um solche Verstorbenen handelt, welche von der Gemeinschaft der Sacramente nicht förmlich ausgeschlossen werden, daß dazu jedesmal die Zustimmung des vorgesetzten Superintendenten einzuholen ist.

Indem wir diese Verfügung zur allgemeinen Beachtung erlassen, beschränken wir uns auf diese zweifellos berechtigten und zugleich nothwendigsten Acte kirchlicher Disciplin, ohne dem entgegentreten zu wollen, wenn in einzelnen Theilen und Gemeinden der Provinz besondere Acte kirchlicher Zucht für besondere Fälle in Geltung und Gebrauch stehen.

Wir empfehlen diese Vorschriften der gewissenhaften, vorsichtigen und weisen Handhabung der Geistlichen. Es wird ihre nächste Aufgabe seyn, ihre Gemeinden selbst damit vertraut zu machen und, wo es nöthig, in denselben dasjenige sittlich-religiöse Ehr- und Gemeinschafts-Gefühl zu beleben, welches die Uebung solcher Zucht als aus dem Wesen der christlichen Gemeinde von selbst und nothwendig folgend erkennt und erheischt. Und es wird weiter ihre Aufgabe seyn, aus der Mitte der Gemeinden selbst und der Gemeindevorstände insbesondere solche Glieder heranzuziehen, welche geeignet und des kirchlichen Ansehens sind, ihnen wirksame Helfer bei Ausübung der kirchlichen Disciplin zu werden. Wenn dann diese Ausübung geschieht mit rechter Ruhe, Mäßigung und Gerechtigkeit, frei von Härte und

Herrschsucht, in solchem Geiste, der auch in der Erfüllung einer ernsten Pflicht die Liebe nicht verleugnet, so darf auch hiervon ein Segen für die Wiederaufrichtung der christlichen Gemeinden gehofft werden."

Magdeburg, den 7. Dezember 1857.

Königliches Consistorium der Provinz Sachsen.

(gez.) Möller. Noeldechen.

Diese Verfügung wird gewiß Jeden mit Dank gegen die Behörde und mit Freude erfüllen, der anerkennt, daß keine Gemeinschaft, also auch nicht die kirchliche, ohne Zucht bestehen kann, und der es beklagt, daß während „reine Lehre und schriftgemäß Sacrament" wieder aufgerichtet werden, doch die Kirchen-Zucht noch darniederliegt. Was der in einem Theile der Provinz viel gebrauchte Katechismus von Dr. Jaspis von der Evangelisch-Lutherischen Kirche sagt: „an der Zucht ließ sie es oft fehlen", gilt ja im besonderen Maaße von unsrer Zeit. Die rechte Handhabung der Zucht hat freilich ihre besonderen Schwierigkeiten. Möge die auf Grund des alten Bekenntnisses in unsern Tagen sich erneuernde Lutherische Kirche die Fehler vermeiden, welche in Bezug auf die Zucht früher oft gemacht sind! Wir meinen dies, daß man entweder damit zufrieden ist, wenn nur die „rechte Lehre" im Schwange geht, oder die gläubige Wissenschaft getrieben wird, — wobei man vergißt, daß die Kirche ein geistlicher Leib, ein Organismus ist, — oder daß man, vom kirchlichen Gebiete auf das weltliche hinüberstreifend, mit polizeilichen Mitteln, mit Strafen am Leib und zeitlichen Gute, Zucht üben will. Der Herr wolle Denen, welche das Steuerruder des Schiffleins Christi zu führen haben, darin die rechte Weisheit schenken! Von einer solchen Weisheit scheint uns auch der obige Erlaß getragen zu seyn. Es ist hier das rechte Maaß gehalten, und nur das verordnet, was anderweitig schon besteht oder leicht erreicht werden kann. Manchen sehr eifrigen Leuten wird das hier Dargebotene noch nicht genügen; sie wollen mehr haben. Es ist indeß zu bedenken, daß, wie der Zustand unsrer Landeskirche nun einmal ist, — im Uebergange begriffen, theilweis provisorisch — mit umfassenden oder neuen Disciplinar-Maßregeln im Wege der kirchlichen Gesetzgebung nicht vorgegangen werden kann, — am wenigsten von einer Provinzial-Behörde. Auf der andern Seite bitten wir die ängstlichen und bedenklichen Gemüther, doch ja die Ausführung jener Festsetzungen zu versuchen, und sie nicht für zu schwierig oder gar unmöglich zu halten. Als Beweis diene einfach folgende Thatsache. In der Gegend, wo Ref. lebt, hatten sich theils manche der hier geforderten Disciplinar-Maßregeln erhalten, theils wurden sie von den Pfarrern wieder in das Leben gerufen. Als z. B. ein Geistlicher sein Amt in einer ziemlich großen, mit flüssigen und städtischen Elementen versetzten Gemeinde antrat, fand er von jenen Einrichtungen nur noch dies vor, daß der Kranz und die Ehrenprädicate beim Aufgebote der Schuldigen wegfielen. Alles Uebrige war geschwunden; Mißbräuche waren hinzugekommen. Und doch ist es dem Geistlichen mit Gottes Hülfe in einer Reihe von Jahren gelungen, sämmtliche oben zusammengestellte Einrichtungen, wenigstens in ihren Anfängen, in das Leben zu rufen. Das geschah freilich nicht ohne Kampf; aber darf der gescheut werden? Auch wurde der Pfarrer unterstützt von dem Superintendenten, der in der Diöcese eifrig bemüht war, Kirchenzucht und Ordnung zu erhalten und wieder herzustellen. Jetzt aber haben es die Geistlichen der Provinz offenbar viel leichter; sie haben die Autorität ihrer obersten Behörde über und hinter sich! — Es meine auch Niemand, daß sich nicht in den Gemeinden, deren jede noch einen gesunden Kern hat, Sinn für Zucht und Ordnung finde. Die Sache

muß nur von denen, die das Amt im Namen des dreieinigen Gottes führen, mit Demuth, Liebe und Muth angefaßt werden. Am schwierigsten ist es freilich, besonders in eigentlichen Landgemeinden, die rechten Gemeinde-Organe zu finden, um nach Matth. 18, 15—17 zu verfahren. Man muß dabei die Eigenthümlichkeit des Landvolks ins Auge fassen. Prof. Riehl, der als unparteiischer Beobachter, nicht als Hierarch gelten wird, sagt hierüber: „die Kirche hat bei einem großen Theile des Bauerstandes das Amt eines Zuchtmeisters zu verwalten, zur Abwehr gänzlicher äußerer Verwilderung; wo sie ihm nicht mit dictatorischer Autorität entgegentritt, hat er wenig Respect vor ihr. Bei dem Bürgerthum umgekehrt schafft die eigne Theilnahme des Standes an den religiösen, kirchlichen Entwicklungen erst den rechten Eifer für das kirchliche Leben." Wir fügen indeß den Ausspruch einer andern kirchlichen Autorität hinzu, des Dr. Stahl (wider Bunsen c. 5.): „Die Lutherische Kirche hat ihren eignen Beruf zwischen der Katholischen und Reformirten Kirche, und es regen sich in ihr gerade jetzt die Kräfte zu einer reichen Ausströmung ihres Geistes in Kultus und Einrichtung, und auch in Gestaltung des lange verabsäumten Gemeindewesens, — wenn anders nicht der Unionismus sie einerseits unterdrückt, andrerseits zur Einseitigkeit steigert." Möge jene Hoffnung, und nicht diese Befürchtung erfüllt werden! Inzwischen gilt es Treue üben im Kleinen, die eine große Verheißung hat.*) So möge denn die obige Verordnung ein Schritt weiter auf dem Wege des gesunden kirchlichen Lebens seyn; möchte sie nicht in den Pfarr-Archiven als todter Buchstabe verkommen; möchten die Geistlichen auf ihren Diöcesan-Versammlungen eifrig sich dazu verbinden, sie in die Praxis einzuführen; möchten auch die, so das Wächteramt in andern Provinzen und Gegenden haben, sich dadurch angeregt und gestärkt fühlen. Und der Herr baue die zerfallenen Mauern Zions und säubre und ordne seinen Weinberg durch den Geist der Liebe, der Kraft und der Zucht! —

Die Entlassung des Professors Dr. Baumgarten von seinem theologischen Lehramte an der Universität Rostock.

(Schluß.)

Auf Grund dieser rechtlichen Verhältnisse hat das Großherzogliche Ministerium, „unter Hervorhebung einer Anzahl demselben anstößig gewesener Sätze und unter Anschluß einer Reihe in neuerer Zeit von dem Professor Dr. Baumgarten herausgegebenen Schriften das Consistorium zum Erachten darüber aufgefordert:

„Ob und in wie weit die von dem Professor Dr. Baumgarten „in diesen Schriften vorgetragenen Lehren „ohne alle Neuerung" „mit dem Inhalt der symbolischen Bücher unserer Landeskirche „übereinstimmen oder nicht."

Das Erachten des Consistoriums, unterzeichnet von G. F. Wiggers, Krabbe, Mejer, spricht sich über die Frage: „inwiefern die in Frage stehenden Doctrinen des Professors Baumgarten in ihrer etwaigen Eigenschaft als wissenschaftliche Expositionen eine größere Freiheit

*) Dazu gehört auch die Zucht, welche die Geistlichen an und unter einander zu üben haben.

den Symbolen gegenüber als andere Formen geistlicher Lehrthätigkeit möglicherweise beanspruchen könnten," also aus:

„Wir glauben auf die Zustimmung eines hohen Ministeriums rechnen zu dürfen, wenn wir sagen, daß die Theologie als Wissenschaft auch einer relativ freien Bewegung bedarf, um sowohl in historischer und kritischer als auch in dogmatischer Hinsicht ihr Substrat fortbilden und eine immer tiefere Erforschung und adaequatere Darstellung der Heilswahrheiten anbahnen zu können, vorausgesetzt, daß sich die theologische Forschung dem Urtheile der heiligen Schrift und des Bekenntnisses der Kirche unterstellt. Die Grenzen dieser berechtigten theologischen Lehrfreiheit liegen formell in dem Verhältniß der theologischen Facultät zur Landeskirche und in der ihr zugewiesenen eigenthümlichen Bestimmung der Heranbildung zukünftiger Diener derselben, materiell aber sind sie in dem Bekenntniß der Kirche selbst gegeben, welches, insoweit es die Gemeinschaft des Glaubens bedingt, als die feste und unwandelbare Norm betrachtet werden muß, ohne die es weder eine Glaubensgemeinschaft, noch eine Lehrgemeinschaft in der Kirche wird geben können. Diese berechtigte Freiheit hat somit ihre Schranke an dem Glaubensinhalt der symbolischen Bücher, und ist das Gegentheil aller Willkür, aller Maaßlosigkeit und aller Ausschreitung in der Lehre. Indem die theologische Facultät als wissenschaftliche Bildungsanstalt für die zukünftigen Diener der Landeskirche in dem engsten Zusammenhange mit ihrem Bekenntniß und ihren Ordnungen steht, sind ihre Glieder auf die symbolischen Bücher verpflichtet, insofern deren Inhalt das Bekenntniß des Glaubens der Kirche ist. Jede Fortbildung der theologischen Wissenschaft als solche aber muß mit den von der Kirche als Fundament bekannten schriftmäßigen Glaubenswahrheiten in völligem Einklang und organischem Zusammenhang stehen; wo dieses nicht der Fall ist, tritt Lehrwillkür und eine Verletzung derjenigen Verbindlichkeiten ein, welche die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher mit Nothwendigkeit in sich schließt. Innerhalb des Bekenntnisses der Kirche dagegen werden verschiedene wissenschaftliche Standpunkte zulässig seyn, sobald dieselben dessen Grundgedanken und Grundanschauungen in keiner Weise verletzen, vielmehr seinen principiellen Inhalt ohne alle Störung aufrecht halten und in organischer Weise fortbilden. Aber indem die theologische Wissenschaft innerhalb des Bekenntnisses der Kirche sich frei zu bewegen und zu entwickeln hat, darf sie nie vergessen, daß sie durch dasselbe der Kirche gegenüber gebunden ist, und daher keinerlei Abweichung von ihm sich gestatten darf. Handelt es sich insbesondere um nähere Bestimmung der von den Professoren der Theologie an der Landesuniversität Rostock eidlich angelobten Verpflichtung „ohne einige Neuerung" zu lehren, so beziehen wir diese auf den Inhalt des in den symbolischen Büchern ausgesprochenen und bezeugten Glaubens, so daß die Glaubenswahrheiten, welche die Substanz des Bekenntnisses bedingen und ausmachen, als solche anzusehen sind, welche von den Professoren der Theologie „ohne einige Neuerung" mit zu glauben, mit zu bekennen und daher auch mit zu lehren sind."

„Insofern der Glaubensinhalt der Symbole alle Lebensthätigkeit der Kirche und somit auch die lehrende Thätigkeit in ihr durchdringen und normiren muß, liegt in dieser Verpflichtung kein äußerlicher Zwang oder auch nur eine Beschränkung der individuellen Freiheit. Die Professoren der Theologie haben sie nicht äußerlich auf sich genommen, sondern sie ist eine für lebendige Glieder der Kirche von selbst sich verstehende Verpflichtung, welche in der Gemeinschaft des Glaubens, der sie angehören, mitgesetzt ist. Jene ihre Bindung,

welche aus ihrer freien Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Bekenntnisse folgt, besteht also darin, daß sie den Inhalt der in den symbolischen Büchern bekannten Glaubenswahrheiten nach keiner Seite hin alteriren, sondern ihn ihrer ganzen Lehrthätigkeit „ohne einige Neuerung" zum Grunde legen. Dasjenige aber, was nicht sowohl der Glaubenssubstanz des Bekenntnisses als vielmehr der äußeren Form der Entwickelung angehört, wird, obwohl dieselbe nicht unberücksichtigt bleiben darf und je nach dem Maaße ihrer Verknüpfung mit dem Inhalte größere oder geringere Bedeutung haben kann, nicht in gleicher Weise imperative und verbindliche Kraft haben, da die wissenschaftliche Auseinanderlegung und Beweisführung über den Inhalt des Glaubens bei allem principiellen Festhalten seiner Substanz eine verschiedene seyn kann und nach Maaßgabe der wissenschaftlichen Bewegung und Strömung einer bestimmten Zeitperiode eine wechselnde seyn wird, während der eigentliche Inhalt des in den Symbolen der Kirche bekannten Glaubens zu allen Zeiten derselbe ist, und als constitutiver Factor des Lebens der Kirche alle lehramtliche Thätigkeit in ihr zu bedingen hat. In Bezug auf den bekennenden Inhalt der Symbole ist daher der Consensus stets zu fordern und aufrecht zu halten, wenngleich die Wege wissenschaftlicher Vermittelung, um zu diesem zu gelangen, zu verschiedenen Zeiten verschieden seyn können. Wir werden daher, indem wir in unserem Erachten von der im Vorstehenden gegebenen Entwickelung ausgehen, insonderheit ins Auge zu fassen haben, ob der Professor Dr. Baumgarten, abgesehen von der im Obigen als berechtigt anerkannten relativ freien Bewegung innerhalb des Bekenntnisses der Kirche, „sich solche Abweichungen von demselben in seinen Doctrinen hat zu Schulden kommen lassen," welche den Glaubensgrund angehen, den Inhalt der in den Symbolen unserer Kirche enthaltenen Glaubenswahrheiten alteriren und somit die Glaubensgemeinschaft der Kirche gefährden oder gar aufheben."

Was das Ministerium in der dem Consistorium gemachten Vorlage ausgesprochen, „daß die einzelnen Verstöße des Professor Dr. Baumgarten gegen Lehre und Ordnung der Lutherischen Kirche nicht in dem vereinzelten Abfall von einem oder dem anderen Artikel der Lehre bestehen, daß auch nicht eine einzelne Irrlehre bei ihm vorliege, er vielmehr eine willkürliche und irrthümliche Construction der ganzen geschichtlichen Entwickelung des Heils vom Schöpfungstage an bis an den jüngsten Tag sich zurecht gemacht habe, aus welcher seine einzelnen Irrlehren und seine einzelnen Widersprüche gegen die Kirchenordnung als die nothwendigen Consequenzen sich herausseßten" — das sucht dann das Erachten des Consistoriums in der umfassendsten Weise aus Baumgartens Schriften zu erweisen.

Baumgarten, führt das Consistorium weiter aus, habe sich nicht darauf beschränkt, seine abnormen Ansichten in der Weise ruhiger wissenschaftlicher Entwickelung auf dem Katheder und in Schriften vorzulegen. Seine Schriften machen „nicht nur den Eindruck, daß er fast mit allen objectiv geschichtlichen Verhältnissen, Ordnungen und Formen, wie sie sich im Leben der Kirche und des Staates geschichtlich ausgebildet haben, zerfallen, sondern zeigen auch, daß er unablässig bestrebt ist, das destructive und auflösende Princip, von welchem seine spiritualistischen und antinomistischen Anschauungen getragen werden, zu möglichst weiter Kunde und Geltung zu bringen, und zur Auflösung aller objectiven Bestände dadurch mitzuwirken." In seinem Spiritualismus auf die Gnadenmittel nicht das rechte Gewicht legend, alle innerhalb der geschichtlichen Entwickelung entstandenen Ordnungen und Lebensformen der Kirche unterschätzend, ja ihnen alle Schäden und Nothstände aufbürdend, „läßt er kaum etwas unbekämpft, was sich irgend als ein Bestehendes, als ein geschichtlich Vermitteltes ausweis't, und somit seinem absoluten Geistprincipe hemmend und hindernd in den Weg treten könnte." Alles, was Tradition und geschichtliche Continuität heißt, ist ihm babylonisches Wesen. Das Bekenntniß der Kirche, als Inbegriff der in der heiligen Schrift geoffenbarten Wahrheit, wird nicht bloß von ihm in Frage gestellt, sondern auch mit Verachtung und Bitterkeit angefochten. Aecht demokratisch legt er den Ausgang und Schwerpunkt alles kirchlichen Lebens in die vom Geist durchwaltete, aus geistdurchwirkten Persönlichkeiten bestehende Gemeinde, welche nicht durch Wort und Sakrament, sondern durch ihre Geistlichkeit und Heiligkeit die Säule der Wahrheit gegen die Lüge der Welt und das heilige und göttliche Organ ist, durch welches Christus sein Werk fortsetzen und vollenden kann und will. Mit seiner völligen Apotheosirung der Persönlichkeit vertragen sich weder Amt, noch Regiment der Kirche. Er fordert principiell die Lösung und Aufhebung aller und jeder Verhältnisse der Kirche zum Staat, weil angeblich ihre Verbindung die Schuld an allem Unheil trägt, und die bestehenden Zustände und Ordnungen den Geist und seine Wirksamkeit hemmen. — Aus solchen und ähnlichen Anschauungen heraus, dabei sich selber eine eigenthümliche Erlebung und eine daraus ihm hervorgegangene Geisterfülltheit und einen besonderen Beruf für die Gegenwart beimessend, bekämpft er in seinen Schriften nahezu den ganzen besonderen Bestand der kirchlichen Ordnungen, das Eherecht, die Taufpraxis, die Handhabung der Confirmation, die Privilegien und Fonds der Kirche, daß sie ein Kirchenrecht, daß der Landesfürst das Summepiskopat hat, die Consistorialpraxis, die Verpflichtung auf die Bekenntnisse, die Gebundenheit, nicht an bestimmte Perikopen, sondern an Predigttexte aus der Schrift überhaupt, u. s. w., u. s. w. Kurz, er will in jeder Beziehung völlige tabula rasa haben, damit die Geistkirche sich auferbauen und in ihr die geisterfüllte, und zwar zunächst seine geisterfüllte Persönlichkeit sich entfalten könne, indem er eigentlich der Mann ist, in welchem reiner und allseitiger, als in Luther und dem über Luther hinausragenden Schleiermacher, die heilige Gestalt des Apostels Paulus einen neuen weltdurchdringenden Ansatz nimmt.

Das Consistorium faßt am Schlusse seiner Darlegungen seine Antwort dahin zusammen, daß bei Baumgarten Abweichungen von dem Inhalt der symbolischen Bücher und der inländischen Kirchenordnung „nicht nur vorhanden, sondern daß sie auch fundamentaler Art sind, da seine Irrthümer und Häresieen sowohl den ganzen Bestand der kirchlichen Lehre und die in ihm enthaltene Glaubenssubstanz zersetzen, als auch die factischen Bestände der kirchlichen Ordnung aufzulösen drohen." Es sagt, daß „der Professor Baumgarten nicht nur selbst mit fast allen objectiven Factoren des kirchlichen und staatlichen Lebens theoretisch zerfallen sei, sondern auch rückhaltslos seine destructiven Tendenzen in der Sphäre des kirchlichen Lebens zur Geltung zu bringen versuche, so daß diese kräftigen Irrthümer ganz geeignet seien, irre zu führen und zu verführen, wenn es ihnen je gelänge, sich Eingang und Einfluß zu verschaffen."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 10. März. № 20.

Der Prediger Salomo.

(Fortsetzung.)

Unter diesen Umständen nun tritt unser Buch theils tröstend auf, theils mahnend und strafend. Es ist nicht zufällig, daß der Verf. mit der Erfüllung der ersteren Mission beginnt und ihr mit ganz besonderem Eifer obliegt. Es galt vor Allem dem Volke, das trotz seiner großen Schwächen doch immer noch das Volk des Eigenthums war, das Volk, in dessen Mitte der Herr wohnte, wieder ein Herz zu seinem Gotte zu machen. Erst wenn dieser Zweck erreicht war, konnte die Mahnung und Bestrafung Eingang finden.

Seine tröstende Mission eröffnet der Verf. in einer Weise, die auf den ersten Anblick wohl ziemlich seltsam erscheinen kann. Eitelkeit der Eitelkeiten, so klagte damals Alles, ach, in welche Zeiten sind wir gefallen! Schon bei der Gründung des zweiten Tempels weinte das Volk laut über den Contrast der Gegenwart und der Vergangenheit und seitdem waren die Aussichten noch düsterer, die Stimmung noch trüber geworden. Mit verzweifelnder Tantalischer Sehnsucht blickte man nach der besseren Vergangenheit, besonders nach Salomo und seiner Zeit. Da bricht nun der Verf. in C. 1, 2—11. ein mit der Verkündigung, daß das menschliche Leben überhaupt Eitelkeit ist, im besten Fall ein glänzendes Elend, seit der großen Veränderung nämlich, welche in 1. Mos. 3 beschrieben ward, in Folge deren die ersten Eltern den einen ihrer beiden Söhne Hebel, Eitelkeit nannten. Der Verf. kennt das menschliche Herz. Er weiß, daß dies besonders hart angefochten wird durch die Meinung, daß dem einzelnen Leidenden speciell ein hartes Loos beschieden sey, daß das Kreuz viel leichter zu tragen ist, wenn wir darin die allgemeine menschliche Bestimmung erblicken, die Lection, die alle Menschen ohne Unterschied der Zeiten auf dieser Erde zu lernen haben, wie P. Gerhardt singt: Des Kreuzes Stab schlägt unsre Lenden, bis an das Grab, da wird sich's enden. Ist das Elend einmal unser beschieden Theil, so wird es nicht viel zu sagen haben, ob es ein wenig mehr glänzend ist, oder nicht. Bei dem eingreifenden Eindruck, den diese erhabnen Worte auf jedes fühlende Herz ausüben müssen, bei der großartigen Wirkung, welche sie auf die christliche Kirche aller Zeiten ausgeübt haben — Thomas a Kempis z. B. nimmt in seinem goldnen Büchlein von der Nachahmung Christi, der gelesensten unter allen menschlichen Schriften, von ihnen den Ausgangspunkt — wollen wir hier etwas näher auf das Einzelne eingehen. „Eitelkeit der Eitelkeiten, sprach Koheleth, Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles Eitelkeit." Durch Eitelkeit der Eitelkeiten, eine Eitelkeit, die auch unter den Eitelkeiten noch eitel ist, wird die allerhöchste Eitelkeit bezeichnet. Das „Alles" wird im Folgenden näher begränzt durch „Alles, was unter der Sonne ist," was der sublunarischen Welt, was dieser armen Erde angehört, nicht der Schöpfer, dessen Name Jehova, d. h. der Seyende, das reine wahre absolute Seyn schon den unbedingten Gegensatz gegen die Eitelkeit bildet, und Alles, was von ihm herstammt, der schon bei Henoch und Noa hervorgehobene Wandel mit ihm, die Freude, die in ihm gesucht wird, sondern die arme Creatur, die seit 1. Mos. 3. der Eitelkeit unterworfen ist. Die Erde kann nichts darbieten, was den Menschen wahrhaft vergnügt und befriedigt. Sie trägt überall Dornen und Disteln und wenn Blumen, solche, die bald verwelken. Der Verf. spricht nicht eine subjective Stimmung aus, er legt eine unläugbare Thatsache dar. Daß diese klar und scharf erkannt werde, ist von der größten Bedeutung und wer zu dieser Erkenntniß verhilft ein trefflicher Prediger. Er verhindert, daß das Glück nicht mehr da gesucht werde, wo es nicht ist, lindert den Schmerz über den Verlust und die Entbehrung des Werthlosen und steigert den Eifer zu der wahren Quelle des Glückes zu gelangen. „Alles Eitelkeit," das zu erkennen ist auch die Vorbedingung für den wahrhaften Genuß der Freuden, welche auf der dürren Haide des Lebens noch sprießen. Wer die Ansprüche an das Leben aufgegeben hat, der kann mit zufriednem und dankbarem Gemüthe die Freuden hinnehmen, welche sich ihm ungesucht auf dem Lebenswege darbieten, der vermag es von Sorgen und Geizen und Neiden frei, dem Augenblicke zu leben: Ich hab meine Sach auf nichts gestellt, darum ist mein die ganze Welt. — „Was für Vortheil hat der Mensch bei aller seiner Mühe, damit er sich mühet unter der Sonne?" Ist alles eitel, so stellt sich das so eifrige Mühen und Trachten der Menschen als viel Lärmens um nichts dar. Wer durchgedrungen ist zur Erkenntniß des Wesens dieser Welt, dem macht die Wahrnehmung, wie die Menschen rennen und laufen und sich einander die Beute abzujagen suchen, einen seltsamen, einen tragikomischen Eindruck. Das Resultat ist zuletzt ein ziemlich ebenso winziges, wie das des regen Lebens in einem Ameisenhaufen. Und dabei diese Wichtigthuerei, diese pomphaften Phrasen von Fortschritt, Stehen auf der Höhe der Zeit u. s. w. — „Geschlecht geht und Geschlecht kommt und die

Erde bestehet ewig." Die Geschlechter sind in beständigem Wechsel begriffen, ohne Aufhören treten neue auf den Schauplatz, aber o des Jammers, die Erde, über welche der Fluch in 1. Mos. 3. ausgesprochen ist, auf der man es zu nichts bringen, zu keinem wahrhaftigen Glücke gelangen kann, auf der alle Wege dem Menschen verzäunt sind, bleibt immerfort. Die neuen Geschlechter müssen stets da anfangen, wo die alten aufgehört haben. Stets von Neuem die alte trostlose Mühe, das Wälzen des Sisyphussteines. — „Und es geht auf die Sonne und geht unter die Sonne und (geht) an ihren Ort, da verlangend sie aufgeht." Die Sonne kann hier nur als Bild des menschlichen Daseyns in Betracht kommen, welches in die Gränzen der Nichtigkeit festgebannt ist. Der natürliche Vorgang an sich betrachtet kann nicht Gegenstand der Klage, sondern nur der freudigen Bewunderung seyn, wie Ps. 19. dies deutlich zeigt. Die Sonne, welche eine lange Bahn eifrig durchmißt um zuletzt wieder bei dem Ziele anzugelangen, von dem sie ausgegangen ist, gibt ein Bild ab von dem menschlichen Leben, welches in den Zauberkreis der Nichtigkeit festgebannt ist. Das menschliche Geschlecht kommt nicht von der Stelle. Die neue Generation fängt es immer wieder da an, wo es die alte gelassen hat. Trotz aller Bewegung bleibt es immer bei dem Alten: mit Erbsünd, Schwachheit, Noth und Tod beladen. — „Der Wind gehet gen Mittag, und kommt herum zur Mitternacht, und wieder herum an den Ort, da er anfing." Auch der Wind, der es trotz seiner Schnelligkeit und Anstelligkeit doch zu nichts bringt, ist ein Symbol des menschlichen Daseyns, welches sich in dem Kreislaufe der Nichtigkeit bewegt, und aus demselben nicht herauskommen kann, so gewaltige Ansätze es auch nehmen mag. — „Alle Flüsse gehen in das Meer und das Meer wird nicht voll: an den Ort, da die Flüsse ausgehen, dahin gehen sie zurück." Wie das Wasser der Flüsse erst ins Meer geht und dann, vermittelst der Wolken, zu den Flüssen zurückkehrt, so gibt es auch in den menschlichen Dingen als solchen und soweit sie auf der Erde ihren Ursprung haben, kein wirkliches Resultat, keinen Fortschritt, keine Ueberschreitung der großen Chinesischen Mauer der Nichtigkeit, von welcher das menschliche Daseyn umschlossen ist. Das alte Elend kommt stets von Neuem zum Vorschein. — „Alle Worte ermüden, keiner mag es ausreden; nicht satt wird das Auge vom Sehen, nicht voll wird das Ohr vom Hören." Der Mensch ist seit 1. Mos. 3. einem unbeschreiblichen unsäglichen Jammer anheimgefallen. Wie nichtig die irdischen Dinge sind, das zeigt die Thatsache, daß sie das Herz nicht ausfüllen können, daß der Mensch in ihnen kein Genüge findet, sondern soviel er auch erlangen mag, immer nach mehr verlangt. Was wir haben das gefällt uns nicht, und was wir nicht haben, danach sehnen wir uns. Hier ist kein recht Gut zu finden, sonst würden wir an dem Gefundenen unser Genüge haben. — „Was war, das wird seyn, und was gethan ward, das wird gethan werden, und ist gar nichts Neues unter der Sonne." Trotz allen Einbildungen und Vorspiegelungen von neuen und herrlichen Dingen, die man aufbringen will — es dichten und träumen die Menschen gar viel von bessern zukünftigen Tagen — bleibt es doch stets bei dem Alten. Daß nichts Neues unter der Sonne, ist ein großes Uebel, weil das Alte schlecht ist. Das fatale: verflucht ist die Erde u. s. w. bleibt stets in Kraft. Aller Fortschritt ist in der Hauptsache nur leerer Schein und lose Tünche, z. B. der alte Bund: Du mußt sterben, behält stets seine Kraft, trotz aller Fortschritte in der Heilkunde. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, das diene zur Ernüchterung für die Phantasten, welche Trauben von den Dornen der Welt lesen wollen, zur Verständigung in Bezug auf die wahre Beschaffenheit des weltlichen Glückes, das nicht werth ist beneidet zu werden, nicht aber zur Entmuthigung der Freunde des Reiches Gottes, das seinen wahrhaftigen Sitz nicht unter der Sonne hat, sondern über der Sonne und dessen himmlischer Schutzherr stets dadurch, daß er Neues schafft, zuletzt einen neuen Himmel und eine neue Erde, Stoff gibt zu neuem Liede. Allen Stellen der Schrift, die von dem Schaffen eines Neuen im Lande, von der Wiedergeburt, von dem neuen Himmel und der neuen Erde, von dem neuen Jerusalem reden, liegt das: es gibt nichts Neues unter der Sonne, als stillschweigende Voraussetzung zu Grunde. Sie gehen davon aus, daß die alte Erde eine Stätte der Eitelkeit ist, daß alle auf ihr selbst fußenden Versuche, sie zu ändern, völlig vergeblich sind, ebenso thöricht, wie Münchhausens Versuch, sich an seinem eignen Zopfe aus dem Sumpf zu ziehen, daß der Humanismus eine große und verderbliche Lüge ist, daß eine wahrhaftige Aenderung nicht von unten, sondern nur von oben aus bewirkt werden kann, und trösten uns in dem Elende, darin wir sitzen, mit der Versicherung, daß eine solche in der That erfolgen wird. Das Neue kommt überall nur als ein Aufgang aus der Höhe, als ein Licht von oben scheinend in der Finsterniß der irdischen und menschlichen Nichtigkeit, kommt nur durch den Dienst solcher, die dies Licht in ihr Herz aufgenommen haben. Alle anderen Reformatoren sind elende Betrüger. — „Ist ein Ding, da man spricht: siehe es ist neu, es war schon in alten Zeiten, die vor uns waren." Manche Dinge lassen sich Anfangs so an, als wollten sie die Gränzen der alten unter dem Fluche liegenden, der Eitelkeit unterworfenen Welt überschreiten. Die Welt in ihrer unbeschreiblichen Kurzsichtigkeit jauchzt ihnen zu. Aber gar bald stellt sich heraus, daß auch in ihnen ein Wurm verborgen ist und sie sinken herab auf gleiches Niveau mit demjenigen, was die arme Erde in früheren Zeitaltern hervorgebracht hat. So war es z. B. mit dem Glücke der Zeit des Großen Salomo, bei dem der Verfall im Hintergrunde stand gleich einem tückischen Dämon und das Ende das war, daß man sprechen mußte: Herr erbarme dich, und: Ach daß du den Himmel zerrissest und führest herab. — „Kein Andenken haben die Früheren, und auch die Späteren, welche seyn werden, die werden kein Andenken haben, bei denen, welche später seyn werden." Ein süßer Traum der Welt ist die Unsterblichkeit des Nachruhmes. Auch dieser öde Trost wird ihr hier entrissen. Es ist thöricht, um solche Nichtigkeit die Welt zu beneiden, wie das damals Juda that.

Mag sie ihn haben! „Der Ruhm, nach dem wir trachten," singt Andreas Gryphius, „den wir unsterblich achten, ist nur ein falscher Wahn. Sobald der Geist gewichen und dieser Mund verblichen, fragt keiner, was man hier gethan."

Von C. 1, 12. bis zu Ende von C. 2. zeigt nun Koheleth die Nichtigkeit des Irdischen an seinem eigenen Beispiele, aus seiner persönlichen Erfahrung. Er beginnt mit der Weisheit. Diese war eins der schimmernden Güter der Salomonischen Zeit, worauf die Nachwelt mit staunender Bewunderung und sehnsüchtigem Schmerze hinsah, um so mehr, da diese Weisheit der Heidenwelt so sehr imponirt hatte, unter deren Verachtung und Hohn sie seufzte. Es war nicht die simple Weisheit von oben, welche ein unveräußerliches Eigenthum des Volkes Gottes ist und auf deren fortdauernden Besitz nachher tröstend hingewiesen wird. Diese hatte vielmehr unter Salomo ein schimmerndes Gewand angezogen, in dem sie sich als der Weltweisheit ebenbürtig darstellte, ja selbst theilweise zur Weltweisheit wurde. Die Weisheit, behauptet Koheleth, ist kein Gut, sondern eine Plage. Denn das Object der Weisheit, die irdischen Dinge, ist nichtig, und diese Nichtigkeit tritt um so schärfer hervor, je tiefer sie erforscht werden. Die Weisheit, die nicht bei der Oberfläche der irdischen Dinge stehen bleibt, sondern ihnen auf den Grund geht, zerstört die Illusionen, den beglükkenden Wahn. So kann also der Besitz der Weisheit nur Kummer und Schmerzen eintragen. Je weiser, desto unglücklicher. In der Welt des Scheines ist ein weiser Mann ein armer Mann. Ist es mit der Welt nichts, so kann auch die Weltweisheit nicht viel werth seyn.

Von der Weisheit wendet sich Koheleth zu dem Besitz und Genuß der Güter dieser Welt. Alles hat ihm zu Gebote gestanden, er hat Freude gesucht und Sinnengenuß, in großen Werken und Anlagen, in reichem Besitz, glänzenden Verhältnissen, aber nirgends hat er ein wahrhaftiges Gut gefunden, nirgends etwas, womit das Herz gestillt werden konnte, nirgends ein Aequivalent für die mannigfache Qual und Unruhe, welche dem Menschen das Schaffen desjenigen bereitet, woran er sich freuen soll. Der Gedanke an einen schlechten Nachfolger, den er nach der Welt Lauf zu erwarten hat, wie er ihn denn auch in der That gefunden, an die mannigfachen Unfälle des Lebens, die oft in einem Augenblicke zerstören, was man mit so vieler Mühe und Sorge geschaffen hat, an den Tod, für den kein Kraut gewachsen ist, an die Vergessenheit, welche in Zukunft nicht minder den Weisen deckt als den Thoren — alles dieß vergällt ihm die Freude an seinen Schöpfungen. Da ist es doch besser, daß der Mensch, solchem Treiben und Jagen entsagend, dem Augenblicke lebt und die Freude genießt, die sich von selbst darbietet. Doch solcher heitre Genuß der Gaben Gottes steht auch nicht in der Menschen Macht, sondern kommt von Gott, der das Herz genußfähig machen und aus den Banden des Geizes erlösen muß.

Die Moral ist: Blicke nicht in schmerzlicher Sehnsucht auf Salomo und seine glänzende und vermeintlich freudenreiche Zeit.

Ihr Reichthum an Freude ist näher betrachtet Eitelkeit. Der unscheinbare Quell der Freude, aus dem Salomo wirklich schöpfte, was er an Freude genoß, steht auch euch noch offen, trotz eurer dürftigen Verhältnisse. Hütet euch, daß ihr nicht durch schnöden Geiz euch davon ausschließet!

Den Trost, welcher sich aus der richtigen Würdigung der irdischen Güter ergibt, bietet der Verf. auch anderwärts seinen unglücklichen Zeitgenossen dar. Am eingehendsten deckt er speciell die Hohlheit des Reichthums auf, um den sie die Heidenwelt beneideten. „Was sind dieses Lebens Güter, eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüther," das ist das Thema, was er in C. 5, 9—19 und in dem ganzen sechsten Capitel ausführt. Wir haben hier die eigentlich classische Stelle der heiligen Schrift zur Würdigung des Reichthums. Die nächste Absicht ist dem Schmerze zu wehren, welcher aus dem Verluste hervorging, damit aber verbindet sich die andere, dem Geize entgegenzutreten, welcher mit solchem Neide aus derselben Wurzel, der falschen Würdigung des Geldes, hervorwächst.

Nicht minder deckt der Verf. auch die Eitelkeit im Regimente auf, zum Troste für sein geknechtetes Volk, welches den Verlust der Herrschaft gar nicht verschmerzen konnte. C.4, 13—16.

Der Trost aber, den die richtige Würdigung der irdischen Güter gibt, ist allein noch nicht hinreichend. Denn einestheils, so gering auch die Bedeutung dieser Güter ist, so hat Gott doch schon in seinen ersten Anfängen seinem Volke gewährleistet, daß er es auch im Aeußerlichen nicht verlassen und versäumen werde, und es müßte zu Zweifeln an Gottes Allmacht und Liebe veranlassen, wenn die Erfüllung dieser Verheißung sich gar nicht nachweisen ließe. Anderntheils aber handelte es sich hier gar nicht blos um die niederen Güter. Der eigentliche Stachel des Schmerzes war vielmehr das Darniederliegen des Reiches Gottes, der schreiende Widerspruch, der in dieser Beziehung zwischen der Idee und der Erscheinung, zwischen dem Worte Gottes und der Wirklichkeit stattfand. Koheleth muß also noch andere Trostquellen öffnen, wenn er seine Mission vollständig erfüllen will.

Er tröstet in C. 3, 1—15. die Armen und die Elenden, welche Wasser suchen und es ist nicht, durch die Hinweisung auf Gottes allwaltende Vorsehung, und ermahnt, daß man sich unter seine gewaltige Hand demüthige, die auch im Leiden eine segnende ist, auf daß er erhöhe zu seiner Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Der Lauddotationsfonds für evangelische Pfarreien der Provinz Schlesien.*)

Es ist gesagt und geklagt worden, daß die schlesische evangelische Geistlichkeit wenig rührig sei. So weit das zutrifft, mag es mancher

*) Wir empfehlen diese Angelegenheit auf das Dringendste der Theilnahme unserer Leser. Sie verdient es, daß sie mit ganz anderm Eifer betrieben werde, als dies bisher geschehen ist.
Anm. der Red.

i Ursachen haben. Zwei davon verdienen besondere Beachtung. Es läßt sich nicht gut rührig seyn, und der Mangel dessen ist gewiß entschuldbar, wenn entweder die Arbeitslast über Gebühr ist, oder man am Hungertuche nagt, oder gar beides zusammen kommt. Dies gilt von einem großen Theil der schlesischen evangelischen Geistlichkeit. Wer sich gründlich über die Thatsachen und deren Quellen belehren will, verschaffe sich Einsicht in den „Historischen Atlas der Evangelischen Kirchen Schlesiens", Glogau 1856; in die dazu gehörigen „Historischen Diöcesantabellen oder geschichtliche Darstellung der äußern Verhältnisse der Evangelischen Kirche Schlesiens", Glogau 1855; in den „Kurzen Abriß der Schlesischen Kirchengeschichte", Bolkenhayn 1857; in die „Geschichte der schwersten Prüfungszeit der Evangelischen Kirche Schlesiens ꝛc.", Jauer 1857. Wer das nicht kann, der lasse sich sagen, daß das Hochw. Consistorium der Provinz Schlesien in den letzten Tagen des abgelaufenen Jahres einen Aufruf, die äußere Lage der Evangelischen Geistlichen betreffend an die Patrone und Gemeinden erlassen hat, worin nichts Geringeres gefordert wird, als: Die Diener am göttlichen Wort nicht dem Mangel preiszugeben. Von den circa 730 evangelischen Pfarreien in Schlesien entbehren circa 400 des Zehnten, welcher gesetzlich quiescirt, und der Pfarrländereien (Widmuthen), welche zum Theil in Mitten ganz evangelischer Gemeinden in den Händen der Katholiken sind, weil die österreichische Regierung über Schlesien — vornämlich in den Jahren 1623, 1653, 1654, 1668 die mit den Gemeinden evangelisch gewordenen Kirchen wieder katholisch machte. Es müssen daher die Geistlichen an den erst unter preußischer Regierung neuerrichteten Evangelischen Kirchen meist von den Stolgebühren und den freiwilligen Gaben ihrer Kirchkinder leben. Diese Gaben sind jedoch gegen früher gar sehr gesunken, zum großen Theil auch um der Verarmung willen, z. B. der Webergemeinden im Gebirge, und es ist eine große Anzahl evangelischer Predigerstellen kaum mehr lebensfähig. Die sicherste und von Alters her gewöhnliche Besoldung der Geistlichkeit ist aber die, welche auf Grund und Boden basirt. In richtiger Würdigung dessen ist im Jahre 1855 aus den zur Erhaltung der Evangelischen Kirche bestimmten Centralfonds ein „Landdotationsfonds für evangelische Pfarreien in der Provinz Schlesien" mit 20,000 Thlrn. gestiftet worden, zu dessen unentgeltlicher Verwaltung ein Curatorium aus geistlichen und weltlichen Räthen gebildet ist. Aus diesem Fonds soll den am schlechtesten dotirten evangelischen geistlichen Stellen der Provinz eine kleine Landdotation im Betrage von 1000, höchstens 15,000 Thlrn. zugewendet werden, mit der Bedingung jedoch, daß jährlich die Hälfte des Nutzungsertrages der Ländereien in den Fonds zurückgezahlt werde, bis das Anlage-Capital gedeckt ist, und daß für die Beschaffung der nöthigen Gebäude und Inventarienstücke das betreffende Pfarrsystem sorge. Das hat die Folge, daß gerade für die geringsten Stellen in den ärmsten Gemeinden kein Gebrauch von dem Fonds gemacht werden kann. Denn woher sollen, wenn zur Verpachtung der Ländereien nicht Gelegenheit ist, die nöthigen Gebäude und Inventarienstücke kommen? Es können sogar die mit 1000 Thlr. erworbenen Grundstücke dem Pfarrer eine wahre Last, statt fühlbarer Wohlthat werden, weil sie zu groß sind, um ohne Knecht und Magd bewirthschaftet zu werden, und doch zu klein, um Knecht und Magd zu halten. Es ist daher im Ganzen erst wenig von dem Fonds Gebrauch gemacht worden,

und seine Vermehrung thut dringend noth. Denn soll jede Pfarre nur mit circa 30 Morgen versorgt werden, so ist mindestens eine Million Thaler erforderlich. Woher aber soll die Vermehrung des Fonds bis zu dieser Höhe kommen? Einfache Antwort: aus der Liebe zur Kirche und dem heiligen Amte in ihr. Diese Liebe ist stark und ist reich, sie werde nur wieder wach. Sie hat reiche Stiftungen schon gemacht, davon noch die Gegenwart zehrt; sie kann ihrer auch heut noch machen, daß Gegenwart und Zukunft davon zehren. Geld und Gut hat nicht abgenommen; es giebt noch reiche Leute, deren Erben genug und größeren Segen haben werden, wenn sie gehalten werden, fromme Vermächtnisse auszuzahlen; es giebt noch reiche Leute, die immer noch reich bleiben, wenn sie auch auf ihren Etat größere Opfer der Wohlthätigkeit setzen. So sei denn der schlesische Pfarrdotationsfonds für Vermächtnisse und Schenkungen dringendst empfohlen. Wer den Armen giebt, leihet dem Herrn. Sind die am Rande des Eingehens stehenden schlesischen Pfarreien, sind die unauskömmlich dotirten geistlichen Stellen nicht alle auch Arme, und zwar solche, die vorzugsweise zu bedenken sind? Die ganze Evangelische Provinzialkirche Schlesiens ist so ein Armer. Und keineswegs ein unwürdiger; noch hat sich Schlesien den Ruhm vor vielen andern deutschen Ländern bewahrt, das „kirchliche" zu heißen. Ich zweifle nicht daran, daß in ihm selbst sich Quellen eröffnen werden, dem Dotationsfonds Zuflüsse zuzuführen; aber ebenso wenig daran, daß ihrer auch aus andern Provinzen und Ländern, nicht blos deutschen, kommen werden. Ich glaube, und fürchte nicht, damit zu Schanden zu werden, obgleich die bisherigen Bemühungen erst mit sehr geringem Erfolge gekrönt worden sind. Der Glaube ist immer noch die Kraft, die Berge versetzt, und noch stets haben die größten Werke klein begonnen, beim kleinen Anfang einer Sache verzweifeln ist nicht recht. Sollte es unmöglich sein, binnen Kurzem von nah und fern 100,000 Thaler zusammenzubringen? und binnen längerer Frist ein zweites Hunderttausend? und endlich die volle Million? Ich sage: Nein, und abermals Nein!

Nun aber, wohin sollen Vermächtnisse und Schenkungen für den evangelischen Pfarrdotationsfonds in Schlesien gerichtet werden? Größeren Betrages an das Curatorium, an dessen Spitze der Oberpräsident und der General-Superintendent der Provinz stehen; kleinere aber, auf welche bis zur kleinsten Münze herab der hoffende Blick nicht weniger als auf die großen sich wendet, wird jeder evangelische Geistliche Schlesiens gern annehmen und sammeln, um die hohe Behörde nicht mit Thaler- und Silbergroschen-Sendungen zu belästigen. Auch Nichtgeistliche werden dazu sich finden. Und wenn ich aus der Mitte heraus mich erbiete, so fürchte ich nicht beschämt zu werden. Um aber gleich selbst wieder etwas für die Sache zu thun, offerire ich hiermit zu je 5 Sgr. die letzten 180 Exemplare der in 2000 Exempl. gedruckten „Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Kirche zu Groß-Glogau", Glogau 1852, welche in einem kleinen Spiegelbilde die ganze interessante Evangelische Kirchenhistorie Schlesiens wiedergiebt, und 300 Exemplare der „Kleinen Hausagende, oder anspruchslosen Anleitung zur segensreichen Einrichtung der Abhaltung der täglichen Hausandacht" (nach Dieffenbach), Glogau 1854. Wenn diese Schriftchen, die ich hier bei Hugo Wagner niederlege, auf dem Wege des Buchhandels abgesetzt und hin und wieder einige Silbergroschen mehr gezahlt werden, so können schon auf diese Weise bald 100 Thlr. beisammen seyn.

Alle Zeitungen des In- und Auslandes, welche nur irgend im Stande sind, der Sache Interesse zu schenken, werden im Namen Gottes um unentgeltliche Aufnahme in ihre Spalten und um weitere Besprechung des Gegenstandes gebeten.

Groß-Glogau in Nieder-Schlesien, am Todestage Luthers,
den 18. Februar 1858.

Anders, Superintendent.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 13. März. № 21.

Der Prediger Salomo.

(Fortsetzung.)

Auf diese in Zukunft bevorstehende Erhöhung, auf die Offenbarung der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes, den großartigen Wechsel der Plätze, den Er zu seiner Zeit herbeiführen wird, weis't er wiederholt und nachdrücklich hin. So in den Worten (3, 16. 17.): „Und ferner sah ich unter der Sonne: der Ort des Rechtes, da ist die Bosheit, und der Ort der Gerechtigkeit, da ist der Böse. Ich sprach in meinem Herzen: den Gerechten und den Bösen wird Gott richten, denn Zeit für alles Verlangen und über jedes Werk ist dort." So gewiß ein gerechter Gott im Himmel ist, so gewiß kann der Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt zu Tyrannei und Bedrückung nicht ungestraft bleiben, so gewiß muß dereinst das heidnische Unwesen erliegen, Israel oben aufkommen, das trotz des ihm beigemischten falschen Saamens, doch die Gemeinde der Gerechten auf Erden ist. — Ferner in C. 5, 7. 8.: „Wenn du Bedrückung der Armen und Raub des Rechtes und der Gerechtigkeit siehest in der Provinz, wundere dich nicht über das Vornehmen. Denn ein Hoher wacht über den Hohen und ein Höchster über ihnen. Und der Vorzug der Erde in Allem ist: einen König hat das bebaute Feld." Die Provinz ist das zur Knechtschaft unter die Weltmacht erniedrigte Juda. Der Eine Hohe über den Hohen ist allen Hohen gewachsen, denn er ist der Allerhöchste. Das bebaute Feld ist die Erde, soweit sie bebaut und bewohnt ist. Daß diese einen himmlischen König hat, das ist ein herrlicher Trost für die Kirche, bei allem, was sie auf ihr erleiden muß. Im Blicke auf diesen himmlischen König ist sie freudig und getrost und läßt sich gar nicht irren durch den Blick auf ihre Ohnmacht: wem der Höchste bei will stehn, kann nicht gar zu Grunde gehn. — In C. 7, 5—8. heißt es: „Es ist besser hören das Schelten der Weisen, denn hören den Gesang der Narren." Israel mußte die Stimme seiner Bußprediger hören, die ihm auf Grund seines Elendes seine Sünden vorwarfen, die Heiden dagegen triumphirten. „Denn wie das Knistern der Dornen unter den Töpfen, also ist das Lachen der Narren und das ist auch eitel." Die Freude und das Glück der Welt gleicht einem Flackerfeuer, das heftig auflodert, aber schnell verlöscht, wie es in Ps. 118, 12. von den Heiden heißt: sie verlöschen wie Feuer von Dornen. „Denn die Bedrückung bethöret den Weisen und Geschenk verderbet das Herz." Wo wie bei den heidnischen Unterdrückern des Volkes Gottes an die Stelle der Weisheit die Thorheit getreten und das Herz verderbt worden ist durch all das Unrecht, wie es mit dem Verhältniß der Gewalthaber zu den widerrechtlich Unterworfenen verbunden, da kann Gottes Strafe nicht lange ausbleiben, da gilt das: hebet eure Häupter auf darum, daß sich eure Erlösung naht, denn wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. „Besser ist das Ende eines Dinges, denn sein Anfang, besser ein geduldiger Geist als ein hoher Geist." Es ist das hohe Privilegium des Volkes Gottes, das Ende auf seiner Seite zu haben. Da kann man der Welt den Anfang wohl gönnen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Der geduldige Geist eignet den Kindern Gottes, eben weil sie wissen, daß die Zukunft ihnen gehört. Er ist besser als ein hoher Geist, der der Welt in ihrem Glücke eignet. Denn Hochmuth kommt vor dem Fall, die Geduld aber ererbt die Verheißung. — „Ein Mensch — wird in C. 8, 8. gesagt — herrschet nicht über den Geist, daß er den Geist zurückhalten könnte, und hat keine Herrschaft über den Tag des Todes und wird nicht losgelassen im Kriege und die Bosheit errettet nicht den, der sie hat." Macht die Bosheit der Welt dem Volke Gottes bange, es blicke auf seinen Gott, vor dem alle menschliche Macht Ohnmacht und dessen Gericht sich auch die mächtigste Bosheit nicht entziehen kann. In V. 9. 10.: „Ein Mensch herrschet zu Zeiten über den anderen zu seinem Unglück. Und da sah ich, daß die Bösen begraben wurden und hinweggingen von dem Orte der Heiligen, und wurden vergessen in der Stadt, welche also gethan." Mag die Welt zu Zeiten die Stadt Gottes überfluthen, wie damals Jerusalem, der Ort der Heiligen, der Sitz des Volkes Gottes, von den Heiden überfluthet war, man gräme und ängste sich deshalb nicht, Gott wird seine Tenne schon wieder fegen und den Uebelthätern mit Donnerstimme das: weichet, zurufen. — In V. 12. 13.: „Mag auch ein Sünder hundertmal Böses thun, und das lange, so weiß ich doch, daß es wohl gehen wird denen, die Gott fürchten. Und nicht wird es dem Bösen wohlgehen und nicht wird lange leben, sondern dem Schatten gleich seyn (an Flüchtigkeit), wer vor Gott sich nicht fürchtet." — Dann in C. 10, 5—9.: „Es ist ein Böses, das ich sah unter der Sonne und sieht aus wie ein Fehler, welcher ausgehet von dem Herrscher (nämlich dem himmlischen): daß die Thorheit sitzet in großen Würden und die Reichen hienieden sitzen. Ich sah Knechte auf Rossen, und Fürsten zu Fuße gehen wie die Knechte. Aber wer eine Grube

gräbt, der wird selbst darein fallen, und wer eine Mauer durchbricht, den wird eine Schlange beißen. Wer Steine wegräumt, wird durch sie verwundet, und wer Holz spaltet, wird dadurch beschädigt." Es ist gegenwärtig eine seltsame Umkehr der Verhältnisse. Das unterste steht zu oberst. Israel, dem vom Herrn gewährleistet ist, daß es ein Herrscherthum von Priestern seyn soll (Ex. 19, 6.), zu dem der Herr sein Gott gesprochen: du wirst über viele Völker herrschen und über dich wird Niemand herrschen, 5. Mos. 15, 6., das Volk mit Heile begabt von dem Herrn, seinem helfenden Schilde und seinem stolzen Schwerte, dem seine Feinde heucheln müssen und das auf ihren Höhen einherschreitet, 5. Mos. 33, 29., liegt am Boden, die eine Königin unter den Heiden seyn sollte, muß jetzt dienen (Klagel. 1, 1.), Knechte herrschen über sie und ist niemand, der von ihrer Hand errette (Klagel. 5, 8.). Aber getrost! das Blatt wird sich wenden. Wenn der Herr sein ganzes Werk an dem Berge Zion vollendet hat, so wird er ihre Dränger heimsuchen. Aus der durchbrochenen Mauer des Rechtes wird die Schlange der vergeltenden göttlichen Gerechtigkeit herausfahren. Sie haben auf sittlichem Gebiete Steine weggeräumt und Holz gespalten, ein gewaltsam und gefährlich Handwerk getrieben. Die Folgen werden sie selbst zu tragen haben. — Endlich in C. 9, 11. 12. wird gesagt: „Ich wandte mich um und sah, wie es unter der Sonne zugeht, daß zu laufen hilft nicht schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn, daß einer angenehm sey, hilft nicht daß er ein Ding wohl könne, sondern Alles liegt an der Zeit und Glück. Auch weiß der Mensch seine Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden mit einem schädlichen Hamen, und wie die Vögel mit einem Strick gefangen werden, so werden auch die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt." Steht es so, so darf Israel nicht verzagen, sondern es darf nur harren der Zeit und des Glückes, das endlich ihm kommen muß so gewiß, als es das Volk Gottes ist. Was die Heiden jetzt sind, das verdanken sie nicht sich selbst, sondern der Zeit und dem Glücke, es kann und es wird schwinden, so wie es gekommen ist. Ihr Triumph wäre nur dann begründet, wenn nicht der schädliche Hamen wäre und der böse Strick.

Daß eine große Wendung der Dinge dereinst eintreten wird, daß die Plätze dereinst werden gewechselt werden, das darf das Volk Gottes um so mehr hoffen, da es in dem fortwährenden Besitze der Weisheit von oben einen Vorzug vor der Heidenwelt besitzt, der ein Unterpfand des dereinstigen Sieges über die Welt bildet. Die Heiden sind ein thöricht Volk (5. Mos. 32, 22.), weil sie ihrer eignen Vernunft überlassen und von dem Quell aller Weisheit abgeschnitten sind. Unter Israel dagegen, dem Volke der Offenbarung, dem Gott sein Wesen und seinen Willen kundgethan, hat die Weisheit ihren Sitz aufgeschlagen, 5. Mos. 4, 6. Ihr muß seiner Zeit auch die Macht folgen. Auf diesen Trostgrund weist Koheleth hin in C. 7, 12. 13.: „Weisheit ist gut wie ein Erbe und noch besser für die, welche die Sonne schauen. Denn schützt das Geld, so schützt auch die Weisheit, aber der Vorzug der Erkenntniß ist: die Weisheit gibt das Leben dem, der sie hat." Schon in dem gegenwärtigen Stande der Erniedrigung ist der Besitz der Weisheit ein köstliches Gut für das Volk Gottes. Es ist dadurch mindestens ebenso geborgen, wie die Heidenwelt durch ihren Besitz. Die Weisheit kann gar manche Klippen vermeiden, an denen die heidnische Thorheit scheitert. Der Vorzug aber ist der, daß dem Volke, das die Weisheit hat, die Zukunft angehört. Denn wo die Weisheit ist, da muß auch seiner Zeit sich das Leben einstellen, die Fülle des Heiles, der Sieg über die Welt, so gewiß als Gott dem Volke, dem er die edelste Gabe gegeben, die niedern nicht versagen wird, nach dem: trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch das Andere von selbst zufallen. — „Die Weisheit — heißt es in dems. Cap. V. 20. 21. — gewährt Stärke dem Weisen mehr denn zehn Gewaltige, welche in der Stadt sind. Denn es ist kein gerechter Mensch auf Erden, welcher Gutes thäte und nicht sündigte." Die „Gewaltigen" waren damals nur auf der heidnischen Seite, Israel war äußerlich hülflos. Aber ein weiser Mann ist ein starker Mann und sollte er auch noch so schwach von außen anzusehen seyn. Das liegt in der menschlichen Sündhaftigkeit begründet, gegen die er allein ein Präservativ und Correctiv besitzt und die ohne ein solches unausbleiblich in die göttlichen Gerichte verwickelt. — Das Thema: die Weisheit, das gebliebne Gut, ist edler als die Stärke, das verlorene, wird auch in C. 9, 14.—18. behandelt: „Es war eine kleine Stadt und wenig Menschen darin und es kam wider sie ein großer König und umzingelte sie und baute gegen sie große Bollwerke. Und er fand darin einen armen weisen Mann und dieser errettete die Stadt durch seine Weisheit und kein Mensch gedachte dieses armen Mannes. Und ich sprach: Weisheit ist besser als Stärke, aber die Weisheit des Armen wird verachtet und seine Worte werden nicht gehört. Doch die Worte des Weisen mit Ruhe gehört sind mehr denn das Schreien des Herrschers unter den Thoren. Weisheit ist besser als Kriegesgeräth und ein Sünder verdirbt viel Gutes." Der arme weise Mann ist Israel, der Herrscher unter den Thoren, der Sünder, ist der Weltmonarch. Mag die Weisheit der Kinder Gottes für den Augenblick verachtet seyn, auf die Dauer wird sie den Sieg erhalten wider die weltliche Macht, so gewiß als die Sünde der Leute Verderben ist und unter dem göttlichen Fluche steht. Der Herrscher unter den Thoren richtet sich trotz seines Schreiens durch seine Sünde selbst zu Grunde.

Doch auch bei der Hinweisung auf eine zukünftige Versöhnung der Wirklichkeit mit der Idee, der Erscheinung des Volkes Gottes mit der ihm gewordenen Bestimmung und Verheißung, kann der Trost noch nicht stehen bleiben. Es gilt noch den Einblick zu eröffnen in die Ursachen der zeitlichen Störung des normalen Verhältnisses. So lange diese nicht als motivirt erscheint, wird auch die endliche Herstellung desselben nicht mit Zuversicht erwartet werden können. Kann Gott überhaupt ungerecht und hart seyn gegen das Volk, das er erwählet, die

Seinen, die er sich zu lieben verpflichtet, so wird der Gedanke sich stets von neuem wieder geltend machen, daß er auch bis zu Ende also seyn könne.

Da ist nun das Erste, daß man in dem zeitlichen Leiden die Schickung der Gerechtigkeit Gottes erkenne, die auch bei den Seinen die Sünde, die auch ihnen noch einwohnt, nicht ungestraft lassen kann, ja grade an ihnen sich besonders entfalten muß, so gewiß als der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, doppelte Strafe leiden soll, so gewiß als es heißt: nur Euch habe ich erkannt unter allen Geschlechtern der Erde, darum suche ich heim an euch alle eure Sünden. Diesen zugleich schmerzlichen und tröstlichen Gesichtspunct eröffnet der Prediger seinem leidenden Volke in den Worten (7, 21. 22): „Nimm auch nicht zu Herzen Alles, was man sagt, daß du nicht hören müssest deinen Knecht dir fluchen. Denn dein Herz weiß, daß du Anderen auch oft geflucht hast." Die Heiden verhöhnten das elend daniederliegende Israel wegen seiner Prätensionen das Volk Gottes zu seyn, sie sprachen zu ihm immerfort: wo ist nun dein Gott? Das war gar schmerzlich, das konnte leicht an diesem Gotte irre machen. Aber der Anstoß schwindet für das bußfertige Herz. Es erkennt in dem, was wir von Anderen erleiden, die verdiente Strafe für das, was wir an Anderen gethan, nach dem: worin einer sündigt, damit wird er gestraft. Es ist nicht ferner empfindlich, es höret und höret nicht, es murret nicht wider Gott, sondern wider die eigne Sünde. Es verliert Gott nicht in seinem Leiden, sondern es findet ihn durch dasselbe. So wahr er Gott ist, mußte es so kommen. Erkennt man seine Fußstapfen in dem verdienten Leiden, so wird auch zugleich die Hoffnung auf seine Barmherzigkeit lebendig.

Das zweite ist, daß wir das Leiden als Schickung der göttlichen Liebe, daß wir in ihm eine verhüllte Gnade, daß wir die bessernde Kraft erkennen, welche dem Leiden für alle diejenigen einwohnt, welche Gott lieben, in ihm ein unentbehrliches Mittel der Förderung, welches Gott den Seinen nicht ohne Härte entziehen kann. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Wo ist ein Vater, der den Sohn nicht züchtigt. „Denn des Vaters Liebesruth ist uns allewege gut." In diese Betrachtungsweise der Leiden führt Koheleth sein Volk ein in den ergreifenden Worten (7, 2—4): „Es ist besser in das Klagehaus gehen, denn in das Trinkhaus, denn in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmt's zu Herzen. Es ist besser trauern, denn lachen, denn durch trauern wird das Herz fröhlich. Das Herz der Weisen ist im Klagehause und das Herz der Narren im Hause der Freude." Er leitet die Seinen an das Kreuz das liebe Kreuz zu nennen, dasselbe Kreuz, unter dessen Last der natürliche ungezogene und zuchtlose Mensch sich zerarbeitet, das er von ganzem Herzen haßt. Es stimmt zum Ernste, es führt zur lebendigen Erkenntniß der Nichtigkeit alles Irdischen, es drängt an Gott heran und eröffnet in der Gemeinschaft mit ihm den einen Quell wahrhaftiger Freude. O, wie viel lieblicher ist es mit dem Volke Gottes im

Klagehause zu sitzen, als mit der tollen Welt im Hause der Freuden!

Derselbe Gedanke: das Leiden der Kinder Gottes verhüllte Gnade, wird auch in den Worten ausgesprochen (Cap. 3, 18.): „Ich sprach in meinem Herzen: wegen der Menschenkinder geschieht solches, damit Gott sie reinige und damit sie sehen, daß sie Vieh sind für sich." Unter den Gesichtspunkt der Läuterung und Reinigung wird das Leiden der Kinder Gottes auch in Dan. 11, 35. gestellt: „Und von den Verständigen werden etliche fallen, auf daß sie gereinigt werden und geläutert und helle gemacht auf die Zeit des Endes." Die Läuterung ist hier das Allgemeine, unter den Uebeln, von denen sie geläutert werden sollen, wird dann speciell des Stolzes gedacht, dessen fundamentaler wurzelhafter Character schon daraus erhellt, daß die ersten Menschen durch die Einflüsterung der alten Schlange: ihr werdet seyn wie Gott, zu Falle gebracht wurden. Solche Catastrophen, in denen die Menschen dem Vieh gleich behandelt werden, dem gleich sie nach dem Falle zur Demüthigung ihres Stolzes dem Loose der Sterblichkeit unterworfen wurden, sind rechte Schulen der menschlichen Nichtigkeit. Wenn es ergeht, wie Habakuk klagt in C. 1, 14.: „Du machst die Menschen gleich den Fischen des Meeres und gleich dem Gethiere, dem kein Herrscher," so werden sie, die sich früher riesengroß dünkten, ganz klein in ihren Augen. Sie sollen sehen, daß sie Vieh sind „für sich," abgesehen von Gottes schützender Obhut und wenn er ihnen seine rettende Hand entzieht, sollen erkennen, daß sie selbst ebenso ohnmächtig sind sich zu schützen und zu retten, wie das unvernünftige Vieh. Sehen sie dieß, was in glücklicheren Zeiten der Hochmuth sie stets von Neuem vergessen läßt, so wenden sie sich zu Gott und sprechen: Assur soll uns nicht erretten, auf Rossen wollen wir nicht reiten und nicht sprechen ferner: unser Gott! zu dem Werke unserer Hände, denn bei dir findet Erbarmen die Waise. (Hos. 14, 4.) Dann ertönt die Antwort: ich will heilen ihren Abfall u. s. w., V. 5. ff.

In dieser Weise hat der Verf. seine tröstliche Mission erfüllt. Vermissen wir Manches, namentlich die bestimmte Hinweisung auf Christum, den Mittelpunct alles Trostes, und auf die zukünftige Herrlichkeit, die Er den Seinen geben wird und deren die Leiden dieser Zeit nicht werth sind, so ist zu beachten, daß die Schrift ein organisches Ganzes bildet, das aus gar verschiednen Gliedern besteht, und daß es verkehrt ist überall Alles zu suchen. Der Weisheit im engeren Sinne, der Spruchdichtung, war unter Israel ein beschränktes Gebiet zugewiesen. Sie wendet sich überall an die Söhne, wie es in unserem Buche heißt: freue dich Jüngling deiner Jugend, sie soll Milch darreichen und nicht starke Speise, sie hat es nicht mit dem Verborgenen zu thun, sondern mit dem Offenbaren, nicht mit den eigentlichen Geheimnissen des Glaubens, welche unter dem A. B. die Domaine der Prophetie waren, sondern mit den Wahrheiten, welche bereits vollständig in das Bewußtseyn der Gemeinde eingedrungen waren. In diesen ergeht sie sich denkend und sie für Herz und Verstand vermittelnd. Die zu-

nächst liegende Ergänzung für Koheleth bieten die Weissagungen der drei nachexilischen Propheten Haggai, Sacharja, Maleachi und es ist nicht unmöglich, daß der zuletzt genannte, mit dem sich unser Buch am nächsten berührt, mit dem Verf. desselben persönlich identisch war. Daß der letztere sich in absichtlicher Selbstbeschränknug auf einem fest umgränzten Gebiete hält, darauf enthält der Gebrauch der Gottesnamen einen merkwürdigen Fingerzeig. Der allgemeinste Gottesname unter Israel, Elohim, kommt in unserm Buche nicht weniger als vierzig Mal vor, nie dagegen der dem völlig entfalteten religiösen Bewußtseyn entsprechende Name Jehova, der bei den Propheten fast ausschließlich herrschend ist. Dadurch weist der Verf. nachdrücklich darauf hin, daß er heilige Philosophie geben, nicht aber sich als Organ unmittelbarer Offenbarungen Gottes darstellen will.

Neben der tröstenden Mission aber hat der Verf. auch eine mahnende und strafende. Er deckt die Schäden der Zeit auf und sucht auf ihre Beseitigung hinzuwirken, nicht in der Weise der Propheten also, daß er seine Stimme laut macht, wie eine Posaune, sondern in dem Wege ruhiger Ueberzeugung und indem er die Ungereimtheit der verkehrten Richtungen aufdeckt.

(Schluß folgt.)

Melanchthon.

Es wird beabsichtigt, Melanchthon in Wittenberg ein Denkmal zu setzen. Er hat es wohl verdient. Während Luther der mit einzigen und außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes erleuchtete Heros war (Form. concord. p. 733), den Gott zum Propheten und Reformator der Kirche, welcher von Neuem das: thuet Buße und glaubet an das Evangelium, gepredigt werden mußte, berufen hatte, wurde der so begabte als gelehrte Melanchthon, der durch ihn erweckt und erleuchtet war, der theologische Lehrmeister, der praeceptor Germaniae et Ecclesiae. Durch seine theologischen Lehrschriften dogmatischen und exegetischen Inhalts, durch sein Meisterwerk der Apologie der Augsburgischen Confession, durch seine hundertmal im sechszehnten Jahrhundert aufgelegten Loci theologici hat er sich nicht dankbar genug anzuerkennende Verdienste um die wissenschaftliche und lebendige Ausbildung des Evangelischen Lehrbegriffs erworben, der immer noch aus seinen Schriften klarer und fruchtbarer als aus denen mehrerer späterer Dogmatiker erkannt werden kann. Daher werden sie auch in der Vorrede des Concordienbuchs als „nützliche Schriften“ bezeichnet. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß Melanchthons mitunter zu milder irenischer Sinn ihn nicht selten auch in theologischen Lehrpunkten zu Concessionen bewog, welche mit der reinen Consequenz der Wahrheit sich nicht vereinbaren ließen, aber nachgesehen wurden und werden konnten, so lange es eben nicht zu weiteren Con- oder Inconsequenzen kam. So wie diese sich aber entfalteten und eine bedenkliche Hinneigung sey es nach der katholischen oder auch nach der calvinischen Seite hin zu erkennen gaben, war

es so natürlich als nothwendig, daß selbst unter seinen dankbaren Schülern consequentere, entschiedenere und nicht minder gelehrte Männer als er, wie namentlich Martin Chemnitz, gegen seine Abbeugungen von der stricten Wahrheit der Lutherischen Principien sich erklärten und diese in ungebrochener Festigkeit aufrecht erhielten und später sie auch in der Concordienformel gegen alle solche Abirrungen, sey es zur Rechten oder zur Linken, unverbrüchlich sanctionirten. Neuere Ansichten, welche mit verkehrter Gelehrtheit Luther herabsetzen, um Melanchthon zu erheben, und das consequent conservative Festhalten an jenem und seinen Schriften (Form. Concord. p. 736) als einen treulosen Bruch mit dem alleingültigen deutsch-reformirten Protestantismus Melanchthons darstellen oder entstellen, lassen wir auf ihren nichtigen Gründen beruhen. Es ist jedoch in dem Lager der Unionstheologie, die das unbestimmt Schwebende liebt und gegenwärtig obschwebt, sehr gewöhnlich geworden, Melanchthons schwebende Nachgiebigkeiten als unionsfreundlich, allianzförderlich und einem freieren, d. i. unbestimmteren Protestantismus günstig zu favorisiren, und dagegen die treuen Lutheraner als Pusevhiten, halbe Römlinge, Cryptopapisten, oder auch ad modum der protestantischen Monatsblätter (die hierin der freigemeindlichen protestantischen Kirchenzeitung wenig nachgeben) als verstockte Repristinatoren, als Fanatiker des Buchstabens, als Lehrzeloten, die nur einen Schulgeist aber keinen Pfingstgeist haben, mit levis et gravis notae maculis reichlich zu signalisiren. Diese freien Protestanten, die viel stärker sind in Worten als in Gedanken, vergessen gänzlich, wie eben Melanchthon es war, der bald nach dem Schmalkaldischen Kriege durch zu weit gehende Nachgiebigkeit gegen das Kaiserliche Interim und Ablassung von der Lutherischen Entschiedenheit die Evangelische Kirche in Deutschland nur zu nahe wieder der römischen Form nicht blos in den Gebräuchen, sondern auch in Lehrpunkten gebracht und vielfach wankend gemacht hätte, wenn nicht die treuen Lutheraner mannhafteren Widerstand gethan, und sowohl gegen diese Anfechtung, als auch gegen andere von andern Seiten nachfolgende, die reine Form der Lutherischen Reformation so in der wahren Lehre wie auch im Cultus gegen Romanismus, Semipelagianismus und Calvinismus festiglich aufrecht erhalten hätten. Dieß ist die geschichtliche Wahrheit trotz allen Vorurtheilen der modernen Theologen und Nichttheologen, wie Heppe und Schenkel, Bunsen und Gelzer gegen die „Lutherischen“ Theologen. Wir ehren und lieben Melanchthon; aber wir lieben und ehren die Wahrheit mehr als ihn; wir achten ihn hoch, wie auch entschieden kirchliche Theologen, wie ein Chemnitz, ein Selnecker und später noch ein Johannes Gerhard ihn hochachteten, aber ohne ihn zu überschätzen; wir entschuldigen die einzelnen Schwächen, worin er nicht in gemeiner Weise, sondern unter großen, für ihn zu schweren Anfechtungen gerathen ist; darum leugnen wir sie aber nicht, sondern erkennen sie mit der Lutherischen Kirche an, ohne darum die Pietät zu verleugnen, die einem sonst sehr verdienten Lehrer derselben gebührt. Ge-

wiß, seine Schwächen verdienen eine viel mildere Beurtheilung als die weit größeren der modernen Unionstheologen, die in keinem Artikel des Glaubens, auch in denen der ökumenischen Symbole nicht, fest und beständig sind und vom h. Abendmahl gar keine gewisse, oder nur eine calvinistische Lehre haben. Die Milde des Urtheils darf doch aber nicht in Billigung der Fehler übergehen, sondern der Wahrheit muß die Ehre wie gegeben, so auch erhalten werden. Dies geschieht in sehr anerkennenswerther Weise von Ranke im fünften Bande seiner Deutschen Geschichte (Berlin 1843), worin er S. 74 ff. Melanchthons Verhalten unter dem Kurfürsten Moritz in ebenso würdiger als milder Weise charakterisirt. Wir erlauben uns, die Hauptstelle, die für das Urtheil der Gegenwart über Melanchthon recht wichtig ist, zur allgemeineren Kenntnißnahme hierunter wörtlich abdrucken zu lassen.

Das Kriegsglück, das für den Kaiser entschied, hatte die Metropole des Protestantismus, jenes Wittenberg, von dem bisher die Festsetzung der dogmatischen Normen hauptsächlich ausgegangen war, in die Hände des Churfürsten Moritz gebracht. Einst, bei den ersten Verfolgungen der Lehre, unter Friedrich dem Weisen, war Wittenberg das allgemeine Asyl gewesen. Und noch lebte daselbst der Mann, der nächst Luther das Meiste zur Entwickelung der neuen Kirche beigetragen, Melanchthon. Dahin war noch immer die Aufmerksamkeit aller Gläubigen gerichtet. Es war ein nicht allein für Sachsen, sondern für die ganze evangelische Welt im höchsten Grade wichtiges Ereigniß, wenn es dem Churfürsten gelang, diesen Mann und seine Amtsgenossen zu einer Annäherung an die kaiserliche Formel des Interim zu vermögen.

Indem er dieß versuchte, kam ihm zu Statten, daß er die in den Kriegsunruhen zerstreute Universität wieder aufgerichtet, die alten Professoren zurückberufen, sich um alle zusammen und jeden besonders persönliche Verdienste erworben hatte, auch um Melanchthon. Melanchthon war nach England und nach Dänemark, nach Tübingen und Frankfurt a. d. O. berufen worden; auch die Söhne Johann Friedrichs hatten ihm Anträge gemacht; er zog es aber vor, nach Wittenberg zurückzukehren, an das ihn die Gewohnheiten des täglichen Lebens fesselten, wo seine Familie sich wohl befand, — seine liebsten Freunde, einverstandene Collegen lebten; sein Ehrgeiz war, aus dem großen Schiffbruch, wie er sagte, die Trümmer zu retten, die Universität, deren Ruf und Dasein mit dem seinen verwachsen war, wiederherzustellen. Die neue Regierung zog ihn bei den Geschäften zu Rathe, nahm auf seine Empfehlungen Rücksicht; als sich einst der Kaiser beklagte, daß der mit ihm noch unausgesöhnte Professor wieder auftrete und auf seine Auslieferung dringen zu wollen drohte, denn eben der sey es, der den vorigen Churfürsten in seiner Widersetzlichkeit bestärkt habe, nahm die Regierung den Gelehrten in Schutz und ließ ihn wissen, daß sie das that. Einst, auf einer Reise hat sie ihn sogar, gleich als sey die dringendste Gefahr vorhanden, einen Augenblick entfernt: es schien ihm wohl, als hänge von ihrer Gunst und Fürsprache sein ganzes Dasein ab. Und zu diesem Gefühl der Dankbarkeit kam noch ein anders. In den letzten Jahren hatte Melanchthon, aus Furcht den alternden Luther zu verletzen, sich nicht mit voller Freiheit bewegt, besonders seine Gedanken über die Abendmahlslehre nicht, wie er wünschte, zu entwickeln gewagt; auch von dem am Wortlaut festhaltenden Hofe hatte er sich beschränkt gefühlt. In dem Umsturz der Regierung, unter deren Schirm die neue Lehre emporgekommen, sah doch Melanchthon auch wieder auf seinem wissenschaftlichen Standpunkt eine Erleichterung. So geschah es, daß er sich dem neuen Herrn mit einer ganz unerwarteten Hingebung anschloß. Mit jenen Räthen, deren bloßer Name Luthers Widerwillen erweckte, trat er in ein Verhältniß: wir finden ihn den Dr. Komerstadt auf dessen Landgut besuchen, er correspondirt mit Carlowitz. Wer wollte ihn an und für sich darum tadeln? Mit dem einen berieth er die Geschäfte der Universität, die Herbeibringung der zerstreuten Einkünfte; bei dem andern suchte er für einen alten Freund, Dr. Jonas, die Erlaubniß der Rückkehr an seine Stelle in Halle nach. Aber indem man diese Wendung seiner Hinneigung und Abhängigkeit beobachtet, erschrickt man schon vor der Gefahr, in welche seine persönliche Haltung dadurch geräth. In einem unbewachten Augenblick, in welchem er dem Carlowitz für die Gewährung eben jener Fürbitte für Jonas dankte (28. April 1548 Corp. Ref. VI. p. 879), verlor er das größte Verhältniß seiner früheren Zeiten, das ihn zu dem Manne in der Welt gemacht hatte, der er war, die Freundschaft zu Luther, ganz aus den Augen. Das Gefühl der Befriedigung brachte ihm ältere vorübergegangene Verstimmungen ins Gedächtniß. Er ließ Klagen über Luthers Eigensinn und Streitsucht einfließen: er erlaubte sich Seitenblicke auf die früheren Herren. Melanchthons Briefwechsel erweckt sonst immer Theilnahme, Verehrung, Liebe: diesen Brief aber wollte ich, hätte er nie geschrieben. Es mag seyn, daß er, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, Recht hatte: wer würde es ihm verargen, wenn er seine Klagen zu jener Zeit in den Busen eines Freundes ausgeschüttet hätte. Jetzt aber, nach der Katastrophe seines Fürsten, nach dem Tode des Freundes, Klagen gegen den, in welchem dieser immer einen Widersacher gesehen, und der das Meiste dazu beigetragen hatte, jenen zu stürzen! — nun man sieht, wohin auch ein edler Mensch, von momentanen Beziehungen übernommen, gerathen kann. Melanchthon glaubte wohl in seiner Bescheidenheit, daß er ein einfacher Gelehrter sey. Ein Gelehrter aber, wie er, der an den großen Ereignissen mithandelnd theilnimmt, führt kein Privatleben: er hat die Pflicht eines Staatsmannes,

immer das Ganze seiner Thätigkeit im Auge zu behalten; seine Vergangenheit, die unaufhörlich fortwirkt, nicht aufzugeben im überwiegenden Gefühl der Nothwendigkeiten des vorhandenen Augenblicks. Und für ihn war diese Pflicht ganz besonders dringend. In ihm mehr als in irgend einem andern lebenden Menschen lag die Einheit der protestantischen Kirche; der freie Fortgang der Entwickelung knüpfte sich an ihn. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er die Zweifel an seiner moralischen Stärke, die sich schon regten, widerlegen, durch eine männliche und unnachgiebige Haltung das Zutrauen zur allgemeinen Sache befestigen mußte. Welche Autorität würde er dann gewonnen haben wie hätte er mit dem wissenschaftlichen Sinn und dem religiösen Gefühl, die sich in ihm durchdrangen, die vereinigten Geister noch eine Strecke weiter führen können! Die Werkstätte der unabhängigen protestantischen Gelehrsamkeit und Theologie, wo sie auch aufgeschlagen werden mochte, die war für ihn Wittenberg, nicht jener Ort an der Elbe. Eine unglückliche lokale Vorliebe aber führte ihn in den Bereich einer staatsklugen und verführerischen Gewalt. Melanchthon drückte sich in jenem Briefe auch über den ihm schon mitgetheilten Entwurf des Interims sehr entgegenkommend aus. Er billigte den Artikel über die Kirche und die Herstellung der Gebräuche; er erwähnte selbst, mit welchem Vergnügen er in seiner Kindheit die kirchlichen Ceremonien mitgemacht; er brachte Vorschläge bei, wie die Prediger zu gewinnen seyen: und meinte noch, seine Mäßigung werde den Mächtigen nicht genugthun. Sie gereichte ihnen zum höchsten Erstaunen. Carlowitz theilte den Brief Jedermann mit, der ihn sehen wollte: zahlreiche Abschriften gingen in Augsburg von Hand zu Hand: die Anwesenden können nicht ausdrücken, wie zufrieden sich die Prälaten darüber äußerten, wie unglücklich sich die Evangelischen darüber gefühlt haben; die Gesandten schickten das Aktenstück ihren Höfen ein. Auch dem Kaiser wurde das Schreiben vorgelesen: „den habt ihr," soll er ausgerufen haben, „seht zu, daß ihr ihn festhaltet." — —

So geschah nun, daß während sich anderwärts die Oberhäupter der protestantischen Geistlichkeit zum Widerstand unter jeder Gefahr und Bedrängniß entschlossen, das Geburtsland der protestantischen Entwicklung, die Mutteruniversität, von der die Anhänger der neuen Meinungen ausgegangen, ja der große Lehrer selbst, der allgemeine genannt, welcher das höchste Ansehen genoß, sich der religiösen Verordnung des Kaisers zwar nicht unterwarf, aber doch näher anschloß, als Jemand für möglich gehalten hätte.

Nachrichten.

Provinz Sachsen.

Das unzweifelhaft Wichtigste, was bis jetzt in der Unionsangelegenheit seit den Parallel-Formularen vom 7. Juli v. J. geschehen, ist eine authentische Auslegung der darin enthaltenen bekannten Stelle über die Abendmahlsgemeinschaft, welche der Evangelische Ober-Kirchenrath dem Commitee des Evangelischen Unionsvereins in der Provinz Sachsen hat zugehen lassen. Sie ist enthalten in folgendem Schriftstück:

An
den Herrn Consistorial-Rath Frobenius
Hochwürden
zu Merseburg.

Euer Hochwürden haben uns unter dem 20. October v. J. in Gemeinschaft mit den Superintendenten Dr. Stier in Schkeuditz, Neuenhaus und Dryander zu Halle eine Erklärung überreicht, in welcher Sie und die gedachten Herren Superintendenten so wie eine Anzahl anderer Geistlicher der Provinz sich aufs Neue zu der Evangelischen Kirchenunion bekannt und für die Vertheidigung und Förderung derselben zu wirken gelobt haben. Demnächst haben wir auch über eine weitere Verhandlung, welche in der zweiten Versammlung des auf den Grund jener Erklärung zusammengetreten Unionsvereins am 2. December v. J. gepflogen worden ist, eine Mittheilung empfangen. Die Bestrebung, welche sich in jener Erklärung und dieser Mittheilung kund gibt, kommt der Uebung einer uns von des Königs Majestät auferlegten Pflicht entgegen, und wie wir daher gern von ihr Kenntniß genommen haben, so werden wir sie auch weiter mit aufrichtiger Theilnahme und guten Wünschen begleiten. Daß der Verein der aus seiner Natur sich ergebenden Gränze seiner Wirksamkeit sich immer bewußt bleiben werde, dafür bürgen uns die Persönlichkeiten seiner Vorsteher, weshalb wir uns einer speciellen Andeutung nach dieser Richtung enthalten können. Wenn endlich in einer Vorstellung vom 2. December v. J., welche sich an die bereits erwähnte Verhandlung der zweiten Versammlung des Vereins angeknüpft hat, die Befürchtung ausgesprochen wird, es könne sich aus der sonst mit Dank empfangenen General-Verfügung über den Gebrauch der Parallel-Formulare vom 7. Juli v. J. die Auslegung ableiten, „es solle die Abendmahlsgemeinschaft auf dem Unionsgebiete nicht mehr als feste Ordnung anerkannt, sondern vielmehr ihre Gewährung auch bei solchen Gemeinden, die der Union beigetreten sind, in's Belieben, namentlich des an denselben fungirenden Pfarrers gestellt sein", so begnügen wir uns mit der Eröffnung, daß eine **solche Auslegung völlig unberechtigt** sein würde. Die gedachte Verfügung hat alten Klagen abhelfen und dadurch den Frieden sichern sollen; dagegen hat sie gewiß nicht die Bestimmung gehabt, das, was mit Segen besteht, zu zerstören. Von diesem unserem Erlasse wollen Euer Hochwürden die mit Ihnen verbundenen Herren Amtsbrüder in Kenntniß setzen.

Berlin, den 13. Februar 1858.

Evangelischer Ober-Kirchenrath.
v. Uechtritz.

Es ist von Anfang an in dieser Zeitung ausgesprochen, daß dies der Sinn des gedachten Passus in den Parallel-Formularen sei, und kein anderer. Die Zweideutigkeit, mit welcher derselbe abgefaßt ist, und in der That die Geister bereits verwirrt hatte, ist nun gottlob abgethan. Die Lutherischen Vereine brauchen sich nun nicht mehr darüber zu streiten, ob sie mit Vertrauen oder mit Mißtrauen dieser Sache entgegenkommen wollen; und das ist ein großer Gewinn. Sie haben nun aufs ernstlichste zuzusehn — wenn sie anders noch lebenskräftig bleiben wollen —, wie sie sich dieser nunmehr neu begründeten Sacraments- oder Altar-Union gegenüber verhalten wollen.

Der Ev. O. K. R. legt Gewicht auf die Bürgschaft, welche aus den Persönlichkeiten der Vorsteher des Unions-Vereins hervorgehen soll. Der Mann, der geistig an der Spitze des Ganzen steht, und auch den

ersten Aufruf zum Zusammentritt des Vereins abgefaßt hat, ist Dr. Stier. Durch Alles, was derselbe in den letzten Jahren kund gegeben, von den Unlutherischen Thesen an bis zur Parodie des jüngsten Fünfundneunzigers, hat er deutlich genug bekundet, daß er nicht auf der Augsburgischen Confession steht, wenn er auch vielleicht auf derselben stehen möchte oder zu stehen glaubt. Seine Theologie ist in wesentlichen Stücken unlutherisch, wie bei manchen Lutheranern, die am Rhein gewesen sind, oder sich aus älteren rationalistischen Einflüssen nicht völlig losgemacht haben. Soll nun dies Ferment es etwa gerade sein, welches für ihn und seine Genossen das Vertrauen erweckt? — Und wenn das, wie stimmt dies damit, daß die unveränderte Augsburgische Confession für die Geistlichen der Provinz, die an lutherischen Gemeinden stehen, also für alle mit etwa zehn Ausnahmen, in ungetrübtem, ja neuerdings vom Consistorio ausdrücklich anerkannten verpflichtenden Ansehen besteht? — Soll die Landeskirche halb-calvinisirt werden, dann sind er und die übrigen Genannten allerdings die rechten Männer. Wohin diese ganze Zwitterstellung neigt, und wohin sie im Lauf weiterer Entwickelung führen wird, das zeigt deutlich eine an sich sehr unbedeutende, für die Lage der Sache aber bedeutsame Broschüre vom Pfarrer Weck, die im Lauf der Thesenstreitigkeiten erschienen ist. Derselbe erklärt darin den Dr. Stier für den rechten Unions-Mann, und es fehle nur noch, daß auch der biblische Rationalismus im Unions-Verein eine Stätte finde. Ganz richtig. Ist er als Ferment in dem Ganzen enthalten, warum soll er an gewissen Punkten durch gewisse Formeln verschränkt werden? Die sogenannte positive Union ist nur dem Zwinglianismus und Lichtfreundthum gegenüber positiv. Der Kirche der wahren Union gegenüber, nämlich der Kirche der Augsburgischen Confession — ist sie negativ, wie jede andere, und nur um so gefährlicher, als sie ihre Negationen unter sogenannten tieferen Einheiten zu verhüllen strebt.

Wie die Welt das Ihre lieb hat, und wohl zu erkennen weiß auch unter anti-weltlichen Formen, das zeigt auch deutlich der Verlauf des Thesenstreits. Bis zur Protestantischen Kirchenzeitung, Vossischen Zeitung, ja bis zum Kladderadatsch herab, haben sich die lichtfreundlichen Richtungen wider die lutherischen Thesen des Past. Seiler erklärt, und also indirect zu Verbündeten der Männer der positiven Union aufgeworfen. Und diese leiden es ruhig, und haben kein Protest gegen solche Verbündete! Wir können, unter den manchen Verunglimpfungen und Lieblosigkeiten, die sich Dr. Jakobi in seinem Artikel in der deutschen Zeitschrift erlaubt, auch diese nicht erwidern, daß er den Helden (der 95 Thesen) seinem Panegyriker (dem Berichterstatter in der Ev. K. Ztg.), und den Panegyriker seinem Helden gönne. Im Gegentheil ist es tief zu beklagen, wenn solche bessern und edlern Kräfte, wie die Männer der positiven Union, von solchem „Troß", wie in den obgenannten Zeitungen, umgeben und umgarnt werden.

Wie aber die christliche Liebe, wenn sie nicht völlig auf dem Grunde des sachlich und persönlich festen Glaubens steht, sondern als ein besonderes Werk mit besonderer Tendenz auftritt, sofort in ihr Gegentheil umschlägt, auch das ist aus dem Thesenstreit klar zu sehen. Die Form und der Ton, den Dr. Stier angeschlagen hat, und den — was uns erschreckt hat — Dr. Jacobi vollkommen angemessen findet, und freilich auch seinerseits fortgesetzt hat, sind der Art, daß sie wider sich selbst zeugen. Der Gewinn davon ist der, daß der Union, wenn sie von Liebe redet, Niemand mehr glaubt, so wenig wie dem Rationalismus, wenn er von Aufklärung redet.

Auch C.-R. Dr. Tholuck hat sich in den Streit begeben, mit zwei Predigten, welche er im akademischen Gottesdienst zu Halle gehalten. Er hat jedenfalls zu Gunsten der Union predigen wollen. Aber er hat nichts beigebracht, was nicht auch von den Confessionellen gern anerkannt würde. Alles, was er gesagt, geht auf die Gemeinschaft der Heiligen hinaus. Von Kirche, was Kirche sei, was nothwendig zum Bestande der Kirche gehöre und was nur zufällig, welches Verhältniß das Sacrament zur Kirche, und welche Bedeutung also die Sacramentsgemeinschaft mit Bekennern einer anderen Confession habe, kurz alle die Punkte, auf die es bei der Frage um Union ankommt — davon hat er auch nicht einen einzigen berührt. Wenn nun auch seine Predigt nach dieser Seite hin die Geister nur irre gemacht haben kann, zumal sie in so begeisterter Weise gehalten worden ist; so ist es doch jedenfalls für jeden Lutheraner ein wohlthuender Eindruck gewesen, daß Luther und die Lutherische Kirche aus dem Munde eines so hoch verdienten und erleuchteten Mannes solchen Preis bekommen haben, sogar noch in der zweiten Predigt, welche zunächst zum Lobe Calvins und der Reformirten Kirche hat dienen sollen, wo aber von der Reformirten Kirche gar nicht die Rede gewesen ist; und wenn man hinzunimmt die herzliche Liebe und wahrhafte Demuth, mit welcher er mit seinen Gegnern verkehrt und sie hochachtet, so ist es freilich kein Wunder, daß durch seine Autorität die Gemüther noch bei einer Sache gefesselt werden, für die er wohl schwerlich selber besondere Sympathien hat.

Andrerseits wird in den Gemeinden St. Laurentii und St. Georgen nach wie vor Lutherisch gepredigt und das Sacrament verwaltet, und die Situation wird immer reiner. Die erweckten Laien beider Gemeinden freuen sich immer mehr ihres Bekenntnißstandes, und fangen an sich von dem Reformirten Wesen schärfer als sonst zurückzuhalten. Ob darum die gemeinsamen Heilswahrheiten beider Confessionen an ihren Herzen weniger wirksam werden, wie die Gegner gern insinuiren, das kann nur Gott wissen. Der Tag wird es klar machen, wo die sind, die das Eine thun und das Andere nicht lassen.

Aus einem Schreiben aus Würtemberg.

Es scheint mir, Pastor Liebetrut sey gegen Professor Beck nicht ganz billig verfahren, wodurch die Kraft des vielen Richtigen in seiner Kritik geschwächt wird. Einmal hat Beck auch eine der Lutherischen Kirche freundliche Seite. Dahin gehört, daß derselbe bei den Studierenden außer der Schrift namentlich auch die Schriften Bengels und seiner Schule und die Lutherischen dringend empfiehlt. Thatsache ist, daß manche seiner Schüler kirchlichere Bahnen als er selber eingeschlagen. Sodann ist ein Anstand für mich, daß L. über den, Beck in ein milderes Licht stellenden Umstand zu schnell hinweggeht, daß überhaupt in Würtemberg der Respekt vor der Lutherischen Kirche sehr gering ist. Dies zeigte der Kirchentag klar. Und an dieser Sachlage ist Dr. B. nicht Schuld. Derselbe hält sich ja von der kirchentäglichen Richtung ferne. Unsere Hauptstimmführer sind keine Schüler, sondern meistentheils Gegner von ihm. Ein dritter Punkt endlich, der Erwägung verdient, ist folgender: Manche Polemik Beck's gegen „Menschensatzungen" gilt nicht der Lutherischen Kirche, sondern andern Richtungen, namentlich auch dem Pietismus. Er ist hier aber nicht ohne Schuld. Einsichtsvolle Schüler von ihm beklagen die in dieser Beziehung bei ihm herrschende Dunkelheit. Wahrscheinlich ist er sich selbst nicht klar und verwechselt mitunter, wie in der Geschichte Pharisäismus und Kirche des alten Bundes, so in der Gegenwart Pietismus und Lutherische Kirche. —

Daß die Ev. K. Z. Schleiermacher einmal von Seiten seiner Gotteslehre angegriffen hat, freut mich ungemein. Dort steckt ein Hauptschaden unserer Theologie und Kirche: Allerlei frommes Wesen, auch sogenanntes kirchliches, aber ohne einen lebendigen Gott, einen wirklichen Heiland und einen wirklichen heiligen Geist. Hier ist ein Ansatz zu einem wirklichen Antichristenthum. Ich halte Schl. für schlimmer als Hegel, weil er scheinbarer ist. Bengels trübe Ahnungen über die Brüdergemeinde sind im Grunde in Schl. in Erfüllung gegangen. Ein vielerfahrener alter Laie gebildeten Standes, welcher reiche Gelegenheit gehabt hatte, Christen der verschiedensten

Art kennen zu lernen, sagte mir einmal, da ich noch ein junger Mann war, selten bekehre ein Schleiermacherianer sich recht. Es bleibe eine feine Selbstgerechtigkeit zurück, welche ihn von der eigentlichen Gnade Gottes trenne, dagegen hätte er vor bekehrten Hegelianern Achtung. Diese hätten den Abgrund gesehen. — Nach meiner Ansicht hat Schl. die Wunden der Kirche gleichsam mit Opium geheilt. Jetzt und vielleicht bald noch mehr brechen die alten Schäden wieder auf. Es wäre besser gewesen, die vom theoretischen und praktischen Rationalismus geschlagenen Wunden hätten fortgebrannt und hätten zum rechten Arzte getrieben, ehe das von Schl. gereichte pantheistische Opiat den Organismus untergraben hatte. Schl. reichte das Gift in vielen kleinen Dosen. Bekanntlich ist aber gerade diese Art der Vergiftung die schlimmste. — Schl. hat namentlich auch dem Pietismus sehr geschadet. Er konnte demselben — außer etwa einigen kirchlichen Anregungen — nichts geben, das derselbe nicht, namentlich auch durch die Brüdergemeine, schon vorher gehabt hätte. Aber genommen hat er ihm, indem er denselben in seiner Lieblingsschwachheit, auf sein frommes Gefühl selbstzufrieden sich zu stützen, bestärkt hat. — Aber ich halte es für einen eigentlichen Riesenkampf, Schleiermacher zu stürzen, obgleich, was namentlich auch die Allianz gezeigt hat, die Theologen dieser Richtung so ziemlich abgesponnen haben. Ich halte diese Partei für sehr ermattet. Aber gerade das Nichts, das Eitle, das Leere sichert ihnen vorerst die Herrschaft über die Geister, welche von der ernsten Wahrheit nichts wollen; wie denn ja einst auch die Kraft der alten Elilim gerade darin lag, daß dieselben nichts waren.

Preis-Aufgabe.

Die Summe von 1500 Thlr. Pr. Cour. ist von einem früheren Mitgliede des Bengal Civil Service ausgesetzt und in sicheren Papieren zu Berlin niedergelegt worden, um als Preis für das beste Werk zugetheilt zu werden, welches Folgendes leistet:

1) Der Verfasser muß mit den nachher genannten, auch ohne Kenntniß des Sanscrit zugänglichen Werken * über indische Philosophie hinreichend vertraut seyn, um die Lehren der verschiedenen indischen Philosophen-Schulen, mit Ausnahme der buddhistischen, insbesondere aber des Vedânta genau zu kennen und die Gewinnung ihrer Angehörigen für das Christenthum in's Auge zu fassen.

2) Seine Hauptaufgabe ist, eine auf die Gewinnung indischer Philosophen der verschiedenen Schulen, insbesondere der Vedântisten für die Erkenntniß von der Wahrheit des Christenthums abzielende Darstellung der christlichen Grundwahrheiten zu geben, die auf sicherem historischen Grunde, in streng logischer Ordnung und festem Zusammenhange ein Ganzes bilde, dessen einzelne Theile sich organisch in einander schließen und daher dem falschen Systeme heidnischer Weisheit ein ächtes System christlicher Wahrheit entgegenstellen.

3) Das Werk soll vom Standpunkte entschieden gläubiger Anschauung den göttlichen Ursprung und die absolute Auctorität des Christenthums zur Erkenntniß bringen und dies in den einzelnen christlichen Lehren auf eine dem Geiste und der Sinnesart der Hindu's gemäße Weise in klarer, faßlicher, nicht abstracter, sondern lebendiger Sprache hervortreten lassen, dabei aber stets die Widerlegung der hindu'schen Grundirrthümer und falschen Einzellehren mit im Auge behalten.

4) Der Verfasser muß die Anschauungs- und Denkweise der Hindu's im Auge behalten, die Grundgedanken ihrer Systeme herausheben, die unzweifelhaften Wahrheiten, welche darin mit dem Irrthum verwachsen sind, zur Unterlage für den Aufbau der Lehrdarstellung machen und jegliche Berührung hindu'scher Ansichten mit der christlichen Wahrheit so benutzen, daß es dem an unsere Weise des Denkens ungewohnten indischen Leser möglich wird, ihre Tragweite und Beweiskraft zu verstehen. Es versteht sich von selbst, daß er welt- und naturgeschichtliche, psychologische und literarhistorische, physikalische, geographische und andere Vorkenntnisse bei dem hindu'schen Leser nicht voraussetzen darf, sondern sie in geeigneter Weise in seine Darstellung zu verweben hat.

* Die Werke, auf welche es hauptsächlich ankommt, sind:

Colebrooke's Abhandlungen On the Vedas und On the philosophy of the Hindus in seinen Miscellaneous Essays Vol. I. pag. 9—113, 227—419. London 1837, oder in der französischen Uebersetzung von Pauthier. Paris 1833, deutsch theilweise von Poley. Leipzig 1847 (bei Teubner).

Wilson's Sânkhya Kârikâ. Oxford 1837.

Windischmann's Sancara sive de theologumenis Vedanticorum. Bonn 1833.

Bhagavadgîtâ, edit. Schlegel. Bonn 1823 und sonst.

Wilson's Uebersetzung des Vishnupurâna. London 1840.

Burnouf's Uebersetzung des Bhâgavata Purâna. Paris 1840—48.

Ballantyne's Aphorisms of the Sânkhya, Nyâya, Vedânta, und Lectures on the Sânkhya, the Nyâya, and the Vedânta. Mirzapore, Allahabad und Calcutta 1850—54.

Rör's Uebersetzung der Upanishad in Nr. 27, 38, 41, 50, 78 und 137 der Bibliotheca Indica. Calcutta 1853. 1856.

Barthélemy St. Hilaire's Mémoire sur la philosophie Sanscrite, le Nyâya in den Mémoires de l'Académie des sciences morales et politiques de l'Institut de France. Tom 3. 1841 und desselben: Premier mémoire sur le Sânkhya Tom. 8 desselben Werkes 1852.

B. St. Hilaire Des Vedas. Paris 1854.

Lassen's Indische Alterthumskunde. Bd. I—III. Bonn 1847—58, und Gymnosophista. Bonn 1832.

Die bezüglichen Abhandlungen in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, besonders diejenigen Roth's u. M. Müller's.

Roth's drei Abhandlungen: Zur Literatur und Geschichte des Weda. Stuttgart 1846.

Weber's Indische Literaturgeschichte, Berlin 1852, Indische Skizzen, Berlin 1857, und verschiedene Artikel in seinen Indischen Studien. Bd. I—IV. Berlin 1849—58.

Die Uebersetzungen der Veda's von Rosen, Benfey, Wilson u. s. w.

Die näheren Bedingungen sind folgende:

1) Die Abhandlungen sind deutlich und leserlich geschrieben (widrigenfalls sie von der Bewerbung ausgeschlossen werden können), in deutscher oder französischer Sprache, vor dem 1. Juli 1861 an den Königl. General-Superintendenten Dr. Hoffmann zu Berlin einzusenden.

2) Sie müssen jede mit einem Motto bezeichnet seyn, welches wortgleich auf einem versiegelten Briefe, welcher den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers enthält und mit der Abhandlung einzusenden ist, gleichfalls geschrieben steht.

3) Die Abhandlungen sind in mäßigen Gränzen des Umfangs zu halten und sollen jedenfalls 30 Druckbogen in gewöhnlichem Octav nicht viel übersteigen.

4) Es bleibt den Preisrichtern:

General-Superintendent Dr. Lehnerdt zu Magdeburg
Geh. Hofrath Dr. H. Ritter zu Göttingen,
Prof. Dr. Roth zu Tübingen

vorbehalten, auch Abhandlungen, welche kurz nach dem genannten Termine einlaufen, zur Bewerbung noch zuzulassen und Arbeiten, welche der Berichtigung oder Vervollständigung in einzelnen Punkten bedürfen, um preiswürdig zu werden, ihren Verfassern zum Behufe derselben nochmals zurückzugeben.

5) Es steht den Richtern frei, den Preis nicht zu ertheilen, wenn keine eingesandte Abhandlung desselben würdig erscheint. Sollten mehrere gleich preiswürdige Arbeiten eingeben, so entscheidet zwischen ihnen über Ertheilung des Preises das Loos.

6) Der festgesetzte Preis von 1500 Thlr. Pr. Cour. wird von dem General-Superintendenten Dr. Hoffmann zu Berlin dem Verfasser der gekrönten Abhandlung sofort ausbezahlt.

Den Verfassern sämmtlicher Preisschriften bleibt ihre eigene Bestimmung in Betreff der Herausgabe derselben im Buchhandel unbedingt vorbehalten.

Edinburgh und Berlin, den 10. Februar 1858.

J. Muir Esq. Dr. Hoffmann.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 17. März. № 22.

Der Prediger Salomo.

(Schluß.)

Als der Grundschaden der Zeit stellt sich uns eine Gerechtigkeit dar auf Speculation, voller Ansprüche und voller Verdienste, voll Murrens gegen Gott, der die Wechsel nicht honoriren wollte, die sie auf ihn zog. Dieser verderblichen Richtung, die sich später noch mehr verhärtete, so daß der Herr ihr das ernste Wort entgegenrufen mußte: ihr Schlangen- und Otterngezüchte, wie wollet ihr der höllischen Verdammniß entgehen? tritt der Verf. in den Worten entgegen (C. 7, 15 — 18): „Allerlei habe ich gesehen die Zeit über meiner Eitelkeit: da ist ein Gerechter, welcher umkommt in seiner Gerechtigkeit, und ist ein Böser, welcher es lange macht in seiner Bosheit. Sey nicht gar gerecht und nicht allzuweise, warum willst du dich verderben. Sey nicht gar böse und sey kein Thor, warum willst du sterben vor deiner Zeit. Es ist gut, daß du dies fassest und auch von jenem nicht lassest deine Hand: wer Gott fürchtet, entgeht dem Allen." Von Gerechten redet hier der Verf. in demselben Sinne, in dem der Herr, wenn er spricht: ich bin kommen die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten. Man kann viel Vermögen haben und doch kein Reicher seyn — ein solcher ist nur, wer sein Herz an den Reichthum hängt. Bei wem das Vermögen Nebensache ist, der wird nicht danach benannt werden. So kann man auch viele Tugenden besitzen und doch kein Gerechter seyn, wenn, wie es seyn soll, das Bewußtseyn das vorwaltende bleibt, ein armer Sünder zu seyn wenn das: hier kommt ein armer Sünder her, der gern ums Lösgeld selig wär, der Grundton der Seele ist. Daß der Verf. in diesem Sinne von der Gerechtigkeit redet, daß er das gerecht seyn in seinen Augen, Hiob 32, 4., die Selbstgerechtigkeit, den Tugendstolz vor Augen hat, erhellt schon aus dem parallelen: sey nicht gar zu weise, eigentlich: gerire dich nicht als solchen, mache nicht von der Weisheit Profession. Es gibt eine doppelte Klippe, Scheingerechtigkeit und offenbare Gottlosigkeit, Pharisäerthum und Zöllnerthum. Beides ist gleich verderblich, beides raubt den gnädigen Gott und verwickelt in seine Gerichte. Man kann ein Gerechter seyn und doch unter dem göttlichen Fluche stehen, ja die Gerechtigkeit zieht den Fluch herbei. „Sey nicht gar böse," etwas ergibt sich leider von selbst, da das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns. Aber grade weil die Sünde uns immerdar anklebt, sollen wir kämpfen und ringen, das wir nimmer die Gränze überschreiten, welche den Gerechten von dem Bösen scheidet. „Es ist gut, daß du dies fassest und jenes nicht lassest," dies, kein Gerechter in jenem verwerflichen Sinne zu seyn, jenes, kein Sündenleben zu führen. Die Gottesfurcht entgeht dem beiden, der Gerechtigkeit und ihren traurigen Folgen, indem sie das Bewußtseyn lebendig erhält, daß man ein armer Sünder ist, was nur da untergehen kann, wo Gottes Bild in der Seele verblichen, und somit der Maaßstab zur Vergleichung geschwunden ist, dem Sündenleben, indem mit der Gottesfurcht die zarte Scheu unzertrennlich verbunden ist, seinen Gott zu beleidigen, das herzliche Verlangen, in dem Wege seiner Gebote zu wandeln.

Gegen den mit der schlechten Gerechtigkeit verbundenen Lohndienst spricht sich das Buch in C. 8, 13. 14. aus: „Es gibt Gerechte, denen es ergeht nach dem Werke der Bösen, und es gibt Böse, denen es ergeht nach dem Werke der Gerechten, ich sprach, daß auch dies eine Eitelkeit ist. Und ich lobte die Freude, daß der Mensch nichts Besseres hat unter der Sonne, denn essen und trinken und fröhlich seyn, und solches werde ihm von der Arbeit sein Leben lang, die ihm Gott gibt unter der Sonne." Die Gottseligkeit soll kein Gewerbe, die Gerechtigkeit keine Speculation seyn. Darum sind die Wege der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes gar verschlungen, es geht gar anders, als die Menschen denken. Ginge es nach der Menschen Gedanken, so daß jedem wirklich oder scheinbar guten Werke und ebenso jeder bösen That sofort gleichsam Stück für Stück die Vergeltung zugewogen und zugemessen würde, so würde es bald gar keine wahre Gerechtigkeit mehr geben auf Erden, so gewiß als diese die Tochter der herzlichen uneigennützigen Liebe ist. So darf also das Lebensglück nicht auf den Lohndienst gegründet werden, es gilt vielmehr in der Gegenwart fröhlich zu genießen, was Gott freundlich darbietet, nicht auf die Zukunft zu speculiren, sondern den Augenblick zu nützen.

Mit der schlechten Gerechtigkeit ist auch der Murrsinn unzertrennlich verbunden, wie das schon in den Anfängen des Menschengeschlechtes das Beispiel Kains deutlich zeigt. Sündenstrafe bei mangelnder Sündenerkenntniß zieht Unzufriedenheit

mit den Fügungen Gottes und trübe Niedergeschlagenheit nach sich. „Warum fasten wir — sprechen diese Gerechten bei Jesaias in C. 58, 3. — und du siehest es nicht an? Warum thun wir unserm Leibe wehe und du willst es nicht wissen?“ Und bei dem unsern Buche gleichzeitigen Maleachi (2, 17.) sagen sie unwillig: „Wer Böses thut, der gefällt dem Herrn und er hat Lust zu denselbigen, oder wo ist der Gott des Rechtes.“ Mit diesem Geiste des trüben Unmuthes hatten die Selbstgerechten mehr oder weniger das ganze Volk angesteckt. Es war das eine der Hauptkrankheiten der Zeit, der auch die wirklich Frommen sich nur schwer erwehren konnten. Hand in Hand mit dem Murrsinn ging eine träge verzweifelnde Erschlaffung. Man hatte nicht Lust und Muth, etwas zu thun, weil man Alles für vergeblich hielt. Auf die Heilung dieser Krankheit hat der Verf. ganz besonders sein Augenmerk gerichtet. „Gehe hin — spricht er z. B. in C. 9, 7 ff. — und iß dein Brot mit Freuden und trinke deinen Wein mit gutem Muth. Laß deine Kleider immer weiß seyn und laß deinem Haupte Salbe nicht mangeln. Alles was dir vorhanden kommt zu thun, das thu frisch.“ Der ausgelassenen Lustigkeit, dem sinnlichen Wohlleben ist Koheleth von Herzen feind: er spricht zum Lachen du bist toll und zur Freude was thust du, C. 2, 2., das Herz der Narren ist ihm im Hause der Freude, aber er empfiehlt die freudige Zuversicht auf Gott, die sich durch die momentane Wirklichkeit nicht irre machen läßt, sondern der besseren Zukunft harrt, den ungebrochenen Lebensmuth, der auf dem Wege der Pflichterfüllung fortwandelt und ruhig wartet, bis die Wirklichkeit wieder mit Gottes Wort und Wesen in Einklang tritt. Auf unsere Stelle bezieht sich der Heiland, wenn er spricht, des Menschensohn sey gekommen essend und trinkend. — Gegen verzweifelnde Unthätigkeit ist auch der Ausspruch in C. 11, 4. 6. gerichtet: „Wer auf den Wind achtet, der wird nicht säen, und wer auf die Wolken siehet, der wird nicht erndten. Am Morgen säe deinen Saamen und am Abend laß deine Hand nicht ab, denn du weißt nicht, ob dies oder das gedeihen wird, und ob's beides geriethe, so wär's desto besser.“ Grade in kümmerlichen Zeiten soll man desto eifriger seyn in Ausrichtung des von Gott zugewiesenen Berufes, man soll unablässig in Thränen säen, damit man in Freuden erndte.

Wie in der Selbstgerechtigkeit und dem daraus fließenden trüben Unmuthe, so gab sich die religiöse Oberflächlichkeit der Zeit auch darin zu erkennen, daß man Gott, statt ihn durch Gehorsam zu ehren, durch seelenlose Opfer abzufinden und den Mangel eines Gott suchenden und ohne Unterlaß betenden Herzens dadurch zu verdecken suchte, daß man zum Scheine lange Gebete vorwandte. Dagegen erhebt sich der Verf. in C. 4, 17. 5, 1.: „Bewahre deine Füße, so wie du gehst zum Hause Gottes, und sey nahe zu hören, was besser, denn daß die Thoren Schlachtopfer geben, denn sie wissen nicht, daß sie Böses thun. Sey nicht vorschnell mit deinem Munde und dein Herz eile nicht ein Wort hervorzubringen vor Gott, denn Gott ist im Himmel und du auf der Erde, darum mögen deiner Worte wenig seyn.“ Das: Bewahre deine Füße, weist't darauf hin, daß der Gang zum Heiligthum ein gar ernster ist, der nicht in der rechten Gesinnung gethan, besser unterbliebe. Das den seelenlosen Opfern, welche hier überhaupt die äußeren Religionshandlungen repräsentiren, entgegengesetzte Hören ist auf die Stimme des Herrn gerichtet und entspricht somit dem Gehorsam, 1. Sam. 15, 22. Wahre Ehrfurcht vor dem allmächtigen Gott ist sparsam in ihren Worten, weil sie nur solches ausspricht, was die tiefste innere Wahrheit hat. Die schwerste Verletzung der schuldigen Ehrfurcht gegen Gott, die schuldvollste Verkennung der Thatsache, daß Gott im Himmel ist und wir auf Erden, Er der Reiche und wir die Armen, Er der Allmächtige und wir die Ohnmächtigen, ist die, gar nicht zu beten, stumm zu seyn im Verhältnisse zu dem, in dessen Hand die Seelen aller Lebendigen sind.

Nicht eine oberflächliche Frömmigkeit, sondern nur eine gründliche, herzliche, die in Allem, auch dem Schwersten, die Hand Gottes erblickt und sich in stiller Ergebung unter sie demüthigt, gewährt in schwierigen Umständen das köstliche Gut der Seelenruhe und bewahrt vor der Reizbarkeit, welche unausbleiblich eine Steigerung des Leidens herbeiführt. Vor diesem gefährlichen Feinde warnt der Verf. in den Worten (10, 4.): „Wenn der Geist des Herrschers sich erhebet wider dich (wenn sein Zorn sich wider dich wendet), so verlasse deinen Platz nicht, denn Nachlassen stillet große Sünden.“ Der Platz für das Volk Gottes ist die Gemüthsruhe, die Verfassung, in der man mit Habakuk spricht: auf meiner Warte will ich stehen und ausschauen, was der Herr zu mir reden wird. Auf diesem Platze soll es sich behaupten, so stark auch die heidnischen Anreizungen seyn mögen. So wird es die Tyrannen vor großen Sünden bewahren, sich aber vor großem Elende. Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus. Wenn die Kinder Gottes sich der Leidenschaftlichkeit überlassen, was Wunder, wenn aus der Welt ein dreifach verstärktes Echo erfolgt.

Die Pharisäer, sagt das N. T., waren geizig. Der Geiz wuchert da am üppigsten, wo eine bloß äußerliche und nicht das Herz umwandelnde Religiosität ihm die Feigenblätter darbietet. Wenn man mit Gott seinen Frieden geschlossen hat durch Leistungen, welche nicht ans Herz gehen, so gewährt man den Lieblingsneigungen um so freieren Spielraum. In der Bekämpfung dieses Feindes des Lebens in Gott ist das Buch besonders eifrig, zum Beweise, wie gefährlich er damals war. Heben wir eine der betreffenden Stellen hier aus (C. 4, 8—12): „Es ist Einer und nicht ein Zweiter, auch Sohn und Bruder hat er nicht und es ist kein Ende aller seiner Mühe, auch werden seine Augen Reichthums nicht satt, und für wen mühe ich mich und lasse meine Seele des Guten mangeln? Besser die Zwei als der Eine, weil sie guten Lohn haben in ihrer Mühe. Denn wenn sie fallen, so wird der Eine seinen Gefährten aufrichten, und wehe ihm, dem Einen, welcher fällt, und hat nicht

einen Zweiten, ihn aufzurichten. Auch wenn Zwei liegen, so werden sie warm, und Einer, wie sollte er warm werden? Und wenn der Feind ihn überwältigt, den Einen, so werden die Zwei vor ihm Stand halten und die dreifältige Schnur wird nicht schnell zerrissen." In malerischer Anschaulichkeit greift der Verf. einen Fall heraus, wo die Abscheulichkeit des Geizes besonders sichtbar ist, den Fall, wo einer allein steht in der Welt und für Niemand zu sorgen, also für seinen Geiz gar keinen scheinbaren Vorwand hat. Der Zweite ist verschieden von dem Sohne und Bruder. Er ist nach dem Folgenden ein solcher, den er haben könnte, aber durch seine eigne Schuld nicht hat. Es ist Einer und nicht ein Zweiter, denn er hat alle durch seine Selbstsucht von dannen gejagt. Die Zwei bilden den Gegensatz gegen den Einen ohne Zweiten. Worin der Lohn besteht, das wird im Folgenden weiter ausgeführt. Sie gewähren sich einander Schutz und Hülfe, und sie machen sich einander warm, das Leben angenehm. Der durch seinen Geiz Vereinzelte dagegen arbeitet umsonst, da er in Gefahren schutzlos ist, und ohne Lebensgenuß, dem Gefühle der Verlassenheit hingegeben, welches der geizenden Selbstsucht unzertrennlicher Begleiter ist. Denn die Selbstsucht rächt sich. Die Lieblosigkeit findet ihr Echo, im Verhältniß zu Gott und im Verhältniß zu den Menschen. Die dreifache Schnur, weil zu einer festen Schnur gewöhnlich drei Fäden genommen wurden, steht um so weniger unpassend, da die Zwei hier nur die Mehrheit repräsentiren. Der Verf. redet nicht etwa von dem Standpunkte der bloßen Klugheit. Daß solche ungünstige Situationen aus der isolirenden Selbstsucht hervorgehen, aus dem herzlosen Mammonsdienste, das stellt seine sittliche Verwerflichkeit recht ins Licht.

Der Verf. weiß die Zeichen der Zeit zu erkennen, er sieht, daß eine große Catastrophe im Anzuge ist. Indem er lehrt, wie man sich auf sie vorbereiten soll, stellt er der Schooßsünde seiner Zeit, der geizigen Engherzigkeit, die freigebige Weitherzigkeit, entgegen, welche mit wahrhaftiger Gottesliebe innig verbunden ist, C. 11, 1—3: „Sende dein Brot über das Wasser, denn nach vielen Tagen wirst du es finden. Theile aus unter sieben und unter achte, denn du weißt nicht, was für Unglück auf Erden kommen wird. Wenn die Wolken voll sind, so gießen sie Regen auf die Erde, und wenn der Baum fällt, er falle gegen Mittag oder gegen Mitternacht, auf welchen Ort er fällt, da wird er liegen." Der Baum ist der Baum des Persischen Reiches, dessen Tage gezählet waren, nach dem: wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Wenn die Gerichte des Herrn im Anzuge sind, die Wolken des Himmels sich schon sammeln, auf denen der Herr kommt, so soll die Frage im Herzen lebendig werden: wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir. Hier wird als Präservativ die Mildthätigkeit empfohlen, im Einklange mit dem Worte des Psalmisten: Glücklich, der gegen den Geringen klüglich handelt, am Tage des Unglückes wird der Herr ihn erretten (Ps. 41.) und mit dem

Worte des Herrn: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfangen, und: machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten. Wer so sein Vermögen anlegt, der gleicht einem Kaufmann, der Güter über das Meer schickt und großen Vortheil daran macht. Im Angesichte großer Catastrophen, wie in unserer Zeit sich ein solcher Sturm des Herrn im Westen vorbereitet, am Mammon zu hängen, der ein solcher der Ungerechtigkeit ist, sobald man eine andere Stellung zu ihm einnimmt, als die des Verwalters, das Wasser nicht abfließen läßt, was man selber nicht trinken kann, ist eine gefährliche beklagenswerthe Thorheit. „Der ungewisse Reichthum," ist da noch weit ungewisser, als in gewöhnlichen Zeiten. „Es ist besser es den Armen geben, als verlieren und hernach in solchen unglücklichen Tagen einen ungnädigen Gott haben. O wie gern hättet ihr dann gegeben, da es aber zu spät ist."

So hat der Verf. die strafende und mahnende Mission erfüllt, die ihm neben der tröstenden zu Theil geworden war. Jetzt müssen wir noch den Schluß des Buches ins Auge fassen. „So freue dich Jüngling in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge seyn in deinen jungen Tagen. Thue was dein Herz lüstet und deinen Augen gefällt, aber wisse, daß Gott dich um dies Alles wird vor Gericht führe.„ In einer Zeit, der die Freude am Leben so ausgegangen war, die sich im Murrsinn verzehrte und dem mit ihm Hand in Hand gehenden finsteren Geize, war es wohl angemessen, vor solchem Sauersehen, solcher Mißachtung der Gaben Gottes zu warnen. Aber um jeden Mißverstand abzuwehren, wird zugleich hingewiesen auf die feste Gränze, welche das Wort Gottes zwischen erlaubter und zwischen unerlaubter Freude zieht, wird davor gewarnt, daß man sich nicht solcher Freude überlasse, welche so gewiß, als ein gerechter Gott ist, der Quell des Jammers seyn muß. „Und gedenke deines Schöpfers in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: sie gefallen mir nicht." An seinen Schöpfer gedenken, das ist nicht der Gegensatz, sondern die nothwendige Grundlage aller Freude. Wer seines Schöpfers nicht gedenkt, über den lagern sich schwarze Schatten, er fällt in die Hand des rächenden Gottes, er verbringt sein Leben, das kurze und unwiederbringliche, in Jammer und Elend, und wenn dann das Alter kommt, das freudenlose, wird er ein trostloses: zu spät! „O mihi praeteritos!" „Ein verlorenes Leben!" ausrufen. Dies Alter wird dann mit lebendigen Farben geschildert, um der Mahnung: gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, rechten Nachdruck zu geben. „Ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finster werden und die Wolken wiederkommen nach dem Regen." Das Alter ist eine trübe Zeit, in der die Lichter des Himmels nicht mehr helle leuchten, weil das Auge minder sonnenhaft geworden, in der die Wolken wiederkehren nach dem Regen, Leid auf Leid kommt und ein Unglück

das andere ablöst, weil man empfindlicher geworden ist und Manches zu Herzen nimmt, worüber man sich früher leicht hinwegsetzte, auch weil der Herr des Lebens gegen das Ende desselben den Menschen gewöhnlich noch recht ernst in die Schule nimmt. „Zur Zeit, wenn die Hüter des Hauses zittern und sich krümmen die Starken und stille stehen die Müllerinnen, weil ihrer wenig geworden und dunkel werden, die durch die Fenster schauen." Die Hüter des Hauses sind die Hände, mit denen man sich wehrt, die Starken sind die Füße, welche den Leib tragen, das Alter geht am Stabe, die Müllerinnen sind die Zähne, die durch das Fenster schauen die Augen. — „Und die Thüren auf der Gasse geschlossen werden und die Stimme der Mühle leise wird, und er sich erhebt, wenn der Vogel singt und gebeugt werden alle Töchter des Gesanges." Die Thüren sind die Ohren, welche die Eindrücke aus der Außenwelt empfangen, die Mühle der Mund: die Alten können schlechter vernehmen und sich vernehmlich machen. Sie stehen zwar auf, wenn der Vogel singt (das Alter hat wenig Schlaf), aber die Stimme des Vogels findet in ihnen selbst keinen Wiederhall, die Töchter des Gesanges, die singenden Qualitäten sind in ihnen erstorben. — „Auch vor dem Hohen fürchten sie sich und Schrecken sind auf dem Wege, und es blühet der Mandelbaum und zeigt sich lästig die Heuschrecke und es höret auf das Begehren, denn der Mensch geht zu seinem ewigen Hause und die Kläger gehen umher auf der Gasse." Alles kündigt im hohen Alter den nahen Tod an. Die Alten sind im Bewußtseyn ihrer Schwäche furchtsam und zaghaft. Sie können nicht schlafen: — das bedeutet der blühende Mandelbaum, im Hebräischen der Wachebaum, weil er, wie Plinius sagt, „zuerst unter allen Bäumen blüht," zuerst aus dem Winterschlafe aufwacht. Die Heuschrecke ist in der Schrift überall Symbol der Verwüstung. Hier bezeichnet die beästigende Heuschrecke die dem Leben feindlichen Mächte, die dasselbe im Alter verzehren. — „Ehe denn der silberne Strick wegkomme und enteile der goldne Oelhalter und zerbrochen werde der Eimer am Borne und zerschelle das Rad am Brunnen." Der Strick bezeichnet das Dauernde, die Continuität, welche den einzelnen Lebensmomenten zu Grunde liegt. Er ist von Silber, weil das Leben eine edle Gabe, weil süß ist das Licht und den Augen lieblich die Sonne zu schauen. Der Oelbehälter, aus welchem das Oel in die Lampen des Leuchters hinabfließt, ist das Leben als der Quellpunkt der einzelnen Lebenserscheinungen. Dem Eimer am Born gleicht das individuelle Leben, insofern es aus dem allgemeinen schöpft, dem Rade endlich wegen seiner schnellen Bewegung. — „Und der Staub zurückkehrt zur Erde, wie er gewesen ist, und der Geist zurückkehrt zu Gott, welcher ihn gegeben

hat." — Im Vorigen die Zustände, welche dem Tode vorangehen, hier, was nach Leib und Seele nach dem Tode folgt. Der Geist kehrt zurück zu Gott, dem Herrn der Geister alles Fleisches, um von ihm zu empfangen danach der Mensch gehandelt hat, es sey gut oder böse. Wie schrecklich muß es seyn, zu dem Gott zurückzukehren, um den man sich bei Leibes Leben nicht gekümmert hat! „Die Meisten — sagt ein alter Ausleger — kommen wieder zu ihm als zu ihrem beleidigten Herrn, Etliche aber als zu ihrem gnädigen Erbarmer, Freund und Vater. Weil dann nun das Kommen zu Gott gewiß und unausbleiblich ist, so möchte dies wohl unsere allernöthigste Sorge seyn, daß wir augenblicklich bedacht wären, wie wir zu Gott recht kommen möchten."

Das Buch geht in die Worte aus: Lasset uns die Hauptsumme aller Lehre hören: Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehört allen Menschen zu. Denn Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, alles Verborgene, es sey gut oder böse. „O Jammer," spricht Anselmus, „wie viel Sünden werden alsdann wohl zum Vorscheine kommen, welche du jetzt nicht siehest. Sie werden dich plötzlich überfallen als aus einem Hinterhalt, sie werden sich dir vorstellen in großer Menge. Auch die Werke, welche du nicht böse achtetest, ja selbst gut zu seyn meinest, werden für gräuliche und schwere Sünden geachtet werden."

„Aber Gott sey gedanket, der uns den Sieg gibt in Christo." Es gilt in dem Blute des Lammes die Kleider zu waschen und hell zu machen, ehe denn kommt der Tag des Herrn, der große und der furchtbare. Wir haben hier den Ausgangspunkt für das zugleich schauerliche und tröstliche Lied vom jüngsten Tage: dies irae, dies illa, von dem Fr. v. Meyer sagt: „Ich wünschte, daß es in allen Kirchen am Aschermittwoch oder Charfreitag oder sonstigen Bußtag oder am zweiten Adventssonntag den Gleichgültigen und Heuchlern in die Ohren gerufen würde. Wem es nöthig ist, dem schenke Unruhe, den übrigen Ruhe, frommer Herr Jesu! Amen.*)

---

*) Auswahl altchristl. Lieder vom 2ten bis 15ten Jahrhundert. Im Urtext und deutschen Uebers., von F. Bäßler. Berlin, 1858. S. 120, eine Sammlung, die wir bei dieser Gelegenheit unseren Lesern bestens empfehlen.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 20. März. № 23.

Vom Eide.

Dritter Artikel. Restauration des Eides.

Das Bewußtseyn von der göttlichen Institution des Eides ist es, in welchem die Heilighaltung desselben wurzelt. Je mehr das Erstere erblaßte und durch die Irrlehren, die von Katheder und Kanzel erschollen, in den Hintergrund gedrängt wurde, desto mehr schwand auch im Leben die Scheu vor dem Eide. Der Verfall der Sitten, die Zunahme der Verbrechen wider den Eid — wie sie in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts begonnen hatten — dauerten im gegenwärtigen fort. Der Verfasser gibt mit Beziehung hierauf eine statistische Uebersicht über die in den letzten Jahren in Hessen vorgekommenen derartigen Verbrechen. Hier sey nur hervorgehoben, daß im Preußischen Staat Seitens der Staatsanwaltschaft jährlich c. 500 Anklagen wegen Meineides erhoben und daß vielleicht noch einmal so viel Denunciationen, die sich wegen mangelnder Beweise ꝛc. nicht zur Anklage eignen, angebracht werden. Zwar mag eine nicht unerhebliche Anzahl jener Anklagen mit Freisprechung enden, allein andererseits ist wiederum zu erwägen, daß eine große Anzahl von Meineiden geschworen wird, die niemals zur Denunciation oder Anklage gelangen, weil es an Beweismitteln, dieselben zu konstatiren, gebricht. Dieser Gesichtspunkt ist grade bei dem Verbrechen des Meineides von besonderer Erheblichkeit, weil der Eid in der Regel nur da, wo es an andern Beweismitteln fehlt, einzutreten pflegt und mithin der Meineid in den allermeisten Fällen sehr schwer nachzuweisen ist. Wenn man dies erwägt, so wird man wohl kaum fehlgreifen, wenn man die Zahl der Meineide, die jährlich geleistet werden, auf einige Tausend annimmt. Welch' ungeheure Sündenlast wird da Jahr für Jahr auf unser Vaterland gehäuft! Und welche bodenlose Verworfenheit wird hierbei enthüllt. So ist es schon mehrfach gerichtlich festgestellt worden, daß sich förmliche Banden von Meineidigen, die aus dem Schwören falscher Eide ein Gewerbe machten, gebildet hatten. Das gewöhnliche Manöver derselben war dann dies, daß Einer von den Cumpanen einen ganz fremden Mann, dem er nie einen Pfennig gegeben, auf Rückzahlung einer ihm vorgeblich dargeliehenen Summe verklagte. Zum Beweise des Darleihens berief er sich dann auf das Zeugniß zweier seiner Genossen. Diese bekräftigten auch ohne weiteres seine Behauptung mit einem Zeugeneide und der Verklagte wurde, wie natürlich, zur Zahlung verurtheilt.

Das dringende Bedürfniß der Restauration des Eides ist hiernach für unser Vaterland hinreichend dargethan und dieses Bedürfniß ist auch sowohl von kirchlichen als weltlichen Behörden wiederholentlich anerkannt worden. Wenden wir uns zu den Mitteln, durch welche eine solche Restauration angebahnt werden kann, so erhellt zuvörderst, daß alles das, was zur Stärkung des Glaubenslebens, zur Förderung christlicher Zucht und Sitte im Allgemeinen dient, gleichzeitig auch für die Herstellung der Heiligkeit des Eides im Volksbewußtseyn förderlich seyn muß. Von diesen allgemeinen Mitteln sehen wir hier ab und wenden uns lediglich zur Betrachtung der besonderen, auf die Restauration des Eides speziell hinzielenden.

In erster Reihe steht hier

1. die Unterweisung über die Bedeutung des Eides in Kirche, Schule und Familie. Nach einem amtlichen Berichte versicherte ein einsichtsvoller Untersuchungsrichter, daß er bei dem gemeinen Mann häufig einen kaum glaublichen Grad von Unkenntniß über das Wesen des Eides begegne und als Grund dieser betrübenden Thatsache wird eines Theils die Einwirkung der Lehrer der sogenannten freien Gemeinden, anderentheils und hauptsächlich der mangelhafte Schul- und Religionsunterricht, namentlich in früherer Zeit, bezeichnet. Es wird wenige Preußische Richter geben, die nicht ähnliche Erfahrungen gemacht hätten. Daher ist es vor allen Dingen nothwendig, daß in der Predigt, im Confirmanden- und Schulunterricht Erwachsene und Kinder über die Bedeutung des Eides belehrt werden. Dazu reicht es aber nicht hin, bei der Entwicklung des einfachen Gedankens stehen zu bleiben, daß der Eid eine feierliche Anrufung Gottes zum Zeugen der Wahrheit und Rächer der Unwahrheit sey, sondern es kommt darauf an, an der Hand der heiligen Schrift umständlich und speziell den Charakter des Eides, als einer positiven göttlichen Institution zu entwickeln, den Segen und die Strafe, welche der Herr an diese geknüpft, zur Darstellung zu bringen und so das Bewußtseyn von der Heiligkeit des Eides wieder lebendig zu machen. Die Schrift von Strippelmann dürfte hierbei die beste Anleitung geben.

Durch ein Ministerial-Rescript vom 12. März 1796 war in Preußen auf Allerhöchsten Spezialbefehl mit Rücksicht auf die überhand nehmende „Geringschätzung und Entheiligung des Eides selbst in den niederen Volksklassen" anbefohlen worden, „mit verdoppelter Sorgfalt darüber zu wachen, daß sowohl die Jugend in der Lehre vom Eide gründlich und sehr fleißig un-

terrichtet, als auch die Gemeinden von ihren Predigern bei jeder schicklichen Gelegenheit an die Heiligkeit und Wichtigkeit des Eidschwurs ꝛc. erinnert werden." Insbesondere wurde aber angeordnet, daß in sämmtlichen lutherischen Kirchen alljährlich am 23. Sonntage nach Trinit. nach Anleitung des Evangelischen Textes außer den Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit auch das Wesentlichste aus der Lehre vom Eide den Zuhörern vorgetragen werde.

Diese sogenannten Eidespredigten fruchteten indessen — wie sich nach ihrem muthmaßlichen Inhalt erwarten läßt — wenig oder gar nicht. Allmählig geriethen sie in Vergessenheit und wurden endlich zufolge der Anträge der Generalsynode von 1846 durch Königl. Cab.-Ordre vom 18. Decbr. 1846 auch formell abgeschafft. Man ging hierbei von der nicht unrichtigen Ansicht aus, daß dergleichen regelmäßige, auf einen bestimmten Sonntag verlegte Eidespredigten in ein todtes Werk verfallen müssen und daß es angemessener scheine, die Geistlichen zu veranlassen, nach Maaßgabe der concreten Verhältnisse ihren Gemeinden diesen Gegenstand von Zeit zu Zeit in ihren Predigten zu besprechen. Hiermit kann man wohl im Allgemeinen einverstanden seyn, doch bleibt es zu wünschen, daß die Kirchenbehörden der Provinzen eine genaue Controlle darüber führen, inwiefern dieser Vorschrift wirklich nachgelebt werde.

Gute Früchte dürfte man sich auch von der Abfassung eines Tractates versprechen, welcher nach Anleitung des in dem ersten Artikel angedeuteten Inhalts der Strippelmann'schen Schrift die Entstehung und Entwicklung des Eides im Anschluß an die heilige Schrift und die in derselben berichteten Thatsachen in kurzer und erbaulicher Weise darstellte. Hieraus würden nicht allein Gemeindeglieder Belehrung und Stärkung zu schöpfen vermögen, sondern gleichzeitig auch die Lehrer eine Anleitung für die Ertheilung des Unterrichts empfangen.

Ebenso wichtig als die Unterweisung über die Bedeutung des Eides seitens der Geistlichen und Lehrer ist die sorgfältigere Behandlung des Eides vor Gericht. In dieser Beziehung sind schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts immer von Neuem Klagen erhoben worden und wiewohl es nicht an Anordnungen und Versuchen gefehlt hat, den hervorgetretenen Uebelständen abzuhelfen, so ist doch bisher wenig Frucht geschafft worden. Es kommt hier zunächst 2. die würdigere Form der Ableistung der Eide in Betracht. Gar zu häufig kommt es noch vor, daß Eide im Geräusch der Gerichtsstuben in Gegenwart vieler Andrer, bei der Sache nicht interessirender Personen ohne die erforderliche Weihe, zumal von jüngeren Justizbeamten, abgenommen werden. Zwar bestimmten schon die Allgemeine Gerichts-Ordnung von 1793 (§. 372. I. 10.) und spätere Rescripte und Verordnungen, z. B. vom 7. März 1796, vom 26. Octbr. 1799 ꝛc., daß die Eide in besonderen Zimmern, von wirklichen Mitgliedern der Gerichtsbehörden, die „auch durch Ernst und Würde im Aeußren auf besondre Achtung gegründeten Anspruch machen können" und zwar „unter Beobachtung derjenigen Stille und Ehrfurcht, welche sich bei einer so wichtigen Religionshandlung geziemt," abgenommen werden sollten; aber, wie die Erfahrung lehrt, fanden diese Bestimmungen nur allzuwenig Beachtung. Unter dem 8. Januar 1840 wurde aus Veranlassung Allerhöchster Anordnung bestimmt, daß bei allen Gerichten die bereits im Jahre 1816 in Königsberg gemachte Einrichtung zu treffen, daß die Eide in besonderen angemessen dekorirten Zimmern vor einem schwarz behangenen Tisch, auf welchem ein Crucifix steht, abgenommen werden. In Folge dessen dürften wohl bei den meisten Gerichtsbehörden dergleichen Schwurzimmer eingerichtet seyn; allein es fehlt noch viel daran, daß wirklich alle Eide in denselben abgenommen werden. Die große Zahl der zu leistenden Zeugen- und anderen Eide, die Menge der Termine, die ein einzelner Richter, zumal bei großen Gerichtsbehörden, an einem Tage abzuhalten hat, auch wohl die Entfernung des oft in einem entlegeneren Theile der weitläuftigen Gebäude befindlichen Schwurzimmers — alle diese Umstände machen die Benutzung des Schwurzimmers oft so unbequem, daß sich so mancher Richter leider bestimmen läßt, die Eide im Gerichtszimmer abzunehmen. Sehr zu wünschen wäre es daher, daß die Beobachtung der bestehenden Vorschriften einer unablässigen strengen Controlle unterworfen würde. Wie wichtig dies für die Heilighaltung des Eides überhaupt ist, dies bedarf keiner Ausführung. Es liegen Beispiele genug vor, in denen die Würde des Ortes und die Frömmigkeit des Hergangs die Ableistung eines falschen oder leichtsinnigen Eides verhinderten. Die Predigt, daß der Eid eine gottesdienstliche Handlung sey, muß fruchtlos verhallen, so lange er im Leben als ein gewöhnliches weltliches Geschäft behandelt wird.

Dagegen erscheint es nicht erforderlich, die Eidesabnahme — wie früher schon von Klein (1780) und auch neuerdings wiederholentlich in Anregung gebracht worden ist — in die Kirche zu verlegen. Die Einführung dieser Sitte, für welche sich mancherlei und so namentlich der ältere Gebrauch bis in das 16te Jahrhundert anführen ließe, würde für jetzt schon wegen der großen Zahl der Eidesleistungen unausführbar werden.

3. Besondere Aufmerksamkeit erheischt ferner die gerichtliche Verwarnung des Schwurpflichtigen vor der Leistung eines Meineides. Schon die Allgemeine Gerichts-Ordnung (cf. §. 204. 368 ff. I. 10.) und die Verordnung vom 26. Octbr. 1799 bestimmten, daß jeder Schwurpflichtige vor der Eidesleistung von dem Richter an die Wichtigkeit des Eides erinnert und über die Bedeutung desselben belehrt werden solle. Zu diesem Behufe bietet die Gerichts-Ordnung (cf. den Schluß des Tit. 10. Thl. I.) zwei Formulare, die „Vorhaltung bei Zeugeneiden" und die „Vorhaltung bei gerichtlichen Eiden." Beide Formulare können zwar nicht schlechthin als irreligiöse bezeichnet werden, indessen tragen sie doch bei einer ziemlich seichten Fassung in hohem Grade den abstract-moralischen Charakter ihrer Zeit an sich. Eine kurze, körnige und erbauliche Zusammenfassung des positiven Inhalts des Eides, als einer kirchlichen Institution, vermißt man durchaus. Oder was will man zu solchen Sätzen sagen, wie dieser: „Nur die innere Ueberzeugung von der Wahrheit

desjenigen, was beschworen werden soll, kann ein rechtschaffenes Gemüth zu dem Entschlusse bewegen, einen gerichtlichen Eid zu leisten. Vorsätzliche Lügen sind schändlich und Lügen vor Gericht sind unverzeihlich. Wer wissentlich etwas Unrichtiges eidlich erhärtet, ist ein ruchloser Bösewicht" u. s. w.

Das Bedürfniß neuer kirchlicher Formulare ist denn auch schon auf der General-Synode von 1846 anerkannt worden, indessen ist auf die desfallsigen Anträge etwas Weiteres nicht erfolgt.

Freilich läßt sich gegen dergleichen Formulare überhaupt erinnern, daß sie, zumal in einem geschäftsmäßigen Tone abgelesen, eine mündliche erbauliche Ermahnung aus dem Munde eines würdigen, christlichen Richters niemals ersetzen werden. Das ist ganz richtig; doch einem solchen wird es nicht benommen, der vorgeschriebenen Admonition die eignen Ermahnungen hinzuzufügen. Es kommt darauf an, daß auch alsdann, wenn ein weniger geförderter Richter den Eid abnimmt oder wenn der Richter im Drange der Amtsgeschäfte nicht jene ernste Stimmung und Ruhe der Seele gewinnen kann, welche eine solche Admonition voraussetzt, daß auch unter solchen Umständen, die zwar beklagenswerth, aber deshalb nicht weniger wirklich sind, dem Schwurpflichtigen ein ernstes, gewichtiges, inhaltsvolles Wort zugerufen werde. Und wer möchte behaupten, daß es leer zurückekomme! Wir können uns daher nicht mit der gänzlichen Abschaffung aller Formulare noch mit dem Inhalte der Circular-Verfügung vom 7. März 1848, nach welcher die Vorhaltung jetzt möglichst in einer freien Ansprache bewirkt werden soll, befreunden.

4. Das bei weitem wichtigste Mittel, die Heilighaltung des Eides zu fördern, das Mittel, welches in unserm Preußischen Vaterlande bisher am wenigsten zur Geltung gekommen ist, liegt unzweifelhaft in der Betheiligung der Kirche, der Geistlichen bei der Eidesadministration. Der Eid ist wie die Ehe eine kirchliche Institution, er ist ein gottesdienstlicher Act. Die Betheiligung der Kirche bei der Administration desselben liegt daher in der Natur der Sache.

Unser Preußisches Recht hat die Zuziehung der Geistlichen nicht angeordnet, indessen stellt doch schon der §. 369. I. 10. der Allgemeinen Gerichts-Ordnung „dem Befunde des Richters anheim, nach Bewandniß der Umstände, der Wichtigkeit der Sache oder der persönlichen Beschaffenheit" des Schwurpflichtigen einen Geistlichen zuzuziehen. Von dieser Befugniß ist aber in der Praxis, mit vereinzelten Ausnahmen, so gut wie gar kein Gebrauch gemacht worden. Dies ließ sich aber auch von vornherein erwarten.

Anders ist die Sache in Hessen. Hier bestimmte bereits die Untergerichts-Ordnung vom 9. April 1732, daß „keiner von Bürgern, Bauern und dergleichen gemeinen Personen in propria causa einen Eid, es sey das juramentum judiciale de vel relatum, suppletorium, purgatorium oder wie dergleichen sonsten Namen haben mögen, vor Gericht ablegen, wo er nicht vorher von seinem Prediger und Seelsorger, was solcher Eid auf sich habe, wohl unterrichtet und de vitando perjurio treulich gewarnet, auch, wie dieses geschehen, ein Attestat vom Prediger ad protocollum produciret seyn würde."

Nach dieser Verordnung besteht bis heutigen Tages in Hessen die Ordnung, daß Personen, welche in eigner Sache Eide, d. i. sogenannte gerichtliche Eide — mithin mit Ausschluß der Zeugeneide — zu schwören haben, sich einige Wochen vorher zu ihrem Parochus zu begeben haben, welcher sie über die Bedeutung des Eides zu belehren und sie mit Rücksicht auf die konkreten Verhältnisse (zu welchem Behuf ihm die Eidesformel und event. die Acten mitgetheilt werden) vor dem Meineide zu verwarnen hat. Ueber diese „Eidesbelehrung" hat der Parochus den betreffenden Personen dann ein Attest auszustellen, welches sie dem Gericht zu produciren haben.

Derartige Eidesbelehrungen werden in Hessen oftmals zu einem mehrtägigen, ja zu einem mehrwöchentlichen Unterricht.

Es ist klar, daß dies der allein geeignete Weg ist, wenn durch die Admonition vor dem Meineide Frucht geschafft werden soll. Tritt die Admonition erst bei der Eidesabnahme ein, so wird sie viel seltner ihren Zweck erreichen, weil der Schwurpflichtige dann gewöhnlich schon seine Gewissensbedenken überwunden resp. den Entschluß zur Eidesleistung gefaßt hat und zweitens, weil der Natur der Sache nach, eine erst in diesem Stadium eintretende Admonition weniger eingehend und mithin — gegenüber der bereits eingetretenen größeren Verhärtung — weniger wirksam seyn kann.

Im Jahre 1848 hatte man in Hessen diese bisherige Ordnung aufgehoben und statt dessen bestimmt: „Die Eidesbelehrung erfolgt durch den betreffenden Beamten, welcher nach Ermessen befugt ist, die Assistenz des Geistlichen oder die Beibringung einer Bescheinigung über die von diesem zuvor ertheilte Eidesbelehrung zu veranlassen." Das hatte aber die Folge, daß die Richter aufhörten, von jener arbiträren Befugniß Gebrauch zu machen, worauf dann unter dem 30. Juli 1852 ein Justiz-Ministerialbeschluß an sämmtliche Gerichte des Landes erging, in welchem es unter Anderm heißt:

„Die hohe Wichtigkeit des Eides, der leider häufig bei Schwörenden wahrzunehmende Mangel an richtiger Erkenntniß des Wesens und der Bedeutung eines Eidschwurs und die dadurch bedingte Leichtfertigkeit in Ableistung von Eiden, überdies auch eine nicht selten hervortretende Formlosigkeit, unter welcher der Act der Eidesleistung zum Vollzug kommt, lassen es als eine dringende Nothwendigkeit erscheinen, auf die Gewissen der Schwörenden in eindringlicherer Weise einzuwirken, als dies überhaupt durch richterliche Belehrung der Natur der Sache nach möglich ist. Eine solche Einwirkung kann nur von dem geistlichen Amt mit Erfolg geübt werden und eine Betheiligung des geistlichen Amtes bei der an sich religiösen Handlung des Eidschwurs muß deshalb ebensowohl im Interesse des Rechts als im noch höheren Interesse der Gewissen häufiger eintreten,

als dies seither unter dem Einfluß der obgedachten Gesetzgebung (von 1848) der Fall gewesen ist. Deshalb liegt dringende Veranlassung vor, an sämmtliche Gerichte die ernste Mahnung zu richten, bei solchen Eidesleistungen, wo ihrer rechtlichen Natur nach, zufolge der früheren Gesetzgebung eine Eidesbelehrung durch den Seelsorger dem Acte der Eidesabnahme vorauszugehn hatte, auch in Zukunft nach ihrem Ermessen entweder Assistenz des Geistlichen oder Eidesbelehrung durch denselben eintreten zu lassen und die ꝛc. richterliche Eidesbelehrung nicht als ein Mittel zu betrachten, durch welches der Einfluß des geistlichen Amts auf die Gewissen der Schwörenden in hinreichendem Grade ersetzt oder gar überflüssig gemacht werden könnte."

Seitdem besteht die frühere Einrichtung nach wie vor in Hessen fort und zwar, wie die Darstellung des Verfassers und die mitgetheilten Beispiele ergeben, mit dem gesegnetsten Erfolge.

Nun, was in Hessen möglich ist, dies, sollte man denken, muß auch in Preußen ausführbar seyn. Man lege nur Hand an und gehe zunächst damit vor, die Eidesbelehrung bei der Abnahme gerichtlicher Eide als Regel vorzuschreiben, während man im Betreff der Zeugeneide die Anordnung derselben vorerst dem Befunde des Richters überlassen möge.

Rathsam dürfte es jedoch seyn, zuvor von dem in Hessen geltenden Verfahren durch nähere Anschauung noch genauere Kenntniß zu nehmen, als es nach den kurzen Mittheilungen des Verfassers möglich ist.

Hieran knüpft sich

5. die Frage nach der Eidesfähigkeit. Nach unserm Preußischen Rechte sind junge Leute, sobald sie das 14te Lebensjahr vollendet haben, eidesfähig, selbst dann, wenn sie noch nicht konfirmirt sind. In dieser Beziehung erscheint eine Aenderung wünschenswerth, jedenfalls aber müßte als Regel festgehalten werden, daß überhaupt junge Leute (vielleicht bis zum achtzehn-Jahre) zu keiner Eidesleistung zugelassen werden, ohne eine vorherige Eidesbelehrung durch ihren Parochus. Dasselbe müßte, falls nicht die Eidesbelehrung ganz allgemein (wie oben bemerkt) eingeführt wird, doch hinsichtlich aller solcher Personen beobachtet werden, deren Kenntniß von der Bedeutung des Eides oder deren Wahrheitsliebe zweifelhaft erscheint.

Von Wichtigkeit ist es auch, daß nicht Verbrecher und andre ehrlose Personen (z. B. solche, die aus der Unzucht ein Gewerbe machen) zur Eidesleistung zugelassen werden. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Gesetzgebung (cf. §. 12. und 25. des Strafgesetzbuches von 1851.) sind nur Personen, welche mit Zuchthausstrafe belegt worden, dauernd eidesunfähig (und auch diese nur mit einer Beschränkung), während Personen, die wegen ehrloser Handlungen, z. B. wegen ganz bedeutender Diebstähle, mit mehrmonatlicher oder mehrjähriger Gefängnißstrafe belegt worden, schon nach einem oder einigen Jahren den vollen Genuß aller bürgerlichen Ehrenrechte und so auch die Eidesfähigkeit wieder erlangen. Dies steht mit der Natur der Sache und mit allen volksthümlichen Anschauungen von Ehre und Unbescholtenheit so sehr im Widerspruch, daß dieses aus dem Französischen

Rechte herübergenommene Institut der zeitigen Suspension der bürgerlichen Ehrenrechte wenigstens in Beziehung auf die Eidesfähigkeit einer Abänderung bedarf. Wenn Personen, die jedem Rechtschaffenen als ehrlos gelten, ohne Weiteres zur Ableistung von Zeugen- ꝛc. Eiden zugelassen werden (daß der Richter ihnen dennoch keinen oder wenig Glauben schenkt, mildert die Sache keineswegs), so muß dadurch die Heilighaltung des Eides im höchsten Maße gefährdet werden — ganz abgesehen davon, daß die Anfangsworte der oben erwähnten Vorhaltung bei Zeugeneiden:

„Zum Zeugniß vor Gericht aufgefordert zu werden ist ehrenvoll, weil man nur diejenigen dazu verstattet, welche sich bis dahin einen unbescholtnen Ruf erhalten haben" ꝛc.

ihre Wahrheit vollständig verlieren.

Endlich ist hier noch solcher Personen zu gedenken, welche sich in den Formen der M. O. vom 30. März 1847 von einer der im Staate anerkannten Kirchen getrennt haben, sey es nun, daß sie gar keiner Religionsgesellschaft, oder einer sogenannten freien oder deutschkatholischen Gemeinde beigetreten sind. Solche Personen dürfen schon nach der gegenwärtigen Gesetzgebung, wenngleich dies, unsres Wissens, von den Gerichten bisher nicht angenommen worden, für eidesunfähig zu erachten sein (cf. jedoch das Patent vom 30. März 1847. Zusammenst. §. 2.). Denn die Gerichts-Ordnung und die späteren Verordnungen schreiben genau die Eidesformeln vor, welche hinsichtlich jeder der verschiedenen Religionsparteien zu gebrauchen sind. Diese Formulare dürfen nicht willkürlich bei andern sich bildenden Sekten in Anwendung gebracht, noch weniger zu ihrem Gebrauch abgeändert werden (cf. Anh. §. 94. zur A. G.-O.). Für jene Personen aber fehlt es an einer gesetzlichen Eidesformel, folglich müssen sie bis zu dem Erlaß einer solchen für eidesunfähig erachtet werden. Durch das Patent vom 5. December 1848 war eine derartige Eidesformel in Aussicht gestellt, indessen ist sie (abgesehen von der bei der Beeidigung der Verfassung und bei der Vereidigung der Geschwornen eingeführten Formel: „Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe") bisher nicht ergangen. Es ist dies auch durchaus zu widerrathen, denn der religiöse Eid — und nur dieser ist in Wahrheit Eid — wurzelt im Boden der Kirche und kann mithin da nicht mehr anerkannt werden, wo dieser Boden verlassen wird. In Hessen sind diese Grundsätze neuerdings durch einen Justiz-Ministerialbeschluß vom 2. October 1852 anerkannt worden. Zur Motivirung wird in demselben gesagt, daß der Eid, soll er eine Gewähr für die Wahrheit des Beschwornen geben, seinem Wesen nach, den Glauben an einen allmächtigen, den Meineid strafenden, persönlichen Gott voraussetze, — daß bei den vom Staat anerkannten Religionsparteien in dieser Beziehung der nothwendige objective Anhalt für die vorhandne Eidesfähigkeit in der erfolgten Anerkennung gegeben sey, daß dagegen ein solcher Anhalt im Betreff jener Personen durchaus fehle, zumal es nicht Sache des Richters seyn könne, im einzelnen Fall zu beurtheilen, ob das reli-

giöse Bekenntniß solcher Personen und Sekten die zuvor angegebenen Voraussetzungen der Eidesfähigkeit enthalte.

Bemerkt sei hierbei noch, daß Wislicenus und seine Anhänger den Eid als die größte „Unsittlichkeit" verwerfen, daß sie das Recht des Staates, solchen zu fordern bestreiten, und die Ausübung des letzteren als ein Comödienspiel bezeichnen.

6. Von großer Wichtigkeit ist weiter die Behandlung der Meineidigen. In dieser Beziehung ist zunächst zu bemerken, daß uns die gewöhnliche Strafe des vorsätzlichen Meineides — zwei bis zehnjährige Zuchthausstrafe § 125. Thl. 6, d. i. dieselbe Strafe, die auf den schweren Diebstahl gesetzt ist — der Schwere und Gefährlichkeit des Verbrechens des Meineides nicht zu entsprechen scheint, zumal unsre Gerichte nicht so leicht geneigt sind, den niedrigsten Grad der gesetzlichen Strafen erheblich zu überschreiten. Wenn der vorsätzliche Meineid im niedrigsten Grade mit zehnjähriger Zuchthausstrafe, der wiederholte, namentlich gewerbsmäßig betriebene, mit 20jähriger bis lebenswieriger Zuchthausstrafe bedroht wäre, so könnten diese Strafen keineswegs für rigorose erachtet werden; unter extraordinairen Umständen aber würde die Königliche Gnade mildernd eintreten können. Ueberdies erscheint es uns keine Verbesserung des Allgemeinen Landrechts, daß die Prangerstrafe abgeschafft ist. So schwere und so besondere Verbrechen, wie der Meineid, erheischen besondere Strafen. Jene Strafe aber war sehr dazu geeignet, den besonders fluchwürdigen Charakter des Meineides dem Bewußtseyn des Volkes gegenwärtig zu erhalten.

Demnächst nimmt auch die pastorale Seelsorge für die wegen Meineides Bestraften unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wie oft mag es vorkommen, daß Meineidige, nach Verbüßung der zweijährigen Zuchthausstrafe, in ihre Gemeinden zurückkehren und ohne Beichte und Buße zum Tische des Herrn treten. In kleineren Gemeinden wird dies nicht so leicht vorkommen, in großen aber, in denen der Geistliche die Parochianen nicht alle persönlich kennt, z. B. in großen Städten gewiß. Hier wäre nur zu wünschen, daß die Staatsanwälte seitens des Herrn Justiz-Ministers veranlaßt würden, von den wegen Meineides ergangenen Strafurtheilen den competenten Geistlichen des Verurtheilten Mittheilung zu machen, damit diese dadurch Gelegenheit bekämen, den Bestraften nach ihrer Entlassung nachzugehn und ihnen ihre besondre Seelsorge angedeihen zu lassen. Erst dann, wenn der Bestrafte aufrichtig Buße gethan, würde er wieder zum Tische des Herrn zuzulassen seyn, wogegen der in seiner Unbußfertigkeit Verharrende öffentlich aus der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen seyn würde.

Soll indessen von allen diesen Maaßnahmen ein Erfolg zu erwarten seyn, so muß vor Allem darauf Bedacht genommen werden, die Zahl der Eidesleistungen zu beschränken; denn nach Lehre der Schrift soll man des Eides nur in Nothfällen gebrauchen, und es liegt in der Natur der Sache, daß durch die zu häufige Anwendung desselben, selbst in den unbedeutendsten Streitigkeiten, die Heiligkeit desselben im Bewußtseyn des Volks im höchsten Grade gefährdet wird. Dies erkennt schon die Allgemeine Gerichts-Ordnung (cf. §. 254. I. 10.) an. Wie oft kommt es aber vor, daß in den geringfügigsten Rechtsstreiten, insbesondere in Injurien-Prozessen, wenn es sich um gewöhnliche Schimpfreden, zumal unter Personen niedrigen Standes handelt, in geringen Polizeisachen ꝛc. eine große Zahl von Personen eidlich vernommen hat. Dem muß abgeholfen werden; aber das Wie ist schwer zu sagen. Schon öfter ist der Vorschlag gemacht worden, sich in Bagatell- und Injuriensachen statt des Eides mit einer eidesstattlichen Versicherung zu begnügen. Der hiergegen gemachte Einwand, daß der Werth des Streitgegenstandes nicht entscheidend seyn könne, weil derselbe sehr relativ sey, indem für den Aermeren eine geringe Summe erheblicher sey, als für den Reichen eine bei weitem größere, — dieser Einwand ist ein hinfälliger und steht mit dem allgemein anerkannten Rechtsprincip im Widerspruch, nach welchem der Werth des Streitobjects über die Formen des Prozesses, über die Zulässigkeit der Appellation und Revision ꝛc. entscheidet. Jener Vorschlag dürfte wohl jetzt, nachdem die Abgabe einer wissentlich falschen eidesstattlichen Versicherung durch §. 129. des Strafgesetzbuchs unter Strafe gestellt ist, einer näheren Erwägung werth seyn. Vielleicht dürfte es sich empfehlen, es in solchen Prozeßsachen dem Befunde des Richters zu überlassen, nach Bewandniß der Umstände von den Zeugen statt eines Eides eine eidesstattliche Versicherung zu verlangen. Eine größere und fruchtreichere Ausdehnung würde dieser Einrichtung bei einer andern Gerichtsverfassung (wir wollen hiermit auf die Einsetzung von Friedensrichtern hingedeutet haben) gegeben werden können. Dies sey hiermit zu weiterm Nachdenken empfohlen.

Der Herr seiner Kirche aber gebe, daß auch auf diesem Gebiete, wie auf dem der Ehe, bald ein neuer Geist sich zu regen beginne. R. R.

Baulücken und Bausteine.

Daß in der Evangelischen Kirche unsers preußischen Vaterlandes ein Neues sich regt, merkt wohl auch derjenige, der ganz entfernt von den großen Heerstraßen des Lebens in seinem entlegenen Dorf in stillster Zurückgezogenheit sitzt und kaum dann und wann die nächste Gränze seines engern heimathlichen Kreises überschreitet. Von allen Seiten her vernimmt er ja den Schall der Arbeit an den Mauern Jerusalems und von Vielen, die da helfen, gilt auch das Wort: „Und sie bauten und ihre Hände wurden gestärkt zum Guten." (Nehem. 2, 18.) Aber manche

Arbeit siehet auch nur in der Ferne leidlich aus: und manche bedenklichen Risse und Lücken in der Mauer nimmt zuweilen ein solcher am besten wahr, den sein wenig erhabener Standort zwar keine großen und weiten Blicke über das Ganze thun, aber das Naheliegende um so genauer betrachten läßt.

Es ist freilich wahr, daß auf den Kanzeln die rechte Lehre mehr als sonst geprediget wird, und in den Gemeinden an vielen Orten der Glaube neu sich regt. Namentlich erstehen als Zeugniß davon hin und her Missionsvereine und Missionsfeste gleichsam aus der Erde, und dergleichen Weisheit, wie sie vor zwanzig und etlichen Jahren die Darmst. A. K. Z. vortrug, daß es nämlich eine Schande für unsere Zeiten sey, Männer zu den Heiden auszusenden, die durch ihr vermeintliches Christenthum liebenswürdige Völker zu Grunde richten, ist der gebührenden Verachtung anheimgefallen. Aber wie es denn so geht, bei dem neuen Licht bemerkt man erst recht, eine wie große Masse noch unberührt vom Geist in Trägheit und Verkommenheit dasitzt oder in einem weltförmigen Wesen sich umtreibt. Und Vieles von dem, was unter dem Namen des Lebens sich vorführt, macht doch den Eindruck einer Frucht, die vor dem Sommer reif geworden ist; statt des Glaubens viel sogenannte Gläubigkeit, eine Abart davon, der das evangelische Salz fehlt und die deshalb nicht süß, sondern süßlich und fade ist. Dazu drängt der Fluch der Mode, der bloßen Nachahmung sich auch in das Heiligthum ein, gefördert durch eine practische Anwendung der Lehre von der Accommodation, der Anbequemung an die Umstände. Auch viel Absicht im frommen Thun und zu wenig Einfalt des Herzens; zu viel Rumoren und zu wenig Harren und Stillesein trifft man an, so z. E. in der Missionssache, die nicht selten zu dem Zweck getrieben wird, dadurch unserer eigenen Kirche aufzuhelfen, also lediglich um des Segens willen, den man etwa davon haben kann, statt im schlichten Gehorsam gegen den Befehl Gottes, und das wäre doch allein die rechte Weise, mit der Sache sich zu befassen. Deshalb kommt dabei so viel innere Lahmheit zum Vorschein bei äußerem großen Eifer.

Was nun aber von den bedeutenderen kirchlichen Bewegungen am stärksten und unmittelbarsten auch in die ländliche Stille und Einsamkeit hineingreift, das sind die General-Kirchenvisitationen.

Wer des Oefteren Gelegenheit gehabt, diese Visitationen in ihrem Verlauf oder in ihren nachfolgenden Wirkungen zu beobachten, muß eingestehen, daß sie die Erwartungen, mit denen man ihnen entgegensah, nach gewissen Seiten hin wirklich erfüllt haben. Es ist ja auch unmöglich, daß so viel dabei aufgewendete redliche Arbeit und Mühe, so viel heiliger Ernst um die Sache des Herrn, so viel Predigen und Beten, so viel Salbung und göttliches Feuer sollte umsonst gewesen sein. Das freilich ist kaum hieher zu rechnen, wenn irgend ein mit liberaler Weisheit genährter Bürger der Kreisstadt anerkennend gestand: „Wir haben manchen recht guten Redner gehört"; als handele es sich um einen Club oder andere profane Versammlung; oder wenn etwa ein vornehmer Gutsherr mit verbindlichem Lobe äußerte, daß diese wichtige Sache gewiß nicht ohne Segen für die Leute bleiben würde; als ob das Evangelium nur die Seelen der armen Tagelöhner etwas anginge. Aber es fuhr doch durch ganze Kirchenkreise wie ein Blitz; mancher Pastor wurde aus friedlichem, unbefangenem Daseyn aufgeschreckt; selbst dem Göttlichen sonst abgestorbene Seelen und verdorrte Herzen erfuhren auf einmal, daß die Kirche noch eine Macht sey im Lande; wo die Visitation erschien, drängte sie alle sonstigen Interessen des Tages zurück, es gab ein Strömen und Wandern der Leute von Predigt zu Predigt; nachdenkliche, ernste Mienen wurden gesehen bei manchen sichern Menschen; vielfach vernahm man die Rede: „Wenn wir doch immer so etwas hören könnten." Und das ist doch auch nicht gering anzuschlagen, daß Vieler Herzen dem obersten Kirchenregiment sich zuneigten, die vorher mit unklarem Argwohn Alles betrachteten, was von dort ausging. Man sah keine Inquisitionstribunale sich versammeln, es wurden keine Richterstühle gesetzt, Ankläger und Zeugen zu vernehmen, nirgends entdeckte man finstre Maaßregeln einer herrschsüchtigen Hierarchie; es ging Alles ehrlich und protestantisch zu. Allerdings unbestimmte, maaßlose Erwartungen Einzelner von allgemeinen, wunderbaren Erweckungen der Gemeinden konnten nicht befriedigt werden. Das war ja unmöglich, daß, was etwa jahrelange Untreue verwahrlost hatte, oder was jahrelange Treue nicht hatte schaffen können, durch Eine Predigt Eines Menschen sollte zurecht gebracht werden, wie ein warmer Regen das Gras plötzlich aus der Erde wachsen läßt. Wo solche Gedanken getäuscht wurden, wäre es höchst unbillig, die Visitation deshalb anzuklagen. So wohlfeil sind die Jerusalems-Pfingstfeste doch auch nicht. Es war genug Dankens werth, wenn einzelne, hier und da viele, Seelen angeregt, aufgeschlossen, gekräftigt wurden, je nachdem es ihnen Noth that.

(Fortsetzung folgt.)

Die Civil-Ehe und die Kirchenzucht.

In einer Stadt Ostpreußens ist Folgendes geschehen. Ein Handwerker hat sich vor einiger Zeit des schwer verpönten, des qualificirten Ehebruchs der Bigamie schuldig gemacht, wofür er mit zweijähriger Zuchthausstrafe beahndet worden ist. Während dessen wurde die Ehe mit der ersten legitimen Frau geschieden, aber — man weiß nicht warum — in dem Ehescheidungs-Proceß als Grund der Scheidung nicht jenes, obwohl notorische, Verbrechen, welches auch nach dem Landrecht das Verbot der scandalösen Wiederverheirathung mit der Nebenfrau zur Folge gehabt hätte, sondern nur die Zuchthausstrafe gerügt, welche dieses Verbot nicht zur Folge hat. Nachdem der Mann aus dem Zuchthaus entlassen, meldet er sich mit dem Scheidungs-Erkenntniß bei dem Geistlichen des Orts zur Proclamation und Trauung mit der Bigama, um derentwillen er im Zuchthaus gesessen. Der Prediger berichtet an das Consistorium, welches das unwürdige Ansinnen natürlich zurückweist. Hierauf erklären beide

nach fruchtlosen Abmahnungen des Geistlichen wegen der daraus entspringenden Folgen, ihren Austritt aus der Kirche vor Gericht. Dasselbe Gericht legitimirt darauf das Scandal einer zweiten Verbindung des geschiedenen Ehebrechers mit der Bigama als Civil-Ehe. Nachdem dieses geschehen, erkühnen sich die Civil-Verbundenen ihre Wiederaufnahme in die Kirche zu hoffen und zu erbitten. Hierauf ist mit Berücksichtigung der §§ 50—54. Tit. 11. Th. 2. des A. L. R. vom Consistorium als Bescheid ergangen: „Nachdem beide Betheiligte sowohl durch ihren eigenwilligen Austritt aus der Evangelischen Landeskirche und damit, indem sie zu keiner andern Kirche übergetreten sind, aus der christlichen Kirche überhaupt, wie auch durch ihre widerkirchliche und höchst anstößige Eheverbindung die äußerste Geringschätzung unserer Kirche und ihrer Religionsgebräuche, und ebendamit auch ihres Seelenheils öffentlich kundgethan und dadurch ein sehr großes öffentliches Aergerniß gegeben haben, so ist nunmehr ihnen kraft dieser Verfügung in Gegenwart des Gemeinde-Kirchenraths als Vertreters der Gemeinde zu eröffnen, daß sie, den ihnen früher gemachten Vorhaltungen gemäß in Folge ihrer Austritts-Erklärung, so lange sie unbußfertig bleibend in ihrer gegenwärtigen höchst anstößigen Verbindung beharren, definitiv von der Religionsgemeinschaft der Evangelischen Landeskirche und deren Ehren und Rechten, Wohlthaten und Segnungen ausgeschlossen und von der Gemeinde dergestalt abgesondert sind, daß sie keinen Antheil an der Feier der heiligen Sacramente und kirchlichen Trauungen und anderer geistlicher Handlungen und keinen Anspruch auf irgend eine Gnaden- und Segenspendung des geistlichen Amtes haben, und daher auch jetzt auf Vergebung ihrer Sünden und Versöhnung mit der Gemeinde oder Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft keine Hoffnung sich machen dürfen." Diese unsaubere Civilehe ist hienach von der Kirche auf das Entschiedenste reprobirt.

Das ganze Gebäude der europäischen Gesellschaft, so weit sie nicht türkisch ist, ruht auf der Monogamie, auf der christlichen Ehe und Familie. Die Bigamie und was darüber, ist daher ein Criminal-Verbrechen gegen die sittliche Ordnung der christlichen Völker, welches in Preußen mit mehrjährigem Zuchthaus, in anderen Ländern noch strenger, wie z. B. in Frankreich mit Ausstellung am Pranger bestraft wird. So weit ist es nun mit der Ehegesetzgebung unter uns gekommen, daß ein Mensch, der das Verbrechen der Bigamie begangen und darum im Zuchthaus gesessen, nicht aus jenem schweren Grunde, sondern mit Ignorirung seiner laxen Notorität aus laxem Grunde von seiner rechtmäßigen Ehefrau widerkirchlich abgeschieden wird, und dann, eben dem Zuchthaus entronnen, zuchtlos wieder die Bigama zu freien begehrt, und zurückgewiesen von der Kirche, alsbald (vielleicht von demselben Gericht, welches ihn früher der Bigamie wegen bestraft hat) zu einer Civil- oder hier vielmehr Skandal-Ehe zusammengefügt wird. Das Aergerniß wächst durch die Bitte um Wiederaufnahme in die Kirche, die, in solcher Weise provocirt, ihre Vermaledeiung jener widerchristlichen Verbindung aussprechen, und durch das Amt der Schlüssel, die Rückkehr in ihre Gemeinschaft den Betheiligten verschließen muß, um so doch ihrerseits das große Aergerniß zu bannen. Selbst das laxe Landrecht erkennt an, daß „die Kirchenzucht zur Abstellung öffentlichen Aergernisses abzielen muß" § 51. Tit. 11. Thl. 2. Was ist ein öffentliches Aergerniß, wenn nicht solche der christlichen Civilisation aufs Aeußerste wiederstreitende Civilehen, die nicht etwa, wie jenseits des Rheins, nachher durch das Amt der Kirche gesegnet werden, sondern die der heiligen christlichen Kirche den Rücken kehren, um nur zu Stande zu kommen und dann, ohne Weihe und Segen bleibend, nur als profane und fleischliche Verbindungen dastehen, die der Malediction der Christenheit anheimfallen. Auf die Frage: wofür soll man einen Menschen halten, der die Stirne hat, vor Gericht die Kirche Christi zu verleugnen und seinen Austritt aus der christlichen Gemeine zu erklären, ohne einem andern Bekenntnisse sich anzuschließen, gibt es keine andere Antwort als die, Matth. 18, 17: halte ihn als einen Heiden. Ja er ist noch schlimmer als ein Heide; denn die Heiden pflegen doch noch irgend einer Religionsgemeinschaft anzugehören. Diese Austreter aus der Kirche aber nach dem auch die Irreligion frei gebenden Religions-Patent von 1847, haben nach dem Bruche ihrer früheren geistlichen Gelübde gar keine Religion mehr, haben sich von jedem Bande derselben losgesagt, sind rand- und bandlose, keines Eides fähige Atheisten, welche, sollte ihre Zahl sich mehren, dem Staate viel gefährlicher sein werden, als der Kirche, die mit ihnen als Excommunicirten nichts mehr zu schaffen hat. Caveant Consules, ne quid detrimenti capiat respublica. Ihr Aemter der Kirche aber thuet eure Schuldigkeit. Principi et principiis mundi obstate!

S.

Nachrichten.

Aus der Altmark.

Der Artikel „aus der Altmark" in Nr. 13 u. 14 dieser Zeitung bedarf in mancher Beziehung der Ergänzung und Berichtigung. Die Parochie, aus der er vorzugsweise nur berichtet, hat auf andere Pastoren, die während der langjährigen Krankheit des Vorgängers des Ref. und während der Vacanz dort amtirt haben, einen traurigen Eindruck gemacht, und bot sehr verwilderte Zustände dar. Es ist das kein Wunder, da die letzten beiden Prediger, von denen der eine nicht einmal sittlich unbescholten war, nichts kannten, als armselige Menschenweisheit, und das Wort vom Kreuz verstummt war. Dazu war der Vorgänger Jahre lange durch Krankheit an das Haus gefesselt; die Gemeinde mußte sich an dem lesenden Küster genügen lassen, wenn nicht ab und zu benachbarte Geistliche aushalfen. Daher ist es natürlich, daß die Gemeinde mit Freuden einem neuen Pastor entgegenkommt, aber der liebe Bruder wird auch die Erfahrung machen, daß, wenn die Leute erst merken, daß das Wort Gottes gegen ihre langjährigen Sünden und Gewohnheiten und gegen die fleischliche Sicherheit des alten Menschen sich geltend machen will, und daß Christus und Belial sich nicht vertragen, ihm Gleichgültigkeit doppelt stark hervortritt, und daß gerade diese äußerliche todte Kirchlichkeit, dieser Gewohnheitsglaube,

für den er den Herrn so preist, und um dessen Erhaltung er bittet, das allergrößeste Hinderniß ist, um einzugehen in das Reich Gottes; denn es steckt nichts anderes dahinter, als die eingefleischteste selbstselige Werkgerechtigkeit, und je mehr er das Blut des Lammes Gottes preist, desto weniger wird er in seiner Gemeinde Leute finden, die arme Sünder sein wollen, um sich selig machen zu lassen durch eben dies Blut. Er wird das erfahren an den Krankenbetten. Es gibt hier viele viele Orte, wo die Leute erstaunt sind, wenn ein neuer Pfarrer Krankenbesuche macht; sie sind das eben lange nicht gewohnt gewesen, es erfreut sie, und sie bitten auch wohl um Wiederholung, aber, wenn vor dem Troste die Mahnung zur Buße kommt und das „du bist der Mann" sie trifft, dann ist es wieder ihre Selbstgerechtigkeit und ihr Gewohnheitsglaube, der meist alle Mahnung vergeblich abprallen läßt. Ebenso ist es mit der Mission. Ist dieselbe etwas Neues in einer Pfarre, so kommen sie zu den ersten Missionsstunden recht zahlreich, es gibt auch ganz hübsche Collecten, aber sobald sie auch da den Blutgeschmack bekommen, und anstatt ihres lieben Gottes, den Herrn Jesum merken, so schickt der Bauer vielleicht noch zuerst Knecht und Magd hin, denn manche schämen sich, ihren Kirchstuhl ganz leer zu lassen. Das hört aber gerade bei den Missions- und Bibelstunden zuerst auf, und schließlich kommen nur noch etliche, und das pflegen denn die Missionsfreunde, die Liebhaber des göttlichen Wortes zu werden oder zu sein.

Unsere Altmark bietet leider nicht das glänzende kaum getrübte Bild dar, welches in jenem Artikel von ihr entworfen wird, und wenn gleich es dem Schreiber dieses gänzlich fern liegt, eine auch nur einigermaßen erschöpfende und genügende Scizzirung geben zu wollen — er bescheidet sich gern dessen, da es ihm dazu an der nöthigen Kenntniß und Erfahrung weitaus mangelt, und er nicht bessern und fähigeren Männern vorgreifen möchte — so will ich doch versuchen, noch einiges anzuführen, welches die thatsächlichen Zustände dieses nordwestlichen Theiles der Altmark ein wenig erkennen läßt.

Es ist wahr, es herrscht in unsern Bauerngemeinden noch viel äußere Kirchlichkeit; die Kirchen sind besuchter, als in vielen anderen Theilen der Provinz; der Communicanten sind viel, es geht jeder mindestens jährlich 2 auch 3mal, je nach der Sitte des Ortes, zum heiligen Nachtmahl; es finden sich auch noch Erbauungsbücher, ältere wie neuere, in den Händen der Leute, und werden auch in manchen Häusern benutzt; dazu haben wir ein treffliches altes Gesangbuch. Es ist wahr, der Pastor steht noch in einem zum Theil guten Ansehn; unser lutherisches Volk hat sich ein gewisses Bewußtseyn vom geistlichen Amte bewahrt. Manche guten Sitten finden sich im kirchlichen und socialen Leben. Aber hinter der äußeren Kirchlichkeit steckt die eingewurzeltste Selbstgerechtigkeit, eine tiefe Unkenntniß des Göttlichen Wortes und seiner Heilslehre, wie sie entstehen muß, wenn lange Jahrzehnte hindurch die Predigt von der Gnade Gottes in Christo schweigt, wenn die Jugend lange Jahrzehnte hindurch unterwiesen wird von Lehrern, die von Parrisius selbst gebildet waren, oder doch nach dem Katechismus von Parrisius unterrichteten, wenn in Schule und Kirche beharrlich die Kernlieder des Gesangbuches verworfen und dafür die wässrigen moralischen Reimereien des Anhanges, der natürlich auch bei unserm Gesangbuche nicht fehlt, gelernt und gesungen werden. Nur an einzelnen Orten gibt es in kleineren Kreisen geistliches Leben, z. Th. im Zusammenhange mit der Brüdergemeinde, der hauptsächlichste Theil der

Bevölkerung ist gleichgültig gegen das Evangelium und läßt von Leben nichts gewahren, und vielfach zeichnet sich gerade die jüngere Generation der bäuerlichen Hofwirthe durch Unkirchlichkeit aus. — Auch mit der Unerschütterlichkeit der Sitte ist es längst vorbei, zum Theil in Folge von äußeren Umständen, wie der Separationen, des Aufkommens einer ganz neuen Klasse von Gemeindegliedern, der sogenannten Grundsitzer, auf Parcellen von dismembrirten Ackerhöfen, wie der größeren Wohlhabenheit und des steigenden Luxus, z. Th. in Folge der laxeren ungläubigeren Gesinnung. Die Sitte zerbröckelt immer mehr. Es mag sich noch mehr gehalten haben als anderwärts, weil wir nur wenige und blos kleine Städte haben; aber der Proceß der Zersetzung hat angefangen und ist in raschem Fortgange. Die Zeit ist da, wo auch der altmärkische Bauer sich zu gut und zu klug dünkt für die Sitten der Väter, und seitdem der schlaue Krämer und Consorten zum Bauer nicht mehr: „Gevatter und Du" sagt, sondern „Herr und Sie," hat der Pfarrer manchmal ein wenig Muth nöthig, um das „Herr" wegzulassen und vielleicht das „Ihr" beizubehalten.

Bergab geht es mit der Sitte, bergab geht es mit der äußeren Kirchlichkeit, die ja vielfach auch nur Sitte ist. Wenn nun schon der Kampf der Kirche gegen das vorhandene und zunehmende Verderben, das Conserviren des noch vorhandenen Guten und die Restauration der wohl zerbröckelten, aber noch im Gedächtniß der Gemeinden befindlichen kirchlichen und häuslichen Sitte unter allen Umständen schwierig ist, so stehen hier doch dem Sauerteige des Evangeliums noch besondere Hindernisse entgegen. — Das Wort Gottes ist hier immer noch ziemlich theuer, und an einer entschiedenen, nicht halbirenden Predigt desselben fehlt es leider an sehr vielen Orten, und wo die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, oder gar einen falschen Klang hat, wer will sich zum Streit rüsten. Auch mit den Schulen ist es meist nicht besonders bestellt. Unsre Dörfer sind nur klein, die Schulstellen sehr gering dotirt, die Lehrer müssen aus ihren Ländereien ein schmales Stückchen Brot mit eigener Arbeit herausquälen. Daher wollen auf Seminarien ausgebildete Lehrer nicht hierher, tüchtige bleiben nicht lange; die Privatanstalten, auf denen bisher junge Leute vorgebildet wurden, lassen vieles zu wünschen übrig; es gibt immer noch sogenannte Reiheschullehrer, meist kaum confirmirte Jünglinge, die sich erst auf ein Examen vorbereiten, aber schulmeistern, so gut oder so schlecht es gehen will. Es finden sich nicht viel Lehrer, die den Herrn Jesum lieb haben und ihm Kinder als Seine Lämmer weiden. — Dazu hat der Altmärker Bauer noch seine besonderen Charactereigenthümlichkeiten. Er theilt mit dem Bauernstande überhaupt das Mißtrauen gegen alles nicht Bäuerliche, den Dünkel, der sich so gern breit und groß macht, den Eigennutz und Geiz bei allem, was er nicht für sich ausgibt, dabei ist er aber verschlossen und zurückhaltend, kalt und schwer erregbar; der Sinn für Gemüthlichkeit fehlt ihm fast ganz. Besonders ist es aber eine Sünde, die leider weit und breit herrscht, das sind die Fleischessünden. Es ist oft kaum glaublich, wie allgemein und schaamlos und unbefangen dergleichen Dinge getrieben werden und wie die bäuerliche Sitte selber zum Theil unzüchtiges Wesen sanctionirt hat. In diesem Stücke lassen sich die hiesigen Zustände fast mit denen der großen Städte vergleichen, und nur gegen Ehebruch im strikten Sinne erhebt sich die öffentliche Stimme; das allein gilt fast nur in dieser Beziehung als Sünde. Wie hemmend, wie erstickend aber gerade diese Sünde für alles geistliche Leben ist, darüber ist ja kein Streit.

Das sind so etliche Sünden, die offen zu Tage liegen; der Herr ist aber mächtig auch für solche Schäden. Er gebe nur recht viele treue und demüthige Knechte, die in der Kraft und Beweisung Seines Geistes Sein Wort lauter und rein predigen; er stärke unsre lässigen Hände und richte auf unsre strauchelnden Kniee; Er helfe in Gnaden, daß Seine Kirche in Wahrheit wieder eine Macht werde, um auch hier das Volk und seine Sitten und sein Leben mit dem Worte Gottes zu durchdringen und zu durchsalzen.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 24. März. № 24.

Baulücken und Bausteine.

(Fortsetzung.)

Indeß genau betrachtet sind all' diese rühmenswerthen Erfolge nur Wirkungen kräftiger, machtvoller Reisepredigt. Nun aber kündigt sich doch die Visitation nicht bloß als Reisepredigt an, sondern als Visitation; und die da kommen, erscheinen nicht einfach als Prediger des Evangeliums, sondern treten auf in nomine regis, als Vertreter des Kirchenregiments, und dadurch wird man nicht mit Unrecht veranlaßt, nach gewissen besondern Ergebnissen zu spähen. Diese finden sich denn auch. Hier und da sind schlechte Gesangbücher oder Katechismen außer Cours gesetzt, mancher schlummersüchtige Pastor gerieth in heilsames Erschrecken und erhielt Veranlassung, über sich schärfer nachzudenken, und was derartiges sonst wohl noch vorkam. Und das war Alles recht gut. Aber man fühlt doch auch dabei durch, wenn es dergleichen für eine General-Visitation zu thun gab, muß es mit den Special-Visitationen nicht immer zum Besten bestellt gewesen seyn, oder aber es muß den letzteren sonst ein Mangel ankleben, an dem die Personen unschuldiger sind. Ist es in dieser Beziehung nun anders geworden? Hat die Visitation sonst noch nachweisbaren Einfluß geübt auf gewisse kirchliche Gestaltungen, an denen Vieles zu bauen und zu bessern ist? Wie steht es jetzt mit dem Synodalleben der Geistlichen, ist es in eine weitere Phase seiner Entwicklung getreten? Ist das kirchliche Bewußtseyn der Gemeinden gefördert, in den Bekenntnißstand derselben Klarheit gebracht, für die Hebung der Kirchenzucht Wesentliches geschehen? Haben die Patrone, abgesehen von der civilrechtlichen Stellung, die sie als solche besitzen, noch irgendwie eine kirchliche Stellung gewonnen? Solche Fragen wirft das an mancherlei kirchlicher Noth tragende Herz wohl auf, wenn die durch die Visitation erregten Wogen festlicher Stimmung im Laufe der nachfolgenden Zeit sich allmälig gelegt haben und der ruhige Strom des früheren Lebens wieder eingetreten ist. Muß es sich alsdann gestehen, es sey in den gedachten Beziehungen beim Alten geblieben und es gehe nach wie zuvor: so klagt es vielleicht zunächst die ungemein kurze der Visitation gestellte Zeit an, als welche ein Durchgreifen nirgends gestatte; bei längerem Nachdenken aber siehet es wohl ein, daß in jenen Sachen nicht plötzlich durch bloße Verfügungen etwas gebessert werden könne, sondern daß der vorhandene Schaden allmälig durch einmüthiges Zusammenwirken Vieler müsse geheilt werden.

Die Ursache der meisten Störungen und Hemmungen des kirchlichen Lebens findet sich aber in den beiden Stücken:

1) Der Organismus in der Leitung der Kirche ist nach unten hin zu locker.
2) Das kirchliche Bewußtseyn in den Gemeinden ist außerordentlich kraftlos, weil zu wenig gediegene gläubige Kenntniß der Kirchenlehre vorhanden ist und die kirchliche Zucht schlaff daniederliegt.

Diesen Uebeln muß man zunächst nachgehen, und an eins nach dem andern die heilende Hand legen; so wird es wesentlich besser mit uns werden. —

Die Kirche hat es durchweg mit dem Persönlichen im Menschen zu thun und macht dasselbe bis in sein Innerstes zum Gegenstand ihrer Sorge. Darum ist in der Kirche eine irgendwie büreaukratische Leitung, die ja ihrer Natur nach nur mit stehenden Formen und Einrichtungen sich zu schaffen machen kann, völlig unstatthaft. Vielmehr kommt es ganz und gar auf persönliche Leitung an, und diese soll, von den einzelnen Pastoren aufwärts gerechnet, zunächst in dem Superintendenten lebendig hervortreten. Der Superintendent soll, als ein rechter Bischof der ihm untergebenen Pastoren, als treuer Seelsorger der Einzelnen sich beweisen, und als das Haupt der Synode nicht blos der Form nach dastehen, sondern in der That und Wahrheit also erfunden werden. Grade jene Seelsorge muß bei seinem Amt in den Vordergrund treten, wie bei jedem wahrhaft kirchlichen Amt; denn alle übrige Kirchengewalt ist nur ein Ausfluß und eine Begleiterin jenes göttlich beglaubigten Berufs: wer in der Kirche herrschen soll, muß zunächst denen, über die er herrschen soll, in der Seelsorge dienen. Dieser ersten Aufgabe des Superintendenten kommt auch das dringende Bedürfniß entgegen. Denn es thut zwar dem Pastor bei seinem zwar köstlichen, aber so schweren und verantwortungsvollen Amt im Allgemeinen schon die Seelsorge Noth, namentlich dem noch unerfahrenen und in seiner Herzensstellung noch nicht gegründeten; aber im Besonderen hat noch der Landpfarrer mit einer eigenthümlichen Versuchung zu kämpfen, die Viele schon gefällt hat, und deren Macht mit den Jahren eher zu- als abnimmt. Das ist seine einsame und der geistlichen Anregung von Außen so sehr entbehrende Stellung. An ihm erfüllt sich gar zu häufig das Wort: „Wehe

dem, der allein ist." (Pred. Sal. 4, 10.) Bei Vielen wirkt diese Einsamkeit geistig erschlaffend; sie widerstehen auf die Länge nicht der Monotonie ihrer Umgebung; ihre oftmals schon geringe Spannkraft zehrt sich auf; eine Art geistiger Erstarrung überschleicht sie allmälig und unerwartet, vor der Zeit alt geworden sterben sie bis zu einem gewissen Grade den höheren Interessen des Lebens, ja dem Verständniß derselben ab. Wie spärlich, wie mühsam, zum Theil wie kostspielig ist nicht der Umgang mit dem einen und dem andern Amtsbruder, und wie wenig lohnend ist doch auch die Gemeinschaft zweier oder dreier gleich herunter gestimmter Seelen. Schon der nichts weniger als prägnanten Gedanken- und Redeweise solcher Männer merkt man ihr matt dahinfließendes Daseyn an; sie sind breit und oberflächlich im Gespräch und im Predigen; wie selten ist es ihnen auch vergönnt, einen andern Geistlichen zu hören und sich dadurch für eine Zeit wieder aufzufrischen. So gerathen sie in ein schlaffes Sichgehenlassen, in ein steriles Begnügen an sich selber. Was hilft es, daß sie den größten Theil ihrer Zeit nicht unnützlich mit Acker- oder Gartenbau ausfüllen, und in diesen Künsten nicht ungeschickt werden! Dazu sind sie doch nicht Pfarrer geworden, und Gewinn für die Amtsführung werfen diese Beschäftigungen höchstens dann ab, wenn sie als Erholung nach starker geistiger Arbeit dienen. Fehlt aber die letztere, so ziehen sie den Menschen nur ins Profane herunter. Wenn dann auch bisweilen ein kurzer Anflug aus der Tiefe nach Oben genommen wird; die Flügel versagen in der ungewohnten Anstrengung bald den Dienst. Gesellen zu dem Allen sich noch Sorgen der Armuth, die gern wie ein giftiger Mehlthau auf den Geist sich lagern, so geht erst recht in Erfüllung das Wort: „Wem das Herz bekümmert ist, fällt auch der Muth." (Spr. Sal. 15, 13.) Dann häufen sich die Schwierigkeiten. Ohne Mittel, durch gute Bücher sich fortzubilden und mit der Wissenschaft einigermaßen in Verbindung zu bleiben; durch seine Armuth an die Scholle gebunden und gehindert, an den großen belebenden und fruchtspendenden kirchlichen Versammlungen und Vereinen sich zu betheiligen, nähret der einsam Lebende sich kümmerlich an abgeleiteten, spärlichen Rinnsalen, und seine von vorn herein vielleicht nur geringe innere Energie kränkelt und siecht allgemach dahin. Vergißt sich doch sogar die Fleisch und Blut gewordene Muttersprache in der Einsamkeit oder unter fremd redenden Menschen. Eine Kohle allein erlischt bald, während die Gluth mehrerer sich gegenseitig erhitzt und entzündet. Also verglimmt manche sich selbst überlassene Kraft; und wo das Rauschen lebendiger Wasser sollte zu hören seyn, ist Stagnation eingetreten. Wehe dem, der allein ist! —

Noch schlimmer aber gestaltet es sich, und das ist eine häufig vorkommende Thatsache, wenn der Landpfarrer seine Einsamkeit durch ein weltförmiges Leben zu erheitern sucht. Druck und Angst kann das Herz zum Gebet führen, das Gemüth tiefer und inniger machen; aber Fleischesfreiheit macht die Seele kalt und sicher, frech und stolz, frißt hinweg des Glaubens-Oele, läßt nichts als ein faules Holz. Nicht auf alle Pastoren kann das Wort des Psalmes (119, 63.) angewendet werden: „Ich geselle mich zu allen, die dich fürchten und deine Befehle halten." Mancher Geistliche, der berufen ist, ein Zeuge Jesu Christi zu seyn, lebt in vertrautem Umgang mit Personen, die, wiewohl von Rang, Stand und weltlicher Bildung, doch das Wort Gottes und die Predigt landkundig verachten, den Sonntag in allerlei Weise ungescheut entheiligen, an ungeistlichen, faulen Geschwätzen sich erfreuen, ohne Buße und Gnade dahin leben, deren ganze Religion nur in einem gewissen savoir-vivre besteht und deren geselliges Leben in den Worten beschlossen ist: „Sie setzten sich nieder zu essen und zu trinken und standen auf zu spielen." Solche Personen können allerdings sogenannte gemüthliche Menschen seyn, d. h. Leute von einer gewissen sinnlichen Behaglichkeit, die es in keinem Stück zum rechten Ernst kommen läßt; aber diese fleischliche Gemüthlichkeit giebt und empfängt nichts Wesentliches, streift immer an der Oberfläche der Dinge und macht mit der Zeit die Seele herzlich dürr und fade. Wer in solchem weltförmigen Leben sich gehen läßt, läuft die größte, ja eine unvermeidliche Gefahr, an dem innern Auge zu erblinden. Wo das Leben nicht unter die Zucht des heiligen Geistes gestellt wird, kommt es auch nicht zu einer gesegneten Erkenntniß der Heilswahrheiten. Entweder werden uns die tiefern Lehren der heiligen Schrift widerwärtig, weil die Seele das heimliche Gericht, welches das Wort Gottes über uns ausübt, nicht ausstehen mag, und man hört sie weder noch predigt man sie gern; oder, wie der gottselige Scriver sagt, man hat den Buchstaben der heiligen Schrift zwar fleißig im Munde, unter der Hand, in der Feder, läßt aber die Kraft und den Geist nicht ins Herz gelangen. Es ist indeß höchst gefährlich für die eigene Seele, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu predigen, ohne sie / für sich selber anwenden zu wollen. Leicht wird daraus ein gewohntes und leichtfertiges Lippen-Geschwätz, ein ungläubiges und im Grunde gleichgültiges Weitergeben des Empfangenen, wobei die höchsten und gewaltigsten Dinge alle Macht über das Gemüth verlieren; oder es entsteht eine Gewohnheit, die Andacht und fromme Erregung bei sich selber nur bis zu dem Punkt zu treiben, wo zwar die Phantasie noch erwärmt wird, es aber nicht zur Heiligung des Willens kommt. Weder das Eine noch das Andere paßt für einen wahrhaften Zeugen, der nicht nach Hörensagen oder nach seiner Phantasie reden soll, sondern aus der Erfahrung und was er selber erlebt hat. Der Prediger aber soll ein wahrhafter und kein falscher Zeuge seyn. Das weltförmige Leben aber muß zuletzt falsche Zeugen machen. Alles, was man nun vielfach zur Entschuldigung geisttödtender Zerstreuungen anführt, so z. B. der Gewohnheit des Kartenspielens, was in manchen Gegenden vom Volk ein Lesen im Teufelsbuch genannt wird, ist hinreichend bekannt. Aber jedenfalls ist es bedenklich, wenn ein Prediger Dinge treibt, die er erst mühsam entschuldigen muß, wenn er darum befragt wird. „Seyd Vorbilder der

Heerde," stehet geschrieben. Noch kann ein Pfarrer von Glück sagen, der etwa aus schlechter Jugenderziehung oder einem Leben in weltlichen Häusern und geistloser Umgebung gewohnheitsmäßig einen weltlichen, vergnügungssüchtigen Sinn in das Amt gebracht hat und sein eigenes häusliches und außerhäusliches Leben danach einrichtet, vielleicht von einer gleichgesinnten Gattin unterstützt: wenn er in eine Gemeinde geräth, wo die Leute Acht auf ihre Pastoren geben, ob sie nichts christlichen Gewissen Aergerliches treiben, und falls sie dergleichen merken, es deutlich fühlen lassen. Dadurch wird Mancher, der im Unverstand sündigte, zur Umkehr gebracht. Aber wie selten sind solche Gemeinden. An den meisten Orten kümmern sich die Menschen um den Pastor, insofern er der für sie bestellte Haushalter über Gottes Geheimnisse ist, höchst wenig; wenn er ein friedlicher verträglicher Mann, umgänglich, nicht geizig ist, oder ein verständiger Rathgeber in Geschäften und leiblichen Nöthen, wenn sein Wahlspruch ist leben und leben lassen; so genügt er vollständig. Der Pastor ist mit der Gemeinde zufrieden und die Gemeinde mit dem Pastor, „der ein guter Mann ist und nicht zu den heuchlerischen Pietisten gehört, welche gleich jeden verdammen, der einmal in unschuldiger Fröhlichkeit sich seines Lebens freut." Natürlich bekommt da das weltförmige Leben eine breite Basis. „Wehe dem," sagt der Prediger Salomo, „der allein ist, wenn er fällt, so ist kein Anderer da, der ihm aufhelfe."

Ist nun das einem Pfarrer verliehene Pfund, es sey groß oder klein, dadurch, daß er verkümmert oder einem weltlichen Wandel sich ergiebt, für das Beste der Kirche so gut als vergraben: so muß man schon sehr zufrieden seyn, wenn der überkommene Zustand christlicher Sitte und Moralität nothdürftig in den Gemeinden erhalten wird. Bricht, wie es zuweilen geschieht, dennoch hier und da neues Leben hervor, so ist wenigstens der Pastor daran nicht schuld. „Gott," sagt der alte Rieger, „muß Kinder und Christus muß Diener haben. Es schlüpfen hier und da (daß ich so rede) Leute aus dem Erdboden hervor, daß man fast nicht weiß, wo sie herkommen, welche mit ihrem neuen Eifer der Gottseligkeit, mit ihrem neuen Ernst Christo zu dienen, mit ihrem evangelischen und ungeheuchelten Christenthum unser altes, träges, faules, unfruchtbares Wesen, unsere Lauheit und Heuchelei, unsern Unglauben, Weltförmigkeit und irdischen Sinn überaus beschämen." Freilich kann der Geist Gottes, wenn der ordentliche Weg verwachsen oder verschüttet ist, neue Wege bahnen; aber darauf darf man es doch nicht ankommen lassen, sondern muß vielmehr sorgen, daß der ordentliche Kirchenweg im guten Stande sey; und das wäre recht die Aufgabe des Superintendenten, dafür zu arbeiten durch seelsorgerische Einwirkung auf die ihm untergebenen Pastoren. Hier wäre wohl die Thätigkeit eines treuen Seelenhirten wünschenswerth, dem Weisheit und Kraft verliehen wäre, einestheils mit dem Müden zu rechter Zeit zu reden, die lässigen Hände und ermatteten Knie aufzurichten, den niedergedrückten Geist zu erquicken, anderntheils dem profanen Sinn und der Verweltlichung entgegen zu arbeiten. Solche Seelsorge des Superintendenten darf man keinesfalls deshalb für überflüssig erachten, weil ja doch wohl ein und der andere Amtsbruder mit Aufmunterung oder Zurechtweisung, wo es Noth thut, dem Amtsbruder helfen werde. Denn erstlich soll man doch nicht warten, ob sich dergleichen etwa finden möchte: dazu ist die Sache zu wichtig; alsdann aber ist es ein eigen Ding, an einem Pastor aus blos allgemein-christlich-brüderlicher Pflicht den Seelsorger abzugeben; man weiß ja, wie schwierig das aus vielen Gründen in solchem Falle ist. Es möchte doch, um mit sicher gegründetem Herzen die Sache anzufassen und durchzuführen, der allgemeinchristliche Beruf keineswegs ausreichend seyn. Hier bedarf es erst recht, mehr noch als bei jeder andern Seelsorge, des Bewußtseyns, Pflicht und Recht dazu durch einen speciellen nach Gottes Ordnung vom Kirchenregiment überkommenen Beruf hinter sich zu haben. Von einer solchen Pastoralpflege Seitens der Superintendenten kann man aber bis jetzt nicht viel rühmen. Das liegt sicherlich in vielen Fällen weder an der Zaghaftigkeit oder Trägheit oder der mangelnden Pflichterkenntniß des geistlichen Inspectors, sondern an der durch die Umstände bedingten Unmöglichkeit. Unter den jetzigen Verhältnissen hat ein Superintendent viel zu große Sprengel zu besorgen; wenigstens in den meisten Fällen sind es zwanzig bis dreißig, oft von ihm außerordentlich weit entfernte Pastoren, über die er gesetzt ist; dazu die zahllosen Schulvisitationen, die täglich zu bewältigenden Actenstöße, bei deren bloßem Anblick den in solche Geschäftsarbeit Uneingeweihten Grauen befällt, und über das Alles und vor dem Allen der Dienst in der eigenen Gemeinde. So lange darin nicht eine wesentliche Aenderung getroffen wird, kann man sich da wohl wundern, will man billig denken, wenn sie höchstens dafür sorgen, daß äußerlich Alles so ziemlich nach rechter Ordnung fortgehe? Jetzt lernt ein Superintendent seine Pastoren mit der Zeit nothdürftig so weit kennen, um ein Urtheil über sie abzugeben, denn dazu genügen die dreijährlichen Visitationen, die jährlichen Synodal-Conferenzen, die sonstigen zufälligen Begegnungen, die guten und bösen Gerüchte. Aber von einer fortdauernden Einwirkung auf die Einzelnen, einer seelsorgerischen Leitung ist und kann gar nicht die Rede seyn. Das ist jedenfalls ein Wurzelschaden in unserer Kirche der seine bösen Früchte schon immer getragen hat. Aber es ist glücklicher Weise ein Schaden, dem man ohne zu große Schwierigkeiten abhelfen kann. Wären die Synoden kleiner, dem Zweck angemessener eingerichtet, so würde dadurch eine stetige Verbindung des Superintendenten mit dem einzelnen Pastor ermöglicht, außerdem aber noch etwas Anderes erreichbar, wovon zur Zeit kaum eine schwache Spur in unserer Kirche vorhanden ist und was doch für eine gesunde, kräftige Gestaltung der Kirche höchst nothwendig seyn möchte: nämlich oftmalige Zusammenkünfte der Synode unter Leitung des Superintendenten zu gemeinsamer Arbeit im Dienst der Kirche. Solche

Synodal-Versammlungen werden durch die hin und her bestehenden und durch vorhandenes Bedürfniß hervorgerufenen freien Zusammenkünfte von Geistlichen zu geselligen oder theologischen Zwecken durchaus nicht ersetzt; denn es gehet diesen letzteren ein wesentliches Moment ab. Nämlich sie können, weil sie nur zufällig und willkürlich zusammengesetzt sind und von Amtspflicht und Amtsrecht zur Mitgliedschaft durchaus absehen müssen, nicht das Bewußtseyn erwecken, daß sie ein berufenes Glied und Organ der Kirche sind; und die Wirkung muß ihnen gänzlich abgehen, daß ihre Mitglieder gleichsam zu einer organischen Einheit zusammenwachsen, zu einem Stück des Kirchenregiments, soweit dies überhaupt dem Lehrstande zukommt. Das aber würde die nothwendige Folge solcher Synodal-Versammlungen seyn; regen sie doch jetzt schon in ihrer höchst dürftigen Gestalt dazu einigermaßen an, und wenn es auch nur in abstrakter Form geschieht: was würden nicht erst die rechten Synodal-Gemeinschaften bewirken, wenn sie jene schwache abstrakte Form mit concretem, lebenskräftigem Inhalt erfüllten! Man denke sich nun als Haupt — und nun nicht mehr formale, sondern reale Haupt solcher kleinen Körperschaften einen Mann voll Geist und Gnaden, an dem wahr geworden ist das schöne Wort: pectus est quod theologum facit, non gloriae sed crucis; einen Mann, der nicht halbgläubig, wie ein schwankendes Rohr von jedem Wind der Lehre sich wägen und wiegen lässet: sondern einen erfahrenen und im Bekenntniß der Kirche wohlgegründeten Mann, der auch weiß was er soll, und mit allem Ernst will, was er soll. Unter solchem Haupt zu einem gliedlichen Ganzen vereinigt, wie würden die Brüder durch gemeinsames Forschen in der Schrift und sich Einleben in die Lehre der Kirche, durch gemeinsames Gebet, gemeinsames Besprechen alles dessen, was im engern und weitern Kreise der Kirche sich ereignet oder Noth thut, durch gemeinsames, von Einem Geist getragenes Handeln für die Ehre Gottes des Herrn und gemeinsames Einstehen für das, was von ihnen darin geschieht, durch gemeinsame brüderliche Tröstung und Zucht, wie würden sie durch Alles dieses der rationalistischen Verflachung, der Verkümmerung und Verdumpfung und Verweltlichung der Ihrigen einen unüberwindlichen Damm entgegensetzen! Gehen wir aber noch einen Schritt weiter: denken wir uns über eine gewisse Zahl von Superintendenten dann als deren Bischof einen Kreis-Superintendenten gesetzt, der zu jenen in genau demselben Verhältniß stände, wie sie selber zu ihren Pastoren, und das Ganze dann unter dem General-Superintendenten, als dem Bischof der Kirchenprovinz vereinigt: so würde die nothwendige persönliche Leitung der Kirche eine geordnete und durchgreifende seyn; das uralt apostolische Episcopalsystem würde alsdann, nicht nach Weise der römischen Hierarchie, sondern in einer der evangelischen Lehre entsprechenden Reinheit kraftvoll hervortreten; der gesammte zur Seelsorge berufene Lehrstand würde dann einen geistlichen, wohlgegliederten Leib bilden. Und in diesem geistlichen Leibe, dessen Haupt unser Herr ist: Welche lebendige Strömung des Blutes von den innern Theilen nach den äußeren, und zurück von den äußern nach den innern! Welches Auf- und Niedersteigen der Kräfte, ein Schöpfen von unten her, ein Empfangen von oben her! Wie lückenhaft, wie zertrennt, wie sehr dem Subjectivismus verfallen erscheint, dagegen angesehen, der jetzige Zustand! —

Je mehr aber jeder einzelne Pastor aus dem Gefühl der Vereinzelung und des Alleinstehens herauskäme, zu einem kräftigen kirchlichen Bewußtsein gelangte, und in einer gewissen Gebundenheit, die für alle fruchtbringende Entwicklung nothwendig ist, in sich immer mehr und mehr erstarkte: je deutlicher würde sich dies in seiner Amtsthätigkeit abspiegeln. Was in ihm selbst zuvor Fleisch und Blut geworden ist, muß naturgemäß auch in der Gemeinde zur Gestaltung kommen. Es würde eine bessere kirchliche Durchbildung der Gemeinden zu Stande kommen. Diese Durchbildung ist aber nothwendig, damit zweien großen Uebeln, dem todten kirchlichen Liberalismus wie einem einseitigen Pietismus die Wurzel abgeschnitten werde, und damit die Kirche ihre heiligende Macht in rechter Ausübung der Zucht wieder gewinne. —

Wem die Kirche Christi am Herzen liegt, kann unmöglich solchen Pastoren Recht geben, die zufrieden sind, wenn in ihren Gemeinden eine gewisse äußere Ehrbarkeit und eine nicht grade unkirchliche Sitte herrscht; und die ihr Ziel auch nicht weiter stecken, als diesen guten anständigen Ton, dieses bürgerlich löbliche Wesen zu erhalten; Alles, was tiefer gehen will, dünkt ihnen vom Uebel. Gewiß ist eine solche Haltung einer Gemeinde auch durchaus nicht gering anzuschlagen. Aber wer Ohren hat zu hören, was der Geist den Gemeinden sagt, der fragt sich: wo bleibt da das Wort des Herrn: „Ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Aeltesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen; auch will ich zu derselbigen Zeit beides über Knechte und Mägde meinen Geist ausgießen (Joel 3, 1. 2.)?“ Wo bleibt da der Kampf der Buße und des Glaubens und der Heiligung, wo die Liebe zur göttlichen Wahrheit und der rechtmäßige Haß gegen die Lehren und Werke der Irrlehrer, wo das Band des Glaubens und der heiligen Liebe, die Gemeinschaft der Heiligen? In der That ist jene oberflächliche Genügsamkeit, die aus einem selber leeren Herzen entspringt, die nächste Ursache, weshalb das Christenthum bei so vielen Gemeinden durchaus nicht in die Tiefe geht.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 27. März. № 25.

Baulücken und Bausteine.

(Fortsetzung.)

Mit einem so flachen Christenthum kann sich auch der kirchlich-liberale Philister sehr wohl vertragen, und die, welche keine höheren Ansprüche machen, sind grade die Leute nach seinem Herzen. Solche Gesinnung ist es auch gewöhnlich, welche das lauteste Geschrei nach Union jeglicher Art erhebt und die Gassen der heiligen Stadt davon wiederhallen macht. Ihr gilt für Obscurantismus die demüthige Treue gegen das durch so viele Stürme der Jahrhunderte erprobte Bekenntniß der Kirche, das Lernenwollen am Alten, an dessen Stelle man trotz aller modernen Geistreichigkeit doch noch immer nichts Besseres hat setzen können. Solcher Gesinnung sind die Leute, denen der Geist des Protestantismus und der Geist der Negation ein und derselbe ist, und die, weil sie des positiven Grundes entbehren, in dieser unaufhörlichen und, soweit es sie betrifft, rechtmäßigen Angst vor dem römischen Katholicismus leben; denn wenn unsere Väter keine andern Protestanten gewesen wären, so hätten Papst und Kaiser sehr ruhig seyn können. Leute solcher Art, die, wie kürzlich ein Kluger an einem öffentlichen Ort es that, schon deshalb die bei uns bestehende Union rühmen, weil sie so prächtig eingeführt, daß man nicht einmal gemerkt habe: Wie —? haben freilich zu zittern, daß sie nicht einmal über Nacht katholisch gemacht werden, ohne daß sie wissen: Wie —?

Aber in einem Stück haben jene Recht. Daß sie nämlich über unsere Gemeinden im Ganzen und Großen so urtheilen, sie kümmerten sich um die tieferen und schwierigeren Lehren der Kirche wenig, oder vielmehr gar nicht, und hielten die Untersuchungen darüber für müßige, theologische Zänkereien. Nur wollen sie das nicht als Tadel, sondern als Lob betrachtet wissen. Allerdings ist es wahr, unsere Gemeinden sind nicht mehr die einer früheren Zeit, die im Glauben ihrer Kirche bewandert und gegründet waren, denen man auch schon schwerere Speise zumuthen durfte, und die nöthigenfalls von ihrem Glauben ein gutes Zeugniß mit Worten und Opfern ablegen konnten. Es gehet uns leider mit dem geistlichen Rüstzeuge wie von den Israeliten (1. Sam. 13, 21. 22.) geschrieben stehet: „Und die Schneiden an den Sensen und Hauen, und Gabeln und Beilen waren abgearbeitet, und die Stacheln stumpf geworden. Da nun der Streittag kam, ward kein Schwert noch Spieß gefunden in des ganzen Volkes Hand, das mit Saul und Jonathan war; ohne, Saul und sein Sohn hatten Waffen." Der Unglaube hat mit einem großen Theil unsers Volkes einen solchen Bund gemacht, wie ihn Nahas, der Ammoniter, den Männern von Jabes anbot (1. Sam. 11, 2.): „Darin will ich mit euch einen Bund machen, daß ich euch Allen das rechte Auge aussteche." Wir ernten immer noch die Früchte der rationalistischen Aussaat. Es ist so lange eine allgemein-christliche Religion gepredigt worden, bis man sich gewöhnt hat, das Ganze der Heilslehre auf einige Gemeinplätze zu reduciren, die auch dem flachsten Verstande nicht beschwerlich fallen, wie: Thue Recht und scheue Niemand, u. dergl. und mit denen man sich denn so oder so durchs Leben schlägt.

Aber folgt daraus, daß unsere Gemeinden häufig in der Lehre der Kirche so sehr unwissend sind, und sie mit ihrem ungeübten Verstande, nämlich an Gottes Wort ungeübten Verstande, so schwer begreifen: daß es Zeit sey, sie überhaupt bei Seite zu thun? Wo in aller Welt richtet man sich denn in irgend einer Ordnung nach dem Urtheil der Unwissenden! Vielmehr das folgt daraus, die Pastoren müssen es sich zum recht eigentlichen Zweck machen, in Predigten und Bibelstunden und wo die Gelegenheit sonst sich gibt, die Gemeinden gründlich zu belehren; die Predigten müssen an Lehrgehalt, an dogmatischem Inhalt reicher werden; sie werden deshalb eher mehr, als weniger erbauen. Es ist doch nicht so schwer, wenn einem erst selber die Sache klar geworden und ins Herz gewachsen ist, das zur Buße Treibende und so überaus Trostreiche, was grade in den specifischen Lehren der Kirche enthalten ist, darzulegen. Wem die Wahrheit der Luther'schen Lehren von der Taufe und dem Abendmahl, der persönlichen Vereinigung der Naturen in Christo, der Vergebung der Sünden in der Kirche u. A. m. aufgeschlossen ist, kann unmöglich unterlassen, die Gemeinde allmälig zum Verständniß dieser Lehre heranzubilden. Und wer so verfährt, wird mit Freuden sehen, welcher Zudrang zur Erkenntniß dieser Heilswahrheiten sich findet. Der Vater ziehet die Herzen zu dem Sohne. Wie es dem Pfarrer dabei nicht anders ist, als schlösse er die Thüren des Vaterhauses auf, so überkommt die Seelen der Leute eine Art Heimathsgefühl. Dieses heimathliche Gefühl gibt keine Moral, keine Philosophie, sondern einzig die ächte Lehre der Schrift. Einer unser klassischen Schriftsteller, obwohl ein Anhänger der kantischen Philosophie, sagt von unsern alten Kirchenliedern: „Es gibt Plätze darinnen, wo man in der größten Sonnenhitze vor dem Sonnenstich sicher ist, wo

kein Sonnenfunke hineinblitzt, kein Strahl hineinschleudert, und wo es einem so wohl ist, so herzlich wohl." Und grade solche Plätze meint er dabei, in denen das schriftgemäße Bekenntniß recht kräftig bezeugt wird. Denn jenem Herzenserguß gehet vorauf die Stelle: „In Johann Weidners Ehre und Lehre der Augsburgischen Confession — Ulm 1732 — habe ich nicht ohne die äußerste Rührung meines Herzens über das Lied: Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt, nachgeschlagen, daß ein siebenundsiebenzig jähriger Greis, da er sich diesen Kern- und Stern-Gesang vorsingen ließ und an die Worte kam: Da wird nicht Eins vom Leibe mein, Sey groß oder klein, Umkommen noch verloren seyn — sich so angegriffen, daß sein verwelkter Körper sich verjüngte wie ein junger Adler. Man sah ihn ordentlich auferstehen. Nicht Eins, nicht Eins, nicht Eins, schrie er, vom Leibe mein umkommen noch verloren seyn." So wirkte die gewaltige Lehre von der Auferstehung des Fleisches. Aber gewiß, außer dem Bekenntniß der Kirche stehen hat etwas von Obdach- und Heimathlosseyn. Nicht umsonst wird die Kirche eine Mutter genannt; und es ist süß, aus dem unbestimmt Allgemeinen, in's Unendliche Verfließenden sich zu retten auf den festen Platz der gesunden heilsamen gegründeten Lehre, und zu empfinden das Wort: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, deine Altäre Herr Zebaoth." (Ps. 84, 4.) Wenn nun solcher naturgemäße Zug des Gemüths entsteht und doch nicht in richtiger Weise befriedigt wird, treten leicht allerhand krankhafte Erscheinungen in mancherlei Formen des Separatismus und Conventikelwesens auf. Nach einer ganz gewöhnlichen Erfahrung fangen die erweckteren Glieder unserer Gemeinden sehr bald an, nach solchen kirchlichen Gestaltungen umherzuschauen, die ihrem, oft natürlicherweise sehr unklaren, Herzensbedürfniß genügen könnten. Bald sind es die Lutherischen Gemeinden außerhalb der Union, bald die Baptistengesellschaften, bald die Gemeinden der Herrnhuter, bald die mancherlei kleinen sektirerischen Vereinigungen, die unter den verschiedensten Namen da und dort bestehen. Das Anlockende ist immer der klar hingestellte Grund, und noch mehr die genauere Umgränzung der Gemeinschaft. Man muß dann oft sehr froh seyn, wenn es bloß bei dem Umherschauen bleibt und nicht zu wirklichen Trennungen kommt. Das freilich ist nicht zu hindern, daß Leute, denen die unkirchliche Lehre ihres Pfarrers nicht genügt, sich zu einem andern halten, bei dem sie das rechte Bekenntniß besser gewahrt finden, dort den Gottesdienst besuchen, die Kinder unterrichten und confirmiren lassen, das heilige Abendmahl nehmen u. s. w. An einem Ort, wo es also stand, antworteten die Betreffenden, über ihr Beginnen befragt: „Der Herr sagt uns, meine Schaafe hören meine Stimme und folgen mir. In unsers Pastors Lehre vermögen wir aber die Stimme Christi nicht zu erkennen, darum dürfen wir sie auch nicht hören." Was soll man nun auch dagegen sagen? — Wiewohl zuweilen auch ein Ungläubiger die Wahrheit reden kann, weil er der Zeit Hoheprieſter ist, also nicht von ihm selber; so muß doch als Regel gelten, was Harms über solchen Punkt in seiner

Pastoraltheologie sagt: „Daß ein offenbarungsgläubiges Pfarrkind einen vernunftgläubigen Prediger nicht hört, finden wir ganz in der Ordnung, möchten gar nicht rathen, ihn zu hören, schon aus dem Grunde, weil ein solcher Prediger doch nichts Hörenswürdiges vortragen kann." Gleichfalls nicht zu hindern in solchen Fällen ist das Conventikelwesen. Unter gehöriger kirchlicher Leitung stehend ist dasselbe durchaus nicht zu verachten; man könnte ihm dann sogar zum Gewinn der Kirche Vorschub leisten. Aber wenn in Pfarrer und Gemeinde das kirchliche Bewußtseyn erstorben und blos durch ein allgemein-religiöses ersetzt ist: muß eine Ueberschätzung der Conventikel bei ihren besondern Anhängern die natürliche Folge seyn, und was damit eng zusammenhängt, eine offenbare oder heimliche Geringachtung des öffentlichen Gottesdienstes und der weiteren kirchlichen Gemeinschaft. Man hört da nicht selten in solchem Kreise: „Es schmeckt doch hier ganz anders, als wenn die Schaafe und Böcke zusammensitzen; das Gefühl ist hier weit kräftiger" u. dergl. Während eigentlich die Privatzusammenkünfte die Herzen enger an die Kirche, und im nächsten Sinn an das Gotteshaus knüpfen sollten, wo Altar, Taufstein, Kanzel, der Gottesdienst selber an den dazu verordneten Tagen die Ordnung der Kirche gleichsam sichtbar vor Augen stellen: bewirken sie solchergestalt leicht das Gegentheil. Die weitere Folge davon ist, daß die Conventikelleute sich in einen falschen Gegensatz gegen die übrige nicht zu ihnen gehörende Menge setzen, die sie gar nicht mehr als christliche Gemeinde, sondern als ungeschlachte, formlose Masse betrachten, aus der man etwa ein und die andere Seele erwecken und heranziehen könne. In der Regel treten alsdann ganz falsche Vorstellungen von der Wiedergeburt auf und eine unkirchliche Geringschätzung der heiligen Taufe und der darin mitgetheilten Gnade und Berechtigung zur Kindschaft Gottes, was beides ein recht eigentliches Sectenmerkmal ist. Wer kirchlich nicht gut fundamentirt ist, verliert da leicht allen Boden unter den Füßen. Die subjective Erregung und Erregungsfähigkeit gilt zuletzt als das einzige Merkmal der Heiligen. Wo aber nur das Gefühl aufgeregt werden soll, verliert sich der gesunde Sinn für die Erkenntniß der Wahrheit; man will nur Dinge, welche die Seele in einen frommen Rausch versetzen. Nüchternheit wird als Lauheit verschrien und mit Argwohn betrachtet. Es stellt sich eine Art geistlicher Genußsucht ein, welche entweder, weil sie anfänglich unersättlich nach geistlicher Speise gewesen ist, in Sattheit umschlägt, oder einen krankhaften Reiz nach drastischen Wirkungen der Erbauung hervorruft. „Wenn die Leute, sagt der ehrwürdige Bengel, überladen werden mit geistlicher Speise, so ist das die Quelle geistlicher Schläfrigkeit, Sattheit, Selbstgefälligkeit und Dünkelhaftigkeit; oder sie vertauschen das einfache Wort, weil es ihrem gesättigten Geschmack nicht mehr behagt, gegen ein Christenthum, das mit allerhand Manier gewürzt ist." Jene erste Wirkung zeigt sich bald in einem fromm scheinenden Geschwätz, das im ewigen Einerlei sich in Klagen über die finstere Welt und Schönthuerei mit sich selber herumdreht. Gewiß ist es einem christlichen Herzen zu-

weilen nothwendiges Bedürfniß, seine innern Erlebnisse mitzutheilen, wie sie das Weltkind freilich nicht kennt, denn „Fleisch und Blut hat nie erfahren, wie der Herr so freundlich ist.“ Aus löchrichten Brunnen läßt sich allerdings Nichts schöpfen; aber wenn das Herz voll ist, so gilt das: „Mein Herz wallet und die Fülle schüttet es zum Mund heraus. Wie die Quelle sich ergießet, wenn sie reich an Wasser ist und vor Reichthum überfließet, so ist der, der Dein genießt.“ Doch aber gehören solche Unterhaltungen ohne Zweifel zu den Dingen, welche mit Vorsicht zu behandeln sind. Sie arten leicht in eine Art geistlicher Müßiggängerei aus; man spricht sich wohl auch zuletzt aus; dann gewöhnt man sich an Redensarten, die stereotyp werden und den Anschein der Kraft bewahren, während die Kraft selbst schon dahin ist. Es wächst auf solchem Boden gern eine gewisse Verliebtheit in die eigene Gläubigkeit, welche, wie ein erfahrner Prediger sagt, das Herz unaufrichtig macht, indem wir, statt uns selbst zu richten, uns mit andern vergleichen und uns da beständig im Vortheil finden. Es kommt dabei zu keiner ehrlichen Buße, wiewohl immer davon geredet wird. Dergleichen begründet alsdann den Vorwurf der Heuchelei, mit dem die Welt gegen die frommen Christen augenblicklich bei der Hand ist.

(Schluß folgt.)

Der Evangelische Ober-Kirchenrath an die Gemeinden.

Gnade sey mit Euch und Friede von Gott, unser'm Vater, und dem Herrn Jesu Christo

Dreimal bereits sind wir mit der Bitte vor Euch getreten, daß Eure Liebe uns in den Stand setzen möchte, solchen Glaubensgenossen in unserem Vaterlande Hülfe zu bringen, welche eines regelmäßigen evangelischen Gottesdienstes, ja oft aller Spendung der göttlichen Gnadenmittel und jedes seelsorgerischen Zuspruchs durch verordnete Diener des Wortes entbehren müssen, indem sie entweder so weit ausgebreiteten Gemeinden angehören, daß auch der treuesten Hirten Stimme sie nur selten zu erreichen vermag, oder unter der überwiegenden Menge der Glieder einer fremden Kirche wie verloren sind. Die Kunde von der in unserem evangelischen Lande kaum geahndeten kirchlichen Verlassenheit so vieler Tausende unserer Glaubensgenossen und der Aufruf an Eure helfende Liebe ist nicht vergeblich erschollen, Eure Herzen und Hände haben wiederholt sich aufgethan und reichliche Gaben es uns möglich gemacht, freudig und kräftig zum Werk zu schreiten. Der Herr hat zu diesem Werke christlicher Liebe, evangelischer Treue, sich bekannt; an mehr als 130 Stellen, zu denen früher die Stimme der Evangelischen Kirche kaum gedrungen war, ertönt sie heute durch den Mund treuer Arbeiter im Dienste unseres Herrn Jesu Christi, die als Pfarrverweser, Hülfsgeistliche, Reiseprediger oder Lehrer der

Jugend von uns ausgesandt sind, und von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Glaubensgenossen, die früher versäumt oder vereinzelt, und nunmehr zu Evangelischen Gemeinden gesammelt, die Gnade ihres Herrn preisen, der sein seligmachend Wort und Sakrament, und damit Kraft und Trost im Leben und Sterben, ihnen wieder geschenkt hat.

Heute, Geliebte in dem Herrn, treten wir wieder vor Euch, zuerst um im Namen der Brüder, denen durch Euren treuen Dienst so große Wohlthat wiederfahren ist, Euch aufs herzlichste zu danken, dann aber um im Namen des Herrn ein Wort dringender Bitte an Euch zu richten. Die Einrichtungen, die mit Eurer Hülfe ins Leben gerufen sind, gedeihen unter Gottes Segen, aber nur ein Theil derselben ist durch Errichtung selbstständiger Kirchspiele zum Abschluß gekommen, das Bestehen der Mehrzahl ist von der Fortdauer Eurer Hülfe abhängig und sie würden eingehen, sobald ihr die Hand von ihnen abzöget. Tausende, die es Euch zu danken haben, wenn sie in dieser festlichen Zeit den Gekreuzigten und Auferstandenen in der Gemeinde preisen können, rufen darum bittend Euch zu: helft weiter, daß solche Wohlthat, solcher Segen uns bleibe, zieht die Hand nicht von uns ab, damit nicht das theuere, lautere Evangelium wiederum unter uns verstumme! Wir bitten mit ihnen und vertrauen zu dem Herrn, wir hoffen von Eurer an seinem Erbarmen entzündeten Liebe, wir erwarten von Eurer Dankbarkeit für den Euch geschenkten Reichthum an himmlischen Gütern und von Euer Evangelischen Treue, Ihr werdet solcher Bitte Euer Herz nicht verschließen, Eure Hand wird auch diesmal freudig sich aufthun, damit das reich gesegnete Werk des Herrn, daß Ihr mit Freuden Euer Werk nennen dürft, erhalten und gemehrt werden kann, unserem Gott zum Preise, Eueren Evangelischen Brüdern und Euch selber zum ewigen Segen. Dazu helfe Gott, durch unsern Herrn Jesum Christum! Amen.

Berlin, den 5. Februar 1858.

Evangelischer Ober-Kirchenrath.
v. Uechtritz.

In Sachen christlich-volksthümlicher Kunst.

Ganz unerwartet und unter Umständen, die eine höhere Fügung hinsichtlich eines lang gehegten Wunsches nicht verkennen lassen, wurden mir vor Kurzem 200 Thaler zur freien Verwendung in Förderung christlich-volksthümlicher Kunst anvertraut, wozu seitdem noch 200 Thaler von einer anderen Seite gekommen. Diesem Vertrauen, unter Gottes Segen, zu entsprechen und die schon dargebotenen sowie die von mir selbst und vielleicht auch von andern Seiten noch beizusteuernden Mittel in wirksamster Weise zu verwenden, scheint sich mir nun besonders zu empfehlen:

Die Darstellung einiger der bedeutendsten Momente aus dem Leben und Leiden des Hei-

lands in solcher Behandlung und Größe, daß die Wirkung auch in einer gewissen Entfernung nicht wesentlich geschwächt werde, und zu so niedrigem Preise, daß die Anschaffung auch dem Unbemittelten möglich.

Solche Bilder — beispielsweise mag an den bekannten bei Gaber in Dresden erschienenen Crucifixus erinnert werden — würden sich hauptsächlich dazu eignen, in Krankensälen den Leidenden auch auf ihrem Lager einen immer gegenwärtigen erbaulichen und tröstlichen Anblick zu gewähren. Aber auch für manche andere den Zwecken christlicher Liebesthätigkeit, Erbauung und Belehrung gewidmete Räume, — ja für das christliche Haus überhaupt, — würde hier ein würdiger und leicht zu erwerbender Wandschmuck dargeboten. Um nun die Ausführung in einer größern, als der schon gesicherten Ausdehnung zu ermöglichen, erlaube ich mir Allen, die dem gegebenen Beispiel in Förderung der Sache und im Vertrauen zu der Person sich anzuschließen geneigt sein dürften, folgende Punkte vorzuschlagen:

1) Ich übernehme die ganze Leitung und Besorgung der Ausführung in dem angedeuteten Sinn durch geeignete künstlerische und technische Kräfte.

2) Die Zahl der zu beschaffenden Bilder wird begreiflich von den verwendbaren Mitteln abhängen; doch soll sie sieben nicht übersteigen.

3) Beiträge zur Bestreitung der Kosten werden (wenn nicht das Gegentheil ausdrücklich gewünscht wird) als Darlehn angesehen, zu 4 Procent verzinset und spätestens 3 Jahre nach Anfang der Ausgabe der Bilder heimgezahlt.

4) Der Rein-Ertrag des Unternehmens wird als stehendes Betriebs-Capital zu weiteren Productionen in demselben Sinn verwendet.

5) Für die Erfüllung der obigen Punkte bürge ich persönlich; auch werde ich, im Fall ich selbst an der Ausführung gehindert werden sollte, dafür sorgen, daß die Sache in die rechten Hände komme.

6) Zu geeigneter Zeit werden auf diesem Wege weitere Mittheilungen erfolgen.

Wer nun geneigt ist, sich unter diesen Bedingungen an der Sache zu betheiligen, der wolle sich bald möglichst brieflich darüber gegen mich erklären und entweder seinen Beitrag gleich einsenden oder die Summe und die Zeit der zu erwartenden Einzahlung angeben.

Wernigerode, den 7. März 1858.

V. A. Huber, Dr. Prof. emer.

Nachrichten.

Kornthal in Würtemberg. Aus einem Briefe eines früh Heimgegangenen.

Am Mittwoch, den 27. Juli (1853), früh zwischen 8 und 9 Uhr kam ich in Kornthal an. Ich muß zunächst kurz die Geschichte dieses

friedlichen, stillen Dörfchens mit seinen großen Straßen und saubern Häusern, seinem einfachen und täglich geöffneten Gotteshause erzählen, damit Du weißt, was Du Dir unter diesem Kornthal zu denken hast. Seit 1798 schon war in Würtemberg wie überall der Unglaube geschäftig, die Leute um ihre theuersten Güter zu bringen. Da wurde ein neues Gesangbuch eingeführt, in welchem man natürlich dem Zeitgeiste Rechnung trug. Es war eben so schlecht, als die in andern Ländern aus jener Periode. Den vielen gläubigen Würtembergern ging dies sehr ans Herz, aber sie blieben noch ruhig, weil man ihnen doch ihre guten Gesangbücher nicht aus den Häusern nehmen konnte und sie gebrauchten diese bei ihren Hausgottesdiensten wie bei ihren Privatversammlungen, welche schon seit lange in Würtemberg in den meisten Gemeinden stattfanden, ungestört fort. Da wurde, wenn ich nicht irre 1809, auch eine neue Agende eingeführt, die noch viel schlechter war als das Gesangbuch. Da war alles verwässert, statt der Sünde war nur von Unvollkommenheit, statt der Buße nur von Besserung ꝛc. die Rede. Viele Geistliche und Gemeinden protestirten gegen diese neue Agende; sie wurde mit Gewalt eingeführt. Was aber den Leuten am meisten ins Fleisch schnitt war das neue Taufformular. Seit je war den Würtembergern das Sakrament der Taufe vor allem wichtig, indem sie in ihm in vollem Glauben das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung im heiligen Geiste sahen. Die Taufformel war jetzt ganz geändert. So erschien es den Leuten nicht mehr als die christliche Taufe und sie konnten sich nicht entschließen, ihre Kinder in so unchristlicher nichtssagender Weise taufen zu lassen. Sie baten und flehten, ihnen die alte Taufformel zu lassen. Es half nichts. Mehreren wurden die Kinder mit Gewalt genommen und in neuer Weise getauft, worüber einige Mütter wahnsinnig wurden. Die Leute kamen jetzt auf den Ausweg, ihre Kinder selbst in früherer Weise zu taufen und dann Anzeige davon zu machen. Darüber wurden sie in Geldstrafe genommen oder im Unvermögensfalle mit Gefängniß bestraft. Allmälig wurden diese Taufen allgemein, die Leute sahen die Geldstrafe gleichsam als eine Taxe an, die sie für das eigene Taufen entrichten mußten, und brachten bei der Anzeige immer das Geld gleich mit. Zuletzt wollte der Staat auch dies nicht mehr dulden; Gewalt und Bedrückung der Gläubigen nahm immer zu. So mußten diese sich entschließen zur Auswanderung. Auf diesen Gedanken kamen sie um so eher, als in allen gläubigen Familien Bengels Commentar zur Offenbarung Johannis viel gelesen wurde. Danach hoffte man den Ausbruch des 1000jährigen Reiches auf 1836, und sie fühlten die Aufforderung, sich vorher der Welt zu entziehen. Zweifelhaft war zunächst nur, wohin auswandern. Manche glaubten nach dieser Bengelschen Erklärung, daß das 1000jährige Reich in Amerika zur Erscheinung kommen werde, Andere, nach andern Andeutungen desselben Buchs, daß es in Rußland geschehen werde. So baten viele den Kaiser Alexander um Aufnahme in seine Staaten, Andere gingen nach Amerika. Es gingen auf diese Weise für Würtemberg sehr viele fleißige, stille und wohlhabende Unterthanen verloren; denn als die Auswanderung einmal begonnen, nahm sie immer mehr zu. Die Regierung wurde aufmerksam und forschte nach den Gründen. Aber daß diese Leute wegen ihrer Gewissensnoth auswauderten, wollte sie zuerst nicht glauben. Besonders viel hatte der Vater des Hofpredigers Hoffmann, damals Bürgermeister und Oberamtmann in Leonberg, mit den Auswanderern zu thun. Er selbst war ein entschieden gläubiger Mann und war in allen Rechtsverhältnissen bewandert.

Beilage.

An ihn wandte man sich zuerst um Eingaben an die Regierung in Bezug auf die religiösen Verhältnisse; dann in ihren Auswanderungs-Angelegenheiten. Er sah bald ein, daß viele Tausende dieser Leute dem Vaterlande erhalten werden könnten, wenn man ihnen Freiheit des Gottesdienstes gewähre. Das stellte er dem Könige in einer Eingabe vor und bat diesen, daß er möchte die Bildung von Gemeinden gestatten, welche unabhängig vom Consistorium in früherer Weise ihren Gottesdienst halten dürften. Dies geschah 1817. Er mußte nun den Plan über die Gründung solcher Gemeinden entwerfen. Danach wollten sie treu bei der Augsburgschen Confession bleiben, die Freiheit haben ihre Geistlichen selbst zu wählen, die Ordnung des Gottesdienstes sich selbst einzurichten, die Macht haben, Niemand in die Gemeinde aufzunehmen, der nicht zu ihnen passe, und jeden wieder auszuschließen aus der Gemeinde, bei dem die übrigen Mittel der Kirchenzucht, private und öffentliche Vorhaltung und Ausschließung vom heiligen Abendmahle, nichts nützen. Dazu war nöthig, daß Allen, welche in die neue Gemeinde eintreten, das Bürgerrecht in ihrer früheren reservirt blieb. Nach vielem Hin- und Herschreiben gab endlich der König seine Einwilligung. Das Rittergut Kornthal wurde gekauft und auf ihm ließen sich ungefähr 500—600 Seelen nieder. In Bezug auf alle äußeren Angelegenheiten sollte Einer für Alle und Alle für Einen haften, so daß ein Bankerott nicht möglich war. Der Regierung gegenüber sollten alle Verpflichtungen pünktlich erfüllt werden, nur der Eid sollte ihnen erlassen und an dessen Stelle nur Handschlag von ihnen genommen werden. So wurden also die Häuser gebaut und 1819 auch die Kirche. Hoffmann trat als Vorsteher an die Spitze der Gemeinde. Als Geistlicher fungirte zuerst ein aus der Landeskirche ausgeschiedener Geistlicher, Friedrich. Nach ihm Kapff, der jetzt Prälat in Stuttgart ist, und nach diesem der jetzige treffliche Pfarrer Staudt. In dieser Gemeinde sammelten sich also die verschiedenen Gläubigen aus Würtemberg. Aber natürlich konnten sie nicht alle aufgenommen werden, weil das Areal der Gemeinde zu klein war, nur etwas über 800 Morgen, und sie wollten ausdrücklich kein Fabrikwesen aufkommen lassen. Der König wurde also um Concessionirung noch anderer ähnlicher Gemeinden angegangen; aber nun wurde jede weitere Concession verweigert. Nur noch eine entstand bald darauf, Wilhelmsdorf im südlichen Würtemberg. Da lag im Gebirge eine große unfruchtbare Moorfläche von 600—700 Morgen, die wollte der König gern urbar gemacht haben; aber Niemand wollte in dieser ungesunden Gegend seine Kräfte und sein Vermögen daran setzen. Da entschloß sich die Gemeinde Kornthal dazu, wofür ihr dann für Wilhelmsdorf dieselben Privilegien bewilligt wurden als für Kornthal. Diese Gemeinde ist ungefähr 2—300 Seelen stark. Im Ganzen haben diese Gemeinden das Ansehen einer Brüdergemeinde, aber mit entschiedenem Lutherischem Bekenntniß. Sie stehen unter einem weltlichen und geistlichen Vorsteher (Pfarrer). Daneben ein Collegium von Aeltesten, welche den Gemeinderath bilden. Der Pfarrer hat bei allen seinen Verrichtungen keinen Chorrock, sondern nur einen gewöhnlichen schwarzen Ueberrock, nur trägt er dabei die weißen Ueberschlägel, Päffchen. In der Kirche ist keine Kanzel und kein Taufstein, sondern nur ein erhöhter Altar, hinter diesem ist an der Wand eine Bank, auf dieser sitzen die Aeltesten, in ihrer Mitte, gerade hinter dem Altar, der Pfarrer. Von hier aus hält er die Predigt. Eine Liturgie findet nicht statt; nur ein allgemeines Kirchengebet nach der Predigt. Die Gemeinde sitzt nach Geschlechtern geordnet, diese gehen auch durch bestimmte Thüren aus und ein. Außer dem Vor- und Nachmittagsgottesdienste am Sonntage ist auch an jedem Tage Versammlung in der Kirche. Am Montag früh eine Art Schulgottesdienst für die Schüler sämmtlicher Unterrichts-Anstalten, wozu aber auch viele aus der Gemeinde zusammen kommen. Dieser Schulgottesdienst ist ebenso auch Mittwochs und Sonnabends. Außerdem ist Abends eine Versammlung, wenn die Leute von der Arbeit zurück sind. Es wird gesungen, die Losung des Tages vorgelesen, gebetet und wieder gesungen. Am Mittwoch Abend wird über einen Schriftabschnitt gesprochen. Da kann jeder aus der Gemeinde mitsprechen; meist beschränkt es sich auf die 7 Aeltesten und 2 Vorsteher. Das war mir etwas ganz Fremdes, und obgleich ich von diesen Männern herrliche Sachen habe aussprechen hören, obgleich sie dabei eine wunderbare Schriftkenntniß, Erfahrung und Belesenheit in guten Erbauungsbüchern zeigten, konnte ich mich doch nicht recht damit befreunden. So oft der Geistliche dabei ist, hat's weniger Bedenkliches. Er kann alles Schiefe, was möglicher Weise vorgebracht wird, wieder gerade rücken. Aber manchmal ist er auch nicht zugegen, da kann manches Ungeschickte mit unterlaufen. Doch habe ich dergleichen in der Kirche selbst nicht gehört, wohl aber in einer Privatversammlung; davon hernach. Diese Theilnahme auch der Laien am Lehramte, denn das sind diese Besprechungen, indem nach der Vorlesung des Abschnittes der Eine, also nicht immer der Geistliche, ihn erst erklärt und dann zu weiterer Besprechung auffordert, habe ich hier zuerst gefunden. Freilich ist hier die religiöse Bildung der Laien unendlich viel größer, als in unsern Gegenden, mit Ausnahme des Ravensbergischen. Dann werden die welche in der Kirche sprechen, an das freie Sprechen sehr gewöhnt. Es sind meistens Stundenhalter, welche in den erbaulichen Privatversammlungen die Bibelstellen erklären. So habe ich diese Leute längere freie Reden halten hören, deren sich ein Geistlicher nicht hätte zu schämen brauchen. In Kornthal zeichneten sich darin besonders der weltliche Vorsteher Daus, der Schulmeister Meier, der Hausvater des Rettungshauses Barner aus. Außer diesen Versammlungen in der Kirche finden, wie gesagt, noch Privatversammlungen zu gegenseitiger Erbauung statt; diese haben aber eine bestimmte Farbe; es halten sich bestimmte Leute zu der einen oder der andern. Unter den Würtembergischen Gläubigen sind nämlich besonders zwei Richtungen, die sich von einander unterscheiden, oft auch in Opposition gegen einander stehen und in allen lebendigen Gemeinden gefunden werden, nur daß die eine oder andere Partei überwiegt. Zuerst die entschieden Kirchlichen, die sogenannten Alt-Pietisten, welche eben außer der Kirche noch Privaterbauungen suchen, und die sich von den Ravensbergern nur dadurch unterscheiden, daß bei den letzteren in den Versammlungen außer dem Gebete nichts Eigenes vorgebracht wird, während hier in Würtemberg meist selbstständig die Schrift erklärt und darüber gesprochen wird mit Mittheilung besonderer Erfahrung. In der Lehre sind sie wie überhaupt durchaus kirchlich. Daß sie vielfach der Lehre von

der Wiederbringung aller Dinge huldigen, fällt einem Fremden auf; hier ist diese Lehre sehr verbreitet. Die zweite Partei ist die der Michelianer, so genannt nach einem Bauern Michael Hahn, der besonders in den letzten Decennien des vorigen und den ersten dieses Jahrhunderts in Erbauungsstunden wie in Schriften gewirkt hat. Dieser Bauer, allerdings ein Mann Gottes mit eminenter Begabung, schärfte besonders die Heiligung ein. Er wollte die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben nicht zurückstellen, aber er wollte einen falschen, faulen Glauben bekämpfen, welcher das Verdienst Christi sich gerne zu einem Ruhekissen für den alten Menschen machen möchte. Er hob also den Christus in uns neben dem Christus für uns besonders hervor, verlangte aufs Entschiedenste die Kreuzigung des alten Menschen und fortgehenden entschiedenen Ernst der Heiligung. Indem er aber diese Seite besonders betonte, die andere nur mehr als Voraussetzung stehen ließ, wie sie denn bei ihm in der That die lebendige Voraussetzung oder die lebendige Wurzel seines heiligen Wandels war, konnte es nicht fehlen, daß unter seinen Anhängern auf die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben zu wenig Gewicht, weit mehr auf die von der Heiligung gelegt wurde. Dazu kamen einzelne mystische Speculationen über die verschiedenen Stufen der Heiligung; dann die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge; die Ehelosigkeit gilt auch für ein Mittel das Fleisch zu tödten, obgleich sie die Ehe nicht verachten oder verbieten, man hält eben nur für angemessener ehelos zu bleiben. Ein Geistlicher, der viele Kinder hat, steht nicht in großem Ansehen bei ihnen, er gilt ihnen für fleischlich. Das geistliche Amt steht ihnen natürlich auch nicht sehr hoch, sie betonen mehr das allgemeine Priesterthum. — Alle Michelianer, die durch ganz Würtemberg verbreitet sind, und auch in Baden, in Baiern sich finden (sie zählen auch viele Geistliche unter sich, z. B. neigt Kapff sehr zu ihnen hin), stehen unter einander in Verbindung. Zuerst war Michael Hahn selbst ihr Leiter, an den man sich in allen Angelegenheiten wandte, und dessen Bestimmungen man genau befolgte. Dann ein Schäfer Anton Egeler, jetzt ein alter Schulmeister Kolb, neben ihm noch ein alter Mann, Adam. Die Aeltesten und Angesehensten bilden unter dem Ersten ein Collegium, welches in einzelnen Fällen Beschlüsse faßt, die pünktlich ausgeführt werden, z. B. bei Eheschließungen. Ich wohnte einer Versammlung dieser Michelianer in Kornthal bei. Es war eine Frau ihrer Richtung gestorben; nach der Beerdigung versammelten sie sich. Es wurde über die Stelle aus der Offenbarung gesprochen: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben ꝛc. Was es heiße in dem Herrn sterben wurde zuerst verhandelt. Da fiel mir schon auf, wie sie erst so lange um die Stelle herumgingen, meinten, sie sei viel tiefer zu nehmen, als man's gewöhnlich fasse, das habe noch einen besondern Sinn. Endlich gab der Schulmeister eine Erklärung, die richtig und schön war. Aber nun ging man weiter. Der Vorsteher meinte, die Seligkeit derer, die in dem Herrn sterben, bestehe doch darin, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke ihnen nachfolgen. Da müßte man eben ruhen können von seiner Arbeit, müßte diese vollendet und sein Werk wirklich gethan haben. Jeder hätte seine Aufgabe zu vollenden vom Herrn erhalten, und müßte er sich einst sagen, er habe sie nicht vollendet, könnte er nicht auf ein vollbrachtes und zu Ende geführtes Tagewerk zurückblicken, dann könne er nicht selig sterben in dem Herrn. Hier trat mir das Bedenkliche recht stark entgegen. Wenn Jemand darauf

den Hauptaccent legt, wie leicht ist es da, daß er auf den Gedanken kommt, er vollziehe die ihm gesetzte Aufgabe, er wird zufrieden mit sich. Und wenn er dann zum Tode sich niederlegt, wenn dann im Angesichte des Gerichts ihm doch seine Untreue durch das ganze Leben entgegentritt, muß er da nicht in die quälendste Angst gerathen, daß er nicht selig sterben könne, weil er seine Aufgabe nicht vollendet? Das Beste daran ist, daß gerade die Hervorragenden unter den Michelianern im Herzen doch anders stehen, als sie aussprechen; daß sie im Grunde denn doch nur vom Verdienste Christi wissen, daß sie auf ihrem Todtenbette sich ebenfalls nackt und bloß fühlen und einzig auf das hochzeitliche Kleid hoffen, das der Herr ihnen anlegt. Aber gar Viele werden doch auf einen Irrweg geführt und darin bestärkt durch die Lehre von der Wiederbringung. — Wie bei den Altpietisten besonders die Schriften von Bengel im Gebrauch sind, so bei diesen die von Michael Hahn. — Endlich die dritte Richtung ist die der Pregizerianer, so genannt nach einem Prediger Pregizer, einem Zeitgenossen Michael Hahns. Dieser hob ganz im Gegensatz zu Michael Hahn vor Allem die Rechtfertigung allein aus dem Glauben hervor, ganz in lutherischer Weise, eiferte gegen alle Werkgerechtigkeit und Werkheiligkeit. Er bekämpfte ein finsteres Christenthum, welches das Gesetz und seinen Fluch wieder aufrichten wollte. Er selbst scheint dabei durchaus nicht die Gränze der Wahrheit überschritten zu haben, wie er denn in seinem Lebenswandel sich ausgezeichnet hat. Wie nun bei den Michelianern dadurch, daß man die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben immer nur mehr voraussetzt, diese Lehre bei vielen mehr in den Hintergrund geschoben und die Rechtfertigung doch mehr oder weniger von der eigenen Heiligkeit abhängig gemacht wird, so umgekehrt bei vielen Anhängern Pregizers. Gar viele werfen sich mit Leichtigkeit in den Glauben an das Verdienst Christi hinein und bedenken zu wenig, daß der rechte Glaube ohne Früchte der Heiligung nicht möglich sey. Buße und das Schaffen der Seligkeit mit Furcht und Zittern, Selbstverleugnung und Kreuzigung des alten Menschen lag ihnen ferner. Ein heiteres Christenthum ohne die Schwere des Kampfes wollen sie. Das drücken sie schon aus bei ihrem Gesange, indem sie ihre Lieder beim Gottesdienst nach weltlichen, gar Gassen-Melodieen singen. Sie kommen vielfach zusammen, besprechen ihre religiösen Angelegenheiten beim Glase Wein, bleiben bis mitten in die Nacht bei einander, beide Geschlechter; kurz der Glaube an das Verdienst Christi wird vielfach gebraucht zu einem Kissen, auf welchem das Fleisch ganz behaglich sich streckt. — So bilden diese Pregizerianer den directen Gegensatz zu den Michelianern, bei beiden die Gefahr der Seelen vielleicht gleich groß, aber auch bei beiden viele Herzen besser als ihre Lehren. — In neuester Zeit bahnen sich noch andere Richtungen einen Weg. Die eine geht aus vom Salon bei Ludwigsburg. Das ist eine Erziehungsanstalt für Knaben, Realschule und Gymnasium vereinigt, gegründet von mehreren Brüdern Paulus und dem Bruder des Hofpredigers Christoph Hoffmann. Diese Männer sind wissenschaftlich tüchtig, besonders soll Christoph Hoffmann eine bedeutende Gelehrsamkeit besitzen. Das Charakteristische an diesen Männern ist bei entschieden christlicher Stellung eine sehr finstere Ansicht von der Gegenwart. Ueberall sehen sie Babel, in der Kirche dasselbe Verderben als in der Welt, hier nur mehr enthüllt als dort. Es ist nicht auf bessere Zeiten zu hoffen, wir gehen den schwersten Gerichten entgegen, aus denen nur sehr Wenige dem Zorne entrinnen

werden. Vielleicht wird die Zeit bald kommen, da für diese Wenigen das einzige Mittel dem allgemeinen Gerichte zu entgehen nur noch die Flucht ist. Kirchliche Einrichtungen und Ordnungen gelten ihnen wenig, es giebt überhaupt nichts von sichtbarer Kirche, es ist nur eine unsichtbare Kirche, was von sichtbarer Kirche da ist, ist nur eine Verkleidung der Welt. Das Organ dieser Richtung ist „die süddeutsche Warte", welche von Christoph Hoffmann herausgegeben wird. Es ist schade, daß diese Männer sich so auf sich selbst zurückgezogen haben, daß sie Christenthum fast nur noch auf ihrem Salon finden. Es ist gefährlich, wenn man dahin kommt, fast nur noch richten und verurtheilen zu können. Wenn auch in unsern Tagen das Verderben immer mächtiger überhand nimmt, wenn auch deshalb schwere Gerichte zu erwarten sind, so wäre es doch undankbar und Blindheit, nicht auch erkennen zu wollen, wie der heilige Geist gerade in unsern Tagen so mächtig wirkt und dem Herrn aller Orten Kinder geboren werden. Und sind dies auch nur erst Anfänge, und sind sie auch noch unscheinbar und gering an Zahl, so sollen wir uns darüber freuen und die Morgenröthe eines neuen Tages darin erkennen. Diese Richtung ist erst mehr im Entstehen, findet aber Eingang, zumal da sie mehr oder weniger gegen das äußere geistliche Amt geht, und gegen alle Ordnung, und zu zerstören im Namen Gottes wird dem Menschen unendlich viel leichter, als aufzubauen im Namen des Herrn. Und wenn man den Geistlichen ihre Wissenschaft zum Vorwurf macht, so geht auch das vielen leicht an, den faulen unter den Geistlichen selbst und den Laien, die für das allgemeine Priesterthum schwärmen. — Eine andere ebenfalls gegen die kirchliche Ordnung und Dogmatik gewendete Richtung geht aus vom Prof. Beck in Tübingen. Er verwirft alle und jede Tradition, Alles, was nicht direct in der Schrift gelehrt oder begründet ist. Daher erkennt er die kirchliche Dogmatik nur an, so weit sie mit seiner biblischen Theologie nach seiner Auffassung übereinstimmt. So hat er sich z. B. immer entschiedener gegen die kirchliche Lehre von der Taufe erklärt. Er und seine Anhänger haben mit den Salonern das Gemeine, daß auch sie sich von allen andern schroff abschließen. Sein Einfluß auf die Studenten ist bedeutend und immer mehr und mehr macht sich nicht bloß in Tübingen eine Spaltung unter den jüngern Theologen bemerkbar. Mit der Facultät scheint Beck ganz zerfallen zu seyn. — So macht sich also an allen Orten, wo hier christliches Leben ist, auch der Subjectivismus geltend mit seinen Gefahren, und dadurch unterscheidet sich eben Würtemberg besonders vom Ravensbergischen. Doch nachdem ich so einen allgemeinen Ueberblick über die verschiedenen vorhandenen oder sich bahnbrechenden Richtungen unter den Gläubigen Würtembergs gegeben, muß ich auf Kornthal zurückkommen. Es kamen damals die Gläubigen aus den angeführten drei ersten Richtungen dort zusammen, auch einige Herrnhuter, Pregizerianer waren nur wenige. Es war nun nöthig, diese zum Theil im Gegensatze stehenden Schattirungen so zu vereinigen und zusammenzuhalten, daß doch nur ein großes und einträchtiges Ganzes sei. Und dies gelang auch unter der trefflichen Leitung Hoffmanns und des Pfarrer Friedrich. Eben so wußte Kapff sie immer mehr zu verschmelzen, indem er aber etwas zu den Michelianern sich neigte. Dessen Nachfolger ist nun der schon genannte Pfarrer Staudt. Ich habe diesen Mann in den acht Tagen, da ich ihn kennen lernte, außerordentlich hoch schätzen lernen. Er ist ein wirklich bedeutender Mann. Er ist eine große ernste Gestalt, aber

kein finsterer Ernst, sondern weich und freundlich. Unter seiner großen Arbeitslast arbeitet er auch wissenschaftlich fort, besonders was Bibelstudium anlangt. Die Predigt, welche ich in Kornthal von ihm hörte, war meisterhaft. Eine so gediegene und in die Tiefe gehende Auslegung der epistolischen Stelle verbunden mit der lebendigsten Anwendung auf die Bedürfnisse und Verhältnisse der Gegenwart, wie man es selten hört. Meistens trennt sich beides, entweder tiefere Auslegung, aber abstract und ohne concrete Anwendung; oder man nimmt einzelne Gedanken aus dem Text und verarbeitet sie practisch, spricht dabei wohl über den Text, kommt aber nicht in den Text hinein. Freilich noch öfter findet man weder tiefe Auslegung noch practische und concrete Darlegung, sondern nur eine lange Sauce, wodurch das Bibelwort selbst fast ungenießbar gemacht wird. Bei Staudt aber fand man, was man suchen kann, größere Vertiefung der Erkenntniß und kräftige Anregung für das practische Leben. Dabei ein lebendiger schöner Vortrag. War mir der einfache schwarze Ueberrock auch zuerst etwas ungewohnt, über solcher Predigt verschwand mir das Nebensächliche gänzlich. Wie er aber auf dieser Seite so hoch dasteht, als ein wirklich tüchtiger Prediger, so ist er auch ein eben so treuer und gewissenhafter Seelsorger, und das kann er seyn, weil er vor Allem den Herrn lieb hat. Man muß ihn lieb gewinnen in seiner Demuth und Milde, mit welcher er Andere beurtheilt. Da ist kein Verdammen und kein Richten, sondern nur das barmherzige Verlangen, daß doch Alle die Barmherzigkeit des Heilandes erfahren möchten. — Leider konnte ich nicht so viel mit ihm zusammen seyn, als ich gewünscht hätte. Die ersten beiden Tage, wo ich in Kornthal war, war er verreist, und dann hatte er fortwährend so viel zu thun, daß ich ihn täglich nur kurze Zeit sehen und sprechen konnte. Er hat besonders auch deshalb so wenig Zeit, weil er das große Institut für Töchter leitet. Kornthal zeichnet sich nämlich auch durch seine Erziehungsanstalten aus. So zuerst das große Töchterinstitut, in welchem gegenwärtig 140 Mädchen sind, aus den höheren und mittleren Ständen. Je nachdem sie sich mehr wissenschaftlich oder mehr praktisch ausbilden wollen, wird ihnen ihr Stundenplan gemacht. Aus allen Ländern sind Mädchen hier, außer Deutschland besonders aus der Schweiz, Frankreich und England. Und eben so kommen fortwährend aus den verschiedensten Ländern Aufforderungen, ihnen von hier Gouvernanten und Lehrerinnen zu schicken. Es ist das großartigste Institut dieser Art, was wohl überhaupt existirt. Es ist aber nicht die große Zahl der Pensionairinnen, auch nicht die gediegene wissenschaftliche Bildung, die hier ertheilt wird, wodurch sich diese Anstalt von den meisten andern Anstalten am merkwürdigsten unterscheidet, es ist besonders der christliche Geist, der durch das Ganze hindurchgeht. Vorsteher, wie Lehrer und Lehrerinnen sind entschiedene Christen, wo von Concessionen an die Welt nicht die Rede ist. Nichts möchte z. B. selbst den Schülerinnen ferner liegen als der Gedanke an Tanz und Bälle u. dergl. Und doch ist durchaus nichts Klösterliches, nichts Finsteres und Verschrobenes. Man braucht nur diese Gesichter alle anzusehen, wie fröhlich, wie frisch und gesund sie aussehen. Dabei sind sie von den verschiedensten Altersstufen, vom achten bis zum achtzehnten Jahre. Aber Alles ist so einig, so harmonisch, daß man sich sofort wohl fühlt. Das Wichtigste, und wodurch in jeder Beziehung hier mehr geleistet wird als sonst wo, ist aber die fortgehende, seelsorgerische Einwirkung, die von Staudt auf alle Einzelnen ausgeübt

wird. Schon seine Religionsstunden, die beides interessant und warm sind, machen einen mächtigen Eindruck, und seinen persönlichen Unterredungen können die wenigsten widerstehen. Daher ist von Strafen hier wenig die Rede, auch werden keine langen Strafreden und Bußpredigten gehalten. Weit mehr als das Reden und Strafen wirkt das sichtbare Christenthum der Lehrer und Lehrerinnen und vor Allen Staudt's. So bildet das Ganze eine große Familie, deren äußere Ordnung in musterhafter Weise von der Frau Staudt's gehandhabt wird. Die stimmt ganz zu ihrem Manne und kann um so mehr sich dem Ganzen widmen, weil der Herr die Sorge um ihre Kinder auf sich genommen hat. — So ist es kein Wunder, daß hier schon bedeutende Erfolge erzielt worden sind, daß Mädchen, an denen man in verschiedenen Anstalten schon verzweifelt war, hier eine tüchtige christliche Bildung erhielten. Und obgleich keine Tanzstunden und dergl. gegeben werden, zeichnen sich Alle durch einen so feinen Anstand aus, wie ihn Tanzmeister nur selten beibringen können. Es ist eben keine äußere Dressur, sondern mehr Herzensbildung, mit welcher feiner Tact und Herrschaft über den Leib sich von selbst findet.

Außer dieser Anstalt ist eine andere für Knaben, ähnlich der auf dem Salon, nur daß auf dem Salon bis zur Universität vorbereitet wird: dagegen in Kornthal die höchste Stufe eine Secunda unserer Gymnasien ist. An der Spitze dieser Anstalt steht ein junger Theologe, aber auch guter Philologe, Inspector Fleiderer; hier herrscht dieselbe Ordnung und derselbe Geist wie auf jener Töchteranstalt. Doch will ich nicht verschweigen, daß, wenn andere Anstalten nicht solche Erfolge erzielen wie die hiesigen, es auch mit daran liegt, weil dort die Grundlage fehlt, die hier vorhanden ist, das christliche Leben des ganzen Dorfes. Die Leute sind hier alle fromm, still, arbeitsam, denen man es sofort anmerken kann, daß das Christenthum bei ihnen praktisch geworden ist. Es ist dies aber auch in dem Grade nur möglich, weil alle räudigen Schaafe sofort ausgeschlossen werden und die Gemeinde verlassen müssen. Und dieses christliche geordnete Leben einer ganzen Gemeinde, wo unchristliche widerwärtige Auftritte niemals vorkommen, macht gewiß einen bedeutenden Eindruck auf die jugendlichen Gemüther. Daß bei Allen ohne Ausnahme aber diese hier in Kornthal empfangenen Eindrücke bleiben werden, läßt sich nicht behaupten, wohl aber hat eine 30jährige Erfahrung bewiesen, daß es bei den meisten der Fall gewesen. In der Knabenanstalt sind 54 Zöglinge, ebenfalls aus aller Herren Länder. Ferner ist hier ein Kinder-Rettungshaus mit gegenwärtig 70 Knaben und Mädchen, unter dem schon angeführten vortrefflichen Hausvater Barner. Das ist ein Mann, wie er für Kinder paßt. Früher Lehrer, ist er seit 1824 an dieser Anstalt. Ein Mann von 60 Jahren, ein rechter Christ von bedeutender Schriftkenntniß und reich an eignen Erfahrungen, dabei voll Leben und mit einem kindlichen Herzen begabt, so daß es eine Lust ist, ihn mit den Kindern einen Schriftabschnitt durchcatechisiren zu hören, wie ich es am Sonntag vor der Predigt hörte. Dieser steht mit einer Tochter an der Spitze der Anstalt (seine Frau ist schon todt). Unter ihm sind noch 2 Aufseher für die Knaben, ein Schneider und ein Schuster, die für die Anstalt arbeiten und dabei erwachseneren Knaben, die sich diesem Handwerke widmen wollen, Anleitung geben. In der Nacht schlafen diese in dem Schlafsaale der Knaben. Eine Näherin und Köchin hat ebenso in der Nacht die Aufsicht im Schlafsaale der Mädchen. Ferner ist eine Kleinkinderbewahranstalt im Orte, die ebenfalls in lieblicher Weise geleitet wird. — Natürlich ist nun noch eine Ortsschule da unter dem Schulmeister Meier, einem Michelianer, von dem ich oben gesprochen. — Für Unterricht, Erziehung und Bewahrung der Jugend geschieht also hier mehr, als vielleicht sonst wo in einem so kleinen Orte. — Die Töchteranstalt, Kinderrettungs- und Kinderbewahranstalt gehen auf Rechnung des ganzen Dorfes; natürlich kommt nur bei der ersteren ein Gewinn heraus. Für die anderen Anstalten wird aber in prächtiger Weise gesorgt. Den Zehnten zu geben von seinem Einkommen ist hier nicht Gesetz, aber es geschieht. So wie die Ernte heimgebracht, dann kommen auch die Wagen mit Getraide, Kartoffeln, Obst ꝛc. bei dem Rettungshause vorgefahren, welche die wahrlich nicht reichen Leute dort zum Geschenk bringen. Es müßten dabei mal die reichen Oberbrücher Bauern zusehen. — Schön ist es, wie die Leichen hier bestattet werden. Der Tod hat hier ein freundliches Aeußere. Sarg und Bahre ist weiß statt schwarz, auf dem Deckel ein rothes Kreuz. Die ganze Gemeinde stellt an einem solchen Nachmittage, wo eine Beerdigung stattfindet, die Arbeit ein und erscheint im Sonntagsanzuge vor dem Leichenhause. Unter Gesang, der wie in der Kirche von der ganzen Gemeinde in ungekünstelter aber schöner Weise mehrstimmig ausgeführt wird, bewegt sich der Zug zur Kirche. Vor dieser wird die Leiche abgesetzt. Die Versammlung stellt sich im Quadrat umher auf, so daß die eine Seite die Kirche, die andere die Männer und Jünglinge, die dritte die Frauen und Jungfrauen, die vierte die Schuljugend bildet. Beim Sarge der Pfarrer und neben ihm der weltliche Ortsvorsteher. Auch hier wird ein von dem Pfarrer vorgesprochenes Lied gesungen. Dann geht der Zug unter Gesang auf den Kirchhof, wo man sich wieder in derselben Ordnung aufstellt. Hier wird die schöne Begräbniß-Liturgie der Brüdergemeinde gehalten, ein Wechselgespräch zwischen Pfarrer und Gemeinde. Es hat etwas Erhebendes, eine ganze Gemeinde mit gedämpfter Stimme so sprechend antworten zu hören. Am Schlusse wird ein vierstimmiger Satz von der Schuljugend gesungen. Dann verläßt die Versammlung den Friedhof, nachdem jeder noch einmal ins Grab gesehen. Beim Ausgange aus dem Begräbnißgarten (das ist er hier) wird collectirt für milde Zwecke. An dem Abende einer solchen Beerdigung findet kein Abendgottesdienst mehr statt. Oefters aber werden unmittelbar nach der Bestattung Versammlungen gehalten, besonders thuns die Michelianer, wenn einer von ihnen gestorben. Einer solchen wohnte ich eben bei.

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 31. März. № 26.

Baulücken und Bausteine.

(Schluß.)

Den krankhaften Reiz nach drastischen Wirkungen in der Erbauung kann nicht selten beobachten, wer Gelegenheit hat, Conventikel unter der Leitung der Laien beizuwohnen, die bei einer gewissen erregten Kraft des Geistes nicht rechte kirchliche Bildung besitzen. Dort wirkt zuweilen bei dem Gebet die häufige Wiederholung eines einzigen erbaulichen Gedankens, ja eines einzelnen Ausrufs, z. B.: Ach du Lamm Gottes, mit immer mehr und mehr gesteigertem Gefühl ausgesprochen, so stark auf die Gemüther, daß Seufzen, Stöhnen, hervorbrechende Thränen, krampfhaftes Weinen und Schluchzen Einzelner, zuletzt der ganzen Versammlung die Folge davon ist. In einer gewissen Gemeinde, wo noch vor einiger Zeit solche Conventikel bestanden, ging die fromme Erregung, während bei dem Schlußgebet Alles inbrünstig auf den Knieen lag, regelmäßig in ein förmliches unartikulirtes Geheul über, und neuhinzutretende Mitglieder mußten, wenn sie wollten die Ebenbürtigkeit erlangen, sich so lange mühen, bis der Geist bei ihnen auch in dieser Weise zum Durchbruch kam. Einen sittlichen Werth können solche Vorgänge nicht beanspruchen; sie gleichen weit eher nervösen Aufregungen, als Wirkungen des Geistes Christi und wirken gleichsam körperlich ansteckend, so daß es unter Umständen eine gewisse Anstrengung erfordert, nicht mit hineingerissen zu werden. Es findet eine Vermengung christlichen Wesens und der Naturseite des Menschen statt, bei welcher die letztere allmälig die Oberhand gewinnt, wodurch es erklärlich wird, daß selbst unsittliche und rohe Gemüther dafür empfänglich sind, ohne daß man nachher irgend welche heilsame Aenderung ihres Sinnes bemerken kann. —

Gegen all' diese ungesunden Vorgänge ist nun die klare, gesunde, nüchterne, auf harmonische Ausbildung durch Erleuchtung und Heiligung des gesammten innern Menschen abzielende kirchliche Lehre das sicherste Gegenmittel. Ein Pastor, der darinnen selber fest ist, vermag die krankhaften Abweichungen von dem normalen Leben bald zu erkennen und richtig zu behandeln, als ein rechter Seelsorger; damit Christus in der Gemeinde eine völlige, und nicht eine verkrüppelte Gestalt gewinne. Daß dieß aber geschehe, ist doch zweierlei nothwendig.

Alle mögliche Begründung der Gemeinde auf Schrift und Bekenntnisse der Kirche, alle Erweckung ihrer Liebe zur Kirche fordert als nothwendige Ergänzung die Kirchenzucht, so wie sie dieser als unumgängliche Voraussetzung dient. „Die Bedeutung der Kirchenzucht," sagt Stahl in seinem Werk über die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten S. 216 Anm., ist nicht, durch Zwang oder durch Furcht vor öffentlicher Demüthigung von Vergehen abzuhalten, sondern die sittliche Würdigung der Kirche auszudrücken und zuletzt die Kirche als religiös-sittliche Gemeinschaft von entschieden widerchristlicher oder unsittlicher Beimischung zu reinigen. Darum ist sie ein eben so wesentliches Element der evangelischen, als der katholischen Kirche. Eben darum ist sie aber auch nichts nütze, wenn sie nicht aus einem lebendigen Bewußtseyn jener Gemeinschaft hervorgeht." Beides also muß sich gegenseitig ergänzen. Eine Kirchenzucht ohne den vorher gelegten rechten Grund würde in eine polizeiliche Maßregelung ausarten; und das kirchliche Bewußtsein ohne jene Fortsetzung würde zuletzt in einem todten Betonen des Bekenntnisses stagniren. Jedes bedingt die gesunde Entwickelung des Andern.

Nun ist uns das kirchliche Bewußtsein in hohem Grade abhanden gekommen, also ist zu natürlich, daß man die Nothwendigkeit der Kirchenzucht ebenfalls vergessen hat, und wo eine Erinnerung daran sich hervorwagt, erweckt sie den entrüsteten Aufschrei der durch den Liberalismus erschlafften Herzen. Man darf wohl behaupten, daß uns das Verständniß solcher Stellen, wie: Thut von euch selbst hinaus, wer da böse ist, 1. Cor. 5, 13; Ist Jemand, der sich läßt einen Bruder nennen, und ist ein Hurer, oder ein Geiziger, oder ein Abgöttischer, oder ein Lästerer, oder ein Trunkenbold, oder ein Räuber, mit demselbigen sollt ihr auch nicht essen, 1. Cor. 5, 11. und der andern ähnlichen, beinahe ganz abhanden gekommen ist; und die Vorschrift des Herrn Matth. 18, 15—18. wird angesehen, als ginge sie uns gar nichts an. Viele meinen in angeblicher evangelischer Liebe, es sei das Amt der Kirche lediglich, höchstens mit warnenden Worten die Sünde zu rügen, das Beste zu hoffen, und wenn die Hoffnung fehl schlägt, sich mit dem Gedanken zu trösten: dixi et salvavi animam meam. Das stimmt allerdings ganz mit dem Geist, in dem der Hohepriester Eli gegen seine Söhne verfuhr, die er genau nach Vorschrift der modernen Zeit behandelte, aber das strafende Urtheil Gottes über sich erfahren mußte: „Er wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten und hat nicht einmal sauer dazu gesehen. Darum thue ich ein Ding in Israel, daß wer das hören wird, dem

werden seine beiden Ohren gellen." Die wenigen Reste, die wir von Kirchenzucht noch haben, z. B. bei kranzlosen Trauungen, machen eigentlich blos den großen Mangel daran recht fühlbar.

Was z. B. kann oder soll denn jetzt in einem solchen Fall geschehen. In einer gewissen Landgemeinde hatte ein Besitzer von zwei großen Bauergütern, der reichste Mann im Dorf, einigen seiner Tagelöhnerweiber dadurch ein großes Aergerniß gegeben, daß er über die Geburt unsers Herrn in pöbelhaften Ausdrücken redete. Das war doch gewiß ein Lästerer. Die Weiber klagten es heimlich ihrem Prediger, der seine Weisheit zwar auch nur hauptsächlich aus alten Jahrgängen von Röhrs kritischer Prediger-Bibliothek und ähnlichen Werken schöpfte; aber doch über die Ruchlosigkeit seiner Beichtkinder sich ernstlich entrüstete. Dabei blieb's aber. Allerdings kann solchem Lästerer gegenüber der Geistliche sich persönlich exponiren und sehen, wie weit er damit kommt, wie das jeder wohlgesinnte Privatmann am Ende auch kann, wenn er Lust hat. Aber welche Waffen hat denn die Kirche gegen offenbar Ungläubige, gegen offenbare Lästerer, die in ihrem Schooße sitzen, und die doch jedenfalls kirchlich-schärfer sollten behandelt werden, als etwa eine zu Fall gebrachte Jungfrau! Welche Macht hat denn die Kirche gegen die zu Stadt und Land heimische Verachtung des dritten Gebots? Es ist wohl sonst schon z. E. auf die Verhältnisse der Tagelöhner hingewiesen, wie sie in dieser Beziehung sich in der Mark und auch anderwärts gestaltet haben. Leider steht es fest, daß unter der Mehrzahl der ländlichen Tagelöhner eine Art stumpfer Gleichgültigkeit gegen die Predigt und Gottes Wort hervortritt. Sie lassen das gleichgültig bei Seite liegen, wenn die Gelegenheit ihnen noch so bequem dazu geboten wird, und nehmen die Ermahnungen dagegen mit einer gewissen sauern Ruhe hin. Aber es stehet auch eben so fest, daß auf der andern Seite an der Unkirchlichkeit dieser armen Leute die Gutsherrschaften nicht geringe Schuld tragen, ja mitunter die bei weitem größere. Es wäre doch wohl Pflicht eines Gutsbesitzers, insbesondere wenn er als Kirchenpatron auf die größten kirchlichen Ehren Anspruch macht und machen darf, durch sein Beispiel auch eine Aufmunterung zur Heilighaltung aller kirchlichen Ordnung zu geben, seinen Arbeitern die Zeit für den Tag des Herrn nicht zu beschränken, vielmehr Eifer daran zu wenden, daß sie denselben für ihre arme, vom irdischen Sinn doch genug geknechtete Seele benutzen. Er sollte doch erwägen, daß es ein Ausspruch Gottes ist: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren; wer aber mich verachtet, der soll wieder verachtet werden." Es ist schrecklich, wenn für die ländlichen Gelage bei Musik und Branntwein, die namentlich bei Erntefeiern nie fehlen dürfen, immer Zeit genug sich findet, aber nie keine zur Ehre Gottes des Herrn. Wäre der kirchliche Sinn unter den Herrschaften nicht gar so selten, wie käme es, daß das gute Gerücht von einem Gutshern, der kirchlicher Ordnung mit seinem ganzen Hause unterthan ist, viele Meilen weit und breit durch die ganze Gegend läuft und wie die Stadt auf dem Berge leuchtet? Was soll nun aber die Kirche thun? Etwa nur das, was Eli that? nämlich sagen: „Nicht, meine Kinder, das ist nicht ein gutes Geschrei, das ich höre. Ihr macht des Herrn Volk übertreten" — und weiter Nichts? Soll sie dasselbe Urtheil über sich empfangen, wie jener? — Offenbar ist, daß man dabei nicht stehen bleiben darf. Aber man kann auch nicht eher ernten, als bis man gesäet hat und die Saat reif geworden ist. Ganz verkehrt wäre es und den Keim des Mißlingens gleich im Schooß tragend, wenn man in äußerlicher, mechanischer Weise mit Einführung von Kirchenzucht, Gemeinderepräsentanten und dergl. beginnen wollte, ehe irgend welche Vorbedingungen dazu erfüllt werden. Der Bau der Kirche kann überhaupt nicht von unten her bewirkt werden, es ist das ganz gegen die Ordnung im Reich Gottes. Wer da einen Thurm auf breitester Grundlage errichten will, der bis in den Himmel mit seiner Spitze reiche, der wird dasselbe erreichen, was die Erbauer des Thurms von Babel, eine Sprachverwirrung, daß zuletzt Niemand den andern versteht. Mit so complicirten und künstlichen Dingen kommt man nicht durch. Die Heilung muß von Innen nach Außen geschehen, und das Innerste des Kirchenorganismus ist offenbar der Lehrstand. Wenn an dem Alles das zur Erscheinung gekommen sein wird, was man in der Kirche zu haben wünscht, wird es in weitern und immer weitern Kreisen durch organisch wirkende Kraft, aber nicht im Wege mechanischer Zusammensetzung sich herausbilden. Und fehlt es da, hilft alles Bauen und Bessern Nichts, vielmehr wird dann das Wort des Dichters wahr: Curando quaedam fieri pejora videmus Vulnera quae melius non tetigisse juvat.

Nachrichten.

Kornthal in Würtemberg. Aus einem Briefe eines früh Heimgegangenen.

(Schluß.)

Aus dem was oben gesagt, erklärt es sich vollkommen, daß die Michelianer in ihrer Schroffheit nicht in Kornthal anzutreffen sind; und Staudt weiß sie vortrefflich zu nehmen, eben so der Hausvater Barner. Das sind die beiden, welche gewöhnlich, wenn in den Versammlungen etwas Schiefes vorgebracht worden, es wieder zurecht rücken, aber nicht so, daß sie direct corrigiren; thäten sie das, so würden die Michelianer, das Charakteristikum aller Secten, gerade dieses Schiefe mit Zähigkeit festhalten und in der Vertheidigung nur noch bedenklichere Sachen kommen. Vielmehr vermeiden sie alle bestimmte Beziehung auf das eben gesagte, sondern sprechen nur ihre Anschauung positiv aus, welcher dann auch die Michelianer beistimmen. — Man sieht aber, welch ein Tact dazu gehört, wenn der Geistliche es Allen recht machen soll. Noch schwieriger ist natürlich die Stellung der Geistlichen an anderen Orten, wo die Gegensätze viel schroffer sich ausgebildet haben als in Kornthal, wozu ja noch

kommt, daß das geistliche Amt als solches besonders von den Michelianern und Pregizerianern sehr wenig geachtet ist. Der Geistliche steht ihnen um so höher, jemehr er sich zu ihnen als Bruder stellt. Darum steht auch Kapff bei ihnen in so großem Ansehen. Staudt, obgleich sie ihn sehr verehren, ist ihnen nicht brüderlich genug; er ist eben nicht Michelianer. Als eine Eigenthümlichkeit beim Gottesdienst will ich noch nachtragen, daß die Lieder nicht aus einem von jedem mitgebrachten Gesangbuche gesungen, sondern von dem weltlichen Vorsteher oder von Barner laut vorgesagt werden. Auf dem Altare steht neben dem Kreuze noch eine eherne Schlange. — Bei der nun schon im Ganzen geschilderten Natur der Gemeinde ist es natürlich, daß ein Wirthshaus in gewöhnlicher Weise hier nicht ist. Für die Gemeindeglieder ist keins nöthig, es ist nur ein Gasthaus für Fremde da, entweder solche, welche das Dorf und die Anstalten kennen lernen, oder ihre hier in Pension gegebenen Kinder besuchen wollen, oder durchreisende Handwerksburschen oder Handelsleute. Die Stille in diesem Gasthause macht einen eigenthümlichen Eindruck. In den Zimmern hängen überall Bilder aus der heiligen Schrift, Missions- und andere religiöse Schriften liegen da, und am Morgen- und Abendsegen nehmen die Gäste Theil. Dieses auf Rechnung der ganzen Gemeinde geführte Gasthaus leitete bis diese Ostern Pfarrer Staudts Schwiegervater, Kölner, von dem so mancher Handwerksbursche einen bleibenden Segen davongetragen. Es sind schon rührende Fälle vorgekommen, wie so manche von diesen armen Menschen, die lange keine Kirche besucht und kein Wort Gottes gehört, hier im Gasthause durch Kölners Gebete ergriffen und erweckt worden, die dann später wieder mal durchreisten und mit Thränen ihm dankten. Seit seinem Tode führt seine Tochter, die unverheirathete Schwester der Frau Staudt, die Wirthschaft weiter. Es war mir dieser Aufenthalt ungemein wohlthuend. Dabei lernte ich auch manche Fremde kennen. So einen pensionirten französischen Officier aus Straßburg, dessen Eltern mit den Bourbonen bei der Revolution ins Ausland gegangen waren und der nie einem Napoleon hat dienen wollen. Dabei eine ehrliche treue Seele und ein Christ, wie man sie selten in diesem Stande findet. Er hatte dabei allerdings seine Schrullen. So eiferte er sehr gegen den Namen Lutheraner, obgleich er im Bekenntniß zu ihnen hielt. Er hielt es für eine Verleugnung des Herrn sich Lutheraner zu nennen, man solle sich einfach Christ nennen. Ich versuchte es, ihm den Namen Lutheraner zu erklären und daß das keine Verleugnung des Herrn sey; aber er ließ sich von seiner Ansicht nicht abbringen, was ich dem alten Manne zuletzt zu gute hielt, und trotz dieses Streites wurden wir recht gute Freunde. Dann war einige Tage auch der Evangelische Missionar Klein aus Nazareth da. Er holte seine Braut ab, eine Lehrerin aus dem Töchterinstitut, um sich mit ihr in London trauen zu lassen, (sie ist eine Engländerin) und dann nach Nazareth zurückzukehren. Mit dem sprach ich natürlich viel über Ohnesorge, der mehrere Tage bei ihm in Nazareth gewesen war. — Am Sonntage den 31. Juli fuhr ich mit Staudt und seiner Familie, mehreren Lehrerinnen, Barner und andern, Nachmittags zu einem Missionsfeste in einer benachbarten Stadt, auf einem Erntewagen, an dessen beiden Seiten der Länge nach Bretter zum Sitzen angebracht waren. Noch mehrere solcher Wagen mit Schülerinnen folgten. Das war ganz hübsch. Unterwegs wurde mehrmals ein Choral gesungen. Das Fest war recht besucht; die große alterthümliche Kirche ganz voll. Zuerst hielt nach dem Gesange der Pfarrer des Ortes ein Gebet, das etwas matt war. Dann predigte ein

anderer Pfarrer recht gut, aber nicht festmäßig genug. Die Predigt faßte nicht recht. Ebenso war es mit dem langen Missionsbericht. Leben kam erst in die Versammlung, als Staudt, der schon Vormittag jene meisterhafte Predigt in Kornthal gehalten hatte, die Kanzel bestieg. Hier mußte ich ihn wieder bewundern als Missionsfestredner. Freilich lebt er auch selbst sehr in der Mission. Er ist mehrere Jahre Lehrer am Missionshause in Basel gewesen. Nur der Ortspfarrer hatte bei seinem Gebete einen Talar an, die andern predigten auf der Kanzel im bloßen schwarzen Ueberrock, was mir erst fremdartig war, was ich aber auch am vorigen Sonntag auf dem Feste des Rettungshauses in Göppingen wieder fand. Es scheint eben in Würtemberg ziemlich allgemein zu seyn, daß auswärtige Redner ohne Talar von der Kanzel sprechen, was auch wohl damit zusammenhängt, daß sehr oft auch Laien als Festredner auftreten. So hat früher Hoffmann, später Kölner auf allen Festen reden müssen, und am vorigen Sonntage in Göppingen hielt z. B. Barner vom Altar aus eine Ansprache. Das sind Sachen, die einem Norddeutschen zuerst auffallend sind. Diese nicht von Pastoren sondern durch den heiligen Geist gelehrten Männer reden oft viel ansprechender und anregender, viel kräftiger und verständlicher als die studirten Pastoren; doch ist gewiß die äußerste Vorsicht bei der Auswahl nöthig. Am Dienstag ging ich nach Weilendorf, wo eine Privatpastoralconferenz statt hatte. Es kommen nämlich die gläubigen Pastoren der Diöcese alle 4 Wochen bei einem von ihnen zusammen, wobei sie ihre Frauen mitbringen. Da wird ein Buch der heil. Schrift nach und nach durchgenommen, wobei wissenschaftliche Exegese mit erbaulicher Betrachtung verbunden wird, daß also auch die Frauen etwas davon haben. Ich war sehr erfreut über dieses Kränzchen. 11 jüngere und ältere Pastoren waren da, und wie genau hatten sie sich präparirt. Wenn doch auch in Preußen solche Kränzchen zum Schriftstudium in dieser Weise mehr gehalten würden. Aber das ist eben der große Unterschied zwischen den gläubigen Würtembergischen und den gläubigen Preußischen Pastoren, daß diese vielfach weit weniger wissenschaftliches Interesse haben als jene. Was hat die Würtembergische Geistlichkeit schon auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie auch literarisch geleistet! Doch kann ich die Schuld den Preußischen Pastoren nicht allein aufbürden. Einmal ist es denen, die 2 bis 3 Kirchen haben, sehr schwer, wenn nicht unmöglich, Zeit zum Studium zu finden. In Würtemberg haben sie alle nur eine Kirche, wenn auch manchmal 2 Dörfer. Ferner ist die Vorbildung eine ganz verschiedene. In Würtemberg existiren zunächst mehrere Unterseminarien, entsprechend den obersten Klassen unserer Gymnasien, nur daß in diesen Seminarien die Leistungen in philologicis höher sind als bei uns in prima. In diesen Seminarien werden alle die auf Kosten der Regierung zur Universität vorbereitet, welche vorher das Aufnahme-Examen bestehen, wobei viel verlangt wird. Aus 100 und mehr Aspiranten werden immer nur 30 ausgewählt. Sie müssen also alle tüchtig fleißig seyn. Dann ist in Tübingen für die Theologen ein Seminar unter denselben Bedingungen, wo sie unentgeltlich 4 Jahre lang studiren. Hier ist ebenfalls erst ein Examen zu bestehen, und jedes halbe Jahr wird während dieser Zeit ein schriftliches und mündliches Examen gemacht. Je zwei Säle mit ungefähr 16 Seminaristen stehen unter einem Repetenten, Candidaten, welche die ersten Nummern im Candidaten-Examen erhalten und damit auch die facultas docendi auf der Universität haben. Diese Repetenten stellen in jeder Disciplin Repetitionen mit den Seminaristen an. Dann sind diese letzteren überhaupt unter ziemlich

strenger Aufsicht, dürfen nur in festgesetzten Zeiten ausgehen, müssen in festgesetzten Zeiten arbeiten und regelmäßig die ihnen vorgeschriebenen Collegia besuchen. So werden also diese Leute gezwungen, was ordentliches zu lernen, während es bei uns in Preußen ihnen eben frei steht. Nach diesen 4 Jahren Universitätszeit wird das Examen pro munere gemacht. Damit ist es aber nicht genug. Sondern so oft ein Geistlicher sich zu einer bessern Stelle meldete, hat er bisher erst wieder ein gehöriges Examen machen müssen, und wenn dieses nicht befriedigte, mußte er sitzen bleiben. Diese Pflicht dauerte bis zum 60sten Jahre. Da erst hörten die Examina auf. In neuerer Zeit ist aber hier eine laxere Praxis eingetreten. Außerdem müssen die Geistlichen größere schriftliche abwechselnd lateinische und deutsche Arbeiten liefern, jeder mindestens alle 3 Jahre eine, wozu die Decane die Aufgaben stellen. Dann ist alle Jahre eine Diöcesansynode, wo eine große Disputation stattfindet. Zwei müssen Thesen stellen, die andern opponiren entweder oder treten auf Seiten der Respondenten. Früher geschah das lateinisch, seit einigen Jahren deutsch. Die Thesen werden ½ Jahr vorher allen Geistlichen mitgetheilt. Da ist nun sehr gründliche Vorbereitung nöthig. So ist hier alles darauf angelegt die Pastoren zu zwingen ihre studia fleißig fortzutreiben. Nun kann es nicht mehr auffallen, daß unter den Würtembergern so viele wissenschaftliche Theologen sich finden. Am Mittwoch den 3. August reiste ich ab. Gern wäre ich noch länger in Kornthal geblieben.

Oesterreich.

In der evang. Diöcese Kärnten befindet sich seit vier Jahren ein junger Prediger, der überall das große Wort führen will. Als Herausgeber des „Glaubensboten" hat er seine höchst oberflächlichen Anschauungen und Auffassungen verlautbart und sich so vernehmen lassen, als ob er mit aller Entschiedenheit und Festigkeit das Eine schon ergriffen hätte, was Noth thut. Allein er mußte die Wahrheit des Wortes erfahren: wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden. Sein Glaubensbote fand keinen Eingang und mußte selbst eingehen. Der gewesene Redacteur begann sodann in anderen Zeitschriften als kirchlicher Berichterstatter aus Kärnten seine Stimme hören zu lassen. Uneingedenk des Wortes Matth. 12, 36 hat er viele „unnütze Worte" in die Welt gesandt, viele anmaßende und einseitige Mittheilungen und Urtheile. Er hat sich in jüngster Zeit sogar zum Schutzredner der evangelischen Geistlichkeit in Oesterreich aufgeworfen und sich gegen die Angriffe der Evangelischen Kirchenzeitung in No. 41 v. J. in einer Weise ausgelassen, wozu sich ihm gewiß keiner seiner Amtsgenossen zu besonderem Dank verpflichtet fühlen wird. Der Mann, der erst seit einigen Jahren der Evangelischen Kirche angehört und in derselben glücklicherweise sein Amt gefunden hat, will wissen und der Welt sagen, wer als evangelischer Geistlicher in Oesterreich sein Amt zu verwalten im Stande sey oder nicht, will über die Tüchtigkeit der gesammten evangelischen Geistlichkeit urtheilen, als hätte er in hoher Amtsstellung Gelegenheit zu weitem Ueberblick gehabt, oder als hätte er selbst in vieljähriger erprobter Amtstüchtigkeit seine Urtheilsfähigkeit documentirt. Er führt eine Anzahl von Persönlichkeiten namentlich auf, durch deren bloße Nennung der Gegner zur Ueberzeugung gelangen soll, daß er Unrecht gethan habe, allein den Beweis dafür, daß diese von ihm genannten Herren auch wirklich wissen, was in der Bibel steht, und daß sie im Geiste des Evangeliums predigen, ist er uns schuldig geblieben. Er hat in seinem Namensverzeichnisse mehrfach gerade solche genannt, welche offenbar nicht hätten genannt werden sollen, während so Manche von den älteren, hochachtungswürdigen Männern übergangen worden sind.

Ob nun die evangelischen Geistlichen in Oesterreich ihres Amtes zu walten im Stande sind, darüber haben nicht sie selbst zu entscheiden, und die Worte des unberufenen Schutzredners werden dies auch nicht darthun, sondern — „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Es wäre weit löblicher gewesen, statt voll fleischlichen Eifers mit dem Schwerdte darein zu schlagen, in aller Demuth an die Brust zu schlagen und zu bekennen, daß es allerdings an der sich breitmachenden Menschenweisheit nicht gefehlt hat, die den Glaubensgrund in unseren Gemeinden zu erschüttern drohte, ferner daß in jener traurigen rationalistischen Periode manche Schwache abgefallen und nun schwer wieder zu gewinnen sind, daß selbst manche Schullehrer vor dem J. 1848 mit dem Rongeschen Truggespinnste sich herumtrugen, weil sie keinen gläubigen Seelsorger zum Vorgesetzten hatten, daß gar manche Geistliche nicht herzugeeilt sind, um mit dem heißen, unauslöschlichen Durst der Seele das Wasser des Lebens zu trinken und das Rauschen des heiligen Geistes, der nun mit mächtigen Flügelschlägen durch die Kirche des Herrn sich bewegt, von ihnen nicht vernommen worden ist.

Wo Schaden ist, da soll er freimüthig aufgedeckt werden, und was das Sendschreiben des evangelischen Kirchentages an die evangelischen Gemeinden des österreichischen Kirchenstaates in so treuer Liebe ausgesprochen hat, das hat seine vollste Geltung und Richtigkeit und sollte als eine Weckstimme zur Buße mit den dankbarsten Gesinnungen aufgenommen und beachtet werden. Daß unter den evangelischen Geistlichen in Oesterreich gar Manche in dem heiligen Gebiete ihrer Wirksamkeit eifriger und lebendiger seyn könnten, als sie es sind, das muß der Wahrheit gemäß offen ausgesprochen werden, und daß der vielfachen Säumniß und Trägheit besonders unter den evangelischen Brüdern in Ungarn ein Ende gemacht, daß der eitle und nichtige Selbstruhm sammt aller Selbstgerechtigkeit durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum zum Schweigen gebracht werde, daß endlich die höchst wünschenswerthen Zeichen des Lebens und der Erweckung durch die allgemeine Einführung von Bibel- und Missionsstunden und dergl. bald wahrgenommen werden möchten, das sind Dinge, warum wir allesammt mit bußfertigen Herzen den Herrn im ernstlichen Flehen angehen müssen.

Dem unerfahrenen Schutzredner aber wollen wir ein tieferes Eingehen in die Pastoraltheologie von Richard Baxter bestens anempfehlen, damit er der Sache besser auf den Grund sehe. Und hat er sich dessen Worte in dem vortrefflichen Buche: „der evangelische Geistliche" in rechter Demuth (Jac. 1, 5) zu Herzen genommen, so mag er sich getrost dem Gnadenspruche Gottes unterwerfen und mit Paulus sprechen: „Mir aber ist es ein Geringes, daß ich von Euch gerichtet werde, auch richte ich mich selbst nicht, der Herr aber ist es, der mich richtet."

Und somit wünschen wir aus vollster Seele, daß unsere Gemeinden und ihre Geistlichen in der Nähe und Ferne immer mehr wachsen möchten an dem, der unser Aller Haupt ist, Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 3. April. № 27.

Die moderne Bildung.

Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 22. März 1858 gehalten von Dr. Schmieder.

Das Element, worin wir leben, die Atmosphäre, welche uns umgiebt, ist die Bildung unsrer Zeit, welche wir zum Unterschied von der antiken oder mittelalterlichen Bildung oder auch von derjenigen, welche dem reformatorischen und jedem andern Zeitalter angehört, die moderne nennen, ohne durch dieses etwas zweideutige Wort ein ungünstiges Vorurtheil erwecken zu wollen. Freilich ist es ein kühnes Unternehmen, wenn in einem anerkannten Hauptsitze der modernen Bildung vor einer gewählten Versammlung ein Auswärtiger, dessen Heimath fast nur von dem Ruhm vergangener Jahrhunderte zehrt, sich unterfängt, über die Bildung der gegenwärtigen Zeit, über die moderne Bildung sich vernehmen zu lassen. Indessen dürfte doch das Wagniß weniger verwegen seyn, als es scheint, da es anerkannt ist, daß ein ruhiger fester Standpunkt außerhalb der Bewegung nicht nur mehr zur Betrachtung einladet, sondern auch geeigneter dazu ist, als wenn man sich mitwirkend und mitbewegt mitten in einer Lebensströmung befindet. So faßt der Zuhörer, der einem Sängerchor gegenüber steht, den vollen Zusammenklang leichter, als der mitten drinnen stehend etwa auch seine Stimme mit erschallen läßt. Ein vorüberseglendes Schiff überschaut der Wanderer auf der Brücke bequemer als alle diejenigen, welche sich im Schiffe befinden. Nun kann zwar ein gebildeter Geist über die Sphäre, in welcher er lebt, ja über sich selbst betrachtend sich erheben; aber um es zu thun, wird er doch gewöhnlich eines Anstoßes von Außen bedürfen und deshalb darf ich hoffen, es wird dieser verehrten Versammlung nicht lästig seyn, das Geräusch der großen Stadt und die stete Bewegung eines Meeres von Bildungsstoffen für eine stille Stunde zu verlassen, um wie eine Lerche sich in das ruhige Blau zu erheben und so in der Vogel-Perspective das Feld, in dem sie nistet, und die Aecker, auf denen sie sich nährt, zu überschauen. Der Standpunkt, den wir genommen, bewahrt uns schon davor, daß wir uns nicht in die unendlichen Einzelnheiten der gebildeten Welt verlieren, sondern die Bildung unsrer Zeit nach ihrem allgemeinen Charakter, der ihr als Bildung und besonders als einer bestimmten Art von Bildung eignet, betrachten, insofern sie als Eigenthum einer Persönlichkeit dem Leben derselben eine besondere Signatur aufprägt und den Werth, der einem Menschen zuzuschreiben ist, erhöhen oder erniedrigen kann. Es ist, kurz gesagt, der sittliche Standpunkt, von dem aus wir die moderne Bildung ins Auge fassen.

Und dieser Standpunkt ist nicht willkürlich gewählt: er ist nicht etwa nur einem Gaste, der vielleicht keinen andern kennt, nachsichtsvoll zu gestatten, sondern er ist vollkommen berechtigt, weil die Bildung selbst eine Tochter des sittlichen Strebens ist und auf die Sittlichkeit einflußreich zurückwirkt. Denn alle Bildung, welcher Art sie auch sey, ob ächt oder falsch, ob gut oder böse, geht aus der Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes hervor, der nach der Richtung seines Willens die rohe blinde Natur bearbeitet, um ihr eine bestimmte Form und Gestalt zu geben, die dem Bildenden gefällt. Der Stoff aber, an welchem diese Arbeit des Bildens geübt wird, ist nicht ein Gegenstand außerhalb des Menschen, wie dieß bei der Arbeit des Handwerkers und Künstlers und bei bloßen Fach- und Brot-Studien der Fall ist, sondern die leibliche und geistige Natur des Menschen selbst, und der Zweck ist unmittelbar eine wirkliche oder doch vermeintliche Steigerung des persönlichen Werthes, das Ergebniß eine wo nicht gediegene, doch wenigstens anständige Darstellung dieses Werthes. Die ganze Mitgift, mit welcher die menschliche Natur ausgestattet ist, gehört zu dem Stoffe, dessen sich der Bildungstrieb bemeistert, nicht nur Geist und Sprache, sondern auch Hände und Füße, Augen und Ohren: ja auch Haut und Haare sind nicht ausgenommen. Jedoch hat keine Tüchtigkeit oder Schönheit eines einzelnen Gliedes oder einer einzelnen Gabe für sich selbst durch ihre Ausbildung das Vorrecht, ihren Inhaber zu einem Gebildeten zu machen. Ein guter Reiter, ein gewandter Tänzer, auch ein ausgezeichneter Gelehrter gilt darum noch nicht für einen gebildeten Menschen: alle diese Eigenschaften können nur den Werth einer gebildeten Person erhöhen, aber keinen Menschen durch sich allein zum Gebildeten machen. Umgekehrt können viele, ja fast alle solche Talente einer Person mangeln, ohne daß man ihr Bildung, ja hervorragende Bildung absprechen kann, wenn sich die Persönlichkeit als solche auf eine der herrschenden Sitte entsprechende Weise wohlgestaltet darzustellen weiß. So sehr ist Bildung eine Sache der Person, des ganzen Menschen, in so fern er sich selbst zu besitzen und zu geben gelernt hat.

Auch hieraus ist die sittliche Bedeutung der Bildung zu erkennen und man könnte versucht seyn zu fragen, ob denn über-

haupt noch ein wesentlicher Unterschied zwischen Bildung und Versittlichung oder Sittlichkeit anzunehmen sey. Es ist nun allerdings zuzugestehn, daß niemand in Wahrheit ein vollkommen gebildeter Mensch seyn kann, ohne auch ein sittlich-vollkommener Mensch zu seyn, und umgekehrt. Aber daraus geht nur hervor, daß Bildung und Sittlichkeit sich gegenseitig bedingen, nicht aber, daß beide dasselbe sind. Sie bedingen sich aber einander, wie der Leib alle Glieder bedingt, alle Glieder hinwiederum das Ganze des Leibes. Die Sittlichkeit ist das Ganze, die Bildung nur ein Glied des Ganzen und nicht das nothwendigste Glied, nicht das Herz der Sittlichkeit. Das Herz der Sittlichkeit ist nichts anders als das geheiligte Herz des Menschen. Heiligung und Bildung sind die beiden entgegengesetzten Pole, zwischen denen das sittliche Streben sich bewegt. Beide verneinen einander; die Bildung spricht: Ich bin nicht Heiligung! die Heiligung spricht: Ich bin nicht Bildung! Aber beide fordern auch einander, und während in unlautern Zuständen Bildung und Heiligung sich gegenseitig bekämpfen, ja ausschließen können, während ächte Bildung eine falsche Art der Heiligung, ächte Heiligung jede falsche Bildung von sich stößt, während auf niedern Stufen des Werdens das Streben nach Bildung und das Ringen nach Heiligung sich fremd oder feindlich gegen einander verhalten können, vermag die vollkommene Heiligung nicht ohne Bildung, die vollkommene Bildung nicht ohne Heiligung zu bestehen. Die Heiligung hat ihren Sitz in dem Gott zugekehrten Centrum des Menschen, in dem Herzen, die Bildung aber in dem der Welt zugekehrten Gebiete, in den Gaben. Es ist die Stimme der Welt, die Bildung verlangt, welche aus Schiller spricht:

„Gott nur sieht das Herz." — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

Die Macht der Bildung wird überschätzt, wenn man auch von einer Bildung des Herzens redet, wodurch viele Erzieherinnen und Mütter sich täuschen lassen. Alle Bildung bezieht sich, wie das Wort selbst sagt, nur auf Formung, Gestaltung und Schönheit, und setzt einen gegebenen Stoff voraus, der gebildet wird, wenn auch dieser nur in einem Vorrath von Anlagen und Naturtrieben bestehen sollte. Das Herz aber, der innerste Lebensquell selbst, ist keiner Gestaltung durch menschliche Willkür und Uebung fähig: es hat aufgehört Herz zu seyn, wenn es der Bildung unterliegen kann. Daher darf man, wenn man richtig redet, vielleicht von Bildung der Seele, aber nicht von Bildung des Herzens sprechen, wie man ja auch schöne Seelen kennt und rühmt, aber nie schöne Herzen, wiewohl auch schöne Seelen immer etwas Bedenkliches sind. Das Herz bedarf der Läuterung, der Heiligung, auf daß es gesund und rein werde, und das geschieht nicht durch Bildung, sondern durch neue Geburt aus dem Geist. Ein gutes frommes geheiligtes Herz kann kein Mensch durch Bildung erwerben, kann kein Mensch dem Andern anbilden: Gott schafft es in denen, die brünstig und beharrlich bitten: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz! Die Anmaßung, das

Herz *bilden* zu wollen, ist unevangelisch und ist ein Rest von Heidenthum oder Pharisäismus: sie giebt in der Menschenhände, was nur Gott gehört: sie ist die Grundsünde der jesuitischen Erziehung.

Weil aber die Aufgabe der Bildung sich an den der Welt zugekehrten Gaben des Menschen vollzieht, so empfängt alle Bildung des Einzelnen auch ihre Gestalt und Färbung von der Welt, in welcher er lebt. Unsre Bildung steht wesentlich unter dem Einfluß der Familie, des Standes, des Volkes, der Gesellschaft, des weiteren oder engeren Kreises, dem wir durch Wahl oder durch Fügung angehören. Die Welt, in der wir leben, führt uns die Bildungsmittel zu und wirkt auch unabsichtlich auf die Bildung unsers Geschmacks, unsrer Sitten und unsres Geistes. Wer eine allgemeinere Bildung erwerben will, muß die Mittel seiner Bildung in verschiedenen Ländern und Zeiten suchen: er muß reisen und studieren. Jedes Volk, jedes Zeitalter hat seine eigenthümliche Art und sein beschränktes Maaß von Bildung. Wenn der feingebildete Cicero oder selbst der gewandte Alkibiades plötzlich nach Berlin versetzt werden könnte, sie würden große Lücken in ihrer Bildung entdecken: ebenso Wolfram von Eschenbach oder Kaiser Friedrich II., nicht minder der Mediceer Cosmus oder Erasmus, ja selbst Männer, die unsrer Zeit näher stehen, wie Leibnitz und Lessing. Dagegen würde auch unsre Zeitbildung nicht ausreichen, um uns in der antiken, oder mittelalterlichen, oder reformatorischen Welt, die wir doch studiert haben, sogleich zurecht zu finden.

Um aber die Art der Bildung, unter deren Einflüssen wir aufgewachsen sind, um die *moderne Bildung*, diesen vielgestaltigen Proteus, zu fassen, um nicht gleich den Ungebildeten blind von den verschiedenen Bildungsmitteln, die sich uns aufdrängen, übermannt zu werden, um das Aechte von dem Falschen zu unterscheiden, das unsrer Bestimmung Angemessene auszuwählen und richtig anzuwenden, liegt es uns ob, den *Charakter* dieser modernen Bildung zu prüfen. Mein geringer Dienst wird sich dabei nur auf wenige bescheidene Andeutungen beschränken.

Das auffallendste Merkmal der modernen Bildung ist die *Selbstherrlichkeit*, zu deren Entwickelung und Darstellung dieselbe hindrängt, recht als ob jeder Mensch wüßte, daß er berufen sey, das Bild Gottes auf Erden in seiner persönlichen Selbständigkeit zu vergegenwärtigen, während eine andere ebenso berechtigte Seite des menschlichen Berufs, die Aufgabe, ein Diener seiner Brüder zu seyn, mehr in den Hintergrund tritt und vielleicht öfters versäumt wird. Freilich war eine frühere Bildung zum gehorsamsten und ergebensten Diener in eine pedantische *Verbildung* und in leeren Schein ausgeartet. Zur Selbstherrlichkeit der neuesten Zeit bereitete schon die Reformation durch die Erneuerung der evangelischen Freiheit vor: zur Entwickelung im geselligen Leben kam sie aber erst durch das Hinzutreten weltlicher Hebel, dergleichen auf dem Gebiete der Poesie die

Göthesche und Schillersche Dichtung, ferner aber die kantische Philosophie mit ihren Töchtern, und endlich die französische Revolution war, mit dem ganzen Umschwung der Geister, der daraus folgte. Wie aber früher die Dienerbildung, so hat auch die gegenwärtige Herrnbildung ihre Carricaturen, die Ekel erregen und Spott verdienen. Was ist erbärmlicher als die Selbstherrlichkeit eines Knaben, eines Schülers oder Lehrlings, der als Sinnbild seiner vollendeten Bildung zum jungen Herrn eine Cigarre im Munde führt! was ist für jeden reinen Sinn empörender als die Emancipation, die man den Frauen hat aufdrängen wollen! Durch solche Mißgeburten dürfen wir aber nicht irre werden an dem großen Gedanken, der das Ziel der modernen Bildung ist, daß jeder Mensch dahin geführt werden soll, die volle freie Persönlichkeit, das Ebenbild Gottes, in sich darzustellen, zu welchem Ziele in Wahrheit ein sehr ernster und schwieriger Weg der Bildung durchwandert werden muß. Wenn Alle zur Selbstherrlichkeit gelangen, wenn in Jedem das Bild Gottes geehrt werden soll, so muß der Gebildete nicht nur alle Rohheit und Härte, sondern auch alle Anmaßung und Eitelkeit abgelegt haben und wirklich ganz Herr über sich und seine Leidenschaften geworden seyn. Die trefflichsten Novellen und Romane der Neuzeit haben versucht, in den Gesprächen der Handelnden die freie rhythmische Bewegung der gebildeten Unterhaltung in diesem Sinne darzustellen, während in den antiken Dialogen selbst bei Plato nur die eine durchgebildete Persönlichkeit des Sokrates auftritt, die Uebrigen aber nur als freiwillige oder unfreiwillige Schüler erscheinen. In der Wirklichkeit sind die Gesellschaften noch selten, wo die allgemeine Selbstherrlichkeit in ihrer vollen Wahrheit als die Frucht einer vollkommenen Selbstbeherrschung bei einem reichen und geordneten inneren Leben erscheint. Aber zur Aufgabe hat dieß Allen, die zu den Gebildeten zählen wollen, die Richtung der modernen Bildung gestellt.

Ein zweites Merkmal dieser Bildung scheint dem ersten, der Selbstherrlichkeit, entgegengesetzt zu seyn und wird doch von demselben gefordert. Dieß ist die Vielseitigkeit der Bildung, durch welche allein es möglich wird, bei der Ausdehnung des allgemeinen Gesichtskreises sich überall frei und sicher als Herr zu bewegen. Der große Umfang, in welchem das neueste Europa von der ganzen Erde, von der Bewegung der Himmelskörper, von den Kräften der Natur und den Gesetzen ihrer Wirkungen, von der Geschichte und den Sprachen der Völker Kenntniß genommen, nöthigt den Einzelnen zu einer ausgebreiteten Anbildung und Durchbildung des Wissens, wogegen Salomo in seiner Weisheit noch ein Kind ist. Dazu kommt, daß die Kunst und die schöne Literatur fast aller gebildeten Völker ein Gemeingut aller Gebildeten geworden ist. Diese Vielseitigkeit ist erstaunenswürdig, aber auch für die wahre Bildung sehr gefährlich, da sie diejenigen, die nicht reich begabt sind oder sich auf einen engeren Kreis zu beschränken wissen, verleitet, nach allen Seiten herum zu naschen, nicht um sich zu bilden, sondern um sich den Schein der Bildung anzueignen. Diese Noth verdanken wir der Presse, die uns mit Stoff überhäuft, den nur Wenige verarbeiten können. Unsre Welt ist eine Lesewelt, unsre Bildung großentheils eine Lesebildung, welche die innere bildende Kraft überwuchert: viel Papier und Druckerschwärze, aber wenig wahrhaft gebildete Leser. Denn zur Bildung gehört nothwendig eine gründliche Arbeit des Geistes, ein selbstthätiges Angreifen und Nachschaffen dessen, wovon wir Kenntniß nehmen. Das eilige Lesen aber gewährt nur eine oberflächliche Berührung, die nicht bildet. Diese Oberflächlichkeit verschuldet es aber auch, daß unsre Bildung weit mehr in einem bloßen Wissen als in einem Können und Thun sich bewährt. In einem tüchtigen Landwirth ist mehr bildende Kraft und daher auch mehr Bildung, als in einem bloßen Leser landwirthschaftlicher Schriften; in einer tüchtigen Hausfrau, die ihr Haus und ihre Hausgenossen weise regiert, mehr als in einer viel lesenden, aber nichts thuenden Dame. Darum ist die Vielseitigkeit unsrer Bildung, die uns zu einer vielleſenden Nation macht, ein gefährliches Ding, das in Vielen, die vor Andern Gebildete heißen, keine gesunde Bildung aufkommen läßt. Wo aber ein Geist die unendliche Mannigfaltigkeit der dargebotenen Bildungsstoffe zu bewältigen vermag, ohne dadurch verflacht, verwirrt oder erschlafft zu werden, da wird er bildend und gebildet ein wahrhaftiger Beherrscher der Natur und der Dinge und stellt das Bild Gottes, des Herrschers aller Welt, in gebührendem Maaße in sich dar, wenn auch nur wie der Thautropfen die Sonne.

Ein drittes Merkmal unsrer modernen Bildung ist, daß sie vorzüglich eine Bildung des Geschmacks seyn will, und dieß folgt nothwendig aus den beiden ersten Eigenschaften, aus dem Anspruch auf Selbstherrlichkeit und Vielseitigkeit. Denn die Vielseitigkeit überhäuft uns, die wir uns bilden wollen, so reichlich mit Stoff aller Art, gutem und schlechtem, uns verwandtem und fremdartigem, daß wir prüfen müssen, was der Aneignung werth ist und was wir als schädlich abzustoßen haben. Dieß fordert das Urtheil, die Kritik heraus. Die Selbstherrlichkeit aber giebt dem Gebildeten das vermeintliche Recht, das Urtheil nicht nach einem allgemein gültigen Maaßstabe, dessen Autorität er sich unterwirft, auszuüben, sondern sich selbst, sein Gefühl und seine Meinung, sein persönliches Wohlgefallen oder Mißfallen, also die Zunge seines Geistes, zum Richter zu machen. Dieß ist ein unermeßlich hoher Anspruch: denn er setzt stillschweigend voraus, daß der Geschmack des Einzelnen mit dem vollkommenen Gesetz des Wahren und Guten zusammenfällt, und ein gebildeter Geschmack, von welchem dieß gerühmt werden kann, ist Eine der höchsten Gaben, wie denn die lateinische Sprache die Weisheit als Geschmackstüchtigkeit, Sapientia, bezeichnet, worin sie mit der hebräischen Sprache übereinstimmt.*) Die griechische Sprache aber unterscheidet vorsichtig die gewiße

*) טַעַם, Geschmack und Weisheit. [Auch die gewöhnliche Bezeichnung der Weisheit חָכְמָה scheint auf das einsylbige Wurzelwort חֵךְ, Gaumen, zurückzuführen.

Erkenntniß des reinen Geistes, Sophia, von der unsichern Erkenntniß durch den Sinn, durch die Empfindung (Aesthesis). Unsere moderne Geschmacksbildung ist jedoch wesentlich ästhetisch, auf der Wahrnehmung durch Sinn und Empfindung beruhend, und dieß hat seinen Grund einestheils darin, daß dieß das leichteste und bequemste Mittel ist, um zu einem Urtheil zu gelangen, freilich nicht das sicherste, anderntheils darin, daß unsre Geschmacksbildung von den Dichtern und von der Beurtheilung des Schönen ausgegangen ist, wobei mit Recht die Empfindung eine vorwiegende Bedeutung hat. Aber die moderne Bildung liebt es, nicht nur auf dem engern ästhetischen Gebiet sondern überhaupt das Urtheil nach dem Geschmack zu bestimmen. Man trägt dieß auf das wissenschaftliche, politische und religiöse Gebiet über und es ist ein wesentlicher Bestandtheil der Unterhaltung in gebildeter Gesellschaft, die Erscheinungen in Kunst und Wissenschaften so wie die Ereignisse des Lebens nach eignem Geschmack zu kritisiren, und die Ausgleichung der Meinungen, die der Verschiedenheit des Geschmacks einen Ausdruck geben, ist eine Hauptwürze des Gesprächs. Dagegen tritt die Gabe der Erzählung in der gebildeten Gesellschaft zurück und wird immer seltener, wiewohl sie ein vorzügliches Zeichen des bildenden und gebildeten Geistes ist: man überläßt sie den bevorzugten Talenten der Zeitungs- und Roman-Schreiber. Da nun aber ein reiner wirklich gebildeter Geschmack nur die Frucht der höchsten Bildung seyn kann, so ist es unvermeidlich, daß eine große Mehrzahl sich mit dem Scheine des selbständigen Geschmacks-Urtheils begnügt und ihre vermeintliche Selbstherrlichkeit im Stillen durch die Urtheile der Presse und durch Parteimeinungen, durch das, was man für die herrschende öffentliche Meinung hält, bestimmen läßt. Nur ein reines Herz, verbunden mit festem Charakter und mit einem umsichtigen Geist, kann den Geschmack so läutern und verfeinern, wie es die ächte Bildung unsrer Zeit fordert.

Ein viertes Merkmal der modernen Bildung ist eine außerordentliche Duldsamkeit, mit welcher auch die schneidendsten Gegensätze in den wichtigsten Grundlagen des Lebens getragen werden, und dieß hängt damit zusammen, daß man das Urtheil nicht aus heiligen unumstößlichen allgemein gültigen Grundsätzen abzuleiten pflegt, sondern als Geschmackssache behandelt; denn in Sachen des Geschmacks läßt sich nichts entscheiden, man muß zuletzt jedem seinen Geschmack lassen. Doch beruht diese Toleranz auch auf der Nothwendigkeit, die in unsern öffentlichen Verhältnissen gegeben ist, wo das Unvereinbarste, wie Feuer und Wasser, doch zusammen leben muß und äußerlich gleichberechtigt ist. Das war früher anders, wo Kirchen und Staaten streng gesondert ihr System aufrecht hielten und die Gegner dieses Systems als Staatsverbrecher gehenkt oder als Ketzer verbrannt wurden. Jetzt sind die entschiedensten Widersacher genöthigt, nicht nur in Gesellschaften sich mit Achtung zu begegnen, sondern auch in gesetzgebenden Berathungen und am grünen Tische sich zu verständigen. Dieß ist nur durch einen hohen Grad von Bildung möglich, wodurch man befähigt wird, die ganze

Denkungsart des Gegners in sich nachzubilden und so zu der Einsicht zu gelangen, daß achtungswerthe Gesinnungen auch den schädlichsten Lehren und Vorurtheilen zum Grunde liegen können. Diese Bildung führt dazu, daß man mit Anstand sich bis auf den Tod bekämpfen und nach einer zerschmetternden Rede dem Feinde die Hand drücken kann. So löblich, ja so bewundernswürdig dies ist, wo es wirklich aus einem hohen Sinn und einem überragenden Geiste herrührt, so gefährlich ist es für die Menge derer, die nicht so ausgezeichnet durchgebildet sind. Denn da birgt sich unter dem Firniß der Bildung der bitterste Haß und es kann eine Zeit kommen, wo diesem die Macht gelassen wird und die verdeckte Glut in verzehrenden Flammen hervorbricht. Oder, was noch schlimmer ist, eine flache, charakterlose Gesinnung, die alles Ernstes entleert ist, verhält sich gegen den Gehalt des Lebens gleichgültig und schätzt überall nur Geschicklichkeit und Gewandtheit der Behandlung als die Gabe jedem Dinge eine gute Form, ein schönes Kleid zu geben. Solche Gleichgültige sind wie Kleidermacher, die nur für den gelungenen Schnitt der Kleider Sinn haben, gleichviel, ob ein Mensch, eine Puppe oder ein Affe damit umhangen wird. Diese falsche Duldsamkeit soll uns aber nicht hindern, den hohen Werth der wahren Duldsamkeit, die unsre Zeit von den Gebildeten fordert, anzuerkennen: denn diese ist nicht nur selbst eine hohe Tugend, sondern sie ist auch die Bedingung des Höchsten, was die Bildung unsrer Zeit anstrebt. Und wie sollen wir dieses Höchste nennen? ich scheue mich, das einzige Wort auszusprechen, das wir dafür haben, das aber undeutsch und einer Münze gleich ist, deren Goldgehalt die Falschmünzer verdächtig gemacht haben: ich nenne das Wort Humanität.

Es ist aber wirklich das innerste Geheimniß der modernen Bildung, daß sie das Streben in sich trägt, den beschränkten Charakter jeder besondern Räumlichkeit abzustreifen und sich zur normalen Menschenbildung zu verklären, mit der Forderung, daß jedem Menschen die nothwendigen Mittel zugänglich gemacht werden, um das Menschliche in sich frei zu entfalten und herauszubilden. Ein solches Ideal von allgemeiner Menschenbildung hat schon dem edeln Amos Comenius vorgeschwebt, wie seine pädagogischen und kosmopolitischen Schriften beweisen: er hat von dem zerstörten Städtchen Lissa in Polen aus Deutschland, Schweden und Holland durchzogen, um dieses Ideal zu verkündigen und zu verwirklichen. Pestalozzi war von demselben Gedanken beseelt, als er die verwaisten Kinder aus dem Schweizervolk in Burgdorf aufnahm und als er seine Bücher für Mütter schrieb. Dieselben Grundgedanken findet man in anderer Gestalt bei Göthe und Schiller wieder, ja schon früher obwohl sehr verschroben in Rousseau's Emil. Besonders aber hat Herder die allgemeine Bildung zur Humanität vertreten und unter den Philosophen der ältere Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation und in seiner Schrift über die Bestimmung des Menschen. Die ganze moderne Denkweise über Erziehung und Staat, über die Stände und Ordnungen der menschlichen Ge-

sellschaft, beruht auf diesem einen Grundgedanken, und wer kann leugnen, daß das Streben, welches sich darin verkörpert, christlich, ja das christlichste ist, was unsre Zeit hat, Um so mehr möchte man sich verwundern, daß gerade nüchterne, erleuchtete und eifrige Christen auf die modernen Ideale der Humanitätsbildung nicht einzugehen pflegen, ja im Gegentheil dieselben lebhaft bekämpfen. Dieß kann nicht daraus erklärt werden, daß sie nicht dasselbe Ziel verfolgten, sondern nur daraus, daß sie die eingeschlagenen Wege für verfehlt erkennen. Man will Trauben lesen von den Dornen: man will die Früchte des Lebens lesen, indem man die Wurzel und den Baum verwirft, worauf sie wachsen: man will Menschen bilden ohne Christum und ohne Christenthum, man will Bildung ohne Heiligung, Recht und Gerechtigkeit ohne Buße und Glauben. Man will Steine in Brot verwandeln, ohne das Waizenkorn in den Acker zu säen, ohne das Land zu pflügen, und so ärntet man Schein statt Wirklichkeit, Trug für Wahrheit. Nach einem Schein der Bildung greifen hastig die Unglücklichen, welche ohne Reinigung des Herzens, ohne innere Durchbildung durchaus Gebildete seyn und dafür gelten sollen oder wollen, und so wird der edle Keim wahrer Menschenbildung nicht genährt, sondern erstickt. Dieser Verirrung gegenüber ist in der neuesten Zeit unter dem Namen der innern Mission ein Streben erwacht und zur öffentlichen Geltung gelangt, welches die Idee der allgemeinen Menschenbildung in richtige Bahnen zu leiten sucht; aber mit wie vielen Mißverständnissen hat es zu kämpfen! wie wenige erleuchtete und thätige Mitarbeiter hat es gefunden! Denn das ist das Unglück der modernen Zeit, daß sie Alles, was sich geltend zu machen gewußt hat, als Mode ergreift, ohne mit Ernst sich dafür zu bilden und mit ganzer Seele sich daran hinzugeben.

(Schluß folgt.)

Dr. J. E. Erdmann, Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. 1858.

Vorlesungen über akademisches Leben und Studium, zumal Vorlesungen gehalten auf einer von Theologen so viel besuchten Universität wie Halle, und nun gar der Oeffentlichkeit übergeben, sind eine Erscheinung, an der die Ev. K. Z. nicht gleichgültig vorbeigehen kann. Es muß ihr viel darauf ankommen, was für ein Geist hier weht, auf welchen Fuß die studierende Jugend, insbesondere die künftigen Diener der Kirche gestellt werden. Wenn sie irgendwo streng in ihren Forderungen ist, so muß sie es hier seyn. Wie nun entsprechen dem die hier vor das Publikum tretenden Vorlesungen? Was für ein Ton herrscht in ihnen? Was für einen Fuß fassen sie vor Allen auf dem Grund, der gelegt ist und neben dem ein anderer nicht gelegt werden kann?

Wenn es damit gethan wäre, nachdem nun einmal das kirchliche, das wahre Christenthum von keinem, sich um die höchsten Dinge Bekümmernden mehr ignorirt werden kann, die ihm eigenthümlichen Thatsachen und deren Aussagen richtig philosophisch zu verarbeiten und einzufassen, wenn die philosophische Formel schon immer wirkliches Christenthum wäre, so könnte man mit den hier und da vorkommenden Erdmann'schen Aeußerungen schon wirklich zufrieden seyn. Er weiß (S. 321): „Die wahre und volle Freiheit, die Freiheit der Kinder Gottes, erreicht das Subjekt dort, wo es sich in Gott, Gott in sich, und darum sich als Glied des Reiches Gottes weiß." Und (S. 320): „Aus dem allertiefsten Schmerz (contritio cordis), diesem Sterben des alten Menschen geht die höchste Lust, das Festwerden des Herzens, die Geburt des neuen Menschen hervor;" und dergleichen mehr. Aber man braucht nur, wenige Seiten nachher (S. 332) zu lesen: „Der dritte Stamm der Wissenschaft ist die Lehre von der Versöhnung, welche sich am meisten verwirklicht in dem Reiche Gottes, in dem der Mensch sich als Glied weiß:" so bekommt man schon ziemlich zu merken, wie es mit dieser, am meisten im Reiche Gottes verwirklichten Versöhnung eigentlich gemeint ist. Sie ist nur eine bezügliche, keine specifische. Und Professor Erdmann sagt uns auch, wo sonst noch Versöhnung zu finden ist. In der Kunst nämlich, wenn auch, wie er S. 318 hinzusetzt, „in dem Genuß der Versöhnung, welchen die Kunst gewährt, ein Mangel nachweisbar ist." Sie ist „vorübergehend;" und ist nur „mein, wenn ich außer mir gerathe." Die Weise dagegen, „der Versöhnung ebenso gewiß zu werden, wie dort, so aber, daß man zugleich ganz bei sich bleibt," ist „die durch Andacht vermittelte. Die Versöhnung, an welcher der Mensch in der Andacht Theil hat, ist gleichfalls ein Drama, aber in diesem ist er nicht bloß Zuschauer, sondern selbst handelnde Person, und ist es auch nicht als Akteur oder Bühnenheld, sondern als der eigentliche Held, als der wirkliche Träger der Handlung. Es führt nämlich hier das Subjekt das große Drama der eigenen Versöhnung durch, indem es die höchste allgemeine Macht, die Gottheit, als eine solche weiß, die, weil sie selbst ein Ich ist, die Ichheit selbst und darum jedes Ich versteht und als berechtigt gelten läßt, und indem es wieder sich selbst weiß von jener Macht verstanden und anerkannt, da es Seines, göttlichen, Geschlechtes ist." Die Versöhnung ist eine Comödie, ein Spiel des „Genusses, den die Andacht gewährt," in dem auch das „Himmelhoch-Jauchzen und Zum-Tode-betrübt" bei Erdmann S. 320 nicht fehlt, „welche als Ueberwinderin des Schmerzes sein Zeichen, die Thräne, in ihren Dienst genommen hat und nicht — wie die Heiterkeit, thränenlos lacht." Daß aber nun die Versöhnung in

Christo kein Spiel und keine Comödie, auch nicht „des Menschen eigene Arbeit“ ist (S. 320): das ist ebenso gewiß, als mit dieser spielenden Beschreibung des allerernstesten und schneidendsten Vorganges in Gott und dem Menschen des Prof. Erdmann ganze Art in diesen Vorlesungen ziemlich charakterisirt ist. Sie sind wirklich mit viel studentenhafter Tändelei und Leichtfertigkeit durchzogen. Wir können sie von Weitem nicht für eine dem Ernst der Sache würdige Anleitung halten; die Zuhörer mögen sich dabei wohl manchmal studentisch amüsirt, auch in mancher jugendlichen Meinung versteift gefühlt haben, aber eine solide, würdige, heilsam aneifernde Grundlage für akademisches Leben und Studium kann keiner daraus gewonnen haben. Das wollen wir noch etwas näher beweisen.

Des Prof. E. Thema in dem ganzen ersten und bei weitem längsten Theil der Vorlesungen (Wer studirt? S. 1—273, in 12 Vorlesungen) „besteht in der Analyse des Satzes: der Student ist frei;“ und war damit gewiß sogleich eine Parole aufgesteckt, bei der es gar nicht verwunderlich ist, wenn, wie E. es rühmt, die zahlreichen Zuhörer es auch in dem „stickend heißen“ Saal lange genug aushielten; so wird man, daß die Parole die rechte und recht durchgeführte, von hieraus zu schließen noch nicht sofort genöthigt seyn. Es ist bekanntlich mit dem Worte frei eine mißliche Sache; und wenn wir (S. 56) vernehmen, des Studenten „religiöse Pflicht sey nur, was aus dem Begriffe der Freiheit hinsichtlich seines Verhältnisses zur Religion abgeleitet werden könne:“ so wird das sogleich Jedermann für eine sehr bedenkliche, auch verwunderliche Auffassung und Anwendung des Freiheits-Begriffes halten. Die Religion wird, indem ihr ein anderer Begriff als der höhere vorausgesetzt wird, damit in ihrer herrschenden und bestimmenden Stellung ebenso herab- als der „freie“ Student ungebührlich hinaufgesetzt. Statt in der religiösen Sphäre bestimmt zu werden, bestimmt er. Denn er ist nun einmal, wie E. (S. 180 sagt, „in Nichts unmündig, auch nicht in der Religion.“ Der Student ist denn ein „freier Ausnahms-Mensch. Er hat Alles, aber wird von Nichts gehabt. „Der Student darf vermöge der ihm angewiesenen Bestimmung erwarten, daß der Staat in einer positiven Weise anerkenne, daß der Student in seinem Rechte sey, wenn ihm Nichts höher steht, als die eigene Subjectivität (S. 157). „Der Student hat ein Recht, sich zu beklagen darüber, daß er, um eine andere Universität zu beziehen, oder in eine andere Facultät zu treten, der elterlichen Erlaubniß bedarf“ (S. 156). Der Student ist eximirt, er steht überall nur auf sich selbst. Denn auf welcher objektiv einheitlichen Gesinnung, auf welchem positiven Fundamente dieses studentisch-freie Ueberall-Zugreifen beruht, darnach sucht man in unserem Buche vergebens. „Es giebt nur ein Ziel, auf welches das Leben des Studenten zielt, wie die Magnetnadel nach dem magnetischen Pole; es ist, daß er frei sei und sich frei wisse.“ (S. 56.) Alles Andere ist gleichgültig; noch mehr, „was mit dieser studentischen Freiheit streitet, daß ist das absolut Verwerfliche und Schlechte“ (a. a. O.). Da ist nun sehr klar, wohin es mit solcher studentischen Freiheit, solchem akademischen Leben zuletzt hinaus muß, aber auch klar, was für eine bodenlose Darstellung und Wegweisung dieses Lebens wir eigentlich vor uns haben.

Der Erdmann'sche Begriff des freien Studenten ist ein abstrakter, ein wilder. Während überall sonst das innere Leben nur soweit sich ein freies Genüge zu thun das gute Recht hat, als es sich zugleich von objektiven Mächten bestimmt und getragen weiß, soll hier die Freiheit ihr Maaß haben nur an sich selbst. Während überall sonst ein sich Ausbildendes (und das ist der Student doch gewiß noch) seinen Impuls empfängt von einer ihm selbst vorausgesetzten absoluten Größe, einer idealen Macht, soll ihn der Student haben rein bei sich selbst. Und während für das innerste und kräftigste Leben die Pietät überall eine nothwendige und ihre eigene Bedingung bildet, soll sie nur aus dem Studentenleben als eine lästige Schranke entfernt werden. Und während endlich überall das von den heiligen Mächten ungebunden sein, das sich ungenirt darüber hinaussetzen das Schlechte und Verwerfliche ist, soll nur in dem studentischen Wandel das Maaß des Schlechten und Verwerflichen jenes gerade Gegentheil sein. Wenn das nicht heißt, die Studentenwelt auf den Kopf stellen, wenn das nicht heißt, planmäßige Ueberschreitungen derselben wecken und fördern: dann mußte in dem Studenten der natürliche Mensch mit Haut und Haaren bereits begraben, dann müßten die Studenten lauter Ideal-Menschen sein.

Und so ungefähr sehen sie sich auch in den Erdmann'schen Vorlesungen an. Dem freien Erdmann'schen Studenten soll „der Staat, wo er bei Andern den Eid, d. h. eine Bekräftigung durch Berufung auf eine höhere Macht forderte, das bloße Ehrenwort, d. h. den Schwur bei sich selbst abnehmen, und dem Studenten das Ehrenwort gerade so hoch stehen, wie jedem Andern der Eid“ (S. 157). Nur daß leider solche ideale Menschen nirgends auf dieser armen Erde, auch nicht auf den Hochschulen dieser Erde, existiren, und daß sie darum, wenn sie sichs doch einbilden, pure eine Albernheit, auch wohl einen Frevel begehen. Und nur daß auch hier die Bodenlosigkeit des Erdmann'schen Studenten gründlich zum Vorschein kommt. Es sind Vorlesungen für utopische Studenten. Und das ist gut. Denn bei dem wirklichen Studenten wird sich der Vater auch dafür bedanken, wenn er hört: „der Student bezahlt das Honorar von dem Seinigen (denn das ist, wie wir gesehen haben, der Wechsel des Studenten); darum ist es ganz seine Sache, ob er durch Hören der Vorlesung sein Geld herauszukriegen sucht, oder ob er es ins Wasser werfen will, das geht Niemand etwas an.“ (S. 205). Und jeder andere Professor, als Erdmann, wenn es so sein soll, daß „der Zuhörer dadurch jedes Dankes quitt wird, daß er die Vorlesung bezahlt hat.“ Und die betreffenden, mit den Studenten in Verbindung kommenden Kreise, wenn es so wäre, daß, „was das Herkommen betreffe, gar kein vernünftiger Grund sei, warum der Student Hochachtung vor demselben haben solle“ (S. 105). Kurz, das Beßte, aber auch das Schlimmste an diesen Vorlesungen ist, daß sie überall einer

soliden, wirklich idealen Auffassung des Studenten so grell ins Gesicht schlagen, daß ihre wahre Beschaffenheit sich einem von Haus aus einigermaßen wohlgearteten, sittlich und religiös fundirten jungen Manne nicht leicht verbergen wird.

Und einen solchen muß auch Anderes darin angeekelt haben. Von des Mannes überall hervorbrechenden Selbstgefälligkeit, mit der er unter Anderem in der zweiten Vorlesung einen studentisch gehaltenen Abriß seines eigenen Lebensganges giebt, wollen wir nicht viel Redens machen, das ist seine besondere Sache und Liebhaberei, und verdirbt Andere nicht. Aber den bisweilen skurrilen, bisweilen ans frivole streifenden Ton sollte doch dem Professor schon die einfache Erinnerung an sein Amt und die mit demselben verbundene Verantwortung, bei der unnütze Worte doppelt und dreifach schwer wiegen werden, verboten haben. Exempel zu geben halten wir für die Spalten dieses Blattes ungeeignet. Auf Verlangen können wir damit dienen. Und so vermögen wir denn, bei den wenigen hier und da vorkommenden gesunden Bemerkungen, die diese Vorlesungen enthalten, dennoch den Wunsch nicht zu unterdrücken, daß sie ungehalten mindestens ungedruckt geblieben wären. Obgleich wir — und dies eine vielleicht nöthige, schließliche Versicherung — damit nirgends unseren kirchlichen Wünschen ernstlich den Weg verlegt glaubten. Es ist ein allgemeines Interesse, daß wir ihnen diese wenigen Spalten gewidmet haben.

Nachrichten.

Eingabe von Kirchenpatronen der Provinz Pommern an den Evang. Ober-Kirchenrath in Sachen der Union.

Hochwürdiger Oberkirchenrath!

Gestützt auf die wiederholten, ausdrücklichen Gewährleistungen des lutherischen Bekenntnisses durch Sr. Majestät, unsern theuren König, und Allerhöchst dessen Vater Majestät (Kabinetsordre vom 27. September 1817, 30. April 1830, 28. Februar 1834, 1. Februar 1846 an den Magistrat zu Breslau, 6. März 1852, 12. Juli 1853, 11. October 1853), vertrauend auf die wiederholt ausgesprochenen Grundsätze des Kirchenregiments, sowie eine Reihe Ministerial-Erlasse in kirchlichen Angelegenheiten, im Hinblick auf die wachsende Verwirrung, welche die pommerschen Stände, Patrone und Geistlichkeit mehrfach gedrängt hat, ihre Anschauungen und Verwahrungen offen und unverholen auszusprechen, wo das Vorgehen und die Maaßregeln unserer Kirchen-Behörden dem Bekenntnißstande unserer Kirche nicht entsprechen, haben wir uns der Hoffnung nicht entschlagen können, unser hohes Kirchenregiment würde durch praktische Anerkennung des Ausspruches vom 28. August 1849:

> „daß nach den bestehenden Gesetzen das lutherische Bekenntniß auch innerhalb der Union die Grundlage der pommerschen Kirche und das Princip geblieben ist, welches die kirchlichen Lebensäußerungen zu richten und zu gestalten hat"

dem unzweifelhaften Rechte unserer Lutherischen Kirche Genüge leisten. Wir müssen anerkennen, daß der hohe Ober-Kirchenrath durch eine Reihe Zugeständnisse und Anordnungen gesucht hat, dem Gewissen einzelner Geistlichen und Gemeinden unserer Provinz Genüge zu leisten und zweifeln nicht an dem lebhaften Wunsche des Kirchenregiments, aus den jetzigen traurigen kirchlichen Wirren herauszukommen. Um so mehr halten wir uns aber vor Gott und unserm Gewissen verpflichtet, es auszusprechen, daß wir alle solche Maaßregeln für vergeblich halten, die nicht auf dem Grunde des Rechtes unserer theuren Lutherischen Kirche erwachsen sind und sich unverholen und unzweifelhaft darauf stellen. Lebendige, tief erfahrene, mit dem Blute unserer Altvordern besiegelte Unterschiede lassen sich nicht dadurch beseitigen, daß man sie ignorirt.

Es kann nur Unfriede und Zwiespalt kommen, wenn man Friede, Friede! ruft, wo doch kein Friede ist. Es kann nur schmerzlichere Trennungen geben, wo man durch äußeren Organismus eine innere Einigung bewerkstelligen will, die doch nicht zu erzwingen ist.

Die unterzeichneten pommerschen Kirchenpatrone haben schon seit längerer Zeit mit Schmerz und Besorgniß die vielfachen Verwirrungen wahrgenommen, welche nicht blos in der vaterländischen Provinz überhaupt, sondern auch in den einzelnen, ihrem Schutze und ihrer Pflege anvertrauten Kirchenkreisen und Gemeinden durch die früheren und neueren kirchenregimentlichen Maßnahmen in Betreff der Union beider evangelischen Confessionen entstanden sind. — Diese Wirren haben aber in neuester Zeit einen so bedenklichen Charakter angenommen und steigern sich in solchem Maaße, daß wir ein längeres Schweigen darüber mit unserm christlich kirchlichen Gewissen und mit unserer Amtspflicht für unvereinbar halten müssen, und uns gedrungen fühlen, dem hohen evangelischen Ober-Kirchenrathe, als der höchsten kirchlichen Landes-Behörde, unsere bezüglichen Bedenken und Wünsche ehrerbietigst vorzutragen.

Wir sehen überall um uns her, in unmittelbarer praktischer Anschauung, wie diese Union, deren ursprüngliche wohlmeinenden Absichten im Sinne des hochseligen Königs wir nicht verkennen wollen, im Laufe der Zeit und durch die kirchenregimentlichen Anordnungen ihren trennenden und spaltenden Charakter und ihren in häuslichen, kirchlichen und politischen Verhältnissen trübenden und verwirrenden Einfluß in beklagenswerther Weise geübt hat. Durch Einführung derselben wurde eine Vereinigung der lutherischen und reformirten zu einer evangelischen Kirche gehofft. Das Gegentheil ist erreicht. Noch bestehen die alten Kirchen, Gott sei Dank, zu Recht und werden zu Recht bestehen, wenn sie nicht einer dem Gerechtigkeitssinne unseres frommen Fürstenhauses widersprechenden Gewaltmaaßregel geopfert werden.

Um der Union willen aber hat dieser Rechtsbestand von treuen Bekennern des Herrn so sehr in Zweifel gezogen werden können, daß sich eine neue Lutherische Kirche in unserm Vaterlande constituirt hat und im Gegentheil wieder eine große Anzahl von Geistlichen und Laien immer dringender auf Herstellung einer unirten Kirche besteht. So haben wir statt der früheren beiden jetzt bereits drei Kirchen, eine vierte steht in Aussicht, und wer weiß, zu welchen Spaltungen und Zerrüttungen das Beharren auf dem eingeschlagenen Wege noch führt. Einigkeit, Liebe, Mäßigung, Milde sollen befördert werden, wir sehen überall das Gegentheil.

Unsere Familienverhältnisse sind dadurch zum Theil auf das Schmerzlichste zerrüttet worden, und noch täglich erfahren wir die bittersten Trennungen und Zerwürfnisse unter den nächsten Verwandten und Freunden. — Der kirchliche und gesellige Verkehr mit unsern Nachbaren, Kreis- und Standesgenossen leidet darunter auf das Empfindlichste, indem diejenigen, mit welchen wir im bürgerlichen und politischen Leben zusammenwirken sollen, mit denen wir uns in den

gemeinsamen conservativen Principien innig verbunden und größtentheils eins wissen im Grunde des Glaubens, in kirchlicher Beziehung von uns geschieden dastehen, wie denn auch die aus andern deutschen Ländern in unsere Provinz übersiedelnden Gutsbesitzer uns als solche betrachten, mit denen sie nicht in kirchlicher Gemeinschaft stehen. —

Massenhafte Auswanderungen entziehen unserem Grundbesitz die Arbeitskräfte; sie sind zuerst veranlaßt durch Gewissensbedrängnisse bekenntnißtreuer Lutheraner, die von den Unionsmaßregeln getrieben, mit Trauern ihrem Vaterlande den Rücken kehrten und jetzt nicht müde werden, ihre Verwandten und Freunde durch lockende Briefe hinüber zu ziehen.

Und was das Betrübendste ist, es sind die tüchtigsten Geistlichen durch die Unionsmaßregeln in ihrem Gewissen bedrängt, in ihrer Amtsfreudigkeit gelähmt, in ihrem häuslichen und kirchlichen Frieden gestört worden, so daß sie ihre besten Kräfte Leibes und der Seele in diesem unseligen Kirchenstreite zersplittern und verzehren. Mit tiefem Bedauern haben wir gesehen, wie eine Anzahl der begabtesten Geistlichen der Provinz und des Vaterlandes (Nagel, Otto, Besser, Pistorius) um des gefesselten Bekenntnisses willen, hat die Landeskirche verlassen oder in's Ausland gehen müssen. Neuerdings ist leider wiederum der in seiner früheren Wirksamkeit in Greifenberg reichgesegnete Pastor Zöller ausgeschieden und wird vielleicht, da in Folge dessen die Aufregung in der ganzen Gegend groß ist, noch mehrere Geistliche und Gemeindeglieder nach sich ziehen.

Zu unserem tiefen Schmerze vernehmen wir äußerlich, daß um der gegenwärtigen kirchlichen Zustände willen, der theure und tapfere Vorkämpfer des kirchlichen und politischen Conservatismus, Dr. Stahl, seine Entlassung aus seinem Kirchenamte wiederholt beantragt hat. Wir hören ferner, daß dem in wissenschaftlicher und kirchlicher Beziehung ausgezeichneten Superintendenten Euen in Treptow a. R. ungeachtet der allgemeinen Liebe und Anerkennung, die er in seiner Gemeinde und Synode gefunden hat, die Bestätigung in seinem Amte versagt werden soll — und daß überhaupt neue bindende Unionsverpflichtungen, die doch durch die Geschichte gerichtet sind, den Geistlichen auferlegt werden sollen. Wir haben uns bereits im Jahre 1851 gegen die projectirte, mit den Unionstendenzen zusammenhängende, neue kirchliche Gemeindeordnung, welche den Bekenntnißstand, die bestehende Kirchenverfassung, das Patronat und das Provinzialkirchenrecht überhaupt verletzte, entschieden und einmüthig erklärt.

Aber auch die neusten Erlasse über die agendarischen Parallelformulare erscheinen uns wenig geeignet, den kirchlichen Frieden herzustellen, sie werden vielmehr nach unserer Ueberzeugung, indem sie nicht dem kirchlichen Rechte, sondern dem jeweiligen „Bedürfnisse" der Gemeinden und dem Belieben der Geistlichen und Behörden nachgeben und den Parallelismus zweispältiger Cultusformen durch protokollarische und urkundliche Feststellungen, also den Riß in der Kirche für die Dauer sanctioniren wollen und statt der Fülle des Reichthums unserer älteren trefflichen Kirchenagende doch nur einzelne kümmerliche Bruchstücke derselben darbieten, nur neue Zerwürfnisse und Verwirrungen hervorrufen und die sonst im geschichtlichen Bekenntnißstande einige Provinzial-Kirche möglicher Weise von Neuem zerreißen.

Wir verkennen nicht die großen Schwierigkeiten, in welche das hohe Kirchenregiment durch diese Angelegenheit verwickelt worden ist; wir leugnen auch nicht, daß unsere Provinz, wie leider das ganze Vaterland in diesen Kämpfen in zwei feindliche Lager getheilt ist, — aber wir wissen auch aus Gottes Wort und aus der Geschichte, daß in solchen geistlichen und kirchlichen Dingen die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen werden müssen und daß, wenn irgend wo, so hier unser Wahlspruch: „Autorität, nicht Majorität" seine Geltung findet. —

Wir wissen aus lebendigster Erfahrung, daß auf Seiten unserer zahlreichen Gegner man sich der unkirchlichen und bekenntnißlosen Elemente kaum erwehren kann, und daß da zumeist diejenigen stehen, welche auch in den politischen Kämpfen der Vergangenheit den negativen und destructiven Tendenzen und Strömungen des kirchlichen und staatlichen Liberalismus huldigten. Wie dem aber auch seyn mag, wir hegen die begründete Ueberzeugung, daß es in kirchlichen Fragen nicht auf Bedürfnisse, Strömungen und Stimmungen des Zeitgeistes, sondern lediglich auf das Recht ankomme.

Das Recht der Union, wie sie sich bisher gestaltet hat, hat uns aber bis jetzt noch Niemand, weder aus der heiligen Schrift, noch aus der Kirchengeschichte, noch aus der Kirchenordnung nachgewiesen, während das klare, einfache Recht der Confession, das Recht unserer theuren Lutherischen Kirche, der Kirche Deutscher Reformation, der Kirche unserer leiblichen und unserer Glaubensväter — durch Bekenntnisse und Kirchenordnungen, durch Staatsverträge und landesherrliche Reversalien (der Augsburger und Osnabrücker Friede, Revers des Kurfürsten Johann Siegismund vom 5. Februar 1615, Stockholmer Friedensinstrument vom 21. Januar 1720, Religionsedict v. 19. Juli 1788) auch durch Cabinetsordres und Ministerial-Rescripte, namentlich für Pommern, hinlänglich anerkannt und verbürgt ist und nur durch die Hemmungen und Trübungen der falschen Union nicht zu seiner vollen Ausgestaltung in Lehre, Cultus und Verfassung kommen kann.

In unserer unzweifelhaft zu Recht bestehenden pommerschen Kirchenordnung von 1563 (Forma institutionis pag. 32) werden uns feierlich bei der Institution der von uns vocirten Prediger jedesmal unsere Patronatspflichten ernst und eindringlich also vorgehalten:

> „Gott der Allmächtige hat die Obrigkeit verordnet, daß sie soll seine Dienerin seyn und sein Reich mit Ernst fortsetzen; darum sind auch Kirchenlehren und jura patronatus verordnet, daß der Pfarrherr in seinem Amte Beschirmung, Hülfe und Beistand habe; darum will ich von Gottes wegen, auch im Namen der christlichen Kirche, die Patrone und Obrigkeit geboten und vermahnt haben, sie wollen um des Herrn Christi willen, auch wegen ihres Amtes und Gerechtigkeit dieses Pfarrherrn und der Kirche sich annehmen, über alles, was vorhin gesagt und in unserer Kirchenordnung begriffen ist, treulich halten und den Lohn dafür von Gott nehmen."

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 7. April. № 28.

Die moderne Bildung.

(Schluß.)

Das ist das Unheil, daß unsre moderne Bildung die Nachäffung der Bildung, das geistlose Nachbilden der wechselnden Aeußerlichkeiten, noch nicht hat überwinden können! Wie viel Zeit für wahre Bildung würde insbesondere die Frauenwelt gewinnen, wie viel verführerische Reize der Eitelkeit würden den jüngeren Personen des weiblichen Geschlechts erspart werden, wenn man dem französischen Modenwechsel in der Kleidertracht ein Ziel setzte. Die Männer aber sollten die Macht der Mode in der Presse und in der öffentlichen Meinung zu überwältigen suchen. Die Mode verdirbt mit ihrer Tyrannei, durch welche das Neueste für das Beste gelten muß, den Geschmack und die geistweckenden und charakterbildenden Kräfte: sie befördert die Oberflächlichkeit und setzt an die Stelle der Bildung den äußeren Firniß und die gehaltlose Manier. Ein Zusatz von conventioneller Manier kann bei keiner Art von Zeitbildung fehlen: aber diese äußere Schale sollte einfach und feststehend seyn. Die Vervielfältigung der conventionellen Formen aber, der stete Wechsel und die Werthlegung auf jedes Neueste, darum, weil es neu ist, verflacht den Geist und verdirbt den Geschmack. Eine bloß conventionelle Modebildung ist das gerade Gegentheil der wahren Bildung, und kann nur da herrschen, wo selbst das Bedürfniß derselben nie erwacht oder gründlich ausgerottet ist. Eine reine Sitte, welche die Macht der Mode zügelte, eine gediegene Presse, welche das Werthlose und Verderbliche um die öffentliche Meinung der urtheilslosen Menge brächte, und ein Sinn für Tüchtigkeit des Thuns, welcher die leeren Schwätzer beschämte, müßte mächtiger wirken als bisher, um uns gegen die Anmaßungen der Flachheit, Verkehrtheit und Gottlosigkeit zu schützen.

Dieß ist ein frommer Wunsch! Aber wir haben noch schützende Mächte, welche der Bildung unsrer Zeit zur Stütze dienen, wenn sie nur sich selbst vor dem Verderben bewahren und ihren Beruf kräftig erfüllen: Haus, Schule und Kirche.

Das Haus hat zunächst die Sitte und Zucht zu hüten gegen die zuchtlose Mode und die ersten Keime des Bildungstriebes zu wecken und zu pflegen, so wie sie anfangen im Spielen und Sprechen sich zu regen. Plato und Quinctilian bemerken sehr richtig, daß die Bildung in der Wiege beginnt: ein Kind, das nicht selbst spielt, muß zum Spielen wie zum Sprechen durch passende Reizmittel und dadurch, daß man mit ihm spielt, angeregt werden. Ein Kind darf nicht zu viel bedient werden: Alles, was es selbst thun kann, muß es zeitig thun lernen. Die niedern Stände haben darin einen Vorzug vor den höhern, daß die Nöthigung bei ihnen ist, die Kinder frühzeitig arbeiten und dienen zu lassen: das Arbeiten und Dienen bildet mehr als das Spielen, weil dabei etwas darauf ankommt, ob es recht und geschickt gethan wird. Herablassende Liebe und erfinderischer Geist muß in den Kindermädchen, Bonnen und Erzieherinnen seyn, die den bildenden Geist in den Kindern anregen sollen: rechte Mütter sind freilich die besten Erzieherinnen. Sitte und Zucht müssen von den Aeltern ausgehn und in ihnen vorbildlich leuchten: die Sitte ist die Verkörperung der herrschenden Gesinnung des Hauses und wirkt nicht nur durch Gewöhnung, sondern weckt auch das Nachdenken und das Urtheil über das, was gut und böse, schicklich und unschicklich ist, und bildet den Geschmack. Die Zucht schneidet die wilden Schößlinge ab und wirkt, daß die bildende Kraft das junge Bäumchen gerade in die Höhe treibt. Erzieher und Erzieherinnen sind sehr wichtige Personen, sie können viel ersetzen und ergänzen: aber die mangelnde Sitte und Zucht des Hauses können sie nicht vergüten. Wenn sie auch die Ausartung in den frühern Jahren hemmen, so tritt dieselbe dann später desto ungezügelter hervor. Es ist ein Fehler, der sich schwer rächt, wenn man in der Jugend die Bildung der Talente mehr pflegt, als die Bildung des Charakters: die Talente glänzen und der Glanz erregt die Gefallsucht und den Ehrgeiz, zwei große Hindernisse gründlicher Bildung, wodurch selbst ausgezeichnete Talente irre geleitet und in ihrer gesunden Entwickelung gestört werden können: die Bildung des Charakters fällt hauptsächlich nicht dem Unterricht, sondern der Erziehung anheim, und weniger den absichtlichen als den unabsichtlichen Einwirkungen des Familiengeistes. Sind aber Aeltern und Erzieher zu starr, ohne in den aufwachsenden Pfleglingen das Recht der Selbstbestimmung anzuerkennen, so bilden sich die Charaktere des jüngeren Geschlechts häufig in einem Gegensatz gegen des Hauses Zucht aus, oder sie bleiben ihr Lebelang schwächlich und abhängig. Sind die Aeltern von schwachem Charakter, so bestimmen die heranwachsenden Söhne und Töchter den Geist des Hauses und seufzend, aber nachgiebig, sehen die Alten die frühere Zucht und Sitte der Familie von dem flachen Wellenspiele des modernen Sinnes hinweggespült. Nur ein

Haus, wo die Häupter einen ausgebildeten Geist und einen durchgebildeten Charakter in sich vereinigen und bildende Kräfte um sich zu sammeln und zu leiten wissen, kann die Güter der modernen Bildung ohne deren Uebel verarbeiten, so daß die dem Schooße der Familie entwachsenen Kinder mit zartem Gewissen, mit gesundem Urtheil und kräftigem Willen die Massen des mannigfachen Bildungsstoffes bewältigen und gleichsam verdauen können. Ein Haus, das mit christlicher Zucht und Sitte sich an die Kirche anlehnt und zugleich bildenden Geist in sich trägt, hat die meiste Hoffnung für sich, daß die Glieder des Hauses zu gesunder Bildung heranreifen werden. Jung Stillings Großvater, der alte Kohlenbrenner Eberhard, hat für die Entwickelung eines gesunden Bildungstriebes in seiner Familie mehr gethan, als in vielen reichen und angesehenen Häusern geschieht: denn er war selbst innerhalb seines Gesichtskreises an Geist und Charakter durchgebildet und besaß die schöne Gabe des Gesprächs und der Erzählung, zweier vortrefflicher Bildungsmittel.

Das Haus muß aber jetzt aus Mangel an ausreichenden Bildungsmitteln und an bildenden Kräften sehr früh die Schule zu Hülfe nehmen und die heranwachsende männliche Jugend, leider auch nicht selten die weibliche, der Schule fast ganz überlassen. Die Schulzucht muß oft die Mängel der häuslichen Zucht ersetzen und wirkt dadurch heilsam: aber die Schule kann auch nicht umhin, weil sie viele und sehr verschiedene junge Geister zugleich auszubilden hat, die Bildung zu mechanisiren, und sie ist ein ergiebiger Boden zur Nahrung des Ehrgeizes, erkältend aber für das Herz und die heiligen Keime der Frömmigkeit. Daß die öffentlichen Schulen die Kinder schon so jung aufnehmen, ist kein Gewinn für die Bildung, sondern nur ein nothwendiges Uebel. Man könnte versucht seyn, auch die Bildung durch die alten Classiker für nichts anderes anzusehn und sie wäre wirklich nichts besseres, wenn sie ohne Weisheit und Wahl betrieben würde. Immerhin müßte man sie doch für nothwendig anerkennen, weil unsre ganze Geschichte, Literatur und Bildung außer der Bibel auf ihnen ruht und wir in allen den Bildungsstoffen, die aus ihnen entlehnt sind, ohne die Fähigkeit die Quellen zu verstehen, nur einer Dressur, einem Anlernen und Abrichten unterworfen wären. Mag seyn, daß der Einzelne ohne die classische Bildung sich behelfen kann: die Nation würde ohne dieselbe der Barbarei, der Unkenntniß ihrer eigenen geistigen Lebenswurzeln, verfallen. Aber die recht betriebenen classischen Studien sind keineswegs ein bloßes nothwendiges Uebel, sondern auch ein heilsamer Schutz und Damm gegen die Gefahren und Ausartungen unsrer modernen Bildung. Schon die für Erlernung todter Sprachen unerläßliche grammatische Methode und die Anregung zur Sprachenvergleichung, die durch die Uebersetzung geübt wird, ist einer gründlichen Bildung des Geistes förderlich. Der Hauptgewinn aber liegt darin, daß die Alten, besonders die Griechen, durch hohe Begabung, die sie vor allen anderen Völkern voraus hatten, ein bildendes Volk waren und bei scharfer Beobachtung der Natur zuerst die innern Verhältnisse der Dinge belauschten und in die menschliche Sprache

übertrugen, wodurch sie die Erfinder der Logik, als wirklicher Wissenschaft, wurden. Daher haben ihre classischen Schriftsteller eine Einfachheit, Klarheit und Genauigkeit der Sprache, die, weil unmittelbar aus dem bildenden Geiste hervorgegangen, auch bildend wirkt und durch ihre Gesetzmäßigkeit und Richtigkeit reinigend auf unsre durch eine vielfach verbildete und verwilderte Literatur gefährdete Bildung zurückwirkt. Das reformatorische Zeitalter hatte davon noch nicht ein klares Bewußtseyn, aber ein desto lebendigeres Gefühl dafür, und Luther selbst drang daher so auf das Studium der Sprachen, als der Schneide des Geistesschwertes, weil er in der classischen Bildung die Schutzwehr sah gegen eine neue Versumpfung, wodurch die Quellen des geistigen Lebens verunreinigt würden. Besonders unser höherer Mittelstand, der selten Gelegenheit hat, auf Reisen und sonst durch große Anschauungen sich zu bilden, würde an den alten Classikern sein vorzüglichstes Bildungsmittel verlieren und bald in dem Mechanismus der Gewerbe und des Beamtenthums den innewohnenden Bildungstrieb gelähmt und erstickt sehn. Ohne die jugendliche Thatkraft der Anglo-Amerikaner würden wir nur verblaßte Jankee's werden. Der Grieche konnte seine Gaben am Leben, auf dem Markte, in Gesprächen üben: der Deutsche mit seiner tiefer liegenden Sinnigkeit muß lernen und studieren, um das Beste, was Gott in ihn gelegt, ans Licht zu ziehen und zu gestalten, und die Griechen und Römer sind dabei die ihm geschichtlich gegebenen Pädagogen.

Aber diese vortrefflichen Pädagogen können uns in ihrer Schule nicht geben, was ihnen selbst mangelt, das Leben in Gott, dieses höchste Gut, das keine menschliche Bildung uns verleihen oder ersetzen kann. Dieses müssen wir bei der Kirche suchen, welche die Schätze der heiligen Schrift hütet und austheilt zum Schutz gegen die schlimmsten Verirrungen, in welche die moderne Bildung uns verstricken kann.

Die Bildung unsrer Zeit trägt die Mahlzeichen ihrer Geburt an sich. Sie ist allerdings aus einem kräftigen Aufschwung der Geister hervorgegangen, aber nicht, wie in der Reformationszeit, zugleich aus einer Erneuerung der Herzen in Gott. Sie verdankt ihren Ursprung dem siegreichen Kampfe der Genialität gegen die Pedanterei, des natürlichen Geistes gegen die geistlose Unnatur und Verknöcherung, und in diesem Zuge ist sie seit etwa hundert Jahren fortgegangen. Das Gewissen, das Band, das den Menschen an Gott knüpft, hat dabei wenig mitzureden gehabt: die Kirche, selbst salzlos und pedantisch geworden, hat sich anfangs dabei bloß leidend verhalten. Es war nur die Natur, die natürliche Begabung, der natürliche Wille sammt den Lüsten und Begierden, der natürliche Bildungstrieb, losgerissen von Gott und der Heiligung feind, der sich gegen die Satzungen der Pedanterei frei zu machen suchte, aber auch die heiligen Ordnungen und Gesetze Gottes übersprang. Luther hat in der Reformationszeit dieselben Mächte, die damals in den Humanisten, in den Schwärmern und in den Bauern sich regten, niedergekämpft und dem Worte Gottes unterworfen: aber unsrer neuern Erhebung der Geister fehlte ein solcher Heros

des Glaubens und erst spät trat in Abhängigkeit von der herrschend gewordenen modernen Bildung ein namhafter Theolog auf, der durch Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern eine Versöhnung zwischen dem religiösen Bedürfniß und der selbstgenugsamen wesentlich widerchristlichen Bildung versuchte. Aber zwischen dem herrschenden Geiste dieser Bildung und dem Leben der Kirche, die in der Gemeinschaft der Propheten und Apostel Gott in Christo dienet, ist noch ein tiefgegründeter Widerspruch geblieben, und dieser Widerspruch muß so lange währen, bis wieder einmal Christus die Sonne wird, um welche alle bildenden Kräfte der christlichen Völker sich bewegen. Indessen wie fern diese Zeit auch noch seyn mag, so hat doch die christliche Kirche in den evangelischen Ländern sich die Bildungsstoffe unsrer Zeit sichtend angeeignet, und fährt immer fort, alles Verbildete und Erstorbne durch neue Bildungskeime abzustoßen, so daß sie in der Person ihrer Vorkämpfer auf der Höhe unsrer Zeitbildung steht. Die trübe Zeit ist vorüber, wo die Frommen von den Wissenschaften und Künsten und von dem Leben der Gesellschaft sich ängstlich zurückzogen, weil sie glaubten, diesen Mächten der Welt nicht gewachsen zu seyn. „Alles ist euer, es sey Kephas oder die Welt! Alles ist euer, ihr aber seyd Christi!" Dieses erfrischende Wort des Apostel Paulus hat jetzt wieder eine Stätte in dem Herzen der Gläubigen gefunden und ein großer Geisteskampf hat im Gebiete der gebildeten Welt selbst begonnen. Die Kirche reicht uns das Schwert des Geistes, das Wort Gottes in der heiligen Schrift. In der Schrift finden wir den lebendigen Gott und heilige Menschen Gottes, deren Leben aus dem tiefsten Innern quillt und durch Gottes Gnade und Gericht geordnet wird. Da werden die Geheimnisse der Herzen enthüllt, die alle Bildung nicht ändern, sondern höchstens verbergen kann: da sehen wir das Herz in der Versuchung, in der Sünde, im Trotz, im Abfall, im tiefsten Elend, in Todesschatten, und das Herz in der Buße, in der Rückkehr zu seinem Gott, in dem Genuß der Vergebung der Sünden, in der Versöhnung, in der Gotteskindschaft, seufzend unter dem Kreuze und selig in Gott. Der Herr offenbart sich als handelnd und redend, in höchster Majestät und tiefster Herablassung: ja das Wort ward Fleisch, das ewige Ebenbild Gottes nahm menschliche Bildung an, litt in menschlicher Schwachheit, gab sich als Sühnopfer hin, starb am Kreuze, und ging verklärt in die Herrlichkeit des Vaters heim, als Lenker der Geschichte, als Richter aller Völker, als ewiger Hirt seiner Gemeinde. In der heiligen Schrift wehet der Lebenshauch, der das Herz erwärmt, wenn es bei aller modernen Bildung Gefahr läuft zu erkalten und zu ersterben: das Leben des Herzens aber ist der Geist des Gebets.

Ich will hier versuchen, einige Gedanken auszusprechen, die nur durch das Herz verstanden werden können, aber durch jedes Herz: denn sie beruhen auf allgemeiner Erfahrung, gegen die sich kein zum Selbstbewußtseyn gelangter Mensch verschließen kann. Es giebt drei Herzen, die wir unterscheiden müssen, die auch von einander geschieden werden können, aber nach Gottes ursprünglicher Ordnung nie hätten von einander geschieden werden sollen: das erste und niedrigste ist das fleischerne Herz in unsrer Brust; das zweite, das von jenem nur gewaltsam durch den Tod getrennt werden kann, ist das geistige Herz, das innerste Geheimniß unsrer Persönlichkeit und Freiheit; das dritte ist das große Herz Gottes, von dem alles Leben ausgeht, von dessen Schöpfermacht alle Lebendigen getragen werden, heilig und schrecklich in seinem Eifer und seinem Zorn, heilig und zart in Liebe, Gnade und Erbarmen, von welchem Hiob (36, 5—12) zeuget: „Siehe, Gott ist mächtig: doch verschmähet er Keinen: denn er ist auch mächtig von Kraft des Herzens. Den Gottlosen erhält er nicht, sondern hilft dem Elenden zum Recht. Er wendet seine Augen nicht von den Gerechten und mit den Königen setzet er sie auf den Thron immerdar, daß sie hoch bleiben. Und wo sie gebunden liegen in Fesseln, gefangen mit Stricken des Elendes, so verkündigt er ihnen, was sie gethan haben, und ihre Untugenden, wie sie Uebermuth getrieben haben, und öffnet ihnen das Ohr zur Zucht, und sagt ihnen, daß sie sich von dem Unrecht bekehren sollen. Gehorchen sie und unterwerfen sich, so werden sie ihre Tage verbringen im Glück, und ihre Jahre in Lieblichkeit. Gehorchen sie nicht, so werden sie in das Schwert fallen und vergehen im Unverstand." Wie nun das Herz im Leibe das ermattete Blut aufnimmt und, durch seinen mächtigen Pulsschlag erfrischt, es wieder lebenskräftig aussendet, so wirkt das Herz des persönlichen Geistes als energische Willenskraft, bleibt aber nur dann gesund und rein, wenn es nicht im Eigenwillen sich verfestigt, als wäre es Gott; denn wo es dieß thut, so wird es hart und verstockt. Dem Herzen Gottes muß das Menschenherz sich öffnen. Durch des Gewissens Noth getrieben, deren sich keine aufrichtige Seele entschlagen kann, muß der Mensch in seiner Armuth und Ohnmacht zum Herzen Gottes fliehen, um da Erfrischung und neues Leben zu schöpfen, um wie neugeboren, stark in der Kraft Gottes, zu thun und zu leiden, was Gott gefällt. So mit dem Herzen zu Gottes Herzen nahen, unser mattes Herzblut in Bekenntnissen und Bitten vor ihm auszuschütten, das heißt beten. Und der Herr spricht von dem, der sich so zu ihm kehrt: „Ist nicht Ephraim mein theurer Sohn und mein trautes Kind? denn wie viel ich wider ihn geredet habe, gedenke ich doch noch wohl an ihn. Darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich sein erbarmen muß, spricht der Herr." (Jerem. 31, 20.) Durch die ganze heilige Schrift geht die Strömung dieses Gottesgeistes und, wenn es nicht so wäre, so wäre sie nicht die heilige Schrift. In der Vollkommenheit des betenden Herzen Jesu, der selbst ohne Sünde war und nur fremde Sünde trug, ist das Geheimniß des Heils, das Geheimniß der Vereinigung von Gottheit und Menschheit niedergelegt und durch Ihn wird in dem erstorbenen Menschenherzen dieses edelste Lebens-Organ, das betende Herz, wiederhergestellt, wenn man sich seinen Einwirkungen im vollen Vertrauen hingiebt. In der Erfahrung des betenden Herzens wird der Mensch inne, was Christus, was Gottes Wort und Geist, was Versöhnung, was Glaube

ist, und Luther hat nichts angelegentlicher gesucht, als diese Original-Erfahrung wieder zum Gemeingut der ganzen Christenheit zu machen, nachdem durch die Verknöcherung und Verunreinigung der Kirche dieser Brunnen verschüttet war, so daß nur Wenige unbeirrt den Zugang zu demselben fanden, obwohl kein Herz lebt, das dessen nicht bedürfte.

Die Bildung unsrer Zeit hat sich im Allgemeinen von der durch Luthers Vorbild und Lehre erneueten Herzens-Erweckung losgerissen und hat zu viele neue und fremde Elemente in sich aufgenommen, als daß sie zu der Gestalt der Reformationszeit sich zurückführen ließe. Als Bildung hat sie ihrem Begriffe nach das Geschäft der Heiligung nicht und ist in ihrer neueren Entwickelung zu sinnlich-ästhetisch, zu zerstreut, zu modisch und weltförmig geworden, als daß sie das Heiligthum des in Gott verborgenen Lebens auch nur mittelbar fördern könnte, wo sie nicht von einem überlegenen Geiste beherrscht wird. Sie ist ihrem Ursprunge nach, als moderne Bildung, in ihrer neuesten Phase zu sehr mit widerchristlichen Elementen geschwängert und hat zu sehr das selbstherrliche fleischliche Ich auf den Thron gesetzt, als daß sie die volle Wahrheit des christlichen Lebens auch nur vertragen und unangefeindet dulden möchte. Aber Christus und die Bibel und die Kirche ist dennoch der letzte tiefste Grund, auf welchem sie ruht und aus welchem sie hervorgewachsen ist, und die christliche Sitte, der christliche Glaube ist mit tausend unsichtbaren Fäden in sie eingeflochten. Darum haben die Gebildeten und die Bildungsfähigen, die ihre Erstgeburt nicht gegen ein Linsengericht verkaufen wollen, eine Macht, die ihr Schifflein stärkt, daß es auch den Ballast der modernen Bildung tragen kann, ohne in den Wassern zu versinken, welche die Seelen tödten. Und wir hoffen, daß der barmherzige Gott die Seufzer seiner Kinder erhören und zu rechter Zeit einen hochbegnadigten Gottesmann erwecken wird, der alle moderne Bildung zu den Füßen des Kreuzes niederlegt, um sie gerichtet, gereinigt und verklärt der ewigen Liebe und Wahrheit dienstbar zu machen. Dann wird diese Bildung auf christlichem Grunde seyn, was sie jetzt werden soll, die allgemein menschliche Bildung, die vom Geist der Heiligung durchdrungen ist. Vorher wird aber wohl die gebildete Welt unsrer Tage die Früchte ihrer Verirrungen in einem Gottesgerichte schmecken müssen, das noch schwerer lasten wird als die seit 1788 nach längern Zwischenpausen oftmals wiederholten Gerichte, deren Nachwirkung von den trägen Gewissen der großen Menge der Gebildeten schnell abgeschüttelt worden ist. Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Herr durch die Geschichte der letzten 70 Jahre mit Posaunenstimme uns verkündigt!

Anm. des Verf. Die Leser mögen nicht übersehen, daß das, was hier dargeboten wird, nicht eine Abhandlung, sondern ein Vortrag ist, der seiner Bestimmung gemäß mehr in der Form der Anschauung als der Begriffsfolge fortschreiten mußte. Doch sind die leitenden Grundbegriffe angedeutet und leuchten als maaßgebend überall

hindurch, so daß ein Kundiger den Vortrag wohl in die Gestalt einer Abhandlung umsetzen könnte. Zustimmung oder Widerspruch wird in allen wesentlichen Punkten davon abhängen, ob man sich mit den Grundbegriffen einverstanden weiß oder nicht.

Nachrichten.

Provinz Sachsen.

Es wäre kaum zu glauben, wenn es nicht zu lesen wäre, wie nackt und bestimmt der Rationalismus jetzt wieder aufzutreten wagt. Davon gibt die neueste Broschüre, die im Verlauf des Halleschen Thesenstreits erschienen ist, das deutlichste Zeugniß. Sie ist betitelt: Zwei Feinde der Union, und gegen Nathusius und Seiler gerichtet. Der Verfasser hat sich nicht genannt, denn es heiße jetzt für Alles, was nach Liberalismus schmecke: „schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit.“ Es ist ein Pfarrer aus der Provinz Sachsen, wie die Schrift selbst anzeigt. Die persönlichen Invectiven, mit denen der Verfasser, besonders gegen den „Amtsbruder Seiler“, auftritt, übergehen wir gern und halten uns an die Sache.

Die Tendenz des Ganzen wird in dem letzten Satze des Vorworts deutlich: „Möge das Schriftchen denn — so Gott will — mit dazu helfen, daß Rationalismus und Union ihr gutes Recht behaupten.“ Ausgeführt wird dies gegenüber „der katholisirenden Reaction unserer modernen Lutheraner.“ Dieselben verkennen die wahre Mission und innere Berechtigung des Protestantismus, dessen Wesen, Lutherischer wie Zwinglischer Seits, dies ist: Sittlichkeit in der Freiheit auf dem Grunde der ewigen Wahrheit, oder: die Freiheit des Christenmenschen. In dem aber, was Luther und Zwingli auseinandergehen, ist Zwingli in größerem Recht, wenn auch nicht im vollen. Die volle Wahrheit liegt in der gegenseitigen Ergänzung beider durch Union, daraus entsteht erst die eine und allein wahrhaft seligmachende Geisteskirche des Protestantismus und Rationalismus. Der Anfang dazu ist glücklich durch Friedrich Wilhelm III. gemacht. Der Indifferentismus hat dabei die wichtigste Rolle gespielt, nämlich der, den die Bildung der Zeit und das Volksbewußtseyn gegen Kirchen und Dogmen früherer Jahrhunderte hatte. Es war eine Calvinisirung der Lutherischen Kirche, nur noch nicht vollständig genug; und diese Calvinisirung besteht, trotz allen Widerspruchs von Seiten des Lutherischen Paganismus, in Recht und Praxis auch heute noch. Natürlich ist die Union nichts anderes, und will nichts anderes seyn, als eine Tochter des Rationalismus, und — wenn man will — auch des vielgeschmäheten rationalismus vulgaris, der sich aber von „Papa Wegscheider“, von Petrus und den Synoptikern, zu den freien Höhen der Spekulation emporschwingen kann. Nicht eine zeitliche Erscheinung, sondern das Prinzip des Rationalismus hat der Union das Daseyn gegeben; darum sie auch durchaus den Grundsatz festzuhalten hat: was nicht vernünftig ist, das ist auch nicht christlich. Sie hat auch nicht zu fürchten, daß sie darin auf die Dauer gehindert werden könnte. Dafür bürgt die Geschichte und das Landrecht des Preuß. Staats; und wenn es doch gelänge, so würde die erste Gelegenheit, wo die Krone der Volkskraft bedürfte, dem Spuke der gegnerischen neulutherischen Rokokkotheologie ein Ende machen. Union und Rationalismus sind aus dem Leben und für das Leben, darum werden sie wohl bestehen. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 10. April. № 29.

Die Söhne Gottes und die Töchter der Menschen.

Die Frage, ob in 1. Mos. 6. unter den Söhnen Gottes Engel zu verstehen seyn, welche in Liebe gegen sterbliche Weiber entbrannten, oder die Mitglieder des frommen Geschlechtes, welche durch ungleichartige Ehen die Kraft der Gottseligkeit verloren, ist von größerer Bedeutung, als wie es auf den ersten Anblick scheinen mag. Es handelt sich nicht blos darum, einer wichtigen Partie der heiligen Geschichte ihre erbauliche Bedeutung zu bewahren, obgleich schon das ein gar Großes ist. Es kommt vielmehr, wenn man die Erklärung von den Engeln zuläßt, in die kirchliche Theologie ein krebsartiges Uebel hinein, welches nothwendig weiter fressen muß. Das Nächste ist, daß man zur Rechtfertigung des seltsamen Factums sich in barocke Theorien versteigt, welche die Gränzen verletzen, wodurch die kirchliche Theologie von Jüdischen und Mohammedanischen Hirngespinnsten geschieden ist. Doch dabei kann die Sache nicht stehen bleiben. Solche Theoreme werden von dem wissenschaftlichen Bewußtseyn, wenn man sich eine Zeitlang damit abgequält hat, sie plausibel zu machen und plausibel zu finden, wieder ausgestoßen. Hält man dann die Deutung noch fest, so kann der Erfolg kein anderer seyn, als daß man hier ein mythisches Element in der ältesten Urkunde der Offenbarung anerkennt. Sobald aber das mythische Wesen an diesem einen Punkte hereingelassen worden ist, wird es nicht ruhen, sondern weiter und weiter um sich greifen.

Es ist Zeit, dem Uebel grade jetzt zu begegnen. Denn es fängt an, schon sehr sich auszubreiten oder wenigstens breit zu machen. Dr. v. Hofmann behauptet, freilich sehr übertreibend, in dem Schriftbeweise, die Engeldeutung könne „jetzt schon für fast allgemein anerkannt gelten." Dr. Delitzsch meint, Hofmanns hieher gehörige exegetische und heilsgeschichtliche Erörterungen in Weissagung und Erfüllung und im Schriftbeweise können als entscheidend und abschließend gelten. Und Dr. Kurtz versteigt sich sogar zu der Behauptung: „Nur mit einer Stirn von Eisen und Stahl kann man heute noch behaupten wollen, daß diese Auslegung in den Worten von Gen. 6, 1—4. keinen Grund und Boden habe."*)

*) Die Ehen der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen. Berlin, 1857. S. 98.

Woraus wohl erklärt sich der in hohem Grade erregte und leidenschaftliche Ton dieser Schrift, die in der Polemik gegen einen auf gleichem Grunde stehenden Specialcollegen (Dr. Keil) alle Gränzen überschreitet? Der Grund kann nicht in der Beschaffenheit der bekämpften Auslegung liegen. Daß der Inhalt, den diese in der bezeichneten Stelle findet, ein durchaus schriftmäßiger ist, daß die Stelle nach dieser Auslegung einen erbaulichen Charakter trägt und daß sie es nicht scheuen darf, mit dem apostolischen Maaßstabe gemessen zu werden: eine jede Schrift von Gott eingegeben ist auch nützlich u. s. w. liegt ganz am Tage. Woher also solche Entrüstung? Wir können sie nur daraus erklären, daß das Bewußtseyn einen fremdartigen Stoff in sich aufgenommen zu haben, den von Herzen kirchlichgesinnten Theologen, der sich dies selbst nicht gestehen will, in eine innere Erregung versetzt, der er nach außen Luft zu machen sucht.

Dr. Kurtz entrüstet sich darüber, daß die Erklärung von dem frommen Geschlechte als die kirchliche bezeichnet worden ist. Wir müssen uns aber dieser Bezeichnung entschieden annehmen. Das Argument, „eine Auffassung, die von sämmtlichen Kirchenvätern bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, so weit sie sich darüber ausgesprochen haben, einstimmig vorgetragen wird", dürfe nicht als eine unkirchliche bezeichnet werden, kann nur demjenigen imponiren, der die Sachlage nicht genauer kennt. Die Offenbarung, deren Wasser aus dem Quell des Heiligthums fließen, kommt sofort in ihrer Vollendung zum Vorschein. Dagegen aber die Theologie ist dem Gesetze menschlichen Werdens unterworfen und fällt unter die Regel, daß das Vollkommne sich erst am Ende der Entwickelung findet. Als sie um die Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts sich auszubilden begann, da that sie Anfangs gar ungewisse Tritte. Es konnte nicht fehlen, daß sie bald zum Judenthum herüberschwankte bald zum Heidenthum, zu dem letzteren um so mehr, da sich dasselbe im Besitze einer ausgebildeten Wissenschaft befand, bei welcher die christliche Theologie in die Schule gehen mußte. Erst nach und nach konnte sie den sicheren kirchlichen Takt gewinnen, der überall das dem Wesen entsprechende herauszufinden, überall das Fremdartige abzuwehren wußte. Ganz besonders bei der Engellehre war es schwierig, hier sogleich das Richtige zu treffen. Da fand sich auf dem außerbiblischen Gebiete solches vor, was dem Biblischen täuschend ähnlich sah, obgleich es im innersten Grunde von ihm differirte. Ein nüchterner Forscher sagt in Bezug auf die Lehre von den gefallenen Engeln, den Dämonen

bei Justin dem Märtyrer und seinen Genossen: „Werfen wir schließlich auf den Ursprung des geschilderten Dogma einen Blick, so springt in die Augen, daß gar viele und mannigfaltige Fäden in demselben durcheinanderlaufen. Biblische und unbiblische, jüdische und heidnische Elemente schließen sich in ihm zur mühsam erzielten Einheit zusammen. Wie bei keinem andern Dogma ist bei diesem der christliche Boden von fremdartigem, ausländischem Gewächs überwuchert worden."*) Erst vom vierten Jahrhundert an erfolgte die solide Durchbildung einer christlichen Theologie, hörte das unsichere Hin- und Herschwanken, das Vermischen des Unvereinbaren auf, und will man untersuchen, ob eine Ansicht das Gepräge der Kirchlichkeit trägt, so wird man vor Allem zusehen müssen, wie seit dieser Zeit die Theologie der Kirche sich zu ihr gestellt hat. Da fällt nun die Entscheidung für diejenigen, welche in 1. Mos. 6. unter den Söhnen Gottes Engel verstehen, gar ungünstig aus. Schon Chrysostomus bezeichnet diese Ansicht als eine blasphemische, zum Beweise, daß die Kirche in seiner Zeit diesen Stoff als einen fremdartigen schon völlig von sich ausgesondert hatte. Wenn er diejenigen, welche sie etwa noch festhalten wollen, auffordert zu zeigen, wo in der Schrift die Engel Söhne Gottes genannt werden: „nur Menschen werden Söhne Gottes genannt, die Engel aber nirgends," so hat er sich nur unvorsichtig und zu allgemein ausgedrückt: seine Behauptung ist völlig richtig, wenn sie auf die Bücher Mose's und überhaupt die biblische Prosa beschränkt wird. In ihr kommt der Name der Söhne Gottes in der That nirgends von den Engeln vor. Philastrius konnte schon so weit gehen, diese Ansicht für eine Häresie, für einen Uebergriff in das Heidenthum zu erklären. Von dem vierten Jahrhundert an bis zum Aufkommen des Rationalismus fand diese Ansicht auch nicht einen einzigen namhaften Vertreter. Denn der profane Holländische Philologe Drusius, der es liebt bei dem Herkules zu schwören, wird nicht als ein solcher betrachtet werden können. Die Katholische Theologie und die der Kirchen der Reformation gingen in Bezug auf diesen Punkt Hand in Hand. Luther z. B. sieht auf die Erklärung von den Engeln tief herab. Der treffliche reformirte Theologe Heidegger sagt nach Aufzählung der Gründe für dieselbe: „Diese Argumente haben zwar etwas weniges von Schein, in der That aber gar keine Beweiskraft**) und gibt dann eine eingehende und schlagende Widerlegung, wobei auch der jetzt wieder mit so vieler Zuversicht geltend gemachte Grund aus dem Briefe Judä erst in voller Schärfe hingestellt und dann widerlegt wird. Daß der kirchliche Charakter der Sethitendeutung nicht dadurch gefährdet wurde, daß die rationalistischen Ausleger sich dagegen erklärten, liegt am Tage. Der Rationalismus zeigt sich überall unfähig, wo es auf feine, geistige Auffassung ankommt, und überall geneigt zu roher Buchstäblichkeit, und dann mischte sich hier Neigung und Interesse ein: man war froh, einen Beweis

*) Dr. Semisch, Justin der Märtyrer. 2. S. 387.

**) Historia Patriarcharum. 1. S. 291.

für den mythischen Charakter der Urkunden der Offenbarung zu gewinnen. Darin aber bewährte sich der kirchliche Charakter der Sethitendeutung, daß sie gleich mit dem Wiederaufwachen christlichen Glaubens und kirchlicher Ueberzeugung ihre Vertreter fand, unter denen einer der ausgezeichnetsten Dettinger (jetzt Prälat in Stuttgart) ist, in der Abhandlung: Bemerkungen über den Abschnitt 1. Mos. 4, 1—6, 8. (Tübing. Zschr. 1835.), die in ihrer soliden, feinen und doch von aller gesuchten Geistreichigkeit entfernten Weise es lebhaft bedauern läßt, daß aus ihrem Verfasser nicht statt eines Prälaten ein Professor des A. T. geworden ist. Noch bis auf den heutigen Tag und trotz aller Versuche ihrer Gegner ist die Sethitendeutung, zum Erweise ihres ächt kirchlichen Charakters, ziemlich eben so weit herrschend, als die kirchliche Ueberzeugung, und das Terrain, was die Gegner bis jetzt gewonnen haben, ist nur ein wenig bedeutendes. Daß aber solche Gegner unter den Männern von kirchlicher Richtung vorhanden sind, wird nicht angeführt werden dürfen, um der Sethitendeutung das Prädicat der kirchlichen streitig zu machen. Die Theologie steht jetzt in ähnlichem Verhältniß, wie in den ersten christlichen Jahrhunderten. Sie thut vielfach unsichere Tritte, man merkt ihr überall an, daß der Rationalismus der Geist ist, der in der Luft dieser Zeit herrscht, sie hat noch nicht den festen und sicheren Tact wiedergewonnen. Der erste unter den kirchlich gerichteten Theologen, der die Engeldeutung erneuert hat,*) und von dem die Uebrigen mit wenigen Ausnahmen abhängig sind, wie daraus erhellt, daß sie ihm auch anderweitig in durchaus singulären Auffassungen folgen, Dr. Hofmann, hat auch sonst vielfach fremdartige Elemente in die kirchliche Theologie einzuführen gesucht, wie z. B. seine ganze Behandlung der Messianischen Weissagungen und seine Lehre von der Versöhnung auf einer solchen Vermischung des Unvereinbaren beruht.

Zu Gunsten der Engeldeutung hat man in neuester Zeit sich mit besonderer Zuversicht auf das N. T. berufen. So wollen denn auch wir zuerst zusehen, ob und wie sich dieses in der vorliegenden Frage ausspricht.

Da tritt uns nun in Matth. 24, 38. ein bisher unsers Wissens nicht beachtetes Zeugniß gegen die Engeldeutung entgegen: „Denn gleich wie sie waren in den Tagen vor der Sündfluth, sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien, bis an den Tag, da Noa zu der Arche einging" (vgl. Luc. 17, 27.).

*) Präludirt hatte schon Schelling, nach dem die Stelle „eine hochmythologische Färbung" trägt und dem sie „ein offenbarer Bezug auf wirkliche mythologische Verhältnisse ist." Es soll nach ihm (Einl. in die Philos. der Mythologie, S. 150) erzählt werden, „wie die, in denen noch der starke Gott der Urzeit lebte, zu den Töchtern der Menschen, d. h. der Anhänger des zweiten Gottes, sich hinneigen, sich mit ihnen verbinden, und jenes mittlere Geschlecht erzeugen, das wir in der Griechischen Mythologie unter dem Namen der Giganten antreffen." Da haben wir ein seltsames Ineinander der kirchlichen und der mythischen Erklärung.

Das freien und sich freien lassen steht in deutlicher Beziehung auf unsere St., und sie hat es veranlaßt, daß grade dieser individualisirende Zug neben dem Essen und Trinken hervorgehoben wird; bei den Tagen Lots in V. 28. treten uns andere entgegen. Das freien und das sich freien lassen aber geht hier blos innerhalb des Menschengeschlechtes vor: Menschen sind es, die zur Ehe nehmen und zur Ehe geben. Auch schon daß von Ehen die Rede ist, schließt die Engel aus.

Während dieser Ausspruch des Herrn positiv für die Sethitendeutung spricht, weist ein anderer negativ die Engeldeutung zurück. Es ist dies Matth. 22, 30.: „In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel." Es scheint nicht zufällig zu seyn, daß der Herr sich hier eben so wie in C. 24, 38. des eigenthümlichen Ausdruckes: freien und sich freien lassen, bedient. Er scheint damit eben so wie dort auf das: sie nahmen sich Weiber, in 1. Mos. 6. zurückzuweisen und der in seiner Zeit schon vorhandenen Engeldeutung bestimmt entgegenzutreten. Wie dem aber auch sey, jedenfalls muß dieselbe an diesem Ausspruche des Herrn zu Schanden werden. Denn der Herr bezeichnet hier die Ehe als ein specifisch-menschliches, dem Wesen der Engel fremdartiges Institut. Wenn man einwendet: „der Ausspruch des Herrn bezeugt uns dies, daß jede geschlechtliche Vermischung schlechthin gegen die Natur der heiligen Engel ist, womit aber keineswegs ausgeschlossen ist, daß die Engel, von ihrer ursprünglichen Heiligkeit abfallend, auch in heillose Unnatur verfallen können," so ist darauf zuerst zu antworten, daß die Schrift von einer Versuchbarkeit der Engel nach jenem ersten Abfall in der Engelwelt nichts weiß. Die Engel erscheinen überall als die Heiligen, über die Sünde und ihre Folgen erhaben, und im Sinne der Schrift hat die Kirche angenommen, daß die bei jenem ersten Abfall treugebliebenen zum Lohne für ihre Treue von Gott in ihrem Wesen bestätigt, in dem anerschaffnen Guten befestigt worden seyen, so daß nunmehr die von Sünde und Leid angefochtene Gemeinde zu ihnen emporblicken, sich an ihrem Vorbilde trösten und durch dasselbe gegen die Versuchungen waffnen kann.*) Die Stellen Hi. 4, 18. 25, 5. werden nicht für die Versuchbarkeit der Engel angeführt werden dürfen. Sie heben nur hervor, daß die Heiligkeit der Engel eine creatürliche ist, daß ihr Licht als dunkel erscheinen würde, wenn man so thöricht seyn wollte, sie mit ihrem Schöpfer in Vergleichung zu stellen. Sie betreffen nicht die negative Heiligkeit, die absolute Freiheit von der Sünde,

*) Dr. Philippi kirchl. Glaubenslehre 2. S. 304: „Treten die guten Engel stets in der Schrift als die Engel im Himmel, die Engel Gottes, welche sein Angesicht schauen, die himmlischen Heerschaaren des Herrn auf: so gehören sie eben der Sphäre des unwandelbar Guten, Reinen und Heiligen an; und ist das Ziel der Vollendung der Menschen, daß sie den Engeln Gottes gleich werden, Luc. 20, 36., so wie sie auch dem verklärten Herrn selber gleich werden sollen, 1 Joh. 3, 2.: so werden auch die Engel zum Ziele der Vollendung gelangt seyn."

sondern die positive, die nur dem Herrn der Heerschaaren zukommt. Doch über diesen Punkt läßt sich viel räsonniren und hin- und herstreiten, die Entscheidung kann da nur durch ein unbefangenes sich Hingeben an die Eindrücke der heiligen Schrift gegeben werden. Handgreiflicher und zwingender ist folgendes Argument: wird zugestanden, daß nach dem Ausspruche des Herrn „jede geschlechtliche Vermischung schlechthin gegen die Natur der heiligen Engel ist," wie ist es denn denkbar, daß aus solchen naturwidrigen Verbindungen Nachkommenschaft hervorgegangen sey, daß Gott an ihnen seinen Segensspruch habe in Erfüllung gehen lassen: seyd fruchtbar und mehret euch, Gott, der selbst in der unvernünftigen Thierwelt über seinen Ordnungen hält und widernatürliche Verbindungen unfruchtbar seyn läßt? Auf diese Frage müssen die Vertheidiger der Engelhypothese die Antwort schuldig bleiben. Aeußerungen wie die: „Die Möglichkeit, daß durch Wirkung eines Geistes Leibesfrucht in einem Weibe werde, wird sich danach bemessen, daß durch Wirkung des heiligen Geistes Maria empfangen hat,"*) verletzen das christliche Gemüth und treffen nicht zum Ziele: soll denn Gott Wunder thun, um die Verletzung seiner heiligen Ordnungen zu sanctioniren?

Das ist es, was das N. T. gegen die Engeldeutung darbietet. Für dieselbe hat man zuerst, obgleich zweifelnd die St. 1 Cor. 11, 10 geltend gemacht: „Darum soll das Weib eine Macht auf dem Haupte haben um der Engel willen." Was müßte man aber von der Schrift halten, wenn sie so räthselhaft andeutend sich ausspräche und also der Willkühr der Ausleger Thor und Thür öffnete? Es liegt am Tage, daß das „um der Engel willen" eben wegen der blos andeutenden Weise, in der es gehalten ist, sich nur auf das allergewöhnlichste in Bezug auf die Engel, nur auf dasjenige beziehen kann, was jedes Kind von den Engeln weiß und woran jeder gleich denkt, sobald er von den Engeln hört. Das ist nun, daß sie „dienstbare Geister" sind, gesandt zum Besten derer, die den Herrn fürchten, Ps. 34, 8, zugleich auch Diener des göttlichen Gerichts gegen die Sünder, Matth. 13, 39. 41. 49. 16, 27. Es handelt sich der Sache nach um die Unterordnung des Weibes unter den Mann, die in der Form ihres Symboles gefordert wird. Der Apostel weißt darauf hin, daß man die Gränzen des „Anständigen" (V. 13) in dieser Beziehung nicht überschreiten kann, ohne die „dienstbaren Geister" zu verscheuchen, die rächenden über sich herbeizuziehen. Als Commentar kann dienen, was Justus Gesenius sagt in dem Liede: O Gott, der du aus Herzensgrund: „Verleih o Herr durch deine Gnad, daß wir fest an dir bleiben, und ja nicht selbst durch Uebelthat die Engel von uns treiben! Gib daß wir rein und heilig seyn, demüthig und ohn Heuchelschein dem Nächsten gerne dienen." Ebenso ist erläuternd was G. W. Sacer sagt in dem Liede: Gott dir sey Dank gegeben: „Laß mich mein Thun bereuen, auf daß der Engel Heer sich über mich mag freuen, wenn ich von Bosheit

*) Hofmann, Weiss. und Erf. 1. S. 86.

leer." Genau paßt zu dem: um der Engel willen, was der alte Büchner in der Concordanz zunächst ohne Beziehung auf diese Stelle und als praktisches Resultat aus der gesammten Engellehre der Schrift hinstellt: „Lagern sich die guten Engel nur um die her, welche den Herrn fürchten, so lasset uns Fleiß thun, daß wir allezeit den Pfad wahrer Tugend betreten, damit wir des Schutzes dieser guten Geister würdig werden und sie uns behüten auf allen unseren Wegen."

Als ihre eigentliche feste Burg aber betrachten die Vertheidiger der Engelhypothese die Stellen 2 Petr. 2, 4 und Jud. V. 6. Wir müssen mit der Beleuchtung der ersteren beginnen. Denn daß der zweite Brief Petri vor dem des Judas geschrieben ist, erhellt aus dem doppelten Grunde, daß bei Petrus die Irrlehrer, die Gnostiker vorwiegend als zukünftig erscheinen, dagegen bei Judas als in der Gegenwart bereits vorhanden, und dann daß Judas in V. 17. 18 sich ausdrücklich auf eine apostolische Vorherverkündigung dieser Heimsuchung der Kirche beruft, welche jetzt eingetreten sey, worunter keine andere verstanden werden kann, als eben die des Judas. Hat Petrus zuerst geschrieben, so muß sein Ausspruch maaßgebend seyn für das Verständniß der Stelle bei Judas und wenn wir bei Petrus keine Beziehung auf die Engeldeutung finden, so wird sie auch bei Judas nicht anzunehmen seyn.

Petrus weist im Angesichte der drohenden Irrlehre warnend auf drei Strafbeispiele der Vergangenheit hin. Er beginnt mit den Engeln, dann wendet er sich zu der alten Welt, dem Gerichte der Sündfluth, zuletzt verweist er auf Sodom und Gomorrha.

Von den Engeln sagt er: „Denn so Gott der Engel so gesündigt haben nicht verschonet hat, sondern hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen und übergeben, daß sie zum Gerichte behalten werden."

Wie wenig diese St. einen Anhalt für die Engeldeutung darbietet, das erhellt schon aus der Bemerkung eines Auslegers, welcher meint in der Stelle des Judas dieser Deutung nicht ausweichen zu können. Huther sagt: „Dietlein meint zwar darin, daß gleich im nächsten Verse von der Sündfluth die Rede sey, liege eine deutliche Hinweisung darauf, daß der Verfasser hier 1 Mos. 6, 2 im Sinne habe; allein ohne die entsprechende Stelle bei Judas möchte schwerlich ein Ausleger bei dem ganz allgemeinen Ausdrucke ἁμαρτησάντων (so gesündigt haben) darauf gekommen seyn, hier nicht an den Sündenfall der Engel überhaupt, sondern an jenes specielle Factum zu denken."

Es liegen aber vielmehr bestimmte Gründe vor, welche die Beziehung auf 1 Mos. 6 ausschließen.

Das Gericht über die Engel erscheint hier als scharf abgegränzt gegen das Gericht über die „alte Welt." Nach der Engeldeutung würde ein Ineinander desjenigen stattfinden, was hier auseinander gehalten wird.

Das: so sie gesündigt haben, kann sich nur auf die eine allbekannte Sünde des Satans und seiner Genossen beziehen, deren 1 Joh. 3, 8. 10 gedacht wird. Der Apostel kann nichts

anderes gemeint haben als das, woran jeder uneingenommene Leser zunächst denkt, was mit geringen Ausnahmen die Kirche stets in dieser Stelle gefunden hat.

Petrus kennt offenbar nur ein Gericht über gefallene Engel. Wäre dieß nicht, so müßte er die Versündigung näher bezeichnet haben.

Aber man will in der Bezeichnung der Strafe hier (wie auch bei Judas) etwas entdecken, was nicht auf den Teufel und seine Genossen passen soll. „Nichts — meint man — ist klarer und einleuchtender, als daß Satan und seine Dämonen nach dem N. T. in diesem Weltalter noch die Macht haben sich frei zu bewegen auf der ganzen Erde, zu allen Menschen versuchend heranzutreten, und daß ihre Bindung, Unschädlichmachung und Einkerkerung im Abyssus noch zukünftig ist, Apoc. 20, während die Engel, von welchen Judas und Petrus reden, mit ewigen Ketten gebunden in den Tartarus verstoßen sind." Oder, wie Dr. von Hofmann in dem Schriftbeweis dieß Argument faßt: „Von der Mitwirkung in der auf Erden sich begebenden Geschichte ausgeschlossen, drunten in der finstern Tiefe gebunden zu seyn, ist die Strafe der einen, widergöttlich in jener Geschichte wirksam zu seyn, ist die Lust der Anderen."

Man wird die hier zu Grunde liegende Auffassung von vornherein als eine seltsame betrachten müssen. Der Satan, der Anfänger des Abfalls in der Engelwelt, der Vater der Lüge, der Inbegriff aller Bosheit, soll milder behandelt sein, als die Engel, deren Vergehen in 1 Mos. 6 berichtet wird. Und während es eine Hölle gibt, während die vom Satan verführten gottlosen Menschen darin schmachten (Luc. 16, 23), soll der Urheber ihres Leides sich nicht darin befinden! Jeder fühlt sogleich, daß eine Hölle ohne Satan eine schriftwidrige Anschauung ist. Alle Stellen des N. T., welche das Vorhandenseyn der Hölle bezeugen, besagen auch, daß der Satan darin ist.

Schon Bengel bemerkt, den Schein zerstörend, von dem man sich bei Aufstellung jenes Argumentes täuschen ließ: Es können aber z. B. auch auf der Erde sich herumbewegen die Knechte der Hölle, Luc. 8, 31. Eph. 2, 2. Apoc. 9, 11. 14. 12, 9, wie ein Kriegsgefangener auch außerhalb des Ortes seiner Gefangenschaft sich ergehen kann. Und Dr. Stier, obgleich er zu unserm Bedauern der Engeldeutung folgt, sagt doch, diesem Argumente entsagend: „Die Haft der bösen Engel ist allerdings noch eine vorläufige, die ihnen sogar Freiheit läßt, innerhalb ihrer, durch die ganze Menschenwelt und Erdenluft sich hervor und hindurcherstreckenden Finsterniß Alles zu thun, wozu der weise Richter sie noch brauchen will in seinem wunderbaren Rath. Sie sind und bleiben aber, trotz alles Widersprechens, Auflehnens, Verderbens und Verführens, das von ihnen ausgeht, dennoch schon Arrestanten Gottes, denen ihr Gebiet abgesteckt ist, seine Gebundenen."

Die Bitte der Dämonen in Luc. 8, 32, der Herr wolle ihnen nicht befehlen in den Abgrund zu fahren, ruht auf der Voraussetzung, daß die Hölle ihr eigner Ort ist, daß sie auf der

Erde nur Gäste und Fremdlinge sind, so lange und soweit der Gott es ihnen erlaubt, den sie hassen und dem sie doch gehorchen müssen. Die „Pforten der Hölle“ in Matth. 16, 18 können nur nach dem Satan und seinen Engeln in Betracht kommen, die daraus hervorbrechen. Eine andere Macht ist in der Hölle nicht vorhanden. In Apoc. 9, 1 wird dem Stern, der vom Himmel auf die Erde gefallen, der Schlüssel zum Brunnen des Abgrundes gegeben und die finsteren Mächte, die dort in der grausigen Tiefe hausen, steigen zur Oberwelt hervor. Als der Quellpunkt des dämonischen Bösen auf der Erde erscheint die Hölle auch in C. 11, 7. 17, 8. Danach kann der Sinn von C. 20, 2 nur der seyn, daß der Satan in seinen eigenthümlichen Aufenthaltsort confinirt wird.

Uebrigens erscheint die Strafhaft der Engel, die gesündigt haben, auch in 2 Petr. 2, 4 nur als eine vorläufige: sie werden aufbewahrt für das definitive Gericht. Darin liegt schon, daß ihnen für jetzt noch manche Freiheiten gestattet sind. Ganz im Einklange damit steht es, wenn der Herr in Matth. 25, 41 von dem ewigen Feuer redet, das dem Satan und seinen Engeln bereitet ist.

Wenden wir uns nun zu Judas. Im Angesichte der Sünder, welche sich in der Gemeinde des Herrn erhoben hatten, weist auch dieser auf ein dreifaches Gericht Gottes hin, welches früher über gleichen Abfall ergangen. Das erste Strafbeispiel bietet die Geschichte des Volkes Gottes selbst dar — das ist das zunächst liegende, das zweite ist aus dem Gebiete der Engel entnommen, das dritte aus dem der gottlosen Welt. Daß diese drei Beispiele der göttlichen den Abfall strafenden Gerechtigkeit nur das Allgemeine, den Abfall von Gott gemeinsam haben, nicht aber eine specielle Aeußerungsform des Abfalles, zeigt das ganz allgemein gehaltene: „er brachte um die da nicht glaubeten,“ bei dem ersten Beispiel.

Daß nun in den Worten, die sich unmittelbar auf die Bestrafung der gefallenen Engel beziehen, nichts enthalten ist, was eine Beziehung auf 1. Mos. 6. irgend nahe legte, liegt am Tage. Es heißt in V. 6.: „Auch die Engel, die ihr Fürstenthum nicht bewahrten, sondern ihre eigenthümliche Wohnung verließen, hat er behalten zum Gerichte des großen Tages mit ewigen Banden unter Finsterniß.“ Die „eigenthümliche Wohnung“ der Engel ist, wie aus dem Gegensatze der Finsterniß erhellt, der sie anheim gefallen sind, das ihrem anerschaffenen Wesen entsprechende Licht. Wie das Verlassen zu fassen seyn, erhellt aus dem correspondirenden nicht bewahren. Sie sind aus ihrer ursprünglichen Wohnung vertrieben worden durch die richtende Thätigkeit Gottes. Aber weil sie selbst solches gethan haben, wodurch diese Vertreibung herbeigeführt worden, so wird von einem Verlassen geredet, als haben sie sich selbst dieser Wohnung begeben. Ebenso könnte auch von den ersten Eltern gesagt werden, daß sie das Paradies verlassen haben. Indem sie die Sünde wollten, wollten sie auch ihre natürliche und nothwendige Folge.

Mit großer Zuversicht aber gründet man den Beweis, daß V. 6. sich nur auf 1. Mos. 6. beziehen könne, auf dasjenige, was in V. 7. von Sodom und Gomorrha gesagt wird: „Wie auch Sodom und Gomorrha und die umliegenden Städte, die gleicher Weise wie diese ausgehurt haben und nach einem anderen Fleische gegangen sind“ u. s. w. Da diese nur die Engel in V. 6. seyn können, so werde hier das Vergehen derselben als analog dem der Sodomiter, als Hurerei und Fleischessünde bezeichnet. Das passe nicht auf den Abfall Satans und seiner Engel, führe vielmehr mit zwingender Gewalt auf 1. Mos. 6.

Dagegen ist aber zu bemerken, daß der Ausdruck aushuren oder abhuren geistlich, von dem Abfall von Gott nicht blos verstanden werden kann, sondern verstanden werden muß.*) Die geistliche Hurerei, der Abfall von Gott, ist das den Sodomitern mit den Engeln gemeinsame. Dann wird gesagt, wie sich speciell bei ihnen der Abfall manifestirte. Sie gingen anderem Fleische nach. Auf die Engel und ihr angeblich in 1. Mos. 6. berichtetes Vergehen paßt dieß gar nicht. Die Sünde dieser würde darin bestehen, daß sie als reine Geister überhaupt

---

*) ἐκπορνεύω kommt in der classischen Literatur gar nicht vor, nur in der biblischen (zuerst in 1. Mos. 38, 24. LXX, wo gleich die gangbare Deutung effuse scortor gar nicht paßt) und der von ihr abgeleiteten kirchlichen. Daraus wird man schon abnehmen, daß der eigenthümliche Ausdruck aus dem Hebräischen geflossen seyn wird. Dort heißt abhuren vielfach huren unter Verletzung der Rechte eines Anderen, z. B. Ps. 73, 27. Bezeichnet das ἐκ die Person, welcher die Treue durch Hurerei gebrochen wird, so ist es ganz natürlich, daß ἐκπορνεύειν im ganzen A. T. nur in der einzigen St. 1. Mos. 38. von leiblicher Hurerei vorkommt (dort liegt ein ganz singuläres Verhältniß vor, in welchem durch dieselbe ein bestehendes Recht verletzt wurde), sonst immer und über 40 Mal entweder von rein geistlicher Hurerei oder von Hurerei zu Ehren der Götzen, solcher also, die mit offenbarem Abfall von dem Herrn verbunden ist, 3. Mos. 19, 29., vgl. 5. Mos. 23, 18. So gut wie eine Erklärung des ἐκ in ἐκπ. haben wir in Hos. 4, 12. LXX ἐξεπόρνευσαν ἀπὸ τοῦ θεοῦ αὐτῶν, 2. Kön. 23, 27. bei Aquila: τοῖς ἐκπορνεύουσι ἀπὸ κυρίου, und in Sirach 46, 11., wo unmittelbar an ὅσων οὐκ ἐξεπόρνευσεν ἡ καρδία sich anschließt: καὶ ὅσοι οὐκ ἀπεστράφησαν ἀπὸ κυρίου. In dem ἐκπορνεύσασαι, so argumentiren wir, kann keine Bezeichnung liegen auf das angebliche Thun der Engel in 1. Mos. 6. Denn 1. Das Wort kommt in der fast ausnahmslosen Regel von geistlicher Hurerei vor und ist zum Gebrauche von dieser gleichsam geheiligt. 2. Es steht immer nur von solcher Unzucht, wodurch ein bestehendes Band verletzt wird, was auf die Engel, sobald man an Unzucht im niederen Sinne denkt, nicht paßt. 3. In 1. Mos. 6. ist von Hurerei jedenfalls gar nicht die Rede, sondern von Ehen.

dem Fleische nachgingen. Hier aber ist von anderem Fleische die Rede, als dem ihnen von der Natur zugewiesenen, davon, daß sie Männer mit Männern Schande trieben, 1. Mos. 19, 4. vgl. Röm. 1, 26. 27.

Gegen die Ausleger, welche der durch den Sprachgebrauch unbedingt gebotenen geistlichen Auffassung des abhurens gefolgt sind, bemerkt Dr. Stier: „sie vergaßen ganz, daß ja diese Cananiter in keinem Ehebunde mit dem Herrn gestanden, daß jene Redeweise nur von Israel vorkommen konnte im ganzen A. T." Dr. Stier hebt es anderweitig hervor, daß er stets mit der Concordanz zu arbeiten pflege, bei Aufstellung dieser Behauptung aber, wie ebenso auch einer anderen: „Wir suchen sogar im späteren A. T. vergebens nach einer Stelle, wo so ganz einfach wie hier die Frommen Kinder Gottes heißen," muß er dieser seiner löblichen Sitte ungetreu geworden seyn. In 2. Mos. 34, 15. heißt es nach Stiers Uebersetzung: „Auf daß, wo du einen Bund mit des Landes Einwohnern machst, und wenn sie huren hinter ihren Göttern nach, und opfern ihren Göttern, daß sie dich nicht laden und du von ihrem Opfer issest", in V. 16.: „und ihre Töchter dann huren ihren Göttern nach." Das A. T., indem es gleich zu Anfang die Lehre von dem allen Menschen gemeinsamen Ebenbilde Gottes aufstellt, erkennt eben damit auf das Stärkste ein natürliches Band zu dem Schöpfer an, wie es auch mehrfach die Bekehrung der Heiden zu dem wahrhaftigen Gott als Rückkehr bezeichnet, z. B. in Ps. 22, 28.

Noch hat man die Behauptung aufgestellt: „Beide Briefe bezeichnen die bestraften Thäter nackt hin als Engel. Dies Wort wird nie von den im Anfange gefallenen Geistern gebraucht, diese heißen immer Dämonen und ihr Haupt der Teufel oder Satan." Wäre aber auch die Thatsache richtig, so würde sie nichts beweisen. Denn nur diese beiden Stellen gehen zurück auf die Zeit, wo die bösen Geister noch Engel waren. Aber auch in 1. Cor. 6, 3. werden die im Anfange gefallenen Geister ohne Weiteres als Engel bezeichnet: „Wisset ihr nicht, daß wir die Engel richten werden?" Object des Gerichtes können nur gewesene Engel seyn, Bengel: diejenigen, welche nicht Heilige sind. Gewesene Engel müssen ja auch die Gegner bei Petrus und Judas unter den Engeln verstehen, und von gewesenen Engeln deuten sie auch die Söhne Gottes in 1 Mos. 6.

Da also bei Petrus und Judas Alles gegen die Beziehung auf 1 Mos. 6. spricht, Nichts für dieselbe, so wird man die nur in beschränktem Maaße stattfindende Uebereinstimmung zwischen dem Briefe des Judas und demjenigen, was in dem pseudepigraphischen Buche Henoch nach falscher Deutung von 1 Mos. 6. von den durch den Umgang mit irdischen Weibern befleckten Engeln vorkommt, daraus erklären müssen, daß der Verfasser dieses Machwerkes die von dem wirklichen Engelfall und seiner Bestrafung gangbaren Redeweisen auf seinen früheren Engelfall übertrug. Judas redet gleich darauf in V. 6. von dem Teufel. Es liegt näher, ihn aus sich selbst zu erklären, als aus dem Buche Henoch, welches zur Zeit der Abfassung seines Briefes wahrscheinlich noch gar nicht vorhanden war.

So steht das N. T. zu unserer Frage. In einem zweiten Artikel wollen wir die Nichtigkeit der Engeldeutung aus dem A. T. selbst erweisen und nach Kräften versuchen, sie mit der Wurzel auszureißen.

Nachrichten.

Eingabe von Kirchenpatronen der Provinz Pommern an den Evang. Ober-Kirchenrath in Sachen der Union.

(Schluß.)

Wir halten es daher als von Gott berufene Erhalter und Vertheidiger, Pfleger und Schirmherren der Kirche und des heil. Predigtamtes nicht blos in äußeren und weltlichen, sondern auch in geistlichen Dingen — die überhaupt von Seel und Leib, wenn nicht der Tod eintreten soll, von einander dauernd nicht zu trennen sind — für unsere heilige, auf Kirchenordnung und Landesrecht gegründete Amtspflicht, unsere Kirchen und Gemeinden und Pfarrherren in ihren Rechten und Ordnungen zu schirmen und zu vertheidigen und darüber zu wachen, daß reine Lehre und gemeine christliche und kirchliche Ordnung gehandhabt und fortgesetzt werde, der einreißenden Unordnung gesteuert und aller Unglimpf vom Predigtamte fern gehalten werde.

Auf Grund dessen und kraft unseres Amtes und um der heillosen Unionsverwirrung und kirchlichen Rechtsunsicherheit zu wehren, tragen wir daher eben so entschieden, als ehrerbietigst dem hohen Ober-Kirchenrathe folgende Verwahrungen und Begehren vor:

1. Wir halten daran fest und begehren, daß das unzweifelhaft zu Recht bestehende Fundamentalgesetz unserer Pommerschen Kirche, die Pommersche Kirchenordnung und Agende vom Jahre 1563, wie dieselbe in Pommern Basis und Quelle aller kirchlichen Lebensäußerungen ist, überall auch thatsächlich anerkannt und zur Geltung gebracht und demgemäß Lehre, Gottesdienst und Verfassung danach normirt und aufrecht erhalten, dagegen der bisher beliebte Weg einzelner Concessionen verlassen werde.

2. Wir halten daran fest, daß in Zukunft, gemäß dieser Pommerschen Kirchenordnung und nach dem überall in der Lutherischen Kirche geltenden Kirchenrechte bei allen, den Cultus und die Verfassung der Kirche betreffendea Anordnungen und Neuerungen auch die Stände und Patrone gefragt und zugezogen werden.

3. Wir können, eben weil dies bei der versuchten Einführung der Union und den damit in Zusammenhang stehenden Maaßregeln nicht geschehen ist, die letzteren nicht als rechtsgültig für uns und unsere Gemeinden anerkennen.

4. Namentlich behaupten wir, daß auch die mit der Union in unleugbarem Zusammenhange stehende Neupreußische resp. Pommersche Agende von 1829 der rechtsgültigen Einführung durchaus entbehrt, weil die kirchenordnungsmäßige Mitwirkung der Pommerschen Stände und Patrone dabei nicht stattgefunden hat und daß diese Agende auch da, wo sie factisch angenommen ist, doch soweit rechtlich ungültig ist, als sie z. B. in ihren bekannten Abschwächungen und Verdunkelungen der biblischen Wahrheit unserer rechtsgültigen Pommerschen Kirchenordnung widerspricht, wie es denn in der Pommerschen Kirchenordnung Fol. 109 ausdrücklich heißt;

„Desgleichen behalten wir uns vor, diese Kirchenordnung nach angehörtem Bedenken unserer Superintendenten und Theologen mit vorhergehendem weisen Rath unserer Landstände, Prälaten, Herren, Ritterschaft und Städte zu ändern und zu verbessern, jedoch ohne derselben Rath und Bewilligung, dieweil es christliche Seelsachen sind, nichts darin zu verändern.

5. Auch protestiren wir gleichzeitig mit dieser unserer ehrerbietigen Rechtsverwahrung ganz gehorsamst gegen die unsere Patronatsrechte auf's Neue verletzende Bestimmung in dem Erlaß des hohen Oberkirchenrathes vom 7. Juli 1857 (ad III d) die agendarischen Parallelformulare betreffend, wonach in Zukunft ohne unsere Mitwirkung und hinter unserem Rücken, nur mit Zuziehung der Geistlichen und des Kirchenvorstandes, Unionsurkunden und für alle Zeiten geltende Documente in's Pfarrarchiv niedergelegt werden sollen, welche sich über unsern und unserer Gemeinden confessionellen Character aussprechen und ohne unser Mitwissen unter lästigen Bedingungen die Freigebung gottesdienstlicher Formulare feststellen sollen, welche in Pommern solcher Freigebung nicht bedürfen, da sie hier stets die eigentlich gesetzlichen waren.

6. Wir begehren insonderheit, daß zunächst und vor allen Dingen dem Königlichen Befehle in der Kabinetsordre vom 6. März 1852 praktische Folge gegeben und die itio in partes in Bekenntnißsachen, die confessionelle Gliederung der Behörden, namentlich durch die Verpflichtung der betreffenden Räthe auf die Bekenntnisse der Lutherischen Kirche eine Wahrheit werde und namentlich bei Erwägung dieser unserer gehorsamsten Anträge zur Ausführung kommen möge, damit nach dem Allerhöchsten Willen Sr. Majestät das Recht der verschiedenen Confessionen und die auf dem Grunde derselben ruhenden Einrichtungen geschützt und gepflegt werden können.

7. Wir begehren schließlich auf's Bestimmteste, daß die Lutherischen Geistlichen unserer Provinz fernerhin mit allen älteren und neueren unklaren Unionsmaaßregeln, Reversen und protocollarischen Erklärungen verschont werden, damit wir nicht immer wieder von Neuem Gewissensbedrängnisse, beunruhigende Separationen und aufregende Secessionen in unsern Gemeinden zu beklagen haben, sondern der kirchliche Friede bei uns wiederhergestellt werde, und wir, wie wir bisher mit den wenigen Reformirten in unserer Provinz im Geiste der Milde und der Mäßigung, stets in wahrer Union und Eintracht gelebt, so auch vielleicht mit unsern, von der Landeskirche sich getrennt haltenden Freunden und Glaubensbrüdern durch Gottes Gnade baldigst wieder vereinigt werden möchten.

Zu dem Herrn der Kirche, von dem alles kirchliche Regiment Amt und Befehl und Auftrag hat, in dessen Namen auch unser hohes Kirchenregiment stehet, haben wir die feste Zuversicht, daß er solch offnem Wort ein geneigtes Gehör verschaffen und es segnen werde zum Heil seiner Kirche und zur Ehre seines heiligen Namens.

Schloß Plathe, den 25. Januar 1858.

Oesterreich.

Aus einem offenen Sendschreiben an den Redakteur der prot. Jahrb. f. Oesterr. (Nr. 1. S. 18 f. J.) entnehmen wir, daß Hr. Jos. Irinyi in einem Aufsatze: „Ueber die Deckung der materiellen Kirchenbedürfnisse" jede Unterstützung von Seiten der Staats-Kasse ablehnt und geradezu behauptet, daß ein solcher Beitrag nicht nur nicht

nothwendig für die Kirche, sondern sogar für ihren inneren Charakter gefährlich sey. Er behauptet, daß die Evang. Kirche in Ungarn die Unterstützung des Staates aus dem Grunde nicht beanspruchen dürfe, weil sie eine autonomische sey, und ferner: daß die Evang. Kirche von einer nichtevangelischen Staats-Regierung keine Unterstützung annehmen dürfe.

Zur Widerlegung hat nun Hr. Franz Szilagyi auf Frankreich hingewiesen, wo die Bedürfnisse des Evang. Cultus und Unterrichts aus dem Staats-Aerar bestritten werden, die Kirche aber deßhalb Evang. Freiheit und Evang. Licht nicht entbehrt und kein kümmerliches vegetirendes Daseyn führt, also ihren inneren Charakter nicht verloren hat, vielmehr einen sehr erfreulichen Zustand der Blüthe, der Lebensfrische und des Evang. Geistes zeigt, der kaum besser in Oedenburg und Debrecin, diesen beiden tonangebenden Metropolen der ungarischen hochgepriesenen Autonomie seyn dürfte. Nachdem er die anziehenden Mittheilungen des Pastor Grandpierre in der Berliner Versammlung des Evang. Bundes in kurzen Auszügen referirt, stellt er die Frage auf: „Wenn nun Hr. Irinyi die halbhundertjährige, vom Staate unterstützte Evang. Kirche Frankreichs mit der vierthalbhundertjährigen autonomischen Evang. Kirche Ungarns vergleicht, zu welchem Resultat gelangt er?" und sagt dann später: „Die 1848er Epoche war für die konstitutionelle ungarische Nation ein politisches Rigorosum, in welchem sie nach tausendjährigem Studium rejicirt ward, weil sie ihr Schicksal solchen Informatoren anvertraute, die zwar in der parlamentarischen Beredsamkeit und Dialektik ausgezeichnete Meister waren, aber in der politischen Mathematik eine traurige Unkenntniß bewiesen haben." Ein gleiches Rigorosum stehe nun für die Ungarisch-Evang. Kirche nach einem mehr denn dreihundertjährigen Studium bevor. Sie hat die Vorprüfung nicht rühmlich bestanden, indem sie die Presburger „demokratische Jacke" angezogen hat, anstatt dem Lichte des Evangeliums zu folgen. Es wird alles davon abhängen, ob sie den ihr vorgezeichneten rechten Weg betreten oder ihre Zukunft solchen Informatoren anvertrauen wird, die in der Kirche Politik treiben und nach weltlichen, selbstsüchtigen Parteizwecken jagen, anstatt das große, heilige Gebot unsers Herrn und Heilandes, das Er den damaligen, wie den modernen Pharisäern an's Herz legte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist," zu befolgen; ob sie also zu ihrem Nachtheil von solchen Schriftgelehrten sich leiten lassen wird, von denen Christus sagt: „Nach ihren Werken sollt ihr nicht thun. Sie sagen es wohl, und thun es nicht" (Mark. 23, 3), und die Er aus dem Tempel Gottes auch heute hinaustreiben würde, wie die Verkäufer und Taubenkrämer jener Zeit; diese heutigen Verkäufer eines flachen Rationalismus und eines gemißbrauchten Nationalismus.

Das sind die Anschauungen eines ehemaligen Redakteurs der Ungarischen politischen Zeitschrift „Magyar Hirlap." Wahrlich, eine Stimme in der Wüste, die Manches zu bedenken gibt.

Großherzogthum Hessen.

Ein Ereigniß aus dem vorigen Jahre, das in dem In- und Ausland Mancherlei von sich hat reden gemacht, ist die projectirte Errichtung eines Luther-Denkmals in der alten Reformations- und Reichs-, jetzt zum Großherzogthum gehörigen Stadt Worms. Und Anlaß lag ja in der Sache genug, wenn man auch nicht, wie ein Näherstehender in der Neuen Preuß. Ztg., noch allerlei besondere Beobachtungen damit verbinden gekonnt. Man darf nur, woran auch

schon anderwärts erinnert worden, an die Huldigungen denken, die hier kaum ein Decennium vorher dem s. g. Reformator Ronge geworden, der in einer anderen hessischen Stadt Luther öffentlich einen Buchstabenknecht gescholten; oder man darf nur bei dem letzten Namen des Ausschuß-Comite's stehen bleiben, der vor einer kleinen Reihe von Jahren das Lutherische Bekenntniß des Generalsuperint. Sartorius in mehreren Büchern Papismus und Stabilismus gescholten, und dafür Röhr'sche und Bretschneider'sche Weisheit hoch auf den Thron gehoben; oder man darf auch nur an die allgemeine Lage des Lutherischen Bekenntnisses in der Lutherischen Kirche in Hessen sich erinnern, die ja bekannt genug ist. Das Alles sieht ungefähr wie ein Hohn auf ein Lutherdenkmal in der hessischen Stadt Worms aus. Aber es ist dem nun einmal so. Und es werden schwerlich auch nur Einige sich in das Gewissen reden lassen, wie schlecht es dazu paßt, in dem, von den Kanzeln Lutherischer Kirchen zu verlesenden Aufruf des Comite's von Luthers „heldenmüthigem Glaubensbekenntniß," von des „unsterblichen Gottesmannes eigenem Werke, welches alle Denkmäler überdauern werde", von dem „wiederangezündeten Lichte und unwandelbarer Glaubenstreue" der jetzt lebenden Enkel zu reden: und doch an keinen Glaubensartikel Luthers, auch nicht an den von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, an das Verdienst Christi, „wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren", glauben, vielmehr das wieder angezündete wahrhaftige Licht, den Mittelpunkt der ganzen Reformation, für Finsterniß halten, und u. A., wie die rheinhessische Geistlichkeit nach einem unwidersprochen gebliebenen Artikel unseres Kirchenblattes gethan, den neuen componirten Badischen Katechismus darum nicht annehmen wollen, weil er jenen Artikel enthalte. Wie gesagt, das wird vergebens seyn: darauf zu achten hat man eben keine Lust. Daß man sich selbst etwas vormacht, was doch im Grund und beim rechten Lichte besehen, nicht so ist, davon will man Nichts wissen. Es müßte denn seyn, daß, wie Professor Rothe neulich in einer veröffentlichten Predigt gemeint hat, hinter dem Allen dennoch mehr Religiösität oder religiöses Verlangen verborgen sey, als die Leute selbst sich es bewußt seyen.

In der That, das wäre auch für uns ein sehr tröstlicher Gedanke, wenn wir ihn nur fassen, wenn wir nur in praxi etwas Rechtes daran gewahr werden dürften, wenn wir nur von dem Lutherdenkmal-Eifer in unserem Lande den einzigen Vortheil hätten, daß man seiner, der Lutherischen Konfession in ihrem wohlverbrieften, auch durch die neuere kirchliche Gesetzgebung hinlänglich anerkannten und gewahrten Rechte nur ein wenig gerecht würde. Aber das kann man hören, das kann man, wie in der (unter des bekannten Lutherischen Kirchenrechtslehrers D. O. Mejer Autorität ausgegangenen) Abhandlung in der Rostocker kirchlichen Zeitschrift (die kirchliche Gesetzgebung im Großh. Hessen und die bestehende Praxis in Bezug auf die Lutherische Konfession, 1857, H. IV. V) bewiesen sehen: man fährt dennoch fort zu thun, als wenn die Lutherische Konfession gar kein besonderes Recht im Lande hätte, als wenn sie gar nicht besonders da wäre. Und doch hat der fürstliche Stifter der nur erst von den wenigsten Gemeinden angenommenen Union, Ludwig I., nicht gewollt, „in dieser so wichtigen Sache dem Gewissen und Glauben der Unterthanen auf irgend eine Weise zu befehlen", und sie nur dann für heilbringend erachtet, wenn sie „ohne Befehl und Leitung von Oben — und ohne jeden Zwang sich verbreite." Wogegen „die Sache in ihrem dermaligen Zustand zu belassen sey: es sey denn, daß von den Gemeinden eine Veränderung begehrt werde." Darauf müssen wir immer und immer wieder, und werden so lange darauf hinweisen, bis man endlich billigen Forderungen einiges Gehör gegeben hat. Für sein Recht, vielmehr für das Recht seiner Kirche darf und soll man zudringlich seyn, zumal wenn so wichtige christliche und kirchliche Interessen eng damit zusammenhängen.

Aber das sehen wir auch in ganz offenbaren und eklatanten Fällen nicht gewahrt, sondern unterdrückt. In der Gemeinde B. in dem Erbach'schen Odenwald schwebt schon Jahre lang ein ganz einfacher und leicht zu entscheidender, aber große Verwirrung anrichtender Abendmahlsstreit. Der zeitige erste Geistliche braucht bei Verwaltung des Sakramentes die, wie das so zu geschehen pflegt, taliter qualiter ortsüblich gewordene kurpfälzische Agende v. J. 1786, das Produkt eines etwas gewissensscheuen und darum leidlich versteckten Rationalismus. Insbesondere auch in der Abendmahls-Liturgie. Darin ist von einem besonderen Lutherischen Bekenntniß Nichts zu entdecken; sie könnte eben so gut oder noch besser bei einem reformirten Abendmahl gebraucht werden, und schreibt außerdem die recitirende (Unions-) Distributionsformel vor. Dadurch sieht sich der zweite bekenntnißtreue Geistliche in seinem Gewissen beeinträchtigt, und verlangt das Recht seiner Kirche und der für die Erbach'schen Kirchen s. Z. landesherrlich vorgeschriebenen, also für solche mit dem Glauben und Bekenntniß enge zusammenhänge Handlungen gewiß noch maaßgebenden, Agende. Aber bis jetzt vergebens. Er muß sich vielmehr noch mancherlei Vexationen von oben und unten ausgesetzt sehen. Und doch wäre die Sache einfach und leicht zu erledigen.

Ebenso sind wir allgemein noch zu dem alten Badischen Katechismus verurtheilt. Nur gelegentliche Winke haben wir, daß wir statt dessen lediglich unseren Konfessions-Katechismus bekommen sollen, wobei es aber bis jetzt geblieben. Es kommt also auch der Wunsch immer noch frühe genug, daß man uns nicht eine Ueberarbeitung unseres Katechismus zwangsweise biete, an der wir wiederum Gewissens halber Manches aussetzen müßten, also nicht ohne daß sie vorher von wirklich lutherischen, nicht Unions-Theologen rein und bewährt erfunden worden. Das Uebel wäre sonst nur halb gebessert, unsere Klage also immer noch nicht stumm gemacht.

Weiter scheint auch unsere Gesangbuchs-Angelegenheit zu einer provisorischen Erledigung zu kommen. Es sollen dem alten Gesangbuch 40 Lieder angehängt werden der alten kirchlichen Weise. Ist die Auswahl eine gute, so werden wir uns vor der Hand dankbar damit begnügen. Wäre nur auch dieser alten Lieder Geist wieder allenthalben lebendig unter uns! Aber es birgt sich selbst hinter diesen, dem guten kirchlichen Zuge folgenden Erscheinungen noch viel Jammer und Heuchelschein. Man geht dabei der Spur des kirchlichen Glaubens und Bekenntnisses nach, und doch wieder aus dem Weg. Und um das mit einigem Schein zu thun, stellt man sich, wie auch anderwärts, ein selbst gemachtes Gespenst in den Hintergrund. Einen recht exemplificirenden Beleg hiezu hat neulich der Gießener Professor Baur in der Vorrede zu einem Band Predigten gegeben.

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 14. April. № 30.

Die Liebeswerke in der Englischen Kirche, insbesondere die St. Alban's-Gilde (Guild of St. Alban).

Die nachfolgende Mittheilung über eine der neuesten Erscheinungen des in so mannigfachen Todes-, Geburts- und Wandelungswehen begriffenen kirchlichen Lebens des britischen Inselreichs dürfte wohl schon an sich beachtenswerth genug seyn, um sich zu einer Besprechung in diesen Blättern zu eignen; aber auch an dem abgeleiteten Interesse, welches sich aus den einschlagenden allgemeinen Fragen und aus Vergleichungen und Nutzanwendungen hinsichtlich unserer eigenen kirchlichen Ver- und Entwickelungen ergeben kann, fehlt es hier nicht.*) Um aber in dieser wie in jener Beziehung sowohl die unmittelbare als die mittelbare Bedeutung jenes neuerwachten Brüderschaftswesens anschaulich zu machen, werden wir nicht umhin können, einige allgemeine Andeutungen über die gegenwärtige Lage der kirchlichen Verhältnisse, Bewegungen und Fragen in England voranzuschicken.

Wer die Bedeutung der Erscheinungen des Lebens überhaupt, zumal aber des geistigen und geistlichen Lebens in seinen kirchlichen Entwicklungen nur nach dem greifbaren und sichtbaren Verhältniß der Zahlen zu beurtheilen gewohnt ist, der wird von vorne herein seine Aufmerksamkeit schwerlich einer Genossenschaft zuwenden mögen, die nach der Zahl und der äußeren Stellung ihrer Mitglieder und nach dem Betrag der ihr zur Verfügung stehenden Mittel an Einfluß, Geld u. s. w. bisher noch kaum ein Sandkorn, kaum ein merkliches Moment in einer ihre Mitglieder und ihre materiellen Mittel nach Millionen berechnenden Kirche bildet. Erwägt man aber, welche Bedeutung in jeder kirchlichen Gemeinschaft, ja in der ganzen Christenheit Alles hat, was sich auf den „vernünftigen", „reinen und unbefleckten Gottesdienst" des in der Liebe thätigen Glaubens und dann weiter auf eine eigentlich kirchliche Gestaltung und Behandlung der christlichen Liebeswerke bezieht — weiß und erwägt man wie wenig bisher diese Seite des christlichen Lebens in England kirchlich ausgebildet oder auch nur berücksichtigt und begriffen worden, so wird man zugeben müssen, daß schon ein äußerlich geringer Anfang, ein schwacher Keim der Entwicklung in dieser Richtung, wenn er nur in sich kräftig und gesund ist, sehr bedeutend und beachtenswerth seyn kann. Daß aber wirklich diese Thätigkeit der Kirche als solche bisher so gut wie gar nicht vorhanden war, das dürfte sich aus folgenden allgemeinen Andeutungen zur Genüge herausstellen, wobei wir nur noch bemerken, daß hier unter dem Ausdruck Kirche (ohne alles Präjudiz übrigens) ausschließlich die bischöfliche, anglikanische Landeskirche (the establishment, the church schlechtweg) gemeint wird. Der Kürze wegen sey uns aber auch gestattet, die Funktionen des christlichen und kirchlichen Lebens, um die es sich hier handelt, mit dem eingebürgerten Ausdruck „innere Mission" zu bezeichnen, den wir aber allerdings im weitesten Sinn und auch über die Definition hinaus verstehn, die man der Sache neuerdings im (so zu sagen) Hauptquartier der innern Mission zu geben versucht hat.

An einem großartigen Maaße individueller Wohlthätigkeit zur Abhülfe eines freilich immer wieder alles Maaß überschreitenden materiellen Nothstandes hat es bekanntlich in England nie gefehlt — auch neben der gesetzlichen öffentlichen Armen-

*) Indem wir allerdings auch der praktischen Nutzanwendung dieser Darstellung aus dem kirchlichen Leben Englands namentlich hinsichtlich der Praxis der kirchlichen Liebeswerke ihr Recht vindiciren, ohne doch auf eine weitere Ausführung nach dieser Seite einzugehn, müssen wir uns doch jedenfalls dagegen verwahren, daß nicht etwa diese Anwendung und Ausführung von Andern für uns, in unserem Namen und gleichsam unter unserer Verantwortung gemacht werde. Namentlich würde man uns gründlich mißverstehen, wenn man uns irgend Etwas unterschöbe, was auf eine Nachahmung der Dinge hinausliefe, die wir an ihrem Ort und in dem ganzen Zusammenhang ihrer Entstehung, Entwicklung und Umgebung im Wesentlichen billigen und gegen befangene, gehäßige oder unkundige Kritik vertreten. Der Richtung, welche man nach der Analogie in unserem kirchlichen Leben als eine relativ hochkirchliche bezeichnen kann (wie denn der Ausdruck von den Gegnern schon vielfach gebraucht wird) vindiciren wir ihr Recht und Pflicht auch nach dieser Richtung und nach den ihrem Wesen entsprechenden Organen. Aber eben diesen Organen würde dann eben dieses Wesen und nicht jenes fremde seine Signatur geben, und auch sie würden nur jene Analogie nicht aber eine Nachahmung aufweisen. Das Wesen und Gestalt eines solchen deutschen und lutherischen Hochkirchenthums und dieser seiner Organe und ihrer Functionen näher zu bezeichnen und weiter auszuführen ist aber jedenfalls jetzt und hier durchaus nicht unser Beruf noch Absicht — Alles ohne Präjudiz!

pflege, von der leider überhaupt nirgends die Rede seyn kann, wo die Anforderungen sich über die rohste Befriedigung leiblicher Bedürfnisse erheben. Gehn wir nun um 30—40 Jahre, bis jenseits der Gränzen des eigentlich modernen oder heutigen Englands zurück, so finden wir etwa folgende (wenn wir so sagen dürfen) Typen in der äußern Erscheinung christlicher Liebeswerke und ihrem Verhältniß zur Kirche. Jene individuelle Wohlthätigkeit ging und geht der Natur der Sache nach hauptsächlich von den socialen Elementen aus, welchen durch Besitz und was (zumal in England) als Ursache oder Wirkung damit zusammenhängt, vorzugsweise die Mittel dazu gegeben sind und die wir kurzweg als aristokratische bezeichnen können — um so mehr, da eben in jener frühern Periode, die hier zunächst in Betracht kommt, die Aristokratie der Geburt, des Besitzes und des Einflusses noch viel ausschließlicher Hand in Hand ging als seit etwa 30 Jahren. Diese aristokratischen Kreise aber gehörten und gehören, wie die Masse des Volks selbst und zumal die untersten Schichten, mit unerheblichen Ausnahmen, der Landeskirche an, und so konnte es begreiflich nicht ausbleiben, daß die kirchliche Haltung der Individuen sich mehr oder weniger auch in diesen Beziehungen geltend machte — zumal beim weiblichen Geschlecht, welches sich fast ausschließlich bei solchen Liebeswerken betheiligte. Aber dieser Einfluß war sogar in seiner allgemein christlichen Färbung nur sehr schwach, in seiner specifisch kirchlichen Signatur noch viel schwächer. Die materielle Seite, das Almosen aller Art, war unbedingt die Hauptsache; eine gewisse patriarchalische Gemüthlichkeit war wenigstens ziemlich allgemein; Ermahnungen sittlicher Art fehlten nicht oft, und nicht selten gingen sie Hand in Hand mit christlichem Zuspruch und mit Ermahnungen zum Kirchenbesuch. Dies aber war im Allgemeinen der einzige kirchliche Zug in der Signatur dieser Liebeswerke. Sogar die Betheiligung des Geistlichen war, wenn sie überhaupt stattfand, eine rein individuelle und blieb meistens dem weiblichen Personal des Pfarrhauses überlassen. Daß die Kirche als solche und die große Mehrzahl ihrer Diener in jener Periode und soweit eben die Vertreter und der Typus derselben noch in die spätere und bessere Zeit hineinreichen, sich nicht viel um die Armen kümmerte, kann freilich nicht befremden, wenn man die kirchlichen Zustände jener Zeit und Richtung überhaupt auch nur einigermaßen kennt. Befremden kann hier nur die optimistische Verblendung gewisser Kreise und Autoritäten in Deutschland, welche eine Bewunderung der kirchlichen Zustände Englands zu allen Zeiten und in den verschiedensten Wandlungen gleichsam zu einem Criterion correkter Gesinnung machten — eine Verblendung, die große Gefahr läuft, sich einer der schwersten Sünden eben jenes bewunderten englischen Wesens mit theilhaftig zu machen: der Heuchelei, des Pharisäismus. In der That ist es schwer, den gänzlichen Verfall alles höhern kirchlichen Lebens, den Mangel alles dessen, was von und in der Kirche Geistliches genannt werden mag, den todten Formalismus und Orthodoxismus und die pharisäische Selbstgerechtigkeit — mit einem Worte die gänzliche Verweltlichung der Kirche in ihren Dienern und durch sie in allen ihren Funktionen kläglicher und empörender darzustellen, als die Wirklichkeit gestattet und die Wahrheit fordert. Zumal nachdem die Landeskirche das Element des Methodismus, statt es zu ihrer Heilung und Wiedergeburt zu reguliren, ausgestoßen hatte, weil sie die strafende Wahrheit und die unbequeme Zumuthung nicht ertragen mochte, sank sie bald zu dem Zustand herab, den neuerdings ein heftiger und namhafter Eiferer für die Kirche brandmarkt als „eine Zeit anständigen Unglaubens und selbstgerechter Verweltlichung, und eines kaum verhüllten Gegensatzes gegen jedes Princip der heiligen Schrift, wie kaum ein anderes Beispiel in der neueren Geschichte zu finden." Jener todte Formalismus des Gottesdienstes, des anständigen Kirchenbesuchs reichte aber bald auch nicht einmal dazu aus, den äußern Anstand der Kirche zu wahren. Man sollte glauben, daß, nachdem das heillose Sperrsitzsystem (Pew system) die Kirchen und ihre respectabeln Besucher von der Contamination der Armuth, des Volks, befreit, wenigstens für die Aeußerlichkeiten der Kirche in Gottesdiensten und Ausstattungen aller Art und zumal die Fabrik selbst und deren baulichen Stand mit einer, der guten, d. h. reichen oder doch wohlbehäbigen Gesellschaft würdigen Sorgfalt und wo nicht mit Weihe, doch mit splendidem Anstand gesorgt werden würde. Aber auch dazu reichte die innere Dürre und Rohheit nicht mehr aus. An willkürlicher oder gleichgültiger, unbewußter Vernachlässigung, Antiquirung oder Verkürzung der ordnungsmäßigen Gottesdienste standen die drinking and hunting parsons und die ihrer würdigen Patrone jener Zeit, zumal auf dem Lande und in kleinern Städten, unsern Rationalisten kaum nach, und manche schöne alte Kirche hatte vor 20—30 Jahren so vielen unserer Dorfkirchen an Schmutz und Mist nichts vorzuwerfen. Ja, bis auf diesen Augenblick fehlt es nicht an solchen Denkmälern der Verwüstung aus jener „guten alten Zeit." Aber auch in den Dom- und andern Hauptkirchen hatte das bequeme und gedankenlose Wohlleben der kirchlichen Würdenträger oft genug eine unglaubliche Vernachlässigung auch dieser äußeren Seite des kirchlichen Lebens herbeigeführt oder einreißen lassen. Es versteht sich von selbst, daß wir diese Aeußerlichkeiten nicht etwa als im Gegensatz zu dem innerlichen Zustand der Kirche, sondern vielmehr als äußeres Zeichen und Zeugniß des innern Verfalls und Todes hervorheben. Hoffentlich aber bedarf es hier auch keiner weitern Ausführung um zu zeigen, daß diese Dinge eben in demselben Verhältniß auch mehr als bloß äußerliche, unselbstständige und wirkungslose Zeichen eines gewissen Zustandes sind, sondern vielmehr ein lebendiger wesenhafter und wirksamer Theil des Wesens, in welchem sich jene Zustände gestalten. Deshalb findet auch eine fortwährende Wechselwirkung und gegenseitige Steigerung im Guten wie im Schlimmen, in Blüthe wie in Verfall zwischen dem innerlichen und äußerlichen Wesen Statt. Wie schwer aber die Kirche die Vernachlässigung ihrer äußern Er-

scheinung büßen muß — wenn sie nicht wie bei den Kirchen der Wüste eine Folge und ein Zeugniß göttlicher Armuth ist — darüber fehlt es wahrlich auch bei uns nicht an warnenden Erfahrungen!

Wer sich aber dabei beruhigen zu können meint, daß die von uns in den allgemeinsten Zügen gegebene Signatur der englischen Landeskirche, wie sie sich etwa bis zu Ende des großen europäischen Kriegs (natürlich mit erfreulichen Ausnahmen) darstellt, doch eben höchstens der Kirche im engern Sinn, der Geistlichkeit und ihren amtlichen Wirkungskreisen gelten, auf die Gemeine im weitern Sinne aber keine Anwendung finden könne, der verräth nur seine Unbekanntschaft mit den wirklichen Quellen und Zeugnissen der Sitten- und Bildungsgeschichte, die freilich im schreiendsten Widerspruch mit den optimistischen Fictionen der dem in diesem Geist gebildeten England mund- und gaumengerecht gemachten Literatur steht. Ja — es gehört ein gänzliches Ignoriren oder Verkennen der hohen Bedeutung der Kirche für das nationale Gesammtleben dazu, um auch nur an die Möglichkeit zu denken, daß ein solcher Verfall der Kirche sich mit einem gesunden und würdigen Zustand der allgemeinen sittlichen und geistigen Zustände eines Volks vertragen könne. Allerdings können dabei noch andere Factoren in Betracht kommen, wodurch die schlimmen Einflüsse des einen mehr oder weniger corrigirt werden; jedenfalls aber stehn hier die Folgen mit den Ursachen durchaus nicht im Widerspruch, sondern die herrschende Unsittlichkeit und Roheit der Welt in jener Zeit zumal (mit allen Ausnahmen) in den höheren Ständen und trotz aller formalen Kirchlichkeit entspricht vollkommen der Verweltlichung der Kirche. Was nun die Kirche selbst anbetrifft, so hat ohne Zweifel der Humor der Sprache jene Zustände sehr richtig mit dem Ausdruck dry church bezeichnet — denn Dürre, Unfruchtbarkeit ist ihre Hauptsignatur nach allen Richtungen.*)

*) Die wissenschaftliche Unfruchtbarkeit der englischen Kirche ist notorisch und stehn damit einige Namen frommer und gelehrter Prälaten gar nicht im Widerspruch. Ja noch bis auf diesen Augenblick kann man behaupten, daß die englische Kirche gar keine Theologie hat. — Wollte man aber auch darüber streiten, so wird doch unbedingt zuzugeben seyn, daß England keine Anstalt zu einer solchen theologischen Bildung seiner Geistlichen hat, die auch nur den nothdürftigsten Anforderungen einer umfassenden und systematischen Wissenschaftlichkeit entspräche. Daß die Blüthe wissenschaftlicher Theologie noch keine Bürgschaft für die Blüthe des kirchlichen Lebens gibt, weiß die evangelische Kirche in Deutschland aus Erfahrung; möge die Erfahrung der englischen Kirche uns vor dem Wahn bewahren, als wenn die Kirche der Theologie entbehren könnte. Uebrigens ist die zumal pelagianische Unwissenheit hinsichtlich der kirchlichen, ja jeder positiven christlichen Glaubenslehre in England womöglich noch viel allgemeiner, als bei uns und der wesentliche Unterschied ist eigentlich nur, daß dort Tausende und Zehntausende solcher Unwissender doch anstandshalber in die Kirche gehn.

Wir bedienen uns aber dieser Bezeichnung um so lieber, da wir damit zugleich von dem bekannten Ausdruck: high church das Präjudiz entfernen, welches gegen denselben durch Verwechslung und Identificirung mit jenem viel treffendern Namen erwächst. Und läßt sich auch nicht läugnen, daß die dry church in gewissem Sinne zur high church gerechnet werden muß, sofern diese den Gegensatz zu der low church bezeichnet, so implicirt doch keiner von diesen beiden großen Gegensätzen etwas an sich verwerfliches, es hat vielmehr jeder von beiden die Bedeutung eines an sich relativ berechtigten, ja unentbehrlichen und ursprünglichen Moments der kirchlichen Entwicklung.*) Am richtigsten könnte man das Verhältniß der dry church als einer besondern Erscheinung in der high church damit bezeichnen, daß jene eben eine Krankheit dieser ist, oder war, etwa in der Weise, wie die Verknöcherung, welche die Substanz eines lebendigen Organs ergreift, ohne seine Form zu zerstören, aber mit allmäliger Vernichtung seiner Lebensfunctionen. Einer Berichtigung des trivialen und freilich aus der gebildeten — ja aus der gelehrten Literatur und Tagespresse noch immer nicht verbannten Mißverständnisses, als wenn „Hochkirche" der gewöhnliche und eigentliche, wohl gar officielle Name der Landeskirche selbst wäre, bedarf es hier wohl nicht; doch bemerken wir zu allem Ueberfluß, daß das „hoch" und „niedrig" sich nur auf die verschiedene Auffassung gewisser wesentlicher Momente der Lehre, des Cultus und der Ordnungen der Kirche, namentlich hinsichtlich des Amts und Sakraments bezieht — Gegensätze, welche freilich mit der ganzen Haltung, Stellung und Bildung ihrer Vertreter zusammenhängen! — Wenn jene Ausdrücke — abgesehen von der hierarchischen Stellung der Vertreter der einen oder andern Richtung — nach der einen Seite ganz von selbst eine höhere, vollere, stärkere, striktere, nach der andern eine niedrigere, dürftigere, schwächere, laxere Auffassung impliciren, so darf man jedenfalls nicht vergessen, daß der Buchstaben der Bekenntnisse und Formulare jener Kirche in seltsam ungelöstem Wioerspruch beiden genügende Anhaltpunkte gewährt. Ueberdies hat die Erfahrung gelehrt, daß in der That die Gesundheit der Kirche durch die Wechselwirkung beider insofern wesentlich bedingt wird, als das unbedingte Vorherrschen der einen oder der andern auf die Länge immer eigenthümliche und schwere Krankheitszustände erzeugt hat. Die tiefere Begründung der

*) Auf diese näher ein- und wohl gar bis zur Reformationsperiode zurückzugehn, kann durchaus nicht unsere Absicht seyn; doch sey gestattet, die entscheidende Bedeutung eines Laud für die Gestaltung und Entwicklung des Hochkirchenthums hervorzuheben. Wer übrigens noch an der gleichen Berechtigung calvinischer und lutherischer Auffassung in der englischen Kirche zweifelt, den verweisen wir auf res judicata in den beiden Fällen, seiner Zeit den Gorhamschen, wo die calvinische Auffassung der Taufe und neuerdings den Denison'schen, wo die lutherische Auffassung des heiligen Abendmahls als vollkommen, aber keineswegs etwa ausschließlich berechtigt anerkannt wurde.

Nothwendigkeit beider Richtungen ergiebt sich aus dem Gegensatz des objectiven und des subjectiven Moments, wovon das erstere jener „höhern," das zweite der „niedrigern" Auffassung entspricht. In diesem Sinne nun ist die relative Berechtigung und der heilsame Einfluß der Reaktion im Sinn und Geist der law church nicht zu verkennen, die seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in zunehmender Stärke bis auf unsere Tage eingetreten. Bei dem in jener ältern Terminologie liegenden Präjudiz einer relativ geringern Würdigkeit ist es der jene Reaktion vertretenden Partei nicht eben zu verdenken, daß sie sich lieber die „evangelische" (evangelical statt law church) nennt und nennen läßt. So wenig wir ihr aber im höhern und eigentlichen Sinne einen ausschließlichen oder auch nur vorzugsweisen Anspruch auf diese Bezeichnung zugestehen können, so folgen wir dem auch jetzt von Seiten der Gegner angenommenen allgemeinen Sprachgebrauch um so lieber, da wir keinen zugleich treffendern und handlichern Ausdruck wissen und noch weniger ihn zu allgemeiner Geltung zu bringen vermöchten, auch wenn wir ihn zur Hand hätten. Das Princip und mehr oder weniger aufrichtige Streben, der Verweltlichung der Kirche durch unmittelbar und allgemein evangelische Correktion abzuhelfen, ist jedenfalls auch in der Parteibezeichnung anzuerkennen. Wir ziehen es also vor, von einer „evangelischen" Partei oder Richtung zu sprechen, statt von einer „niedrig-" oder gar „tiefkirchlichen", welches beides eine Deutung erhalten könnte, die unserer Ansicht von diesen Dingen in doppeltem Sinne fern ist. Ueberdieß ist es jedenfalls, was die äußerliche Erscheinung der beiden Gegensätze betrifft, sehr unpassend, den Ausdruck „niedrig" dem „evangelisch" (in dem Sinne jener Partei) zu substituiren, seitdem die Zahl der low church-men grade unter den Würdenträgern der Landeskirche, unter dem Einfluß eines liberalen Ministerialpatronats, alljährlich zugenommen hat; sie würde sehr bald zur herrschenden Majorität geworden seyn, wenn die Pflege der Kirche noch lange den Händen eines Palmerston überlassen geblieben wäre, für dessen Unparteilichkeit wenigstens die Thatsache spricht, daß er beiden Richtungen, dem objektiven wie dem subjektiven Christen- oder doch jedenfalls Kirchenthum ungefähr gleich fremd ist.

Ohne hier auf eine ausführlichere und umfassendere Charakteristik jener sog. „evangelischen" Reaktion einzugehn, erkennen wir also deren Nothwendigkeit und Berechtigung insofern vollkommen an, als sie — nicht etwa einem übertriebenen hypersthenischen, sondern vielmehr im Gegentheil einem verknöcherten todten Objektivismus, Formalismus und Orthodoxismus der Kirche und der subjektiven Verweltlichung ihrer Diener und Glieder, die belebende und heiligende Kraft des subjektiven Glaubens und der damit zusammenhängenden Gemüthswärme entgegenstellte — ohne Zweifel wesentlich unter dem Einfluß der

methodistischen Elemente, welche in der Kirche zurückgeblieben waren. Ein solcher Aufschwung mußte sich nothwendig auch auf dem Gebiet christlicher Liebeswerke geltend machen und in der That gebührt der evangelischen Richtung das Verdienst, zuerst in größerem Zuschnitt auch nach dieser Seite Leben und Bewegung in die Kirche gebracht zu haben, wenn gleich sie dies Verdienst viel zu ausschließlich beansprucht, auch nachdem von entgegengesetzten Seiten das gute Beispiel kräftige Nachfolge gefunden hat. Dies gilt namentlich von der äußern Heidenmission; aber auch die innere Mission kann ursprünglich als eine Frucht der evangelischen Bewegung bezeichnet werden — nicht nur in dem Sinne, daß sie zuerst entschieden auf eine Verbindung der leiblichen mit der geistlichen Armenpflege drang, sondern sie gab diesen Liebeswerken auch wenigstens soweit und in dem Sinne einen kirchlichen Charakter, als sie selbst kirchlich war.

Damit ist denn allerdings nicht viel gesagt; denn der vorherrschende Subjektivismus dieser Richtung vermochte eben die Kirche nur als eine Vereinigung von Individuen aufzufassen. So entwickelte sich auch jene Liebesthätigkeit hauptsächlich in der Form und auf dem Gebiet des freien Vereinswesens, zumal unter der Leitung solcher Geistlicher, aus deren Persönlichkeit ein Beruf zu solcher Thätigkeit, namentlich auch durch einen gewissen Einfluß auf das weibliche Geschlecht, hervorging. Denn dieses vertrat auch in dieser Reaktion hauptsächlich diese praktische Seite, wie es in der hochkirchlichen Erstarrung hauptsächlich die Frauen waren, welche wenigstens durch christliche Liebeswerke noch einen Rest lebendiger Pulsation bewahrten. Daß diese mehr individuell vereinzelt erscheint, während jene der „Evangegischen" als Vereinsthätigkeit und in viel weiterer Verbreitung als ein zunehmend beachtenswerthes Moment des öffentlichen Lebens auftrat, erklärt sich aber schon aus dem Umstand, daß die evangelische Richtung ihren Hauptsitz in den mittlern Schichten der kirchlichen Gemeine hat — soweit diese nicht den dissentirenden Sekten angehören. Zu diesen bildet die evangelische Richtung oft den Uebergang, während sie ohne Zweifel mindestens eben so oft davon zurückhält, indem sie das subjektive Bedürfniß mehr befriedigt, als die hochkirchliche Haltung es vermochte. Schon der geringere mittlere Durchschnitt der materiellen Mittel, welcher eine bedeutendere isolirte und aristokratische Wohlthätigkeit ausschloß, führte zu der Entwicklung des wohlthätigen Vereinswesens in der „evangelischen" Strömung.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 17. April. № 31.

Die Liebeswerke in der englischen Kirche, insbesondere die St. Albans-Gilde (Guild of St. Alban).

(Fortsetzung.)

Lag nun in dieser Form die Stärke der „evangelischen" Liebesthätigkeit, und ist namentlich nicht zu läugnen, daß sie häufig und zumal als Ausdruck der nachhaltigen Erweckung einer nicht allzu großen Gemeine und unter der Leitung eines subjektiv lebendigen und belebenden Geistlichen, als eine sehr liebliche und würdige Frucht des christlichen und kirchlichen Lebens erscheinen konnte, so ist doch andrerseits nicht zu verkennen, daß grade in dieser Form und in diesem Geist auch große Gefahren lagen, die denn auch sehr bald und in mehr und mehr überwiegendem Maaße hervortraten. Diese Schattenseiten lassen sich im Allgemeinen charakterisiren als eine zunehmende und maaßlose Abschwächung und Verdunkelung der objektiven Momente des kirchlichen Lebens in Amt, Liturgie und Sacrament, wobei denn natürlich nicht blos die äußere Erscheinung sondern, namentlich hinsichtlich des letztern, die ohnehin schwankende Lehre der Kirche bis in ihren tiefsten Kern hinein leiden mußte. Und gaben hier die in dem kirchlichen Bekenntniß neben der tiefern und vollern lutherischen Auffassung unläugbar paritätisch enthaltenen calvinischen Elemente bis auf einen gewissen Punkt einen formal berechtigten Anhalt, so führte dies die überwiegend subjektive Tendenz nur um so leichter durch einen inhaltsleeren Idealismus des individuellen Verhältnisses zum Heiland, worauf sich die Lehre und das Glaubensleben mehr und mehr concentrirte und beschränkte, zu allgemeiner rationalistischer Dürre und Leere. Dabei ist allerdings zuzugeben, daß jenes subjektive Verhältniß zum Heiland in sehr vielen Fällen eine große und mystische Realität, Innigkeit und Wärme haben konnte und hatte; aber auch hier lag dann die Gefahr der allmäligen Verschmelzung mit wahlverwandten gläubigen Sekten, während der „evangelische" Rationalismus noch leichter mit dem rationalistisch ungläubigen Sektenwesen, namentlich dem socinianischen Unitarismus zusammenfloß. Wie sehr aber grade jene Concentration auf den Mittelpunkt christlichen Lebens, wenn sie nicht zu neuer Ausbreitung in alle Ausflüsse und Zweige der göttlichen Wahrheit führte, sondern Beschränkung blieb — wie sehr sie, anderer Gefahren zu geschweigen, die evangelische Freiheit verkümmerte, deren man sich rühmte, liegt auf der Hand. Die niedrigere, nüchternere und scheinbar bescheidenere Auffassung des geistlichen Amts, wobei die quasisacramentale Bedeutung der apostolischen Weihe ganz aufgegeben wurde, fand — besonders in der Jugendfrische der „evangelischen" Bewegung und allerdings auch bis auf diesen Tag — in vielen Fällen einen reichlichen praktischen Ersatz in den persönlichen Begabungen der Geistlichen, so wurden diese eben auch ganz überwiegend als solche betrachtet und geltend gemacht und das Amt selbst trat nur um so mehr zurück. Dieser Subjektivismus zeigte sich begreiflich mit besonderer Unbefangenheit oder Rücksichtslosigkeit in allen den Momenten des Cultus, welche irgendwie mit dem calvinischen Geist der Reformation in Widerspruch standen. So konnte subjektive Interpretation, oder auch bloßes Belieben, oder endlich die zunehmende Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung sehr bald principiell und bewußt das Werk der Entleerung, Verödung und Vernachlässigung der ganzen äußern Erscheinung des kirchlichen Lebens vollenden, was die dürre Kirche aus allgemeinem Stumpfsinn und in roher oder feiner Verweltlichung hatte schon weit genug einreißen lassen. Und auch die Haupttheile der reichen Liturgie, welche schon anstandshalber nicht beseitigt werden konnten, wurden ziemlich allgemein mit möglichst wenig Würde und Anstand und so schnell wie möglich absolvirt. Was endlich das Verhältniß dieser kirchlichen Richtung zur Welt betrifft, so konnten die in der Natur der Sache liegenden Gefahren nicht lange durch den Geist subjektiver Frömmigkeit zurückgehalten werden. Daß der Wandel der „evangelischen" Geistlichen und ihrer speciellern Anhänger im Anfang wirklich den Charakter einer ehrlichen und ernstlichen geistlichen und oft sogar pietistisch ascetischen Reaktion gegen die profane Haltung der dürren Hochkirchler aufwies, ist nicht zu verkennen; aber eben so wenig ist zu läugnen, daß diese Reaktion in ihrem Bestreben, eine von den objektiven Grundlagen und Formen der Kirche abgelöste „Geistlichkeit" der ganzen Lebenshaltung in die Welt einzuführen, sehr bald entweder in ein sehr willkürliches subjektives und äußerliches Gesetzeswesen, einen von einzelnen Persönlichkeiten oder der öffentlichen Meinung gewisser Kreise bedingten und bestimmten Formalismus, oder in eine neue Verweltlichung verfiel, die nur in dem Ton, der Form und den Gegenständen ihres fleischlichen Behagens sich von jenem ungeistlichen Treiben unterschied, worauf man mit so viel geist-

lichem Hochmuth herabsah. Am widrigsten freilich, wenn sich die Prätension pietistischer Ascese mit der vollsten Entwicklung nicht nur der feinern Genüsse, der Selbstsucht, sondern auch mit einer Steigerung materieller Behaglichkeit, einer Ausbildung des nationalen Comforts verband, gegen dessen oft geradezu heuchlerische Stille Weichlichkeit und Breite, die rohe Trink- und Jagdlust u. s. w. der frühern Periode sogar noch erträglich scheinen kann.

Dies Alles, wie es sich bei den Hirten und bei der Heerde und in den Beziehungen zwischen beiden — natürlich mit vielen und höchst erfreulichen Ausnahmen — gestaltete, in Einzelnheiten auszuführen, kann nicht unsere Aufgabe seyn. Kehren wir vielmehr zu der besondern Seite des christlichen und kirchlichen Lebens zurück, die uns hier hauptsächlich beschäftigt, so läßt sich die Wirkung, welche jene theils ungesunden, theils doch unkirchlichen Momente der „evangelischen" Bewegung auf die christliche Armenpflege hatten, kurz etwa dahin charakterisiren: die Form der freien Gemeinschaft bei weiterer Ausbreitung steigerte zwar die materielle Wirksamkeit zur Abhülfe leiblichen Elends; gab aber auch einer gewissen Ostentation und einem conventionellen, gleichsam handwerksmäßigen äußerlichen Wesen in der Behandlung der sittlichen und religiösen Aufgabe mehr und mehr Raum. Dabei konnten weder die Hülfebedürftigen noch die Hülfeleistenden in ihrem geistlichen und sittlichen Leben sehr gefördert werden — sondern im Gegentheil! Ja, es ging oft sogar das sittliche Moment der patriarchalisch gemüthlichen Beziehungen in der mehr individuellen Wohlthätigkeit der ältern hochkirchlichen Welt in dem Maaße verloren, wie das an sich löbliche Bestreben eines heilsamen Einflusses auf das sittliche religiöse Leben der Armen, der untern Classen überhaupt in dem Geist eines rein subjektiven Berufs und nicht selten einer schroffen gesetzlichen Selbstgerechtigkeit im Bewußtseyn eigener vermeintlicher Heiligung hervortrat. Der zunehmenden Entfremdung der Armen von der Kirche konnte auf diese Weise nicht gesteuert werden, und im Gegentheil wurde das Volk in dem Maaße aus der Kirche verdrängt und verscheucht, wie der höhere Mittelstand durch die „evangelische" Bewegung in die Kirche geführt wurde. Das System bezahlter Kirchenplätze entwickelte sich hauptsächlich unter diesen Einflüssen zu der fast ausschließlichen Allgemeinheit, die es zu einem wahren Fluch für die englische Landeskirche gemacht hat. Wenn man aber glaubt, daß die Folgen dieser und anderer Unzulänglichkeiten Sünden und Gebrechen wenigstens durch Uebertritte in glaubenswärmere dissentirende Gesellschaften einen Ersatz gefunden, so übersieht man, daß die äußere Existenz solcher Sekten in ihren religiösen Bedürfnissen größtentheils nur durch Beiträge ihrer Mitglieder gesichert werden könne, und daß schon deshalb die Armen sich am wenigsten dorthin wenden, oder dort eine sehr bereitwillige Aufnahme finden. Vielmehr finden jene kaum einen anderen Weg, als entweder zu völliger religiöser und kirchlicher Verwilderung, oder nach Rom. Leider ist nicht zu zweifeln, daß die große Mehrzahl der Armen, welche im weitern Sinn eben doch die Masse des Volks der untern Schichten bilden, ohne alles kirchliche und religiöse Leben dahin gegangen sind. Trug nun auch dazu die im Verhältniß zu der Zunahme der Bevölkerung völlig unzureichende materielle Ausstattung der Kirche mit gottesdienstlichen Gebäuden, Schulen u. s. w. sehr wesentlich bei, so war doch zuletzt dies nur eine Folge und ein Symptom der Erstarrung des kirchlichen Lebens oder des Mangels an kirchlichem Geist in den individuellen, wenn auch massenhaften „evangelischen" Erweckungen. Erst neuerdings und seit etwa zwei Jahrzehnten wird bekanntlich ernstlich daran gedacht und dazu gethan, dieser entsetzlichen auch materiellen Verwahrlosung entgegenzuwirken und die schwere Versündigung der Vergangenheit, so weit es möglich, gut zu machen. Dabei ist ohne Zweifel der „evangelischen" Bewegung ein großes Verdienst der Anregung und thätigen Förderung nicht abzusprechen, obgleich sie und noch mehr ihre Wahlverwandten und Verehrer bei uns ihr Verdienst auch darin gar sehr überschätzen und als ein ihr eigenthümliches und ausschließliches darstellen möchten. Vielmehr zeigt sich in diesem Aufschwung sehr überwiegend, oder doch in mindestens gleichem Maaße die Wirkung einer neuen Bewegung in der Kirche, welche eben durch die mehr und mehr hervortretende Unfähigkeit der evangelischen Bewegung dem kirchlichen Bedürfniß zu genügen hervorgerufen wurde.

Diese Bewegung konnte der Natur der Sache nach, wenn sie überhaupt innerhalb der bestehenden Kirche bleiben wollte und sollte, nur aus dem alten hochkirchlichen Gegensatz gegen die (der alten low church entsprechende) „evangelische" Bewegung und als eine Reaktion gegen diese hervorgehen. In so fern sie aber eben den Beruf ankündigte, die hochkirchliche objektive Idee und Form zu lebendiger und subjektiver Wirklichkeit zu bringen, mußte sie — wenn auch nicht ausdrücklich doch thatsächlich — eben so sehr als eine Reaktion gegen das dürre, todte Hochkirchenthum auftreten, gegen welches auch die „evangelische" Reaktion vom entgegengesetzten Standpunkt aus sich erhoben hatte. Könnte man nun danach jene neue Reaktion am besten als rechte Vertreterin des eigentlichen Hochkirchenthums bezeichnen, wie die „evangelische" Reaktion jedenfalls in ihren reinern Anfängen und bessern Elementen die allgemeine evangelische Idee der low church der reformatorischen Periode vertritt, so hat sich doch diese einfachere bestimmtere Bezeichnung im gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht eingebürgert. Dieß erklärt sich schon daraus, daß früher der Ausdruck „hochkirchlich" im Gegensatz zum „Evangelischen" zu allgemein auf die damals herrschende Dürre des kirchlichen Lebens angewendet wurde, welche erst später die ihr zur Schande gebührende rechte Bezeichnung fand. So wurde von vorne herein die neue Lebensregung nach äußern, zufälligen und persönlichen Momenten bezeichnet als Puseyismus und Tractarianismus.*) Dazu

*) Am liebsten möchte die „neu-hochkirchliche" oder „puseyitische"

kam aber, daß auch in dieser Reaktion zwei Keime lagen, die sich allmälig nach zwei Seiten auseinander legten und neuerdings mehr und mehr in entschiedenen Gegensatz traten. Der einen, praktisch und äußerlich bisher viel bedeutendern blieb der ursprüngliche Name, während die andere, soweit sie überhaupt schon als Partei erscheint, mit dem Ausdruck broad church bezeichnet zu werden pflegt. In welchem Sinne dies gemeint seyn kann, wird sich am besten aus einer kurzen vergleichenden Charakteristik jener beiden Keime ergeben, wobei wir aber die zweite voranstellen, obgleich ihre äußere Entwicklung jünger und fürs erste noch sehr viel beschränkter ist, als die andere, und zwar eben weil wir uns deshalb mehr, länger und hauptsächlich mit dieser zu beschäftigen haben, von jener aber bald ganz absehen können.

Beide haben, wie schon angedeutet, den Charakter einer doppelten Reaktion sowohl gegen den todten Objektivismus des alten Hochkirchenthums, als gegen den unkirchlich subjektiven — ja, kirchenzerstörenden Subjektivismus der „evangelischen" Bewegung, welche zuletzt beide, wie denn die Natur der Dinge es unvermeidlich mit sich bringt, gleichermaßen das tiefere geistliche Leben der Kirche wie der Individuen zu zerstören oder doch zu schwächen und zu verwirren drohten. Insofern aber die „evangelische" Bewegung jedenfalls entschieden der neuste, nächste und mächtigere Gegner war, richtete sich jene kirchliche Reaktion auch zunächst und hauptsächlich gegen diese und zwar gegen das Grundprinzip, wodurch sie der Kirche besonders gefährlich wurde — gegen ihre subjektive Schwächung der objektiven Momente des Amts und des Sacraments und der damit zusammenhängenden Lehren, Formulare und Gottesdienste. Dabei trat nun von vorne herein und bei der in Oxford und unter dem Einfluß des Genius loci der Alma mater beginnenden Anregung das historische und realistische Moment (wenn wir so sagen dürfen) ganz überwiegend hervor. Pusey und seine Freunde fragten vor Allem: was ist historisch und legal kirchlich in Lehre, Verfassung und Ritus? Das Resultat dieser Untersuchung nahmen sie ohne weitere Kritik an; wo sie aber in den reformatorischen Bekenntnissen und Formularen eben auf jenen unauflöslichen Widerspruch trafen, den die blos äußere Vermittlung der calvinischen und lutherischen Auffassung hineingebracht hatte, da gingen sie auf die ältere oder sogen.

oder „tractarianische" Bewegung wohl sich selbst schlechtweg als katholische bezeichnen, wie denn sogar officiell die anglikanische Landeskirche niemals auf diese Bezeichnung als the catholic church verzichtet hat. Und in der That könnten wir diese Bezeichnung gar wohl gelten lassen, insofern jene Richtung uns das Wesen der anglikanischen Kirche am vollsten und getreuesten zu vertreten scheint; jedoch müßten wir dabei den Anspruch unserer Kirche auf dieselbe Bezeichnung in demselben wahrhaft evangelischen Sinn vindiciren und um so entschiedener gegen die unevangelische und unkatholische Anmaßung der Exclusivität auf jener Seite protestiren.

apostolische Kirche zurück, nahmen auch wohl manches aus der römischen Kirche auf, was durch die Reformation nicht ausdrücklich ausgeschlossen und verdammt war. Von einer philosophischen Erklärung oder Assimilation des positiv Kirchlichen mit der modernen Bildung war hier nicht die Rede. Konnte diese Bildung sich mit dem Resultat jener soweit und nach dem Stand der Wissenschaft in England immerhin gründlichen und jedenfalls gewissenhaften Forschungen nicht verständigen, so mochte sie zusehen! Gegen oder doch unterschieden von dieser Rücksichtslosigkeit gegen die wirklichen oder vermeintlichen, berechtigten oder unberechtigten Bedürfnisse und Anforderungen der Gegenwart suchte nun eine große Anzahl mehr philosophischer, kritischer und idealer Geister das objektiv und positiv Kirchliche — nicht etwa in der Art des „evangelischen" Subjektivismus zu beseitigen, soweit und wo es dem subjektiven Bedürfniß und Auffassungsvermögen, oder dem modernen Geist im Allgemeinen nicht gleich auf den ersten Blick verständlich oder genehm schien — sondern es sollte dasselbe (nach englischem Maaß und Begriff) philosophisch und wissenschaftlich gerechtfertigt, erklärt und dadurch plausibel und annehmbar gemacht werden. Der Unterschied zwischen diesem Bestreben: die ganze Lehre der Kirche (etwa analog mit dem Hermesianismus) gleichsam zu retten und der ausschließenden Concentration und Beschränkung des religiösen Lebens auf das subjektive Verhältniß zum Heiland, womit die „Evangelischen" und zwar auch anfangs ohne alle Rücksicht auf das moderne Bedürfniß aufgetreten waren, liegt auf der Hand. In der That wurde dieser Versuch dem kirchlichen Leben breitere Grundlagen in der modernen Bildung zu geben von evangelischer Seite sogar früher und heftiger angefeindet als von irgend einer andern.*) Aber gewiß kann es nicht befremden, daß jene philosophirende Behandlung bald genug in manchen Punkten zu mehr oder weniger rationalisirenden, wenn auch immer noch überwiegend supranaturalistischen Resultaten führte, wovon auch die würdigsten Vertreter derselben, ein Maurice, Hare, Coleridge, Jewelt, Kingsley u. s. w., nicht frei zu sprechen sind. Damit aber traten sie jedenfalls thatsächlich in einen eben so unversöhnlichen Gegensatz zu der puseyitischen Regeneration des Hochkirchenthums, wie zu der calvinischen Beschränktheit der „Evangelischen." Wenn aber diese Richtung für sich selbst bisher noch immer eine hochkirchliche Stellung und entsprechende Sympathieen in Anspruch nimmt, so trägt dazu ohne Zweifel am meisten die zunehmende Vermischung der „evangelischen" Bewegung mit allen dissentirenden Sekten — ja mit dem rationalismus vulgaris und vulgarissimus viel bei, der sie nicht entgehen konnte sobald sie es nicht scheute, in ihren Kampf gegen

*) Die Ketzerei, weshalb Maurice auf Betrieb der „Evangelischen" seiner Stelle in Kingscollege entsetzt wurde, bezog sich auf die ewige Dauer der Höllenstrafen.

den vermeintlichen Romanismus der Puseyiten die liberale Staatsgewalt, dann den sog. „protestantischen Geist der öffentlichen Meinung," und endlich die Fäuste des rohesten Pöbels als Bundesgenossen hereinzuziehen.

Dieser Gegensatz aber darf nicht übersehen werden; denn nichts ist unbilliger und unbegründeter, als wenn man die breitkirchliche Bewegung etwa kurzweg als eine rationalistische — zumal in dem niedrigen Sinne bezeichnen wollte, wie der Ausdruck gegenwärtig bei uns verstanden wird. Vielmehr ist nicht zu verkennen, daß hier ein wissenschaftliches Ferment liegt, dessen die englische Kirche bisher zu ihrem großen Nachtheil allzu sehr entbehrt hat. Eine Gefahr für das kirchliche Leben im hochkirchlichen Sinne dürfte wohl nur dann von dieser Seite zu fürchten seyn, wenn sie, je durch politische Mächte begünstigt, ausgebeutet und getrübt, eine äußerlich bedeutendere, wohl gar herrschende Stellung erlangen sollte. Das aber ist trotz der Wahlverwandtschaft, in welcher sie mit dem sog. „deutschen Einfluß" in den höchsten Regionen thatsächlich steht, fürs erste kaum zu erwarten. Diese subtilern und vornehmern und wirklich edeln Geister werden in der Rohheit, Frivolität und Trivialität des öffentlichen Lebens immer nur einen engen und exclusiven Kreis bilden können. Im praktischen Leben der Kirche und in deren Hauptfunktion, der christlichen Liebesthätigkeit, hat sich der breitkirchliche Typus als solcher bisher noch nicht bemerklich machen können. Denn die sehr beachtenswerthe Thätigkeit, womit Maurice in die Bewegung eingegriffen hat, welche gewöhnlich als corporativer Socialismus bezeichnet wird und der er selbst den Namen und das Wesen des Christenthums zu geben sich bemühte, sowie die großen Verdienste, die er um eine gesunde höhere und wenn auch nicht kirchliche doch christliche Bildung der arbeitenden Classen, durch die working man's colleges, hat — diese Dinge gehören wohl weit mehr der Person, als der Schule und tragen allerdings wesentlich dazu bei, Maurice die allgemeine Hochachtung und das Vertrauen aller kirchlichen und politischen Parteien, sowie aller Stände zu sichern, deren er in so hohem Maaße genießt.

(Fortsetzung folgt später.)

Nachrichten.

Großherzogthum Hessen.

(Schluß.)

Prof. Baur rühmt zuerst, die früheren Predigten ständen da „als ein Zeugniß dafür, wie der Verfasser vor dem Abirren von dem positiven evangelischen Grunde zu einer Zeit behütet geblieben, wo das Bekenntniß zu den einfachsten Grundwahrheiten des Evangeliums für viele in unserm engeren Vaterlande noch eine gar harte Rede gewesen"; und fügt dann hinzu: „Wenn er jetzt eben so wenig im Stande sey, [dem überreizten Positivismus der Gegenwart auf seinem gefährlichen Wege zu folgen, so geschehe das nicht obgleich, sondern weil er zu jenem Bekenntniß jederzeit gestanden habe." Und sagt endlich, was er hierunter versteht, indem er wiederum rühmt: „Von dem Berufe, vorzugsweise das die Glieder der Evangelischen Kirche Trennende zu betonen, finde ich eben so wenig etwas in mir, als von dem namentlich der Evangelischen Predigt gefährlichen Vertrauen auf die magische Kraft der Amtshandlung und des unvermittelt der Gemeinde vorgehaltenen Bibelwortes." Das ist das Bild, das sich Prof. Baur von den Positiven in Hessen, die nicht mit ihm gehen, das Bild auch, das er sich von der ganzen, der seinigen entgegengesetzten confessionellen Partei zurecht gemacht hat. Aber ein gespenstisches Bild! Es wird dem Prof. Baur, wenn wir ihn alles Ernstes aufforderten, auch nur Einen Mann dieser Richtung zu nennen, der Grundsätze wie die obigen empfohlen und ausgesprochen, der „vorzugsweise" das Trennende der beiden Konfessionen betonte, der das Bibelwort der Gemeinde „unvermittelt" vorhielte, und diesem, wie der Amtshandlung eine „magische Kraft" zutraute, es wird dem Prof. Baur, hoffentlich zu seiner eigenen Beschämung, unmöglich seyn, auch nur Einen authentischen Beleg zu der obigen, sich selbst schön, Andere häßlich machenden Invective zu geben. Auch in Hessen, worauf es Prof. B. doch vornehmlich abgesehen, findet sich nicht Ein Pfarrer, der Grundsätzen, wie die an den Pranger gestellten, huldigte. Es sind andere wesentliche, in Glaube, Lehre, Bekenntniß und Recht gegründete Dinge, um deren willen wir von Prof. Baur und Seinesgleichen geschieden sind, und wir haben keine Gelegenheit versäumt, dieß laut und deutlich zu sagen. Aber weil man uns unbequem findet, und doch keinen in der Wahrheit bestehenden reinen Grund wider uns vorbringen kann, macht man sich's bequem, wie der Prof. B. hier thut, und malt uns Dinge an, die uns vor dem großen, ja nur obenhin fragenden und ganz oberflächlich den religiösen Fragen folgenden Publikum gewiß recht schwarz machen sollen. Wer wird nun nicht vor all' diesen Leuten, wie sie sich weiland wider den Prof. Credner erhoben und die Gießener Fakultät fortwährend anfechten, einen gründlichen Abscheu haben, wer nicht ganz damit zufrieden seyn, daß die Fakultät vor dem Eintritt eines Solchen oder nur von Weitem ihnen Aehnlichen bewahrt geblieben ist!

Denn dem ist wirklich so, um in unserer Berichterstattung fortzufahren. Von einer Besetzung der durch Credner's Tod erledigten Professur ist die Rede nicht mehr. Man sagt, es sey zweckmäßiger befunden worden, unter die vier vorhandenen Professoren eben so die Kollegia, wie die Besoldung des Prof. Credner zu theilen. Und honny soit, qui mal y pense!

Wie aber auch sonst nach der nächsten Zweckmäßigkeit auf anderen Gebieten verfahren wird, davon lassen Sie mich zum Schluß nur noch Ein Exempel geben. Es gehört in das Kapitel von der Kirchenzucht. Ein Bursche verheirathet sich. Der Vater verspricht eine gewisse Geldsumme mit in die Ehe zu geben. Das Geld bleibt aber aus. Darüber wird die junge Frau sammt Mutter und Bruder unwillig; und dem, aber auch nicht seinen, Ehemann wird das Leben sauer gemacht. Er läßt Frau und, kurz darauf zur Welt gekommenes Kind im Stich und kehrt in sein elterliches Haus und die Heimath-Gemeinde zurück. Also eine böswillige Verlassung. Und daß es dabei hier nicht geblieben, daß er in puncto sexti sich weiter vergangen, wird wenigstens glaubhaft versichert. Versuche, ihn zur Rückkehr

Beilage.

und Aussöhnung zu bewegen, sind vergeblich. Geschieden ist er aber auch nicht. So meldet er sich zum h. Abendmahl. Der Geistliche hält ihm, der vor dem Altare gelobt, seine Frau in Freud und Leid nicht zu verlassen, und dessen Ehe dann als eine unauflösliche von der Kirche bestätigt worden, den Fall und seine Lage vor, und mahnt ihn von der Kommunion ab, um die Sache zuvor der höheren Behörde zur letzten Entscheidung vorzulegen. Das geschieht; aber die Entscheidung bleibt aus, während von den Betheiligten darnach gefragt wird. Der Geistliche reicht eine Erinnerung ein, und da ihm von seinem nächsten Vorgesetzten gesagt wird, er habe eine höhere Entscheidung nicht für nöthig gehalten, weil der Betreffende sich bei der Abweisung beruhigt, bittet der Pfarrer wiederholt um eine solche Seitens der höheren kirchlichen Behörde. Diese kommt endlich, oder auch nicht. Denn die hier allein competente Behörde sagt, bevor der betreffende (bösliche Ausreißer, der, statt den Bund der Ehe „getreulich" zu halten, Frau und Kind im Stiche läßt), „von evangelisch-kirchlichem Standpunkt" könne vom h. Abendmahl zurückgewiesen werden, sey eine genauere Untersuchung der (aller Welt vor Augen liegenden, im ganzen Kirchspiel ihrem Verhalt nach bekannten) Sache nöthig; da er sich indeß bei der Abweisung zufrieden gegeben, so halte man eine weitere Entscheidung nicht für geboten. — Und wenn nun der Betreffende sich wieder zum h. Abendmahl meldet? Und wenn er sich endlich einmal bei der Verwarnung des Pfarrers nicht zufrieden gibt? In welcher Lage befindet sich der Pfarrer dann? Und was werden diejenigen Gemeinde-Glieder sagen, die der Geistliche als die Notabeln damit bekannt gemacht und welche diese Reinhaltung des Altares von so offenbar unsauberen Subjecten mit gesundem Urtheil in der Ordnung gefunden? — Aber das sind die Anfänge der Kirchenzucht bei uns in Hessen. Und sie stehen nicht vereinzelt da! —

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Unverletztheit der politischen und kirchlichen Rechtszustände in den hiesigen Landen hat denselben in den Augen Vieler den Charakter der Abgelegenheit im deutschen Vaterlande gegeben. Damit war eine weitverbreitete Unbekanntschaft mit den diesseitigen Zuständen verbunden, wie andrerseits auch der Meklenburger selten über die Gränze sieht, noch weniger geht, da ihn seine Landwirthschaft an den Boden und seine Handelsverbindungen über das Meer weisen. Der politische Liberalismus, der in der Mauer der alten Verfassung keine Bresche zum Eindringen findet, weist meistens nur mit bedauerlichen Seitenblicken auf den Popanz mittelalterlich versumpfter „russischer" Zustände, den er sich von Meklenburg gemacht dann und wann hin, obwohl im Lande, besonders in den Städten der Liberalismus in Fleisch und Blut der Meisten übergegangen ist. Die Römische Kirche, der gegenüber M. zu großem Verdruß der „histor.-polit. Blätter" die einzige unzugängliche Festung in Deutschland ist, erhob sich vor einigen Jahren in der v. d. Kettenburg'schen Angelegenheit zu einem hoffnungsvollen Angriffe, der aber trotz der schwierigsten Umstände dennoch glücklich zurückgeschlagen ist.

Nunmehr erhebt sich aber in gewissen Tagesblättern ein Sturm gegen die Zustände und Vorgänge in unsrer Landeskirche, der uns eine erwünschte Gelegenheit bietet, auch unsrerseits uns darüber auszusprechen. Der ernste und feste Gang unsres Kirchenregiments in der Förderung des kirchlichen Lebens wie in der Festigung der kirchlichen Ordnung mußte den Männern des revolutionären Fortschritts zu einer bekenntnißlosen Union und einem Regiment aus Kopfzahlwahlen längst anstößig seyn. Die frühere Amtsentsetzung des P. Bartholdi, welche ihrer Zeit den ganzen Zorn seiner Schleiermacher'schen Freunde in der Prot. Kirchenzeitung*) wach rief und jetzt die des Prof. Baumgarten, des neuesten Apologeten Schleiermachers, haben den verschiedensten Gegnern des Luth. Bekenntnisses Veranlassung zu erneuten Angriffen geboten, worin die gerügten Uebelstände unsres kirchlichen Lebens auf Rechnung der vermeintlich falschen Richtung unsres Kirchenregiments**) geschoben werden oder doch wenigstens die Unzulänglichkeit des „Gnesio- oder Vollbluts- oder Stock-Lutherthums" als dadurch erwiesen betrachtet wird. Wir wissen nicht, ob das Kirchenregiment und der vor Allem persönlich angegriffene O. K. R. Kliefoth es der Mühe für werth achten wird, etwa in der ja auch von den Gegnern gelesenen oder wenigstens citirten „Kirchl. Zeitschrift" darauf zu antworten; uns, die wir in keinem persönlichen sondern nur amtlichen Verhältniß zu den Personen des Kirchenregiments stehen, verbietet nur die Liebe zur Wahrheit und die Pflicht der Dankbarkeit für das unangetastete Luth. Bekenntniß wie für ein solches Regiment eine gegebene Veranlassung zu einem Zeugniß vorbeigehen zu lassen.

Es kommt uns im mindesten nicht bei, die traurigen Zustände unsres Landes leugnen oder auch nur verschleiern zu wollen. Nein, es ist so, wie unsre Richter und Verkläger sagen, es sieht traurig bei uns aus und wir haben es seiner Zeit nur bedauern können, wenn das „Meklenburgische Kirchenblatt" einen allerdings mit grellen Farben malenden Artikel der „Prot. Kirchenzeitung" (1856. 33) nur „zur Ergötzung der Leser bei etwa trüber Stimmung wegen des Lübecker Kirchentages, der Preuß. Landessynode, Theurung und schlechtem Wetter" und somit als „Danksagung" abdruckte, statt ihn als Bußspiegel uns und unsrer Kirche vorzuhalten. Wir wollen auch mit unsern Anklägern nicht rechten wegen der handgreiflichen Uebertreibungen; denn daß in 3 Kirchengemeinden in einem Jahre 228 Mal der Gottesdienst ausgefallen sey erkennt jeder als eine Unmöglichkeit und wenn

*) Dieselbe droht noch jetzt: „Diese Thatsache wird auch ihre Richter finden. Noch ist die Stunde dazu nicht gekommen." Ist uns unverständlich.

**) Seit Jahr und Tag gingen hier im Lande — was beiläufig erwähnt seyn mag — von Zeit zu Zeit verschiedene Gerüchte über Entlassung oder Amtsniederlegung des O. K. R. Kliefoth, auch einmal des Hofprediger Jahn wegen Allerhöchsten Orts übel aufgenommenen Auftretens und Differenzen um. Wie ich erfahre, waren sie aus dem Munde von Freimaurern vernommen, woraus man, da kein wahres Wort daran war, den Schluß einer Verabredung in den Logen machen wollte.

es „Dr. Wichern wirklich auf einem Kirchentage gesagt" hätte; daß in einem Jahre in 79 Ortschaften alle Geburten unehelich waren, ist eine rein aus der Luft gegriffene Unwahrheit schon darum, weils Niemand wissen kann, da eine Statistik nur über die ganzen Parochieen, nicht über „Ortschaften" vorhanden ist und es keine Parochie im ganzen Lande gibt, wo alle Geburten unehelich waren. Aber — wenn man diese beklagenswerthen Zustände als Anklagen benutzt gegen die „Orthodoxie", gegen den „Luth. Kirchengeist", gegen ein treues Kirchenregiment, so müssen wir ernstlich mit ihnen darüber rechten, ob sie das mit gutem Gewissen können. Das müssen sie wissen, daß von „Stock-Lutherthum" in unserm Lande nicht geredet werden kann, wenn man 15 bis 20 Jahre zurücksieht. Und hat es damals besser ausgesehen in Meklenburg? Und was jetzt in Blüthe steht, ist das also etwa auf dem Boden des Lutherthums gewachsen oder nicht vielmehr auf dem des Rationalismus vulgaris, der seit 60 Jahren unter eifriger Mitwirkung des unchristlichen Polizeistaats eine unbeschränkte Herrschaft übte und jetzt unter der vornehmern Firma „Union" das Feld zu behaupten sucht? Wessen Kirchen stehen denn leer, daß der Gottesdienst aus Mangel an Zuhörern ausfallen muß? Sind es nicht die der alten Rationalisten, während die jüngern bekenntnißtreuen Prediger die Gemeinden erst wieder sammeln um das lautere Evangelium?

Exempla sunt odiosa. Sonst könnten wir aus jener Zeit, ehe der „Aufschwung zum Luther. Kirchengeiste" erfolgte, aus der Zeit der „Denk- und Lehrfreiheit" schlagende Beweise anführen von Trunkenbolden und Ehebrechern, die allerdings nicht wie jetzt „aus ihrer Stelle gehoben" wurden, sondern mit der Erziehung des jetzt lebenden Geschlechts betraut blieben. Selbst der bessern Geistlichen Ruhm war nicht fein. Sie waren meist ehrbare Leute, angenehme Gesellschafter, geachtete Landwirthe, auch wohl „Supranaturalisten." Von Conferenzen zu wissenschaftlichen Zwecken war kaum hie und da ein schwacher Ansatz da. Die meisten hatten ihre Spielclubs untereinander und mit den angesehenern Gliedern ihrer Gemeinde. Den Tanzboden zu besuchen wurde für eine Pfarrfamilie ebenso natürlich angesehen als bei Andern. Kommts doch noch heutiges Tages vor, daß in Pfarrhäusern statt mit einer Abendandacht ein Besuchsabend mit einem Tanze nach dem Flügel beschlossen wird, freilich nicht wohl bei „Gnesio-Lutheranern." Hausandachten und Tischgebet war in den wenigsten Pfarrhäusern zu finden. Kann man etwa von denen, welchen es noch heute „sauer ankommt," diese naheliegendsten Uebungen der Gottseligkeit in ihren Häusern — freilich nach der Haustafel des Luther. Katechismus vorgeschrieben — einzuführen, sagen, daß sie „der Geist treibt, freudig zu thun, was er uns gebietet" — ? —

Wie es hiernach mit der Wirksamkeit der Geistlichen in ihren Gemeinden, wie es mit der Seelsorge, mit der Predigt aussah, kann man sich denken. Von der fast allgemeinen traurigen Verstümmelung des Gottesdienstes geben die „Liturgischen Blätter" von Kliefoth genugsam Zeugniß. Bei der Taufe war das „Apostol. Glaubensbekenntniß mit einem selbstgemachten, die kirchliche Beichte häufig mit elenden rationalistischen Reimereien, wie wir sie selbst noch gehört haben, vertauscht.

Dem entsprach nun auch natürlich das religiös-sittliche Leben der Gemeinden. Die Kirchen waren immer leerer geworden. Kaum die Hälfte der erwachsenen Gemeindeglieder besuchte überhaupt noch die Kirche. Ein amtlicher Bericht weist nach, wie selbst noch 1855 in einer Diözese mit 131 Gotteshäusern 161 Mal der Gottesdienst „wegen Mangel an Zuhörern" ausgesetzt werden mußte. Noch heute wird in der Kirche einer Stadt von 4000 Seelen an den gewöhnlichen Sonntagen vor etwa 20 Zuhörern gepredigt, in einer andern hören wir ist's seit Jahren nicht besser. In einer Stadt war das Verhältniß der Communicanten zu den Communionfähigen wie 1 zu 33. Im Jahre 1814 entschuldigt der Staatskalender das Verhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen wie 1 zu 12 noch mit den „Unordnungen des Krieges und den Durchmärschen," 1854 war es 1 : 3⅙. Die Sonntagsheiligung lag ganz darnieder. Von einer Theilnahme an der Missionssache, die besonders von Hamburg aus angeregt wurde, war selbst bei den meisten Pastoren nicht die Rede.

Und für alle diese Zustände, die nicht jetzt geworden, sondern überkommen sind, will man das gegenwärtige Kirchenregiment und zwar um dessen confessionell kirchlicher Richtung willen verantwortlich machen? Wenn der O. K. R. Dr. Kliefoth in einer von unsern Anklägern citirten Predigt bei der Pastoral-Conferenz in Malchin 1851 die Schäden unsrer Landeskirche mit schneidendem Ernste bloslegte, heißt das etwa dieselben mit „äußerlichen kirchlichen Ordnungen" zudecken oder auch nur gleichgültig dagegen seyn, wenn nur Niemand „mit einem Jota von der festgestempelten Kirchensatzung" abweicht?

Wir fragen aber weiter: Was hat denn aber unser Kirchenregiment gethan? Und womit hat es sich den Zorn der liberalen und unionistischen Presse verdient?

Den Anfang einer Besserung haben wir schon von der Zeit bald nach dem Regierungsantritt S. K. H. des jetzt regierenden Großherzogs an zu datiren. Bei den Geistlichen mußte begonnen werden. Im J. 1844 erschien die neue „Prüfungsordnung." Die Vergleichung der Candidatenlisten im Staatskalender v. 1844 und 1845 zeigt, wie mit einem Schlage eine Menge untüchtiger Candidaten von der Bewerbung um ein Pfarramt zurück- und in andre Lebenskreise übertrat. Mit dieser Wirkung ging die auf Belebung des theologischen Studiums Hand in Hand. Zur Ergänzung und Vermehrung der geistlichen Kräfte wurden tüchtige Ausländer besonders aus Hannover herangezogen, deren manche sich als Hauslehrer im Lande aufhielten. Mit der Emeritirung unfähiger und unwürdiger älterer Pastoren wurde dann später kürzerer Prozeß gemacht, doch betraf das meist nur Fälle, wo sittliche Vergehen vorlagen. Bei der Absetzung Bartholdi's, welcher die Annahme des erneuerten „Taufformulars" verweigerte, verfuhr man anders.*) Man hat ihn in der schonendsten Weise zu halten gesucht, während er als Märtyrer für die Leugnung der Existenz des Teufels meinte auftreten zu müssen. Aber hier meint man eben Grund zur Anklage zu finden, daß den Geistlichen und Gemeinden „antiquirte Formulare" zum Gebrauche bei den verschiedenen Amtshandlungen „ihrem Gewissen zuwider" „octroyirt" würden. Wir müssen darum näher darauf eingehen.

Im Sommer 1844 petitionirte die Schweriner Synode bei der Landesregierung um Vorbereitung einer „vervollständigten und erneuerten Agende." Die alte noch zu Recht bestehende Agende war mit der Zeit bei Seite gelegt und wie in andern Landeskirchen völlige Willkür in einem Maaße eingetreten, daß man z. B. eines rechten Vollzugs der heil. Taufe nicht überall mehr gewiß seyn konnte. Die

*) Woher hat die „Prot. Kirchenzeit." die Nachricht, daß B. sein „Amt mit Segen geführt"? Von ihm selbst? Uns liegt Röbel ziemlich nahe und wir haben von solchem Segen nichts vernommen.

Regierung ging bereitwilligst darauf ein und forderte den O. K. R. Kliefoth, damals Superintendent in Schwerin auf, Vorschläge zu machen. Derselbe wollte die Arbeit weder einem Einzelnen noch einer Commission anvertraut wissen; vielmehr schlug er einen glücklichen Weg ein, den der möglichsten Betheiligung der Landeskirche und zwar nicht sowohl auf dem amtlichen Synodalwege als vielmehr der freiwilligen Betheiligung an der Arbeit. Bei dem ersten Aufrufe meldeten sich dazu 35 Geistliche aus der Diözese Schwerin; andre aus den übrigen Diözesen schlossen sich nach und nach an. Der gemeinsame Arbeitstisch für das in kleinern Kreisen Vorgeschlagene und Besprochene waren die von Kliefoth redigirten „Liturgischen Blätter." Ueberseht man dieselben in ihrem fast dreijährigem Verlaufe, so muß man gleicherweise über den begeisterten Eifer und Fleiß, mit welchem ein reiches Material zusammengetragen und durchgearbeitet worden, wie über das wahrhafte Feldherrntalent erstaunen, mit welchem die Arbeiten geleitet und ihre Resultate zusammengefaßt wurden. Wir müssen sie jedem empfehlen, der sich gründlich und bis auf die minutiösesten Nebenfragen über den Gegenstand orientiren will. Sie sind die Geburtsstätte des schätzbaren Werkes von Kliefoth: „Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in den Deutschen Kirchen Luther. Bekenntnisses, ihre Destruction und Reformation," Rost. und Schwerin 1847, und der spätern „Liturgischen Abhandlungen," IV Bde.*) Was wir hier aber besonders hervorheben müssen, ist das: Einmal wurden alle die Geistlichen, welche noch geistigerer Bewegung fähig waren, segensreich angeregt und zu rechter Handhabung kirchlicher Ordnung in den Stand gesetzt, so daß die später nach und nach ausgegebenen Formulare für die einzelnen Amtshandlungen keineswegs unvorbereitet „octroyirt" wurden; sodann ist ohne eine mit großem Rumor und Kosten zusammengerufene „Generalsynode" die Landeskirche in allen befähigten Stimmen zu Worte gekommen und ohne das Hinderniß zweifelhafter Majoritätsbeschlüsse ein auf geschichtlichen Forschungen und gegenseitige Belehrung und Ueberzeugung gegründetes Resultat zu Tage gefördert. Wer die Formulare einer unparteiischen Einsicht würdigt, wird gestehen müssen, wie dieselben sich eben so wohl von einer bloßen „Repristination" der alten Formulare als von willkürlichen Neuerungen und Verletzungen des schriftmäßigen Bekenntnisses (— deren sich die ihrer Zeit nicht minder der Willkür des Rationalismus entgegentretende „Preußische Agende" noch nicht entziehen konnte —) fern und frei gehalten haben.

So haben wir seit dem J. 1852 nach und nach ein Formular für das allgemeine Kirchengebet, ein „Taufformular," ein „Trauritual," „Liturgische Stücke für das Begräbniß" und letztlich eine „Form der Confirmation" auf Grund jener Arbeiten erhalten, so daß nur noch die „Ordnung des sonntäglichen Gottesdienstes" fehlt, welche absichtlich eben so wohl mit Rücksicht auf die Sache als auf den noch immer traurigen Zustand der Gemeinden zurückgeblieben ist. Daß der Gebrauch derselben manchem Geistlichen, der sich nicht in Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Bekenntnisse oder gar den allgemeinen christlichen Grundwahrheiten (z. B. der Lehre vom Teufel, auf den Mek-

*) Es wäre zu wünschen, daß dies in hohem Grade lehrreiche Werk sich in den Händen aller Geistlichen und mindestens in allen Synodalbibliotheken befände. Die Verlagshandlung sollte es durch eine wohlfeilere Ausgabe allgemein zugänglich machen. Auch gebildete Laien können daraus reichen Gewinn schöpfen.

Anm. der Red.

lenburg keineswegs „erpicht" ist, sondern den der Unglaube hier eben so wohl leugnet wie in Thüringen ꝛc.) weiß, „sauer ankommt" oder den Kindern des Zeitgeistes widerstrebt, läßt sich nicht anders erwarten. Jedem treuen Diener der Kirche sind sie als eine Erlösung von ungewissem Umhertappen und jedem gläubigen Gemeindegliede als eine Befreiung von der drückendsten Willkür ungläubiger Geistlichen herzlich willkommen. Daß nicht hie und da am Ausdruck oder der Anordnung manches zu wünschen übrig geblieben, wird Niemand in Abrede stellen wollen. Darum handelt sichs aber zunächst nicht.

Daß es aber bei Herstellung der kirchlichen Ordnung weder auf eine unwürdige Bevormundung noch auf rigorose Beschränkung der geistlichen Wirksamkeit abgesehen ist, davon geben manche Erscheinungen im Lande Zeugniß. Obgleich auf der Pastoralconferenz zu Sternberg sich Stimmen *gegen* das Halten von Bibelstunden als der kirchlichen Ordnung zuwider und den öffentlichen Gottesdienst beeinträchtigend erhoben, so sind von Seiten des Kirchenregiments bis jetzt nur lobende und empfehlende Aeußerungen darüber laut geworden. Obgleich in dem „Meckl. Kirchenblatte"*) mehrere Mitarbeiter vom „kirchlichen Standpunkte" aus sich gegen die „freien Missionsfeste" erhoben, einer derselben sogar erklärte, er halte es für eine Sünde, wenn er mit dem Talar über die Gränze seiner Gemeinde, für die er vom HErrn berufen sey, gehe, weßhalb er auch die Aufforderung zu einer Missionspredigt abgelehnt habe, so werden doch namentlich im nordwestlichen Theile des Landes häufige und gesegnete Missionsfeste gefeiert und unsres Wissens hat das Kirchenregiment dazu bisher freudigst die Erlaubniß ertheilt. Auch bei der allgemeinen jährlichen Pastoralconferenz wird stets eine Missionspredigt gehalten. Auf einem Jahresfeste der „Mariener Bibelgesellschaft" 1852 hielt O. K. R. Dr. Kliefoth selbst die Festpredigt.

Bei einer richtigen Würdigung des Vorgehens unsres Kirchenregiments dürfen wir seine Stellung zum Sonntagsgesetze nicht übergehen. Wir haben in einem frühern Schreiben an die Red. schon hervorgehoben, daß das neue Kirchengesetz kein kirchliches sondern ein polizeiliches Gesetz ist, mit dem das Kirchenregiment nichts zu thun hat. Ein in die N. Pr. Zeit. übergegangener Artikel hatte indeß nach Aeußerungen auf dem Landtage das Unpassende hervorgehoben, daß die Geistlichen zum „Denunciren" der Gesetzwidrigkeiten angehalten seyen. Die Sache verhält sich so: Der O. K. R. hatte allerdings früher durch Circularverfügung die Geistlichen aufgefordert bei den Ortsobrigkeiten ihres Dienstes zu warten und dieselben zu vermahnen, falls aber solche Ermahnung nichts fruchtete, darüber zu berichten. Nach Ausgabe des neuen Sonntagsgesetzes war aber davon nicht mehr die Rede. Aber *wenn* das auch, wer die Meklenburgischen Verhältnisse kennt, würde eine sogenannte „Denunciation" anders beurtheilen. *Das Sonntagsgesetz soll die abhängigen Leute gegen die Tyrannei der Herrschaften schützen*; diese Gutsherrschaften sind aber selbst die Obrigkeiten und wie will der Staat deren Thun beauf-

*) Es zeugt von großer Unkunde, wenn die „histor. polit. Bl." und nach ihnen die „Prot. Kirchenzeitung" das „Mecklenburger Kirchenblatt" für ein „Organ Dr. Kliefoth's" halten und ausgeben. — Eine ausführlicher Artikel über Confirmation suchte u. A. darzulegen, wie jedes *Gelübde* seelenverderblich und schriftwidrig sey (!) — das Kirchenregiment ist von solchen Verschrobenheiten ferne und hat in der „Form der Confirmation" ganz richtig das Gelübde beibehalten, wie sich dasselbe ja auch bei der Taufe schon findet.

sichtigen? Der Pastor ist fast der einzige unabhängige Mann in der Gemeinde und zugleich macht ihm sein Amt zur Pflicht, wenn der Staat dem Tagelöhner das Recht vindicirt, am Sonntage Zeit zum Besuch des Gottesdienstes sich zu nehmen, zu sorgen, daß der unchristliche Gutsherrr nicht wider das Gesetz ihm dieses Recht verkümmere. Eine „Denunciation" ist hier nichts weiter als die Liebesthat, dem Unterdrückten zu seinem Christenrecht zu verhelfen. Eine solche Liebesthat sollte ein Seelsorger dem armen Volke erweisen auch ohne daß es ihm befohlen würde.

Es mögen an dieser Stelle noch einige Worte über die Baumgarten'sche Angelegenheit vergönnt seyn. Man hat Prof. Baumgarten wie als Christ so als Theologe die Achtung nicht versagt. Auch das Kirchenregiment hat das nicht gethan; jüngst veröffentlichte Schreiben in politischen Tagesblättern geben die Beläge dazu. Eben so wenig wird auch geläugnet werden können, daß B. seit 1854 in seinen „Nachtgesichten des Sacharjah" sich auf falsche Bahnen begeben hat, wenn auch nicht alle in der scharf schneidenden Untersuchung des „Consistorialerachtens" gezogenen Consequenzen zugestanden werden möchten. Wie es gekommen, daß B. in diese Richtung hineingetrieben und sich darin versteift hat, wollen wir nicht untersuchen; jedenfalls waren manche auf ihn gemachten Angriffe — besonders auch des „Meklenburgischen Kirchenblattes" — wenig geeignet, auf ihn einen heilsamen Einfluß zu üben. Vielleicht wäre es ohne dieselben nicht so weit gekommen — wenigstens sind von Oben her, obgleich die „Nachtgesichte" schon 1854 herauskamen, damals keinerlei Schritte gegen ihn unternommen. Man hätte hoffen können, daß wie in so manchen Fällen geschehen auch B. im weitern Verlaufe über die vornehmsten Irrthümer hinweggeschritten wäre. Nun er aber anfing, seine übrigens nichts weniger als „ursprünglich geringfügige Differenz", sondern Entstellung von Grundlehren des Christenthums und vom kirchlichen Bekenntniß stark abweichende Lehren zu betonen und dafür zu agitiren, so war es gerade bei dem Anklange und Anhange, welchen er bei den Studenten und jüngern Geistlichen gewonnen, für das Ministerium (eigentlich hat nicht das Kirchenregiment die Entsetzung vollzogen) unmöglich, dem schweigend zuzusehen. Daß es dahin gekommen können wir mit vielen treuen Gliedern unsrer Kirche nur tief beklagen, denn Prof. B. ist neben mannigfacher, wenn auch einseitiger, Begabung geistliches Leben und christliche Erfahrung nicht abzusprechen und er hätte offenbar ein segensreiches Ferment für unsre Landeskirche werden können. Wir können nur von Herzen wünschen, daß Prof. B. „mit aller Demuth" die Prätension eines reformatorischen Berufes aufgiebt und seine Gaben einfältiglich in den Dienst des Wortes Gottes stellt, so wird er nicht blos der vermeintlich „untrüglichen Stimme des Geistes" in sich sondern auch den bis jetzt leider vergeblich an ihn gerichteten Stimmen treuer Freunde, die auch meinen, „daß sie den Geist Gottes haben," Gehör geben.

Die Feinde des luth. Bekenntnisses fordern uns auf: „zeigt uns doch ein Land der Union, wo irgend solche Unkirchlichkeit, irgend solche Unachtsamkeit auf Gottes Gebote, irgend solche Vernachlässigung des Schulunterrichts zu finden wäre, als wie sie oben von dem ausschließlich luther. Mecklenburg beschrieben ist." Wie gesagt, wir leugnen den traurigen Zustand durchaus nicht ab; wir geben zu, daß es in vielen Gegenden Preußens und Badens besser aussieht als bei uns,

obgleich wir auch Gegenden und namentlich auch Städte kennen, die trotz der Union die mecklenburgischen Zustände hinter sich lassen. Allein wie Jemand ohne Blindheit und Böswilligkeit jene bessern sittlichen Zustände auf Rechnung der Union und andrerseits die schlechtern auf Rechnung des Lutherthums schreiben kann, ist uns völlig verborgen. Man spreche doch einmal klar; was hat denn die Union positiv gethan zur Besserung des kirchlichen und sittlichen Lebens? Was enthält denn das luth. Bekenntniß, wodurch das kirchliche und sittliche Leben depravirt wird? Ist denn etwa die Union so sehr freiheitsliebend, übt sie keinen „unsittlichen Zwang," legt sie keinen „Werth auf veraltete Formen," ist die Einführung einer Agende mit Bayonetten weniger „energisch" als Dr. Kliefoths Direction?" Wenn man sagte: die reformirte Kirche hat durch ihre strenge Kirchenzucht (und sind die „Protest. Freunde" davon etwa große Verehrer?) auf das sittliche Leben oder: die preuß. Regierung hat auf die Schulbildung einen guten Einfluß geübt, so ließe sich das noch hören. Aber so — ? Wenn darum nach den mangelnden „Werken des Glaubens (Orthodoxie)" und Erfolgen der Kirchenverwaltung auf Grund luther. Bekenntnisses gefragt wird, so haben wir zwar keine rühmende Antwort, aber doch eine solche, die unser Kirchenregiment oder das luther. Bekenntniß nicht im mindesten compromittirt. Vorab aber müssen wir fragen, ob die Unionsfreunde ein Christenthum kennen und haben, welches nicht wie ein Sauerteig und ein Samenkorn seine Zeit braucht, um Frucht zu bringen, sondern wie Polizeimaßregeln im Nu aufräumt? Es ist leichter verwüsten als bauen. Und was sind 10, 20 Jahre zumal bei solchen Hindernissen, wie sie das tolle Jahr 1848 mit sich brachte und wie die hiesigen socialen Verhältnisse sie fort und fort erzeugen. Erfolge in der Kirche treten doch meist erst bei der folgenden Generation augenfällig ein. Daß es aber in den letzten Jahren in Beziehung auf Sonntagsheiligung, auf Kirchenbesuch, auf das Verhältniß der unehelichen Geburten nicht schlechter sondern besser geworden ist, liegt, wenn auch erst in schwachen Anfängen, als Thatsache vor.

Und nun die Antwort in einigen Andeutungen über die schwierige Stellung unsrer Kirche und unsres Kirchenregiments, dessen „Direction" die „histor.-polit. Bl." doch gewiß nur scherzweise eine „energische" nennen im Vergleich zur „Direction" des Papstes und der Bischöfe in der röm. Kirche, über die nicht wie bei uns Fremde, sondern die gehorsamen Söhne der eignen Kirche seufzen. Wenn es in ganz Deutschland ein Kirchenregiment giebt, welches durch die politischen und socialen Verhältnisse gebunden ist so ist es das unsre. Der gesammte kirchliche Rechtsbestand ist in den staatlichen Verträgen namentlich dem „Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich" von 1755 mit garantirt. Bei der kirchlichen Anarchie, der Willkür der Fürsten, dem zerstörenden Einflusse des Nationalismus ist das Interesse der Stände zugleich das Interesse der Kirche gewesen.*) Aber bei der im Allgemeinen herrschenden Unkirchlichkeit ist auch die Kirchenverwaltung gleichermaßen in ihren Bewegungen gehemmt. Die Eifersucht der Stände hat den gegenwärtigen Oberkirchenrath bis heute noch nicht förmlich anerkannt; alle seine Anordnungen werden von vorn herein mißliebig aufgenommen.

*) Die zu gleicher Zeit den christlichen und geistlichen Stiftungen entzogene Steuerfreiheit lag freilich nur im Interesse der Stände.

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 21. April. № 32.

Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette.

Ein Beitrag zur praktischen Theologie. Von Eucharius Kündig, Diakon zu St. Peter in Basel. Basel. 1856. 8. 279 S.

Diese Schrift enthält Vorträge, welche der Verf. in der Basler Predigergesellschaft gehalten hat. Mit Recht haben seine Amtsbrüder die Veröffentlichung gewünscht, „weil sie glaubten, es könnte besonders jüngern Geistlichen damit ein Dienst geschehen, auch eine fühlbare Lücke in der Literatur der praktischen Theologie dadurch ausgefüllt werden.“ Auch darin haben die Freunde und Zuhörer des Verf. Recht, daß auch Nichtgeistliche, besonders Kranke und deren Angehörige, in dieser Schrift manches Belehrende und Erbauliche finden werden, namentlich in den darin vorkommenden vielen Beispielen. Diese Erfahrungen werden dadurch so fruchtbar, daß sie nicht selbstständig als interessante Anekdoten auftreten, sondern von ächt wissenschaftlichen und christlichen Gedanken, Ansichten und Reflexionen umgeben, getragen und eingeführt. Wir führen diese Frucht einer treuen, vierunddreißigjährigen Amtsführung hier mit der Frage ein: Was ist Krankheit und Tod? Der Verf. gesteht, daß er schon einige Zeit im Amte gestanden und seine Kranken fleißig besucht hatte, ohne gerade tiefer über das Wesen und die Ursachen der Krankheit nachgedacht zu haben, bis ihn seine Erfahrungen, besonders bei Gemüthskranken und bei auffallend veränderten, überraschenden Seelenzuständen dazu veranlaßten. Wohl noch dem von uns, dem es so ergangen ist. Zu einer Zeit, wo die Theologie und Kirche erst anfing, ihre alten, ewigen Fundamente unter dem Schutte des Rationalismus herauszusuchen und zu arbeiten, konnte die Krankenseelsorge jene Fundamental-Frage kaum stellen, geschweige recht und voll beantworten. Wir wundern uns aber auch nicht, daß der Verf. so bald Frage und Antwort gefunden hat: der Treue und Liebe in ihrem stillen Werken wird mancher Preis gereicht, den Niemand ahnt. Alle Gnadengaben, die der Herr seiner Kirche giebt und wiedergiebt, werden erst als heimliche Pfänder getragen von einzelnen Erwählten; alle Gnadenführungen mit der ganzen Gemeinde sind erst schmale, verborgene Gnadenspuren gewesen. Das ganze Geheimniß der Gottseligkeit ist erst in das Ohr gesagt und dann von den Dächern gepredigt worden. Jetzt ist es nun aus der Physiologie und Psychologie, aus der Dogmatik und Exegese hereingebrochen in die praktische Theologie, in die Hospitäler, Diakonissen-Anstalten und an die Krankenbetten weit und breit: Was ist Krankheit? Nun sehen Viele, daß man die Seelen und Leiber der Kranken nicht pflegen kann, wenn man das nicht bestimmt und klar weiß, wenn man nicht in den wirklichen Zustand der Kranken eingedrungen ist. Nun bricht auch die Antwort aus dem Worte Gottes wie ein helles Licht und wie ein heller Schall in das Leben herein.

Unser Herr ist in den Tagen seines Fleisches, bei Ausrichtung seines Mittleramtes, immer von Kranken um Heilung angegangen, und sie werden immer von Ihm angenommen. „Jesus ging umher im ganzen Galiläischen Lande, lehrte in ihren Schulen, und predigte das Evangelium vom Reiche, und heilete allerlei Seuchen und Krankheit im Volke.“ „Und sie brachten zu Ihm allerlei Kranke, mit mancherlei Seuchen und Qual behaftet, Besessene, Mondsüchtige und Gichtbrüchige, und Er machte sie alle gesund.“ (Matth. 4, 23—25.) So war es und so ging es fort, so lange es Tag für Ihn war, bis in Gethsemane hinein. Er sieht alle leiblich Kranken, die Ihm nahen und nahe gebracht werden, als Ihm gehörend an, Er läßt es nicht zu, wenn man sie abwehren will. Als er die Zwölfe aussendet, bildet es zusammen ihren Auftrag: „Gehet aber hin und prediget, und sprechet: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ und: „Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus“ (Matth. 10, 7. 8.). Auch die Siebzig, die nur zeitweise dem Apostelдienst sich hingaben, bekommen dieselbe Macht und denselben Auftrag: „Heilet die Kranken — und saget ihnen: Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen“ (Luc. 10, 9.). Vor Seiner Himmelfahrt verheißt Er unter den „Zeichen, die da folgen sollen“ auch das: „Auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden.“ In der Apostelgeschichte lesen wir, wie dieses Zeichen auch reichlich gefolgt ist. Als durch Petri Wunderwerke an dem Lahmen und seine Predigt von Christo zur Buße (Apostelg. 3.) die erste Verfolgung ausbrach, treibt dieser Sturmwind die Gemeinde zusammen in das Gebet, aber gerade das, was die Verfolgung erregt hat, die Wunder im Namen Jesu und die Predigt des Evangeliums, das erbitten sie sich ferner vom Herrn (4, 30).

Das ist die merkwürdige, bedeutsame Thatsache. Wie kommt's aber, daß das Evangelium sich so viel mit leiblich Kranken zu schaffen macht, und daß ihre Heilung so constant der Predigt desselben parallel läuft? Es wäre offenbar oberflächlich, die

Thatsache aus dem gemeinen menschlichen Mitleiden zu erklären, wiewohl es nicht auszuschließen ist. Daß jene wunderbaren Heilungen „Zeichen" genannt werden, führt schon auf eine tiefere Bedeutung und die Beziehung derselben zu der Predigt des Evangeliums. Der Wiederhersteller der zerrütteten Leiblichkeit pflanzt diese „Zeichen" auf, das ganze Volk auf Seine Erscheinung hinzulenken; der Schall, der davon ausgeht, ist die Glocke, welche zu Seiner Predigt ruft, es sind Siegel, die dieser angehängt werden, Regen und Sonnenschein, den keimenden Glauben im Wachsthum zu fördern. Allein sie können in dieser symbolischen Bestimmung, Mittel zu seyn, nicht aufgehen, es tritt uns eine selbständige Bedeutung, eine direkte Beziehung der Wunderheilungen auf die Erlösung entgegen. Als sie den Gichtbrüchigen (Matth. 9. Marc. 2.) vor den Herrn bringen, ist das Erste, was Er auf den Glauben der Träger und des Kranken sagt und thut: „Sey getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!" d. h.: Ich vergebe sie dir eben jetzt. Er heilt erst die Seele von ihrer Gicht, die sie durchgeht und lähmt. Dann, als und weil das geschehen, folgt die leibliche Heilung. Hätte der Kranke keine Vergebung der Sünden haben und annehmen wollen, so hätte er auch keine Heilung seiner Leibeskrankheit erlangt. Wir bekommen hier den tiefsten Aufschluß über das Wesen der Krankheit und über das Verhältniß von Sünde und Krankheit als Ursache und Wirkung, welches die ganze Offenbarung behauptet und aufzeigt in Geschichte und Lehre. Sogleich in der Geschichte des Sündenfalles beginnt die furchtbare Geschichte von „Schmerzen" und „Tod", die Uebertreter streben dem Tode zu, fangen an „des Todes zu sterben." „Tod" hat hier schon den vollen biblischen Sinn: Erstlich die Losreißung der Seele von Gott, dann des Leibes von seinem seelischen Centrum, Zerrüttung und Verderben der Seele und des Leibes, die durch das Sterben ewig werden. „Der Tod ist der Sünde Sold," der ganze, volle Tod, aber auch schon „die kleinen Tode," wie der alte G. Nitsch die Krankheiten nennt. Von unserer Seite die Sünde, von Gottes Seite der Zorn über die Sünde (Ps. 90.) ist der wahrhafte Grund der Krankheit.

Aus dieser Lehre der Schrift ergeben sich wichtige Folgerungen, welche die Schrift auch selbst zieht, wenigstens andeutet. Die Krankheit hat in der Seele begonnen und von da aus ist auch der Leib krank geworden. Ein inniger Zusammenhang und ein Wechselverhältniß zwischen Physischem und Psychischem ist in vielen Krankheiten ganz offenbar und allgemein zugegeben. Aber die gewöhnliche Betrachtung ist geneigt, die krankhaften Seelenzustände von physischen Verstimmungen abzuleiten. Die Krankenseelsorge muß dieser verkehrten Anschauung mit der ganzen Schrift entgegentreten. Ueberhaupt hat sie den Beruf, die gewonnene Einsicht in das Wesen und die Ursachen der Krankheit nach allen Seiten zur praktischen Geltung zu bringen, woran noch sehr viel fehlt. Es wurde noch vor 30 Jahren auf Universitäten ein Collegium gelesen, Pastoral-Medicin genannt, was wohl jetzt überall verschwungen ist. Es hatte seinen Ursprung in einer Anschauung vom geistlichen Amte, wie die jenes Consistoriums im vorigen Jahrhundert war, welches die Pastoren aufforderte, sich durch Sammeln von medicinischen Kräutern nützlich zu machen. Es könnte die alte Pastoral-Medicin jetzt von einer ganz andern Seite wiederkehren. Man sehe den achten Abschnitt des Verf. an: „Die geistliche Behandlung der Kranken mit Rücksicht auf die verschiedenen Krankheiten." Krankheiten von schnellem Verlauf — schmerzhafte — Operationen — Schwindsucht — Wassersucht — aus Unkeuschheit — Hypochondrie — Schlagfluß u. s. w. u. s. w. Löhe hat (1856) behufs des Unterrichts seiner Diakonissen in der geistlichen Krankenpflege ein Büchlein herausgegeben: „Dr. Gottfried Olearius Anweisung zur Krankenseelsorge. Mit einigen einleitenden Sätzen und zwei Anhängen versehen." Unter den einleitenden Sätzen heißt es: „Die Krankheiten des Leibes sind entweder acute oder chronische. Es wäre gut, wenn der Seelsolger bei einem jeden Kranken wüßte, in welche von diesen Hauptklassen die Krankheit zu setzen ist." „Acute Krankheiten haben so große Täuschungen der Seele im Gefolge, es ist so wenig Wahres und Zuverlässiges in den Aeußerungen der Kranken, daß man die psychischen Wirkungen der Krankheit kennen muß, um ihnen durch Seelsorge zu begegnen." „Wie soll nun aber der Seelsorger sein Amt der speciellen Krankenseelsorge thun, wenn er die Krankheiten, ihre Symptome, ihre Wirkungen auf das moralische und psychische Befinden nicht kennt? Auch hier drängt sich der fromme Wunsch auf, daß Kenntniß der leiblichen Krankheiten und ihrer Wirkungen in den Bildungsgang derer aufgenommen werden möchte, welche dereinst die Seelsorge der Kranken übernehmen sollen." Der zweite Anhang ist ein „Schema zur Anfertigung von Krankenbildern." Diesen Ansichten, Forderungen und Leistungen gegenüber werden die meisten Seelsorger mit Referenten sich wie unerfahrne, unwissende Schüler vorkommen; wir können die Demüthigung auch nicht wegdemonstriren, als ob es sich um etwas Subjektives handle. Es ist eine alte Forderung, daß der Pastor die Krankheiten, ihre Symptome und psychischen Wirkungen studiren solle, und folgt unmittelbar aus der Lehre der Schrift von der Krankheit und dem Tode. Wenn es ein einseitiger Materialismus der Aerzte ist, das Psychische der Krankheiten zu ignoriren, so ist der entgegengesetzte Spiritualismus der Seelenärzte eben auch einseitig. Wann werden wir aus der unbiblischen Zerreißung von Leib und Seele, von Krankheit und Sünde herauskommen und mit der Lehre der Schrift davon wirklichen Ernst machen? — In der tiefsinnigen Sprache des A. T. heißt „Friede" auch: Wohlbefinden, Gesundheit. Die Krankheit des Aussatzes schloß aus der Volksgemeinschaft aus; zur Wiederaufnahme bedurfte es einer Reinigung, welche in ihrer zweiten Stufe in einer Versöhnung mit dem Herrn bestand; die Sühne war der kräftigsten von allen, der am Versöhnungstage, gleich. Wer mit Todten zu schaffen gehabt hatte, wurde unrein, von der Gemeinschaft des Volkes mit Jehovah ausgeschlossen, und mußte durch ein ganz besonderes Sündopfer wieder gereinigt werden. Dadurch

wurde der Tod, als die Folge und Strafe der Sünde und als die größte aller Verunreinigungen dem Volke Gottes dargestellt. Als der Erlöser vom Tode, der Versöhner der Sünde und des Zornes Gottes kam, mußte der tiefe Zusammenhang zwischen Uebel Leibes und der Seele noch völliger offenbar werden, und daß es eigentlich nur Eine Krankheit giebt, des Leibes und der Seele; er heilte scheinbar die eine oder die andere, wenn die Heilung von der einen oder andern ausging. Den Fortgang des Erlösungswerkes können wir in den einzelnen Fällen nicht sehen, es geht ja bis in die Ewigkeit hinein und wird erst da vollendet. Und gerade in des Leibes Erlösung wird die Erlösung vollendet, daß die seufzende Creatur zu der Freiheit der Kinder Gottes kommt. Denn „Leiblichkeit ist das Ende der Werke Gottes." Es kann uns keinen Augenblick befremden, wenn Jes. 53. vom Apostel Petrus (1. Pet. 2, 24.) von der stellvertretenden Genugthuung des Erlösers und vom Evangelisten Matthäus (8, 17.) von der Erlösung von leiblichen Leiden erklärt wird. Der ganze Mensch ist Objekt der Erlösung. Es ist gewiß einseitig, Apostelg. 4, 12. das „Heil" bloß auf das leibliche zu beziehen, aber ebenso einseitig und wider den Zusammenhang, dieses ganz auszuschließen. — „Der Tod ist der Sünde Sold." Ja, wir wissen und glauben es. Aber tief sitzt in uns die Betrachtung desselben als eines Naturprozesses. Bei jeder Krankheit wird gewöhnlich vorerst oder ganz allein nach den äußerlichen Ursachen und Veranlassungen geforscht. Man geht fast nie von vornherein auf die tiefste Ursache, die Sünde, und bezeugt damit, daß man mit der That auf einem andern Boden steht, als die Schrift, daß man im Grunde es doch nicht wahrhaft glaubt, daß der Tod der Sünde Sold ist. Unter diesem Unglauben liegt unsre gesammte Heilkunde, vorzüglich die des Leibes, aber auch die der Seele noch. Jene geht uns hier nichts an, diese möchten wir ermahnen, sich auf ihren Fundamental-Artikel zu besinnen. Aus diesem heraus ist sie ganz zu construiren, ihre Nothwendigkeit, Art und Weise, Ziel u. s. w. Aber daraus ergiebt sich auch ihre große Schwierigkeit, abgesehen von den persönlichen Eigenschaften des Seelsorgers.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

(Schluß.)

Namentlich auf das Schulwesen hat der Oberkirchenrath nur einen mittelbaren Einfluß, da die Schule Sache jedes einzelnen Grundherrn ist und jede Verbesserung des Schulwesens (außer im Domanium) den schweren Weg ständischer Beschlüsse zu passiren hat. Im Ritterschaftlichen ist deßhalb eine Sommerschule immer noch nicht gesetzmäßig.*) Wenn nun bei den durch die geringe Bevölkerung des Landes bedingten weiten Schulwegen und der gegen südlichere Länder merklich rauheren Witterung auch die Winterschule besonders von kleineren Kindern oft nur spärlich besucht werden kann, so muß man sich wundern, daß die Schulen noch so viel leisten, daß die Anforderungen für die Confirmation wenigstens hier nicht niedriger gestellt zu sein brauchen als anderswo. Nicht minder müssen bei der Sonntagsheiligung und dem Kirchenbesuche die topographischen und socialen Verhältnisse in Anschlag gebracht werden.*) Unsere ländlichen Tagelöhner sind nicht anders gestellt als anderswo die Fabrikarbeiter. Vom Montag früh bis Sonnabend Abend stehen sie im Dienste des Gutsherrn. Es gehört schon ein erwachtes geistliches Bedürfniß dazu, wenn sie es nicht natürlich finden sollen, daß der Sonntag ihnen gegeben ist zur Besorgung ihrer eignen häuslichen Geschäfte, Bestellung ihres Dienstlandes, Ver- und Einkäufen in der oft fernen Stadt (denn auf dem Lande ist hier keine Stecknadel zu kaufen). Und dabei eine Gesinnung des Ade s, wie sie aus den beregten Anträgen des letzten Landtages hervorleuchtet! Die trefflichen 15 Artikel, welche der „Nordd. Corresp." im vorigen Jahre „über den mecklenburgischen Adel" von „einem Mitgliede desselben" brachte, stellen bei aller Milde doch den Contrast der Wirklichkeit und der Idee in ein grelles Licht. Was noch von sittlichem Fonds in dem Volke vorhanden war, mußte durch das, was man vielfach vom Leben in den Herrenhäusern sah und hörte, untergraben werden. Dennoch, wenn wir jemals in einem Punkte das mecklenburgische Volk in Schutz genommen haben, so ist's gerade in dem, welchen sich das Ausland zur Zielscheibe seines Tadels genommen hat. Wir behaupten Angesichts der vielerwähnten Thatsachen, daß es in Beziehung auf die Uebertretung des 6. Gebotes schwerlich in einem Lande besser stehe, als in Mecklenburg.**) Wir wollen nicht auf das katholische München und das unirte Königsberg neben dem lutherischen Stockholm hinweisen. Wir legen auch kein Gewicht darauf, daß wohl in keinem Lande unglückliche Ehen und Ehescheidungen seltner sind, als in dem unsrigen; es mag das mit in der wohlhäbigen Situirung der Familien u. A. seinen Grund haben, nur eins betonen wir, was unsers Wissens keiner der Ankläger in Betracht gezogen hat. In den meisten andern Ländern stehen der Verheirathung eigentlich gar keine Hindernisse entgegen. In Preußen kann ein achtzehnjähriger Bursche einen „Heerd gründen," wenn er auch

---

*) Will man übrigens von der mangelhaften Lesefähigkeit der Rekruten auf die Schulbildung schließen, so wissen wir, daß selbst in Preußen es nicht anders ist, als daß ein Rekrut, der von seinem 14. bis 21. Jahre kein Buch in die Hand genommen hat, das Lesen so ziemlich verlernt hat. Von den städtischen Schulen und einem Theile des Domaniums behaupten wir, daß sie sich den preußischen dreist zur Seite stellen können. Was unser Schulwesen aber vor dem in Preußen voraus hat, ist das, daß es hier noch nicht so verfahren war, daß es der „Regulative" bedurft hätte. Es thut uns leid, hier nicht näher auf diese Sache eingehen zu können.

*) Denen, welche Professor Baumgarten in Schutz nehmen und zugleich auf den Mangel an Heiligung des Feiertags in Mecklenburg hinweisen, müssen wir doch in Erinnerung bringen, daß B. gerade durch seinen Angriff auf eine zu strenge, „falsch gesetzliche" Sonntagsheiligung und eine „die christliche Freiheit bedrohende" Lehre davon den öffentlichen Kampf gegen ihn 1856 besonders heraufbeschworen hat.

**) Höchstens könnte man in diesem Punkte die Juden der ganzen Christenheit zur Beschämung vorhalten.

nicht einmal eine eigne Schlafstelle hat. Wir wissen Beispiele, wo der junge Ehemann als Knecht und die junge Ehefrau als Magd weiter dienen mußten aus Mangel an einer Wohnung. Wenn ein Brautpaar sich vergangen hat, so läßt sich's copuliren. Es sind uns Aussagen von Amtsbrüdern aus Gegenden zu Ohren gekommen, die als christliche bekannt sind, daß die Hälfte der in einem Jahre Getrauten heirathen „mußten." Hier zu Lande, wo ein Mann durchschnittlich erst gegen das 30ste Jahr zum Heirathen kommt, kann von „heirathen müssen" keine Rede seyn. Es fragt sich, ob des Grundherrn freiestes Belieben ihm „Erlaubniß" auf einen Domicilschein giebt und viele verweigern denselben gerade dann, wenn das Paar in Verdacht steht. Dem Verdachte zu entgehen, kann auch kein ländlicher Arbeiter zu beliebiger Zeit um Wohnung nachsuchen, sondern er muß bis Michaelis (selten auch Ostern) warten. Dieser Sünde fällt der Statistik anheim, während von der Sünde jener in den Ländern unbeschränkter Heirathsfreiheit kein Kirchenbuch spricht. Soll einmal gerechnet und gerichtet werden, so bitten wir, „richtet ein rechtes Gericht."

Und was kann die Kirche dabei thun? Im Allgemeinen die Sünde strafen, ja. Aber in den einzelnen Fällen straft sie nur durch Schweigen, indem für die Geburt unehelicher Kinder keine öffentliche Danksagung geschieht. Einen Act der Kirchenzucht an dieser Stelle zu üben, ist schon 1753 durch ein Herzogliches Edict bei 500 Thaler Strafe verboten.

Aehnlich in einem andern Falle. Die Innehaltung der tempora clausa ist neu wieder eingeschärft. Wenn nun zu dem fast immer in die Fastenzeit fallenden Geburtstage des Großherzogs die öffentlichen Tanzmusiken erlaubt werden, während auch eine stille Trauung nicht stattfinden darf, so dürfen wir darin gewiß einen Beweis finden, daß das Kirchenregiment keineswegs so ungehindert dasteht, wie die Gegner meinen.

Und nun noch eins. Die „Histor.-Polit. Bl." schreiben: „Die Pastoren warnen ihre Beichtkinder vor der A.-M.-Gemeinschaft mit der unirten Kirche, sie lassen keine Unirten zur Communion, ohne förmlichen Uebertritt zur Lutherischen Kirche, Alles unter der energischen Direktion des Ober-Kirchenraths Kliefoth in Schwerin." Zunächst staunen wir, das in einem Römischen Blatte zu finden; im Sinne der Römischen Kirche kann das doch nur ein Lob, nicht ein Tadel seyn. Indessen es stammt das sicherlich aus unirter Feder und zwar einer die Thatsachen entstellenden. Die Sache verhält sich so: Auf einer Privat-Conferenz stellten Brüder aus der separirt Lutherischen Kirche Preußens an uns Mecklenburger das Ansinnen, wir sollten den über die Gränze hierher kommenden Gliedern der Preußischen Landeskirche vor der Reichung des Abendmahls das Versprechen abnehmen, nach ihrer Rückkehr in die Heimath sich zur separirt Lutherischen Kirche halten zu wollen. Also doch gewiß, weil es bisher nicht geschehen. Wenn einige (nicht alle) mecklenburger Brüder die Forderung als eine gerechte anerkannten, so beruhte das auf ihrer subjektiven Anschauung von den in Rede stehenden Verhältnissen. Dennoch ist unsres Wissens das seitdem in keinem Falle in Ausübung gebracht. Im Gegentheil sind uns mehrere Fälle bekannt, wo es nicht geschehen. Ober-Kirchenrath Kliefoth aber hat gar nichts damit zu thun; weiß vielleicht kaum davon. Vielmehr wurde gerade von einem separirten Lutheraner bei Besprechung der Frage gegen unser Kirchenregiment der Vorwurf erhoben, daß es sich in Eisenach mit unirten Kirchenregimenten liirt habe, während das separirt Luth. Kirchenregiment dort keinen Platz finde. Zugleich aber nahm ein auswärtiger Lutheraner unser Kirchenregiment dagegen in Schutz, indem er auf den Ursprung wie auf den wahren Sinn und Tendenz der Eisenacher Conferenzen hinwies.

Unsre Entgegnung ist wohl ausführlicher geworden, als wir beabsichtigten, ob wir uns gleich an das Nächstliegende gehalten haben. Denn es wäre wohl noch viel zu sagen über unsres Volkes Lage und Leben, Sinn und Sitte, auch seine Geschichte und Gegenwart, wie es alles von Einfluß auf die Beschaffenheit und Entwicklung des geistlichen und kirchlichen Lebens ist. Wir schließen aber und zwar mit der Versicherung, daß wir uns bemüht haben, nach der Regel des Worts zu schreiben: „Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit." Auch von unserm Regimente sind wir überzeugt, daß, wenn es auch die Angriffe der Gegner als das ansieht, was sie sind, sich doch bewußt bleibt, daß, „wer das Strafen zu Dank annimmt, dem bringt es Frommen." Denn man kann auch von den Feinden lernen. Und es giebt noch viel zu bessern. So z. B. ist's mit dem gerügten „Singen der Lieder in alter Sprache" nicht so gar weit her. Das neue Ludwigsluster Gesangbuch ist wohl meist wieder abgeschafft, aber das ältere Kirchengesangbuch ist einer gründlichen Revision sehr bedürftig und der Kirchengesang liegt völlig im Argen. Wir können auch nicht leugnen, daß es in unserm Lande wie in andern Luth. Ländern Einzelne giebt, welche der Eifer um die reine Lehre und rechte Ordnung in der Kirche blind macht über das, was eigentlich noth thut, welche in der Lutherischen Dogmatik sattelfest von der Universität gekommen oder nachher geworden, von dem regen geistlichen Leben in Hinterpommern und Schlesien, in Würtemberg und Ravensberg, in Elberfeld und Hermannsburg nur achselzuckend und kopfschüttelnd reden hören. Das Kirchenregiment hat wohl Ursache sich zu hüten, daß es sich nicht von solchen auch litterarisch laut gewordenen Stimmen beeinflussen lasse und zu bitten: Gott bewahre uns vor unsern Freunden! Die Aufgabe der Kirche Gottes in unserer Zeit ist die Versöhnung der Orthodoxie mit dem Pietismus, der Rechtgläubigkeit mit der Innigkeit des Glaubenslebens, die gleichmäßige Betonung der Kirche als Institution und des Lebens Gottes in den einzelnen Seelen, des persönlichen Verhältnisses zu dem Heilande der Sünder, und es ist mit gleicher Entschiedenheit zu fliehen, was von der Lösung dieser Aufgabe nach der einen und nach der andern Seite abführt. Für Mecklenburg scheint nach dem Charakter, den dort der alte Mensch trägt, todte Kirchlichkeit die größere Gefahr zu seyn. Je versunkener dort die kirchlichen Zustände sind, desto weniger wird es möglich seyn, die Kirche zu bauen ohne Pflege desjenigen, was im Pietismus gesund und berechtigt ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 24. April. № 33.

Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette.

(Schluß.)

Unser Verf. sagt (S. 50): „Also daß wir allzumal Sünder sind und daß alles Uebel in der Welt, so auch die Krankheiten und namentlich der Tod im innigen Zusammenhange mit der Sünde betrachtet werden müssen, das hat der Seelsorger am Kranken- und Sterbebette mit Nachdruck auszusprechen, und zu dieser wichtigen Erkenntniß muß er den Leidenden zu führen suchen und ihm zeigen und es ihm ernstlich vorstellen, daß wer das nicht einsehen will, doppelt und unnütz leide, weil Gott seine Absicht an ihm nicht erreichen könne." Der alte Olearius stellt es als ersten Punkt bei dem ersten Besuche auf: „daß doch Krankheit und Sterben insgemein von der Sünde herkommen." Nach Hedinger sollen die ersten Fragen an den Kranken sein: Ob er seine Krankheit für eine Züchtigung von Gott seiner Sünden wegen erkenne? Ob ihm seine Sünden leid seien? „Der Prediger soll mit Trost nicht zu gäh seyn," fährt er fort, „und ohne Unterschied denselben verkündigen." „Er hat zu bedenken, daß er dem leiblichen Arzt unumgänglich folgen müsse, welcher nicht eher ein Heilpflaster aufleget, als bis die Wunde gesäubert, der Kranke mag sich grämen, so viel und lange er will." Das ist offenbar, die Sache muß gethan werden, es ist das Hauptstück der Krankenseelsorge. Aber so tief wir uns beugen vor einem solchen Zeugen der Wahrheit wie Hedinger, so müssen wir doch diese Art und Weise eine Verletzung der Pastoralklugheit, ein Fallen mit der Thür in's Haus, ein Anfangen mit dem Ende nennen. Beinahe wie ein Correktiv Hedingers klingen die Rathschläge Bengels. Er sagt: „Da nimmt man denn dasjenige (von Sprüchen, Gesängen) was einem Kranken bekannt und angemessen ist, legt es ihm mit Beziehung auf seine gegenwärtige Lage an's Herz, frägt aber nicht gleich, ob er sich bis daher auch darauf gesteuert habe, sondern lenkt mit ihm etwa dahin, daß er unvermerkt auf ein freiwilliges Geständniß geräth, da ist es denn fein, wenn eine Seele selbst eine Vergleichung zwischen ihrer jetzigen Erfahrung und der vorher versuchten Weise macht. Wo nicht grobe Heuchelei herrscht, da ist es nicht rathsam, Alles umzuwerfen, die Seelen möchten sonst meinen, auch die vorigen Regungen der zuvorkommenden Gnade werden ihnen gar durchgestrichen." „Kann man einem Kranken nicht recht beikommen, wenn man ihn zur Erkenntniß seiner Sünden führen will, so kann man ihm im Gebet vorangehen, und ihm diejenigen Worte in den Mund legen, die für ihn taugen." Zwischen Hedinger und Bengel liegen nicht Wärme und Lauheit, Entschiedenheit und Unentschiedenheit, Bekennen und Verleugnen, nicht zwei verschiedene Principe, sondern zwei verschiedne Methoden, nicht zwei verschiedne Ziele, sondern zwei verschiedne Wege. Der noch nicht überall verschollene Hüffell gehört gar nicht unter sie, wenn er als Zweck des Krankenbesuches angiebt: „Am Krankenbette erscheine der Geistliche immer als gefälliger, liebevoller Bote des Evangeliums, Hoffnung zur Genesung, wo er Liebe zum Leben bemerkt, zunächst erregend, freundliche Bilder des Todes vorhaltend, wo keine Hoffnung mehr ist." Das heißt doch die Lehre der Schrift von Krankheit und Tod in's Angesicht schlagen. Halten wir uns an das von Hedinger angeführte Beispiel vom leiblichen Arzte, der die Wunde säubert, der Kranke mag sich grämen soviel er will, so wartet er doch aber, bis die Wunde dazu reif ist, und legt erst manches Heilpflaster auf, sie reif zu machen. Als der König David innerlich dahin geführt ist, daß er es sich selber sagen kann, dann erst spricht der Prophet es ihm scharf in's Gewissen: „Du bist der Mann!" Der Herr führte sein Volk Israel aus Aegypten nicht auf die Straße durch der Philister Land, die am nächsten war, sondern weit um durch die Wüste, „denn Gott gedachte, es möchte das Volk gereuen, wenn sie den Streit sähen, und wieder in Aegypten umkehren." Nach und nach wurde Israel doch in den Streit geführt, die Umwege waren „richtige Wege", „ein guter Weg um ist nicht krumm." So soll es auch der geistliche Führer machen, nicht zu früh zu viel fordern, seine eben empfangenen Leute erst genau kennen lernen, sich ihnen bekannt machen, sie erst einexerciren und dann in den Kampf führen. Unser Herr tritt sein Lehramt mit einer anlockenden Bußrede an, und hatte schon unzählige Kranke geheilt, ehe Er bei der oben betrachteten Heilung des Gichtbrüchigen mit der großen Hauptwahrheit des Evangeliums hervortrat und damit den großen Kampf mit den werkheiligen Schriftgelehrten begann. Wir müssen in alle dem einen von der göttlichen Weisheit selbst gegangenen und uns gemeinsamen Weg in der cura animarum sehen, und treten in der fraglichen Differenz auf Bengels Seite. Aber dabei bleiben die Schwierigkeiten der geistlichen Krankenpflege immer noch sehr groß. Mit Hüffell in seinem Buche werden wir wohl bald fertig, aber

mit den vielen Leuten im Leben nicht, welche die Hüffelsche Anforderung an uns stellen. Wenn der Herr warnend ruft: „Mein Volk, deine Tröster verführen dich!“ so will gerade das Volk solche Tröster. Unter dem Gesichtspunkte des Tröstens werden die Krankenbesuche fast allgemein angesehen. Aber wie soll man denn trösten, wenn kein Leid vorhanden ist? Wie soll man die Seele trösten, wenn bloß Leid über die Krankheit des Leibes da ist? Kann man selbstzufriedene, selbstgerechte, selbstselige Sünder trösten? Heißt das nicht Wasser in's Meer tragen, heißt das nicht den Trost lächerlich machen? O wie muß das Trostamt feiern! Die Harfen, die zum Preise des für die Sünder geschlachteten Lammes gestimmt sind, hängen an den Weiden. Diese Klage, die Löhe einmal an einem Bußtage anstimmt, muß am Kranken- und Sterbebette nur zu oft laut werden, wo man zum Trösten verlangt wird und wo man so gern trösten möchte und doch nicht kann. Unser Verf. stimmt sie nicht eben an, er hat viel Liebliches und Erfreuliches aus seiner Erfahrung zu berichten, darum hat sein Buch etwas Seelsorger-Stärkendes und Aufrichtendes. Besonders liebliche Erfahrungen hat er bei kranken und sterbenden Kindern gemacht. Aus seinen Mittheilungen erhellt, wie wichtig es ist und segensreich, die kranken Lämmer zu pflegen. Auch an Sterbebetten von mehr als hundert Jünglingen und Jungfrauen, die mit großer Freudigkeit abschieden, hat er sein Amt mit Freuden versehen. Schwerer in der Regel hat er die Menschen in den mittlern Lebensjahren sterben sehen, die schon tief in die Dinge dieser Erde verwickelt sind. „Nach meiner Erfahrung,“ sagt er, „sterben am wenigsten gern die Alten. Vielen ist das Leben so zur Gewohnheit geworden, daß sie sich's gar nicht anders denken können, als es müsse so fortgehen, besonders wenn sie noch etwas von der Welt genießen und ihr noch einige gute Bissen abjagen können. Je länger sie leben, desto lieber. Manche klammern sich noch ängstlich an ihr zeitliches Besitzthum an, und es ist so traurig, die dem Alter oft anklebende Kargheit und und den Geiz zu sehen.“ Eine 94jährige Frau, die ihn rufen ließ, bat, ihr doch nichts vom Sterben zu sagen. Ein Bauer, der bis in sein 80stes Jahr ein Gottesläugner gewesen war und nun elend an der Wassersucht darniederlag, ließ Kündig rufen und bat, Gottes Barmherzigkeit für ihn zu erflehen. Es wurde ihm gesagt, er solle keine Angst vor dem Sterben haben, es gebe ja keinen Gott. „Ja, es giebt einen!“ schrie er mit fürchterlicher Stimme. Dieser Gott in seiner Gerechtigkeit und Gnade wurde ihm nun verkündigt, aber er fuhr hin in seinen Sünden, sein letztes Wort war: „Wer wird die Stiere füttern, wenn ich nicht mehr da bin?“ — Wie steht dagegen jenes 7jährige Mädchen da, das sagte: „O ich bin froh, daß ich krank bin!“ „Warum denn?“ fragte die Mutter. „Ich möchte eben gerne sterben.“ „Aber, Anna, hast Du denn mich und den Vater nicht lieb, daß Du sterben willst?“ „Du bist mir lieb und der Vater ist mir lieb, aber der Herr Jesus ist mir noch viel lieber.“ In dieser Liebe ging sie zum Herrn.

Wenn sich jene Regel in Betreff der Alten, vieler erfreulicher Ausnahmen ungeachtet, bestätigt, so predigt und warnt sie mächtig: „Sehet zu, daß Niemand unter euch Gottes Gnade versäume!“ „Spare deine Buße nicht, bis du krank und alt werdest!“ — Wir sind noch immer dabei und müssen auch noch einen Augenblick dabei verweilen, daß am Kranken- und Sterbebette dem Seelsorger die schwierigste Aufgabe gestellt ist. Nicht um davon abzuschrecken, sondern um Scheu, Furcht, Trägheit, Unglauben wo möglich einen Stoß zu versetzen. In einem besondern Abschnitte führt unser Verf. die persönlichen Eigenschaften des Seelsorgers als Krankenbesucher auf. Es sind: Bescheidenheit — Mitgefühl — Freundlichkeit — Selbstverläugnung — ohne Ekel — Klugheit — Demuth — Glaube und Liebe — Geduld — Gebetseifer — Achtsamkeit auf sich selbst. Wo die sind, wird gewiß mancher Berg versetzt. Und sind das nicht allgemeine Vollkommenheiten, die man von jedem Christen und die jeder Christ von sich selbst fordern muß? Suchen wir also die Schwierigkeiten der Aufgabe nicht bloß, auch nicht zunächst in der Sache und außer uns, sondern in der Person, d. h. in unsrer eignen Person. Aus den vielen angeführten Erfahrungen möchte ich den obigen Eigenschaften noch hinzufügen: Fertigkeit, Kraft und Muth, das Schwert des Geistes zu führen. Eine Kranke, die tüchtig auf die arge Welt schalt, dabei aber selbstgerecht war und den Ihrigen durch ihr zänkisches Wesen viel Noth machte, sagte einmal zu Kündig, sie wolle in der Leichenrede nicht gerühmt seyn; worauf er erwiederte, sie habe schon selbst dafür gesorgt, daß dieß unterbleiben könne. Bei einem andern Selbstgerechten, der sich seiner Liebe, Ehrlichkeit und Mildthätigkeit rühmte, schwieg er ganz stille. Nach einer Weile gefragt, warum doch der Herr Pfarrer so stille sei, antwortete er: „Ach, es geht mir jetzt, wie den Freunden Hiobs.“ „Wie ist's denn denen gegangen?“ „Wie geschrieben steht: Da hörten die drei Männer auf, Hiob zu antworten, weil er sich für gerecht hielt.“ Das gab Veranlassung, an Hiobs Beispiel zu zeigen, was Gerechtigkeit vor den Menschen und Gerechtigkeit vor Gott sei, und der Kranke wurde zum Bewußtsein seiner Ungerechtigkeit gebracht. Ein Kranker, der durch seine Ungeduld schon viel zu schaffen gemacht hatte, empfing K. beim Eintritt wie gewöhnlich: „Ach, mein lieber Herr Pfarrer, unser Herrgott will mich noch nicht!“ Rasch wird ihm erwiedert: „Wenn ich der liebe Gott wäre, ich wollte Sie auch nicht!“ „So!“ sagte er in langgedehntem Tone, reichte freundlich die Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Ja, Sie haben recht, ich muß geduldig werden.“ — Wo der Verf. von den Kranken nach der Verschiedenheit ihrer Herzensstellung handelt, kommt er bei den bußfertigen und unbußfertigen auch auf die Bekehrung auf dem Krankenbette, daß sie so selten sei, und daß man in diesen seltsamen Fällen auch noch oft getäuscht werde. „Da gehen Leute in unserer Stadt herum, die auf den Tod krank darnieder gelegen haben.“ Der Geistliche hat sie besucht, sie haben geweint, gebetet: sie und die Umstehenden meinten, das sei Buße — und

siehe, Gott hatte ihnen das Leben verlängert, sie genasen, und es ist das Letzte mit ihnen ärger geworden, denn das Erste war. Solche Heuchler betrügen freilich nicht Gott und den Pfarrer, sondern nur sich selbst. Schon Augustin sagt: „Man habe zu besorgen, die Buße eines Kranken sei mit ihm krank, und die Buße eines Sterbenden könne mit ihm sterben." Solche Leute, wie in Basel, gehen in der ganzen Christenheit umher, aber wir möchten sie nicht alle ohne Weiteres Heuchler nennen. Bei den Bekehrungen auf dem Krankenbette geht es unwillkürlich selten ohne Täuschungen ab. Auch das ist eine solche, freilich eine ganz unschädliche, wenn Einer die Gnade vorher schon in sich hatte, nur mehr im Verborgenen. Sodann kann so ein Bekehrter selbst schwer zu einem Zeugniß eines freiwilligen Geistes kommen, er kann selbst nicht bestimmen, ob er es so machen würde, wenn er gesund wäre. Und weil das Gnadenwerk nicht so völlig aus dem Geiste gewesen, so schwindet es mit der Krankheit hin, mit der neuen Gesundheit kommt der alte Mensch wieder auf. Können wir in diesem Falle das Prädikat „Heuchler" nicht unbedingt ertheilen, so wundern wir uns, daß ein so erfahrner Seelsorger, wie unser Verf. ist, unter den Kranken nach dem Herzenszustande die „Heuchler" nicht mit aufgeführt hat. Ein Geistlicher findet eine kranke Frau sehr bußfertig. Sie nimmt alle Strafe um ihre Sünden und dann den Trost der Gnade an. Sie stirbt bald und ihrer geistlichen Verfassung auf dem Sterbebette wird in der Leichenpredigt gedacht. Unmittelbar nach dem Begräbnisse erfährt der Pastor, daß ihre Buße eine grobe Heuchelei gewesen ist. Eine Bekannte, die ihre christlichen Aeußerungen mit angehört und die wußte, wie es ihr um's Herz war, hatte ihr vorgehalten, wie sie doch so fromm thun könne. „Ach laß es gut sein, es ist nur, daß ich eine schöne Leichenpredigt bekomme." Das Gift der Heuchelei, der groben oder der feinen, steckt tief, es durchzieht das Gebet, den Gottesdienst, die Buße und das Bekenntniß der Sünden, den Eifer für Gottes Ehre, die Werke der Liebe und die Liebe selbst. Darum wird sie in der Schrift so gestraft, darum wird so viel vor ihr gewarnt, und nicht bloß bei den Pharisäern und Schriftgelehrten. Ein furchtbares Heuchel- und Lügenwesen liegt zwischen den Seelsorgern und den ihnen anvertrauten Seelen, und gerade die ernstesten und treuesten Seelsorger werden am meisten angelogen und angeheuchelt. Wir müssen uns hier damit begnügen, diese crux der Krankenseelsorge nur zu erwähnen, um noch für einige andere Bemerkungen Raum zu behalten.

Die Mittel des geistlichen Arztes sind Wort und Sakrament; sie sind ihm gegeben, wie dem leiblichen Arzte die seinigen. Das Wort Gottes ist eine reiche, absolut vollständige Apotheke, wo für jede Krankheit Heilmittel sind. Es kommt darauf an, daß der Arzt selbst wohl zu Hause darin ist, um in jedem Falle das passendste Heilmittel auszuwählen, den Kranken auf den Weg des Heils zu bringen oder darauf zu fördern. Aber es kann nach dem trefflichsten Funde viel oder alles wieder verdorben werden, wenn er nicht die heilige, von der Liebe Christi gelehrte Kunst versteht, das Mittel recht anzuwenden. Die leibliche Schwachheit des Kranken bedingt es oft, daß etwas recht Einfaches und Bekanntes verordnet wird, Kindersprüche, die Episteln und Evangelien des Kirchenjahres. Der „Evangelische Krankentrost" von Otho, neu herausgegeben von Burk (Reutlingen 1841) predigt die Evangelien des ganzen Kirchenjahres für die Kranken und erläutert sie mit allerlei erbaulichen Exempeln auf eine treffliche Weise. Wo aber das Wort Gottes mit Segen gebraucht werden soll, muß auch gebetet werden, wo es recht und wirklich gebraucht wird, tritt das Gebet von selbst ein, drängt sich gleichsam auf. Es kann aber somit in unserm Falle kaum ein anderes seyn, als Herzensgebet. Einen Priester mit einem Gebetbuche, daraus zu beten, mag auch eigentlich kein Kranker. Ist das Gebet die Blüthe und Höhe des Christenlebens, so auch des Krankenbesuches. Wir stimmen aber dem Verfasser bei, daß nicht bei jedem Besuche gebetet zu werden braucht, ja daß nicht bei jedem gebetet werden darf. Nämlich wenn die Blüthe sich nicht entwickelt hat, wenn die Höhe nicht erstiegen ist Schritt für Schritt, soll man sie nicht fabriciren, soll man sich nicht hinauf zu schnellen suchen. — Wort Gottes und Gebet haben wir zusammen in unsern geistlichen Liedern, die von Geschlecht zu Geschlecht unendlichen Segen den Kranken und Sterbenden gebracht haben. Das Wort Gottes im Liede ist allgemein beliebter und gesuchter, als das in der Bibel, der Fluß wird der Quelle vorgezogen, es erbauen sich mehr Leute aus dem Gesangbuch, als aus der Bibel. Es ist dies jedenfalls ein Mangel, eine Schwachheit, der man aber nicht direkt zu steuern hat, am wenigsten bei Kranken. Im Liede ist das Wort Gottes, wie in der Predigt, ein erfahrnes, erlebtes, durch ein Menschenherz schon hindurch gegangenes, von Einem, der dabei gewesen, als wahr, köstlich, selig bezeugt; daher jene Vorliebe für das Lied. Viele Kranke führen selbst Lieder und einzelne Verse an, darauf man wohl zu achten und einzugehen hat; es wird damit ein Blick in das Herz des Kranken von ihm selbst vergönnt und ein Anknüpfungspunkt zu einem Gespräche gereicht, der so oft fehlt. Aber das Lied muß neben dem eigentlichen Worte Gottes auch den Kranken direkt dargereicht werden, und Seelsorger sollten darum im kirchlichen Liederschatze so bewandert seyn wie in der Bibel, wozu auch gehört, eine gute Anzahl guter Lieder und Verse fest im Gedächtnisse zu haben. Der Verf. wirft nun die Frage auf: „Soll nun der Geistliche am Krankenbette solche erbaulichen Lieder auch vorlesen?" Im Allgemeinen verneint er die Frage, er mag es so wenig als das Vorlesen eines Gebetes, und meint, der Kranke möge es auch nicht, er wolle von dem Seelsorger etwas aus seinem Geiste und Herzen Geschöpftes, etwas für seine besondere Lage. Allein dann dürfte man ihm auch nicht aus der Bibel vorlesen; es wird ja auch bei dem Liede nicht mit dem bloßen Vorlesen abgethan, ein Durchsprechen, Durchfragen, Belegen mit Bibelstellen, Erklären, Aneignen muß darauf folgen. Ref. kann nach seiner Erfahrung nicht glauben, daß ein Kranker dieses Vorlesen

dem Seelsorger als Geistesarmuth auslegen sollte und nicht haben wollte. Wie bei dem Worte Gottes, so darf auch bei dem Liede eine Auswahl und in der Auswahl Sorgfalt und Plan nicht fehlen. Ganz zu abstrahiren dabei ist von dem Wuste der für Kranke besonders gedichteten Lieder. Ref. kennt nur eins, das wirklich einzig ist in dieser Art: „Gott, den ich als Liebe kenne," von Christ. Friedr. Richter. Zunächst bietet sich der reiche Schatz der allgemeinen „Kreuze und Trostlieder" dar, dann die vom Tode und ewigen Leben, vom Glauben, von der Vorsorge Gottes. Die Kranken selbst leiten von allen am häufigsten auf: „Befiehl du deine Wege," „Wer nur den lieben Gott läßt walten," „Was Gott thut, das ist wohlgethan," u. s. w. Wir müssen aber hierbei an unsre obige Klage über das Trösten erinnern. Die allerkräftigsten und am meisten zu gebrauchenden Trostlieder sind und bleiben unsere Bußlieder. Wer recht evangelisch, göttlich, gründlich trösten und getröstet seyn will, der greift zu: „Ach Gott und Herr," „Allein zu dir, Herr Jesu Christ," „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir," „Mein Heiland nimmt die Sünder an," „O König, dessen Majestät" u. s. w. Wer aber die Buße nicht will, der kann und soll nach Gottes Willen und zu seinem eignen Heile nicht getröstet werden. Wie mit den Perikopen, so kann man auch in den Liedern die Kranken Advent, Weihnachten, Passionszeit u. s. w. mit durchleben lassen. O wie reich fließt der Trost aus „O Haupt voll Blut und Wunden," „Jesus meine Zuversicht," „Zeuch ein zu meinen Thoren," aber nicht ein menschlich ersonnener und zurecht gemachter, sondern aus dem Heile und der Annahme des Heiles.

Das Gnadenmittel des Sakramentes für die Kranken muß der Verf. gegen das noch hie und da bestehende Verbot der Krankencommunion in seinem Vaterlande in Schutz nehmen. Die reformirte Kirche ist dazu gekommen in ihrer übergroßen Angst vor den römischen Mißbräuchen, und weil sie ein einseitiges Gewicht auf das Communiciren der ganzen Gemeinde legte, als ob durch dasselbe die Communion mit dem Herrn bedingt sey. Mißbräuche — oder vielmehr Mißbrauch ist leider viel bei den Kranken, wie bei den Gesunden, bei den Kranken aber der allermeiste. Da sehe man denn genau zu, ob man nicht ein blindes Vertrauen auf das Abendmahl setzt, die Seligkeit durch ein opus operatum an sich zu reißen, ob der Kranke davon etwa eine leibliche Besserung erwartet. Oft stecken die Angehörigen des Kranken in diesem Aberglauben und haben aus demselben heraus ihn überredet, das Sakrament zu verlangen. Wo es irgend thunlich ist, stelle man die nöthige Prüfung der Motive und Herzensstellung des Kranken vorher an, ehe man mit den heiligen Elementen und Gefäßen und im priesterlichen Ornat erscheint, um freier und ohne Eclat sichten, warnen, abrathen, aufschieben, ja nöthigen Falles verweigern zu können. Gute Agenden schreiben bei der Krankencommunion vor: „Hat der Kranke mit seinem Seelsorger, oder dieser mit jenem allein zu reden, so treten die Anwesenden ab." In der Praxis hat

das etwas Unpraktisches und Unebenes, und wird am Besten bei jenem vorbereitenden Krankenbesuche nach der Anmeldung der Krankencommunion abgethan. Da der Kranke nicht selbst kommen und sich anmelden kann, so tritt der Krankenbesuch ergänzend hinzu. In sehr weitläufigen Kirchspielen und bei sehr in Anspruch genommenen Seelsorgern wird es freilich selten möglich seyn, die Krankencommunion noch durch einen Krankenbesuch so vorzubereiten, allein deshalb sollen es doch die vielen Andern, denen es möglich ist, in kleinen und geschlossenen Gemeinden, nicht unterlassen. Löhe giebt in seiner Agende viel mit dem Kranken oder Anwesenden antiphonatim zu sprechen und zu beten, sowie Ansprachen an die Anwesenden, als eng durch Glauben und Liebe mit dem Kranken verbunden. „Lieben Freunde in dem Herrn Jesu Christo! Der allmächtige Gott hat unsern lieben Bruder mit Krankheit heimgesucht." „Allmächtiger Gott, wir danken dir, daß du unsern Bruder durch diese heilsamen Gaben erquicket hast." Ebenso soll mit den Umstehenden bei der Einsegnung des Sterbenden gehandelt, wenn der Mensch verschieden ist, gebetet werden: „Wir danken dir, Herr Jesu Christe, du Herzog des Lebens, daß du unsern Bruder in wahrer Buße und Glauben erhalten hast bis zum seligen Ende." Ganz ähnlich wird in einer Collecte beim Begräbniß gebetet: „O du barmherziger, gütiger Gott, wir sagen dir Lob und Dank, daß du diesen unsern Bruder durch einen seligen Tod zu deinen sichern Händen in die ewige Freude und Seligkeit abgefordert hast." Wir müssen unsere großen Bedenken gegen diese Formulare aussprechen. Eine Agende ist für die ganze Kirche, für alle Gemeinden und für alle Fälle. Dort wird aber eine Christlichkeit, Heiligkeit und Brüderlichkeit vorausgesetzt, die so allgemein nicht vorhanden sind; die vielen elenden, verderbten und gemischten Zustände werden ignorirt. Dadurch kann unendlich geschadet und der schon genug verbreiteten Meinung Vorschub geleistet werden, daß Begrabenwerden und Seligwerden Eins ist. Darum wünschte ich auch, daß wir ein objectiveres Grablied hätten, als unser: „Nun laßt uns den Leib begraben." Man hat wohl unserer Preußischen Agende bei der Kranken-Communion und dem Begräbniß eine gewisse Dürftigkeit vorgeworfen, aber jener bedenklichen Fülle gegenüber erscheint sie uns als weise Enthaltsamkeit und agendarische Objectivität. Von der „Einsegnung der Sterbenden" schreibt sie gar nichts vor, und wir geben ihr auch hierin Recht. Denn jene Handlung ist bei uns nicht zu einer amtlich kirchlichen ausgebildet und fixirt, und wer kann auch das Sterben mit seinen Kämpfen und Schmerzen, mit seinen unruhigen, bewegten, jeden Augenblick wechselnden Umständen in eine fixirte Ordnung bringen? Ich habe keine Erfahrung und Anschauung davon, aber ich kann es mir auch kaum denken, wenn die Pastoren da mit der Agende in der Hand erscheinen und die Angehörigen nach der Agende mit ihnen antiphonatim anrufen und beten sollten. In diesen Gebeten und in denen beim Begräbniß ist uns auch zu viel reiner Jubel.

Beilage.

Der Grundton muß bei jedem Tode und jedem Begräbniß durchklingen: „Der Tod ist der Sünde Sold!“ Wir schließen hieran noch eine wichtige Bemerkung, welche der Verf. macht, nämlich daß man zu viel Gewicht auf den Sterbensact an sich und dagegen zu wenig auf das vorangegangene Leben lege. „Wir Prediger,“ fährt er fort, „könnten mit Schuld tragen, daß Manche mit dem Christenthum erst alsdann rechten Ernst machen wollen, wenn es mit ihnen zum Sterben kommt; weil sie eben beobachtet haben, wie man das größte Gewicht auf ein sogenanntes schönes Ende legt, und sie all den Ruhm gehört haben, wenn Einer noch im Tode einige erbauliche Worte der Buße und des Glaubens gesprochen hat. Die Hauptsache ist mir immer die, daß der Kranke in der rechten Stimmung und christlichen Gemüthsverfassung sich befinde, darin ich ihn auch dann ohne Sorge könnte sterben sehen, wenn er nichts vom Sterben gesagt und die Nähe seiner letzten Stunde nicht geahnet hätte.“ — „Es scheint mir sehr beachtenswerth, daß die Schriften der Apostel keine Schilderungen enthalten von erbaulichen Sterbebetten, deren es doch zu ihrer Zeit unter den Gläubigen viele gehabt haben mag. Wie nahe wäre es z. B. den Christen von Joppe gelegen, als sie den Petrus an die Leiche der Tabitha führten, ihm von ihrem schönen Ende zu erzählen und ihre letzten Worte mitzutheilen; allein von ihrem Sterben sagen sie nichts, wohl aber von ihrem Leben und den Werken der christlichen Liebe, die sie gethan, indem die Wittwen herzutreten und ihm die Röcke und Kleider zeigten, welche Tabitha ihnen gemacht hatte.“ Unsere Leichenpredigten und Reden führen uns in dieser Beziehung fortwährend in Versuchung und unsere Kranken und Gesunden dazu. Wir sollten darauf Bedacht nehmen, sie in ihrer jetzigen Breite und Herrschaft zu beschränken, indem wir Gebrauch machen von der Freiheit, welche die Agende gestattet und damit empfiehlt, Sprüche und Abschnitte der heiligen Schrift vorzulesen „und nach Umständen mit einigen Worten zu begleiten.“ Bengel in seiner tiefen Demuth und Kenntniß des menschlichen Herzens hat schon dem „schönen Ende“ das Urtheil gesprochen. In einer schweren Krankheit, 17 Jahre vor seinem Tode, sagte er: „Man mache nur nichts aus mir, auch nicht nach meinem Tode. Ich wünsche so im Verborgenen, auch nach dem Tode, bei den Menschen zu bleiben, wie ich im Leben in Beziehung auf meinen innern Seelenzustand gewesen. Das Urtheil der Menschen nützt und schadet mir nichts, und es wird an jenem Tage ganz anders aussehen. Richtet nicht vor der Zeit. Es ist besser, wenn es einmal heißt: Bist du auch da? als wenn es heißt: Wo ist denn der und der Heilige? Es geht viel Unlauterkeit vor — auch von und bei denen, die in der Gnade stehen. Man mache nichts von meinen letzten Reden. Man hat an Jesu, seinen Aposteln und Märtyrern Lichter genug. Ich bin keines. Heutige Exempel sind etwa um der Familie willen, nicht in's Publikum. Man macht oft gar zu viel aus Menschen, und lobt auch Dinge, die wegfallen werden.“ So wie er hier sagt, ist er auch 17 Jahre nachher gestorben. Oetinger sagt über Bengels Tod: „Bengel starb nach seiner Idee, nämlich als der, der nichts von der Sterbekunst statuirt, sondern der mit seinen Correkturbogen, als seinem Geschäft, sich beim Sterben so gut occupirt als zuvor. Er wollte nicht geistlich-pompös sterben, sondern gemein, wie wenn man unter dem Geschäfte zur Thür hinausgefordert wird. Also ist auch nichts Besonderes von ihm zu schreiben.“ Das Jagen nach dem „schönen Ende“ kann so weit gehen, daß man auf äußere Umstände, die äußere Art des Todes, ja sogar auf das Aussehen der Leiche nach dem Tode viel giebt und baut in Betreff der ewigen Seligkeit, und kann doch Einer äußerlich sanft und stille in die Hölle, der Andere in Wetter und Qualen gen Himmel fahren. Summa, nichts soll uns scheiden von den Worten: „Der Tod ist der Sünde Sold!“

Nachrichten.

Pommern. Schreiben an den Herausgeber.

Sie erwähnen in Ihrem diesjährigen Vorworte einer im vorigen Jahre von Pommern ausgegangenen Unions-Petition, ohne sich über den Inhalt und die Bedeutung derselben näher zu verbreiten. Diese Petition ist in öffentlichen, sogar in politischen Blättern vorher und nachher vielfach besprochen, in der Stettiner Zeitung vom 18. Novbr. v. J. vollständig abgedruckt worden, und in der Prot. Kirchenzeitung heißt es sogar von ihr, daß sie „in den höchsten kirchenregimentlichen Kreisen Aufsehen erregt habe, weil sie aus der am meisten lutherisch gerichteten Provinz gekommen sey.“ Verfasser derselben soll ein Geistlicher seyn, der im Freimaurerorden eine hervorragende Stellung einnimmt, — ein neuer Beleg, daß Freimaurerei und Unionismus Bundesgenossen geworden sind, wie sich das auch bei den neuesten Halleschen Unionsstreitigkeiten herausgestellt hat. Das Lichtfreundthum und der Rationalismus werden bald der dritte im Bunde seyn. — Unterzeichnet ist jene Petition, wie verlautet, von c. 70 Geistlichen und einigen Kirchenpatronen, auch sogar von einer Anzahl Magistrate, wie denn auch der Magistrat von Stettin sich dabei betheiligt haben soll. — Es scheint fast, als ob die weiland Magistratstheologie vom Jahre 1845 sich wieder einmal regen und Lebenszeichen von sich geben wolle. Vielleicht ist es von Interesse für ihre Leser, wenn ich Ihnen die Petition ihrem vollständigen Wortlaute nach hier mittheile:

„In der Provinz Pommern ist die Union auf ordnungsmäßige Weise eingeführt, wie in den andern Provinzen unsers Vaterlandes, sie ist von fast allen Gemeinden und Geistlichen unserer Provinz an-

genommen, so daß der frühere General-Superintendent von Pommern, der Hochverehrte Bischof Dr. Ritschl, auf der General-Synode im Jahre 1846 sich dahin erklären konnte, die Geistlichen in Pommern mit Ausnahme von etwa 5 oder 6 lutherisch gesinnten, gehörten der Union an. Daß diese Zugehörigkeit nicht etwa eine erzwungene oder gleichgültige war, hat sich wiederholt kund gegeben. Gleich bei dem Beginn der unionsfeindlichen lutherischen Bestrebungen des Naugarder Vereins haben 444 Pommersche Geistliche unter dem 16. November 1848 dem hiesigen Königl. Consistorium erklärt, daß sie die Union, wie sie rechtlich auch in unserer Provinz bestehe, festhalten wollten, und ihre Fortentwickelung zu ihrer Vollendung durch ihren im Worte Gottes offenbaren, und in das kirchliche Gemeindeleben, wie in die theologische Wissenschaft bereits tief eingedrungenen Geist von ganzem Herzen wünschten.

Wir können nicht leugnen, daß seit jener Zeit die Richtung und Haltung mancher Geistlichen eine andere geworden, daß auch in einzelne Gemeinden der Confessionalismus hineingetragen ist. Es wird nicht nöthig seyn, die Beweggründe dazu hier zu erörtern. In der rechtlichen Stellung der Union ist ja damit nichts geändert und wir glauben auch die Versicherung geben zu können, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der Gemeinden unsrer Provinz ein unionswidriges Verlangen und Bestreben nicht vorhanden ist, daß im Gegentheil viele mit uns die Union als einen Segen Gottes ansehen und erhalten wünschen, und der Ueberzeugung leben, daß die Evangelische Kirche unsrer Zeit ganz andere Aufgaben zu lösen hat, als durch Confessionseifer die Gemüther zu erregen und die Vereinten wieder zu trennen.

Wir haben es deshalb tief beklagt, daß nicht nur einzelne Geistliche willkürlich trotz der Königl. Kabinets-Ordre vom 12. Juli 1853, die Spendeformel beim Abendmahl und den Ritus des Brotbrechens, das eigentliche Zeichen der Zugehörigkeit zur Union, abschaffen durften und daß das Königl. Consistorium unserer Provinz in der Confirmation der Vokationen überall das Lutherische Bekenntniß als maßgebend namhaft machte, nirgend aber die Gemeinde als eine unirte oder evangelische bezeichnete, oder sonst die Zugehörigkeit zur Union hervorhob und sicher stellte. Es mußte den Anschein gewinnen, als würde die Union mit ihren Rechten Preis gegeben, und hat auch mit die Veranlassung gegeben, daß auf der Lutherischen Conferenz in Wittenberg hat erklärt werden können, in Pommern sey von den Behörden alles soweit vorbereitet, daß mit Leichtigkeit die Evangelische Landeskirche in Confessionskirchen wieder getrennt werden könne. Nun hat zwar das Königl. Consistorium wiederholt Besorgnisse, die deshalb ausgesprochen wurden, für unbegründetes Mißtrauen erklärt. Neuerdings haben aber auch diesen Versicherungen gegenüber doch die in den Aktenstücken Eines Hohen Oberkirchenraths abgedruckten Protokolle der kirchlichen Conferenz unsere Befürchtungen für die Union erhöhen, und uns in der Ueberzeugung bestärken müssen, daß wenigstens die beiden obersten Glieder unserer Provinzialbehörde die historisch bestehende Union in ihren wohlbegründeten Rechten nicht anerkennen, geschweige sie schützen und fördern möchten. P. 113 ist erklärt, daß in Pommern nur eine unirte Gemeinde vorhanden sey und P. 114, die einzige Medizin für Pommern sey die bestimmte Anerkennung des Bekenntnisses.

Wir müssen die erste Erklärung als eine solche ansehen, die in vollem Widerspruch mit dem wirklichen Thatbestande sich befindet. Ist vielleicht dabei an die eine Gemeinde gedacht, die aus einem Lutherischen und einem Reformirten Theile komponirt ist, so kann doch diese jetzt um so weniger als die einzige unirte gelten, da bei Einführung der Union ausdrücklich darauf hingewiesen ist, daß die Union beider Evangelischer Confessionen und die Combination einzelner Gemeinden jener Confessionen zu einem Parochial-Verbande immer als zwei verschiedene Gegenstände behandelt werden müssen (conf. die Verfügung des evangel. Bischofs und General-Superintendenten Dr. Ritschl vom 1. Juni 1830). Und wenn jetzt noch die bestimmte Anerkennung des Bekenntnisses als die einzige Medizin für Pommern gefordert wird, was kann das im Zusammenhang der Verhandlungen jener Conferenz, was kann es, nachdem die Gemeinden schon als Gemeinden Lutherischen Bekenntnisses vom Königl. Consistorium bezeichnet worden, und nachdem durch die Verfügung vom 20. Septbr. 1855 die Altpommersche, ja selbst die Sächsische Distributionsformel zur freien Auswahl und Benutzung den Geistlichen vom Königl. Consistorium dargeboten ist, was kann da noch die Forderung der bestimmten Anerkennung der Confession anders besagen, als: ein völliges Beiseiteschieben der Rechte, welche die Union bisher gehabt hat? Auch daß in allen übrigen Aeußerungen jener beiden Vertreter unserer Provinz, soweit die Protokolle dieselben mittheilen, nirgend ein Interesse für die bestehende Union sich ausspricht, muß unsere Auffassung bestätigen und unsere Befürchtungen vermehren.

Ein Hoher Oberkirchenrath wird es demnach uns nicht verargen, wenn Hochdemselben wir mit der Bitte um Schutz der bestehenden Union in Pommern uns nahen. Wir verwahren uns ausdrücklich gegen die Verdächtigung, als habe unser Interesse für die Union in einer Feindschaft gegen die Bekenntnisse, in der Mißachtung derselben ihren Grund. Wir haben öfter erklärt und versichern aufs Neue, daß wir zwar die Stellung eines Gesetzescodex den Bekenntnißschriften in der Evangelischen Kirche nicht einräumen können, daß wir sie aber achten als den kirchlichen Ausdruck des Glaubens, der zur Zeit der Reformation und jetzt und für alle Zeit der evangelische Glaube ist und bleibt. Wir wünschen, daß uns die Union erhalten werde, weil wir glauben, daß ihre Erhaltung und Fortbildung der Evangelischen Kirche zum Heile gereicht.

Wir haben nun bereits seit einem Jahrzehnt erfahren, welchen Unsegen die confessionalistischen Bestrebungen gebracht haben, Mißtrauen und Erbitterung unter denen, die zusammenstehen und zusammen wirken sollten in Einigkeit des Geistes, äußerer Schein, und todte Rechtgläubigkeit einerseits, andrerseits Gleichgültigkeit und gänzliche Verachtung aller kirchlichen Bestrebungen zeigen sich neben offenen Zerwürfnissen als deutliche Folgen davon, daß man Kirche machen will nach dem Schema vergangener Jahrhunderte, statt, wozu man berufen war, die unter Gottes gnädiger Führung uns gewordene Einheit weiter zu entwickeln und in ihr den Herzensglauben der Gemeinden zu befördern.

Wir wissen wohl, Gesetze und äußere Mittel werden jetzt diese Schäden nicht zu heilen vermögen, aber wir müssen eben so ernst aussprechen, gewiß thut eine ganz andere Medizin in Pommern noth, als die noch größere Geltendmachung der Confession. Es ist hier nicht der Ort, und nicht unseres Amtes, Vorschläge oder Forderungen zu machen, aber das halten wir für unsere Pflicht, Einem Hohen Oberkirchenrath zu bezeugen, daß die Liebe zur Union in Pommern nicht etwa erloschen ist, daß Gemeinden und Geistliche noch ein Herz für die in ihr gegebene Kirchengemeinschaft haben und diese in ihren Rechten beschützt und bewahrt wünschen, daß wahrlich nicht Eintracht und Zufriedenheit in unserer Provinz dadurch erzeugt werden würden, wenn die bestehende Union in ihren Rechten gekränkt oder gar beseitigt

würde, wie man immer dabei mit einer für künftige Zeit anzustrebenden, jetzt noch bloß ideellen Union die Gemüther zu beruhigen und zu trösten versuchte. Gerade bei dem zähen und treuen Charakter des Pommerschen Volkes (pag. 570) kommt es darauf an, daß das einmal Bestehende (und das ist jetzt seit mehr als ½ Jahrhundert die Union) uns erhalten und bewahrt bleibe.

Die Unterzeichneten bitten deshalb eben so vertrauungsvoll, als ganz gehorsamst:

> Ein Hoher Oberkirchenrath möge wegen der Besorgnisse, welche die Aeußerungen in den Protokollen der Kirchen-Conferenz in uns hervorrufen müssen, uns beruhigen und das Königl. Consistorium veranlassen, wie es bisher in der Confirmation der Vokationen nur dem Bekenntniß Rechnung getragen hat, so fernerhin in derselben, bei jeder Gemeinde die Zugehörigkeit zur Union ausdrücklich mit auszusprechen."

Man weiß in der That nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, ob über die völlige Unkenntniß der Pommerschen kirchlichen Verhältnisse, wie sie sich hier kund giebt, oder über die dreisten und wahrheitswidrigen Verdächtigungen der confessionell Gesinnten in Pommern, welchen „äußerer Schein, todte Rechtgläubigkeit, Kirche-Machen-wollen u. dergl." vorgeworfen wird, und das Alles, — wie unverholen angedeutet wird, — unter dem Einflusse eines General-Superintendenten und eines Consistoriums, mit dessen Persönlichkeiten man nur einmal in Berührung kommen muß, um alsbald die innige, aufrichtige, überaus anregende, überall Leben weckende und alle wahrhaft christlichen und kirchlichen Bestrebungen fördernde Glaubenswärme zu fühlen und davon mit ergriffen zu werden. — Ein Blick in die veröffentlichten Protokolle über die Berliner Generalsynode von 1846 zeigt übrigens sofort, wie auch die Erklärungen des Bischofs Ritschl über Pommern in dieser Petition entstellt worden sind. — Auch begründen „Stimmungen" und Gesinnungen einzelner oder mehrerer Geistlichen der Provinz, von denen da die Rede ist, doch wahrlich nicht die „Rechtlichkeit" der Union. — Eine so eben erschienene „Denkschrift über die neuesten kirchlichen Bewegungen in Pommern" wird durch einfache geschichtliche Darlegung der Thatsachen das Richtige in Betreff der Pommerschen kirchlichen Verhältnisse und Zustände an's Licht stellen und nachweisen, wie wenig Werth den in der Petition angegebenen Zahlen und Behauptungen beizulegen, wie wenig „ordnungsmäßig" und „frei" die Union in Pommern angenommen und wie wenig überhaupt im Hinblick auf die Pommersche Kirchenordnung ihre „*rechtliche*" Einführung in Pommern zu beweisen seyn dürfte, so daß die Behauptungen des Pommerschen Consistorial-Präsidenten und General-Superintendenten in der Berliner November-Conferenz v. J. ihre volle Wahrheit behalten. —

Anfangs schien man nun confessioneller Seits diese Unionspetition keiner besonderen Beachtung werth zu halten. Als aber Anzeichen hervortraten, daß dem wesentlichen Inhalte der Vorstellung höheren Orts Gewicht beigelegt und sogar Anerkennung und Folge gegeben werden möchte, — wie denn z. B. nach den neuesten Nachrichten dem Patronat zweier Gemeinden in Neuvorpommern bereits das Recht zugestanden seyn soll, in den betreffenden Vocationen der neu anzustellenden Geistlichen „neben der Erwähnung des lutherischen Bekenntnißstandes der bezüglichen Gemeinden auch ihre *Zugehörigkeit zur Union* ausdrücklich mit auszusprechen," — wurde man aufmerksamer. — Denn *das* ist freilich in Pommern und überhaupt etwas ganz Neues und Unerhörtes, und zeigt deutlich das Bestreben, früher Versäumtes nachzuholen, und, wie bereits der Erlaß vom 7. Juli pr. über die Parallelformulare dazu einen Ansatz nimmt, die Union, die bis jetzt hinsichtlich der Einzelgemeinden in der Luft schwebte, *urkundlich* festzustellen und zu legalisiren. So sollen denn nun die Geistlichen wiederum bei ihrem Dienste an Lutherischen Gemeinden mit ihrem Gewissen in die Zwitterstellung und in den Zweenherrndienst einer „Verpflichtung auf die Lutherischen Bekenntnisse" und einer „Zugehörigkeit zur (man weiß nicht welcher) Union" gestellt werden. — Eine neue Beunruhigung der Gemüther aller bekenntnißtreuen Geistlichen ist die Folge davon, und die Sache ist wenig geeignet „alten Klagen abzuhelfen und den kirchlichen Frieden zu sichern." In diesen Tagen geht zunächst eine Gegenerklärung Pommerscher Geistlichen gegen die oben erwähnte Unionspetition ab, welche zugleich eine Ehrenerklärung für unser theures, geschmähtes Consistorium ist, und diesmal doch eine bei weitem größere Anzahl von Unterschriften und Zustimmungen, als die Eingabe der Gegner, gefunden hat (c. 260—70, darunter 25 Superintendenten), welcher letztere Umstand unter den obwaltenden Verhältnissen und obgleich die confessionell Gesinnten sonst eben keinen besonderen Werth auf das Majoritätsprincip legen, von Bedeutung ist. — Den Inhalt dieser Gegenvorstellung theile ich Ihnen in Folgendem mit:

„Aus öffentlichen Blättern ist eine an den Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrath gerichtete Petition einer Anzahl von Geistlichen und Patronen Pommerns bekannt geworden, worin um Schutz für die bestehende Union gebeten wird, weil das Königl. Consistorium der Provinz Bestrebungen huldige, welche die Union in ihren Rechten kränkten oder gar beseitigten und welche zum Unheile der Kirche gereichen, insbesondere Confessionshader und todte Orthodoxie befördern müßten. Diese Eingabe, welche man geflissentlich durch politische Zeitungen verbreitete, hat durch die Grundlosigkeit ihrer Beschwerden und durch die Dreistigkeit ihrer Verdächtigungen in weiten Kreisen zunächst Erstaunen hervorgerufen; das Erstaunen hat jedoch bei den Unterzeichneten der Ueberzeugung weichen müssen, daß es ihnen durch die Treue gegen die Kirche und ihren Herrn, sowie durch die Treue gegen das Königliche Hochwürdige Consistorium, dessen Leitung die Pommersche Kirche Segnungen verdankt, geboten werde, vor Einem Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrathe einer solchen Darstellung entgegen und für das gute Recht des kirchlichen Bekenntnisses einzutreten.

Wir erklären daher ehrerbietigst:

1. Daß wir zurückweisen müssen eine Auffassung, nach welcher den Lutherischen Bekenntnißschriften ihre normirende Kraft für die Kirche Pommerns abgesprochen wird, eine Auffassung, welche durch Allerhöchste und Hohe Erklärungen feierlich verworfen worden ist. Wenn wir die bindende Kraft des Bekenntnisses, namentlich der unveränderten Augsburgischen Confession und des Lutherischen Katechismus, für die Lebensäußerungen der Kirche, zu welchen insbesondre Lehre und Cultus gehören, betonen, so wissen wir uns in Uebereinstimmung mit der A. K.-O. vom 6. März 1852, welche das Kirchenregiment verpflichtet, „die auf dem Grunde der verschiedenen Confessionen ruhenden Einrichtungen zu schützen und zu pflegen;" mit dem H. Ministerial-Reskript vom 28. August 1849, nach welchem „das Lutherische Bekenntniß auch innerhalb der Union die Grundlage der Pommerschen Kirche und das Princip geblieben ist, welches die Lebensäußerungen der Kirche zu richten und zu gestalten hat;" mit dem H. Reskripte des Oberkirchenrathes vom

5. August 1852, nach welchem bei der Ordination gemäß der Pommerschen Agende von 1569 die Verpflichtung auf die Augsburgische Confession und den Luth. Katechismus stattfinden soll; —

2. Daß wir einer Union, welche das Recht der Confession nicht beeinträchtigt, nicht abgeneigt sind, aber gegen alle Consequenzen einer Union, durch welche das Bekenntniß zurückgedrängt werden soll, aus Gehorsam gegen den Herrn und um unserer Verpflichtung gegen die Kirche willen protestiren müssen; —

3. Daß wir zu dem Königlichen Consistorium der Provinz Vertrauen haben und keine Maßnahmen desselben kennen, welche der wahren Union zuwiderlaufen; daß insbesondere Nichts mehr das Gegentheil der Wahrheit seyn kann, als die Insinuation, die Kirchenleitung durch das Königliche Consistorium begünstige „den Confessionshader, die todte Rechtgläubigkeit, die Gleichgültigkeit und gänzliche Verachtung aller kirchlichen Bestrebungen, und wolle Kirche machen nach dem Schema vergangener Jahrhunderte." Wohl aber wissen wir, daß das Königliche Consistorium unablässig bemüht ist, dem todten Wesen in der Kirche entgegenzutreten und Leben zu wecken bei Geistlichen und Gemeinden auf dem Grunde der in Gottes lauterem Worte ruhenden kirchlichen Wahrheit. Da die gegnerische Petition Namen genannt hat, so möge ein Gleiches auch uns erlaubt seyn. Die weithin bekannte Wirksamkeit des Herrn Generalsuperintendenten darf nur erwähnt werden, um die wahrhaft staunenswerthe Willkür ins Licht treten zu lassen, womit man Beschuldigungen dieser Art ersonnen hat; —

4. Dem Vorwurfe gegenüber, daß die Kirche andere Aufgaben zu lösen habe, als durch Confessionseifer die Gemüther zu erregen, müssen wir aus der Mitte der Provinz heraus gerade von der Thatsache Zeugniß ablegen, daß die Erregung der Gemüther, welche von der Vertheidigung des bedrohten Bekenntnisses mehr oder weniger nicht getrennt werden kann, bereits verhältnißmäßig einem Grade von Beruhigung — besonders unter Mitwirkung des Vertrauens zu dem Königlichen Consistorium — Raum gegeben hatte, eine Wohlthat, deren Verkümmerung durch neue Bedrohungen Niemand mehr, als wir beklagen würde.

Einen Hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrath bitten wir daher eben so ehrerbietig als vertrauensvoll, Bestrebungen entgegentreten zu wollen, welche, von einer rechtswidrigen Ansicht über die Stellung der Bekenntnisse ausgehend, dem confessionellen kirchlichen Leben dieser Provinz gern auch dasjenige Maaß von Schutz, welches ihm zu Theil geworden, wieder entziehen möchten und sich dadurch selbst charakterisiren, daß sie zu grundlosen Verdächtigungen haben ihre Zuflucht nehmen müssen."

Gleichzeitig haben die kirchlich gesinnten Pommerschen Kirchenpatrone ein noch entschiedeneres Gegenzeugniß abgelegt, worüber Ihnen bereits nähere Mittheilungen zugegangen sind. — Außerdem werden dringende Vorstellungen in Betreff der Parallelformulare und Unionsurkunden beabsichtigt, und eine Verwahrung dagegen, daß in den Vocationen resp. Confirmationen für Lutherische Gemeinden die „Zugehörigkeit zur Union" ausgesprochen werde, es sey denn, daß die betreffende Gemeinde ordnungsmäßig der Union beigetreten wäre.

— Eine gründliche „Beleuchtung" der Unionspetition wird auch in der Monatsschrift für die Lutherische Kirche Preußens erscheinen.

Schließlich möchte ich Sie noch aufmerksam machen auf die Angelegenheit betreffend den neuen Kandidaten-Revers, welche neuerdings auch in Pommern wieder zur Sprache gekommen ist. — Wenn selbst Vertreter der Union, wie Dr. J. Müller, daran erinnert haben, wie bedenklich und moralisch wenig zu rechtfertigen die Forderung einer so entscheidenden Erklärung sey, welche Kandidaten vor und mitten im Examen unter dessen Beängstigungen und in einem der Klärung und Befestigung noch so sehr bedürftigen Lebensabschnitte abgeben sollen, so müssen wir um so mehr auf eine gründliche Revision und Aufklärung dieser sehr trüben Angelegenheit dringen. Der an das Pommersche Consistorium gerichtete Antrag auf bezügliche Declaration ist in der Monatsschrift für die Evangel.-Luth. Kirche Preußens, Novemberheft 1857 abgedruckt, desgleichen die betreffende Antwort, welche sich über den Inhalt der den Candidaten neuerdings bei Unterschrift des Reverses zu gebenden Belehrung leider nicht näher ausspricht und die kirchlichen Organe darüber wiederum im Ungewissen läßt. Die Protestantische Kirchenzeitung beleuchtet diesen Antrag in ihrer gewohnten Weise mit Entstellung der Wahrheit und mit Verdächtigung der kirchlichen Provinzialbehörde. Der Verfasser dieser Beleuchtung, wahrscheinlich derselbe, der die obige Unionspetition abgefaßt hat, zeigt dabei wieder auffallende Unkenntniß der geschichtlichen Verhältnisse, indem er sich schier verwundert, daß das Pommersche Consistorium den alten Unionsrevers eigenmächtig habe abschaffen können, und nicht zu wissen scheint, daß der ältere, die unbestimmte „Geneigtheit zur Union" erklärende Revers längst auf höhere Anordnung abgethan, und die neuere reversalische Erklärung der Candidaten höheren Orts dem Consistorio vorgeschrieben worden ist. Dieser gehässige Aufsatz ist auch in mehreren politischen Zeitungen abgedruckt worden und ganz geeignet, die Gemüther der Unkundigen von Neuem zu verwirren und unsre theure Kirchenbehörde, welche bisher ihr Möglichstes zur Lösung der schwierigen Unionsfragen und zur Versöhnung der kirchlichen Gegensätze gethan hat, zu verunglimpfen.

Sie sehen, der unselige Kirchenstreit der trennenden Union ist noch immer auch im Pommernlande nicht ausgefochten und wie überall, so auch hier, die brennende Frage der Zeit, — und dem Herrn sey Dank, daß wir keinen faulen Frieden haben und nicht „Friede, Friede!" rufen, wo doch kein Friede ist! — In welchem wahren Frieden lebten wir doch vor 30, 40 Jahren mit den wenigen gläubigen Reformirten in Pommern! Der Störenfried ist die falsche Union geworden und unser Kampf ist nicht, wie die Gegner uns gar zu gern unterschieben möchten, ein Confessionshader mit den Reformirten, sondern ein Kampf um den uns streitig gemachten eignen Heerd. — Wir werden ihn nicht so ohne Weiteres den Unionsfanatikern Preis geben! — Unsre Monatsschrift hat unter der neuen Redaction einen neuen kräftigen Anlauf genommen zum Kampfe mit den Waffen geistlicher Ritterschaft zur Rechten und zur Linken. — Der Erlaß vom 7. Juli 1857, in wie weit er den Bestrebungen zur Reorganisation der Lutherischen Kirche in Preußen entgegenkommt, oder nicht, ist vielfach Gegenstand eingehender Erörterungen geworden. — Unser Pommersches Kirchenrecht, namentlich die treffliche, maaßvolle Pomm. Kirchenordnung von 1563 wird jetzt wieder fleißig studirt und reactivirt und besonders auch ihre liturgischen Schätze den Gemeinden wiedergegeben. In ihr liegt auch unsre Stärke den separirten Lutheranern gegenüber, die durch den bedauerlichen und wenig motivirten Austritt des Pastors Zöller in Trieglaff und durch seine bezüglichen Schriften in keiner Weise geschwächt worden ist. Dem die Wahrheit entstellenden betreffenden Berichte über unsre vorjährige Herbstconferenz in der Protestantischen Kirchenzeitung dürfen Sie übrigens keinen Glauben schenken. — Es fehlt auch jetzt in Pommern nicht am Zeugniß und am Gebet für das Recht der Kirche des reinen Worts und Sacraments „sonderlich der gedrückten und verfolgten," — welches ja doch Recht bleiben wird und dem auch in Pommern je länger je mehr alle frommen Herzen zufallen werden.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 28. April. № 34.

Von Bunsen's

Bibelwerk für die Gemeinde ist der ersten Abtheilung ersten Theiles erster Halbband erschienen, welcher nach einem Vorwort an die Gemeinde von XII Seiten und nach mannigfaltigen und weitläufigen Vorerinnerungen bis S. CXXXVI und einer daran bis CXCIII sich schließenden Auswahl kritischer Uebersetzungsproben (wonach das neue Bibelwerk nach großen Vorarbeiten weder eine wesentlich neue noch eine bessere Uebersetzung bringen wird, als die Lutherische) und darauf ferner noch bis CCCLXXVI folgenden Jahrbüchern bibl. Chronologie nebst weitern Anhängen bis CCCXCIV, hiernach endlich auf 32 Seiten eine mit Noten versehene Uebersetzung von 1. Mos. 1—11. darbietet. Es ist daraus zu entnehmen, zu welcher Weite und Breite und kostspieligen Dicke das Bibelwerk für die Gemeinde anschwellen wird, das nur die reicheren und vornehmen Glieder der Bunsenschen Gemeinde sich werden anschaffen können. Der, wenn auch nicht tief- so doch vielgelehrte Verfasser versteht es, je nach Gelegenheit, bandreiche Bücher zu schreiben, wie z. B. aus dem Hippolitus durch Ausschüttung älterer und neuerer Collectanern de rebus cunctis et aliis quibusdam (Christenthum, Menschheit u. s. w.) vier starke Bände gemacht worden sind. Eine eigentliche Recension des erst im Anfang seines Anfangs stehenden großen, jedenfalls langen Bibelwerks wird auf ein weiteres Vorrücken desselben warten müssen. Hier daher nur vorläufig die gleich an die Ueberschrift des Vorworts an die Gemeinde von vorn herein anzuknüpfende Frage nach dem Begriffe und der Wahrheit dieser Gemeine. Wer ist sie? wie ist sie? wer leitet sie? wodurch giebt sie sich zu erkennen? worin bestehet und beweiset und bewährt sich ihre Gemeinschaft? So müssen wir um so mehr fragen, weil abgesehen vom speciellen, allbekannten Sinn des Wortes Gemeinde, da wo es im generellen Sinne steht, es immer und besonders auch in der Lutherischen Bibel als gleichbedeutend mit Kirche gebraucht wird. Dieser geschichtlich bestimmten und sanctionirten und durch den dritten Artikel des christlichen Glaubens in der Christenheit symbolisch gewordenen Ausdruck vermeidet Bunsen und substituirt dafür die Gemeinde im Allgemeinen, nicht aber nur als anderes Wort, sondern auch in einem andern ganz unhistorischen Sinn. Er hat dabei eine völlig andere, noch nie anerkannte Gemeinde, eine neue, mit jeder älteren Kirche im Widerspruch stehende Kirche seines Sinnes im Sinn. Die alte christliche Kirche, sowohl die allgemeine, die als Hauptstamm auf den tief in der Schrift gegründeten ökumenischen Bekenntnissen des Glaubens an den dreieinigen Gott steht, als auch die besonderen Zweige derselben, welche in der Ordnung des Heils zwar dissentiren, aber doch viel mehr darin übereinstimmen als die modernen Gläubigen und unkirchlichen Unions-Theologen unter sich, die heilige christliche Kirche, unser Aller geistliche Mutter, wird von Bunsen's kirchenfeindlicher Schultheologie, die höchstens eine neue Aufwärmung des sogenannten rationalen Supranaturalismus ist, nichts weniger als respectirt. Sie wird vielmehr sehr gering geschätzt und mit ihrem geistlichen Ministerium „als Geistlichkeitskirche" herabgewürdigt, welche aufhören müsse, um der zukünftigen Kirche oder Gemeinde, die auch ohne Geistlichkeit vornehmlich von laienpriesterlichen Schriftgelehrten, unter denen B. der Vornehmste, zu leiten ist, freien Raum zu geben. Die Resultate dieser Schriftgelehrsamkeit für die Gemeinde sind aber, etliche sprachliche Correkturen und historische Erläuterungen abgerechnet, in wesentlich geistlicher Hinsicht sehr dürftig und nichts weniger als ein Zuwachs zu den Schätzen der Weisheit und der Erkenntniß, deren die Kirche als eines reichen Erbtheils seit Jahrhunderten sich erfreut. Ihre Summa wird vielmehr für die Bibelgemeinde der Gegenwart, die darin allein ihr Unionssymbol*) erkennen soll, reducirt auf „jene Lehre der Bibel von dem ewigen Rathschlusse der Erlösung, welcher in Jesus von Nazareth persönlich wurde, und auf jene Grundanschauung vom Reiche Gottes und vom göttlichen Geiste, welcher die Gemeinde durch des Wortes Verkündigung und Predigt erbaut, jede einzelne Seele in alle Wahrheit führt und ihr bleibenden Frieden und Freudigkeit im Gewissen verleiht." Vorwort Seite VII f. Dabei wird diese „Bibelgemeinde der Gegenwart" nicht nur der ganzen Kirche der Vergangenheit übermüthig übergeordnet, sondern sie wird sogar äußerst unprotestantisch und schwarmgeisterisch der prophetischen und apostolischen Bibel gleichgeordnet ja vorgeordnet, s. S. IX: „Wer Bibel sagt, sagt Gemeinde; denn die Gemeinde der Christusjünger über den Erdkreis hat den Geist Gottes in sich. Sie ist, und bleibt bis ans Ende aller Dinge, oberster (also die breiteste Basis wird die oberste Spitze) Träger und Ausleger dieses Wortes Gottes durch die Zustimmung und Ablehnung ihres

*) Unverkennbar ist Bunsen ein Mann der confessionslosen Union in weit höherem Grade noch als Stier und Genossen.

Gewissens" (ihrer Gewissen). Vgl. hiezu S. XCVII: „Die Gemeinde findet in sich Vernunft und Gewissen als höchsten unfehlbaren Richter; aber sie kann nicht zugleich auch Gesetzbuch seyn. Die Bibel giebt sich als die Kunde von Gottes Gesetz an die Menschen; aber indem sie dieses in Vernunft und Gewissen setzt als sittliche Weltordnung, fordert sie die Menschen auf, sich nach dem inneren Gesetz zu richten und über die Anwendung der Bibel als des Gesetzbuchs auf die vorliegende geistige Wirklichkeit gewissenhaft zu entscheiden. So richten denn beide zusammen die Welt: Bibel und Gemeinde" und der Oberrichter jener ist diese, die nach dem inneren Gesetz über die wirkliche Anwendung der Bibel als des äußeren Gesetzbuchs entscheidet, welche Entscheidung dann nach S. XI als das „gewissenhafte Urtheil der großen Mehrheit des Volkes wie der Gelehrten" verurtheilend ausgerufen wird gegen Alle, die es noch wagen, die Bibel anders zu deuten als die große Majorität jenes souverainen Gemeindevolks, das keine Autorität mehr über sich und das vierte Gebot abgethan hat.

Es ist schwer zu sagen, was hier mehr in Erstaunen setzt, ob der große Ueberfluß der Anmaßung, oder der große Mangel an Gewissenhaftigkeit oder der größere an Wissenschaftlichkeit, womit so ungeheuerliche Satzungen nicht etwa mit Gründen oder auch nur mit einem Schein von Begründung aufgestellt, sondern schlechtweg als Axiome, die weder einer Begränzung noch einer Beweisung bedürfen, hingeworfen werden, um danach ein neu reformirendes Bibelwerk mit viel Menschenwerk drum und dran zu schaffen und eine neue majoritäts-demokratische Kirche der Zukunft darauf zu bauen und mit dieser die alte tiefgegründete der Vergangenheit umzustürzen. Wie übel muß die dogmatische und psychologische Wissenschaft eines Mannes beschaffen seyn, der schlechthin Vernunft und Gewissen der Menschen als höchsten und unfehlbaren Richter setzt, ohne auch nur aus der Geschichte der selbstdurchlebten rationalistischen Periode und der vor unsern Augen hoch empor gefahrenen und dann wieder tief gesunkenen Philosophie gelernt zu haben, wie fallibel und widerspruchsvoll die stolze Vernunft und wie irrend das selbstgerechte Gewissen ist, das sich selbst zu binden und zu lösen vermißt. Vernunft und Gewissen des sündigen und selbstsüchtigen, des in Gedanken, Worten und Werken fehlerhaften Menschen als unfehlbare höchste Richter setzen, ist ein höchst dünkelhafter Machtspruch, eine höchst unlogische Voraussetzung und Anmaßung, dessen quod erat demonstrandum und eine sehr krasse petitio principii gegenüber der Kirche, die das Gegentheil nicht bloß behaupter, sondern auch beweist. Wenn Wegscheider mit seinen Epikrisen ad sanae rationis praecepta schon lange keinen wissenschaftlichen Credit mehr hat, welchen Anspruch hat Bunsen darauf, der mit seinen Hyperkrisen den Wegscheider noch überbietet? Wie hoch man auch seine Sprach- und Geschichtsgelehrsamkeit schätzen möge, seine Wissenschaft der systematischen Theologie kann nur gering angeschlagen werden. Er würde sie nach dem ars non habet osorem etc. weniger hassen, wenn er sie

mehr kännte; er würde Bedenken tragen, im äußersten Widerspruch gegen die ganze evangelische Kirche ein so offenbarer Pelagianer zu seyn, wenn er über diesen Widerspruch und überhaupt über den Pelagianismus näher informirt wäre; und wenn er von Augustin und gründlicher nach von Luther und Melanchthon hätte lernen wollen, zwischen Natur und Gnade, zwischen Gesetz und Evangelium richtig zu unterscheiden (als worin Luther den Anfang aller wahren theologischen Erkenntniß setzt,*), so würde er sich nicht in dem Grade compromittiren, mit gröblicher Verkennung des Evangeliums die Bibel, S. 97, nur als die Kunde von Gottes Gesetz an die Menschen, oder als „Gesetzbuch" darzustellen und die ganze Lebens- und Gnadenfülle der göttlichen Offenbarung nur in den abstrakt philosophischen Begriff „der sittlichen Weltordnung in Vernunft und Gewissen" zusammenschrumpfen zu lassen. In entschiedenster Antithese gegen die großen und fundamentalen Irrthümer, die in diesem Bibelwerk Bunsens von neuem sich aufthun, erklären wir, daß wir weder die menschliche Vernunft im Allgemeinen, noch auch die Bunsensche insbesondere als höchsten und unfehlbaren Richter anerkennen, sondern gegentheils ihn als theologisch durchaus incompent zu einem hohen Richter und Reformator der Kirche erachten müssen. Wenn er dabei auch für seine Bibelgemeinde nach der Märtyrer-Ehre trachtet, indem er sie am Schlusse des Vorworts als nothleidend, gedrängt und verfolgt darstellt und zum Kampf wider die „Lügenpropheten" sie aufruft, so werden wir diesem Aufruf unsrerseits zwar nach Kräften zu entsprechen suchen, doch aber bitten, unsern Gegenkampf, auch wenn wir dabei scharfe Waffen brauchen, doch nicht als eine unverdiente Verfolgung anzusehen. Ueberhaupt ziemt es sich nicht, von Bedrängniß und Verfolgung zu reden, wenn man glänzende Beweise Königlicher Gnade empfangen hat, von der aura popularis „der großen Mehrzahl des Volks" umweht, vom Applaus nicht weniger Gebildeten und Eingebildeten in vielen öffentlichen Blättern umrauscht und vom Beifall der Allgemeinen Kirchenzeitung und ihres Gemeinde- und Gewissens-Theologen Schenkel gestützt ist.

Schließlich nur noch eine Uebersetzungsprobe aus dem vorliegenden ersten Halbbande Gen. 5, 24. Bunsen übersetzt in buchstäblichem Anschluß an den hebräischen Text: Und Henoch wandelte mit Gott, und war nicht mehr; denn Gott hatte ihn hinweggenommen. Aber „wandeln mit Gott" ist nicht gewöhnlich in deutscher Sprache, und „er ist nicht mehr" heißt im Deutschen: er ist gestorben, was Moses aber nicht sagen wollte. Darum ist Luthers freiere Uebersetzung doch deutscher, wahrer und schöner; sie lautet: dieweil Henoch ein göttlich Leben führte, nahm ihn Gott hinweg und ward nicht mehr gesehen.**) Dieß letzte besonders ist so zart und schön, daß Göthe nicht

*) Haec distinctio lumen universae scripturae. Melanchthon, Loci theoll.

**) Die Vulgata hat: non apparuit, die Septuaginta: οὐχ εὑρίσκετο.

umhin gekonnt, es in seine Poesie aufzunehmen, indem er sein Gedicht vom Fischerknaben schließt: halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehen. Umgekehrt soll im N. T. Luthers wortgetreue Uebersetzung von Matth. 5, 13.: „wenn aber das Salz dumm wird," nach Bunsen freier und besser durch: abschmeckig wird" übersetzt werden. Ob dieß nicht abgeschmackt? s.

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins der Provinz Sachsen.

Die am 13. und 14. April in Gnadau gehaltene Frühjahrsversammlung des Vereins wurde nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebet von dem Vorsitzenden, Superintendenten Westermeier, mit Vorlesung von Ps. 51. eröffnet. Er bemerkte darauf, er habe diesen ganzen Bußpsalm darum verlesen, daß wir denselben bei dem Anfang dieser unserer Versammlung recht bußfertig mit beteten, er wolle die Brüder eben insbesondere auf den 19. und 20. Vers hinweisen, in welchem der wahre Zusammenhang zwischen dem Bau an Zion und der rechten Buße so nachdrücklich vor unsere Augen trete. Wir kommen aber her von der angestrengtesten Arbeit des Baus. Wir tragen die Spuren der Marterwoche noch an uns, wie der Auferstandne seine Wunden. Diese Woche habe ihren Trost gehabt, nicht bloß aus den Wunden Jesu, sondern auch an der endlichen Hinführung unserer mit saurer Arbeit zubereiteten Confirmanden zum Tische des Herrn, in der ungewöhnlichen Menge derer, die sich um Kanzel und Altar zu dieser Zeit gesammelt. Aber wie bald werde die Freude zum Leid und zur Marter, wenn wir den wahren Herzenszustand jener, wie dieser, im Lichte des göttlichen Wortes ansehen. Ob wir es uns denn verhehlen könnten, daß viele Eltern ihre Kinder weder zur Taufe, noch zur Confirmation gebracht haben würden, wenn nicht das bürgerliche Gesetz und die herrschende Sitte sie dazu getrieben? Wenn wir überdies bedächten, wie die Taufe von Eltern und Pathen behandelt, welche Aergernisse die armen Kinder in der Gemeinde umgeben, wie wenig oft in der Schule selbst der Same der Wiedergeburt bei jenen gepflegt worden, wie sie meist ganz unbekehrten Herzens, ohne daß sie es verständen und bedächten, was sie thäten, dann die Gelübde ablegten; wenn wir vollends uns vergegenwärtigten die Lebensgeschichte unserer Confirmanden nach zehn, zwanzig oder dreißig Jahren, wie wir unter ihrer Zahl so viele tief gefallene Sünder, Feinde des Kreuzes Christi, ja Verbrecher müßten sehen: welch eine Marter für das blutende Herz des treuen Seelsorgers! Und wenn wir daneben nun betrachteten die vielen Hunderte, welche in dieser Woche zum Tische des Herrn kämen, welche verhältnißmäßig noch die Besten der Gemeindeglieder wären, denn eine größere Zahl in umfangreichen Stadt- und Landgemeinden habe auch dies letzte Band noch zerrissen, das sie an die Kirche gefesselt, — unter diesen Besten wie müßten wir da sehen Ungläubige, Geizige, Betrüger, Hurer, Ehebrecher, Sünder aller Art — ein treuer Seelsorger thäte, was er könnte, zu wehren, wie viel aber vermöchte er zu thun bei dieser Menge? — auch hier überall Marter für das arme gequälte Herz des rechtschaffenen Beichtvaters! Und das sey nur die Geschichte Einer Woche aus seinem Amtsleben! Wenn er nun alle Wochen, Monate und Jahre desselben sich vergegenwärtige, wenn wir alle Erfahrungen, die wir in dieser Zeit durch unser Amt gemacht, uns vor das Auge stellten: welch ein grauenvolles Bild von der Verwüstung Zions trete uns da entgegen! Ehe wir zu der Bitte kommen könnten: „Thue wohl an Zion nach deiner Gnade, baue die Mauern Jerusalems!" müßten wir doch gewiß erst darbringen die Opfer eines geängsteten Geistes, eines geängsteten und zerschlagenen Herzens und müßten uns mit Jeremia setzen unter die Trümmer der zerstörten Stadt Gottes und mit ihm die große Klage unter vielen Thränen erheben, die er thue Klagelied Jer. 2, 1. 3. 4. 6. 7. 11. 12. Und wohl uns, wenn wir diese Opfer Ihm darbrächten, denn es seyen die Opfer, die Ihm gefallen! Denn Er, der Hohe und Erbabene, der in der Höhe und im Heiligthum wohne, wohne bei denen, die zerschlagenen Herzens und gedemüthigten Geistes seyen. Aber gebaut werde Zion auch durch diese noch nicht, diese Opfer seyen indeß die Bedingung alles gottgefälligen und allein wirksamen Bauens. Der Glaube sey es vor Allem, der da baue. Der Glaube, der sich gründe auf den köstlichen Eckstein, den Gott zu Zion gelegt, Jesum Christum, wahren Gott und Menschen, um unserer Sünde willen dahin gegeben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket, den einigen Helfer und Heiland aus Sünd und Tod. Was an Zion in Wahrheit gebauet sey, sey durch ihn gebauet. Er habe es aber nur in so weit gethan, als es ein lebendiger Glaube gewesen sey, aber ein solcher war er nur, wenn er wurzelte in der wahren Buße. Erst, wenn wir Gott darbrächten die Opfer, die Ihm gefallen, die Opfer des geängsteten und zerschlagenen Herzens, gefiel es Gott, den lebendigen Trost der Vergebung der Sünden uns zu schenken, und damit das Leben und die Kraft, die aus Glauben Glauben schafft, der Todte erweckt und also bauet aus lebendigen Steinen das geistliche Haus, so daß Kalk und Steine zugerichtet würden, daß Jerusalem wieder gebauet werde. Dieses Bauen ist aber eine gemeinsame Arbeit. Es soll der Leib Christi erbaut werden, der aus vielen Gliedern zusammengefüget ist. Wie an jedem Bau viele Arbeiter sind und hat jeder Arbeiter dabei sein Amt und Geschäft, so hat Gott auch seinen Bauleuten mancherlei Gabe, Einsicht, Stellung und Kraft dazu gegeben, daß einer dem andern Handreichung thue; und besonders, wenn viel zu bessern und zu bauen ist, wenn die Samariter von allen Seiten herankommen, um den Bau zu hindern: so thut es noth, daß sie in geschlossenen Reihen bei einander stehen, und in der Einigkeit des Sinnes und in der wahrhaftigen Liebe für des Hauses Bau wachen, beten und arbeiten. Wie der Glaube, so wurzelt diese wahrhaftige Liebe aber nur in der rechten Buße. Wo dies Opfer fehlt, und das Herz ungebrochen, sicher und stolz ist, wird jeder nur auf das Seine sehen, seine Arbeit für die allein rechte, wohlgefällige und nothwendige erachten, auf den Andern herabsehen, und es wird Streit und Krieg unter den Arbeitern entstehen; der Feind wird die Uneinigkeit benutzen, um Parteiungen zu machen, und so wird der schöne Bau schmählig gehindert werden. Wo aber lauter gebrochene Herzen sind und man unter Thränen den Schutt wegräumt und Kalk und Steine herzubringt, auch weiß, daß, wo der Herr nicht das Haus bauet, umsonst arbeiten, die daran bauen, werden alle Bauleute aus Einem Herzen unaufhörlich seufzen: Thue wohl an Zion aus Gnaden! Aller Augen werden allein auf den himmlischen Baumeister schauen, Seinen Wink und Befehl, und mit Vergessenheit alles eignen Zwistes, wird einer den andern trösten, ermuntern, ihm helfen, alle werden gerüstet gegen den gemeinsamen Feind stehen, und so wird der Bau ungehindert wachsen, die zerfallenen Mauern Jeru-

salems werden wieder erstehen zur Ehre des Herrn, zur Lust derer, die Zion lieb haben. Weil wir nun wieder hier sind, so schloß die Ansprache, an den zerfallenen Mauern Zions zu bauen, so lasset uns vor Allem bedenken, daß wir's nicht können ohne den Herrn und deshalb von Grund des Herzens gemeinsam bitten: Thue wohl an Zion aus Gnaden! Damit wir aber seiner Gnade versichert seyn, lasset uns darbringen die Opfer, die Ihm gefallen. Der Herr ist bisher mit uns gewesen und hat seine Gnade bei uns seyn lassen in dem lieben Gnadau, weil diese Opfer eines geängsteten Geistes und eines geängsteten und zerschlagenen Herzens Ihm hier nicht gefehlt haben, und wenn der böse Feind uns auch manchmal versucht hat, so hat der Herr uns wieder zurecht gebracht. Darum lasset uns Gott recht inbrünstig bitten, daß er auch dies Mal den Geist der rechten Buße uns schenke; lasset uns dahin sehen, daß wir nicht andere Opfer höher achten, als dies ihm vor allen wohlgefällige Opfer, lasset uns das eigenwillige hochfahrende Herz brechen an dem Gedächtniß der eignen und allgemeinen Noth, Gefahr und Jammers in Zion, damit wir den Trost Seiner Gnade mit rechtem Ernst suchen, im lebendigen Glauben ergreifen, in diesem lebendigen Glauben an unsern einigen Heiland und Helfer zusammen stehen, und in der Einigkeit des Sinnes, herzlicher Demuth, wahrhaftiger Bruderliebe zusammen wirken und arbeiten an dem Bau der himmlischen Stadt, durch unsere Uneinigkeit dem Feinde nicht zu Spott werden und daran gedenken wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen, denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich. Amen.

Aus dem Bereiche der innern Mission, deren Angelegenheiten zu Anfang der Versammlung stets berathen zu werden pflegen, war die Sorge für die Gefangenen dies Mal zum Gegenstand der Besprechung gewählt worden, und Pastor Viol aus Eilenburg, welcher längere Jahre Strafanstalts-Geistlicher gewesen, hatte auf unsere Bitte den einleitenden Vortrag übernommen, der eben so lehrreich als erwecklich für uns war. Er ging davon aus, daß das Wort des Herrn: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr seyd zu mir gekommen" die allereigentlichste Bedeutung habe, und daß dasselbe die Kirche und ihre Diener sich vor allen gesagt sein lassen müssen. Man habe wohl die Meinung, diese armen Gefangenen seien hinter ihren Mauern wohl aufgehoben, man betrachte sie als Leute, die auf ganz andere Art und Weise, die durch ganz andere Mittel müßten gebessert werden, als die übrigen Christen, aber sie seien auch nur Sünder, wie die andern, sie seien auch an Christum gewiesen, als den einigen Helfer und Heiland, wie sie, und wenn den Dienern Gottes befohlen, sie sollen auf die ganze Heerde acht haben, so seien diese gewiß nicht ausgeschlossen; darum habe die Kirche die heilige Pflicht auf sich, gerade auf diese elendesten, kränksten, und verderbtesten ihrer Glieder die meiste Acht zu haben, und sich Eingang zu ihnen im Namen des Herrn, der sie erlöset, zu verschaffen. Allerdings haben Staat und Kirche in den Gefangenanstalten ein gemeinsames Gebiet, obwohl streng gesondert. Der Staat wolle die strenge Ausführung des Gesetzes, die Kirche suche die Wirkung der göttlichen Gnade an den Gefangenen. Wolle die staatliche Gewalt die Besserung auf sich nehmen, so werde sie Heuchler erziehen, umgebe sich die Kirche mit polizeilicher Gewalt, so erzeuge sie verbitterte Gemüther. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sei eine regere Theilnahme für die armen Gefangenen erwacht; weil aber in der Kirche das Glaubensleben erstorben, habe der Staat von ihr keinen

Rath und keine Hülfe zu erwarten gehabt, deshalb habe er allein die Sorge für die Gefangenen auf sich genommen, und es sei ja sehr anzuerkennen, wie viel er für sie gethan. Wenn dessenungeachtet er so wenig die hohe Aufgabe der sittlich religiösen Besserung der Gefangenen gelöset, so sei zu fragen, worin der Grund davon liege. Im Jahre 1850 sei ein allgemeiner Nothschrei erschollen, daß unsere Strafanstalten nur Hochschulen der Verbrecher und anstatt Besserungs- nur Böserungsanstalten seien, und dieser Nothschrei habe den Evangelischen Oberkirchenrath zu einer Bitte an das Ministerium des Innern veranlaßt, es möge eine Commission zur Untersuchung der vorhandenen Schäden und zur Berichterstattung über die Mittel zur Verbesserung derselben niedersetzen. Ref. habe zu dieser Commission gehört und auf Grund persönlicher Anschauung und Erfahrung habe er 1855 einen umfangreichen Bericht erstattet, in dem er mit aller Freimüthigkeit die Wurzel des Schadens bloßgelegt und seine Reorganisationsvorschläge gemacht. Die Wurzel des Schadens liege, mit einem Worte, in der Herrschaft des bis jetzt für die Strafanstalten geltenden Rawiczer Reglements vom 4. Nov. 1835. Diese liegt als ein schwerer Bann auf dem gesammten preuß. Strafanstaltwesen und diesen zu lösen und das darin herrschende Princip zu brechen, sei eines jeden Beruf, der den Herrn, seine Kirche und die armen Gefangenen wirklich lieb habe. Der erste Paragraph jenes Reglements charakterisire die preuß. Strafanstalten als Straf- und Besserungsanstalten, und §. 2. laute dann wörtlich so: „Für die Erreichung beider Zwecke und für die Verwaltung aller in Bezug darauf in der Anstalt getroffenen Einrichtungen ist eine besondere Behörde eingesetzt, welche den Titel: Direction der Strafanstalt führt und von Einem Beamten in der Person des Directors repräsentirt wird. Als Organe für die Bearbeitung resp. Besorgung der einzelnen Geschäftszweige sind unter ihnen noch zwei Inspectoren und ein Büreaugehülfe, desgleichen ein Geistlicher für die katholischen und ein zweiter für die evangelischen Sträflinge; ferner ein Arzt und Unterarzt angestellt." Hieraus erhelle, daß dies Reglement den Straf- und Besserungszweck in dem Maße vermische, daß es die Erreichung beider Zwecke sogar in Eine Hand lege, in die unrechte Hand des weltlichen Directors, wodurch der Geistliche, der doch von Rechts wegen Organ des Heiligen Geistes und der Kirche sein sollte, in eine solche Abhängigkeit von jenem gesetzt werde, daß ihm die Hände überall gebunden, und hier die Abnormität einer vollständig büreaukratischen Kirche zum Vorschein komme. Dies sei der Hauptschaden unserer Strafanstalten. Gerade durch die Vermischung des Straf- und Besserungszwecks sei eine ungeheure Macht in die Hand des Directors gegeben, wie sie kein anderer Staatsbeamter habe, denn er entziehe sich jeder Controlle unter dem sichern Schilde des sittlich-religiösen Besserungszwecks, er sei eben so infallibel, wie der Papst und habe auch die zwei Schwerter in der Hand, das geistliche und das weltliche; zur Rechten die weltlichen Inspectoren, zur Linken die Geistlichen, dazu das Heer von Straf- und Besserungsmitteln, welches zu seiner freien Verfügung stehe! Werde nun vollends bei der Wahl eines solchen autokratischen Directors nicht nach seiner christlichen Qualification gefragt, so sei diese Macht einem Mißbrauch ausgesetzt, dessen Folgen gar nicht zu berechnen seien. Jeden Falls trage sie den unlösbarsten Widerspruch in sich selbst. Denn in eben dem Maße, als der Director die Spitze des weltlichen Schwertes zeige, werde die Schärfe des geistlichen stumpf; was könne man von

einer Besserung halten, welche unter dem Drucke der knechtischen Furcht zu Stande gebracht worden? Und was müsse sich der arme zum Object der Besserung gemachte Sträfling von seinem, nur Gott verantwortlichen Straf- und Besserungs-Director gefallen lassen, dem alle erdenklichen Mittel, auch alle Straf- und Zwangsmittel zu diesem Besserungszwecke zu Gebote stehen! Unter diesen Umständen sei ja aber wirklich der Kirche und ihren Dienern kein Vorwurf zu machen, wenn der intendirte Zweck aller Strafanstalten so wenig erreicht werde. In dem engsten Raume einer solchen begegnen, berühren, durchkreuzen und bekämpfen sich die ungöttliche Weltmacht und das geistliche Amt, wie sonst nirgends. Der Geistliche sei fast ganz isolirt von dem Organismus der Kirche, und überall gehemmt durch den ihm vorgesetzten Director, und oft dann am meisten, wenn er es wohl meine. Ref. erzählte, wie er durch Jahre lange Bemühung das Vertrauen eines Verbrechers endlich gewonnen. Er sei über die Zeit des Schließens bei ihm in der Zelle geblieben: das sei aufgefallen und dem Director gemeldet. Der habe ihn nach der Ursache gefragt, und er habe, obwohl nur ganz im Allgemeinen, von dem Vorgefallenen ihm Mittheilung gemacht. Der wohlmeinende Director habe dem Gefangenen seine Freude zu erkennen gegeben; als Ref. andern Tages aber zu diesem in die Zelle getreten, habe dieser mit Entrüstung ihm vorgeworfen, daß er ihn verrathen, und nie sei das vorige Vertrauen zurückgekehrt. Es sei mit den Gefangenen gerade wie mit schwer Verwundeten, sie vertragen nur die zarteste Berührung. Daher könne nur die Liebe Christi sie heilen und retten, welche die Kirche ihnen bringe. Diese aber sei durch jenes Reglement wirklich aus den Strafanstalten verbannt. Es sei eine Connivenz der hohen weltlichen Behörden, wenn ein Superintendent oder eine General-Kirchenvisitation in die Anstalten eindringen dürfe. In Görlitz habe der Strafanstaltsdirector auf Grund seines Reglements dieser wirklich den Eintritt in die Anstalt verwehrt. Die dem Director unterworfene Anstaltskirche sei aber eine Kirche kaum zu nennen, und es sei kein Wunder, daß die entlassenen Gefangenen nicht kirchlicher aus der Anstalt zurückkehren, denn die Kirche, die sie in dieser gefunden, haben sie nicht können lieben lernen. Uebrigens sei ja dem Staate aus der Einführung jenes Systems kein Vorwurf zu machen, denn die Kirche habe ihre Pflicht versäumt, sie habe ihren Rath und ihre Hülfe nicht angeboten und das „Nöthige sie herein zu kommen" vollends vergessen. Aber wahr sei es, während die Kirche im Schlafe lag, hat der Feind das Unkraut gesäet. Nun aber sei es an der Zeit, daß die Kirche sich aufraffte, um ihre Schuldigkeit zu thun und das heilige Anrecht, das sie an die armen Gefangenen hat, geltend zu machen. Es habe durch die Fortschritte, welche in der äußern Einrichtung der Gefängnisse geschehen seien, und durch Erfahrungen, welche man von der Unzulänglichkeit aller andern Besserungsmittel gemacht, der Boden für die Wirksamkeit der Kirche geebnet werden müssen. Unter welchen äußern Bedingungen die Heilskräfte der Kirche am wirksamsten sein möchten, ob in der Isolirung oder im Gemeinschaftsleben der Gefangenen, bleibe immer noch eine offne Frage; das aber stehe fest, daß die von Gott für alle Menschen verordneten Heilmittel des natürlichen Verderbens auch keine andern für die Gefangenen seien; und wo diese am treusten angewandt würden, da sei die meiste Hülfe zu schaffen. Ref. habe seine Stimme gegen das herrschende System, welches die freie Entfaltung dieser Heilmittel so entschieden hindere, erhoben; weil aber die Stimme des Einzelnen leicht verhalle, so müssen alle, welche die armen Gefangenen lieb haben, vor allen die Diener der Kirche, mit eintreten. So haben wir nun zuvörderst die große Schuld der bisherigen Versäumnisse zu erkennen, und haben bei der allgemein kirchlichen Fürbitte: „Wende die Augen deiner Barmherzigkeit auf alle, die deinen Namen bekennen, dermalen aber noch unter dem Joche der Ungläubigen seufzen; sei insonderheit allen denen gnädig und barmherzig, die mit uns denselben theuern Glauben empfangen haben, daneben aber noch in vieler Gefahr, Noth und Verfolgung leben" besonders der armen Gefangenen unter dem Druck des jetzigen Systems zu gedenken. Dann wenden wir der hochwichtigen Sache gewiß immer mehr unsere Theilnahme zuwenden, auch kein Mittel unversucht lassen, in weitern Kreisen die Theilnahme dafür zu gewinnen, damit von der gesammten Kirche und ihren höhern und niedern Organen das Recht und die Pflicht derselben an den armen Gefangenen geltend gemacht, und das herrschende unkirchliche Princip mit der Wurzel ausgerottet werde. Dann werden wir auch mit erneuter und verdoppelter Treue uns der Entlassenen annehmen, damit diese verlornen Schafe dem guten Hirten wieder zugeführt werden.

Es verfehlte dieser Vortrag, der den Brüdern zum Theil so viele neue Gesichtspunkte über den vorliegenden Gegenstand eröffnete, nicht seines Zwecks, und wenn sich auch, vornämlich aus Mangel an Zeit, keine eingehendere Besprechung daran schloß, so wird das Wort des Bruders seine Frucht tragen, und es wird den armen Gefangenen zu Gute kommen in der innigen Theilnahme, welche wir ihrer dermaligen Lage zuwenden, und in der größeren Treue, mit welcher alle, und besonders die Brüder ihnen nachgehen, welche mit der Sorge für sie von Amts wegen betrauet sind. Der Wunsch wurde nur noch lebhaft ausgesprochen, daß die gesetzliche Anordnung getroffen werden möchte, daß alle Gefangenen, auch die, welche aus kurzer Haft entlassen worden, dem Geistlichen angezeigt und veranlaßt würden, sich ihm vorzustellen.

Hiernach folgte noch ein kurzer Vortrag des Herrn Pastor Ahrendts aus Brumby, welcher die Errichtung von Lesevereinen für die Gebildeten empfahl, welche sonst den verderblichen Einflüssen der schlechten Literatur eben darum viel mehr ausgesetzt seyen, als das Volk, weil sie mehr läsen, als dieses. Er stattete Bericht ab über einen solchen Verein, den er selbst ins Leben gerufen, und der, wie Schreiber dieses selbst bezeugen kann, höchst zweckmäßig eingerichtet ist, und viel Nutzen und Freude gewährt. Ref. gab ein längeres Verzeichniß von Schriften, welche sich für einen solchen Verein eigneten, und nannte Namen, wie Riehl, Huber, Caspari, Alban Stolz, Glaubrecht, Schubert, Stöber, Jeremias Gotthelf, Conscience, Hesekiel u. a. m.

Nachdem nun eine Pause eingetreten war, versammelten die Brüder sich wieder am Nachmittage und nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebete sagte der Vorsitzende, es sey schon oft der Wunsch laut geworden, daß der theuern Brüder, welche der Herr aus unsere Mitte heimgerufen, ausführlicher gedacht werde. Nun habe es

dem Herrn gefallen, einen Bruder, der noch bei unserer letzten Versammlung unter uns war, den wir alle so lieb gehabt, und der zu den Gründern unsers Centralvereins gehörte, den Superintendenten Rathmann in Cracau, aus der streitenden in die triumphirende Kirche durch einen seligen Tod zu versetzen, und er habe den Bruder desselben, Pastor Rathmann in Wernigerode, gebeten, seines Namens Gedächtniß unter uns zu feiern. Er that es, in der Fülle der bewegtesten brüderlichen Liebe, aber so, daß nur der Ruhm der göttlichen Gnade erscholl. An dem theuern Abgeschiedenen habe sich so ganz das Wort erfüllt: Er ist vom Tode zum Leben durchgedrungen. Als er geboren sey, habe der Vater zur Mutter gesprochen: „Wieder ein Sohn, aber er ist todt!“ Aber er lebte zur Freude der Eltern. Aber seine Seele war doch todt, allein die ewige Liebe gab ihr das Leben in dem Bade der Wiedergeburt. Als ein getauftes Christkind war er wie ein Königskind, dem die Krone zufällt, obgleich es davon nicht weiß. Aber die Taufgnade offenbarte sich in ihm, es war, als ob er zu denen gehörte, welche in derselben geblieben. Er war wie ein wandelndes Gewissen unter den Gespielen der Jugend. Aber es war damals eine Zeit, wo man der Taufgnade wenig gedachte; die Stadt Gottes lag damals wüste. Doch bald regte sich ein Frühlingsleben, das war die Zeit unserer spätern Jugend, sagte der liebe Bruder weiter, wir haben mit einander gute Perlen gesucht, haben es bald hier, bald dort gesucht; wie wir aber die Eine köstliche Perle gefunden, haben wir alles andere verkauft. Gott hat uns unsere Sünden gezeigt, es war mir, als hätte er uns alles gesagt. Wir sind recht traurig geworden, wir erkannten nicht allein unsere Sünden, sondern auch unsere Sünde. Das war unser Charfreitag, wir haben Ihn für uns bluten sehen, aber wir sind in seine ausgebreiteten Arme gefallen, der mitleidige Hoheprieſter hat uns angesehen und uns aufgehoben. O ich sehe ihn noch, meinen theuern Bruder, wie er da so selig war! Da hat er sein Ostern gehalten, da war es, wo er wieder vom Tode zum Leben hindurch gedrungen. Und dies Leben hat sich dann überall, vornämlich in seinem Amte offenbart. Der Diöcesanen einer schrieb: „Unser lieber Superintendent hat uns alle mit großer Liebe geweidet, allen war er ein Vorbild, die Seele unserer Genossenschaft.“ Sein Ende ist bald gekommen. An seinem Geburtstage hat er sich auf das Todtenbette gelegt. Am Morgen hat er noch zwei Mal gepredigt. Dann war Tod und Leben immer neben einander, und er hat noch eine Marterwoche gehabt. In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag hat er sich viel vorsingen und vorlesen lassen aus dem Worte des Lebens. Am Sonntag hat er großes Verlangen nach dem heil. Sacramente gehabt. Wie er seine Gemeinde immer auf dem Herzen getragen, so hätte er es gern mit dieser gefeiert. Ihm sollte es sein Beichtvater, ein anderer Bruder der Gemeinde reichen. Am Sonntag Abend begehrte er, daß man ihm singe sein Lieblingslied: Jerusalem, du hochgebaute Stadt ꝛc., dann: Laßt mich gehen, laßt mich gehen ꝛc. Da tritt sein Beichtvater ein, dem beichtet er, wird von ihm absolvirt und gespeist mit Christi Leib und Blut und in Kraft derselbigen Speise geht er nicht 40 Tage und Nächte, sondern tritt die große Reise in die Ewigkeit an, um zu seines Herrn Freude einzugehen; und ist so recht vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Wir aber wollen bitten, daß wir ihm nachdringen, auf daß auch wir leben, wie er lebet. Amen. Wir sangen darauf: Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir ꝛc.

Dieser Scheidegruß an einen der alten Freunde, welcher des Vereins Wohl und Wehe auf treuem Herzen getragen, seine ganze

Geschichte fast von Anfang an mit erlebt, seine Erquickungen von dem Angesichte des Herrn mit erfahren, seine Kämpfe mit gestritten, und vor allem die lieblichen Tröstungen aus der Fülle der ungetrübten brüderlichen Liebe mit gekostet, hatte gerade an dieser Stelle etwas Prophetisches. Nachdem die letzten Worte des angestimmten Liedes verklungen waren: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“ trat ein Bruder mit einem Antrage hervor, und es schlossen sich an denselben Vorgänge, welche dem ganzen Verein, wenigstens in seiner bisherigen Eigenthümlichkeit, thatsächlich den Scheidegruß gebracht haben, und wir wünschen im Aufblick zu dem Herrn, dessen Wege unerforschlich, aber allezeit richtig sind, und in aufrichtiger Ergebung in seinen guten und gnädigen Willen, von Herzensgrunde, daß von ihm auch gesagt werden könne: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“ Aber wie es keinem Vater oder Freunde verdacht werden kann, wenn er an dem Grabe des geliebten Kindes oder Freundes, woran er seine Lust gehabt, eine Thräne weint, so mag es wenigstens der kleinen Zahl der alten Freunde dieses von dem Herrn mit sonderlicher Liebe gepflegten und gesegneten Vereins nicht verargt werden, wenn sie bei solcher Veranlassung auch eine Thräne seinem Andenken weihen, und um so mehr, da sie nicht wissen, ob die neue Zeit, von deren Anbruch dieser Tod auch nur ein Zeichen ist, wirklich eine bessere Zukunft bringen wird.

Um die eingetretenen Vorgänge recht zu verstehen und zu würdigen, müssen wir einen kurzen Rückblick in die Vergangenheit des Vereins thun. Es wird den meisten Lesern bekannt seyn, daß der Verein im Jahre 1826 entstand. Die wenigen, über eine weite Strecke unserer Provinz zerstreuten gläubigen Pastoren suchten einen Mittelpunkt, wo ihre Herzen sich durch nähere Aussprache zusammen finden und im gemeinsamen Gebete zu den hohen Aufgaben ihres Berufes sich stärken möchten. Sie fanden ihn in Gnadau, in der Gemeinde, welche die Liebe Christi über alles setzt; und in der allerersten Zeit waren wir so sehr Eins mit derselben, daß wir mit den Vorstehern derselben, die nie bei unsern brüderlichen Besprechungen fehlten, zusammen ein Liebesmahl genossen, das uns die Gemeinde reichte. Wir sahen uns alle Jahr nur ein Mal auf wenige Stunden, es wurde für diese einfachen Zusammenkünfte nichts vorbereitet, einer der Brüder, in der Regel Pastor Uhle aus Helbra, leitete wohl die Besprechung, aber es waren nur anspruchslose Mittheilungen über wichtige Amtserfahrungen, Fragen, wie man hie und da sich zu verhalten habe, am liebsten Austausch von innern Herzenserfahrungen, wie denn alles, was wir unter einander redeten, von einer Beziehung auf das innere Leben getragen und immer erbaulich war. Die Herzen fanden sich da wirklich; es war ein liebliches Leben in dem Herrn, und wenn irgendwo der 133. Psalm erfahren worden ist, so war es in diesen Zusammenkünften; da fiel es wie der Thau von Hermon auf die in der zartesten Liebe Christi vereinigten Herzen, da spürte man Segen und Leben vom Herrn immerdar. Denn von denselben ging immer eine sonderliche Kraft aus, den nächsten Sonntag predigte man gewiß ganz anders, wie sonst. Und kaum war man heimgekommen, so sah man schon wieder zur nächsten Zusammenkunft hinaus, als einem hellen Lichtpunkt. Seitdem eine Eisenbahn Gnadau mit fernen Orten näher verknüpfte, wurde die Anzahl der besuchenden Freunde wohl größer, aber die frühere Art und Weise blieb doch, und die brüderliche Liebe wurde um nichts gemindert. Erst im Jahre 1842 wurde die Form des Vereins eine andere. Es sollten nicht blos die nach Gnadau kommen, deren Herzen ganz einverstanden waren, es sollten auch noch ferner stehende Brüder herangezogen werden; der

Verein sollte eine breitere Grundlage haben; er sollte nicht mehr Mittelpunkt seyn bloß für die bekannten Liebhaber Jesu, sondern für alle, welche dem Glauben von Herzen zuneigten und in denen das neu erwachende Leben der Kirche sich regte. Es sollte daher ein kirchlicher Centralverein für die Provinz Sachsen seyn. Der Aufruf dazu fand Anklang und es erschienen am 12. Okt. 1842 in Gnadau wohl 150 Pastoren, während die erste Versammlung des Vereins im Jahre 1826 noch nicht 20 zählte. Man fühlte wohl, daß die Zeit eine andere geworden war. Das zeigte sich besonders bei Berathung der Statuten des zu bildenden Vereins, zu denen ein Entwurf vorgelegt wurde. Es entstand ein lebhafter Kampf darüber, wie der Verein sich zur Confession zu stellen habe. Wir können hier nicht in die Einzelnheiten tiefer eingehen, aber es ist für das Verständniß der Lage der Sachen wichtig, daß wir hier die Statuten vollständig mittheilen, welche aus den mit großem Eifer geführten desfalsigen Verhandlungen hervorgegangen sind. Hier sind sie:

§. 1. Es ist in der Provinz Sachsen ein Verein evang. Geistlicher zusammengetreten, unter dem Namen: „kirchlicher Centralverein in der Provinz Sachsen."

§. 2. Zweck des Vereins ist gegenseitige Stärkung der Glieder im Glauben und Förderung des evangel. kirchlichen Sinnes und Lebens überhaupt.

§. 3. Zu diesem Zwecke beabsichtigt der Verein, theils die in der Provinz schon bestehenden Lokal-Prediger-Vereine, theils die noch zu bildenden zu einer Einheit zu verbinden.

§. 4. Der Verein bekennt sich freudig sowohl zum formalen Prinzipe der Evang. Kirche, nämlich der Lehre der heiligen Schrift als höchsten und entscheidenden Autorität in Glaubenssachen, wie auch zu dem materiellen, der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, den Heiland der Welt, und weiß sich dadurch in wesentlicher Uebereinstimmung mit den Bekenntnißschriften der Evang. Kirche, insbesondere der Augsburgischen Confession.

§. 5. Mitglieder des Vereins sind Alle, die auf diesem Grunde sich zu dem §. 2 genannten Zwecke dem Verein anschließen, mögen sie in unserer Provinz oder außer derselben, im Inlande oder Auslande wohnen.

§. 6. Die Leitung der Angelegenheiten des Vereins besorgt ein aus seiner Mitte gewählter Ausschuß, der aus einem Präses, dessen Stellvertreter, dem Schriftwart und dem Kassenführer besteht, von denen der Präses wie die letztern sich je zwei Gehülfen wählen.

§. 7. Der Ausschuß, der sich zur Berathung über die Vereinsangelegenheiten von Zeit zu Zeit versammelt, wird sich besonders die Bildung von Zweigvereinen angelegen seyn lassen. Diese haben von ihrer Wirksamkeit dem Vorstande die nöthigen Mittheilungen zu machen.

§. 8. Jährlich versammelt sich der Verein wenigstens einmal. Auf jeder Versammlung wird Ort und Zeit der nächsten Zusammenkunft durch Beschluß der Mehrzahl festgestellt. In dringenden Fällen hat der Präses das Recht, außerordentliche Versammlungen zu berufen.

§. 9. Diese Versammlungen sind dazu bestimmt, die Zwecke des Vereins betreffende Propositionen gemeinsam zu berathen und eventualiter geeignete Maßregeln zu beschließen. Jedoch bleibt es jedem Mitgliede unbenommen, falls er sich nicht von der Zweckmäßigkeit der erwählten Maßregeln zu überzeugen vermag, sich von der Ausführung derselben auszuschließen, ohne daß er deßhalb aufhören müßte, Mitglied des Vereins zu seyn.

Die Geschichte dieses alten Gnadauer Vereins in neuer Gestalt liegt in diesem Blatte vor; so viel wir wissen, ist in der Ev. K. Z. über eine jede seiner Versammlungen, deren er jährlich immer zwei gehalten hat, ausführlicher Bericht erstattet. Die Größe der Versammlungen machte allerdings eine strengere Ordnung in den Berathungen nöthig; die zu haltenden Vorträge wurden gehörig vorbereitet, die Discussion geregelt, aber im Grunde hatte sich der Geist, der in dem alten Verein einheimisch geworden, auf den neuen vererbt. Dieser blieb doch der Mittelpunkt für alle, die den Herrn Jesum von Herzen lieb hatten, und die Liebe Christi höher achteten, denn alles, Gnadau blieb Gnadau. Je weiter das kirchliche Bewußtseyn sich entwickelte, desto lebhafter wurde ganz natürlich das Verhältniß zur Confession erörtert; wir haben mehrere Jahre hindurch die Augustana selbst zum Gegenstande unserer Besprechung gemacht; es fehlte nicht an solchen unter uns, welche mit aller Entschiedenheit das Recht der Confession in allen seinen Consequenzen verfochten; wir wurden von dem damaligen Triglaffer Verein gedrängt, uns ganz und ungetheilt auf die Confession zu stellen, aber es kam nicht dazu. Nicht etwa, weil es dem Verein an innerer christlicher Entschiedenheit fehlte; in dem Kampfe gegen das grassirende Lichtfreundthum hat er seinen Mann gestanden; Gnadau und Köthen war die Parole für Christum und die Welt; und wer es nicht treulich mit Christo hielt, kam nicht nach Gnadau, wie auch heute noch nicht. Aber man fühlte, wie unter den Liebhabern Christi in Ansehung der Confession noch ungelöste Differenzen seyen, und wollte die Brüder doch nicht lassen. Es wurde ehrlich aus dem Herzen geredet, es kam manch Mal zu hartem Kampf, aber immer siegte die Liebe Christi, weil sie eine Wahrheit in den Herzen war, und immer fügten sich zum Schluß die Herzen, wie die Hände zusammen zu neuer Liebe und neuer Treue gegen Ihn, den Mann der Schmerzen, der uns mit seinem Blute besprenget, und unter einander. Inzwischen war die Frage: ob Union oder Confession? immer brennender geworden. Es bildeten sich die lutherischen Vereine; nicht wenige der Brüder traten in dieselben ein: der lutherische Verein für die Provinz Sachsen versammelte sich in Gnadau, ehe die Sitzungen des Centralvereins begannen. Es war sehr natürlich, daß diese theuern Brüder um des Gewissens willen für die Confession gegen die Union entschiedener kämpften; es läßt sich auch nicht läugnen, daß die Zahl der Confessionellen in unserer Mitte zusehends wuchs, aber die andern waren auch da, ihre Stimme wurde auch vernommen; in den concreten Fragen, die man verhandelte, kam die Differenz stets zu Tage, aber man fühlte auch, weil alle Christum lieb hatten, daß des Gemeinsamen noch genug sey, um zusammen beten und arbeiten zu können. Indeß schienen anderweitige Berichte, welche über die Versammlungen unsers Vereins abgestattet wurden, die wahre Lage der Sachen nicht richtig dargestellt zu haben, und der Vorsitzende fühlte sich berufen, in der Eröffnungsrede der letzten Conferenz deutlicher auf den in den Statuten festgestellten gemeinsamen Grund des Vereins hinzuweisen und die Brüder zu ermahnen, auf demselben zu bleiben. Wie er bald vernahm, hatte die Art und Weise, wie er es gethan, hie und da Anstoß bei den Brüdern gegeben, obwohl er glaubte, nur schriftmäßig geredet zu haben. Dazu kam, daß der Unionsverein in Halle zu dieser Zeit zusammen trat, und daß in dem vom Superintendenten Dr. Stier unterzeichneten Aufrufe zu

der „Unionsconferenz“ unser Verein einen ziemlich harten Angriff zu erfahren hatte. Es heißt hier wörtlich: „Unsere preuß. Provinz Sachsen — darf sie wirklich, wie geschehen ist, nach Abrechnung der wenigen herkömmlich und geschichtlich Reformirten im Großen und Ganzen wieder eine lutherische Kirchenprovinz genannt werden? Hört man, was am breitesten und lautesten jetzt sich erhebt, so hat es allen Anschein dazu. Der neueste, sehr dreist und hoch einhergehende Aufschwung des strengen Confessionalismus fährt fort, die Union als so ziemlich bei Seite gethan zu behandeln. Im sogenannten Centralverein spricht und herrscht er imponirend, schreckt Andersgesinnte von jeder Theilnahme zurück.“ Woher das Dr. Stier gewußt, ist um so weniger erklärlich, als er selbst nie in Gnadau war, wenigstens hätte er so etwas nicht niederschreiben sollen, ohne zuvor von der Wahrheit sich genauere Kenntniß verschafft zu haben. Es ist dies nicht nach der Liebe geredet, die zumal von den Brüdern in Christo, zu denen er doch gewiß will gerechnet werden, nur Gutes reden und alles zum Besten kehren soll.

Das sind kürzlich die Verhältnisse, unter denen ein Bruder aus unserer Mitte, der dem lutherischen Vereine zwar angehört, aber zugleich unserm Verein aufrichtig zugethan ist und seine Versammlungen aufs fleißigste besucht hat, folgenden Antrag, der aus der Berathung mehrerer Brüder hervorgegangen war, an die gegenwärtige Versammlung stellte: „In Anbetracht, daß unser kirchlicher Centralverein der Provinz Sachsen, welcher seine Sitzungen in Gnadau zu halten pflegt, die Schätze unserer theuern lutherischen Kirche in Lehre, Cultus und Leben von Jahr zu Jahr tiefer erfaßt hat, und immer gewisser und freudiger in seinem Bekenntniß dazu geworden ist; — in Anbetracht ferner, daß sowohl durch die uns schmerzlichen Vorgänge bei der Evang. Alliance in Berlin, als auch durch die uns nicht minder schmerzliche Erklärung des Halleschen Unionsvereins der Rechtsgrund für den Besitz dieser Schätze neuerdings wieder geschwächt und angezweifelt worden ist: so halten wir es für unsere Pflicht, hiermit öffentlich und feierlich zu erklären, daß unser kirchlicher Centralverein sich in seinem Bekenntnißstand in vollkommenem Einverständniß weiß mit dem Vocations- und Confirmations-Erlaß unsers hochwürdigen Consistoriums v. 7. Mai 1854, worin die Verpflichtung enthalten ist auf die Bekenntnißschriften der Evang. Kirche, insonderheit die Augsburgische Confession, wie sie anno 1530 Kaiser Carl V. zu Augsburg übergeben ist.“

Dieser Antrag rief, wie natürlich, sehr lebhafte Erklärungen hervor, mehren Theils von solchen, welche dem lutherischen Vereine nicht angehören, aber auf der Seite der Confession stehen, dann auch von solchen, welche der Union in verschiedener Weise zugethan sind. Von jener Seite wurde gesagt, es sei ein vergebliches Bemühen, den Gnadauer Verein auf die bloße Gläubigkeit zurückzuschrauben. Es sei eine Zeit gewesen, wo er auf dieser beruhet, und man könne es begreifen, wie man mit wehmüthiger Freude auf diese Zeit der ersten Liebe zurückblicke; aber aus dem Kinde sei ein Mann geworden; die Zeit des Kampfes sei gekommen. Da in dem Halle'schen Vereine sich ein Gegensatz gebildet habe, sei es an der Zeit, die Lücken in den Statuten auszufüllen und zu erklären, ob man mit ihm gehen, oder ein anderes Ziel verfolgen wolle. D. Stier habe den Verein angegriffen. Er habe sich gebehrdet, als sei es etwas Ungeheuerliches, zu sagen: Die Kirche lehrt so und so. Man folge also dem subjectiven Belieben, man stehe auf den Persönlichkeiten. Für uns könne die Wahl nicht zweifelhaft sein zwischen dem, was die Kirche lehre und was D. Stier lehre. Unsere Kirche spreche in der Invariata. Man mache auch nur einmal Ernst mit dem vierten und fünften Hauptstücke des kleinen lutherischen Katechismus, so werde man in die Confession getrieben. Durch die Union sei ein Riß geschehen in den Vorhang von oben an bis unten aus. Es sei ein vergebliches Bemühen, ihn zuzunähen. Dagegen müssen wir protestiren. Es verstecke sich dahinter der alte Rationalismus. Unser Verein repräsentire das fortgeschrittene kirchliche Bewußtsein, die confessionelle Vertiefung; er müsse dies aussprechen, sonst höre er auf, kirchlicher Centralverein zu sein, und gehe seinem Ende entgegen. Darum soll unser Centralverein aber kein lutherischer Verein werden. Dieser fasse die lutherische Kirche als eine schon gewordene, der Centralverein sei ein Ausdruck des allmähligen Werdens und Wiederwerdens. Dies liege auch in dem gestellten Antrage, dem schließlich beigestimmt wird. Von anderer Seite wird im Ganzen die eben entwickelte Ansicht getheilt, aber es wird gewünscht, daß das Verhältniß unsres Vereins zu dem lutherischen deutlich auch ausgesprochen werde; die Union sei so rasch nicht zu beseitigen, man müsse Geduld haben, bis aus der Union die Confession werde. Noch mehr betonte dies ein anderer Bruder. Er streite zwar für die Rechte der Confession, für die Augustana, für den lutherischen Katechismus; aber er sei für die Confession in der Union und nehme keine aggressive Stellung gegen dieselbe ein. Er sei sogar für eine Sacramentsgemeinschaft. Er habe nicht geglaubt, daß unser Verein mit der Union gänzlich gebrochen habe, und habe sich so gegen andere erklärt; er müsse wünschen, daß die Brüder nicht ausgeschlossen werden, welche noch nicht so in die Confession eingewachsen seien, wie die andern. Noch ein Bruder sagte, wir stehen nicht mehr auf dem formalen und materialen Princip; es sei ein Bedürfniß vorhanden, uns bestimmt für die Kirche auszusprechen. Er erkenne in der reformirten Kirche Glaubensbrüder an, wir können mit ihnen hier in Gemeinsamkeit bei einander stehen, wir seien nicht bloß lutherische und reformirte, sondern auch gläubige Christen. Eine sehr gewichtige Stimme erhob sich und erklärte, es sei ein Antrag an den Centralverein gelangt, der in seinem Eingange auf zwei Erscheinungen der jüngsten Zeit hinwiese, die Evang. Alliance und den Halle'schen Unionsverein. Der letztere sei allerdings in provocirender Weise gegen den Centralverein aufgetreten. Es solle ein Kampf begonnen werden gegen den Confessionalismus; man habe sich sogar an die oberste Kirchenbehörde gewandt, und es sei auch eine Antwort erfolgt. An der Berechtigung, dagegen aufzutreten, fehle es nicht. Aber es sei die Frage, ob man von diesem Rechte auch Gebrauch machen müsse. Dies sei nicht immer Pflicht. Es sei edler, nicht in demselben Tone zu antworten. Wir dürfen uns des in dem Antrage abgelegten Zeugnisses freuen; und wir bedürfen eines entschiedenen Zeugnisses. Die Bedrängten seien nicht die Unirten, sondern die Lutherischen. Es liege in dem Begriff der Union, daß sie kein Märtyrerthum werde. Die Lutherischen bitten nur, daß ihr Gewissen geschont werde, obwohl sie manch Mal sich ungeschickt vertheidigt haben, da sie unsanft angegriffen wurden. Die Union ringe nach einem Ausdrucke, kein Mensch könne recht sagen, was sie sei. Aber es sei mit der Union etwas hervorgewachsen, was nicht von Menschen gemacht sei. Es gebe unirte Gemeinden. Wohin der Halle'sche Unionsverein zuletzt gelangen werde, wisse noch niemand. Er sei noch in einer unklaren Stellung. Wolle man ihn angreifen, so müsse man sehr ins Einzelne gehen. Der Bruder schlug daher vor, um alles Gehässige zu vermeiden, möge die specielle Benennung desselben im Eingange des Antrags wegbleiben. Dem stimmten nunmehr ziemlich alle folgenden Redner bei: es müsse nur in versöhnlichem sanftmüthigem Tone Antwort gegeben werden; es seien unter den Gegnern doch viele Brüder, die es mit dem Bekenntniß ernst nehmen, und man habe dort sich doch entschieden gegen den Rationalismus erklärt.

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 1. Mai. № 35.

Die Söhne Gottes und die Töchter der Menschen.

Zweiter Artikel.

Es kommt vor Allem darauf an, zu untersuchen, wie sich in dem ersten Buche Mose's das Vorhergehende zu der Deutung von den Sethiten und zu der von den Engeln verhält.

Bis dahin geht ein Zug der Frömmigkeit durch die ganze eine Hälfte des Menschengeschlechtes. Alle historischen Angaben in Betreff ihrer sind Beweise für diesen Zug. Wir erwarten, ehe die Sündfluth einbrechen kann, Auskunft darüber, was aus diesem Lebensstrome geworden. Wir fragen, wie es gekommen, daß das Leben aus Gott sich auf ein einzelnes Individuum beschränkt, daß nur Noa Gnade findet bei Gott, 1. Mos. 6, 8, er allein von Gott als gerecht erkannt wird unter diesem Geschlechte, 7, 1. Die unerläßliche Antwort auf diese Frage gibt uns Cap. 6, 1—4, wenn unter den Söhnen Gottes das fromme Geschlecht verstanden wird. Versteht man Engel darunter, so bleibt sie ohne Antwort. Der Parallelismus der beiden Geschlechter wird ein unbegreifliches Räthsel. Der durchdachte Plan, auf den bis dahin Alles führte, verliert sich, und wir erhalten statt dessen ein Aggregat zufälliger Notizen, im Widerspruche mit dem ganzen Charakter des Buches Mose's, welches ein Kunstwerk im vollsten und strengsten Sinne ist.

Augustinus in dem 15. Buche des Werkes von der Stadt Gottes redet von zwei Geschlechtern der Menschen, „das eine derjenigen, welche nach dem Menschen, das andere derjenigen, welche nach Gott leben." Wir nennen, sagt er, diese auch im mystischen Sinne zwei Städte, d. h. zwei Gesellschaften der Menschen, deren eine vorbestimmt ist ewig mit Gott zu regieren, die andere mit dem Teufel der ewigen Strafe zu unterliegen.

Der Stammvater der letzteren dieser Gemeinschaften ist Kain, an dem sich zuerst die furchtbare Gewalt darstellt, welche das mit dem Fall in die Menschenwelt eingetretene Princip der Sünde über diejenigen ausübt, die es verschmähen das einzig wirksame Gegengift, die Gemeinschaft mit Gott anzuwenden. Wenn du nicht gut bist, so spricht Gott zu ihm, so liegt vor der Thür die Sünde und auf dich geht ihr Verlangen und du sollst herrschen über sie. Die Sünde stellt sich dar als ein wildes Thier, welches vor der Thür des Herzens liegt und lauert bis sie aufgemacht wird. Dies Aufmachen geschieht, wenn die sündige Lust anschwillt: „Wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde." Aber der Mensch ist nicht willenlos unter die Sünde verkauft. Daß er über sie herrschen *soll*, zeigt, daß er über sie herrschen *kann*, nicht durch die Kräfte seiner Natur, die durch den Fall verloren gegangen sind, sondern durch demüthiges Anschließen an Gott. Aber Kain *will* nicht über sie herschen. Und so wird er durch gerechtes Verhängniß zu der Blutthat fortgerissen, die er als solche nicht wollte. Er wollte sich nicht zu Gott bekehren, und so mußte er als willenloses Werkzeug zur Realisirung der göttlichen Plane dienen, nach denen gleich in dem Anfange der Geschichte ein Denkmal der menschlichen Sünde aufgestellt werden sollte, den Gutwilligen zur Warnung und zum abschreckenden Beispiel.

„Vor Deinem Angesichte werde ich verborgen seyn" spricht Kain in C. 4, 14. Kain sollte von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen werden. Dieß lag in dem zweiten in der göttlichen Straffsentenz hervorgehobenen Momente, dem: unstät und flüchtig sollst du seyn auf der Erde. Diese Ausschließung erscheint ihm zugleich als eine Ausschließung aus der Nähe Gottes, von seinem Schutze und von seiner Fürsorge. Und das mit Recht. Das damalige Menschengeschlecht bildete die Gemeinde Gottes, wo er mit seinen Gütern und Gaben gegenwärtig war. Aus ihr wegen seiner Unwürdigkeit ausgeschlossen verlor er zugleich seinen Antheil an Gott: außer der Kirche kein Heil. Erläuternd ist C. 28, 16, wo Jakob spricht: „fürwahr der Herr ist an diesem Orte und ich wußte es nicht." Daß der Herr sich außerhalb des Sitzes seiner Gemeinde mittheilt, erscheint dort als Ausnahme von der Regel. Bei Kain war das Gegentheil der Bedingungen vorhanden, welche diese Ausnahme begründeten. „Und Kain ging hinweg von dem Angesichte des Herrn" so heißt es im Einklange mit dieser St. in V. 16. Er verließ die Gegend, wo Gott auf besondere Weise gegenwärtig war, als der Typus aller Excommunicirten und Gebannten. Die Gemeinde Gottes bestand damals aus Adam und Eva, deren Bußfertigkeit vorausgesetzt wird. Wie an die Stammeltern sich ihre frommen Nachkommen anschlossen, so an Kain seine gleichartigen Nachkommen. Es bestand also eine Gemeinschaft der Frommen und eine solche der Gottlosen auch lokal getrennt neben einander. Kain selbst machte den Anfang mit Erbauung einer Stadt, in der er sein anwachsendes Geschlecht um sich sammelte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Ein Bruder sagte noch, eine Richtung sei noch nicht vertreten worden. Es gebe auch solche, welche in Zukunft nach Gnadau kommen wollen und heute zum ersten Male hier seien. So er. Wenn er § 4 der Statuten ansehe, so wisse er, daß er nicht Mitglied sein könne, obwohl er fühle, daß er es sein könne, wenn er die Personen ansehe. Die Motivirung des Antrags halte er für gerecht, denn es sei etwas geschehen, was dieselbe verlange. Aber auch er wolle auf diese verzichten, nur daß die Erklärung erlassen werde, weil er sonst nicht wieder kommen könne. Ziemlich in demselben Sinne sprach ein anderer Bruder und setzte nur noch hinzu, daß die Erklärung ja nur wiederhole, was unsere Kirchenbehörde vor vier Jahren erklärt habe. — Von den Brüdern, welche auf der entgegengesetzten Seite standen, sagte einer: den Antrag gegen die evangel. Alliance lasse er fallen; was den Halle'schen Unionsverein betreffe, so bitte er, nicht alles zu glauben, was von ihm gesagt sei. Derselbe sei freilich von unserm Verein relativ verschieden. Man wolle dort das Unionselement nicht ganz fallen lassen. Die Gegensätze beider Vereine müssen sich bekämpfen, und aus dem Kampfe keime vielleicht die Wahrheit. Für den einzelnen aber gehe durch den Kampf die Stille der Seele verloren. Darum müsse es erwünscht sein, eine Stätte zu finden, wo auch die Gegner sich die Hände reichen. Diese habe er hier in Gnadau gefunden und mit ihm möchten noch andere gern hier und dort sein. Die würde die Erklärung zurückstoßen. Der Gegensatz würde sich auch sehr steigern und die bedeutendsten Folgen könnten daraus hervorgehen. Wenn Gnadau sich übrigens ganz auf das lutherische Bekenntniß stellen wolle, so müßten ja alle wirklich darauf stehen, aber er habe hier vieles gehört, was doch nicht mit demselben stimme. Was über D. Stier's Aeußerungen gesagt worden sei, rühre zum Theil von Mißverständnissen her. Ein anderer Bruder sagte: dem Halle'schen Verein sei die Vereinigung mit dem Rationalismus vorgeworfen worden; er habe sich aber nicht allein gegen denselben erklärt, sondern auch einen Rationalisten, der sich als solchen zu erkennen gegeben, ausgewiesen. Noch einer wies darauf hin, daß man zwischen einem falschen Confessionalismus und falschen Unionismus zu unterscheiden habe. Die wahre Union sei gegeben in dem Bekenntniß einer heiligen allgemeinen christlichen Kirche. Jeder wahre Christ sei confessionell, denn wovon das Herz voll sei, davon gehe der Mund über. Confession und Union schließen sich nicht aus. Wenn der Gnadauer Verein den Antrag annehme, komme er ihm vor wie eine Präparandenanstalt für den lutherischen Verein. An die Fahne des Vereins sei zu schreiben: Unirte Confession oder confessionelle Union. Ein anderer Bruder sagte, er sehe keine Veranlassung zu irgend einer Erklärung. Sei Gnadau angegriffen, es schrecke Andersgesinnte ab, so sei diesen Gegnern einfach zu sagen: Kommt und sehet. Der Halle'sche Verein stehe doch auch auf christlichem Boden, und wenn behauptet sei, man könne nicht mit einem Fuße in der lutherischen, mit dem andern in der reformirten Kirche stehen, so trage er kein Bedenken, zu sagen, er stehe so, und er glaube, daß viele Brüder ebenso stehen, ohne daß sie es zugeben würden, denn die neuere theologische Entwickelung habe die Confessionen gar sehr vermengt. Endlich sagte noch ein Bruder, er sei seit 25 Jahren Mitglied des Vereins; ältere Leute haben mit dieser ihrer Mutter mehr Geduld. Die Annahme des Antrags werde dem Centralverein ein Ende machen. Es handle sich jetzt nicht darum, die Fahne gegen den Halle'schen Verein auszustecken, sondern unsern Verein zu verändern. Werden seine Statuten anders, so werde der Verein auch ein anderer. Er habe in seiner bisherigen Gestalt Segen gebracht, warum man sich in Gefahr begeben wolle, diesen zu verlieren.

Das waren so ungefähr die Ansichten, welche über den Antrag laut wurden. Der Antragsteller nahm noch einmal das Wort, um gegen einzelne Aeußerungen sich zu verwahren, die geschahen: wir haben ein Recht, uns gegen den Halle'schen Verein zu erklären, denn Freiheit von confessioneller Schranke wolle er, wir aber wollen die Schranke. Den Confessionellen werde so oft Mangel an Liebe vorgeworfen, aber den Gegenern fehle diese wohl mehr, in dem Organe des Halle'schen Vereins stehen Ausdrücke von jenen, die schlecht paßten zu der prätendirten Sanftmuth. Wenn die Lutheraner die theuern Schätze mit Eifer vertheidigten, so sei es aus Noth, und um der Treue willen. Endlich richtete er sich gegen den letztgenannten Redner und sagte, jeder Verein sei eine Persönlichkeit, wenn sie auch wachse, so bleibe sie doch dieselbe. Die Zeit sei eine andere geworden. Er und seine Genossen seien die nachwachsende Jugend, sie ehren die Väter mit großer Pietät, diese sollten aber jene tragen, ihr Raum geben und sich mit ihr erklären. Er machte schließlich noch einmal den Antrag, daß abgestimmt werde, ob eine Erklärung abgegeben werden solle, und welche?

Der Vorsitzende ergriff jetzt das Wort und sagte, die Besprechung habe ergeben, daß es sich jetzt darum handle: 1) ob überhaupt abgestimmt werden solle, 2) ob eine Erklärung gegeben werden solle, und welche? 3) ob die Statuten des Vereins abzuändern seien. Er bemerke darüber Folgendes. Es sei unschwer zu erkennen, daß in dem Verein jetzt zwei Parteien einander gegenüber ständen, die nicht mehr zu vereinigen seien; von beiden Seiten, und schon vor dieser Versammlung, sei erklärt worden, man werde nicht wieder kommen, je nachdem die eine Partei siegt, oder die andere. Eine Abstimmung werde den Riß vollenden. Was die in Antrag gebrachte Erklärung betreffe, so halte er dafür, wie auch schon mehre Brüder geäußert, daß zwar ein ungehöriger Angriff in dem „Aufruf zur Unionsconferenz" gegen den Verein geschehen, den er schon öffentlich zurückgewiesen habe bei der Berichterstattung über unsere letzte Versammlung; aber der Halle'sche Unionsverein selbst sei doch hauptsächlich zu beurtheilen nach dem gedruckten Protokoll vom 2. December 1857, worin ausdrücklich anerkannt werde, daß die Union die Confession nicht ausschließe, in der eine dreifache Stellung zum Bekenntniß möglich, die Stellung auf dem lutherischen Bekenntniß in seiner Eigenthümlichkeit, auf dem reformirten in seiner Eigenthümlichkeit, und auf dem Consensus beider Bekenntnisse in ihrer gegenseitigen Durchdringung. Und wenn auch sonst viel Unklares, Unbestimmtes und Widersprechendes in den übrigen Dokumenten vorkomme, so erfordere die Liebe doch, daß man die weitere Entwicklung des Vereins erst abwarte, ehe man mit entscheidenden Erklärungen gegen ihn vorgehe. Wenn man aber auch, wie schon vorgeschlagen, das gegen denselben gerichtete Motiv in dem Antrage fallen lasse, so sei zu bedenken, daß der Erlaß der Erklärung selbst eine Abänderung der Statuten zur Folge haben könne, und damit die Auflösung des Vereins in seiner bisherigen Gestalt. Er nenne sich kirchlicher Centralverein, weil er nicht auf dem Boden des subjectiven Beliebens, sondern auf dem Grunde der kirchlichen Bekenntnisse stehe, ohne sich als Verein zu einem der historischen Bekenntnisse ausschließlich zu bekennen. Deshalb habe er (§ 4 der Statuten) seine Grundlage in allgemeiner Fassung bezeichnet, aber die Augsburgische Confession doch genannt, um seine kirchliche Stellung zu markiren. Denn die allgemeinere Fassung habe er nicht deshalb gewählt, um das kirchliche Bekenntniß abzuschwächen oder die kirchliche Union anzustreben, sondern seinen eigenthümlichen Charakter zu bezeichnen. Dieser sei ein ganz praktischer; der Zweck des Vereins sei nach § 1 gegenseitige Stärkung der Glieder im Glauben und Förderung des evang. kirchlichen Sinnes und Lebens überhaupt. Er geht also nicht darauf aus, seinen Glauben zu formuliren; dieser ist schon formulirt in dem kirchlichen Bekenntnisse; er will den Glauben seiner Glieder vielmehr stärken, daß er sich rechtschaffen erweise im Amte und ganzem Leben, daß die Pastoren sich selig machen und die ihnen anvertraut sind. Er unterscheide sich daher von den lutherischen Vereinen dadurch, daß er als Verein das lutherische Bekenntniß ausschließlich nicht zur Geltung bringen, und von den unirten dadurch, daß er als Verein auch das unirte Bekenntniß, wie es auch formulirt werde, ausschließlich nicht geltend machen wolle. Wohl aber verstatte er beiden Richtungen Kraft seines praktischen Zweckes Raum in seiner Mitte, so fern sie nicht in Gegensatz gegen das kirchliche Bekenntniß treten, und das wahre Leben des Glaubens wollen. Der Verein habe eine zwei und dreißigjährige Geschichte hinter sich, und in dieser das Siegel des

göttlichen Wohlgefallens. Ungeachtet seiner breitern Grundlage könne ihm Bekenntnißlosigkeit nicht vorgeworfen werden, er habe Farbe gehalten unter allen Umständen, und bei dem freimüthigsten Austausch der entgegengesetzten Ansichten die brüderliche Liebe bewahrt. Es sei daher kein Bedürfniß vorhanden, die Grundlage des Vereins zu verändern.

Da die gemessene Zeit wegen Nähe der Abendandacht der Brüdergemeinde abgelaufen war, kam es nicht mehr zur Abstimmung. Diese Andacht leitete Pastor Weber aus Dreileben, indem er eine Osterliturgie ausführte.

Am folgenden Morgen 7 Uhr fanden die Brüder sich wieder zusammen und wir sangen: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Auf den Knieen und unter Thränen bekannte der Vorsitzende dem Herrn, wie alle schon gesungen, daß mit unserer Macht nichts gethan sei, und all unser Elend und Sünde und Schuld, und weil die Hülfe nur bei dem Manne, der da heißt Jesus Christ, so schrie er zu dem um Erbarmen, und daß nur sein Wille geschehe. Dann verlas Pastor Cäsar aus Käthen den 46. Psalm und hielt, wie vorher schon bestimmt war, über die beiden letzten Verse desselben die Eröffnungsrede des heutigen Tages in frischer, erwecklicher, sehr erbaulicher Weise. Er sagte, wie vor 10 Jahren der verlesene Psalm einmal hier in Gnadau uns ein besonderer Trost gewesen sei; der Herr habe damals zu uns gesprochen: Seid stille, und erkennet, daß Ich Gott bin; und nun warf der liebe Bruder einen Rückblick auf jene trübe Zeit des allgemeinen Abfalls, und wie der Herr dann geholfen und durch eine glänzende Reihe wunderbarer Gottesthaten seine Macht und Güte habe kund gethan, und über Staat, Schule und Kirche einen neuen Lebensodem kommen lassen, was er im Einzelnen näher ausführte. So werde denn der Herr Zebaoth auch ferner mit uns sein. Wie viel Ursache wir auch haben zu danken, es sei noch viel zu beklagen. Satans Zorn sei groß, weil er wisse, daß er noch wenig Zeit habe, durch die Schlingen des Mammonismus, Materialismus, des heutigen Industrie- und Fabrikwesens suche er die Seelen zu fangen, der Buße sei vergessen. Besonders betrübend sei der Bruderstreit im eignen Lager. Die einen haben sich losgemacht von der Lehre geliebter Lehrer und sich dem Bekenntniß der Kirche zugewandt; sie begehren das volle Erbe der Väter anzutreten und machen darauf Anspruch; aber was diesen als summum jus erscheine, erscheine den andern als summa injuria. So sei der Kampf unvermeidlich, aber je mehr wir diesen als ein schweres Verhängniß anzusehen haben, desto mehr sollen wir dafür sorgen, daß die brüderliche Liebe erhalten werde. Hinweg daher mit allem fleischlichen Eifer, mit aller Gereiztheit und Ungeduld, die dem Herrn vorgreifen will! — Der Redner gedachte sodann der Krankheit unsres Königs, des Abgangs des Oberhirten unserer Provinz, des Todes Vater Goßner's, an dessen Grabe bezeugt sei, er habe mehr gebetet, als andere. Diese Waffe des Gebets sollen wir daher recht gebrauchen, diese Petitionen seien die aller wirksamsten, dieser Weihrauch müsse allezeit zu dem Herrn aufsteigen. Mit Furcht und Zittern sollen wir unsere Seligkeit schaffen, und Zucht an uns selbst und einer an dem andern üben, damit wir uns selbst und andere selig machen, dann werde in allem der Gott Jacobs mit uns sein und ein seliges Ende uns bescheeren.

Nachdem der Bruder geendet, nahm der Vorsitzende das Wort, dankte demselben für die erweckliche Rede und besonders für die ernste Erinnerung an die Selbstzucht. Er habe sich bemühet, diese an sich zu üben, auch in Bezug auf den gestrigen Antrag. Ich will ein Bekenntniß ablegen, fuhr er fort. Seit 32 Jahren bin ich mit dem Verein groß geworden. Das Vertrauen der Brüder hat mir lange die Leitung desselben anvertraut; ich bin vor allen Zeuge von dem Segen gewesen, mit dem ihn der Herr überschüttet. Die Signatur dieses Vereins war die brüderliche Liebe in der Liebe Christi. Manch harter Kampf ist unter den Brüdern gestritten, aber die Hände fügten sich zuletzt im Frieden zusammen. Jetzt soll es anders sein. Es hat sich gestern ein Gegensatz in unserer Mitte kund gethan, der nicht mehr versöhnt werden zu können scheint. Er ist da, obgleich keine Formel gefunden werden mag, welche ihm ganz entspricht. Es ist von der einen Parthei ein Antrag gestellt worden auf eine Erklärung, die, sie mag gegeben werden, wie sie wolle, die Folge haben

wird, daß die andere Partei sich als ausgewiesen ansieht. Die Brüder werden begreifen, daß mir das ein tiefer Schmerz ist. Aber ich will Zucht an mir üben. Ich habe in der Nacht vor dem Herrn um Klarheit gerungen, aber vergeblich. Ich verstehe es nicht, warum diese beiden Partheien so stehen, daß sie in Gnadau nicht mehr bei einander bleiben können, daß nicht wenigstens Ein Ort sein soll, wo sie einander brüderlich begegnen, einander ins Angesicht schauen und nach offnem ehrlichen Kampfe sich wieder zusammen finden. Ich verstehe es nicht, wie nicht eine List des Satans dahinter sein sollte, das lang gepflegte Bruderband zu sprengen. Aber ich habe mir gesagt: du bist ein schwacher irrender Mensch, so viele der Brüder, die du stets rechtschaffen erfunden hast, sehen es anders an, die Wahrheit ist dir wohl noch verborgen. Darum bin ich entschlossen, meinen Willen dem Herrn zum Opfer zu bringen, und wünsche nur, daß Sein Wille geschehe. Freilich hat alles Ding in dieser Welt seine Zeit; und so mag es auch sein, daß der Gnadauer Verein seine Zeit gehabt hat, und daß eine neue — oder keine Zeit für ihn anbricht. Ich muß mir indeß sagen, daß das Vertrauen der Brüder den Verein in der Gestalt mir übergeben hat, wie ihn die bisherigen Statuten bezeichnen; wenn ich daher auch der jetzigen Abstimmung nicht widerstehe, so muß ich mir meine künftige Stellung als Leiter des Vereins doch vorbehalten. So helfe der Herr denn und lenke alles zum Besten!

Es wurde nun zur Abstimmung geschritten, zuerst darüber, ob überhaupt abgestimmt werden solle, sodann, nachdem der erste Antragsteller, Pastor Ahrendts in Brumby seinen Antrag zurückgezogen über folgenden vom Herrn Superintendenten D. Sander in Wittenberg emendirten Antrag:

> In Anbetracht daß unser kirchlicher Centralverein in der Provinz Sachsen, welcher seine Sitzungen in Gnadau zu halten pflegt, die Schätze unserer theuern lutherischen Kirche in Lehre, Cultus und Leben von Jahr zu Jahr tiefer erfaßt hat, und immer gewisser, freudiger in seinem Bekenntniß dazu geworden ist; in Anbetracht ferner, daß durch mancherlei bedenkliche Erscheinungen der letzten Zeit der Rechtsgrund für den Besitz dieser Schätze neuerdings wieder geschwächt und angezweifelt ist: so halten wir es für unsere Pflicht, hiemit öffentlich und feierlich zu erklären, daß unser kirchlicher Centralverein für die Provinz Sachsen sich in seinem Bekenntnißstand in vollkommenem Einverständniß weiß mit dem Vocations- und Confirmations-Erlaß unsers Hochwürdigen Consistoriums vom 7. May 1854, worin die Verpflichtung enthalten ist auf die Bekenntnißschriften der evangel. Kirche, insonderheit die Augsburg. Confession, wie sie Anno 1530 Kaiser Karl V. zu Augsburg übergeben worden ist.

Beide Abstimmungen ergaben eine so überwiegende Majorität, daß höchstens etwa nur 10 Brüder dagegen standen. Hiebei ist jedoch noch zu bemerken, daß Herr Consistorialrath Bieck aus Erfurt einen von ihm gestellten Antrag zurückgezogen und dem obigen, wie er öffentlich erklärte, sich angeschlossen nur

> in der Erwägung und unter der Voraussetzung, daß durch die abgefaßte Erklärung nicht eine aggressive Stellung gegen die Union angenommen, daß vielmehr nur das gute Recht der Confession in der Union gewahrt, auch von den bisherigen Mitgliedern des Vereins durch die neue Erklärung niemand ausgeschlossen werden solle.

Schließlich machte der Vorsitzende noch auf §. 8. der Statuten aufmerksam, wonach es jedem Mitgliede unbenommen bleibe, falls es sich nicht von der Zweckmäßigkeit allgemeiner Maßregeln des Vereins überzeugen könne, sich von der Ausführung derselben auszuschließen, ohne daß es deshalb aufhören müßte, Mitglied des Vereins zu sein. Wenn also nichts beliebt würde, als die Bekanntmachung der nunmehr angenommenen Erklärung, so bliebe eigentlich der Verein noch auf seiner vorigen Grundlage stehen, auch wenn sich etliche Mitglieder von der Abgabe derselben ausgeschlossen hätten. Und dies wurde denn auch ohne Weiteres von der Versammlung acceptirt.

Nachdem eine Pause eingetreten, hielt Herr Superintendent Dr. Sander einen längern Vortrag über die Lehre vom Teufel, den er auf die an ihn gerichtete Bitte freundlichst übernommen hatte. Er hatte darüber folgende Thesen gestellt:

„I. Die Lehre von der Existenz und Wirksamkeit eines abgefallenen Engelfürsten, eines persönlichen Widersachers Gottes und der Menschen, ist so deutlich und so nachdrücklich in der heiligen Schrift bezeugt, daß nur ein das Zeugniß der Schrift muthwillig verdrehender und verkehrender Unglaube es leugnen kann.

„II. Die Lehre vom Dasein und Wirken des Satans oder Teufels ist in dem Maaße ein integrirender Theil der Schriftwahrheit, daß die Leugnung oder Ignorirung dieser Lehre die Schriftwahrheit verstümmelt und ihren Organismus zerreißt.

„III. Die Diener am Worte, Professoren auf dem Katheder, Prediger auf der Kanzel, sind nicht Herren, sondern nur Haushalter über die Geheimnisse Gottes, und haben also nichts von irgend einer Vollmacht, eine durch die heiligen Männer Gottes offenbarte Lehre zu ignoriren, bei Seite zu setzen oder zu behaupten, dieselbe habe keine Bedeutung für das fromme Bewußtsein.

„IV. Von der Lehre, welche das Dasein des Satans behauptet, läßt sich eben so leicht als nachdrücklich nachweisen, daß sie von sehr großem Einfluß auf's Leben ist.

„V. Namentlich erscheint die Sünde um so mehr in ihrem Greuel, als eine zum Verderben führende Macht, wenn wir als den Vater, Urheber, Pfleger und Beförderer derselben den Teufel, den Lügner und Mörder von Anfang erkennen.

„VI. Die Erlösungsfähigkeit steht, manichäischen und pelagianischen Anschauungen und Behauptungen gegenüber, um so unzweifelhafter fest, wenn wir wissen, daß der Mensch durch Verführung des Obersten der bösen Geister von Gott abgefallen ist.

„VII. Die Herrlichkeit der Erlösung wird uns um so gewisser, wenn wir dieselbe als eine Erlösung, eine Errettung aus der Obrigkeit der Finsterniß erkennen.

„VIII. Die Verunstaltung der Schriftlehre vom Satan und seinem Reich durch rohen Aberglauben oder spiritualistischen Unglauben (z. B. in Göthe's Mephistopheles) kann kein Grund sein, diese Schriftlehre den christlichen Gemeinden vorzuenthalten, sondern macht es desto nöthiger, das Zeugniß der heiligen Schrift reden zu lassen.

„IX. Die Salbung, die uns alles lehrt, wird, wie in den andern Lehrstücken, auch in diesem vom Satan und seinem Reich, das rechte Maaß, wie auf der Kanzel so in der Kinderlehre, halten lehren.

„X. Das Allernöthigste für uns und das am meisten Praktische in Betreff der Lehre vom Satan wird das sein, darnach zu ringen, daß wir unter denen erfunden werden, die als die von Gott Gebornen vom Argen nicht dürfen angetastet werden."

Zu einer ausführlichen Mittheilung möchte der an der Handleitung dieser Thesen sich entwickelnde Vortrag an dieser Stelle sich nicht eignen. Er war mehr exegetischer und dogmatischer, als praktischer Natur und beschäftigte sich vornämlich mit Widerlegung der von Schleiermacher in seiner Glaubenslehre aufgestellten Ansichten in Betreff dieser wichtigen Schriftlehre. In eingehender Exegese rettete er wider Schleiermacher die Persönlichkeit des Satans und wies die Unhaltbarkeit seiner Einwürfe gründlich nach. Dann prüfte er auch die Einwendungen, welche auf Grund der Philosophie und Metaphysik, der Ethik, Psychologie und Aesthetik gegen diese Lehre erhoben werden, und erklärte aufs neue, daß man an die Schrift nicht glauben könne, ohne auch das Dasein und das Wirken des Teufels zu glauben. Ohne solchen Glauben könne man auch das Heidenthum nicht recht bekämpfen, überhaupt nicht die Sünde. Wenn man mit diesem Glauben Ernst mache, so höre freilich auch manches Gemüthliche im Pfarrleben, ein Spielchen, ein Tanz im Pfarrhause, auf, und man richte sich in allen Stücken zum Kampfe bis aufs Blut.

Einwendungen wurden wider Vortrag und Thesen des Herrn Referenten von keiner Seite erhoben, nur einige interessante Mittheilungen reihten sich daran in der kurzer Zeit, die uns noch gelassen war. Ein Bruder sagte, die Lehre vom Teufel habe er nicht bloß dogmatisch gelernt, sie sei ihm eine rechte Lebensfrage geworden. Er habe in seiner Jugend nicht beten gelernt, als zehnjähriger Knabe habe er den Katechismus noch nicht gekannt, wohl aber Göthes Faust. Er sei mit Kinkel in Bonn gewesen, der habe einst zu ihm gesagt: Wer bei mir ist, muß den Teufel mit an die Wand malen. Er habe angefangen, weil das Bild aber nicht recht gelungen, habe es Kinkel vollendet. Bald darauf sei es ihm gewesen, als erfasse ihn eine eiskalte Hand und ziehe ihn in die Tiefe hinab; zugleich aber habe er den Zug des Heilandes gefühlt, er habe die ganze Nacht im Gebet gerungen und der Heiland habe ihn erhört. Kinkel sei zu der Zeit in die Stricke des Verderbens gerathen, seine Gnadenzeit sei noch nicht um, Gott wolle ihn erlösen. Noch eine andere Erfahrung habe er erst kürzlich gemacht. Als er am Confirmationstage für seine Kinder gebetet, habe ihn auf einmal ein wunderbares Gefühl ergriffen, als träte der Höllengeist zu ihm. In derselben Stunde habe eine seiner Schülerinnen sich selbst das Leben nehmen wollen, sie sei aber noch gerettet. Die Welt mag diese Dinge seltsam finden, sie erklärt dieselben sich nach ihrer Weise; wir aber wissen, woher der Tod und woher das Leben kommt. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die merkwürdigen Erfahrungen erwähnt, welche Pfarrer Blumhardt in Möttlingen (jetzt in Bad Boll) gemacht, wie auf sein stilles gläubiges und anhaltendes Gebet der Teufel aus einer Person gefahren, von der Nadeln und Nägel abgegangen, welche durch eine Art Verzauberung in sie hineingekommen; wie durch diese Austreibung des Teufels die ganze Gemeinde erweckt sei, wie sie alle, mit weniger Ausnahme, bußfertig zu ihm gekommen, wie er aber auch die Gabe empfangen, die Herzen zu prüfen, und in dem allen ganz nüchtern verfahren sei, so daß eine genaue Untersuchung vor dem Consistorium ihn gegen alle Anklage gerechtfertigt habe. Von einer Seite wurde auch noch hingewiesen auf den unter dem Volke noch so weit verbreiteten Aberglauben in dem Besprechen und dergleichen Dinge, als wodurch der Teufel die Leute vom Gebet und Worte Gottes abzubringen bemüht sei, und ein Bruder theilte mit, wie er einen Gefangenen in seiner Behandlung gehabt, der sogar zum Teufel gebetet habe.

Da inzwischen die Zeit des Schlusses herangekommen war, so sagte der Vorsitzende nur noch, er habe darum gewünscht, daß dieser wichtige Gegenstand unter uns zur Sprache gebracht würde, daß wir mit besonderm Ernst erinnert würden, welches der Feind sei, mit dem wir es eigentlich in unserm pfarramtlichen Wirken zu thun haben, auf daß wir nicht als solche erfunden würden, welche in die Luft streichen. Satans Zorn sei in der gegenwärtigen Zeit sehr groß, und überall, auf dem politischen, socialen und kirchlichen Gebiete sei seine List und Macht wirksam und nur zu deutlich zu erkennen. Es gebe aber noch viele, denen die Augen gehalten seien; uns wolle er sie immer mehr aufthun, damit wir nicht aufhörten zu wachen, zu beten, und die heilige Waffenrüstung anzuthun, welche uns in dem Worte Gottes dargereicht würde, damit wir endlich gewinnen, und das Feld und den Sieg behalten möchten.

Dann kniete er mit den Brüdern nieder und rief den Herrn aus der Tiefe an, daß wir in Ihm möchten ganz behalten werden, daß der Arge uns nicht antasten könne; daß Sein heiliger Wille mit und durch uns geschehe, und daß Er auch das, was heute sich unter uns ereignet, zu Seines großen Namens Ruhm und Ehre, zu unserm und der ganzen Kirche Trost und Heil nach Seiner unerforschlichen Gnade um Christi willen wenden und lenken möge. Dann sangen wir: Die wir uns allhier beisammen finden ꝛc.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Tronitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 5. Mai. № 36.

Die Söhne Gottes und die Töchter der Menschen.

(Fortsetzung.)

Alles, was von Kains Nachkommen berichtet wird, stimmt darin zusammen, daß ihre Virtuosität nur auf das diesseitige Leben sich bezog, mehrere Züge führen auf einen rohen, trotzigen, gewaltthätigen Sinn, nicht einer auf eine tiefere Richtung des Gemüthes und Lebens. Ihr Sinn ist einzig und allein auf die Erde gerichtet, und darum bringen sie es im Weltlichen zu bedeutenden Resultaten. Im Geistlichen aber sind sie unvermögend, und die sittliche und religiöse Rohheit ihres Stammvaters wirkt unter ihnen fort. Dagegen in dem Geschlechte Seths ist die Richtung auf das Göttliche die vorwiegende. Alle historische Notizen, die in Bezug auf dasselbe mitgetheilt werden, beziehen sich hierauf.

Von dem Geschlechte Kains geht die Organisation des Nomadenlebens aus. Die Entstehung der Musik unter diesem Geschlechte geht mit der Erfindung der Waffen Hand in Hand. Der Vater der Geiger und Pfeifer ist der Bruder des Vaters aller Erz- und Eisenschmiede. Welcher Art die Lieder waren, die zu Cither und Harfe gesungen wurden, zeigen die Worte, welche Lamech zu seinen Weibern sprach. Die Musik gehörte in ihrem Ursprunge dem alten Menschen an. Sie ist das Organ seiner leidenschaftlichen Erregung, das Mittel der Zerstreuung, welche sich über die Leiden des Erdenlebens hinwegzusetzen sucht.

Der Name Thubalkains, des Vaters aller Erz- und Eisenschmiede, bedeutet der Nachkomme Kains. Es ist charakterisch, daß man sich in diesem Geschlechte nach dem Namen des Stammvaters benannte. Es zeigt, daß er unter ihm in ehrenvollem Andenken stand, daß man ihm seinen Brudermord als eine Bravour anrechnete.

Der Grund, weshalb Moses den Ausspruch des Kainitischen Lamech anführt, mit dem der des Sethitischen in einem merkwürdigen Contrast steht, war kein anderer als der, zu zeigen, wie Wildheit und Rohheit in der Familie Kains herrschten. „Einen Mann tödte ich bei meiner Wunde, und einen Jüngling bei meiner Beule:" meine Rache ist so furchtbar, daß ich jeden tödte, der mir nur eine kleine Wunde beibringt. Wahrscheinlich wurde Lamech zu diesem Ausspruche veranlaßt durch das stolze Vertrauen auf die Waffen, welche sein Sohn erfunden. In ihrem Besitze dünkte er sich allmächtig, über denselben war er seelenfroh. Für diese Annahme spricht, daß die Rede Lamechs grade an dieser Stelle mitgetheilt wird. Wäre sie von der Erfindung seines Sohnes unabhängig, so würde der Verf. sie vielmehr nach V. 19. mitgetheilt haben. „Denn siebenfach — spricht Lamech ferner — soll Kain gerächt werden, aber Lamech sieben und siebenzigfach:" ich selbst werde mir durch meine eigne Kraft eine weit furchtbarere Rache von meinen Feinden verschaffen, als die, welche Kain von Gott verheißen worden. Charakteristisch ist die Beziehung auf C. 4, 15. Die unverdiente Langmuth Gottes gegen Kain wird auf Muthwillen gezogen. Man betrachtete sie in seinem Geschlechte als eine Anerkennung seiner Bravour und als eine halbe Billigung seiner That. In Beziehung auf unsere St. steht die sieben und siebenzigfache Vergebung, die Christus von den Seinen verlangt, Matth. 18, 22.

Wenden wir uns zu dem frommen Geschlechte. „Und Adam — heißt es in C. 4, 25 — erkannte wiederum sein Weib und sie gebar einen Sohn, den nannte sie Seth, Ersatz, denn Gott hat mir, sprach sie, einen andern Samen gesetzt für Habel, den Kain erwürget hat." Abels Wesen war die Frömmigkeit. Nur dann also konnte Seth der Ersatz für ihn seyn, wenn er ihm in der Frömmigkeit nachfolgte. Er bewährte diese Frömmigkeit, indem er seinem Sohne den Namen Enos beilegte. Dieser Name, der Hinfällige, Schwache, ist dem Namen Habel, Nichtigkeit verwandt. In dem frommen Geschlechte war die Empfindung des menschlichen Elendes besonders lebendig, während das gottlose alles aufbot sich darüber hinwegzusetzen. Die ersten Eltern, indem sie so bekümmert sind um einen Ersatz für Abel, um „den Wachsthum der Kirche," wie ein älterer Theologe sagt, gaben sich dadurch als wahre Glieder der Kirche zu erkennen.

Es ist sicher nicht zufällig, wenn in der Genealogie Seths in C. 5, 3 grade bei Seth hervorgehoben wird, daß er nach dem Bilde des nach V. 1 nach Gottes Bilde erschaffenen Adam erzeugt worden. In ihm und seinen Nachkommen hatte dies Bild noch Realität, während in dem Kainitischen Geschlechte das schon durch die Geschlechtssünde getrübte göttliche Ebenbild mehr und mehr entstellt wurde, bis zur völligen Unkenntlichkeit. Daß in Adam selbst das göttliche Ebenbild, trotz des Falles noch Bedeutung hatte, daß er also durch wahre Buße sich von dem Falle erhoben, wird dabei vorausgesetzt.

„Und Seth wurde auch ein Sohn geboren — heißt es in C. 4, 26 — und er hieß ihn Enos. Damals ward angefangen den Namen des Herrn anzurufen." Kain, sobald sein Geschlecht Zuwachs erhielt, begann die Erbauung einer Stadt, mit dem Anwachsen des besseren Geschlechtes gingen die Anfänge der Kirche Hand in Hand. Daß die Anrufung Gottes unter dem besseren Geschlechte erfolgte, darüber kann kein Zweifel seyn, denn mit dem Anwachsen dieses Geschlechtes steht sie in deutlichem Zusammenhange. Sie erfolgte, sobald dort ein größerer Kreis vorhanden war, bestehend aus Adam und Eva, Seth und Enos. Alle später Geborenen wurden in diese geistliche Gemeinschaft hineingezogen und erwuchsen unter dem Einflusse derselben, ebenso wie Kains Nachkommen geborne Bürger seiner Stadt waren. Die Anrufung des Herrn kommt in dem ersten Buche Mose's immer vor von der öffentlichen und feierlichen Anrufung in kirchlicher Gemeinschaft, nie von dem stillen Herzensgebete des Einzelnen, das natürlich keinen zeitlichen Anfang hat. Luthers predigen ist der Sache nach ziemlich richtig. Lebendige Frömmigkeit hat immer die Kirchlichkeit in ihrem Geleite, hat in sich einen lebendigen Zug zu der kirchlichen Gemeinschaft. Wo dieser fehlt, da muß auch die Frömmigkeit entweder fehlen oder mit Krankheit behaftet seyn. Wir haben hier die urgeschichtliche Grundlage für die apostolische Ermahnung, „die Versammlung nicht zu verlassen," Hebr. 10, 25. Wem der Besuch der Kirche, wo man den Namen des Herrn anruft, nicht eine Lust, sondern eine Last ist, wer sich demselben zu entziehen sucht, so weit es die Sitte nur irgend gestattet, der zeigt dadurch, daß er ein Kainitisches Herz hat, daß er in der Kainitischen Stadt zu Hause ist und nicht in der Gemeinde der Heiligen.

Das Wesen des Sethitischen Geschlechtes gipfelte in Henoch, der mit Gott wandelte und zu Gott entrückt wurde.

Wir erkennen dasselbe auch aus den Worten, welche Lamech, der Vater Noas bei der Geburt seines Sohnes sprach: „Dieser wird uns trösten ob unserer Arbeit und ob der Mühsal unserer Hände durch die Erde, welche der Herr verflucht hat." Der Trost, den Lamech von dem Neugebornen in dem mühseligen irdischen Daseyn erwartet, soll durch das Gedeihen des Sohnes gewährt werden, welches Lamech von der Barmherzigkeit seines Gottes hofft. Ihm geschah, wie er geglaubt hatte. Noah, von zarter Jugend an aufgenommen in die Gemeinschaft der Anrufung Gottes, „wandelte mit Gott," und wurde also seines frommen Vaters Freude. Wenn der Fluch, der auf der Erde lastet, diesem Zweifel an der Gnade Gottes erweckte, so hatte er an seinem Sohne einen Spiegel, aus dem ihm ihr Bild entgegenstrahlte. Der Ausspruch Lamechs stellt allen Söhnen das Ziel auf, dem sie im Verhältniß zu den Eltern eifrig nachstreben sollen. Es ist schrecklich, wenn diejenigen, welche bestimmt sind, den Fluch zu lindern, unter dem die Eltern seufzen, ihnen den Stachel dieses Fluches erst recht tief in das Herz hineindrücken. Lamechs Gottesfurcht zeigt sich darin, daß er den auf der Erde lastenden Fluch so tief empfindet, daß er ein solches Bedürfniß

der Ruhe und des Trostes hat. Er giebt sich als ein Mensch der Sehnsucht zu erkennen. Die Gottlosigkeit sucht sich über den Fluch, den sie nicht hinwegschaffen kann, wenigstens hinwegzusetzen, sie zerstreut sich bei Cither und Flöte, C. 4, 21, in Tanz und in Spiel, und übertäubt sich. Die Frömmigkeit nimmt den Fluch zu Herzen. Nicht umsonst werden die Leidenden im A. T. so hoch gestellt, ja werden dort alle Frommen ohne weiteres als „Elende" bezeichnet. Es gehört Gottesfurcht dazu, um das Elend des Erdenlebens in seiner ganzen Schwere zu fühlen, Gottesfurcht ferner dazu, um es als Fluch, als verdiente Strafe zu erkennen, Gottesfurcht endlich dazu von der göttlichen Barmherzigkeit inmitten des Fluches Segen zu erwarten. Lamechs und seines Geschlechtes Licht wird gehoben durch den Schatten des gleichnamigen Kainiten, dessen Worte der Ausdruck eines Gemüthes sind, das „aus dem Argen" ist.

Das liegt am Tage, ehe die Fluth einbrechen kann, müssen wir Bericht darüber erhalten, was aus der Gemeinde derjenigen, welche den Namen Gottes anrufen, geworden ist. Und dieser unbedingt nothwendige Bericht liegt zu Anfang des 6. Cap. vor, sobald wir unter den Söhnen Gottes die Mitglieder des besseren Geschlechtes verstehen. „Hier — sagt von dieser Auffassung aus Dettinger — wird in kurzen Umrissen angedeutet, wie der durch sieben Geschlechter fortgepflanzte und erhaltene Unterschied sich nunmehr bei größerer Ausdehnung des Menschengeschlechtes zu verwischen begann und das göttliche Leben immer mehr vom Weltleben verschlungen wurde."

Das Vorhergehende spricht aber nicht blos im Ganzen und Großen gegen die Engeldeutung, es enthält auch im Einzelnen eine Reihe von Fingerzeigen, welche der kirchlichen Erklärung von Cap. 6. zur Bestätigung dienen.

1. Mos. 6, 1—8. gehört noch zu dem mit C. 5, 1. beginnenden Abschnitte: „Die Erzeugnisse Adams," der sich mit den Nachkommen Adams durch Seth, den Anfänger der Hauptlinie beschäftigt, zuerst genealogisch, dann (6, 1—8.) historisch. Verstehen wir unter den Söhnen Gottes Engel, so fällt jede specielle Beziehung auf diese weg.

Es fällt auf, daß wir in den Nachrichten über das Kainitische Geschlecht den Namen eines Weibes finden, Naama, die Schwester Thubalkains. Da sie nicht in genealogischem Interesse genannt seyn kann, wie die Namen der männlichen Nachkommen Kains, in C. 4, 18., von denen nichts Characteristisches angeführt wird und die nur eben so viele Stufen sind, auf denen der Verf. von Kain zu Lamech und seinen Söhnen herabsteigt, in Bezug auf die er Nachrichten mittheilen will, die seinem Zwecke dienten (der durch diese Glieder vermittelte Geschlechtszusammenhang zwischen Kain und Lamech und seinen Söhnen hat den Zusammenhang der Gesinnung zu seinem Begleiter), da ferner von Naama gar nichts Merkwürdiges berichtet wird: so kann der Grund ihrer Erwähnung nur in ihrem Namen liegen. Naama heißt die Liebreizende. Wir ersehen aus diesem Namen, auf welche Eigenschaft der Töchter unter dem

Kainitischen Geschlechte der alleinige Accent gelegt wurde, im Gegensatze gegen Sprchw. 31, 30: „Trug ist die Anmuth und Eitelkeit die Schönheit, ein Weib, das den Herrn fürchtet, die soll gelobt werden." Es findet ein unverkennbarer Zusammenhang statt zwischen dem Namen Naama und dem: sie sahen, daß die Töchter der Menschen schön waren, in C. 6, 2. Nach diesem Zusammenhange müssen die „Töchter der Menschen" die Kainitinnen seyn, was nur dann der Fall ist, wenn man unter den Söhnen Gottes die Sethiten versteht.

Was von Thubalkains Erfindung der Waffen berichtet wird und über Lamechs rohe Gewaltsamkeit steht in unverkennbarem Zusammenhange mit dem, was Cap. 6. über die Nephilim, die Tyrannen aussagt, und führt uns darauf, daß diese ihren Anfang nahmen unter dem Kainitischen Geschlechte und dann Zuwachs erhielten aus den Ehen der Söhne Gottes mit den Kainitischen Naamas.

Endlich, es fällt auf, daß das Todesjahr eines der Väter aus dem Sethitischen Geschlechte, des Methusalah, mit dem Jahre der Sündfluth zusammenfällt. Näher, als daß er grade in diesem Jahre eines natürlichen Todes gestorben sey, liegt die Annahme, daß er in der Sündfluth unterging. Die Thatsache führt auf eine zuletzt unter dem Sethitischen Geschlechte vorgegangene Entartung, und was hier vorausgesetzt wird, darüber berichtet C. 6, sobald unter den Söhnen Gottes die Sethiten verstanden werden.

Treten wir nun näher zu C. 6, 1—8. heran. Der mit C. 5, 1. beginnende Abschnitt: die Erzeugnisse Adams, der sich einzig und allein mit den Nachkommen Adams durch Seth beschäftigt, weil die Kainitische Linie ein falscher Same war — legitime Nachkommen Adams sind nur die zugleich Kinder Gottes, so gewiß als Adams Wesenheit das Bild Gottes war — wird hier fortgesetzt. In dem ersten Theile, in C. 5, hatte der Verf. von den „Erzeugnissen Adams" nach der äußerlichsten Beziehung geredet und nur bei zwei Einzelnen characteristische Notizen eingefügt, welche einen leuchtenden Schein über die an sich dürre Nomenclatur verbreiten. Hier fügt er dasjenige hinzu, was von der inneren Geschichte der Erzeugnisse Adams von Seth bis Noa für seinen Zweck von Bedeutung war. Sein Hauptaugenmerk ist in dem ganzen ersten Theil der Genesis (C. 1—11.) auf die Entwickelung der Sünde unter dem Menschengeschlechte gerichtet. Er hatte in C. 2. 3 über ihre Entstehung berichtet. Er hatte in C. 4. gezeigt, in welcher furchtbaren Intensität sie schon bald nach ihrer Entstehung auftrat, und zugleich darauf hingewiesen, wie unter den Menschen, im Vorbilde des Gegensatzes von Kirche und Welt durch alle Zeiten, zwei große Hauptrichtungen in Bezug auf sie, in zwei Geschlechtern verkörpert auftraten. Das bessere unter diesen Geschlechtern hatte er noch in C. 5. durch einige zerstreute Züge characterisirt. Hier nun erzählt er, wie mit der Entartung auch des besseren Geschlechtes, des heiligen Stammes, mit dem er sich im vorigen Capitel genealogisch beschäftigt hatte, die Herrschaft der Sünde allgemein und das Gericht über dieselbe mit Gewalt herbeigezogen wurde. Die Gliederung des Abschnittes ist folgende. Bei der größeren Ausbreitung des Kainitischen Geschlechtes wurde der Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern durch Heirathen der Mitglieder des frommen mit Töchtern aus dem gottlosen vermischt und so das göttliche Leben immer mehr von dem Weltleben verschlungen, V. 1. 2. Da faßte Gott den Beschluß, die sündige Welt zu vernichten, setzte ihr aber noch eine Gnadenfrist von 120 Jahren, V. 3. Allein diese Frist wurde nicht benutzt, Unrecht und Gewaltthat nahmen immer mehr zu auf Erden, V. 4. Nun wurde der Beschluß Gottes ein definitiver, die ganze verderbte Masse soll zu Grunde gehen, nur der gerechte Noa findet Gnade vor Gott, V. 5—8.

V. 1. „Und es geschah, daß anfingen sich die Menschen zu vermehren auf der Erde, und daß ihnen Töchter geboren wurden." Unter den „Menschen" verstehen gewöhnlich auch die Vertreter der kirchlichen Auslegung das gesammte Menschengeschlecht. Allein besser nimmt man an, daß der Gegensatz der Söhne Gottes im folg. V. auf den unsrigen zurückwirkt und daß in ihm unter den Menschen bloße Menschen, Kinder der Adama, solche die irdisch gesinnt sind zu verstehen sind. Nur die Zunahme und Ausbreitung des gottlosen Geschlechtes mit seinen gottlosen Töchtern und die in Folge derselben eingetretene nähere Berührung mit den Söhnen Gottes bildet den rechten Eingang zu dem Folgenden. Die Menschen werden hier mit der Adama zusammengestellt, die Irdischen mit der Erde. Wenn das Band zu Gott zerstört ist, so bleibt nur das Verhältniß zu dieser übrig.

V. 2. „Und es sahen die Söhne Gottes die Töchter der Menschen, daß sie schön waren, und sie nahmen sich Weiber von allem das sie erwählten." Luther sagt: „Der Patriarchen Kinder hatten vor der Zeit auch gesehen, daß der Kainiten Töchter schön geschmückt und von freundlichen Gebehrden und Sitten waren, hatten sich aber deswegen dazumal nicht mit ihnen verehelicht. Denn ihre Augen des Glaubens sahen auf das Gebot Gottes. Da sie aber dieselben Augen des Glaubens verloren haben, sehen sie nicht mehr auf Gottes Gebot, sondern folgen schlecht der Lust des Fleisches, verachten die einfältigen, frommen und ehrlichen Jungfrauen ihres Geschlechtes und nehmen die Kainitischen. — Sie verachten die Einfältigkeit, Ernst und ehrliche Gebehrde ihrer Jungfrauen und lassen ihnen mehr gefallen die freundlichen geschmückten und geilen aus der Kainiten Geschlechte: diese begehren und ehren sie, jene aber verachten sie." Es liegt am Tage, daß nicht erst durch die Ehen mit den Töchtern der Menschen der Keim des Verderbens in die Söhne Gottes gesenkt wurde, daß vielmehr solchem Thun ein Herabkommen, eine Entgeistlichung schon vorangehen mußte, wie denn in allen frommen Gemeinschaften das geistliche Leben seine Hebungen und seine Senkungen hat. Durch die Ehen aber und die dadurch herbeigeführte Lebensgemeinschaft mit dem Kainitischen Geschlechte wurde der Schade ein unheilbarer. Die Be-

hauptung, es lasse sich nicht einsehen, wie solche Ehen eine so entsetzliche Störung in die Entwickelung des Menschengeschlechtes haben bringen können, daß darauf die Sündfluth folgen mußte, wird schon allein an dem zu Schanden, was Moses über die verderblichen, das Wesen des Volkes Gottes gefährdenden Ehen mit den Cananiterinnen sagt. Auch Esra behandelt die Frage von den gemischten Ehen als eine solche, bei der es sich um Seyn oder Nichtseyn des Volkes Gottes handelt.

Wollen wir entscheiden, was aus dem Ausdrucke: die Söhne Gottes, an sich für oder gegen die Engelhypothese folgt, so müssen wir vor Allem die Bedeutung der Sohnschaft Gottes unter dem A. T. entwickeln. Wo Gott im A. T. als Vater bezeichnet wird, wo von Sohnschaft Gottes die Rede ist, da ist, abgesehen von einigen wenigen, hier nicht in Betracht kommenden Stellen, wo das ins Auge gefaßt wird, daß Gott Urheber der äußeren Existenz, Spender aller guten Gaben ist, wie 5. Mos. 32, 18. Jer. 2, 27, immer durch eine abgekürzte Vergleichung hingewiesen auf die Nähe des Verhältnisses, auf die Innigkeit der Liebe, ähnlich der des Vaters zu dem Sohne. Nirgends im ganzen A. T. liegt bei der Sohnschaft der Begriff der Zeugung zu Grunde, welche Dr. v. Hofmann für alle Stellen in Anspruch nehmen will. Sehr belehrend ist die St. Ps. 103, 13, wo die abgekürzte Vergleichung, welche überall stattfindet, wo von der Sohnschaft Gottes die Rede ist, entfaltet hervortritt: „wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten." In 5. Mos. 32, 6.: „ist er nicht dein Vater, er besitzet dich," wird die Vaterschaft in die aus der Liebe fließende Erwählung gesetzt. In Jerem. 31, 20: „Ist Ephraim mir ein theurer Sohn oder ein geliebtes Kind; denn so oft ich rede von ihm, gedenke ich sein, erbarmen will ich mich über ihn, spricht der Herr," wird die Sohnschaft im eigentlichen Sinne, wie sie auf der Zeugung beruht, geläugnet; Israel ist hiernach nicht Sohn Gottes im eigentlichen Sinne, sondern ihm nur lieb gleich einem Sohne, sein Sohn nur in ähnlichem Sinne, in dem Christus sich in Matth. 9, 22. der Anrede: meine Tochter, bedient, in dem der Herr in Ps. 68, 6. ein Vater der Waisen genannt wird. Nur eine Sohnschaft in diesem Sinne kennt Paulus, wenn er in Röm. 9, 4. als die hohe Prärogative Israels unter dem A. B. die „Annahme an Kindesstatt" bezeichnet: Adoption und Zeugung schließen sich einander aus. Auch in menschlichen Verhältnissen ist die Vaterschaft und Kindschaft in diesem Sinne unter dem A. T. im weitesten Gebrauch. „Ich war ein Vater der Armen," sagt z. B. Hiob in C. 29, 6.; halte dich gegen die Waisen wie ein Vater, spricht Sirach in C. 4, 10.

Mag man nun unter den Söhnen Gottes gottesfürchtige Menschen oder Engel verstehen, jedenfalls können dadurch nach dem gesammten alttestamentlichen Sprachgebrauche nur solche bezeichnet seyn, die zu Gott in einem nahen und innigen Verhältnisse stehen. Wie paßte auch der Begriff der Zeugung auf die Engel? Man würde das ganze schriftmäßige Verhältniß, in dem sie zu Gott stehen, zerstören, wenn man sie irgend über die geschöpfliche Linie erheben wollte.

Verhält es sich nun so mit dem Namen der Söhne Gottes, so steht von vornherein fest, daß er auf das gottesfürchtige Geschlecht gar wohl paßt. Diejenigen, bei denen das Bild Gottes noch eine Wahrheit war (C. 5, 3), welche die Erde als eitel, das menschliche Loos als elend erkannten, sich nach Trost sehnten, den Namen des Herrn anriefen, mit Gott wandelten, gerecht und unsträflich waren, verdienten den Namen der Söhne, d. h. der Geliebten Gottes.

Aus einem dreifachen Grunde aber erhellt, daß die Söhne Gottes keine anderen seyn können, als die Mitglieder des frommen Geschlechtes. Zuerst: es ist nicht unbestimmt von Söhnen, sondern von den Söhnen Gottes die Rede. Wollte man an Engel denken, so würde, da der Artikel nicht auf das Vorhergehende zurückweisen kann, in dem der Engel gar keine Erwähnung geschehen, die That der gesammten Engelwelt als solcher zugeschrieben. Es wäre dann nicht die Rede von dem Frevel Einzelner, sondern von einer Gesammtschuld, ähnlich der, welche von dem Menschengeschlecht durch die Sünde Adams contrahirt wurde. Wie absurd solche Annahme seyn, wie eine solche Aufbürdung im Widerspruche stehen würde mit der gesammten Lehre der heil. Schrift von den heiligen Engeln liegt am Tage.

Das Zweite ist: unter dem Namen der Söhne Gottes erscheinen die Engel sonst nie im Pentateuch, der überall nur menschliche Kinder Gottes kennt und die in ihm so oft vorkommenden Engel stets mit anderen Namen nennt, nie überhaupt in der Prosa, sondern nur in der Poesie und auch in dieser verhältnißmäßig nur selten (die St. Hiob 1, 6. 2, 1. 38, 7. Ps. 29, 1. 89, 7. sind die einzigen) und zwar nur in der höheren Poesie, der auch die ersten beiden Cap. des Buches Hiob, trotz des Anscheines vom Gegentheil, angehören, nicht einmal in der Prophetie, denn Dan. 3, 25, wo der Heide Nebucadnezar redet, gehört nicht dahin. Die Thatsache kann nicht auf Zufall beruhen. Sie erklärt sich aus dem, was wir über den bildlichen, uneigentlichen Charakter der Sohnschaft Gottes im A. T. ausgeführt haben und dient demselben zur Bestätigung. Danach ist der Ausdruck recht eigentlich ein poetischer, wie denn die Behauptung von Delitzsch u. A., der Name der Söhne Gottes sey der Wesensname der Engel, schon an dem ausschließlich poetischen Gebrauche dieser Bezeichnung zunichte wird. Solche ursprünglich poetische Bezeichnungen dringen vielfach auch in den gewöhnlichen Sprachgebrauch ein, bei den Söhnen Gottes aber geschah dies nicht überhaupt, sondern nur in Anwendung auf fromme Menschen. Als Bezeichnung der Engel hat dieser Ausdruck nie die Gränzen der Poesie überschritten.

(Schluß folgt.)

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 8. Mai. № 37.

Die Söhne Gottes und die Töchter der Menschen.

(Schluß.)

Drittens, sobald feststeht, daß der Name der Söhne Gottes hier das gottesfürchtige Geschlecht bezeichnen kann, so steht auch zugleich fest, daß er es bezeichnen muß. Denn von diesem war im Vorhergehenden die Rede gewesen, an dieses muß jeder aufmerksame Leser zunächst denken. Wollte der Verf. von den Engeln verstanden werden, so mußte er sich bestimmter ausdrücken, um so mehr, da der Name der Söhne Gottes bei ihm sonst nur Menschen bezeichnet, und im ganzen A. T. viel häufiger von Menschen vorkommt als von Engeln, nie, auch nicht in der späteren Poesie, zum Eigennamen für letztere geworden ist.

Das sind die starken Gründe, welche verbieten, unter den Söhnen Gottes Engel zu verstehen. Beleuchten wir jetzt noch, was man dafür beigebracht hat.

Die Gotteskindschaft — wird behauptet — trete erst mit der Erwählung Israels und mit der Bundschließung am Sinai auf. Aber dieser rein empirische Grund kann um so weniger von Bedeutung seyn, da der Versuch, ihm eine rationelle Grundlage zu geben, indem man behauptet: ein Zeugungsact fand erst bei der Bundschließung am Sinai statt, ein verfehlter ist, so gewiß als die Sohnschaft Gottes mit der Zeugung gar nichts zu schaffen hat, die Bundschließung am Sinai auch nie unter den Gesichtspunkt eines Zeugungsactes gestellt wird. Kann man nicht läugnen, daß in der Patriarchalischen Zeit die Sache vorhanden war, die durch den bildlichen Ausdruck bezeichnet wird, daß ein Henoch, der mit Gott wandelte, ein Lamech, ein Noa in dem innigsten Verhältnisse zu Gott standen, so wird man auch den Ausdruck nicht befremdlich finden dürfen. Genau so wie in der Mosaischen Zeit Israel zu den übrigen Völkern verhielten sich nach C. 4. 5. in der Urzeit Abel und sein Ersatz Seth mit seinem Geschlechte zu Kain und seiner Nachkommenschaft. Die von Dr. Delitzsch befremdlich gefundene „scharf ausgeprägte Entgegensetzung von Gottes- und Weltkindern" findet sich dort schon in aller Schärfe vor. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber ist dieser Ausdruck in bestimmter Beziehung auf die Kinder Israel als Kinder Gottes gewählt worden. Die ganze Erzählung in C. 6, 1—8. trägt durchsichtigen Charakter, hinter der Geschichte ist die Lehre verborgen. Den Hintergrund bilden die zu befürchtenden Verbindungen der Kinder Israel mit den Cananiterinnen, Mesalliancen zwischen den Söhnen Gottes und den Töchtern der bloßen Menschen. Die in der Mosaischen Zeit von Israel bräuchliche Bezeichnung: Söhne Gottes, wird hier von den Frommen der Urzeit gebraucht, damit Israel sich in ihrem Bilde um so leichter wiederkenne.

Die menschliche Gotteskindschaft, meint man ferner, tritt im ganzen A. T. nie unter den Gesichtspunkt der Elohimskindschaft, immer unter den der Jehovakindschaft. Wäre dem aber wirklich so, so müßte es als rein zufällig betrachtet werden. Bei der persönlichen Identität von Elohim und Jehova kann es nicht anders seyn, als daß unter Umständen Alles, was gewöhnlich Jehova, unter Umständen auch Elohim beigelegt wird, und umgekehrt. Der Name Elohim steht z. B. von Thatsachen der Offenbarung in 1. Kön. 12, 22., 1. Sam. 23, 7. 14, der Name Jehova in Bezug auf Thatsachen der Natur Ps. 135, 6. 7. An unserer St. aber lag ein bestimmter Grund vor in einem Zusammenhange, in dem sonst immer von Jehova die Rede ist, von Söhnen Elohims zu reden. Er liegt in dem Gegensatze gegen die Töchter der Menschen. Es ist bekannt, daß, wo der Gegensatz von Himmel und Erde, Gott und Menschen ausgedrückt werden soll, gewöhnlich die allgemeinste Bezeichnung Gottes gewählt wird. Wir brauchen aber nicht einmal so weit auszuholen. Der empirische Sprachgebrauch bietet hinreichende Mittel zur Widerlegung jenes Grundes dar. In 5. Mos. 32, 4.: „Gott, El, ist Treue und nicht Unrecht, gerecht und rechtschaffen ist er. Hat Er verderbt gehandelt? Nein! Seine Söhne, deren ist der Tadel," erscheinen die Kinder Israel als Söhne Els. Daß aber der Gottesname El mit Elohim ganz auf einer Linie liegt, ist bekannt; erscheinen doch auch die Engel in Ps. 29, 1. als Söhne Els, während sonst als Söhne Elohims. In Ps. 80, 16. 18. ferner erscheint Israel als der Sohn, den Elohim sich gekräftigt. In Ps. 73, 15. bezeichnet Assaph in der Anrede an Elohim die Frommen als „das Geschlecht deiner Söhne." In Ps. 82, 6. werden die Fürsten wegen ihres nahen Verhältnisses zu Gott zugleich als Elohim und als „Söhne des Höchsten" bezeichnet. Die schon von den älteren Theologen, z. B. Heidegger, angeführte Stelle aber, an der alle Einwendungen scheitern, die man gegen die eben angeführten noch erheben könnte, an der namentlich die Behauptung Stiers zunichte wird: „Wir suchen sogar im späteren A. T. vergebens nach einer Stelle, wo so ganz

einfach, wie hier, die Frommen Kinder Gottes heißen," ist Hos. 2, 1.: „Und seyn wird die Zahl der Kinder Israel wie der Sand des Meeres, der nicht gemessen wird und nicht gezählt. Und es geschieht an dem Orte, da gesprochen wird zu ihnen: nicht mein Volk ihr, wird gesprochen zu ihnen: Söhne des lebendigen Gottes, El."

Aber, meint man, statt des Gegensatzes der Söhne Gottes und der Töchter der Menschen sollte man jedenfalls der Deutlichkeit wegen den der Söhne Seths und der Töchter Kains erwarten. Allein der letztere Gegensatz würde das Unwürdige der Sache nicht ins Licht stellen, und eben so auch nicht den Berührungspunkt mit den Söhnen Gottes der Gegenwart, und dann kam das Geschlecht Seths nicht nach seinem ganzen Umfange in Betracht, sondern nur nach seinem Kerne, so daß der Gegensatz der beiden Geschlechter als solcher keine volle Wahrheit haben würde.

Es sey bedenklich anzunehmen, wird ferner behauptet, daß durch „die Menschen" erst in V. 1. das ganze Menschengeschlecht bezeichnet werde, dann in V. 2. blos die Kainiten, darauf in V. 3. wieder alle Menschen. Dieser Einwand trifft unsere Auffassung nicht. Wir haben schon in V. 1. unter den Menschen die bloßen Menschen verstanden, diejenigen, welche nicht zugleich Söhne Gottes, welche aus dem Lebens- und Liebeszusammenhange mit Gott herausgetreten waren, solche, die sich ihrer reinen Menschheit rühmten, wie ja auch bei uns noch mit der Gottlosigkeit die Begeisterung für die Humanität Hand in Hand geht. Nachdem in V. 2. berichtet worden, wie das Licht der Söhne Gottes erloschen, wird nun ganz natürlich in V. 3. durch „die Menschen" das ganze menschliche Geschlecht bezeichnet. Dafür aber, daß im Gegensatze gegen die Söhne Gottes die Menschen die übrigen Menschen bezeichnen, die nicht Söhne Gottes sind, oder die Menschen, die nichts weiter sind als dieß, wobei zu bemerken, daß Adam an sich schon den Menschen nach seiner irdischen Seite bezeichnet — es heißt eigentlich der Irdische — lassen sich eine Menge von Analogien beibringen. Man denke nur an Jerusalem und (das übrige) Juda, Juda und (das übrige) Israel, die Mannessöhne und die Menschensöhne in Ps. 49, 3. Ganz besonders analog aber sind Jes. 43, 4, wo es in der Anrede an Israel heißt: „seit du theuer wardst in meinen Augen, geehrt und ich dich liebte, gebe ich Menschen an deiner Statt und Völker für deine Seele," bloße Menschen, gemeine Völker, und Jer. 32, 20: „Du hast Zeichen und Wunder gethan an Israel und an den Menschen."

Die vermeintlich „unbequemen" Fragen, „ob denn das Verderben blos durch Verbindungen der Gottessöhne mit Menschentöchtern, nicht auch durch Verbindungen der Menschensöhne mit Gottestöchtern gekommen sey," und: „ob denn nur die Kainiten schöne Töchter gehabt, die frommen Sethitinnen aber alle häßlich gewesen," wollen wir einfach mit den treuherzigen Worten von Luther beantworten: „Den Töchtern in der Heiligen Geschlechte ist leichter gewesen zu wehren sich mit den Kainiten nicht zu verehelichen, die Söhne aber sind gemeiniglich freier und frecher. — Weil der Menschen Kinder stolz und gewaltig gewesen, haben sie ohne Zweifel verachtet die armen Mägdlein des heiligen Geschlechtes, welche die Patriarchen nicht zärtlich, sondern einfältig und züchtig, in armer Tracht und Kleidung erzogen hatten: darum ist nicht noth gewesen, dem Weibervolk ein solches Gesetz vorzuschreiben, welches ohne das von den edlen und prächtigen Kainiten ist verachtet worden."

Soviel von den Söhnen Gottes. Unser V. bietet aber außerdem noch ein doppeltes Argument gegen die Engelhypothese dar.

Es heißt von den Söhnen Gottes: sie nahmen sich Weiber. Was schon die älteren Ausleger, z. B. Heidegger, bemerkten, diese Redensart komme im ganzen A. T. immer nur von der Eheschließung vor, nie von einem außerehelichen unzüchtigen Verhältnisse, hat neuerlich Dr. Keil zu voller Evidenz gebracht. Dr. Delitzsch (in Reuters Repert. Jan. 1858) hat erklärt, daß er sich mit diesem Argumente nicht abzufinden wisse. Dr. Kurtz läßt sich dadurch zu der Annahme bewegen, daß die Engel sich wirklich auf der Erde heimisch gemacht und sich „dort Weiber zum bleibenden Ehebande" genommen haben. Er meint, darin liege von dogmatischen Vorurtheilen abgesehen nichts Widersinniges. Das Wesen der Ehe wird aber gleich im Eingange der Offenbarung in 1. Mos. 2 bestimmt. Danach ist es ihr wesentlich ein Verhältniß unter Menschen zu seyn. „Ich will ihm machen eine Gehülfin ihm gleich" spricht der Herr. Schon nach der Entstehung des Weibes erscheinen Weib und Mann unzertrennlich verbunden. Das Weib würde nicht „Männin" genannt werden, wenn dem nicht also wäre. Nimmer also würde die Schrift solche naturwidrige Verbindungen als Ehen anerkennen.

Ferner, es wird gesagt, die Söhne Gottes haben sich Weiber genommen aus Allem, das sie erwählten: dies die Classe, aus der sie die Auswahl trafen. Die Sünde der Söhne Gottes wird darin gesetzt, daß sie bei der Eheschließung nur ihrem Gelüste folgten, sich nicht durch höhere Rücksichten leiten ließen. Bei den Engeln würde der Fehler nicht der seyn, daß sie nicht die rechte Wahl trafen, sondern daß sie überhaupt ihrem Wesen zuwider und mit Verletzung der göttlichen Ordnung Weiber nahmen.

Es heißt nun weiter in V. 3.: „Da sprach der Herr: nicht soll richten mein Geist unter den Menschen in Ewigkeit, in ihrem Sündigen sind sie Fleisch und ihre Tage sollen noch dauern 120 Jahre." Bis dahin hatte der Geist Gottes unter den Menschen gerichtet. Er hatte sie innerlich durch die Stimme seines unter ihnen waltenden Geistes, äußerlich durch die Stimme erleuchteter Männer, wie des mit ihm wandelnden Henoch, gerichtet, gemahnt, verwarnt und gestraft. Jetzt, da alle diese Bemühungen vergeblich gewesen sind, wie man das besonders an dem Beispiele der Söhne Gottes sehen kann, die in so schmählicher Weise die richtende und abmahnende Stimme des Geistes Gottes überhört hatten, dessen Träger grade sie vorzugsweise waren, die dem Fleische gefolgt waren gegen den

Geist, indem sie die Töchter der Menschen nahmen, weil sie schön waren, eine Eigenschaft, die nur dem Fleische angehört, soll die mahnende Thätigkeit des Geistes aufhören, das Gericht eintreten. Doch soll den Menschen noch eine Gnadenfrist gesetzt werden, ob sie etwa sich dem Walten des Geistes noch unterwerfen, ihre Fleischlichkeit ablegen möchten. Daß die Söhne Gottes nicht Engel seyn können, liegt hier klar zu Tage. Der göttliche Ausspruch ergeht in Folge der Sünde der Söhne Gottes gegen die Menschen, von einer Strafsentenz gegen die Engel ist nicht die geringste Spur. Sind die Söhne Gottes Engel, so entbehrt der Ausspruch, daß der Geist Gottes nicht ferner unter den Menschen richten soll, der Motivirung, es liegt dann kein Factum vor, wodurch die Fortdauer der richtenden Thätigkeit des Geistes als eine fruchtlose erwiesen wird. Ebenso schwebt dann auch die Aussage in der Luft, daß die Menschen in ihrem Sündigen Fleisch sind.

Es folgt in V. 4: „Die Nephilim waren auf der Erde in diesen Tagen, und auch nachdem die Söhne Gottes zu den Töchtern der Menschen gekommen, so gebahren jene ihnen" (Söhne, welche zu Nephilim wurden). „Dieß sind die Helden der Urzeit, die Männer des Namens." Die Vertheidiger der Engelhypothese machen für dieselbe auf Grund dieses Verses „das Entsprießen eines ganz besonderen Geschlechtes aus dergleichen Ehen" geltend, sie fragen: „Sollte denn grade eine besondere Kreuzung von Frömmigkeit und Gottlosigkeit dazu gehören, um Kinder von riesiger Leibesgröße und Kraft zu erzeugen?" Die Aufstellung dieses Argumentes beruht aber einzig und allein auf der Annahme, daß durch Nephilim Riesen bezeichnet werden. Für diese Annahme beruft man sich auf 4. Mos. 13, 33, die einzige Stelle, wo Nephilim sonst noch vorkommt: „Und dort sahen wir die Nephilim, die Söhne Enaks von den Nephilim und wir waren in unseren Augen wie Heuschrecken und also waren wir in ihren Augen." Allein, daß riesenhafte Menschen dort durch Nephilim bezeichnet werden, daraus folgt noch lange nicht, daß Nephilim Riesen bedeutet. Die riesenhafte Statur wird durch das: Söhne Anaks, des Riesenthums bezeichnet. Es gab kein Individuum Namens Anak, das Kananitische Riesengeschlecht wurde theils Anakim genannt, theils Söhne des Anak, des Riesenthums. Die Furchtbarkeit liegt noch nicht in der Größe an sich, es muß der offensive Charakter hinzukommen, und diesen erwarten wir durch das Nephilim ausgedrückt zu sehen. Nephilim kann aber nach seiner Ableitung gar nicht Riesen bedeuten und ebenso wenig, wie Delitzsch annimmt, vom Himmel gefallene, was zudem zu 4. Mos. 13. gar nicht paßt. Nur die Bedeutung Einbrecher, Räuber ist zugleich der Abstammung und dem Contexte der beiden Stellen angemessen, wo das

*) נָפִיל, durch Dehnung aus נָפֵל entstanden, kann nur einen solchen bezeichnen, der zu fallen pflegt, Ew. §. 149, c. Fallen steht in Hi. 1, 15. von einfallenden, einbrechenden Räubern, vgl. Jos. 11, 7.

Wort vorkommt.*) Mit vollem Rechte erklärt Luther Nephilim durch „stolze und vermessene, frevele, wüthende und gewaltthätige Leute" und bemerkt: „Ich verstehe, daß Nephilim nicht also genannt seyen von der Größe, wie die Rabbinen meinen, sondern von der Tyrannei und Gewalt, damit sie gewüthet haben und weder Gesetz noch Ehrbarkeit angesehen, sondern schlecht ihren Lüsten und Begierden nachgegangen seyn." Auch darin hat Luther das Rechte getroffen, daß er annimmt, Moses habe hier Verhältnisse seiner Zeit im Auge; „Ich glaube aber, sagt er, daß Moses die Worte aus der Gewohnheit und Gebrauch, darinnen es zu seiner Zeit gewesen, gezogen und gedeutet habe auf die Zeiten vor der Sündfluth, und seine Bedeutung etwas geändert habe, daß, gleichwie Enakskinder Tyrannen gewesen seyen, die sich auf ihre Stärke verlassen haben, also haben diese unartige Enkel derer Kinder Gottes ihrer Ehre und Gewalt mißbrauchet zur Unterdrückung der Frommen, also daß Noah mit seinen Kindern in der höchsten Schmach und Verachtung gewesen." Einen Fingerzeig darauf, daß wir hier ein Spiegelbild der Gegenwart vor uns haben, giebt die Gleichheit des sonst nie vorkommenden Ausdruckes Nephilim hier und in 4 Mos. 13. Wird diese Beziehung erkannt, so bekommen die letzten Worte des V. einen besondern Nachdruck. Jene „Helden der Urzeit, die Männer des Namens" haben trotzdem, „daß die ganze Welt sich ihrer sonderlich verwundert hat," so schmählich zu Grunde gehen müssen. Nicht anders wird es auch den Enaksöhnen ergehen, vor denen das Herz der Kinder Israel bebte, die Fluth des göttlichen Gerichtes wird sie hinwegraffen, wie leichte Spreu.

Die St. enthält also jedenfalls nichts, was für die Engelhypothese spräche. Dagegen aber bietet sie einen entscheidenden Grund gegen dieselbe dar. Die Erzeugnisse aus den Verbindungen der Engel mit den Menschentöchtern mußten specifisch von den gewöhnlichen Menschen verschieden seyn, dagegen aber erhält hier eine bereits vorhandne Menschenklasse durch Abkömmlinge der Söhne Gottes und der Töchter der Menschen nur einen Zuwachs. Entscheidend ist hier schon das: „in jenen Tagen," den Tagen, da der den Ehen der Söhne Gottes gleichzeitige Beschluß erging, so daß also die Nephilim schon vorher vorhanden waren, ehe jene Ehen Folgen haben konnten. Dann ist das: auch, wohl ins Auge zu fassen. Er weist auf das Empörende der Thatsache hin, daß die schon früher vorhandene Rotte der Uebelthäter nun auch von einer Seite her Zuwachs erhielt von der ganz Anderes hätte erwartet werden sollen; früher auf das verderbte Geschlecht beschränkt, erhielt sie nun sogar aus dem heiligen Geschlechte Zuwachs. „Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag": wenn das Salz dumm geworden, so naht das Gericht mit Riesenschritten heran. Wir wiesen schon früher darauf hin, daß Hand in Hand mit dem-

So erklärten das Nephilim schon Aquila ἐπιπίπτοντες, Symmachus βιαῖοι, Luther: Tyrannen.

jenigen, was hier in Bezug auf die Nephilim unter den Kainiten angedeutet wird, dasjenige geht was früher über Thubalkain und Lamech berichtet worden.*)

Wenn es in V. 5 heißt: „Und es sah der Herr, daß groß war die Bosheit der Menschen auf der Erde" u. s. w., so schwebt dieß in der Luft, wenn die Söhne Gottes, über deren Verschuldung in dem Vorigen berichtet worden, dem Menschengeschlechte nicht angehören. Ebenso wird der auf die Bosheit der Menschen gegründete Beschluß der Vernichtung des gesammten Menschengeschlechts zum unlösbaren Räthsel, zur factischen Anklage gegen die Gerechtigkeit Gottes, der an den armen Menschen heimsucht, was die Engel gesündigt haben.

Auch das entscheidet noch gegen die Engeldeutung, daß sie den Zusammenhang zerstört, welcher so offenbar zwischen unserer Stelle und dem von Moses mit solchem Nachdruck eingeschärften Verbote der Ehen mit den Kananiterinnen statt findet. In den Stellen 2 Mos. 34, 16: „Und du nimmst von ihren Töchtern für deine Söhne und es huren ihre Töchter hinter ihren Göttern und machen huren deine Söhne hinter ihren Göttern," und 5 Mos. 17, 3, 4: „Und du sollst dich mit ihnen nicht verschwägern, denn entfernen wird er deinen Sohn von mir und sie dienen andern Göttern und es entbrennt der Zorn des Herrn wider euch und er vertilgt dich eilends" haben wir gradezu die Moral unserer Stelle. Wir dürfen dieselbe um so weniger von diesen Geboten losreißen, da Moses auch anderweitig darauf bedacht ist, ihnen eine geschichtliche Grundlegung zu geben. In diesem Interesse führt er in 1 Mos. 27, 46 an, was die Stammmutter Rebekka zu Isaac spricht: „Ich bin meines Lebens leid wegen dieser Hethiterinnen, wenn Jakob ein Weib nimmt aus den Töchtern Heths, wie diese sind von den Töchtern des Landes, wozu mir noch das Leben?" erwähnt er wie Isaac Jakob gebietet: „Du sollst dir kein Weib nehmen aus den Töchtern Canaans."

Endlich, ein Prüfstein für die Richtigkeit der einen und der andern Erklärung ist die practische Bedeutung der Stelle für die Kirche aller Zeiten, so gewiß als Moses selbst den Zweck seines Werkes darin setzt, daß die Kinder Israel lernen sollen den Herrn ihren Gott zu fürchten, und als der Apostel erklärt, die von Gott eingegebene Schrift des A. B. sey nütze u. s. w. Da liegt nun am Tage, daß die Engeldeutung sich in Abgeschmacktheiten verliert, sobald sie es unternimmt, die praktische Bedeutung der Stelle nachzuweisen. Dagegen bei der kirchlichen Auffassung leuchtet der ewige Gehalt der Stelle sofort entgegen.

Das Erste ist, was Luther hervorhebt in den einfachen aber ergreifenden Worten: „Die höchste Gabe ist, daß man ein Glied sey der wahren Kirche. Hüte dich aber, daß du darum nicht stolz werdest, denn du kannst wieder fallen, wie Lucifer vom Himmel gefallen ist, und wie wir allhier hören, daß die Kinder Gottes in fleischliche Lüste gefallen sind."

Das Zweite ist, daß eins der gefährlichsten Experimente, welche Kinder Gottes anstellen können, ungleichartige Ehen sind. Die Warnung des Apostels: „ziehet nicht am fremden Joche mit den Ungläubigen," findet vor Allem auf dieß Verhältniß Anwendung. Durch seine heidnischen Weiber wurde Salomo verführt und brachte über sein Volk namenloses Verderben. „Und es zürnte der Herr — heißt es — auf Salomo, daß er sein Herz abgewandt von Jehova dem Gotte Israels, der ihm erschienen zwei Male." Jesabel brachte das gottlose Wesen der Syrer in das Land des Herrn. Was in Neh. 13, 28. 29. geschrieben steht: „Und einer aus den Kindern Jojada, des Sohnes Eljasib des Hohenpriesters, hatte sich verschwägert mit Sanballat, dem Horoniten, aber ich jagte ihn von mir. Gedenke an sie mein Gott, die das Priesterthum befleckt haben, und den Bund des Priesterthums und der Leviten," hat leider auch für unsere Verhältnisse noch tiefgreifende Bedeutung. Wie ganz anders würde es mit dem geistlichen Stande stehen, wenn die Ehen der Söhne Gottes und der Töchter der Menschen nicht wären! Die Warnung vor solchen, die aus der Urzeit zu uns herübertönt, den Schauer, den es hervorrufen muß, daß sie die Sündfluth hervorgerufen haben, sollen wir nicht durch exegetische Künste beseitigen, wir sollen vielmehr nach Kräften dahin wirken, daß der Stachel dieser Stelle recht tief in die oft noch so zuchtlosen jugendlichen Herzen der zukünftigen Diener der Kirche und überhaupt aller Gläubigen eindringe.

*) Wie entscheidend V. 4. gegen die Engelhypothese ist, das erhellt schon daraus, daß ihre Vertheidiger sich genöthigt sehen, seinen einfachen und natürlichen Sinn zu verkehren. Darauf ist um so weniger näher einzugehen, da sie sich unter einander über das Mittel der Auskunft nicht einigen können. Dr. von Hofmann, Dr. Delitzsch, Dr. Kurtz geben jeder eine eigenthümliche Erklärung. Wir bemerken nur zur Rechtfertigung der gangbaren Erkl., daß das Fut. יבאו hier wie so oft die häufig wiederholte Handlung in der Vergangenheit bezeichnet, und daß das ן in ויולדו unserm so entspricht, Ewald §. 344.

Nachrichten.

Brandenburg.

Das Königl. Consistorium der Provinz Brandenburg hat in Antwort auf eine Anfrage wegen der Taufe von Kindern solcher Personen, die aus der Kirche ausgeschieden und eine Civilehe eingegangen sind, folgende Entscheidung gegeben, von der zu wünschen ist, daß sie auch von Seiten der übrigen Consistorien Anerkennung erlange:

„Ew. Hochwürden erwiedern wir, auf die Anfrage in dem Bericht vom 30. v. M., daß die christliche Kirche nur notorisch Unwürdige auszuschließen oder zurückzuweisen das Recht hat. Insbesondere hat der Heiland im Tauf-Evangelium selbst (Marci 10, 14.) ausdrücklich gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, und der Text enthält keine Andeutung, daß an dieser Stelle

ausschließlich von Kindern christlich gläubiger Eltern die Rede wäre. Es folgt daraus, daß auch Kinder solcher Eltern, welche sich zum Judenthum oder Heidenthum bekennen, oder sogar ihren Austritt aus der Kirche gerichtlich erklärt und eine Civilehe geschlossen haben, sobald diese es verlangen, zur heiligen Taufe zugelassen werden müssen. Selbstverständlich hat die Kirche eine Gewährleistung für die christliche Erziehung solcher Kinder zu fordern und deren Führung zu überwachen. Hierzu dient das Pathen-Institut. In dem vorliegenden Fall wird daher der betreffende Parochus Sorge tragen, daß für das zu taufende Kind christlich gläubige, in der Gemeinschaft der Kirche stehende, zuverlässige Pathen ausgewählt werden, und diesen bei der Taufhandlung die Erfüllung der Pflichten des Taufgelübdes besonders dringend an's Herz legen.

Berlin, den 3. April 1858.

Königliches Consistorium der Provinz Brandenburg.

gez. C. v. Voß."

Eine Tübinger Reformationspredigt*).

Durch den unter obiger Ueberschrift, im Novemberheft der evangel. Kirchenz. Nr. 94 des v. J., erstatteten Bericht des Unterzeichneten über die kirchliche Stellung des Hrn. Dr. Beck hat sich ein Ungenannter bewogen gefunden, sich seines Lehrers im Februarheft Nr. 11 v. J. gegen denselben anzunehmen, wodurch ich zu der folgenden Gegenerklärung genöthigt bin.

Der Eins. erklärt eingangs, nicht zu den „Beckianern im strictesten Sinne" zu gehören; er sei jedoch durch vielfachen persönlichen Umgang und genauere Bekanntschaft mit Dr. Becks Vorlesungen hinlänglich in den Stand gesetzt, über die gegen denselben erhobnen Anklagen zu urtheilen. Er gesteht, zum Bekenntniß der ev. Kirche eine positivere Stellung zu haben als Dr. Beck, sei jedoch „in so manchen Punkten von der Wahrheit und Schriftgemäßheit der Grundanschauungen desselben überzeugt." Derselbe scheint sonach zu einer vermittelnden Stellung besonders berufen, möchte nicht gradehin für seinen Lehrer eintreten, doch auch zu dem Angriff „nicht ganz" schweigen, und vor allem, wie er schließlich sagt, dazu beitragen, eine gerechte Würdigung des Thatbestandes möglich zu machen, „und dadurch vielleicht auch eine gewisse Verständigung über die angeregte Streitfrage herbeizuführen."

Man muß es mit Dank anerkennen, daß die Entgegnung in einem ruhigen, sachgemäßen Tone gehalten ist, wodurch die Fortführung des Streites wesentlich erleichtert wird. Eine Erledigung desselben ist jedoch, wie ich mit Bedauern vorausschicken muß, auf dem von dem Hrn. Eins. beschrittenen Wege nicht zu hoffen. Der Unterz. ist kein Schüler, aber ebensowenig ein persönlicher Gegner Dr. Becks; er hat es einzig und allein mit dessen mehr als bedenklichen Prinzipien zu thun. Auf diese hätte es dem Eins. gefallen müssen, offen und rückhaltlos einzugehen, während er diese in auffallender Weise umgeht, und darum die wesentlichen Streitpunkte unberührt läßt.

Ist nach der Anschauung Dr. Becks die Kirche der Reformation wahrhaft und wesentlich eine Reformation der Kirche? Hat sie, und namentlich die lutherische Reformation, in Wahrheit die einige, heilige, apostol. Kirche wiedergefunden, und stellt sie dieselbe, wenn auch nicht in exklusiver, makelloser Weise dar? Ist vor allem ihr konstitutives Bekenntniß schriftgemäß, namentlich ihre Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben, wie sie in allen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche, ja im wesentlichen in der Kirche der deutschen Reformation bezeugt ist; und ihre Lehre von den heil. Sakramenten, sofern diese wahrhaft und wesentlich die göttlichen Gnadengüter, dem Täufling den heil. Geist zur Wiedergeburt, dem Kommunikanten den wahren Leib und Blut des HErrn, mittheilen? Steht Dr. Beck in solchem Bekenntniß der lutherischen Kirche? — — Oder ist im Gegentheil die Heilslehre Dr. Becks nicht eine wesentlich andere, als diejenige seiner Kirche? Tritt ihm nicht die Lehre von der Heiligung fast überall an die Stelle der Rechtfertigung? Ueberspannt er nicht, gegen die Lehre der evangelischen Kirche, die natürlichen Kräfte des Menschen, wenn auch nur der Kinder der Auswahl (die „aus dem heil. Reichsgeist geboren sind und den oberen Lebenssamen inwendig in sich haben,"*) „den Geist Christi als den Geist ihres Herzens, als eignen Geist in ihr Herz fassen,"**) nicht „irgend ein von Menschen gestelltes Wort zur Quelle machen, noch bei irgend einem Vater Jakob oder Jakobsbrunnen stehen bleiben," sondern als die „echten Kernchristen und Geistesmenschen der Ewigkeit den Geistesbrunnen der Ewigkeit als einen lebendigen Quell in sich selber tragen"***) u. s. f.); wird ihm nicht für diese, denen eigentlich nur seine Predigt gilt, das Evangelium zu einem neuen Gesetz? Steht seine Anschauung der heiligen Taufe, besonders der in seinen Reden stets ganz geringschätzig behandelten Kindertaufe, auf andrem, als zwinglischem, seine Abendmahlslehre nicht höchstens auf calvinischem Grunde? Ist demgemäß seine kirchliche Grundanschauung nicht durchgängig die spiritualistische, ultrareformirte, von den äußersten Ausläufern der Reformation durch kein bestimmtes Prinzip zu scheidende? Ist die Kirche der Reformation bei Dr. Beck mehr als eine Abtheilung der „Welt- und Heidenkirche," an der alle Restauration vergeblich? Ist es ihm nicht grade der Grundfehler der Zeit, die Kirche anders, denn als eine schlechthin innerliche, inwendige, sie noch auch als sichtbare bauen zu wollen?"†) Fordert er nicht den Glauben, „daß die Gnadenzeit der heutigen christlichen Heidenkirche zu Ende gehe,"††) daß die „wahre wirkliche Kirche" — im Gegensatz der „Welt-Kirche des Mischlingsvolkes" — lediglich die Kirche der Wiedergebornen sei, die „wie einzle Salzkörner

---

*) Die Ev. K. Z. wird nächstens eine umfassendere Beleuchtung der gesammten Beck'schen Theologie von einem bis dahin an den Verhandlungen über dieselbe unbetheiligten Mitarbeiter bringen.
Anm. der Red.

*) S. 243 der 4. Sammlung der christlichen Reden Dr. Becks.
**) S. 409. 10. daselbst.
***) S. 680. 81. 84. 163 daselbst.
†) S. 188 ff.
††) S. 102.

über die Erde zerstreut,*) als die echten Christen innerhalb des großen Haufens besondre Hausgemeinden bilden sollen, um da die wahren Gemeinderechte zu üben, mit der Pflicht, sich vor allem falschen Samen zu hüten, nicht Menschenwort und Ansehen, sondern Gottes Wort und Ansehen zum einigen Richter zu machen;"**) die als „Christi Glieder mit seinem Leib, der wahren Geistesgemeinde, und mit nichts anderem zusammenhangen, in Kraft des Geistes überall und immer ohne Kirche, Kanzel und Altar, wie der HErr und die Apostel thaten, den wahrhaften Gottesdienst halten, in dem inneren Geistestempel aus der ewigen Wahrheit Gottes sich erbauen, in dem Geist, den kein heiliger Ort geben könne, den sie nur unmittelbar von Christo empfangen und deshalb den Gottesdienst der Mischlingskirche nur mitmachen können, auch wenn alles dabei treulich zugeht, soweit es sich thut, kein Zwang daraus gemacht wird, und der Geist nicht darüber zu kurz kommt?"***) Ist diese geisterische Heiligenkirche, die sich allermeist aus den subjektiven Kräften des Glaubens, auf Grund des verborgenen Gottessamens, ohne, oder in zufälliger, losester Verbindung mit der historischen Kirche, erbaut, und in ihren Gliedern die chiliastischen Mitregenten über die Völker darbietet,†) während diese unrettbar zum Gerichte reift und reifen soll, nicht eine andere, als die Kirche der Reformation, die sich, obschon in ihren Gliedern und Zuständen überall heilsbedürftig, doch, um der ihr vertrauten Gnadenmittel des reinen Wortes und der Sakramente nach schriftgemäßer Einsetzung willen, für die wahre Kirche erkennt? Gilt nicht Dr. Beck das evangelische Bekenntniß eben als konstitutive Basis der kirchlichen Lehrordnung und als aus der Schrift hergeleiteter Fortbau doch der Schrift gegenüber als Menschensatzung und behauptet er nicht überhaupt zu jeder Lehrordnung eine bloß arminianische Stellung?

Kaum wird der ungenannte Einsender es wagen, auf eine Frage der ersten Reihe mit einem schlichten ja, auf eine der folgenden mit nein zu antworten. Wenn aber dieß, so hat Einsender zuviel Mühe auf unwesentlichere Einzelheiten verwandt, und es darf genügen, mit Uebergehung jener nur auf einige seiner Gegenbemerkungen einzugehen.

Auffallen muß vor allem, daß Eins. grade auf dasjenige nicht einging, was ich in gedachtem Bericht in der evang. Kirchenzeitung ausschließlich vorgetragen, und sich lediglich an meine besondere Schrift über den verwandten Gegenstand hält.††)

Dort war aus der akademischen Antrittsrede Dr. Becks nachgewiesen, daß derselbe bereits im Jahre 1843 auch die evang. Kirche in einen radikalen Auflösungsprozeß begriffen erkannte. „So lange dem Schulchristenthum," heißt es in jener Rede, „die Macht der Tradition, die geistige Passivität und Subordination der bevormundeten Menge, die polizeiliche Zensur ff. zur Seit stand, ging es leidlich. Als diese Stützen zusammenbrachen, als die nur bevogtete, mit christlicher Besatzung disziplinirte, Natur (in dem freien Würtemberg?) ihre Autonomie gewann, mußte der alte Geist gegen die angeschulten Begriffe aus dem Christenthum reagiren, das bloß erlernte christliche Gedankensystem durchrüttelt und entwurzelt werden — weil es nicht der kernhaften Bildungskraft eines Lebenssystems erwachsen ist, das auf dem inneren Lebensgrund durch einen neuen Geist sich organisirt. Das Alte wird, — einmal todt — von keiner menschlichen Mühe so gerechtfertigt, daß das Leben wieder darin einginge; nur das Urleben, aus dem jenes geschöpft war, glaubt das gute Alte neu zu schöpfen in verjüngter Kraft seines inneren Kerns, während sein äußeres Menschenschema höchstens als Mumie sich konserviren läßt."

Konnten solche Zeugnisse Dr. Becks nicht in Abrede gestellt werden: so mußte der Eins. nachweisen, daß späterhin eine wesentlich andere Stellung Dr. Becks zu der Kirche und dem „Menschenschema" eingetreten.

Die öffentlichen Zeugnisse leiten zu der entgegengesetzten Annahme. So hat der Eins. am Schluß aus apokryphischen Quellen, theils aus den Erfahrungen des eignen Umgangs zu zeigen gesucht, daß es so schlimm mit der Stellung Dr. Becks zu den Ordnungen der Kirche nicht stehe. Gewiß in der besten Meinung, aber können individuelle und apokryphische Zeugnisse die Beweiskraft der öffentlichen aufheben? Gewiß nicht. Und was der Eins. eben am Schluß als die „innersten Intentionen Dr. Becks" darlegend mittheilt, ist auch in der That so allgemein und unbestimmt, daß es gewiß nicht geeignet ist, über das mehr als bedenkliche seiner öffentlichen Lehre zu beruhigen. Gleich, was er S. 119 sub 1 mittheilt, spricht aus, daß die kirchlichen Parteien (verstehe Konfessionen) mit ihrem Mischlingsvolk gar nicht fähig seien, sich durch irgend ein Bekenntniß zu irgend einer wirklichen Einheit zusammenschließen zu lassen.

Wenn Eins. dagegen S. 117 versichert, daß ihm in seinem persönlichen Umgang mit Dr. Beck die „etwa vom Bekenntniß abweichenden Meinungen" doch stets unter dem Bande der schuldigen Ehrerbietung begegnet seien, so ist dieß gewiß sehr erfreulich, kann jedoch leider nicht anders, als nach Maßgabe seiner öffentlichen Aeußerungen und im Einverständniß mit dem, was sonst in dieser Hinsicht verlautet, verstanden werden. Wenn er dabei ausspricht: (S. 118) Sätze wie „die von Dr. Beck erstrebte Kirche bleibt ein schlechthin Unfertiges, eine tabula rasa, in die jeder hineintragen kann, was ihm gut dünkt; jeder Laie, wie sehr ihm das Verständniß abgehe, hat das Recht, alles über das Lehrwort Christi hinausgehende (verstehe, das daraus hergeleitete) zu verwerfen" — treffen über das Haupt Dr. Becks hin die Reformatoren selbst: so scheint er selbst nur in dem gleichen Irrthum Dr. Becks befangen. Vollkommen unklar bleibt die unmittelbar hierauf folgende Berufung auf die Suffizienz und Klarheit der Schrift. Eben weil das Wort Gottes an die Kirche klar ist, jedoch von Irrlehrern bekanntlich mißdeutet und von Schwachen mißverstanden wird, kann und muß die Kirche in ihrem Bekenntniß Antwort zu dem Wort geben. Eben darum ist's auch gründliches Mißverständniß von Dr. Beck, die Schrift und nur die unausgelegte Schrift hinzustellen, als die einige Autorität, welche jede nach ihr normirte Norm als verwerfliche, verfälschende Satzung ausschließe. Kann Eins. nicht einsehen, daß das Bekenntniß ebenso für die Bekenntnißkirche normirend ist (norma normata), als die heil. Schrift für die Gesammtkirche (n. normans), und er erkennt diese entgegenstehende Anschauung als „mit römischen und jesuitischen Instanzen" zusammengehend, so befindet er sich in sehr großer Unklarheit, und es ist über diesen Punkt kaum noch mit ihm zu verhandeln. Es scheint hier bei ihm wie so oft bei Dr. Beck eine vollkommene Umkehrung der Begriffe stattzufinden. Gilt das aus der Schrift abgeleitete, schriftgemäße Bekenntniß

*) S. 312. 141.
**) S. 315.
***) S. 406. 411. 13.
†) S. 234 ff. 243. 247.
††) Dr. J. T. Beck und seine Stellung zur Kirche. Nr. 1. Berlin. Schlawitz. 1857.

nicht für die Bekenntnißkirche als norma normata, so ist es unvermeidlich, daß nach Umständen Römische, Sektirer oder Jesuiten, auf lutherische Kanzeln dringen, und sich darauf behaupten. Denn sie legen eben die Schrift in ihrem Sinne aus, und die lutherische Kirche, welche überdieß ohne ihr normirendes Bekenntniß als solche gar nicht vorhanden ist, hat keine Macht, die willkürliche Auslegung zurückzuweisen, da sie sich über ihre eigne, als lutherische, Auslegung noch gar nicht ausweisen kann. Während im entgegengesetzten Fall in dieser Hinsicht nach außen und innen alles im klaren ist.

Was Einf. vorausgehend (S. 116) bemerkt, daß er nicht die ganze Stellung und Anschauung Dr. Becks entwickeln wolle, so haben wir bereits unser Bedauern ausgesprochen, daß er nicht, was etwa bei dem gleichen Umfang der Entgegnung hätte geschehen können, die Prinzipien dieser Stellung, wenn auch nur ganz übersichtlich, angedeutet. Dieß würde zu einem offenen Kampf, und wenn nicht zur Vereinigung, doch zur Verständigung geführt haben können, während so alles mehr als in der Schwebe bleibt.

Was Einsender nun als Stellung und Richtung Dr. Becks bezeichnet, sieht theils so unschuldig aus, daß derselbe darin ja seine Kampfgenossen in Würtemberg ohne Zweifel nach Hunderten, in der lutherischen Kirche überhaupt aber nach Tausenden zählen würde — während er nach seinen öffentlichen Zeugnissen sich in ganz vereinsamter Stellung findet, wie ein Prophet zur Zeit Ahabs und Jesabel —; theils aber schimmert aus den eignen Andeutungen die unhistorisch-puritanische Stellung hindurch, wonach er nicht allein die historische Kirche als unrettbar dem Gericht verfallen betrachtet, sondern das Reich Gottes überhaupt nur als ein inwendiges, verborgenes erkennt — bis der HErr zum Gericht kommt und das tausendjährige Reich aufrichtet, in welchem die zerstreuten Kinder der Auswahl als Unterkönige mit Christo über die Völker herrschen werden. („Daß man dem HErrn, der allein sein Reich auf Erden weiterführen könne, vorlaufe, in sein Regiment greife; der Stand der Kirchen sei der von überwiegend verweltlichten Massenkirchen, den Menschen nicht im ganzen und großen ändern dürfen, so lange der HErr nicht ein neues schaffe" ff.)

In Wahrheit ist es nicht sowohl die Polemik Dr. Becks an sich, als die Ueberspannung, die forcirte, von seiner spiritualistischen Reichsgotteslehre bedingte Weise derselben, die ohne eine Reformation vor dem letzten Ende zu hoffen, doch über alles richtet, was nicht ganz genau der selbst beliebten Anschauung entspricht, welche mehr als bedenklich erscheint. Dr. Beck kommt in seinen christlichen Reden in seiner Polemik auch gegen die „in kirchlicher Hinsicht so unruhig sich umtreibende Zeit" nie zur Ruhe, er behält fast nimmer Zeit, das Evangelium zu predigen, die hörende Gemeinde wird fast ausschließlich in den Kampf nach außen gezogen, und zwar dreht sich die Polemik im wesentlichen immer in demselben Kreise, und die ganz nahe ans sektirerische streifende Rede fordert die eigne, unkirchliche, geisterische Anschauung der Kirche mit chiliastischem Hintergrund als vornehmsten Glaubensartikel.

Es bleibt nun zu untersuchen, ob ich, wie Einf. behauptet S. 111, etwa „im einzlen da und dort Recht habe, im ganzen aber die Absicht der Reformationsrede gründlich mißverstanden, und über die ganze Stellung Dr. Becks und die Objekte noch ziemlich im unklaren sei."

Was das letztere, sachlich wichtigere betrifft, so dürfte das eben Vorgetragene bereits einigen weiteren Anhalt geben. In Ansehung des ersteren darf ich kurz sein.

Mein Bericht liegt ja den Lesern der evang. K. Z. zur Vergleichung vor, die angefochtene Schrift und nicht minder die Reformationsrede selbst ist ja jedermann leicht zugänglich. Ich zweifle nicht, daß sie die beste Rechtfertigung, der Entgegnung des Einf. gegenüber, darbieten.

Dennoch würde ich durch die Gegenrede eines vertrauten, und wenn schon, nach dem Eindruck derselben wankenden, aber immer noch eng verbundnen Schülers Dr. Becks billig bedenklich geworden sein, wenn ich bei jenem Bericht und meiner Schrift einzig die Reformationsrede vor Augen gehabt hätte. In dem wirklichen Falle dürfte ich wünschen, daß vielmehr Einsender der Rede eines durch die Autorität seiner Schule unverblendeten Gegners etwas mehr Gehör hätte schenken können.

Ich übergehe die Beschwerde (S. 112), daß ich grade am Schluß der Schrift „auffallend flüchtig geworden, nicht mehr berücksichtigt, was ich sonst sorgfältig beachtet, nämlich, was gesperrt gedruckt worden." Jeder unbefangene Leser wird sehen, daß ich in dieser Hinsicht wohl mehr, als gebräuchlich, gethan. Aber die diplomatische Genauigkeit in einer ohnehin klaren Sache weiter zu treiben, schien nicht vonnöthen. (S. 111 begegnet es auch dem Einsender, bei Aushebung einer Stelle meiner Schrift, vielmehr vom Text abzuweichen. Er zitirt: „Die Kirche muß sich auf ihre Pflicht besinnen, dem Beamten gegenüber ff." anstatt: Es kann ihn nicht befremden, wenn die Kirche sich auch auf ihre Pflicht besinnt, dem Beamten gegenüber ff., was eine vollständige, aber gewiß nicht beabsichtigte, Verkehrung meines Sinnes klar ergiebt.)

Nicht länger verweile ich bei dem Widerspruch, den Einf. S. 112 rügt, daß ich zwar Hrn. Dr. Becks „mehr als tadellosen Charakter" anerkannt, dennoch aber zu „persönlichen Verdächtigungen" fortschreiten gekonnt. Vielleicht bin ich auch hier mehr als nöthig gewesen, dem Gefühl gefolgt, alles mir zu Ehren des persönlichen Charakters meines Gegners Bewußte hervorheben zu müssen, grade weil ich nicht umhin konnte, seinen als verderblich erkannten kirchlichen Prinzipien einen entschiedenen Kampf zu widmen. Ich hob jenes um so zuversichtlicher hervor, weil ich darin der Anschauung sehr entschiedner Gegner Dr. Becks folgen konnte, während ich selbst jeder persönlichen Anschauung gänzlich entbehre. Findet nun dennoch ein Widerspruch statt, so kann ich nicht dafür, und ich tröste mich damit, daß hochangesehene Männer in Würtemberg über die unkirchliche Stellung Dr. Becks ebenso denken, wie ich, und dabei den persönlichen Charakter Dr. Becks zu schätzen wissen.

Bei derjenigen Stelle, wo Einf. einen Widerspruch gefunden, findet er sich nicht — außer sofern die prinzipielle Stellung, die ich bekämpfe, ohne eine gewisse Alternative schwer zu denken ist. Sollte ich nun das, ich glaube klar erkannte, vielleicht selbst unklare, nichts desto weniger aber verderbliche, Prinzip zum Schaden unsrer und der Kirche Dr. Becks auf sich beruhen lassen, um nicht den Schein einer Verdächtigung des Lehrers des Einsenders zu geben? Dieß, dünkt mich, wäre nicht die Weise, den Dienst der Wahrheit mit der Nächstenliebe zu verbinden.

Als Hauptfrage und eigentlich entscheidenden Punkt bezeichnet Einsender mit Recht (S. 112. 114), ob Dr. Becks Polemik in der Reformationspredigt gegen Menschensatzung gegen die positiven Fundamente der Reformation und ihr Bekenntniß angehe.

Da es Einf. liebt, in offen vorliegenden Fragen von „Wahrscheinlichem" auszugehen, so wäre es wohl erlaubt, die Gegenfrage zu

stellen, ob es wahrscheinlich sei, daß Dr. Beck in jener Rede eine andre Stellung zur historischen, und insonderheit zu seiner Kirche genommen, als in seiner fortlaufenden Predigtpolemik, und wenn wir recht berichtet sind, ebenso und noch unverblümter in seiner Katheder-polemik, und wie er es nach seiner oben angedeuteten, ultrareformirten, zum sektirerischen streifenden Anschauung von der Kirche und ihren objektiven Heilsgütern nicht anders kann?

„Ob die frommen Menschensatzungen," sagt Dr. Beck S. 341 der 4. Sammlung seiner Reden, „eine jüdische Form haben, oder eine katholische, oder evangelische, es sind Mißgeburten; die frommsten Menschensatzungen sind Mißgeburten des menschlichen Herzens, die sich ans göttliche Wort anhängen und sich ihm nachformen; weil dadurch der falsche Schein des Menschenherzens eine heilige Gestalt erhält: darum eifert das Wort Gottes von Anfang bis Ende gegen Menschensatzungen, die sich von ihm selber das Ansehen hernehmen." Wozu dann wieder 5 Mos. 4, 2: Ihr sollt nichts hinzuthun. Haben jemals die Arminianer rücksichtloser alles kirchliche Bekenntniß verworfen?

S. 529 der 4. Sammlung: „Auch über dem Grunde des Neuen Testaments, über seinem einfachen Wort und Gottesdienst, haben die christlichen Parteien in frommer Meinung selbsterdachte Lehren und Gebräuche aufgerichtet als verderbliche Stützen des christlichen Glaubens, mit denen man es nicht jeden halten läßt, wie er will, und durch sie als eine Brille liest man auch jetzt wieder Gottes Wort." Worauf nun die Insinuation an die Gemeinde folgt, ob sie, wenn einer allein im ganzen Lande auf die alten Bollwerke losstürme mit dem Wort Gottes, als wäre er allein in dessen Besitz, während doch alle Aelteste und Schriftgelehrte es auch lasen, sie auch dem einen wider alle zufallen, das Ansehen der Menschen und ihre Satzungen überwinden würden. (530. 31. 36.) Haben solche Zeugnisse öffentlicher Rede weniger Geltung als ein gelegentliches apokryphisches Wort, und welchen Sinn können jene haben in einem Lande, in welchem „ein freieres Verhalten zu dem kirchlichen Bekenntnisse" ohnehin „keine aparte Sache ist?" wie Einf. S. 118 bezeugt. Können sie, wenn man sich die Polemik und den Zweifel an der Schriftmäßigkeit des Bekenntnisses nicht schon zur andern Natur hat werden lassen, daß man eben ohne viel Sinn sich in dem einmal beliebten Kreise dreht, noch einen andern und besseren Sinn haben, als den arminianischen, wenn eben das Bekenntniß — mit allen frömmsten Menschensatzungen — „doch nur eine Mißgeburt ist, dadurch der falsche Schein des Menschenherzens eine heilige Gestalt erhält?"

In der Reformationsrede stellt nun Dr. Beck in den ersten Sätzen Jesum und die Pharisäer als Vertreter der göttlichen und der menschlichen Gesetzgebung gegenüber, und bezeichnet letztre als eine feste, kirchliche Ordnung, welche nicht schriftwidrig aus der Schrift hergeleitet, ein Zaun um das geschriebene Wort sein sollte, — und dennoch von dem HErrn mit rücksichtlosem Eifer verworfen sei. 269—274. Auf denselben Grund hin sei die altkatholische Satzung in gleicher Weise von den Reformatoren verworfen worden (bis S. 281). Jetzt erneue sich der Streit zwischen Gottes Wort und Menschensatzung: so gelte es jetzt dieselbe Rücksichtlosigkeit. Und welches sei der Grund des Eifers des HErrn? Der sei in dem Wort enthalten: Es sind Menschengebote — und dadurch sei alles menschliche Satzungswesen in Religionssachen verwerflich gemacht. S. 282.

Dieß wird nun weiter ausgeführt, dahin, daß allein Christus der einige Meister (ein wahrer, aber bekanntlich von allen Radikalen und Sektirern gemißbrauchter Satz!), Christus also alles Gesetzmachens Ende sei (eine der immer wiederkehrenden Phrasen, die man bis in Dr. Becks Baseler Schriften vom Jahre 1840 zurück verfolgen kann), und deshalb alles, was auch nicht grade wider aber über das Schriftwoet hinausgehe, nicht als Gebot und Verbot gelten dürfe. „Daß nur Gottes Wort und Satzung binden darf, nicht was Menschen glauben, lehren und festsetzen, welches Ansehen sie haben mögen!" Worauf endlich den Hörern explicirt wird: Man muß vor allem Ja sagen, ein volles Herzensja zu Gotteswort — alsdann könnt ihr mit göttlichem Recht Nein sagen zum Menschengebot! (d. h. eben so zu dem, was die Evangelische Kirche „glaubet, lehret und bekennt," als was die römische, oder die pharisäische Ordnung der frommen Väter lehrte und festsetzte, und von Christo und den Reformatoren verworfen ward.)

Hiernach kann ich getrost erwarten, wem die Leser der Ev. K. Z. das richtige Verständniß der Rede beimessen werden, meinem Bericht, oder dem noch ziemlich in dem Zirkel der Schule gefangenen Gegenbericht. Wäre es denn für einen wirklich im Bekenntniß seiner Kirche stehenden Prediger so schwierig, einmal offen und unzweideutig mit Herz und Mund vor der Gemeinde davon Zeugniß zu geben, anstatt seine Polemik stets in der obigen Weise zu wiederholen, die den Schein gibt, als gebe es in Würtemberg nichts nöthigeres zu thun, als das gar zu große Ansehen des eignen Bekenntnisses herabzusetzen; obschon vielleicht die Zeit auch für Würtemberg nahe genug sein mag, in der die Freunde der Kirche froh sein werden, in ihrem geschmähten Bekenntniß einen festen Halt und Lebensgrund zu haben. In diesem Sinne war es mit der Andeutung gemeint, die letztgedachte Application klinge etwa wie Hohn.

So kann ich endlich auch die Bemerkung, „daß ich nicht absehe, wie der Redner sich dem Vorwurf eines literarischen Falsums entziehen könne, und daß Dr. Beck von den Bekenntnißschriften keinen andern Gebrauch gemacht habe, als die Nationalisten von der Bibel" am wenigsten in Folge der Entgegnung zurückziehen, so gern ich gerade hierzu geneigt wäre, da hier das prinzipielle dem persönlichen am nächsten kommt.

Aber ich frage: Sind die Reformatoren der Meinung gewesen, indem sie das Bekenntniß der Evangelischen Kirche zu der reinen Lehre des Evangeliums aufstellten, welches diese nachmals der öffentlichen Lehrordnung zum Grunde legte, eine Menschensatzung im Sinne Dr. Becks zu machen, welche die Mitglieder dieser Kirche (wie die pharisäischen und römischen Satzungen) verwerfen dürfen? Wenn nicht, so ist es ein willkürlicher Gebrauch der symbolischen Bücher, wenn er eben aus ihnen nachweisen will, daß ein solches Verfahren nach Lehre und Beispiel der Reformatoren stattfinden könne, sobald man nur vorher ein volles Ja zu Gottes Gebot gesprochen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 12. Mai. № 38.

Des Sokrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten dargestellt von Ernst v. Lasaulx. München 1858. 122 S.*)

Was Augustin von sich sagt, als er aus seinem philosophischen Hochmuth zuerst die heiligen Schriften kennen lernte, sie wären ihm zu einfältig gewesen, „als daß er vor ihnen hätte den Nacken beugen sollen," hat sich immer wiederholt; alle, welche aus dem „geschmückten und geputzten Unglauben," den sie Philosophie nennen, ausgehen, fanden noch immer das alte Testament zu wenig erhaben, incessu humilem; es dünkt ihnen unwürdig, um es mit Tullianischer oder Platonischer Sprache zu vergleichen. „Aber ihr Hochmuth versteht nicht sein Maß und ihr Scharfblick dringt nicht in sein Geheimniß." **) Wer von den Gipfeln des Hellenismus herabkommt, hält die schlichten Worte vom Glauben Abrahams für barbarisch und kindlich. Und wer in den letzten Stunden Sokratis an seinem Lager stand, wie kann er sich in seinem Rausche niederbeugen zu der Lehre von der Erbsünde, mit welcher das Buch der Genesis beginnt. „Ich schien mir," sagt der große Kirchenvater, „so groß und selbstgefällig, daß ich verschmähete, ein Unmündiger zu seyn." Aber diese Unmündigkeit ist der Fortschritt, auf dem die Weisheit christlicher Lehre ruht, durch welche die Welt freilich mehr als weise, d. i. selig werden soll. Das Wort in den Büchern der göttlichen Verkündigungen, im A. T., ist nicht eine Weisheit neben einer andern, die von Menschen und Völkern ausgeht; sie ist über jener gegründet und beginnt, wo die Kunst des Menschengeistes aufhört. Die Lehren von der Schöpfung, von der Erbsünde, von dem Glauben Abrahams, haben in ihrem Mysterium die Kreise längst überschritten, in welchen sich jede andere Weisheit um sich selbst bewegt. Um dieser Lehren willen ist das A. T. ein Buch Gottes, nicht um der menschlichen Dinge, an welchen seine Lehre arbeitet. Die menschlichen Dinge lassen natürlich überall eine Vergleichung zu; Gebräuche, Sitten, Gesetze, Sprachen sind der unermeßliche Stoff, an denen die Gedanken der Völkergeschichte sich scheiden und verbinden lassen. Die Erscheinungen vermögen überall nach ihren Merkmalen gesondert zu werden. Insofern sind auch vergleichende Studien zwischen dem Leben des Volkes, in dem das Buch des alten Bundes waltete, und von dem es berichtet, mit dem Geist und Geschichtsinhalt der anderen Welt lieblich und nützlich: zu einer wissenschaftlichen Klarheit pflegt man freilich immer nur dann zu gelangen, wenn man auch die in den Erscheinungen wirkende Ursache ins Auge faßt. Hier lehrt nun die alltägliche Erfahrung die öftere Unmöglichkeit der Vergleichung in den Ursachen, die in den Erscheinungen so leicht von Statten ging. Die organische Verschiedenheit im Wesen der Dinge bezeugt die Verwandtschaft in der Erscheinung als lückenhaft und täuschend; Thier und Mensch sind an ähnlichen Merkmalen überreich; der Hund übertrifft die Menschen in vielen Charakterzügen, die ihm der Instinkt eingiebt, ohne daß darum der Mensch als solcher mit dem Hunde in ein organisches Nebeneinander treten kann. Mancher barbarische Scythe hat Tausende von Griechen in Sitte und Tugend übertroffen und doch wird Niemand den hellenischen Genius zu der niedern Stufe des Fetischismus herunterdrücken wollen. So mögen auch in der Erscheinung historischen Lebens griechischer und römischer Geist einen Vergleich mit vielen ähnlichen Erscheinungen im alten Bunde herausfordern. Aber der Geist des alten Testaments, die treibende Ursache, die in allen Blättern seiner Geschichte lebt und Licht und Schatten auf die Erscheinung wirft, Gott eben, der Schöpfer Himmels und der Erde, hebt sich über allen ernsthaften Vergleich auch mit dem Größten, was Menschen in Athen und Rom geschaffen haben. Wegen der Lehre von diesem Gotte ist es vorhanden — aber diese liegt nicht mehr in den Gränzen menschlicher Erkenntniß. Sie ist das große, unendliche Resultat. Die Weisheit der Völker bewegt sich in vergeblichen Versuchen, die unfaßbare Formel zu entwickeln. Die Genesis enthält die Quadratur des Gedankenkreises — die Wahrheit, das Gesetz prägt sie aus, die Propheten beten und lehren sie; — die Platone aller Zeiten suchen, was sie nie finden werden. Der Gott des alten Bundes steht nicht neben Jupiter, neben der Kugelgestalt der Eleaten, neben dem platonischen Ordner; er ist einzig, unvergleichlich, nur gefunden durch sich. Wer ihn kennt, schließt im Glauben an ihn alle Menschenkenntniß ideal ein; ob er sie erfahren und überwand, wie Augustin, oder ob er jenem christlichen

*) Diese Schrift zerfällt in zwei Theile. Der erste (S. 1—99) behandelt Leben und Lehre Sokratis und gipfelt im zweiten (S. 99 bis 122), worin „der Heros, den er geschildert," mit dem Höchsten aller Heroen" verglichen wird. Auf diesen Theil richten sich namentlich die folgenden Bemerkungen.

**) Confess. lib. III. cap. V.

Arbeiter gliche, von dem Tertullian treffend sagt, er würde besser als die Philosophen die Frage nach dem Wesen Gottes haben beantworten können.*) Um dieser Unmöglichkeit halber ist der Gott des A. T. ein einziger, ausschießender Gott, der kein anderes Wesen mit seinen Attributen neben sich haben kann. Er ist nicht tolerant gegen die Abgötter und falschen Götter aus Menschengebild und Menschengedanken; was er nicht ist, ist eben ungöttlich. Außer ihm ist ein Gott nicht denkbar. Er ist ewig, einzig, und der Quell aller Dinge. Er ist der ewige Vater des ewigen Sohnes Jesu Christi. Es hat an Jesum Christum kein Anderer Theil, als der Schöpfer Himmels und der Erde. Nur aus dem Mysterium des Gottes im alten Bunde ist auch das Geheimniß des Erlösers der Welt. Der Sohn ist darum ein Einziger wie der Vater. Auch er ist nicht tolerant gegen die, welche sich seine Kraft anmaßen. Was er kann, ist Niemand Anders niemals im Stande gewesen. Nur er macht selig. Es ist kein anderer Name gegeben, der von Sünden löst, als der Jesu Christi. Darum ist seine Lehre — der neue Bund die Frucht des alten Bundes. Und hat keine andere Weisheit daran Theil. Denn nur der alte Bund enthält die Lehre von Gott, dem außerweltlichen Schöpfer des Kosmos; nur darin ist das Wort von dem ersten Adam, welchen zu lösen der zweite gekommen ist; nur da steht die selige Lehre vom Glauben, die zur Gerechtigkeit angerechnet ist. Es ist im neuen Bunde nichts, was nicht aus dem Samen des alten geflossen ist; wie die Frucht nichts enthält, was nicht schon im Keime lag. Nach dem Gesetz ward erst die Liebe kund. Denn dieses zeigte die Sünde, darum bedurfte es der Liebe. Aber der Schöpfer des Gesetzes war nicht blos Gott der Juden, auch der Heiden. Das lehrt schon das Gesetz selber. Aber, damit es lehrte, erschien es in den Juden, dem einzelnen Volke. Gottes Lehren erscheinen immer im Einzelnen, weil kein Ganzes da ist, das ihnen entsprechend wäre. Was in den Griechen lehrhaft ist, erschien auch nur an ihnen und gehet doch für alle Welt aus. So waren die Juden auserwählt, um Gottes Gesetz zu tragen, zum Zuchtmeister der Völker auf Christum, zum Anfang und zur Bahn der Liebe in Christo. Weshalb er unter das Gesetz gethan worden und nicht als abstrakter Mensch, sondern als Jude einherwandelte, weshalb er selber nicht zu aller Welt, sondern nur zu den Kindern Israel mit seiner Weltliebe persönlich gesendet war. Jesus Christus war so zu sagen das Gottideal dessen, was Gott am ganzen Volke Israel bekundet hat. Er stellte das Gegentheil der Sünde dar, sie zu versöhnen, Israel sie zu zeigen. Er offenbart diesen Gegensatz völlig, weil selbst sündenlos, David und die Propheten gebrochen, weil selbst Sünder. Aber ähnlich ist der Gegensatz dieser gegen die Außenwelt, wie der des Heiligen in Israel selbst. Denn nur auf Gott und seinen Gegensatz, die Sünde, hat Alles Bezug, was die Schrift enthält; sie offenbart keine Tugend um der Menschen, sondern nur um des Gehorsams gegen

*) Apolog. advers. gentes 45.

Gott willen; sie zeigt auch nicht das Laster, als um die Sünde gegen den Herrn aller Geister zu strafen. Das A. T. ist kein philosophisch Handbuch, welches über Gut und Schlecht, Wahr und Nichtwahr, Recht und Unrecht entwickelnde Disputationen zuläßt. In ihm ist alles That und Resultat. Gott ist, und was ihm entgegensteht ist Sünde. Darin sein Gegensatz zur andern Welt und dem erkornen Volke. Aber wer von der Sünde belehrt ist, kennt auch den Gott der Gnade. „Ich bin dein Arzt, spricht der Herr. Die Kenntniß der Sünde schließt auch die von Gott ein, darum ist auch die Sünde dieser eine andere, als die unbelehrte Sünde der Heiden. Sie schließt die Möglichkeit der Reue und Demuth, d. i. der Einkehr zu Gott, ein, welches ist die einzige Tugend. Freilich ist darum bei denen, welche Gott kennen, keine Sünde ohne Tugend. Aber sie haben auch keine Tugend ohne Sünde. Nur denen, die volle Tugend in Anspruch nehmen, ist Alles Sünde. Das ist nur denen möglich, die den biblischen Gott nicht kennen.

2. Man wird nach diesen Bemerkungen nicht verkennen, wie wir uns zu der „zuversichtlichen" Aeußerung von Lasaulx stellen, die das obengenannte Buch beschließt und zugleich den ganzen Gedanken desselben kund giebt: „Ich nehme darum keinen Anstand, offen und zuversichtlich zu behaupten..... daß unzweifelhaft das Beste der christlichen Lebenslehre dem Hellenismus ungleich näher steht, als dem Judaismus." Denn unter dem Judaismus kann hier nur das Alte Testament gemeint seyn, seine Lebenslehre wie seine Glaubenslehre, und dieses, das unlöslich im Geiste und Leibe Jesu Christi mit dem neuen Bunde verknüpft ist, soll ungleich ferner stehen, als hellenisches Wesen! Es war vorauszusehen, daß Lasaulx nach seinen bisherigen Publikationen bis zu dieser Kundgebung vorschreiten würde. Es ist bedauernswerth, daß er sich die Consequenzen verbirgt, die wahrhaft zerstörerisch auch gegen die Kirche aus ihr wirken müßten. Aber es ist belehrend, an ihm zu erkennen, wohin die kleinste Abbeugung vom Princip führt, welche sich katholische Kirchenlehrer dem Hellenismus gegenüber nicht selten gestattet haben.

Es ist allerdings ein trauriger Streit gewesen, der über die Seligkeit oder Verdammniß der Heiden innerhalb der Kirche geführt ward. Aber an sich ist er nicht ohne bedeutungsvolle dogmatische Wichtigkeit. Denn nicht um die Heiden handelte es sich, sondern um die Christen. Es ist die Selbstgerechtigkeit, die für sich streitet und der es so schwer wird, zum großen Bekenntniß Pauli (Röm. 7, 24.) zu gelangen. Nur gegen den Pelagianismus dieser richtete sich Augustin mit dem vielfach mißverstandenen Worte, daß „der Heiden Tugenden glänzende Fehler" seyen. Denn gab es heidnische Tugenden, so hatte man ein Verdienst der Werke zu hoffen, und eine Kraft außer der Kraft des Glaubens erobert. Der Kirchenvater wollte trotz seiner entschiedenen Aeußerung den Heiden nichts nehmen, was sie besaßen; er spricht ihnen ja den Glanz zu, der sie aus ihrem Ruhm umstrahlt. Es ist absurd zu meinen, als ob darin eine Verachtung gegen die großen Güter ausge-

drückt sey, die in den Geistern der nichtbiblischen Völker bewundert werden; absurd zu meinen, als ob über Literaturen, welche zu trefflichen Bildungsmitteln geworden sind, der Bann gesprochen wäre: wir setzen den Hellenismus nicht herunter, wenn wir seine Pracht der der Natur vergleichen, des unerschöpflichen Bornes von Seelenerquickung und Frische. Aber wie derjenige dem traurigsten Pantheismus verfallen wäre, welcher auch nur ein Theilchen des Universums der Schöpferkraft entzöge, da, wenn nicht Alles erschaffen ist, nichts erschaffen sein muß, so heißt es dem Christenthum Weihe und Nothwendigkeit entziehen, wenn man zugiebt, daß irgend ein Weiser diejenige Kraft zur Seligkeit durch sich besessen habe, welche nach dem Evangelium der Glaube an Jesum Christum verleiht. Ist auch nur ein Heide selig geworden durch seine historische Tugend, bedurfte Aristides keines Erlösers und ward gerecht ohne ihn vor Gott, dann konnte es auch ganz Hellas seyn; denn wo es der Glaube nicht ist, der allein selig macht, so thut es das Verdienst der Werke. Wo dies gilt, wer anders ist der Richter, als der selbstgerechte Mensch, der sich selber zum Maaße der Seligkeit macht.

Es ist leicht ersichtlich und oft zugestanden, an welchen Lehrbegriff der katholischen Kirche es sich anschließt, wenn Lehrer derselben, namentlich in den letzten Jahrhunderten, auf die guten Werke der Heiden einen besondern Nachdruck legen. In dieser Beziehung ist die Kirche ganz von der Schärfe Augustins gegen den Pelagianismus abgewichen. Vielmehr haben Päpste Sätze wie der, die Werke der Heiden nichts sind als Sünden und die Tugenden der Philosophen nichts als Laster" verdammt. Bekanntlich polemisirt noch Möhler dieserhalb gegen Melanchthon, aber wenn er sagt, „er müsse es leugnen, daß jene heidnischen Tugenden als etwas blos Aeußerliches betrachtet werden müssen, die in keinem tieferen Verhältniß zum Menschen stehen, als körperliche Schönheit und Reichthum," so ist unzweifelhaft, daß er damit sich selber widerlegte. Allerdings ruhen die Handlungen im Innern des Menschen; darum eben unterscheiden sich die Tugenden der Völker nicht nach ihrer Erscheinung, sondern nach ihrem Motiv. Ist das Werk nicht im Innern begründet auf den Glauben an Jesum Christum den Erlöser, so auf den Gegensatz desselben, auf den Menschen, der sich selbst erlöst. Dieser Gegensatz scheidet auch die Werke, welche ja eben auf der inwendigen Natur des Menschen ruhen; daher charakterisirt auch nur der Glaube die Werke, und ist es nur dieser, welche die Tugenden einschließt, nicht jene diesen. Wäre dies letztere der Fall, könnte auch das scheinbare und zeitliche, nach Volksbrauch und Sitte gut und edel genannte Werk implicite den Glauben an Gott und Christum einschließen — dann würden in letzter Consequenz die Chinesen und Athener — welche sittlich lebten, so selig als die Apostel; dann aber war das Evangelium eigentlich nicht nöthig, also nicht wahr, denn der gute Naturalismus hätte überall implicite Christum eingeschlossen. Wie denn auch von einem Portugiesischen Theologen, der auf dem Tridentiner Concil gewesen, die Aeußerung durch Leibnitz erwähnt wird, daß die Erlösung durch Jesus Christus stillschweigend in der allgemeinen Vorsehung eingeschlossen sey und die Philosophen diese sehr wohl gekannt hätten.

Die Selbstgerechtigkeit, wenn man ihr nicht radical Wurzel und Leben abschneidet, ist nun einmal unerschöpflich in den Mitteln ihrer Selbstvertheidigung. Nicht wie Sokrates steht sie vor ihren Richtern, sondern, was jener verschmähte, auch mit sentimentaler Rührung verficht sie ihre Sache. Sie stellt sich tief mitleidig über das Geschick von Millionen, die trotz ihrer Unwissenheit sollten verdammt seyn. Sie appellirt an das weiche Herz, wenn sie über die Vergeblichkeit so vieler heidnischer Tugenden klagt, und hebt wie ein beredter Advokat die schimmernde Lichtseite jener hervor, nicht jenen, als vielmehr sich zu Liebe. Denn was jenen zu Gute kam, so doch ihr überall auch unter dem Banner Christi. Aber das Tribunal der Menschen ist es eben nicht, das entscheidet. Denn man ist nicht Richter in eigner Sache. Gott und sein Wort sind es, die Auskunft geben und für Alle „den Tag ansetzen, da Gott das Verborgene der Menschen richten wird durch Jesum Christum." (Römer 2, 16.) Wir sehen aus demselbigen Worte, daß wir nur selig werden aus seiner Gnade ohne Verdienst der Werke durch den Glauben (Römer 3, 22—24.), aber wir wissen nicht die unergründliche Gnade, mit der Gott auch waltet über die, so in ihrer Unwissenheit dahingingen. Denn wir wissen wohl das Gericht Gottes, aber seine Liebe ermessen wir nicht.*) Wir ermessen seine Gnade nicht, da er selig machend in die Hölle niederfuhr. Aber wir haben auch nicht von der Seligkeit der Heiden zu reden, sondern von unsrer eignen; nicht in jener Tugenden unsere Selbstgerechtigkeit verborgener Weise zu gründen, sondern allein im Glauben an Jesum Christum. Wer seinem Herzen folgt, das ihm von jener Größe schmeichelnde Bilder entwirft, um sich ein wenig eignes Verdienst der Werke zu retten, wird sich bald in Genossenschaften finden, die er nicht perhorresciren kann. Der Pelagianismus ist nur das folgerichtige System des menschlichen Schreckens über die Erbsünde. In neueren Jahrhunderten hat er nur andere Namen angenommen; vorhanden ist er in weit schlimmerer Art, denn die Selbstgerechtigkeit stirbt nicht — sie ist pharisäisch — wie sie der Herr schildert (Luc. 11, 39.) und pelagianisch tiefer und drohender als je. Bis auf den heutigen Tag hebt zumeist Alles, was der pelagianischen Selbstgerechtigkeit hold ist, zum Theil, wenn der Muth fehlt, das Christenthum anzugreifen, das Licht der heidnischen Tugenden hervor, sowohl alter wie neuer Zeit.

---

*) Melanchthon sagt in einer späteren Edition der loci (opp. 21. 385.) „quanquam enim non est nostri judicii, quid Deus egerit cum illis praestantibus viris, Solone, Themistocle, Fabio, Scipione, Pomponio Attico et similibus, an peculiari beneficio ipsis praebuerit aliquem intellectum gratuitae misericordiae et remissionis peccatorum et veri cultus, tamen nos tantum juxta verbum nunc promulgatum, hoc est, juxta Evangelium judicare debemus, neminem sine Christi cognitione et misericordia propter Christum promissa salvum fieri."

3. An Sokrates hat sich von jeher die Gefahr deutlich offenbart, welche die falsche und halbe Auffassung des Verhältnisses von Christenthum und Heidenthum hervorbringt. Er ist es, in dem man von jeher den Typus heidnischer Weisheit und Tugend am reinsten dargestellt sah; ist diese eine solche, daß sie wesentlich keine andere als die auf der Lehre der Schrift beruhende ist; kann sie nach Erscheinung und Motiv der auf dem Glauben an Jesum gegründeten gleichgestellt werden; übt sie für die Heiden dieselbe vor Gott seligmachende Gewalt aus, so ist die Natürlichkeit eines Vergleiches zwischen dem Athener und Christo offenbar. Wie die beiden Lehren, werden dann die beiden persönlichen Typen neben einander gestellt. Und Sokrates verliert bei dem Vergleiche nicht. Nur Christus, dem seine Gottheit abgelöst wird. Denn wie hoch man auch das Heidenthum erhebt, die Kraft Christi muß menschlich werden, welche mit ihm verglichen wird. Die Consequenzen der kleinsten Concession an die Selbstgerechtigkeit werden ein großer Sieg des falschen Rationalismus. Lasaulx scheint sie nicht zu fürchten, wenn er Christus und Sokrates in einer Weise miteinander vergleicht, wie bisher noch nie versucht worden ist. Er kommt daher auch zu Resultaten, in denen es ihm kein Rationalist zuvorgethan hat. Er sagt von Sokrates, „daß, wenn das System der typischen Theologie, d. h. die Lehre, daß es vorbildliche Persönlichkeiten zu der höchsten des Menschensohnes gebe, überhaupt zulässig ist, hier wenn irgendwo ein echtes Vorbild Christi klar erkennbar ist." Allerdings ruht in dieser „typischen Theologie" der Cardinalirrthum. Denn er ist auf rationalistischem Grunde gebaut. Das Heidenthum enthält höchsteus die Sehnsucht nach Christo, nie einen Typus von ihm. Zwischen der Vernunft und dem Wunder spannt höchstens die tappende Sehnsucht ein Brücklein, aber verglichen können sie nimmer werden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Eine Tübinger Reformationspredigt.

(Schluß.)

Mich dünkt, es gehöre die volle Befangenheit in dem Zirkel der Schule dazu, um nicht auf den ersten Blick das verwirrende und völlig unstatthafte dieses Weges für die Gemeinde zu erkennen. Ich kann versichern, daß man in Würtemberg viel stärkeren Bezeichnungen über das Fälschende dieses Weges, und zwar auch bei Männern begegnet, welche Dr. Beck im Uebrigen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von meinem, mit dem persönlichen ganz unverworrenen Standpunkte aus, erscheint gerade dieses weniger alterirt, und darum gebrauche ich den gelinderen Ausdruck. Ich weiß recht wohl, wie man nach einer durch drei Lustren fortgesetzten Polemik in einen gewissen Mechanismus derselben gerathen kann, bei dem nicht alles ganz klar gedacht ist. Aber die verderbliche Wirkung wird dadurch nicht gemindert. —

Ich schließe mit dem Wunsch, daß dieses wiederholte Wort dem sonst gesegneten Wirken Dr. Becks nicht schaden, sondern zum Heil der Kirche dienen möge. Möchten denn auch wahrhaft einsichtsvolle Freunde und Gegner Dr. Becks, denen die Wahrheit und das Heil der Kirche über alles gilt, recht bald dazu beitragen, daß die angeregten Streitpunkte in ein helleres Licht gestellt würden.

Wittbrietzen. F. Liebetrut.

Nachschrift.

So eben geht mir Nr. 21. der Ev. K. Z. zu, worin sich noch eine Stimme aus Würtemberg über Dr. Beck vernehmen läßt. Ich begrüße sie als die erste, welche von unbefangener Anschauung der angeregten Sache ausgeht unter denjenigen, welche sich, soviel mir bekannt, bisher öffentlich über dieselbe hören ließen.

Sie erkennt das „viele Richtige" der geübten Kritik an, und glaubt nur durch Hervorhebung anerkennenswerther Seiten Dr. Becks ein noch billigeres Verfahren anbahnen zu können.

Nun möglich wäre es ja, daß die unablässige Polemik Dr. Becks gegen die Autoritäten seiner Kirche auch die Kritik eines Vertheidigers derselben in etwas über das Maß getrieben hätte, und in diesem Falle wäre es nicht mehr als Christenpflicht, dieses einzugestehen.

Indeß muß ich die mit den Schriften und der Thätigkeit Dr. Becks nicht näher bekannten Leser dennoch bitten, die weitere Entwicklung der Sache abzuwarten. Es wird sich dann ergeben, daß die „der Lutherischen Kirche freundliche Seite Dr. Becks" jedenfalls sehr schwach ist.

Wohlbekannt ist mir, daß Dr. Beck die Schriften der älteren Theologen der Lutherischen Kirche empfiehlt, während er selbst eine entschieden reformirte Stellung einnimmt; aber dieß gehört eben auch zu den „Dunkelheiten" Dr. Becks, der ja unzweifelhaft ein evangelischer Theologe sein will, nur, wie wohl nicht selten in Würtemberg, auf eine ganz aparte Art.

Daß einige Schüler Dr. Becks kirchlichere Bahnen eingeschlagen haben, ist mir nicht minder bekannt; es erklärt sich dieses auch leicht, jedoch viel leichter die Fortschreitung anderer Schüler zu den sektirerischen Verirrungen, zu denen die Principien Dr. Becks unbestreitbar hinführen, obschon er selbst diese Consequenzen vermieden wünscht.

Daß die Objekte der Beckschen Polemik nicht bloß in der Lutherischen Kirche liegen, zeigt sich überall. Daß diese Polemik aber zunächst und zumeist auf die Ordnungen seiner Kirche bezogen werden müsse, ergiebt sich ebenso unzweifelhaft. Und wenn nun in der That „in Würtemberg der Respekt vor der Lutherischen Kirche sehr gering ist:" so ist dieser Umstand nicht unbeachtet geblieben, konnte aber unmöglich zur Entschuldigung der Polemik Dr. Becks benutzt werden. Denn da in Würtemberg keine andre Kirche als die Lutherische existirt; ist es nicht ein großes Uebel, wenn dieselbe das Bewußtsein ihrer historischen Grundlagen so sehr vergißt, was sich über kurz oder lang schwer genug rächen mögte? Und verliert dann die unablässige und maßlose Polemik Dr. Becks gegen kirchliche und konfessionelle Uebespannung nicht auch den letzten Anschein von Berechtigung? Was aber endlich übrig bleiben würde, wenn es, was Gott verhüten wird, in Folge seiner Polemik dahin käme, auch den „sehr geringen Respekt" von der eignen Kirche in seinem Vaterlande hinwegzuräumen, ist nicht schwer abzusehen. L.

Redakteur Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 15. Mai. № 39.

Des Sokrates Leben, Lehre und Tod.

(Schluß.)

Die Götter der Hellenen drücken, wie der Apostel sagt, ein irregehendes Sehnen nach dem unbekannten Gott aus; wer wird sich vermessen, in Zeus einen Typus von dem Herrn aller Geister zu finden. Zwischen der Lehre der Schrift alten und neuen Bundes und hellenischer Weisheit ist keine stufenweise Entwickelung. Also ist auch Christus, der das Wort Gottes erfüllt, keine höhere Potenz von demselben Grade des menschlichen Typus in Sokrates. Die Sündenlosigkeit Jesu Christi ist nicht blos eine höhere Tugend als die des Sokrates und Senecas; sie ist, weil sie ein Wunder ist und nur Gotte zukommt, über aller Menschlichkeit erhaben und von aller stoischen Tugend nicht zu finden. Und diese Sündenlosigkeit Jesu Christi ist es, die den göttlichen Charakter auch in seiner Niedrigkeit bewahrt. Den dämonischen Mächten der Selbstgerechtigkeit und des falschen Rationalismus ist verfallen, wer an ihr rüttelt, Jesus ist durch sie, was er der Welt werden sollte. Sie ist sein Merkmal, nicht die Weisheit, in der er menschlich redete, und die von jener nur der Ausfluß war. Denn wie die Sündenlosigkeit das Attribut eines Gottes, so ist sie die höchste Weisheit. Freilich schließt sie als göttliche Kraft alle Erhabenheiten des menschlichen Geistes ein. Jesu menschliche Erscheinung ist durch den Quell, aus dem sie stammt, so anders, daß sie nur in den äußerlichsten Dingen einen Vergleich mit Menschen erträgt. Es kann zur Nachahmung Gottes aufgefordert, aber die versuchte Nachahmung mit dem Leben Gottes nicht verglichen werden. Alle Erscheinung Christi, Wort, Bewegung und Handlung, ist in das Geheimniß seiner göttlichen Sündlosigkeit so getaucht und durchdrungen, daß alles, was menschenähnlich ist, gleichwohl über allen Vergleich erhaben ist.

Daher ist es ein principieller Irrthum, wenn Lasaulx weiter bemerkt: „Es versteht sich von selbst, daß es hiebei nicht meine Absicht sein könne, den Menschen Sokrates dem Gottmenschen Christus, die göttliche Stimme in dem Einen, dem göttlichen Logos in dem Andern, den Sohn des Sophroniskos dem Sohne Gottes gleichstellen zu wollen," denn wenn „göttlich" bei der Stimme des Sokrates und beim Logos nicht etwa zwei besondere Arten sein sollen — und der Begriff des Göttlichen ist doch nur Einer — so ist nicht abzusehen, warum sie nicht verglichen werden sollen. Aber das Dämonion des Sokrates göttlich zu nennen, ist nicht im Geist der heiligen Schrift. Wenn Lasaulx übrigens den Menschen Sokrates mit dem Menschen Jesus Christus vergleicht, so auch den Sohn des Sophroniskos mit dem Sohne Gottes. Denn der Mensch Christus war nicht minder der Sohn Gottes; und daß er als Mensch war, das ist die Wunderthat seiner ganzen Erscheinung. Den Sohn der Phaenarete mit dem Sohn der Maria zu vergleichen, heißt zwei Mütter nebeneinander nennen. Denn Jesus Christus ward nicht um als Sohn seiner Mutter, sondern als der Sohn seines Vaters im Himmel auf Erden zu wandeln. Christus ist entweder nie Gott worden, nie auferstanden, oder er hat die göttliche Natur schon als Mensch in seiner Sündenlosigkeit getragen. Kann Gott nicht mit dem Menschen paralleliſirt werden, also auch nicht der Mensch Christus. Denn dieser Mensch war eben Mittler zwischen Gott und Menschen (1. Timoth. 2, 5.), was kein Mensch sein kann, sondern nur der zum Menschen erniedrigte Gottessohn gewesen ist. Grade die menschliche Kritik, die Wissenschaft, sträubt sich dagegen, zwei ihrem Geiste organisch verschiedene Naturen nach äußerlichen Merkmalen zu vergleichen. Als wenn das gleiche Pallium schon aus dem christlichen und dem heidnischen Philosophen eine Einheit des innern Menschen hergestellt hätte. Dann wäre auch die Carrikatur, in welcher der Affe, der kluge Nachahmer menschlicher Künste, mit seinem Lehrer selbst verglichen würde, nicht unvernünftig. Trägt er ja doch oft dieselbe Staatslivree, wie reputirliche Menschenkinder. Doch wird auch die schüchternste Bescheidenheit ablehnen, selbst einen schwarzen Sclaven, der spricht und einen Fetisch göttlich verehrt, mit dem Thiere zu vergleichen. Lasaulx streift in bedenklichster Weise an Irrlehren an, die in der Kirche nicht zum ersten Mal dagewesen sind, wenn er weiter sagt: „Ich glaube, daß das Verhältniß der göttlichen Stimme zu der menschlichen Seele des Sokrates ein formell weniger klares und ein substantiell weniger inniges gewesen ist, als jenes des göttlichen Logos zu dem menschlichen Geiste in Christus." Also nur formell weniger klar, nur substantiell weniger innig! Was Christus ist nach Verkündigung des Evangelii, so doch nur dadurch, daß er sündenlos vom heiligen Geiste empfangen ist. Hierdurch ist die Wesenheit seiner Natur und Wirksamkeit bedingt. Nach derselben Lehre ist es auch Christus allein, kein Anderer, in dem das Wort Fleisch geworden ist. Es führt zu den häßlichsten Vorstellungen, wenn wir nicht blos zu Parallelen zwischen Sokrates und Jesus, sondern sogar zwischen seinen Er-

zeugern verleitet werden. Wenn nach Lasaulx, die „göttliche“ Natur in Sokrates, nur substantiell weniger innig — also im Ganzen von derselben Substanz, wie in Christo, so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, Lasaulx versuche entweder auf eine höhere Erzeugung Sokratis hinzudeuten, oder — was aus einer folgenden Aeußerung sicherer wird, „wir alle seien in letzter Instanz Kinder eines Vaters,“ — daß er die Natur Jesu Christi für eine der sonstigen menschlichen Natur der Substanz nach coordinirte, der Form nach mehr klare halte. Hiermit, was man auch daran deuteln möge, ist dem fleischlichen Nationalismus aller Vorschub gethan; es ist kein Schritt mehr zu den Exegesen einer kaum überwundenen Flachheit; Jesus ist wiederum der höchste Weise, der Märtyrer, der „Heros;“ ist er aber blos dieses, so werden die Folgen nicht ausbleiben, aus ihm noch weniger zu machen. Lasaulx ist sich bewußt, „daß er damit manchen Zeitgenossen ein Aergerniß gebe.“ Wäre dies blos, so schiene nichts zu bedauern. Was vielen unsrer Zeitgenossen kein Aergerniß giebt, ist sicher nicht aus Christo. Aber dem Evangelio selbst wird seine Meinung zum Anstoß, denn er that ab die Weihe seines Heilandes, der, „obwohl göttlicher Art Knechtsgestalt annahm, gleichwie ein anderer Mensch ward und an Geberden als ein Mensch erfunden ward.“ Und diese Geberden und das Knechtskleid ist es, was Lasaulx als Jesum Christum selbst nimmt und darin den Sohn Gottes gleichsam noch einmal erniedrigt. — Die Argumente, die er dafür anführt, sind leider seine eigenen Ankläger.

4. Lasaulx sagt zur Entschuldigung seines Unternehmens: „Die Christen der ersten Jahrhunderte, die Väter der Kirche, waren in solchen Vergleichungen unbefangener.“ Ganz ähnlich beruft sich auf sie — dieselben, die Lasaulx anführt — d'Argens,*) indem er in seinen Lettres Juives die Katholische Kirche angreift. Er sagt: „Ich muß anerkennen, daß die ersten Kirchenväter ebenso zuverlässig von der Seligkeit der alten tugendhaften Heiden reden, als die Gottesgelehrten und die Väter der letzten Jahrhunderte.“ Beide sind darin nicht sehr genau. Mit der Aeußerung des h. Justin (apolog. 1, 46.), wenn er sagt: „Und die mit dem Logos gelebt haben, sind Christen; auch wenn sie für Gottlose (ἄθεοι) gelten, wie unter den Hellenen Sokrates und Herakleitos und Andere,“ ist von jeher nicht wenig mißbräuchlich umgegangen worden. Auf ihn bezieht sich auch Lasaulx wie D'Argens. Aber man muß nur die Gesammtstellung der ersten christlichen Lehrer dem Heidenthum gegenüber ins Auge fassen. Eine durchgehend gleichmäßige Auffassung über das Verhältniß der griechischen Philosophie zum Christenthum war bei den Vätern gar nicht vorhanden. Vielmehr modificirte sie sich nach den Angriffen und den Apologien, die gegen die Heidenwelt nöthig waren. Als Justin sich an die Antonine in seiner Vertheidigung wandte, von denen er sagt, daß sie gottesfürchtig und philosophisch (εὐσεβεῖς καὶ φιλόσοφοι) genannt wurden, hatte er sich gegen den Vorwurf zu wahren, daß die Christen dem Staate als Gottlose gefährlich wären (II. Apol. cap. 6.). Es war natürlich, daß er die philosophisch gebildete Welt daran erinnerte, wie ja auch griechische Philosophen „als Gottlose“ verurtheilt seyen, die es doch nicht im üblen Sinne waren. Ein solcher war auch Sokrates. Ferner machte er geltend, daß auch die Philosophen die Götter des Heidenthums nicht mehr angenommen hatten; ihre Philosophie, durch welche sie die Mythen verneinten, nannte er Logos und verglich sie mit dem Logos, der bei den „Barbaren,“ wie er polemisirend sagt, Fleisch geworden ist. Absolut ist dies ein kräftiger Irrthum. Aber er accomodirt sich den Begriffen der heidnischen Kaiser, denen er durch die ihnen geläufigen Begriffe verständlich werden will. Wenn man ihn der Leugnung der Götter beschuldigte, suchte er an Sokrates einen tadellosen Vorgänger. Auch andere Väter machten von der Genossenschaft Sokratis in Beziehung auf das Leugnen der Götter Gebrauch, z. B. Tertullian.

Diese Milde gegen die Philosophen hörte aber alsobald auf, sobald sie nicht mehr zur Vertheidigung dienen konnten, sondern vielmehr von den Heiden als Angriffsmittel gegen das Christenthum gebraucht wurden. Als in dem schönen Dialog des Minucius der Heide den Sokrates anführt, erwiedert Octavius:*) „Der Attische Schwätzer Sokrates möge zusehen, der nichts zu wissen verstand, prahlerisch durch das Zeugniß eines betrügerischen Dämons“ (den Lasaulx „göttlich“ nannte); wir verachten die Vornehmheit der Philosophen, die ..... immer gegen ihre eigenen Laster beredt sind. Wir sprechen nicht Großes, wir leben es. Wir rühmen uns zu haben, was Jene mit größter Anstrengung suchten und nicht fanden.“ Lactantius**) ist von den Rücksichten gegen die Philosophen noch weiter entfernt; „man sagt, ruft er aus, er habe jene Staatsreligionen zerstören wollen; ich tadle es nicht; ich würde ihn loben, wenn er etwas besseres gefunden hätte. Aber er schwor ja bei Hund und Gans. O über den schwatzhaften, thörichten, verruchten und verlorenen Menschen, wenn er über die Religion hat spötteln wollen, wie irrsinnig, wenn er im Ernste that, daß er ein schmutziges Thier für Gott hielt!“ Theophilus ***) findet darin gar nichts besonderes, daß er die Götter geleugnet habe: „Was nützte es dem Sokrates, daß er beim Hunde, bei der Gans und der Platane schwor und bei dem vom Blitz getroffenen Aeslulap, wie bei den Dämonien, die er anrief! Warum ertrug er freiwillig den Tod! Welchen Lohn hoffte er beim Abschied zu empfangen .... Wir sagen dies, um ihre unnütze und gottlose Meinung darzuthun.“

Man kann nicht sagen, daß auf diese Aeußerungen, die vielfach vermehrt werden können, die Ansicht von Lasaulx Anwendung findet. Gewiß sind andere Väter wieder milder in

*) Vergl. den Brief Kortholts an La Croze im Thesaurus epistol. Lacrozian. I. p. 217.

*) Octavius 37. 7. ed. Cell. p. 143.

**) Im Buche de falsa sapientia spricht er in mehreren cap. über Sokrates s. III.20. am Schluß.

***) ad Autolycum lib. III. cap. 2.

ihren Aeußerungen, je nachdem sie gerade der Beispiele des heidnischen Lebens für ihre Polemik und Dogmatik bedurften. Chrysostomus *) z. B. hebt um den Ruhm des Mönchslebens zu mehren, den Ruhm des Sokrates hervor, der trotz seiner dürftigen Lebensweise von Königen Verehrung erwarb. Augustin vertheidigt die Evangelisten gegen die Zweifler an ihrer Glaubwürdigkeit durch das Beispiel der Schüler des Sokrates, die auch die alleinigen Zeugen über Jenen sind. Aber an einen Vergleich mit Christo selber ist eigentlich nirgends gedacht. Ein solcher konnte den Vätern gar nicht in den Sinn kommen. Einmal nahm Sokrates trotz seiner Bedeutung nicht die hervorragende Stellung in ihrer Anschauung ein, daher er, wo er erwähnt wird meist mit Andern vorkommt. Dann aber hätte dies den Gegnern mehr als ihnen genützt. Bei Athenagoras **) findet sich allerdings ein eigenthümlicher Vergleich, der wenig Sympathie für „typische Theologie" verrieth. Gottes Einheit, Ungeborenheit und Ewigkeit wird mit der Gebrechlichkeit und Zerrissenheit des Sokrates verglichen. Augustin sagt, „daß einige den Herrn Jesum Christum zu schmähen wagen, welche ihm zwar die höchste Weisheit aber wie einem Menschen zugestehen ***)." Nicht einmal Julian hat solchen Vergleich gewagt, nur Moses gegen die Philosophen und Sokrates in den Schatten gestellt. Es kann Lasaulx nicht unbekannt sein, wie „empfindlich" der Kirchenvater Cyrillus in seiner Apologie schon diesen Angriff des rationalistischen Kaisers aufnahm.

5. Christi Höhe, Kraft und göttliche Liebe wird wie eine Blume entblättert, wenn man sie solchen Parallelen unterwirft als Lasaulx gethan hat. Die Vorführung einiger dieser Parallelen wird vielklarer belegen, wohin er sich verirrt, als der Versuch seine prinzipiellen Sätze in ihrem Irrthum nachzuweisen. Er sucht Parallelen in der „Jugendgeschichte beider Männer;" „der eine war eines Bildhauers Sohn, der andere gilt für den eines Zimmermanns, beide gehörten sonach vom Stande der Geburt nicht dem Stande der Gelehrten, sondern dem der Künstler und Handwerker an." Wo wäre eine andere Aehnlichkeit, wenn Jesus der Sohn eines Zimmermanns gewesen wäre — als daß sie beide etwas Anderes nicht waren, ein Geschick, das sie mit Vielen theilten. Was hätte das für die Natur beider „Menschen" bedeutet. Nun war aber Jesus nicht der Sohn eines Zimmermanns! Soll das schon für analoge innere Natur ein Anhaltspunkt sein, wenn der eine für etwas gilt, was der andere auch nicht ist!

Es ist eine schöne Auffassung der Legende, wenn sie die Magier (Matth. 2. 4.) in drei Könige des Morgenlandes verwandelt hat, welche die drei Erdtheile repräsentiren. Dem neugebornen Kinde zu huldigen sind sie gekommen, nicht ihn zu orakeln, Lasaulx vergleicht damit eine späte Nachricht, nach welcher ein Mager dem Sokrates den Tod vorausgesagt haben soll. Wo ist nun die Aehnlichkeit! Die Nachricht ist außerdem unglaubwürdig.

Die wunderbare Stelle vom Nicodemus (Joh. 3.) hat keine Schonung erfahren. Denn er kam bei Nacht zu Jesu. Bei Tage fürchtete er für sein Leben. Aber Jesum wollte er sehen. Damit soll Euklides verglichen werden, der nach einer Nachricht bei Gellius auch bei Nacht nach Athen ging, um Sokrates zu hören. Aber er ging nicht bei Nacht, weil Sokrates Lehre verboten war, sondern weil die Megarer nicht nach Athen kommen sollten. Und Nicodemus ging nicht sowohl um zu lernen, als zu bekennen.

Als zu Jesus Kindlein gebracht wurden, (Matth. 19, 13. Marc. 10, 13.) sie zu segnen, und die Jünger es mißbilligten, sprach er „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich." Davon sagt nun Lasaulx „beide waren Freunde der Kinder und liebten es selbst mit ihnen zu spielen." Mit jener Stelle also, die den tiefsten Gedanken christlicher Seligkeit enthält, wird ein Histörchen Aelians verglichen, nach dem Sokrates mit seinem eignen Söhnchen gespielt habe. — Man höre weiter!

Das Evangelium vom kranken Weibe, das Christi Kleid berührte und genas, ist allen Christenherzen zum Troste nahe; „Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht" (Marc. 5, 34.) Lasaux vergleicht damit, daß Aristides beim Plato erzählt, er habe die besten Fortschritte gemacht, wenn er mit Sokrates zusammen gewesen sei. Was bleibt noch übrig, wenn man die Gotteskraft des Wunders und des Glaubens mit dem Einfluß eines lebendigen Lehrers vergleicht, der sich noch alltäglich wiederholt.

Man hat sich dann weiter nicht zu verwundern, wenn das Gespräch Jesu mit dem Samaritanischen Weibe, zu dem er sagt: „Wenn du erkenntest, wer der ist, der zu dir sagt: Gieb mir zu trinken, und bätest ihn und er gäbe dir lebendiges Wasser" verglichen wird mit dem Besuche Sokratis bei der Hetäre Theodora, die er mit „gewohnter Ironie" lehrte am besten Männer gewinnen.

Joh. 7, 18. spricht der Herr, „wer sucht die Ehre deß, der ihn gesandt hat, der ist wahrhaftig;" Lasaux sagt: „so durfte auch Sokrates sagen, er suche nicht seine Ehre sondern die des Apollon, dessen Wort er wahrmachen müsse." Die „gewohnte Ironie" des Sokrates, mit der er den Athenern gegenüber seine Dialektik als Aufgabe darstellt, um das Orakel, das ihn den Weisesten genannt, zu rechtfertigen, wird hier mit dem wunderbaren Ernste verglichen, in dem Jesus sagt „meine Lehre ist nicht mein, sondern deß der mich gesandt hat."

Die Worte, die Alkibiades von Sokrates sagt, er sei wie eine Silenosstatüe, außen unschön, innen melodisch, wendet Lasaulx auf die Lehre Christi gegen die Pharisäer an, die das Auswendige rein halten (Becher und Schüsseln), im inwendigen aber

*) Gegen die Verächter des Mönchslebens B. II.

**) Legatio pro Christianis cap. 8.

***) de consens. evangel. l. l. c. 7. „qui dominum ipsum esum Christum culpare aut blasphemare non audent eique attribuunt excellentissimam sapientiam sed tanquam homini."

voll Raubes sind. Sokrates Redekraft war groß. „Bei seinen Reden, sagt Alkibiades, pocht mir das Herz und sie pressen mir Thränen aus." Und als ob blos Christi Redekraft in seinen Worten waltend gewesen wäre, stellt Lasaulx damit die unvergleichliche Stelle vom Gange der Jünger nach Emmaus zusammen, wo sie sagen „Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege." „Die Aehnlichkeit dieser Stellen ist so auffallend, daß man fast vermuthen sollte, Lucas und Johannes haben den Platon gelesen."

Es soll auch die Ironie in „beiden Männern" verglichen werden, obschon er sonst den Gegensatz zu dem heiligen Ernste Christi zugesteht. „Arabische Schriftsteller führen als Ausspruch Christi Folgendes an: „ich habe Blinde sehend und Aussätzige gesund gemacht; die Dummen aber zu heilen, war ich nicht im Stande." Lasaulx hält dieses Wort für ächt. Dann bleibt nichts übrig, als das Evangelium für unächt zu halten.

„Am wunderbarsten tritt uns diese Aehnlichkeit beider Männer in allen dem entgegen, was sich auf die letzten Lebensschicksale bezieht: hier entsprechen sich fast Zug für Zug."

Das vom Platon geschilderte Symposion, (wo die Berauschten zuletzt einschlafen und nur Sokrates der gute Trinker davongeht) läßt sich mit dem Liebesmahle Christi mit seinen Jüngern vergleichen."

„Wie hier der Lieblingsjünger des Herrn, Johannes, an der Brust Christi ruht, so sitzt dort Alkibiades an der Seite des Sokrates."

„Als weitere augenscheinliche Parallelen bieten sich dar, daß Christus von einem treulosen Schüler für dreißig Silberlinge verrathen und verkauft wurde, während den Sokrates seine treuen Schüler für dreißig Minen loskaufen wollten." So wäre hier der Vortheil des Vergleichs nicht auf der Apostel, auch nicht auf Christi Seite!

Dies ist noch in folgendem nicht der Fall „Christus wird vor seiner Kreuzigung von jüdischen und barbarischen Knechten gegeißelt und verspottet" — Sokrates zwar nicht roh und materiell, sondern wie unter Athenern fein und geistreich durch den Komödienschreiber."

Wir schließen diese Zusammenstellung von Lasaulxschen Parallelen — aus denen wir einige, nicht die stärksten ausgehoben haben, mit folgender: „Und damit nichts fehle an der vollständigen Parallele zwischen Beiden, so wird, der Auferstehung Christi gegenüber, auch von Sokrates bezeugt, daß er nicht nur geistig in seinen Jüngern auferstanden sei — Beweis hiefür die Schriften Platons, die für immer philosophische Evangelien bleiben — sondern es wird ausdrücklich berichtet, daß Sokrates nach seinem Tode dem Chier Kyrsas erschienen sei." Ich will hiebei nur bemerken, daß Lasaulx den Menschen Christus blos vergleichen wollte — der Auferstandene ist Gottessohn; er wird verglichen mit einem Manne, der in seinen Schriften fortlebt. Ein Histörchen sicher jünger als Christi Geburt, am Ende eine nachahmende Geschichte zur Evangelischen veranlaßt Lasaulx damit die erhabenste Glaubenslehre und Erscheinung Christi zu vergleichen. Ich füge nichts mehr hinzu. Lasaulx hat sich mit seinen Studien in ein gefährliches Spiel eingelassen, das trotz seiner Citatenpracht schon oft jenseits der Wissenschaft liegt. Seine Kritik ist aus sehr weichem Wachs und biegt sich nach den Modulationen seiner Gelüste. Wenn aber auf andern Gebieten seine reiche Belesenheit und eine geistreiche Natur immer noch belebend wirken könnten, so wird doch zwischen Heiligem Glauben auf der Einen und ernster Wissenschaft auf der Andern nicht umsonst ein gelehrtes synkretistisches Spiel getrieben. Bald wendet sich der Geist nicht mehr um die Dinge, sondern die Dinge werden gebeugt um die Tendenz und die Parallele.

Ich bin auf den ersten Theil, die Darstellung von Sokrates Philosophie selbst nicht eingegangen. Sie schien mir hieher nicht zu gehören. Es ist auch dieser Theil mehr eine begeisterte Lobrede auf den weisen Athener als eine kritisch geschichtsphilosophische Auseinanderlegung. Das ist erklärlich, da die Parallele das Ziel war, auf welches die ganze Schrift hinwies.

E. P. C.

Nachrichten.

Ungarn.

In Ungarn und Siebenbürgen wird unter dem Namen „evangelisch" das verstanden, was man jetzt hier „lutherisch" nennt. Ungarns Protestanten pflegen von Menschen hergenommene Namen als Beleidigung zurückzuweisen. Dies geht so weit, daß es gesetzlich verboten ist, Evangelische und Reformirte als Lutheraner und Calviner zu bezeichnen. — In der Zeit gänzlicher Indifferenz, versuchte man eine Union. Durch die vorsichtige Energie eines damals tiefwirkenden Mannes wurde die Sache vereitelt, ohne das freundliche Neben- und Miteinanderleben der Augsburgischen und Helvetischen Confession zu trüben. Demselben Manne gelang es auch, trotz der einstimmigen Opposition sämmtlicher Geistlichen, im Jahre 1848, die Umwandlung der Kirchendiener in Staatsdiener zu verhindern, was von der damals projectirten Uebernahme ihrer Besoldung durch den Staat die nothwendige Folge gewesen wäre.

Die Besoldung und Versorgung aller kirchlicher Personen und und Anstalten, liegt noch in den Händen Derer, welche des Evangeliums bedürftig sind. Man kann sagen, daß jedes Individuum, so wie für seine leiblichen, also auch für seine geistlichen Bedürfnisse, ganz auf eigene Hand sorge.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die evangelische Kirche Ungarns am Rationalismus einen schweren Fall gethan hat, und zwar so, daß schwerlich ein Glied ohne Beule, Wunde oder Quetschung davon kommt. So sehr daher eine natürliche Scham es verbergen will, so hilft es nichts! Ja das Haupt fiel so hart auf, daß es bis zur Bewußtlosigkeit kam! —

Es ist aber erfreulich, sagen zu dürfen, daß seit ungefähr 1838 Labung und Erquickung gebracht wurde. Die brüderliche Liebe eilte herzu, besonders aus Deutschland, und wenn auch ihr Strafen und Mahnen vielfach unangenehm und beleidigend vorkommt, Gott sei

Lob und Preis! es wirkt. Hie und da keimt der in der Stille gesäte Same. Es treten jugendliche, vom evangelischen Geiste durchdrungene Männer auf, und nach und nach wird Leben in die erstorbenen Glieder kommen. Der Schlag von 1848 und 1849 war ein sehr energischer, wehethuender. Aber er ward der Evangelischen Kirche Ungarns zum Heil, er zieht sie nach Oben!

Glücklicherweise hat die Furcht vor den Gemeinden dem Rationalismus und seinen zerreißenden Wirkungen Schranken gesetzt. Unter dem Samielhauche desselben sind zwar die Blätter verdorrt, aber die Lebenskraft des Stammes und der Zweiglein ist geblieben, um neue zu treiben.

Der Schatz kirchlicher Einrichtungen ist noch unversehrt. Die Glocken ertönen Morgens, Mittags und Abends, um nach Oben zu ziehen. Tausende halten den Pflug inne, und senden einen Seufzer zu dem, der die Zeiten führt. Man sieht Leute mitten im Redesatz beim ersten Glockenschlag inne halten, den Hut abnehmen u. s. w.

Sontagmorgens rufen dieselben Glocken dreimal zur Kirche, und es wächst auf dem Kirchwege kein Gras. Nachmittag um 2 Uhr findet man den Kirchweg nach dem zweiten Geläute abermal belebt, und die Jugend] eilt, um catechisirt zu werden. Wo der Prediger wachsam ist, findet sich die ganze unverheirathete Jugend ein, und die Erwachsenen hören aufmerksam zu. Welch ein Feld für apostolische Männer!

Evangelische Kirchenzucht ist vorhanden, und das Presbyterium wacht über öffentliche Aergernisse. Fordert auch Abbitte und Versöhnung mit der Gemeinde, wofür sie Wiederaufgenommene vor Beschimpfungen und Vorwürfen schützt. Die Zucht hat den versöhnlichen Zweck.

Brautleute müssen, in der vom Seelsorger bestimmten Stunde, vor ihm erscheinen, um ein Katechismusexamen zu bestehen, und mit der Führung eines christlichen Hausstandes bekannt gemacht zu werden. Eine Einrichtung, welche von Tausenden gesegnet wird.

Brautleute welche das Keuschheitsgebot übertraten, werden ohne jungfräulichen Schmuck, in der Stille getraut.

Jeden Morgen, und wo die Gemeinden nicht zu groß für einen Prediger, oder wo zwei Prediger sind, auch jeden Abend, werden in der Kirche Gebete gehalten. Sie sind besonders in Winterszeiten besucht, nie aber leer. Es wird ein Morgenlied gesungen, der Prediger betritt die Kanzel, betet den Segen, liest ein Stück Schrift, fügt einige erbauliche Worte zur Erklärung bei, spricht ein kurzes Gebet, segnet; es wird ein Schlußvers gesungen. Das ganze dauert eine halbe Stunde. Die Schuljugend wohnt bei.

Den Religionsunterricht ertheilt der Lehrer in Katechismus-Geschichte und Bibellektionen. Diesen sind wenigstens 6 Stunden wöchentlich gewidmet. Ueberhaupt gilt es als Prinzip, daß der ganze Schulunterricht und die Volkserziehung biblisch sind. Der Prediger ertheilt den Confirmanden-Unterricht, hält die Christenlehren, durch welche die Jugend wenigstens bis ins 20. Jahr in steter Uebung erhalten, und daher bibelfest wird.

Die öffentliche Andacht besteht nach alter Form. Die Gemeinden duldeten keine Abschaffungen. Die Rationalisten müssen behutsam sein, weil sonst wohl Fälle vorkommen, wo plötzlich die Kirchenschlüssel abgenommen wurden. Die Gemeinden wissen, daß Kirchen und Schulen ihr Eigenthum, und Prediger und Lehrer ihre Bestellten sind. Sonntags wird ein Gesang gesungen, der Geistliche betet am Altare nach Begrüßung der Gemeinde „der Herr sei mit Euch," und dem Gegengruße („Und mit Deinem Geiste") das Morgengebet. Es folgt das Hauptlied, worauf die Epistel verlesen, und in manchen Gemeinden mit einigen erklärenden Worten begleitet wird. Es folgt ein Kanzellied, z. B. Selig sind die Gottes Wort; Herr Jesu Christ, oder Liebster Jesu, während welchem die Kanzel betreten und über die Perikope gepredigt wird. Allgemeines Gemeindegebet, Abkündigung kirchlicher Sachen, als Aufgebote, Feste, Convente u. dergl. Schlußlied, Segen. Hier und da vom Altare, oder auch von der Kanzel. Nachmittag Gebet, Christlehre, Dank, Segen. (Siehe Wimmers Liturgie für die evangel. Kirche, Leipzig 1829.)

Vor den Festen sind die Abendvorbereitungen, wo die Arbeiten schon geschlossen sind. Die Sonntage sind im ganzen Lande geräuschlos.

In häuslichen Zwisten, werden die Geistlichen in Anspruch genommen. Ehescheidungen kommen nur unter den sogenannten höheren Ständen vor, sind im Bauern- und Bürgerstande äußerst selten. Unter 10,000 Ehen etwa eine! Die Gutachten der Geistlichen sind bei gerichtlichen Entscheidungen maßgebend.

Das Presbyterium versammelt sich nach Bedürfniß, ohne alle und jede Controlle. Eben so der Kirchenkonvent, an dem sämmtliche beitragende Hausväter theilnehmen können. Prediger und Curator leiten. Nach Bequemlichkeit bilden Gemeinden eines Bezirkes, einen Seniorat. Ihm steht ein Senior und ein Senioralinspektor vor. Vier große Landestheile, bilden die aus den Senioraten bestehenden, Superintendenzen, denen ein Superintendent und Superintendential-Inspektor vorsteht. Alle gipfeln im Generalkonvente, dem ein aus den höchsten Ständen gewählter Generalinspektor präsidirt. Alle diese Gliederungen, theilen sich in Presbyterien oder engere Ausschüsse für bestimmte Geschäfte, welche von den gesammten Conventen ratificirt werden. Bis 1848 versammelten sich alle nach Bedürfniß, und erledigten ihre Angelegenheiten ohne alle Controlle.

Prediger und Schullehrer werden unbedingt von den Hausvätern der Gemeinde gewählt, berufen, eingeführt. Die Einführung der Prediger vollzieht der Senior mit dem Senioratinspektor, im Namen der Gemeinde. Alle anderen Beamten bis zum Generalinspektor einschließlich, werden von den betreffenden Gemeinden durch Candidativ- und Elektiv-Vota gewählt, und bis 1848 ohne weitere Einwirkung in ihr Amt eingeführt. Jetzt scheint sich ein vom Ministerium des Cultus ausgeübtes Bestätigungsrecht geltend machen zu wollen.

Schöne Gebräuche herrschen noch in den Familien. Hausgottesdienste sind gewöhnlich. Morgens und Abends erschallen aus den Häusern Gesänge. Die große Hausbibel besonders in deutschen Familien, wird fleißig gelesen. In den meisten Gemeinden war es leider gelungen, die guten Gesangbücher aus den Kirchen zu verdrängen,

die verwässerten einzuführen, unter denen besonders das Presburger ein Muster von Geschmacklosigkeit und Fälschung ist. In den Häusern sind die alten Kernlieder heimisch. Die Einführung der guten Gesangbücher findet daher freudige Aufnahme, und sicher keinen Widerspruch.

Zu den Pfingstfesten werden die Kirchen mit Mayen geschmückt. In der Passionszeit wird über die Leidensgeschichte gepredigt, in den Stadtgemeinden jeden Freitag Passionspredigt gehalten.

Am 10. Sonntag nach Trinitatis, wird die Zerstörung Jerusalems, verlesen. Am Palmsonntag und Charfreitag wird Matth. 26 und 27. statt Liturgie also gebraucht, daß nach einleitendem kurzem Collektengebete, die betreffenden Kapitel verlesen, und in zehnmaliger Unterbrechung, durch passende Passionsliederverse, der Gemeinde zu Herzen geführt werden.

Die h. Sakramenke werden nach reformatorischem Ritus administrirt. Wenigstens dreimal geht Jedermann zum Tische des Herrn. Stets geht Beichtrede, Sündenbekenntniß und Absolution durch apostolische Handauflegung voraus.

In den Familien wird der Besuch der Geistlichen gern gesehen. Die Krankenbesuche werden streng gefordert. In vielen Gemeinden wird der Geistliche zu den Sterbenden verlangt zum geistlichen Zuspruch und Gebet. Ueberhaupt ist die Berührung der Geistlichen mit der Gemeine sowohl, als einzelnen Gliedern häufig, innig und einflußreich. Freilich ist hier die Qualität des Geistlichen maßgebend, und derselbe je nach ihr viel und null. Ohne den Convent vermag der Geistliche Nichts, mit demselben Alles, ohne von Oben gehemmt zu werden.

Jede Leiche, Verbrecher und Selbstmörder ausgenommen, die in Stillen beerdigt werden, doch ohne weitere Schande, werden mit Sang und Klang, meist auch mit Parentationen zuGrabe gebracht.

Aus allen diesen Stücken, und manchen andern nicht berührten lokalen Eigenheiten erhellt, daß die evangelische Kirche in Ungarn, ihre Integrität aus der Feuerprobe des Rationalismus so ziemlich gerettet hat.

Dies ist die Lichtseite der Evangelischen Kirche Ungarns. Die Schattenseite ist grau, aber hinter den trüben Wolken leuchtet die Sonne des Evangeliums. Herr, laß den Odem Deines Geistes die Schatten zerstreuen!

Königreich Sachsen. Zur Abwehr und Nothwehr aus dem Königreiche Sachsen.

Der im Septemberhefte der Gelzer'schen Monatsblätter befindliche und „von einem Staatsbeamten" geschriebene Aufsatz: „Ueber die Richtungen in der Evangelisch-Lutherischen Kirche Sachsens" hat zwar schon im vorigen Jahrgange des Sächsischen Kirchen- und Schulblattes Nr. 49. eine Beurtheilung gefunden, und zwar von der Hand eines Mannes, der vor vielen andern berechtigt und berufen ist, in dieser Sache mitzureden und ein Urtheil abzugeben. Der Verf. dieser Beurtheilung, Herr Prof. Dr. Kahnis in Leipzig, hat jedoch für zweckmäßig gefunden, sich vorzugsweise mit der in jenem Aufsatze gepriesenen und empfohlenen „Theologie der Mitte" zu beschäftigen, ohne auf die den „strengen Lutheranern," wie sie dort genannt werden, gemachten Vorwürfe näher einzugehen. Es sey uns daher verstattet,

jenen Aufsatz einer nochmaligen Beurtheilung zu unterwerfen, um die dort schwer beschuldigte „zweite Richtung" in Schutz zu nehmen und sie gegen die ihr gemachten Vorwürfe zu vertheidigen. Wir wollen versuchen, den Vers. jenes Aufsatzes zu einer andern Ueberzeugung zu bringen, woran uns um so mehr gelegen ist, da jener Aufsatz — man erlaube, dies offen auszusprechen — etwas mehr zu seyn und auch seyn zu sollen scheint, als die bloße Privatansicht eines einzelnen „Staatsbeamten."

Der Vers. beginnt aber seine Behauptungen nach einer ziemlich richtigen, wenn auch etwas sehr äußerlich gehaltenen, Beschreibung des sächsischen Rationalismus folgendermaßen: „Im entschiedensten Gegensatz zu allem Rationalismus, auch zu den Rationalisten vel quasi, wie sie vorstehend geschildert worden sind, stehen die einer zweiten Richtung Angehörigen, die „strengen Lutheraner," welche das historische Extrem repräsentiren und die eigentliche Reaktionspartei bilden." Zuvörderst wissen wir es dem Verfasser Dank, daß er uns mit den in unsern Tagen vielbeliebten Schmähwörtern: Hyperlutheraner, Altlutheraner, Neulutheraner u. s. w. verschont, und uns nur „strenge Lutheraner" genannt hat, und wir wollen uns diesen Namen auch recht gern gefallen lassen, wenn damit weiter nichts gesagt seyn soll, als daß wir sowohl in thesi wie in antithesi es nicht leicht und oberflächlich mit der Wahrheit nehmen, welche unsere Kirche bekennt, obwohl wir offen sagen müssen, daß wir am liebsten, wenn wir uns nun einmal nach dem Namen eines Menschen nennen sollen, uns ganz einfach „Lutheraner" nennen. Denn die Unterscheidung zwischen „strengen" und — ein anderer Gegensatz ist nicht denkbar — „nicht strengen" Lutheranern scheint uns nicht ganz richtig und gerechtfertigt zu seyn, da ein „nicht strenger" Lutheraner, d. h. ein solcher, der es nicht in allen Stücken mit dem Lutherischen Bekenntniß so genau nimmt, eigentlich kein Recht hat, sich im vollen Sinne des Worts einen Lutheraner zu nennen. Ebenso wollen wir nichts dagegen einwenden, wenn von uns weiter gesagt wird, daß wir „das historische Extrem repräsentiren," sofern nämlich damit nur das gesagt sein soll, daß wir uns im Gegensatze zu dem Rationalismus befinden. Wenn aber, und das scheint allerdings der Fall zu sein, damit gemeint sein soll, daß der Rationalismus und die „strengen Lutheraner" zwei Gegensätze seien, von denen der eine eben so wenig in der sächsischen Kirche berechtigt sei, wie der andere, und zwischen denen die Wahrheit mitten inne liege, so müssen wir gegen eine solche Ansicht uns so lange in aller Bescheidenheit verwahren, so lange das Lutherische Bekenntniß in Sachsen noch Gültigkeit und Rechtskraft hat. Desgleichen wollen wir auch keinen Einspruch dagegen erheben, wenn wir ferner „die eigentliche Reactionspartei" genannt werden, und wenn das Wort Reaction im pathologischen Sinne genommen und verstanden ist als Gegenwirkung des gesunden Theiles im Körper gegen den kranken.

Ungleich schwerer wiegt jedoch, wessen wir im Folgenden beschuldigt werden: „Sie beschränken, wenn sie es auch nicht grade im Princip aussprechen, doch in der Praxis, die gesammte Theologie auf das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert, und benutzen einestheils die symbolischen Bücher unserer Kirche, anderntheils die Schriften Luthers und seiner strengsten Nachfolger in einer Weise, die mindestens an Ueberschätzung gränzt und der heiligen Schrift gegenüber kaum gerechtfertigt werden kann." Bleiben wir zunächst bei der ersten Hälfte der ausgesprochenen Behauptung stehen, so nehmen wir keinen Anstand zu bekennen, daß wir allerdings das 16. und 17. Jahrhundert für

eine Blüthezeit der Lutherischen Theologie halten, sowohl in wissenschaftlicher als auch in ascetischer Hinsicht, und hierin wird wohl jeder unbefangene Kenner und Beurtheiler der Kirchengeschichte uns seine Zustimmung geben. Oder, um nur ein Beispiel namhaft zu machen, hat die Kirche in der systematischen Theologie wieder solche Werke geliefert, wie sie das 16. und 17. Jahrhundert aufzuweisen hat? Und ganz dasselbe gilt von der ascetischen Literatur mit Einschluß der geistlichen Lieder. Ist es uns also zu verargen, wenn wir von der Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts, die sich obendrein durch Bestimmtheit, Klarheit, Kraft und Unzweideutigkeit so vortheilhaft auszeichnet, hoch halten und mit einer gewissen Vorliebe an ihr hängen? Dagegen sind wir weit entfernt von solcher Einseitigkeit, „die gesammte Theologie auf das 16. und 17. Jahrhundert zu beschränken." Wir wissen recht gut, daß auch vor dieser Zeit der Geist Gottes in der Kirche wirksam gewesen ist und Großes geschaffen hat, und eben so halten wir Männer aus dem 18. Jahrhundert, wie Bengel, Roos, Burk, Baumgarten, Rambach, Buddeus, Crusius u. A. in hohen Ehren und zählen sie zu der Wolke von Zeugen, zu deren Füßen man sich gern niedersetzt, um von ihnen zu lernen. Ja, mit der größten Bereitwilligkeit erkennen wir auch an, was von dem Rationalismus z. B. auf dem Gebiete der Spracherforschung des Alten und Neuen Testaments, der Kirchengeschichte und Archäologie geleistet worden ist, und noch mehr freuen wir uns der Arbeiten, welche die neuere gläubige Theologie ohne Unterschied der Confession zu Tage gefördert hat, eingedenk des apostolischen Wortes: Es ist alles euer, es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt (1. Cor. 8, 21. 22.). Und daß es wirklich so ist, davon zeugen, wie Schreiber dieses versichern kann, nicht nur die Bibliotheken derer, welche gewöhnlich zu den „strengen Lutheraner" gerechnet werden, sondern auch die Privatconferenzen, die unter ihnen bestehen und in denen wohl keine literarische Erscheinung unbeachtet bleibt, die von Bedeutung ist für die Theologie und Kirche der Gegenwart.

Wie mit dieser, so ist es aber auch mit der weitern Beschuldigung bestellt, die uns in den Worten gemacht wird: „und benutzen einestheils die symbolischen Bücher unserer Kirche, anderntheils die Schriften Luthers und seiner strengsten Nachfolger in einer Weise, die mindestens an Ueberschätzung gränzt und der heiligen Schrift gegenüber kaum gerechtfertigt werden kann." Wir stellen die symbolischen Bücher weder der heil. Schrift gleich, noch viel weniger über dieselbe. Wir sehen in ihnen nichts anders, als den bis jetzt reinsten und adäquatesten Ausdruck dessen, was die heil. Schrift lehrt, und indem wir uns freuen, zu ihrem Inhalte uns von Herzen bekennen zu können, wissen wir, daß wir somit zugleich weder neben noch über, sondern mitten in der heil. Schrift stehen und nichts anderes bekennen, als was wir als Christen zu bekennen haben. Aber indem wir dieses thun und so von den symbolischen Büchern halten, machen wir da einen andern Gebrauch von denselben, als welchen die Kirche von jeher von ihnen gemacht hat und welchen sie selbst von sich gemacht wissen wollen? Was aber von der Benutzung der symbolischen Bücher gibt, das gibt auch von der Benutzung der „Schriften Luthers und seiner strengsten Nachfolger." Zwar geben mir gern zu, daß wir namentlich Luthers Schriften noch heute für eine Fundgrube theologischen Wissens und Erkennens halten, und daß wir darum nur wünschen können, daß sie als solche von den Theologen recht fleißig benutzt werden. Wenn wir aber seine Schriften benutzen, so benutzen wir sie entweder als treffliche Hülfsmittel zum Verständniß der Schrift und des Lebens in und mit der

Kirche, oder als kräftige Zeugnisse des Glaubens, um an ihnen unsern eigenen Glauben zu stärken, wobei wir übrigens nie vergessen, daß auch Luther ein Mensch war, und darum das Irren auch von ihm nicht fern geblieben ist.

Ein neuer Vorwurf, der uns gemacht wird, ist der: „Melanchthons und ähnlicher doch auch wahrhaft reformatorischer Geister Arbeit wird dabei fast gänzlich übergangen oder geringschätzig behandelt und in ein ungünstiges Licht gerückt. Der eigenen Fortentwickelung Luthers, den Zeitverhältnissen, unter denen Luther wirkte, und dem großen Werthe, den selbst Luther auf Melanchthon's und Anderer Milde gelegt hat, wird fast gar keine oder doch nur ungenügende Rechnung getragen." Wir können den „Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem ungenannten „Staatsbeamten" gefallen haben möchte, sich doch etwas deutlicher darüber zu erklären, wie und in welcher Weise z. B. Melanchthons „Arbeit" von uns „fast gänzlich übergangen oder geringschätzig behandelt und in ein ungünstiges Licht gerückt" werde, da wir uns solch schnöden Undanks durchaus nicht schuldig wissen. Vielmehr können wir, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, versichern, daß wohl Niemand bereitwilliger sein kann, Melanchthons Verdienste anzuerkennen, als wir, da wir in ihm, so zusagen, das nothwendige weibliche Element erblicken, um die Reformation zu Stande zu bringen. Dabei wolle man aber vor allen Dingen wohl bedenken, daß, wenn wir von Melanchthon's „Arbeit" seltener oder weniger reden, dies keineswegs absichtlich geschieht, sondern in der Natur der Sache liegt, da diese „Arbeit" keine so unmittelbare und direkte war, wie z. B. die Arbeit Luthers. Wenn wir aber seine veränderte Augsb. Conf. nicht anerkennen, so thun wir dies nur, weil dieselbe niemals von unserer Kirche anerkannt worden ist und wir auf die invariata verpflichtet sind. Und wenn wir endlich allerdings einen doppelten Melanchthon unterscheiden, einen vor Luthers Tode und einen andern nach Luthers Tode, so ist dies nicht unsere Schuld, sondern leider die Schuld Melanchthons selber, der, nachdem er an Luther die ihm nothwendige Stütze verloren hatte, immer schwankender wurde und zuletzt sich mehr oder minder offen zu der Abendmahlslehre Calvins bekannte, indem er sogar die Vertheidiger der Lutherischen Abendmahlslehre der ἀρτολατρεία beschuldigte.*) In gleicher Weise stehen wir zu der Arbeit „ähnlicher doch auch wahrhaft reformatorischer Geister." Wir schätzen z. B. Calvin als feinen und gewandten Ausleger des Neuen Testaments sehr hoch, wenn wir aber von seiner Abendmahlslehre sowie von seiner Lehre von der Prädestination nichts wissen wollen, so wird uns dies Niemand verdenken können, da wir weder die eine noch die andere in der Schrift begründet finden. Was nun aber das betrifft, daß wir „der eigenen Fortentwickelung Luthers" fast gar keine oder doch nur ungenügende Rechnung tragen sollen, so wissen wir in der That nicht, was wir dazu sagen sollen, wenn, wie es den Anschein hat, das Wort „Fortentwickelung" in dem Sinne genommen werden soll, daß Luther mit den zunehmenden Jahren nachgebender geworden sei und nicht mehr so fest und bestimmt, wie früher, die von ihm erkannte Wahrheit behauptet und vertheidigt habe. Denn seine Schriften bezeugen gerade das Gegentheil, nämlich daß, je älter er wurde, er nur um so schärfer und bestimmter wurde in der Auffassung und Darlegung der evangelischen Wahrheit, sowohl in thetischer wie in antithetischer Beziehung, wie dies ja bei Jedem der Fall ist, der sich unbedingt dem Worte Gottes unterwirft und von dem Geiste der Wahrheit mit stillem und demüthigem Sinne in alle Wahrheit leiten läßt. So ist es z. B. bekannt, mit welcher Bestimmtheit er sich noch kurz vor seinem Ende wiederholt gegen die Abendmahlslehre der Schweizer ausgesprochen hat, nachdem er zu seinem großen Schmerze die Erfahrung sollte machen müssen, daß alle Bemühungen und Versuche, eine Einigung mit ihnen zu Stande zu bringen, fruchtlos gewesen waren. Und wie er überhaupt in dieser Hinsicht beurtheilt sein wollte, darüber hat er sich schon 1528 in seinem „Bekenntniß vom Abendmahl" klar und deutlich ausgesprochen, wenn er dort sagt: „Und ob Jemand nach meinem Tode würde sagen: wo der Luther jetzt lebte, würde er diesen oder diesen Artikel anders lehren

*) Wer Ausführlicheres hierüber nachlesen will, den verweisen wir auf „Galle's Versuch einer Charakteristick Melanchthons" ꝛc. Halle 1840. p. 406 ff. 449 ff.

oder halten, denn er hat ihn nicht genugsam bedacht u. s. w., dawider sage ich jetzt als dann und dann als jetzt, daß ich von Gottes Gnaden alle diese Artikel habe aufs fleißigste bedacht, durch die Schrift und wieder hindurch oftmals gezogen, und so gewiß dieselbigen wollte verfechten, als ich jetzt habe das Sacrament des Altars verfochten." Mit „dem großen Werthe, den selbst Luther auf Melanchthons und Anderer Milde gelegt hat", verhält es sich aber auch noch etwas anders, als der ungenannte „Staatsbeamte" meint. In Betreff Melanchthons sind es unsers Wissens besonders zwei Aussprüche Luthers, die hierher gehören. Der eine ist, wo er einmal sagt: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn machen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich." Wer sieht aber nicht, daß Luther hier weniger jene Gesinnung gegen Andere im Auge hat, die wir mit dem Namen „Milde" bezeichnen, als vielmehr die Art und Weise, wie Melanchthon sich am Reformationswerke betheiligte, indem er, wozu er auch gar nicht geschaffen war, sich von dem Kampfe nach außen hin fern hielt und sich auf den ihm zunächst zugewiesenen Beruf als Universitätsprofessor beschränkte? Und wenn Luther anderwärts über die von Melanchthon verfaßte Augsburgische Confession schreibt: „Ich habe Mag. Philippsen Apologie überlesen, die gefällt mir fast wohl, und weiß nichts daran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann", so ist wohl die Confession selbst in ihrer Schärfe und Bestimmtheit der beste Beweis, daß hier nicht etwa eine gelinde und schonende Beurtheilung des Irrthums, sondern nur die ruhige und besonnene Ausdrucksweise gelobt werden soll. Dagegen wolle man doch ja nicht vergessen, daß Luther seinem Freunde Melanchthon weit öfter Vorwürfe gemacht hat wegen seiner Schwäche, Verzagtheit und Haltlosigkeit, wobei wir übrigens nicht gemeint sind, Luther'n davon freisprechen wollen, daß er sich nicht zuweilen von der seinem energischen Character eigenthümlichen Heftigkeit habe fortreißen lassen.

Wenn weiter gesagt wird: „Nur auf diesem Wege, meinen sie, könne man den Glauben finden und mittheilen", so bekennen wir offen, daß eine solche Meinung uns völlig fremd ist, denn wir halten den Glauben nicht für eine Sache, die sich wie logische oder mathematische Schlüsse und Resultate „finden und mittheilen" läßt, sondern wir wissen, daß der Glaube durch den heiligen Geist und zwar durch das Medium des göttlichen Wortes gewirkt und aus einem geängsteten und zerschlagenen Herzen geboren wird, ganz abgesehen von den symbolischen Büchern und der Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts. Ebenso ist es eine völlig unbegründete Behauptung, wenn uns weiter die Meinung aufgebürdet wird: „nur darnach könne die Verfassung der Kirche mit Amt und Cultus errichtet und ausgebildet, die Kirchenzucht erneut und durchgeführt werden, nur in diesem Sinne müssen Kirchenvisitationen gehalten, müssen Geistliche, Lehrer, Gemeinden beurtheilt werden; nur dahin sei Alles nach Form und Form zurückzuführen ꝛc. Wir kennen den großen Unterschied, der zwischen unserer Zeit und der Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts stattfindet, und darum wissen wir auch, daß von einer Repristination der Kirche nach der Schablone des 16. und 17. Jahrhunderts in unsern Tagen keine Rede sein kann. Wohl aber wünschen wir, daß unsere Kirche als eine Kirche des lutherischen Bekenntnisses nur nach den in dieser Kirche geltenden Principien geleitet und ausgebildet werde, und dieser Wunsch dürfte wohl so lange ein ebenso billiger als gerechtfertigter sein, so lange unsere Kirche auf dem lutherischen Bekenntniß steht und stehen bleibt. Was soll man aber dazu sagen, wenn weiter uns insinuirt wird, wir sähen „die Bekenntnißschriften der Lutherischen Kirche und deren ältere theologische Auslegung als einen fertigen, abgeschlossenen und nicht weiter zu entwickelnden Gesetzescodex" an? Eine solche Beschränktheit uns zum Vorwurf zu machen, ist um so härter, da die ganze gegenwärtige Geistesarbeit auf dem Gebiete der lutherischen Theologie lautes Zeugniß davon ablegt, wie wir recht wohl wissen,

wo es unserer Kirche noch fehlt, welche symbolisch fixirten Lehren der Ausbildung und Weiterentwickelung bedürfen, und in welchen Dingen wir überhaupt vorwärts müssen. Und da hilft es nichts, zwischen „strengen und minder strengen Fraktionen" zu unterscheiden, denn wir fragen alle, die sich in Sachsen zu den „strengen Lutheranern" rechnen, ob sie hierin nicht zusammenstimmen, obwohl wir kaum glauben, daß ihre Zahl bei uns so groß ist, daß sie nach Fraktionen bei uns unterschieden werden können.

Endlich sollen wir „das damnare der Concordienformel in einer Ausdehnung und Bedeutung nehmen, die mit den klaren Worten der Vorrede zu dieser Bekenntnißschrift schwerlich zu vereinigen sein dürfte." Nun, so weit unsere Kenntniß reicht, wird jenes Wort, das freilich den Ohren dieser Zeit eine harte Rede zu sein dünkt, von uns in keinem andern, als in dem in der Vorrede zur Concordienformel vorgezeichneten Sinne genommen, indem wir zwar den Irrthum und die falsche Lehre nicht billigen und gutheißen, und wo es nöthig ist, vor denselben warnen, dagegen aber die irrenden Personen mit Schonung und Liebe tragen und einen Unterschied machen zwischen bewußtem und unbewußtem, zwischen beharrlichem und schuldlosem Irrthum. Wie aber davon die Rede sein kann, daß „jeder Gemeinschaftsverkehr mit Andersdenkenden, z. B. den Reformirten, doch eigentlich aufgehoben oder nur auf ein geringstes Maaß beschränkt" werde, das vermögen wir nicht recht einzusehen. Denn zu solchem „Gemeinschaftsverkehr mit den Reformirten" giebt es in dem bei weitem größten Theile Sachsens gar nicht einmal Gelegenheit und Veranlassung, indem ihre Zahl viel zu gering ist und sich lediglich auf die beiden Gemeinden in Dresden und Leipzig beschränkt. Noch befremdender aber ist es, wenn weiterhin sogar von einem „Haß der Lutheraner gegen die Reformirten" geredet wird, da doch Gott Lob! von solchem Hasse in Sachsen noch nirgends etwas zu Tage gekommen ist. Wenn aber schließlich noch gesagt wird: „und gar das Wort Union ist zu einem alles Verderben einschließenden Schreckenswort geworden", so müssen wir auch diese Behauptung, mindestens gesagt, eine hyperbolische nennen. Allerdings fürchten wir jede Union, die das Bekenntniß für indifferent erklärt, die bekenntnißtreuen Lutheraner verfolgt und statt der Einigung Zertrennung anrichtet. Aber so weit geht unsere Furcht nicht, daß wir von der Union im Allgemeinen nur Verderben und „alles Verderben" erwarteten, vielmehr glauben wir, daß auch innerhalb der Union, wo sie bis jetzt besteht, der Herr sein Volk hat, so wie wir auch den Segen nicht verkennen, der von einzelnen ihrer Lehrer und Diener für die Kirche im Ganzen und Großen ausgegangen ist.

Hiermit sei es genug zur Beurtheilung der uns gemachten Vorwürfe. Der Verf. jenes Aufsatzes hat in den „strengen Lutheranern" eine „Richtung" gezeichnet, die, wenigstens bei uns in Sachsen, gar nicht in der Wirklichkeit existirt. Denn wenn wir auch zugeben, daß vielleicht einzelne der sogenannten „strengen Lutheraner" vermöge ihres Temperaments oder sonst in gewiß wohlgemeintem Eifer dann und wann zu weit gegangen wären und sich auf der Kanzel oder im Leben zu Behauptungen hätten hinreißen lassen, die nicht ganz zu rechtfertigen wären, ist es wohl der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit gemäß, solches nun ohne Weiteres der ganzen „Richtung" aufzubürden? Wäre es nicht ebenso ungerecht, wenn man z. B. den Inhalt jenes Pamphlets von dem rationalistischen Pfarrer Gehe in Bockwa bei Zwickau: „Die Uebertreibungen auf dem Gebiete der protestantischen Theologie und Kirche unserer Zeit" für die Gesinnung der sämmtlichen Rationalisten Sachsens ausgeben wollte? —

Nun die „strengen Lutheraner" haben nun einmal in unsern Tagen das Unglück, die Secte zu sein, der an allen Enden widersprochen wird (Apgsch. 28, 22). Doch wohl uns, wenn wir jedem unserer Widersacher mit dem Apostel in Wahrheit entgegnen können: „Das bekenne ich aber dir, daß ich nach diesem Wege, den sie eine Secte heißen, diene also dem Gott meiner Väter, daß ich glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetze und in den Propheten. In demselbigen aber übe ich mich zu haben ein unverletzt Gewissen allenthalben, beides gegen Gott und den Menschen."

3 X 5

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 19. Mai. № 40.

Amt und Stand.

Während der Streit über die Lehre vom Amte noch fortwährend die Gemüther beschäftigt und Solche, die sonst im Bekenntniß der Lutherischen Kirche einig sind, in bedenklicher Weise scheidet*), dürfte es nicht überflüssig seyn, in kurzer Erörterung zu zeigen, zu welchen Folgerungen man aus einer einfachen Analyse zweier, bei der Frage immer wieder auftauchender, Worte und Begriffe gelangt. Es wird eine solche Analyse nicht überflüssig seyn, weil man mit Befremden oft die Wahrnehmung machen kann, daß Solche, die über geistliches Amt und geistlichen Stand mit Berufung auf Schriftstellen, Aussprüche der Symbole, der lutherischen Dogmatiker und der Kirchenväter sich gelehrt des Langen und Breiten ergehen, alsbald in Verlegenheit gerathen, wenn man sie bittet, einen Augenblick an die Kirche nicht zu denken, sondern im Allgemeinen zu sagen, was denn der Begriff über Amt und Stand überhaupt sey und wie sich beide Begriffe zu einander verhalten. Und doch ist nichts gewisser, als dies, daß diese beiden Worte und Begriffe einem Lebensgebiete angehören, welches nicht blos der Kirche eigenthümlich ist, und daß bei der Uebertragung dieser Worte auf das kirchliche Gebiet man wohl zuzusehen hat, ob die Worte dieselbe Geltung, wie auf andern Gebieten behalten, oder nicht.

Dem Schreiber dieses bot sich erst jüngst wieder die Gelegenheit dar, nach einer langen Unterredung über geistliches Amt und geistlichen Stand zu bemerken, daß der Andere nicht einmal in Bezug auf die allgemeinen Begriffe von Amt und Stand sicher und klar sey. Als man sich aber über diese einmal orientirt hatte, ergab sich Manches für die kirchliche Frage über geistliches Amt und geistlichen Stand wie von selbst. Vielleicht geschieht mit der Aufzeichnung, nicht des Gesprächs, aber der leitenden Grundgedanken Diesem oder Jenem ein Dienst, der entweder in dieser Frage noch ein Anfänger ist, oder den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Was zur Sprache kommt, sind ganz und gar nicht tiefsinnige Untersuchungen, sondern Wahrheiten, die trivial genannt werden sollten, aber leider noch nicht triviale ABC-Wahrheiten sind.

Die Frage ist also zunächst die: Was ist Amt, was Stand überhaupt, und wie verhalten sich beide Begriffe zu einander? Das erste, was man in Bezug auf Amt bitten muß, ist dies, daß man doch nicht immer und immer wieder **Amt** mit Dienst und Dienstleistung identificiren möge. Das Amt heischt vom Amtsinhaber gewisse Dienste und Dienstleistungen; aber Dienst und Dienstleistungen an sich constituiren und constatiren nicht den Dienenden als Amtsinhaber. Amt bringt Dienst mit; aber Dienst bringt nicht Amt mit. Nicht kraft gewisser Dienstleistungen habe und vollziehe ich ein Amt, sondern kraft des Amtes habe ich den Vollzug gewisser Dienstleistungen auf mir. Das Amt also ist nicht Dienstleistung (Function), sondern ein, solche Leistungen begründendes, jus et officium (Recht und Pflicht). Dieses verpflichtende Recht hat zum unterscheidenden Merkmal, daß es seinen Ursprung von einer öffentlichen Gewalt (autoritas publica), seine Bestimmung für ein öffentliches Gemeinwesen (res, societas publica) und seine formelle Thätigkeit als öffentlichen Dienst (munus publicum) hat. Wo eine Dienstleistung nicht ausdrücklich durch öffentliche Autorität dazu bestimmt ist, als öffentlicher Dienst einem öffentlichen Gemeinwesen zu dienen, da besteht kein Amt im eigentlichen Sinne des Worts.

Anm. Der Hausvater, der Bürger hat als solcher kein Amt, wenn auch seine Thätigkeit oder Dienstleistung accessorisch dem Gemeinwesen dient, oder substantiell mit der Funktion eines Amtes identisch ist.

Was ist denn nun **Stand**? Da ist zuerst festzuhalten, daß Amt und Stand nicht correlate Begriffe sind. Das Amt kann gedacht werden ohne Stand, und der Stand kann gedacht werden ohne Amt. Aemter können unter Umständen zur Gestaltung von Ständen folgeweise führen; Stände unter bestimmten Verhältnissen zur Gestaltung von Aemtern. Aber an sich schließt der Begriff des Amtes nicht den des Standes ein, und der Begriff des Standes nicht den des Amtes. Stand an sich involvirt immer ein Recht mehrerer Personen (jus personarum), nicht das Recht einer einzelnen Person für sich (jus personae); Amt involvirt primär nur das Recht einer Person (jus personae), unter Umständen erst und als Folge anderer Voraussetzungen ein Recht mehrerer (jus personarum). Denn zum

*) Gegen die Theorie Höfling's ist in neuester Zeit erschienen: Amt und Gemeinde in der Evangelisch-Lutherischen Kirche; ein Beitrag zur endlichen Lösung der Amtsfrage auf dem Grund der lutherischen Symbole von Dr. L. Krauß old, Conf.-Rath und Hauptprediger zu Bayreuth. Erlangen. Verl. von A. Deichert. 1858. Die Schrift ist sehr der Beachtung zu empfehlen.

Begriff des Standes gehört es, daß er eine **gleiche** Stellung **Vieler** bezeichnet; zum Begriff des Amtes gehört es nicht, wenn es auch unter Umständen so seyn kann. Ein Amt kann bestehen ohne alle Voraussetzung eines Standes; ein Stand ohne alle Voraussetzung eines Amtes. In einem Stande kann man sich finden durch Geburt; in einem Amte findet man sich nie durch Geburt; denn auch in Erbämter wird man erst autoritate publica eingesetzt. Begründet das Amt einen Stand, so findet das nur unter der Voraussetzung statt, daß aus Gründen, die nicht im Begriff des Amtes selbst liegen, dieses oder jenes Amt in einem geschlossenen Gemeinwesen nicht als Recht eines Einzigen, sondern als Recht Mehrerer gedacht werden muß, von welchen Jeder dasselbe Recht und dieselbe Verpflichtung hat. Da bildet aber nicht der Stand die Voraussetzung des Amtes, sondern das Amt schließt aus andern Gründen die Voraussetzung in sich, daß es in seiner ausreichenden Existenz und Verwirklichung ein gleiches Recht mehrerer Personen, d. h. einen Stand **zur Folge** habe. In einem solchen Falle ist es ganz ungereimt zu sagen, daß das Amt unter der Voraussetzung eines hierzu privilegirten Standes gesetzt und gestiftet sey.

Anm. Jedermann redet heutzutage z. B. mit Recht von einem Stande der Civil- und Militär-Beamten. Aber ein privilegirter Stand wäre nur dann die Voraussetzung des Amtes, wenn etwa der Adel allein das Anrecht auf solche Aemter hätte.

Wenden wir uns nun zum geistlichen Amte (der Typus der späteren Bezeichnung ist κλῆρος τῆς διακονίας Act. 1, 17). Hier ist nach den vorhergegangenen Bestimmungen zu untersuchen und zu entscheiden, ob und in welchem Sinne und mit welchem Rechte in der Christlichen Kirche von einem geistlichen Amte die Rede seyn könne.

Von einem geistlichen Amte kann nicht geredet werden, wenn die Kirche nur gewisse Dienstleistungen, aber nicht ein Recht und eine Verpflichtung bestimmter, einzelner Personen in Bezug auf solche Dienstleistungen kennt und anerkennt*) Denn das Amt existirt nur als bevollmächtigender Auftrag an bestimmte, einzelne Personen. Jeder einzelne Christ kann zwar, ja er darf und soll unter gewissen Voraussetzungen alles das thun, was der Träger des geistlichen Amtes thut:

*) Chemnit. ex. Conc. Trid. ed. Francof. ad Moen. 1707. fol. p. 572. Sunt quidem omnes Christiani sacerdotes cet. Non tamen quivis Christianus publicum verbi et sacramentorum ministerium sibi sumere et arrogare debet. Non enim „omnes sunt apostoli, non omnes doctores", 1 Cor. 12, 29, sed qui peculiari et legitima vocatione a Deo ad hoc ministerium segregati sunt Act. 13, 2. Jerem. 23, 4. Rom. 10, 16. idque fit vel immediate, vel mediate. Et quae sit legitima ratio vocationis, quae fit voce ecclesiae, Paulus 1 Tim. 3, 1 sq. et Tit. 1, 6 sq. praescripsit. Cf. zum can. 10. de sacramentis in genere p. 306.

Das Wort verkündigen, Sakramente reichen, absolviren u. s. w. Allein damit, daß er dasselbe thut, was des Amtes ist, hat und vollzieht er kein Amt. Er kann in Ermangelung von Amtsträgern die Functionen des Amtes suppliren, aber er thut es nicht kraft amtlicher Vollmacht.*) Er thut es kraft jenes Berufs oder allgemeinen christlichen Bürgerrechtes, welches er im Wasserbad der Wiedergeburt geschenkt erhalten und im Glauben sich angeeignet hat. Das ist jedoch nur die erste und allgemeinste Grundvoraussetzung der Befähigung zum geistlichen Amte, aber nicht die specielle Bedingung seines Besitzes, geschweige denn die Belehnung mit dem Amte selbst. Denn der in der Taufe geschenkte und im Glauben angeeignete Christenberuf ist nicht das durch öffentliche Autorität übertragene, ausschließlich für das öffentliche christliche Gemeinwesen bestimmte öffentliche Amt, wie dasselbe immer nur Einzelne, nie Alle, zum Zwecke gemeindlichen und gemeingültigen Dienstes überkommen.**) Ja wenn das Amt Amt bleiben und nicht zum Ausfluß und Privilegium eines Standes gemacht werden soll, so darf man es auch nicht aus dem allgemeinen Christen-Stande, dem allgemeinen Recht der civitas christiana ableiten, die einen Stand (status personarum) von gleichem Rechte und gleicher Pflicht bildet. Dies gleiche Recht des Christenstandes kann nimmermehr das Recht eines besondern Amtes begründen. Ja kein Einzelner kann und darf dieses Recht einem Andern ganz oder theilweise cediren, oder das Privilegium des allgemeinen Christenstandes und Christenberufes zur Ausübung auf einzelne Andere übertragen, ohne, dem Esau gleich, sein geistliches Wiedergeburtsrecht zu veräußern. Das Amt bleibt nur in dem Maße ein mit Recht an Einzelne übertragenes jus et officium, in welchem es nicht das gleiche Recht aller cives christiani oder das Privilegium des allgemeinen Christenstandes ist. So wenig

*) Wo in der alten Kirche z. B. das Lehren oder Predigen von Laien in den gottesdienstlichen Versammlungen vorkommt, da wird die Berechtigung dazu gar nicht aus einem Beruf, geschweige denn aus einem Amte der Laien überhaupt, sondern aus der besondern charismatischen Befähigung des betreffenden Individuums abgeleitet. Λαϊκός — ἔμπειρος δὲ τοῦ λόγου καὶ τὸν τρόπον σεμνός. Const. App. lib. 8. c. 32. Ὅπου γοῦν εὑρίσκονται οἱ ἐπιτήδειοι πρὸς τὸ ὠφελεῖν τοὺς ἀδελφούς κ. τ. λ. Alexand. episc. Hierosol. et Theoctisti episc. Caesariens. epist. ad Demetrium Alexandriae episc. bei Euseb. H. E. VI, 19. Unter dieser Voraussetzung fordern die Bischöfe selbst einzelne Laien auf, zu sprechen. S. den angef. Brief. Ohne solche Aufforderung wird das Sprechen verboten. Conc. Carth. IV. can. 98.

**) Nichts ist unhistorischer, als die von Rothe (die Anfänge der Christlichen Kirche und ihrer Verfassung S. 171) behauptete allgemeine Lehrberechtigung aller erwachsenen Christen auch ohne innere Befähigung. — Das „omnes" bei Hilarius Diaconus (Ambrosiaster) zu Eph. 4, 11. 12 geht nicht auf die Christen, sondern auf die verschiedenen ordines cleri, wie der Zusammenhang der Stelle und die richtige Lesart de clericis (nicht de ceteris) lehrt. Das hat längst schon Chemnit. ex. conc. Trid. p. 578 eingesehen.

der Staat eine Gemeinschaft von cives ist, welche jure civitatis sammt und sonders Träger desselben Amtes wären, so wenig ist es die Kirche. Ist es aber die Kirche nicht, so muß sie dafür einen kirchlichen, d. h. auf Gottes Willen und Ordnung ruhenden Grund haben. Sie darf nicht nach eigenem Belieben und Ermessen ein Recht Aller zu einem Recht Einzelner machen; sondern sie muß einen gottgewollten Grund haben, kraft dessen sie das Amt als ein Recht Einzelner ansieht, welches nicht Allen in gleicher Weise zukommt. Dieser Grund besteht nicht in einem Mandat Gottes, welches an sich nur Einzelnen gälte, sondern in der besondern, charismatischen Qualification Einzelner für den Vollzug des allgemeinen Mandats in der Form öffentlicher Darbietung und Darreichung des Gnadenwortes.*) Diese Qualification Einzelner wird von göttlicher Verheißung verbürgt, von der verheißungstreuen Gnade Gottes geschenkt und von der glaubensgehorsamen Kirche in der Uebertragung des öffentlichen Amtes an Einzelne anerkannt. Das geistliche Amt ist also ein Recht und eine Pflicht gewisser Dienstleistungen, für welche die Kirche immer nur Einzelne vor Andern, nie Alle gleich, qualificirt nach göttlichem Willen denken muß. Die öffentliche Autorität**) aber, welche das öffentliche Amt Einzelnen überträgt, fußt einerseits auf dem allgemeinen Mandat der öffentlichen Verkündigung des Wortes, andererseits auf der verheißungsmäßigen Qualification Einzelner, nicht Aller, für den Vollzug dieses Mandats.

Anm. Im Staate cedirt gleichfalls der Bürger nicht sein Bürgerrecht dem Bürgermeister, oder überträgt dem Bürgermeister die Ausübung seines Bürgerrechts und seiner Bürgerpflicht, so wenig als der Bürgermeister in seinem Amte das ihm zustehende Bürgerrecht oder das ihm übertragene Bürgerrecht Anderer vollzieht. Vielmehr hat der Bürgermeister in seinem Bürgerrecht die erste und allgemeinste Vorbedingung der Befähigung zu seinem Amte, die zweite und specielle Vorbedingung hat er in der ihm zu Theil gewordenen göttlich-natürlichen Gabe der Leitung (χάρισμα τῆς κυβερνήσεως), welche zur amtlichen Erfüllung des allgemeinen Mandats der Aufrechterhaltung bürgerlicher Ordnung qualificirt und welche als solche von der civitas in der Amtsübertragung anerkannt wird.

*) Röm. 12, 3. 4. 6—8. 1 Cor. 12. Eph. 4, 7 vgl. 11. 2 Tim. 2, 2. all. Vgl. διδακτικός 1 Tim. 3, 2. Tit. 1, 9. cet.

**) Für unsere Frage ist es an sich ganz gleich, an welche Träger öffentlicher Autorität man nach Beispielen der Geschichte hier denken möge, sey es an die Apostel nach den canonischen Briefen und nach Zeugnissen der Väter (z. B. Clem. Alex. τίς ὁ σωζόμ. πλούσιος c. 42. von Johannes: κλήρῳ ἕνα γέ τινα κληρώσων τῶν ὑπὸ τοῦ πνεύματος σημαινομένων), oder an die Bischöfe allein (z. B. Can. apost. c. 1.) oder an sie unter Mitwirkung des Volks, dessen Mitwirkung im 3. Jahrhundert so scharf betont wird (vgl. Conc. Carth. IV. c. 9. 254. quando ipsa (plebs) maxime habeat potestatem vel eligendi dignos sacerdotes vel indignos recusandi cet.; wie denn Pontius, der Diacon Cyprians, von letztem sagt: judicio Dei et plebis favore electus in der vit. Cypr. p. 3 und Cyprian in der ep. 40 al. 43 in Bezug auf sich selbst nennt: suffragium plebis et Dei judicium).

Wie verhält es sich nun endlich mit dem geistlichen Stande?*) In dem Begriff des geistlichen Amtes an sich liegt es nicht, daß man sich kraft desselben auch einen geistlichen Stand zu denken habe. Aber es liegt zunächst in der irdischen und zeitlichen Beschaffenheit der Kirche eine Nothwendigkeit, sich mit der Existenz des geistlichen Amtes auch zugleich die eines geistlichen Standes zu denken, weil die Kirche weder ihrer Pflicht, noch ihrem Bedürfnisse genügen könnte, wollte sie das geistliche Amt nur Einem übertragen. Indem sie nun Vielen dasselbe Amt übertragen muß, entsteht ein Stand (status personarum) mit gleichem Recht und gleicher Pflicht. Nicht dieser Stand (status personarum) ist mandatmäßig gestiftet. Das Mandat gilt blos der Aufrechthaltung jenes munus publicum praedicandi verbum et administrandi sacramenta. Aber der Vollzug dieses Mandats läßt sich nach dem Bedürfniß der Kirche gar nicht denken, ohne daß in Folge des Vollzugs ein Stand (status personarum plurium) mit gleichem Recht und gleicher Pflicht sich bildete. Nicht ein göttliches Gesetz ordnet vor dem Amt oder zugleich mit der Stiftung des Amts eine Auswahl Einzelner, einen bestimmten Stand der Amtsträger an. Aber die Verheißung besonderer, nicht Allen gleich zu Theil werdender Gnadengaben hat zur natürlich-nothwendigen Folge, daß sich aus dem Vollzug des Mandats und unter Beachtung, nicht des Mandats oder irgend eines Gesetzes, sondern eben dieser Verheißung die Nothwendigkeit ergiebt, Einzelnen vor Andern das Amtsmandat zu übertragen, deren Complex dann eben den geistlichen Stand bildet. Dieser geistliche Stand ist nicht die Voraussetzung, von welcher die Existenz und Ausübung des Amtes abhängig wäre. Aber die göttliche, von der Verheißung besonderer Gnadengaben begleitete Amtsstiftung ist sammt der Natur und dem Bedürfniß der Kirche auf Erden der Art, daß man sich als nothwendige Folge der Realisirung der göttlichen Amtsstiftung die Existenz eines geistlichen Standes innerhalb der Christenheit unausbleiblich denken muß.**) Wenn nun aber die Kirche dasselbe Amt vielen Einzelnen überträgt und so in der Erhaltung eines geistlichen Standes ihrer Pflicht und ihrem Bedürfniß genügt, so thut sie es nicht aus bloßen Gründen der Ordnung und Zweckmäßigkeit (etwa z. B. weil nicht Alle zusammen in der Kirche, d. h. dem Orte gottesdienstlicher Versammlungen den Mund aufthun und reden können, oder weil für viele Gemeinden nicht ein Prediger ausreicht u. dgl. m.). Noch viel weniger thut sie es in dem Sinne, daß sie das, was Recht und Pflicht Aller ist,

*) Τάγμα genannt bei Euseb. demonstr. evang. VII, 2.

**) Chemnit. ex. conc. Trid. p. 573: Ad hujus igitur ministerii usum, quod Deus instituit et in ecclesia conservat, deducendi sunt homines et docendi, per hoc ministerium exhiberi nobis aeterna bona cet.

aus solchen Gründen der Zweckmäßigkeit und Ordnung Einzelnen zum Vollzuge vicario modo übertrüge. Der christliche Laie überträgt nicht, noch läßt er das Recht und die Pflicht seines königlichen Priesterthums an Andere übertragen, um von diesen thun zu lassen — gleichviel ob ganz oder halb —, was er selbst zu thun schuldig ist. Und der Geistliche übernimmt nicht zu dem in seiner eigenen Taufe überkommenen königlichen Priesterthum auch noch das Geschäft, einen Theil dieses allen gemeinsamen Priesterthums für Andere stellvertretend zu erfüllen. Er leiht in vielfacher Beziehung seinen Mund der Gemeinde; aber wahrlich darin geht sein Amt nicht auf. Am wenigsten reichte die sogenannte „Wohlanständigkeit" aus, eine Monstrosität der Art zu rechtfertigen, nach welcher eigentlich die gesammte Christenheit der rechte „geistliche Stand" wäre, aber der mißbräuchlich sogenannte „geistliche Stand" nur deshalb einträte, weil der öffentliche Vollzug des allgemeinen Christenberufs nicht ohne unschickliche Unordnung von allen Christen erfüllt werden könnte. Ein von Gott Allen geschenkter und zugewiesener Beruf, aber von Allen öffentlich nicht ohne Verletzung des Anstands und der Ordnung vollziehbar — welch' ein Gedanke!! Nein, die Christenheit hält den geistlichen Stand eben deshalb aufrecht, weil sie weiß, daß das, was des geistlichen Amtes ist, nicht das Amt aller Christen ist. Und das weiß sie nicht aus Gründen der Ordnung und Wohlanständigkeit. Sie weiß es aus jener engen und unlösbaren Verbindung, in welcher das göttliche Mandat der öffentlichen Darbietung des Gnadenwortes mit jener Gnadenverheißung steht, deren Verwirklichung nicht an allen Christen, sondern nur an Einzelnen vor Andern zu hoffen und zu suchen ist. Also zu thun, treibt die Kirche nicht kirchliches Ermessen und Belieben, sondern das Verheißungswort des Herrn ist es, das ihr also zu thun befiehlt, wenn auch nicht in Form des Befehls.

Zum Schlusse noch einige Nutzanwendungen. Nicht mit dem bloßen „göttlichen Gegebensein der Gnadenmittel" ist das Amt ihrer Verwaltung göttlich eingesetzt. Aus dem Gegebensein folgt nur das Recht und die Pflicht ihres Gebrauchs, nicht ihrer Verwaltung. Auf dem göttlichen Mandat ihrer öffentlichen Darbietung ruht das jus et officium der Verwaltung. Dieses jus divinum inhärirt dem Wort und Sakrament, das reine Wort und Sakrament legitimirt die Darbietung, nicht umgekehrt. Das göttliche eingesetzte Amt der Verwaltung ist nur „da vorhanden und in Wirksamkeit, wo die Verwaltung in stiftungsmäßiger Weise stattfindet." Die öffentliche Autorität aber, die in das Amt einsetzt, ruht auf diesem jus divinum, das Amt und die Amtsführung geschieht eodem jure divino.*) Nicht dem einzelnen Amtsträger inhärirt dieses göttliche Recht, sondern dem Wort und Sakrament, sofern dasselbe rein dargeboten wird. Nicht ich für meine Person habe das göttliche Recht, das Wort zu verkündigen und die Sakramente zu spenden, sondern ich habe es nur insoferne, als ich jenes Wort und jene Sakramente darbiete, welche mit der göttlichen Berechtigung und Verpflichtung gegeben sind, öffentlich dargeboten zu werden. Und wenn ich glaube, daß die öffentliche Autorität mit Recht diese Darbietung nicht Allen, sondern Einzelnen fortwährend überträgt und hiermit einen geistlichen Stand aufrecht erhält, so entnehme ich diese Berechtigung nicht einem göttlichen Mandat, das blos Einzelnen gälte, nicht einer gesetzlichen Institution eines geistlichen Standes, sondern dem normirenden Verheißungswort, welches das Verfahren der Kirche bei der Auswahl Einzelner bestimmt und leitet. Die Kirche, die nicht Herzenskündiger ist, kann in ihrer Auswahl fehlgreifen. Aber das Princip, das sie zu der Auswahl bestimmt, ist nicht humani, sondern divini juris, wenn auch nicht divinae legis. Denn auf Verheißung und nicht blos auf Mandat ist auch hierin die Kirche gegründet.*) — Diese Anschauung trifft Alles eher, als der Vorwurf: „eine ceremoniel gesetzliche Heilsvermittlungsanstalt, ein göttlich gesetzliches Amtsprivilegium, ein göttlich gesetzliches Standesprivilegium" oder „das Amt als drittes Gnadenmittel neben oder vielmehr über Wort und Sakrament" aufzurichten.

---

*) Daß die Errichtung christl. Gemeindeordnung und christl. Lehramtes aus Nachahmung jüdischer Synagogaleinrichtung oder gar römischer Municipal-Verfassung entstanden sey, halte ich nicht nur für unerweislich, sondern gradezu für falsch. Die Hypothese bedürfte hier kaum der Erwähnung, wenn man nicht auch auf sie verwiesen hätte, um die Entstehung des Amtes als eine Sache menschlicher Erwägung und Entschließung darzustellen. Wo nur immer im christlichen Alterthume Motive angegeben werden, sind sie, gleichviel ob überall zutreffend, um eine autoritas divina herzustellen, theils auf apostolische Autorität, theils und zwar besonders häufig auf Vorbilder des A. T. bis herab auf das universae fraternitatis suffragium (nach Maßgabe von Num. 20, 25. 26.) zurückgeführt.

*) Chemnit. ex. conc. Trid. p. 579: Ministerium igitur verbi et sacramentorum, sicut supra illud descripsimus, institutum esse a filio Dei in novo etiam testamento, nullum est dubium. Habet etiam ecclesia mandatum de vocandis et constituendis ministris, et addita est promissio. P. 585. Deus — — jus et autoritatem vocationis et missionis eorum, quos συνεργοὺς in hoc ministerio vult adsciscere, sibi reservavit cet. P. 586. Haec certe maxima et dulcissima est promissio, quod etiam illam vocationem, quae voce ecclesiae fit, scriptura affirmat esse, divinam sive a Deo, ad Eph. 4, 11. Ibidem: Sumus συνεργοὶ Dei, posuit in nobis verbum reconciliationis, Deo exhortante per nos.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 22. Mai. № 41.

Dr. J. Chr. K. v. Hofmann, ord. Prof. d. Th. zu Erlangen, Beleuchtung des über Dr. Baumgarten's Lehrabweichungen abgegebenen Konsistorial-Erachtens. 1858.

Das Konsistorial-Erachten, das sich allerdings anders, als Prof. v. H., der sogleich (S. 1) bekennt, das Erachten „nicht einmal in seinem ganzen Umfang in Betracht nehmen zu wollen", mit der B.'schen Theologie in ihrem ganzen Umfang sollte zu schaffen machen (dem Kons. war schon durch das Ministerial-Rescript angedeutet worden, „daß nicht eine einzelne Irrlehre bei B. vorliege, er vielmehr eine willkürliche und irrthümliche Konstruktion der ganzen geschichtlichen Entwickelung des Heils sich zurecht gemacht habe"), war hiermit schon nothwendig auf einen principiellen Stand- und Ausgangspunkt der B.'schen Theologie hingewiesen. Es mußte sich sagen: wer so, wie B., nicht Einzelnes, sondern Alles an der bestehenden theologischen und kirchlichen Theorie und Praxis tadelt und anders haben will, der lenkt von selbst und unabweislich auf die Vermuthung, daß er dies nur thue und thun könne von einer eigenthümlichen grundverschiedenen Betrachtungsweise aus. Und da aus dieser B. auch kein Hehl macht, sondern sie offen und oft genug ausspricht, so lag es ja ganz nahe, so war das Konsistorium genöthigt, die gesammten B.'schen Doktrinen von da aus erst in ihrem rechten Lichte zu erblicken, nach jenem allgemeinen und principiellen Standpunkte B.'s alle einzelnen Lehren und Aeußerungen desselben zu beurtheilen. Darauf aber hat nun Prof. v. Hofmann in seiner „Beleuchtung" gar nicht geachtet; man sucht in der ganzen Broschüre vergeblich auch nur nach einem Worte über B.'s doch offen vorliegende und von dem Konsistorium geltend gemachte Eigenthümlichkeit und principielle Anschauung. Indem Prof. H. im Eingang erklärt, nicht gesonnen zu seyn, „Dr. B.'s Person und Theologie im Allgemeinen in Schutz zu nehmen", scheint er sich auch eines besonderen Eingehens auf das, was dem Konsistorial-Erachten sein Urtheil erst principiell an die Hand gegeben, für gänzlich entbunden zu halten. Daß aber hiermit auch der ganze Nerv seiner Erörterungen fehlt oder hinfällig wird, liegt am Tage.

Oder sollte Prof. v. Hofmann die eigenthümliche Anschauung, das besondere theologische Verfahren des Dr. B. vielleicht nicht für so geartet, und von einer solchen Einwirkung auf den eigentlichen Gehalt seiner Lehren und Aeußerungen halten, daß er meinte, es könne und werde von da die B.'sche Theologie in einem anderen Lichte erscheinen, und sollte er vielleicht eben nur darum den B.'schen Lehrtropus mit dem kirchlichen und bekenntnißmäßigen für identisch erachten und in dieser Voraussetzung über diesen Theil des Kons.-Erachtens stillschweigend hinausgehend, es für genügend gehalten haben, nur jeden einzelnen Punkt für sich zu beleuchten? Man wird gestehen müssen, daß diese Vermuthung sehr nahe liegt, und daß auch diese Umgehung oder stillschweigende Voraussetzung bei H. begreiflich wird. Auf einer ähnlichen Voraussetzung ruht ja Hofmann's eigene, viel verhandelte Theologie des „Schriftbeweises." Obgleich ihm die anderen lutherischen Theologen, obgleich ihm seine speciellen Kollegen und Freunde öffentlich sagen und beweisen, daß seine Lehre mit der kirchlichen und bekenntniß- auch schriftmäßigen mit Nichten übereinstimme, daß sie dieselbe in höchst wichtigen und wesentlichen Punkten entleere, und obgleich dies keinen anderen Grund hat, als sein eigenthümlicher Stand- und Ausgangspunkt, will es nur Hofmann noch immer nicht Wort haben, bleibt nur er allein dabei, daß seine und die kirchliche Lehre nur in der Form, nicht dem Gehalt und Inhalt nach verschieden seyen. Was Wunder nun, wenn Hofmann auch für Baumgarten ein gleiches Präjudiz in Anspruch nähme, und zwar also, daß er gar nicht einmal mehr meint, es noch besonders darthun zu müssen? Aber deutlich auch und ein offenbarer Grund mehr, Hofmann nicht für einen unbefangenen und geeigneten Vertheidiger des Prof. Baumgarten wider das Rostocker Konsistorial-Erachten zweier lutherischer Theologen und eines lutherischen Kirchenrechtslehrers zu halten. Hofmann'sche und Baumgarten'sche theologische Verfahrungsweise sind allzu verwandt, um in dem Einen einen kompetenten Beurtheiler und Vertheidiger des Andern zu erkennen. Das werden wir, indem wir uns nun einläßlicher zu dem Kons.-Erachten wenden, eines Näheren darthun.

Das Kons.-Erachten, dessen Inhalt in diesen Blättern schon übersichtlich mitgetheilt worden und das zu dem Schlusse gelangt, B.'s Irrthümer zersetzten sowohl den ganzen Bestand der kirchl. Lehre und die in ihm enthaltene Glaubenssubstanz, als sie auch die faktischen Bestände der kirchl. Ordnung aufzulösen drohten, beginnt mit B.'s Stellung zur h. Schrift, und geht von da zur anthropologischen und heilsgeschichtlichen Frage über, um dann in der Betrachtung der Person Christi, wie sie bei B.

erscheint, einen ersten Abschluß zu gewinnen. Aber indem nun das Konsistorium in all diesen Punkten den Prof. B. bekenntnißwidriger Lehre anklagt, ist es auch überall dieselbe eigenthümliche Grundanschauung, von der es den Prof. B. beherrscht sieht, und die nachzuweisen es sich zur besonderen Aufgabe macht. Welche ist sie nun?

Am explicirtesten drückt sich das Erachten darüber einmal (S. 81) so aus: „Was aber das Einzelne anlangt, so läßt sich von vornherein erwarten, daß eine Auffassung, welche das Subjekt zum alleinigen Ausgangspunkt der zu findenden Heilswahrheiten macht, die Schrift aber nur als Bestätigung des im innersten Geistesgrund Gefundenen und aus diesem Herausgesetzten ansieht, und aus dem Princip der Innerlichkeit Alles herausgestaltet wissen will, pelagianische Anschauungen und Grundgedanken in sich tragen werde" u. s. w.; oder S. 83 in Kürze, wenn es von der Baumgarten'schen „auf das Princip der Innerlichkeit gegründeten Gesammtanschauung" redet, wobei es ihm überall darauf ankomme, „den Geist als das bewegende Moment hinzustellen." Was das aber nun näher für ein Princip sey und wie es sich darlege, zeigt das Erachten an allen oben genannten einzelnen Lehren.

Zuerst die Schrift betreffend, so geht, nach der Erörterung des Erachtens, dem Prof. B. dieselbe „völlig und absolut in die Darstellung und Verkörperung der Geschichte Israels auf" (S. 8); und erscheint, hiermit im Zusammenhang, nicht sowohl als Erzeugniß des Geistes Gottes, sondern des israelitischen Volksgeistes (S. 9. 10). Zum Erweis beruft sich das Konsistorium auf mehrere Aeußerungen B.'s, in denen er u. A. die „h. Schrift A. und N. T.'s als das gegenwärtige Denkmal der in zwiefacher Weise vollendeten Vergangenheit des Volkes Israel" bezeichnet, und sie schreiben läßt von Männern, „in denen der Volksgeist Israels besonders mächtig ist", indem er zugleich sagt: „der Geist Israels ist eben der Geist Jehovahs, und die erhöhten und geweihten Momente der wahren Israeliten sind eben die Zustände in dem h. Geiste." Hierin liege, folgert das Erachten, eine Identificirung des Geistes Gottes mit dem Geiste Israels, eine Gränzverrückung zwischen dem göttlichen und menschlichen Geiste, bei der jeder specifische Unterschied zwischen beiden wegfällt. Es fragt sich also, ob dem bei B. und in seiner Betrachtungs- und Darstellungsweise wirklich so ist. Denn Prof. v. H. möchte es leugnen, indem er zu verstehen gibt, dem Prof. B. sey die alttestam. Volksgemeinde Israel ebenso eine Wohnstatt des Geistes Jehova's, wie es von der neutestam. Gemeinde Christi heiße, daß sie ein Tempel des h. Geistes sey (1 Kor. 3, 17). Aber wie, selbst das Letztere einmal angenommen, dies dennoch etwas Anderes ist, als die B.'sche Doktrin, das würde unter anderen Umständen am allerwenigsten dem theologischen Scharfsinne des Prof. v. H. entgehen. Ist die Volksgemeinde Israel die Wohnstätte, der Tempel des h. Geistes, so ist der h. Geist grade darum mit dem israelitischen Volksgeist nicht identisch; das wäre eine förmliche Inkarnation des h. Geistes; sondern der h. Geist, als der persönliche Gottes-Geist, ist nur

der bewegende Lenker und Inspirator des von ihm verschiedenen israel. Volksgeistes. Ja in Wirklichkeit geht der letztere so wenig in jenem auf, daß Stephanus klagen muß (Apgsch. 7, 51): „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebet allezeit dem h. Geist, wie eure Väter, also auch ihr." Und außerdem will bekanntlich nach dem Propheten Joel (3, 1) Gott erst „nach diesem — in der messianischen Zeit — seinen Geist ausgießen über alles Fleisch", Söhne und Töchter, Aelteste und Jünglinge. Und selbst in dieser Zeit „gibt Gottes Geist Zeugniß unserm Geist" (Röm. 8, 16), unterscheidet sich also jener von diesem immer noch. Die B.'sche Ueberschwänglichkeit richtet sich also ebenso nach der Schrift, wie sie wirklich eine Versetzung des h. Geistes und des israel. Volksgeistes lehrt, die jenen nicht minder herunterdrückt, als sie diesen hinaufschraubt, und damit eine ganz bestimmte Anschauungsweise verräth. Indem der Geist Jehova's zum israel. Volksgeist depotenzirt wird, hat dessen Natur zugleich eine solche Verklärung erfahren, daß nun aus seinem eigenen Inneren alle die heilsmittlerischen Erscheinungen und Wirkungen abgeleitet werden können, die wir sonst nur als Erzeugniß des, von allem Irdischen specifisch verschiedenen Gottesgeistes zu betrachten gewohnt sind. Es ist damit das Innerlichkeitsprincip konstruirt; oder es ist, wie dies das Erachten auch oft genug folgert, damit der menschheitliche Faktor zu dem vorzugsweise bestimmenden und regierenden gemacht, für den der göttliche eigentlich nur die einmal nicht mehr zu umgehende allgemeine Potenz abgibt. Es ist eine Art des s. g. spekulativen Rationalismus, die wir hier vor uns haben.

Der Rationalismus als solcher hat es wesentlich an sich, den Inhalt des Christenthums zu einem, von dem gemeinmenschlichen Gebiet aus begreifbaren zu machen, oder überall den Zusammenhang naturhafter Ableitung des Einen aus dem Anderen, eines Nachfolgenden aus einem Vorausgesetzten nachweisen zu wollen. Es soll Nichts übernatürlich und Nichts unvermittelt auftreten. Da wird sich nun der nähere religiöse Inhalt des Systems nach den Voraussetzungen gestalten, die der Konstruirende als solche gelten läßt. Bei dem anfänglichen, nun zum vulgären gewordenen Rationalismus, waren dies die Regeln des s. g. gesunden Menschenverstandes, sammt der dogmatisch angenommenen bekannten Trilogie: Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Aber die Stimmung der Zeit hat sich in den, angelegentlich und berufsmäßig mit Religion und Christenthum sich abgebenden Kreisen geändert. Das kirchliche und bekenntnißmäßige Christenthum ist nicht mehr wohl zu umgehen. Es muß mindestens in irgend einer Weise die Voraussetzung bilden. Es muß über die gemeine Wirklichkeit hinausgegangen werden. Aber der alte Zug ist dabei doch geblieben, ja man preist es ausdrücklich als die nicht mehr zu verkümmernde Errungenschaft des Rationalismus, daß man den christlichen Glaubensinhalt vernunftgemäß müsse aus sich selbst herauswachsen, genetisch entstehen lassen; daß man also alle Bezüge aus der Sphäre der Transcendenz herausversetzt in die Sphäre irgend welcher

naturhafter Vermittelung und damit den Ton, statt auf das göttliche Handeln, in die Region des Menschheitlichen verlegt. Und hier sehen wir nun auch den Prof. B. einsetzen mit seinem Innerlichkeits-Princip. Was er voraussetzt und was er mitbringt, ist nicht blos das positive, sondern das kirchliche und bekenntnißmäßige Christenthum. Davon kommt er her und daran will er Nichts ändern. Das will er nur in einer adäquateren Form. Seine eigenthümliche Theologie betrifft, nach seiner eigenen öffentlichen Erklärung, nur die „Stellung des gläubigen Subjekts zum Objekt des Glaubens." Und daher kommt es denn auch, daß sich bei B. ganz ähnliche Aussagen, wie die kirchlichen finden, und daß ihn H. auf den einzelnen Punkten mit einigem Schein rechtfertigen kann. Aber mehr nicht; und mehr kann es nicht seyn. Das Baumgarten'sche Innerlichkeitsprincip, welches darauf ausgeht, den gesammten Glaubensinhalt, als Thatsache und Lehre, nachdem es ihn irgendwie überkommen, zeugungsmäßig aus der Innerlichkeit als Energie und Abfolge derselben herauszusetzen, verändert damit die ganze wirksame Gestalt desselben, indem es nämlich überall den göttlichen Faktor als bloße Potenz dem menschlichen untergibt, und so als Wirksamkeit dieses erscheinen läßt, was in der gewöhnlichen kirchlichen Lehre und nach der Schrift als von jenem ausgehend sich darstellt, und indem es damit zugleich wesentliche Momente ganz aufgibt. In der That ist also die Lehre der Kirche dennoch eine andere, als Prof. B. sie sich zurechtlegt. Das wollen wir an einigen anderen einzelnen Punkten nachweisen.

Zunächst an noch einem mit der Auffassung des Volkes Israel und seiner Geschichte zusammenhängenden. In der letzteren wird in Wirklichkeit das Heil so vorbereitet, daß die specifisch göttlichen Heilsveranstaltungen fortwährend die Unangemessenheit des israelitischen Volkssinnes und der Volkszustände aufzuzeigen und zu bekämpfen haben. Der göttliche Faktor bleibt immer der von oben herein und übergreifende, durch den das Volk selbst und jeder Einzelne im Volk zum Heile bereitet, ein heiliges Reichsvolk hergestellt wird. B. aber verlegt diesen Faktor in das Volk selbst. In Israel und seiner Geschichte ist das Heil zeugungsmäßig beschlossen, nicht nämlich, daß es in dieselbe hinein, sondern daß es aus derselben substantiell herausgezeugt wird. Und dies geht so weit, daß in derselben „die organische Zusammenfassung des gesammten Volkes unter ein hauptmäßiges Individuum immerfort angebahnt und versucht wird, oder daß die Stelle eines solchen persönlichen Centralpunktes für das gesammte Volksleben immerdar aufgewiesen wird, um es geschichtlich darzulegen, ob Jemand vorhanden sey, die Stelle auszufüllen oder nicht." Der Centralmensch, die Erlöserperson wird aus dem Volk selbst, zuerst ansatzweise, zuletzt, als nach gebrochener Manneskraft des Volkes, Eine Jungfrau „durch den persönlichen Stand ihres Inneren befähigt war, die personbildende Schöpferkraft des (nach B. in dem Volke inkarnirten) Gottesgeistes (oder des Gottesgeistes, der der Geist des Volkes Israel ist) vermittelst des Glaubens in ihre Natur aufzunehmen", in vollendeter Wirklichkeit hervorgebracht. Und wenn hier Prof.

v. H. wiederum, um diese Ausführung des Erachtens hinfällig zu machen, darauf hinweist, daß es ja nach B. das an Abraham ergangene Wort Gottes sey, wodurch Israels Anfang gesetzt worden, und die wirksame Gegenwart des in diesem Wort wirksam gewesenen Gottesgeistes es von allen anderen Natur-Völkern unterscheide, daß es also doch nicht von sich selbst aus sey, was es sey, so ist es doch ganz offenbar nicht dies, was das Konsistorium behauptet, nicht, daß B. das Volk Israel, isolirt vom Geiste Gottes, als auf völlig eigene Hand, zu Etwas macht; sondern daß der Geist Jehova's so völlig in das Volk, sein Wesen und seine Geschichte, hereingenommen erscheine, so in derselben transsubstantiirt, daß es doch vielmehr die That und das Wesen dieses Volkes sey, die sich in den specifischen Heilsmomenten, zuletzt in der Erlöser-Person darlegten, als That und Wesen Gottes. Und dies ist ja überall der B. nachgewiesene, die gesammte Heilsgeschichte und Lehre verkehrende gefährliche Irrthum. Es wird die menschheitliche Seite so betont, daß darüber die göttliche nicht zu ihrem Rechte kommt. Das weist das Konsistorium auch in der weiteren Auffassung der Person Christi nach. „Es kann nicht Wunder nehmen, sagt das Erachten S. 96, wenn der Prof. B. von dem ihm nachgewiesenen Standpunkt aus in seinen Anschauungen von der geschichtlichen Person Jesu Christi die göttliche Natur nicht zu ihrem Rechte kommen läßt." Er kann das gar nicht, und wenn daher Prof. v. H. S. 12 sagt, „B. sey mit dem, was die Kirche lehre, einhellig, und nur nicht einverstanden mit der Art und Weise, wie sie es lehre", und wenn B. die Kirchenlehre darum überall heftig tadelt und angreift: so kann die Kirche noch viel weniger einverstanden seyn mit der Art und Weise, wie B. es lehrt, sie muß darin eine Verkümmerung der Person Christi und ihres Glaubens an Ihn finden. Und wenn Prof. v. H. fordert, „irrt er darin, so widerlege man ihn, aber gebe ihm nicht Schuld, daß er das beseitige, was er nur anders vermittelt wissen will": so ist ja der Nachweis jener Verkümmerung Widerlegung genug, und in und mit dieser Verkümmerung wirklich beseitigt, was angeblich nur anders vermittelt sein soll. Grade wie bei dem Prof. v. H. auch, der wesentliche Punkte aus der kirchlichen Versöhnungslehre beseitigt, während er dies auch nur eine andere Vermittelung genannt wissen will. Wobei hoffentlich Jedermann das einfach begreiflich seyn wird, daß, wenn man so, wie die Professoren v. Hofmann und Baumgarten, will und verfährt, wenn Jeder in seiner Sache mit der Kirche zugleich der letzte Richter seyn soll, die Kirche hinfort keiner ihrer Lehren mehr sicher ist, oder daß dies der Art, wenn auch nicht dem Umfang der Wirkung nach ganz das alte rationalistische Verfahren ist. Mehr aber als dies, daß Baumgarten'sche Lehre und kirchliche Lehre nicht mit einander stimmen, daß jene eine bedenkliche Abweichung von dieser enthalte, sagt das Erachten nicht. Und daß es das, was es sagt, auch bewiesen hat, wird, wer nur nicht von Hofmann'scher Voraussetzung ausgeht, einfach bestätigt finden.

Auch in anderen Artikeln. Insbesondere in dem von der

Versöhnung, den wir darum hervorheben, weil in diesem die rechtfertigende Beleuchtung Hofmann's den scheinbarsten Anhalt hat. Baumgarten sagt (Protest. Warnung ꝛc. II., 32.), „er habe niemals etwas Anderes gelehrt, als die Offenbarung der zürnenden und strafenden Gerechtigkeit Gottes in dem Tode und Blute unseres Heilandes, der die volle Sünde und Strafe der Welt aus Liebe zu den Sündern getragen und weggenommen habe", und finde, obwohl mit dem geschichtlichen Wege Hofmann's einverstanden und denselben für den einzig biblischen und kirchlichen haltend, vielmehr und anders, als H., „daß der Heiland Jesus die Sünde der Welt dadurch getragen, gebüßt und gesühnt habe, daß er ihre Strafe ohne Abzug und Milderung auf sich selbst genommen, indem sein Tod der Tod der Gottverlassenheit, der Tod ohne Gott, demnach eben der Tod gewesen ist, den Gott von Anfang her gedroht hatte, der aber noch von Niemandem erduldet worden, weil alle voraufgehende Zeiten unter göttlicher Langmuth gestanden." Und wenn H. sich hierauf beruft, und bemerkt, „gegenüber solchen Erklärungen müsse das Konsistorium andere Beweismittel beibringen, als die es Ausführungen Dr. B's entnehme, welche mit der Versöhnungslehre eigentlich Nichts zu thun hätten", und wenn auch Dr. Delitzsch in seinem Komm. zum Hebräerbrief S. 735, nachdem er B. aus seinen „Nachtgesichten ꝛc. II., 309, „in gewissem Sinn für einen Gegner der Stellvertretung" erklärt, sich mit jenen Aeußerungen mehr zufrieden zeigt, so hat allerdings das Erachten dem gegenüber einen schwereren Stand, wenn es S. 110 behauptet, B. „negire die Versöhnung Gottes durch den Tod Christi im Sinne der Kirche durchaus." Aber man beachte nur vor Allem dies, daß B. an der Versöhnungslehre, wie sie in der Kirche gewöhnlich getrieben werde, bittere Ausstellungen macht, daß er auch hierin, wie in den übrigen Artikeln, von seinem eigenthümlichen Standpunkt aus, auf eine adäquatere Auffassung und Darstellung Anspruch macht, die das leiste, was jener fehle, daß er ferner mit der Hofmann'schen Weise ganz einverstanden ist, und nur in dem verhältnißmäßig untergeordneten Punkte von ihm abweicht, daß H. nicht in völliger Gleichung findet das, was Christus gelitten, mit dem, was der Sünder hätte leiden müssen, während B. dies lehrt; so wird man billig fragen müssen, ob nicht doch in dem oben angeführten Bekenntniß B.'s etwas fehlt, etwas in anderem Sinne zu nehmen ist, als in dem kirchlichen, und wird diese Frage bejahen müssen. Das beweist schon die Haupt-Uebereinstimmung mit Hofmann, der in jenem Artikel bekanntlich die Kirchenlehre wesentlich alterirt und doch fast in denselben Ausdrücken mit ihr redet.*) Wie er, so hat auch B. den kirchlichen Begriff der Stellvertretung nicht. Wie H., so läßt auch B. Christum die Strafe tragen, (dieser ganz, jener nicht ganz), und Gott seinen Zorn und seine Strafgerechtigkeit in dem Tode und Blute Christi offenbaren: aber das Alles nur, sofern Christus, einmal in seiner Erlöser-Funktion, in die Menschheit eingegangen, sich nun auch bis zum Aeußersten der Erleidung darin bewähren mußte und bewährt hat. Nur in solcher darzustellenden Bewährung hat er die Strafe der Gesammt-Sünde der Menschheit adäquat getragen, d. h. erfahren, und nur in dieser dem sich bewährenden Christus unvermeidlichen Sündenstraf-Erduldung hat sich Gottes, solche Strafe, aber nicht über Christus, verhängende Zornes-Gerechtigkeit dargestellt. Was also hier vorangestellt wird, ist etwas ganz Anderes, als die Kirche und die Schrift voranstellt; ja dies Letztere, daß Jesu Todesleiden Strafe der Sünde der Menschheit gewesen, daß damit dem Zorn Gottes ein Genüge geschehen und daß Christus gradezu an Stelle der Menschheit gelitten, wird geleugnet. So bei Baumgarten, wie bei Hofmann. Das erweist das Erachten aus dahin einschlägigen Stellen (S. 110. 111. 112), die darauf hinauslaufen, daß sich Jesus „mit seiner Liebesmacht in den Abgrund Israels hineinbegeben", darin „beharrt", sich darin „bewährt" habe bis zur „Erdrückung und Vernichtung seiner eigenen Existenz durch die Widerstandskraft der Sünden des Volkes", was „doch gewiß ein Tragen der Sünde in einem Sinn und Verstande sey, wie er nicht eigentlicher seyn könne", ohne sich auch nur „einen Augenblick aus seiner Gemeinschaft mit Gott und dadurch aus dem Vollbesitz der dem Menschen verliehenen Herrschermacht über die Natur hinaussetzen zu lassen." Und was insbesondere die kirchliche Lehre von der Stellvertretung betrifft, so wird sie doch Niemand darin finden wollen, daß „das Fürsichseyn Christi in der Bewirkung und Herstellung des Heiles so wenig in sich selber bleiben und beharren wolle, daß es sich von Anfang dazu bestimmt, für Alle seyn zu wollen"; und so hat sich B. noch außerdem über eine Lehre von der Stellvertretung mit bitterem Hohne ausgelassen, die eben keine andere ist, als die kirchliche, nur daß er sie, um sie besser treffen zu können, ein wenig karrikirt und veräußerlicht. Es kann also Prof. v. Hofmann ebenso wenig in diesem Punkte, wie in den andern gelingen wollen, den Prof. B. von der wider ihn erhobenen Anklage zu reinigen, und es macht nur einen kläglichen Eindruck, wenn er die Beweiskraft der von dem Erachten erhobenen Stellen dadurch glaubt beseitigen zu können, daß er bemerkt, B. habe nur zeigen wollen, „wie man das Geschichtliche des Leidens und Sterbens Christi zu verwenden und zu verwerthen habe, um der Predigt von der Versöhnung ihre unerläßliche Grundlage zu geben", während B. einfach die ganze Versöhnung in jenem aufgehen läßt, was jeder Unbefangene leicht sehen kann.

(Schluß folgt.)

---

*) Nur in einer Anmerkung wollen wir, was Hofmann's eigenthümliche theologische Art betrifft, darauf hinweisen, daß auch er in Sphäre naturhafter Abfolge vorgehen läßt, was nach Schrift und Kirche persönliche Vorgänge und Bezüge sind, womit ihm denn, wie es in seiner Versöhnungslehre zu Tage liegt, auch wesentliche Momente verloren gehen müssen.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 41.

Nachrichten.

Bremische Preisaufgaben.

Der zweite Preis ist unter den vielen trefflichen Arbeiten über Luc. 16, 9 endlich einer zuerkannt, als deren Verfasser der eröffnete Zettel Herrn Superint. Wächtler in Essen nannte.

Wir bitten die lieben Einsender, ihre Aufsätze unter Angabe des Motto zurückzufordern. Sie werden ihnen franko zugesandt.

Bremen, den 30. April 1858.

Müller. Treviranus. Vietor.

Die Kirche Norwegens.

Norwegen hatte zu Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts auch eine Periode durchzugehen, wo der Rationalismus die Kirche verheerte. Die Verbindung des Landes mit Dänemark, die Ausbildung der Geistlichen auf der Universität zu Koppenhagen, welche sehr stark durch deutsche Einflüsse inficirt war, der Verkehr mit dem Auslande durch Schifffahrt und Handel ließen auch in das entlegne Land und seine zum Theil im Gebirge versteckten Gemeinden den neuen Zeitgeist seine Wege finden. Wie weit diese Wirkungen sich erstreckten, läßt sich freilich nicht feststellen, und es steht zu hoffen, daß die Verheerung weder extensiv, noch intensiv eine solche Höhe erreicht hat, wie vielleicht in Deutschland und auch in Dänemark selbst. Aber arg genug war sie auch, und daß der Geist der Zeit auch auf die lähmend einwirken mußte, welche noch an der evangelischen Lehre hielten, davon haben wir ja in Deutschland Erfahrungen genug aus jener Zeit.

Doch auch in Norwegen trat zeitig eine Gegenwirkung ein. Die politische Trennung von Dänemark entzog es in einem bedeutenden Maße der Einwirkung dieses Landes; an die neue Universität zu Christiania kamen 2 Männer, Stenersen und Hersleb, als Lehrer, welche gläubig an der biblischen Wahrheit festhielten und so dazu beitrugen, daß ein neues Geschlecht junger Geistlicher heranwuchs, welches wiederum das Evangelium von Christo zu verkündigen anfing. Die Namen jener beiden Männer stehn nicht nur bei Theologen noch in gutem Andenken, sondern wurden mir auch von manchen Laien mit großer Achtung genannt. Unter den Geistlichen verdient W. A. Wexels, residirender Kaplan zu Christiania, Erwähnung, meines Wissens der Erste, der in der Hauptstadt ruhig und entschieden das Evangelium predigte, und trotz alles Hohnes — er soll anfangs sogar oft mit Zischen und Pfeifen begrüßt sein — mit aller Treue anhielt. Er hat außerdem nicht nur als eifriger und gewissenhafter Seelsorger zum Segen vieler Seelen gewirkt, und thut es noch, sondern auch als Schriftsteller. Unter Andrem hat er 2 gediegene geistliche Liedersammlungen, mehrere erbauliche Schriften, auch eine Pastoraltheologie herausgegeben. Jetzt ist gerade er wohl der am meisten gehörte Prediger, und auch Gegner seiner kirchlichen Richtung können ihm doch ihre Achtung nicht versagen.

Eine andere Gegenwirkung, hervorgegangen aus dem Volke, durch Hans Niels Hauge's Werk- und Bußpredigt, ist auch kirchengeschichtlich bekannt. Er trat nicht allein gegen den rationalistischen Unglauben auf, sondern auch gegen das, was er todten Glauben nannte und warnte seine Freunde und Anhänger auch vor den Predigern, welche ihm zu viel und zu einseitig vom Glauben predigten. Seine Wirksamkeit war beseelt von pietistischem Geiste; Luther, Francke, Pontoppidan waren seine Lieblingsmänner, aus deren Predigten er eine Postille zusammenstellte (mit Hinzufügung mehrerer eigener Predigten, welche noch jetzt viel verbreitet ist und in erbaulichen Versammlungen gebraucht wird.

Wie bedeutend seine Einwirkung gewesen, davon zeugt nicht nur der immer erneuerte Abdruck seiner Schriften, sondern die Art und Weise, wie sein Name und seine Thätigkeit unter allen Angeregten genannt und besprochen wird, von Laien, wie von Geistlichen, da auch Solche, welche mit seiner Richtung nicht in Allem einverstanden sind, doch sein Auftreten als ein wichtiges Moment anerkennen müssen, welches mit dazu beigetragen hat, einen Wendepunkt in der Kirche Norwegens herbeizuführen. Konnte doch auch die Versammlung in Koppenhagen nicht umhin, Hauges Bedeutung anzuerkennen.

Wenn die Kirchenchronik von Matthes bemerkt, „es gebe in Norwegen noch sogenannte Haugeaner, die aber von keiner Bedeutung mehr seien," so liegt darin insofern eine Wahrheit, als man eine abgeschlossene Partei im Auge hat. Es ist natürlich, daß der im weitern Kreise der Kirche erfolgte Umschwung das Bedürfniß eines engern Zusammenfließens Erweckter zu gemeinschaftlicher Erbauung verringert hat. Und die „Haugeaner" wollten keine Partei oder Secte neben der Kirche bilden, sondern eine ecclesiola in ecclesia. Auch Hauge selbst, obwohl in manchen Unklarheiten befangen, wie es bei dem Standpunkte seiner Bildung erklärlich ist, in manche unrichtige, von der geraden Bahn abweichende Vorstellungen gerathend, und in seinem Eifer für subjectives Christenthum die Kirche mit ihren Gnadenmitteln in deren objectiver Bedeutung unterschätzend, hat doch nicht daran gedacht, das Volk aus der Kirche herauszuführen. Noch im vorigen Jahre erklärte ein Haugeaner in seinem und in Anderer Namen, daß sie nicht gesonnen seien, aus der Landeskirche auszutreten und die Augsburgische Confession als den Ausdruck ihres Glaubens anerkännten. Ich selbst wurde von einem „Haugeaner," einem wackern alten Manne, gebeten, einen seiner Bekannten vom Austritt aus der Kirche, wozu er geneigt sein sollte, abzurathen. Von einer Ausbreitung der Partei dürfte wohl kaum die Rede sein, vielmehr eine Verringerung eher eintreten. Auch im Innern derselben lassen sich Klagen über eintretende Lauheit, Trägheit in gegenseitiger Ermahnung und Erbauung vornehmen. Doch giebt es noch manche eifrige Glieder unter ihnen, und zwar solche, an denen man eigentlich Sectirisches nicht bemerkt, die nichts mehr und nichts weniger sind, als lebendige ernste Christen, denen es Herzenssache ist, lebendiges Christenthum zu wecken und zu verbreiten, die es daher für Gewissenspflicht halten, ermahnend und erbauend befreundete Kreise zu besuchen. Indessen diese „Haugeanische Partei" im engern Sinne ist wohl nicht das hauptsächlichste Ergebniß von Hauge's Wirken; sie möchte immerhin verschwinden, aber

schenswerth hielt man es, wenn Laien und Geistliche in Einigkeit zusammenwirken könnten.

Die Ansichten der Geistlichen sind darüber verschieden. Mehrere sind mit den Laien einverstanden, und ich hörte äußern, daß dem Prediger eine solche Hülfe willkommen sein müsse, daß die Kirche von den Katholiken lernen müsse, sich darbietende geistliche Kräfte der Laien zu benutzen und in ihren Organismus aufzunehmen. Andere erkannten wenigstens an, daß der Nothstand der Kirche dazu rathe, den Laien ein gewisses Recht einzuräumen. Andere freilich wollten auch das nicht anerkennen, und meinen, man wolle so voreilig und eigenwillig dem Herrn zu Hülfe kommen, dessen Sache allein es sei, dem geistlichen Mangel abzuhelfen. Freilich ist deren Widerspruch machtlos, da kirchengesetzlich die Laienpredigt nicht zu hindern ist. In der theologischen Facultät sind wenigstens einige Stimmen der Zulässigkeit einer in gehörigen Schranken geübten Laienpredigt nicht abgeneigt, und die „Norwegische Kirchenzeitung" auch nicht.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der 14. Artikel der Augsburgischen Confession öfter angeführt und besprochen werden mußte. Das Ergebniß war, daß man unterschied den öffentlichen, kirchlichen, mit Sacramentsverwaltung verbundnen Gottesdienst und die Privatversammlungen, ein Unterschied, den die letztere Klasse der Geistlichen nicht anerkannte. An vielen Orten finden sich außer den Kirchen noch eigens erbaute Bethäuser oder gemiethete Locale, worin die „Erbaungsversammlungen" gehalten werden, oder es werden dazu Schullocale benutzt. Jene Vorsichtsmaßregeln werden wirklich auch ausgeübt, und ganz unbekannten Personen kein Vortrag gestattet, und Fremde, auch nicht ganz Unbekannte halten nur auf ergangne Aufforderung Erbaungsvorträge. Davon hatte ich Gelegenheit mich selbst zu überzeugen. — Wenn man nun an dergleichen Vorträge nicht die Forderungen stellen kann, wie an die Predigt eines theologisch ausgebildeten Geistlichen, so kann ja auch eine schlichte, wenn auch mangelhafte, Verkündigung der Heilswahrheit namentlich bei dem einfältigen Volke ihren großen Nutzen haben. Die Predigten werden zwar im Ganzen einfach gehalten, einfacher, als es oft in Deutschland der Fall ist; aber zu läugnen ist ja nicht, daß Männer aus dem Volke das Volk doch oft besser ansprechen können. Und man ist hie und da in seinen Anforderungen an Laienprediger auch in gewissem Maße streng, so daß man durchaus nicht gewillt ist, jede verworrene und verwirrende Rede zu dulden. Die Laienversammlung zu Tönset bestimmte ausdrücklich: Jeder, der reden wolle, müsse sich genau untersuchen, was ihn dazu treibe, da das Herz ein betrügliches Ding sei, und der bloße Drang nicht immer ein echter Beweggrund. Er müsse hinlängliche Kenntniß in Gottes Wort haben, so daß er es recht theilen könne, nicht Gesetz und Evangelium vermenge, sondern scharf Rechtfertigung und Heiligung, Glauben und gute Werke zu scheiden wisse. Nur der Hausvater in seinem Hause und der, welchen der Hausvater zum Reden auffordere, seien als berufen zu betrachten u. s. w. Ich war Augen- und Ohrenzeuge, wie eine Laienpredigt, der man außer einer etwas eintönigen Länge und Breite nichts Verwerfliches nachweisen konnte, einer scharfen Kritik unterworfen wurde. Ob freilich überall die so nahe liegenden bedenklichen Folgen und Gefahren vermieden werden, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Wohl kommt es hie und da noch vor, daß Manche im eigenen Drange laufen und sich zu großen Thaten berufen glauben, oder daß das Volk auf alle möglichen Geister hört; aber das würde auch der Fall sein, wenn die kirchlich gesinnten, glaubensgesunden Laien schwiegen. Gerade diese können noch ein Gegengewicht gegen Sectengeister bilden. Wünschenswerth ist es immerhin, daß, wo einmal die Laienthätigkeit eine Macht geworden ist, wenigstens die Spannung schwinde, welche sich aus frühern Zeiten noch herschreibt, wo der unter den Geistlichen herrschende offene Unglaube die Laienpredigt hervorrief, und daß der besonnene Geist, der unter den Laien bei Behandlung dieser Frage sich kund gegeben hat, immer mehr zur Geltung komme, welcher namentlich vor Einer Verirrung warnt, nicht jede Predigt, die nicht ein bestimmtes Gepräge trägt, für geistlich todt und die Predigt der im Amte stehenden „Priester," wie es noch hie und da von Ueberspannten geschieht, von vorn herein mit Mißtrauen anzusehen.

3. Die innere Mission. Die Frage, wie christlicher Sinn unter dem Volke zu wecken und zu verbreiten sei, war hin und her auf christlichen Versammlungen Gegenstand der Besprechung. Den Anfang mit der Organisation eines eigentlichen innern Missionsvereins machte Skia, eine Stadt, welche durch den Umfang, welchen die geistliche Erweckung gewonnen, eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt. Der Verein constituirte sich den 8. August 1853. Die Mitglieder des Vereins verpflichteten sich zu einem festen jährlichen Beitrage, welcher dazu verwandt werden sollte, die heil. Schrift und andere kleinere religiöse Schriften, welche aber nichts Sectirisches, sondern nur die klaren Heilswahrheiten enthalten sollten, unter dem Volke zu verbreiten und dazu auch Colporteure zu verwenden, wenn taugliche, fromme Männer dazu sich fänden.

In Christiana wurde die Angelegenheit gleichfalls angeregt und namentlich von Lector Johnson das Recht und die Pflicht der Liebe hervorgehoben, bei den auch in der Hauptstadt sich vorfindenden betrübenden Zuständen helfend einzugreifen, nur daß es geschehe im Zusammenhalten mit dem Kirchenregiment und übereinstimmend mit dem reinen evangelisch-lutherischen Lehrbegriff. Die entworfenen Statuten wurden durch Johnson, als einstweiligen Vorstand (er wurde später Präses des gewählten Vorstandes) der Geistlichkeit zur Begutachtung mitgetheilt, welche die Sache wohlwollend aufnahm, wenn sie auch „als von Amtswegen schon zu der Wirksamkeit verpflichtet, welche die innere Mission bezwecke," einen äußern Anschluß (den auch der Verein nicht im Auge hatte), ablehnte. Der Verein constituirte sich am 22. Januar 1855 unter einem Vorstande von 14 Gliedern, welchem auch 3 Geistliche und die beiden Universitätslehrer Johnson und Caspari angehörten. Die Wirksamkeit sollte sich nicht allein auf Verbreitung der Bibel und anderer Schriften, sondern auch auf Bibelerklärungen und andere zur Erweckung und Belehrung dienende Vorträge erstrecken. Seitdem bestehen an verschiedenen Orten im Lande derartige Vereine.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 26. Mai. № 42.

Dr. J. Chr. K. v. Hofmann, ord. Prof. d. Th. zu Erlangen, Beleuchtung des über Dr. Baumgarten's Lehrabweichungen abgegebenen Konsistorial-Erachtens. 1858.

(Schluß.)

Aber Prof. v. H. unternimmt noch Schwierigeres und Künstlicheres. Prof. B. tritt mit einer besonderen, sehr bedenklichen Prätension auf, die er auf ein Erlebniß gründet. Er „weiß seitdem, wozu er von Gott von Mutterleib her berufen und gesetzt ist, nämlich an seinem Theile das Wort von der Freiheit in Christo in die Gegenwart hineinzurufen, und darum läßt er sich in diesem seinem Berufe von Niemanden, wer es auch sey, irre machen." Prof. B. „lehrt (seitdem) niemals anders als im Geist." „Jedes Wort seiner Lippen ist durch die göttliche Kraft des h. Geistes geweiht und gestempelt." „Er hat es jetzt erreicht, daß er nicht nöthig hat, irgend Etwas zu bekennen oder zu lehren, wovon er nicht nach Inhalt und Form nachzuweisen im Stande wäre, wie es im Ganzen und Einzelnen in die ewige Wahrheit, die in Jesu Christo ist, und die ihm persönlich zugeeignet worden, sich einfügt." Diese Zueignung ist aber eine **außerordentliche** gewesen; oder eine „außer der kirchlichen Ordnung liegende." Denn „der Geist des Vaters und des Sohnes, der ein ursprüngliches Verhältniß zu der Menschenseele hat, auch ohne die Mittel und Ordnungen, welche durch das Verderben des Fleisches verdunkelt und geschwächt worden sind, hat das Recht und die Macht, mit den Seelen in ihrem tiefsten Lebensgrund zu verkehren, auf daß er sich eine Burg erbaue, die jenem herrschenden Verderben des Fleisches nicht zugänglich ist und in welcher die Kraft wohnt, immerdar die auch den heiligen Ordnungen und göttlichen Mitteln der Kirche anhaftende Unreinigkeit hinwegzunehmen und dieselben von Zeit zu Zeit in ihre ursprüngliche Göttlichkeit und Geistesmacht zurückzusetzen." Dieses Recht und diese Macht hat er an dem Prof. Baumgarten geübt. Es ist „über ihn eine unvergeßliche Stunde gekommen, plötzlich wie ein Blitz vom Himmel — — — und hat ihn in eine Einöde und Wüste von neben Jahren geführt — —. Und seit diesem seinem inneren Erlebniß steht ihm nun" sein oben bezeichneter Beruf und die damit zusammenhängende Erkenntniß „unwandelbar fest." (Nachtsichte ꝛc. II. S. 79 ff. Prot. Warnung ꝛc. I. S. 38 f.)

Prof. Baumgarten ist auf außerordentlichem Wege, mitten in der herrschenden Verderbniß der kirchlichen Mittel und Ordnungen, zum Reformator, mindestens Purifikator dieser Verderbniß berufen. Das ist ohne allen Zweifel seine simpele Meinung, Niemand wird, Niemand kann aus dem, was er sagt, einen anderen Eindruck gewinnen. Nur Prof. v. Hofmann thut das nicht, und es ist wiederum interessant, mit welcher Dreistigkeit er alle jene Aeußerungen B.'s in das Gewand völliger Unschuld zu hüllen weiß. Das ist „Alles zumal ein einziges großes Mißverständniß." Das ist einfach ein „Vorgang im Christenleben, der dem Heilsweg angehöret. Dr. B. schildert, was mit einem Christenmenschen vorgeht, welcher von einer scheinbaren Erkenntniß seines Heilandes zur wahren und rechten übergeführt wird. Ferner kann man auch nicht sagen, daß dieser Vorgang außerhalb aller geordneten Heilsaneignung liege." — — „Nicht etwas Anderes, als was uns durch Wort und Sakrament vermittelt wird, und dies auch nicht anders, als wie es sich uns durch Wort und Sakrament vermitteln will, versichert Dr. B. in dieser Anfechtung empfangen zu haben." (S. 29 u. 35.)*) In der That, derselbe Baumgarten, der ausdrücklich selbst von einem „außer der kirchlichen Ordnung liegenden" Wege spricht, der auf diesem Wege zu einem ganz singulären „Beruf für die Gegenwart" wider ihre Verderbniß gekommen zu seyn bekennt! Ja der ausdrücklich lehrt, „eine Seele in solcher Noth (wie die seine) kann man nicht aufrichten und stärken durch Hinweisung

*) Wenn H. noch, hinweisend auf die Aeußerung B.'s, „dieses sein seliges Wissen um die Wahrheit, die seiner Lehre innewohne, schließe aber das entgegengesetzte Bewußtseyn nicht aus, daß Allem, was er sage und lehre, Irrthümliches und Verkehrtes innewohne", fragt, ob das die Sprache eines Mannes sey, der auf Grund einer ihm gewordenen außerordentlichen Geistesmittheilung die Geltung und das Vorrecht eines Propheten in Anspruch nehme (S. 39)? so erwidern wir, jene Aeußerung beweist nur, daß B. kein roher Fanatiker ist; außerdem aber könnte man daraus den Beweis entnehmen, daß, wenn B. doch auch darauf Anspruch macht, kein Wort anders, als „im Geist" zu reden, oder „geweiht und gestempelt von der Kraft des h. Geistes", er dies, wie die gesammte Geisterfüllt- und Gewirktheit, von der er redet, nur relativ nimmt, also einen weiteren Beweis für die Vermenschlichung der ganzen h. Geist-Wirksamkeit, d. h. des gesammten Offenbarungsinhaltes — wenn es nicht eine der, solchem enthusiastischen Standpunkte gewöhnlich und unvermeidlich anhangenden Inkonsequenzen ist.

auf die ordentlichen Mittel und Wege der kirchlichen Thätigkeit", der von der diesen Mitteln und Ordnungen anhaftenden „Unreinigkeit" spricht. Wir verlieren kein Wort mehr hierüber.

Aber das Konsistorial-Erachten verfolgt diesen Punkt noch genauer. Es macht insbesondere darauf aufmerksam, was für ein, dem h. Schriftwort und seiner Wirksamkeit zu nahe tretendes Gewicht Prof. B. auf „geistgewirkte Persönlichkeiten" legt, und worunter er nicht solche versteht, die sich dem Schriftwort demüthig unterordnen und von diesem sich tragen lassen, sondern vielmehr solche, für deren Predigt oder deren „freies Geisteswort an die Gemeinden" „die Gebundenheit an den Text" ein „Hinderniß", oder „Zaum und Gebiß" ist, während „Alles darauf ankommt, daß wir dieser unmittelbaren Macht des Geistes, dieses lebendigen, von Mund zu Mund gehenden, dieses von Angesicht zu Angesicht wirkenden Wortes sicher sind", Aeußerungen, deren eigentlichen und letzten Sinn Niemand mißverstehen kann. Man kann nicht umhin, hier an die von den Schmalk. Artikeln proscribirten Enthusiasten zu denken. Und wenn nun H., weil das Erachten auch die Aeußerung B.'s hierherzieht, „das Wort müsse wiederum eins werden mit der Persönlichkeit, so daß es nichts Anderes sey, als die Offenbarung der zur Leitung und Führung der Gemeinden berufenen Persönlichkeiten", darum in den ferneren Klageruf ausbricht: „Aber davor wolle doch der barmherzige Gott seine Kirche bewahren, daß die Forderung, wer zu predigen habe, solle so eins seyn mit dem, was er predigt, daß sich seine eigene wiedergeborene Persönlichkeit in seiner Verkündigung des kirchl. Wortes darstelle und offenbare, jemals für Schwärmerei und Ketzerei geachtet werde"! wenn er also jene sehr deutliche und bestimmte Aussage von dem mit der Persönlichkeit, als Offenbarung derselben, eins gewordenen Worte nur dialektisch herumdreht in die „mit dem, was sie predigt", eins gewordene Persönlichkeit, um in jenen Ausruf ausbrechen zu können: so richtet sich ein solches Verfahren von selbst.

Aber wir müssen zum Schluß eilen; wir dürfen die Geduld unserer Leser nicht allzustark in Anspruch nehmen. Wir berühren also nur noch zwei Punkte ganz kurz. Wenn das Erachten nachweist, was für eine bekenntniß- und schriftwidrige Stellung und Bedeutung Prof. B., im Zusammenhang mit seiner ganzen Anschauung, insbesondere dem eben abgehandelten Punkte, dem Gesetz zuerkennt, wie dies, nach seinen eigenen Worten, „neben und außer der eigentlichen Mitte des Evangeliums" hergehen zu lassen als besonderes Moment, falsche, hart zu tadelnde Praxis der Kirche sey; wie es vielmehr „auf dem kirchlichen Gebiet nichts Anderes geben könne und dürfe, als das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten"; als in welchem nämlich „die ganze Wahrheit des Gesetzes — — nicht blos erhalten, sondern auch besiegelt und vollendet worden"; wie daher die „geistgewirkte Persönlichkeit", statt sich „das Gesetz als eine Summe von unwandelbaren Vorschriften" vorzuhalten, jedesmal „sich in den Mittelpunkt des göttlichen Willens zu stellen" oder „der sittlichen Idee selbst zu vergewissern habe", um zu wissen, was sie zu thun habe: wenn es also den Prof. B. beschuldigt, daß er Alles auf die Persönlichkeit stelle und Nichts von der Selbstständigkeit und Unwandelbarkeit des Gesetzes als göttlicher Willens-Offenbarung wisse oder dem Antinomismus verfalle: so meint Prof. H. wiederum dies beseitigen zu können, wenn er versichert, „um alles das handele es sich nicht, sondern lediglich um die Frage nach der rechten Weise, das Gesetz zu predigen, ob es in oder außer Christo, ob es evangelisch oder außerevangelisch gefaßt und gehandhabt seyn wolle" (S. 50) oder, „es sey darum zu thun, daß man den fordernden Willen Gottes, dessen Offenbarung man das Gesetz nenne, nicht weniger neutestamentlich fasse, als das göttliche Gnadenwerk, dessen Verkündigung man gegenüber dem Gesetz Evangelium nenne" (S. 52); als ob mithin bisher die von B. deshalb schwer verklagte Kirche das Gesetz nur alttestamentlich oder außer- und unevangelisch gefaßt und getrieben; und als ob nicht vielmehr B. dem „herrschenden Gegensatz von Gesetz und Evangelium", der aus jenem die Buße, aus diesem den Glauben ableitet, entgegentrete und von gar keinem, vor und neben dem Evangelium hergehenden Gesetz etwas wissen wolle, sondern dieses jenem der Art unter- und einordne, daß allerdings seine Sebstständigkeit, und sofern es dann auch wieder der Persönlichkeit autonomisch einverleibt gedacht wird, seine unwandelbare Majestät angetastet erscheint und dem völligen Antinomismus die Thüre geöffnet ist. Nicht also, daß das Gesetz evangelisch oder unevangelisch gefaßt oder getrieben werde, ist die Frage, indem die Kirche sich's nimmermehr vom Prof. B. wird ein- und aufreden lassen, daß sie sich bisher einer von diesem zu korrigirenden „Verirrung" (H. S. 53) schuldig gemacht; sondern wie, unter welchen näheren Bestimmungen, auf welche nähere Weise, das Gesetz evangelisch oder neutestamentlich gefaßt und gepredigt werden solle und könne: darin weicht B. tadelnd von der Kirche ab und verirrt sich selbst zu einer Theorie, der nothwendig eine verhängnißvolle Praxis auf dem Fuße folgen muß. — Und wenn endlich daß Erachten in dem Artikel von der Rechtfertigung findet, daß B. den von der Kirche darin ausgesagten objektiven gerichtlichen Act in einen reinen Innerlichkeits-Prozeß verwandelt, der zwar die Versöhnungsthat kennt und aufnimmt, aber nur so, daß, wie B. sich ausdrückt, „Sein heiliges Wirken mein sündiges Wirken aufhebt und zu Nichte macht", oder, „daß allenthalben, wo der verdammende Richterspruch hafte, er an derselben Stelle die sündentilgende Gerechtigkeit Christi finde" (justitia infusa); und daß jener actus „auf Seiten Gottes einen genau entsprechenden ethischen Prozeß auf Seiten des Menschen zur Voraussetzung habe", womit also der göttlichen Gerechtsprechung eine nothwendige subjektive Bedingung gesetzt wird: so meint H. dies dadurch entkräften zu können, daß er fragend bemerkt, daß doch bei B. der Glaube ein Objekt habe, nämlich das Objekt der Sündenvergebung (S. 42), und daß es sich, den letzten Punkt betreffend, „gar nicht um den Grund der Rechtfertigung handele, sondern um die Frage, ob der Glaube, welchen Gott durch das

Zeugniß von der Vergebung der Sünden um Christi willen wirke, dem ethisch entspreche, wodurch es geschehen sey, daß es eine Vergebung der Sünden gebe" (S. 43); als ob es sich nicht vielmehr abermals grade darum handele, wie Prof. B. das Objekt in dem Rechtfertigungsakt sich denkt und verwendet, daß er nämlich nicht das Verdienst Christi dem Sünder judiciell zugesprochen und von dem Glauben ergriffen werden läßt, sondern daß er, statt jenes, das er im kirchlichen Sinne gar nicht kennt, „die Versöhnungsthat Christi, durch die Gottesmacht des h. Geistes, das allein Wirkende in mir und an mir" seyn läßt, also sogleich und zumal innerlich denkt, was erst durch den actus forensis, der eben darin besteht, von außen und oben her mir zugeeignet werden soll; und als ob wirklich von der entsprechenden ethischen Beschaffenheit des Glaubens, dem die Rechtfertigung zugesprochen wird, und nicht vielmehr ausdrücklich und deutlich von einer, auf Seiten des Menschen geforderten Voraussetzung, einem vorausgesetzten ethischen Prozeß die Rede wäre, der dem actus forensis auf Seiten Gottes genau entsprechen müsse, so daß der Ton ebensowohl auf der Voraussetzung, wie auf dem genauen Entsprechen ruht; und die Frage H.'s, wie könnte auch der Glaube, wenn er nichts Ethisches ist, ein Akt des Gehorsams gegen Gottes Wort genannt werden", eine ganz müßige, aber das punctum saliens verdeckende ist. *)

Und hiermit sind wir zu Ende. Es wird dem Leser, soweit dies auf wenigen Spalten möglich gewesen ist, klar gemacht seyn, um was es sich handelt.

Nachrichten.

Die Darmstädter Adresse

an den Pfarrer Ewald ist so merkwürdig, daß wir sie als ein wirkliches Zeichen der Zeit auch in diesen Blättern nicht ganz mit Stillschweigen übergehen dürfen. Aber nicht, als ob wir uns groß darüber verwunderten. Es kann ja nicht anders kommen. Das sind einfach die Früchte des officiellen Darmstädtischen Rationalismus. Und wenn der Correspondent in der Neuen Pr. Ztg. die Kirchenbehörde an den Eifer und die Energie erinnert, mit denen sie in dem Credner'schen Streite die Proteste und Zeugnisse wider dessen, alle Fundamente des Christenthums und der Kirche leugnenden und zerstörenden Angriffe verfolgte, so hätte er ihr zugleich sagen können, daß sie hier nur ernten, was sie damals und damit gesäet, daß sie in der Adresse nur das Gemeindebild ihres eigenen kirchenregimentlichen Standpunktes erblicke. Aber um so grauenhafter und entsetzlicher ist darum die ganze Sache doch. Ein Ausschuß von Männern aller Klassen des „gebildeten" Standes (ein Ober-Rechnungskammer-Präsident, zwei Rechnungsräthe, ein Landstallmeister, einige Kaufleute, Buchhändler, Fabrikanten und Advokaten, ein Gymnasiallehrer, ein Institutsvorsteher, zuletzt der Bürgermeister der Residenz nebst einigen Gemeinderäthen) — sämmtlich wohlangesehene und zum Theil einflußreiche Leute — erlassen eine Adresse an einen Pfarrer, der sich in einer Predigt der Herabwürdigung des Gottmenschen, sowie der Leugnung einiger anderen christlichen Fundamentallehren schuldig gemacht, und darüber von einem auswärtigen Kandidaten in einem ruhig gehaltenen, wissenschaftlichen Schriftchen zur Rede gestellt und seiner groben Ignoranz (des Anderen zu geschweigen) gründlich überwiesen worden, und bezeichnen in dieser Adresse ausdrücklich als Aberglauben nicht etwa blos die Lehre von der Existenz eines Teufels, sondern auch, daß „durch Adam die Sünde in die Welt gekommen, daß in Folge seines Sündenfalles alle Menschen unter dem Zorne Gottes ständen, in Sünden empfangen und geboren, verderbt und verloren seyen", daß „Christi sey alle Gewalt im Himmel und auf Erden", daß „nicht Gott richte, sondern Christus"; d. h. nennen und „verwerfen" ausdrücklich und feierlich, laut und offentlich, das als „Aberglauben", was die h. Schrift, das Wort Gottes, zum Theil der Mund Christi selbst (vgl. Röm. 5, 12. Ephes. 2, 3. Ps. 51. Mt. 28, 18. Joh. 5, 22), fast Alles wörtlich so offenbart und bezeugt hat. Frecher, zugleich ekelhafter und heuchlerischer ist der Unglaube der Zeit kaum irgendwo aufgetreten. Denn daß diese Leute nun dennoch, nachdem sie eben erst, entweder ihre gänzliche Unkenntniß, oder ihre grobe und rohe Verachtung der Schrift und Christi dargelegt, von ihrem „Glauben an den allmächtigen, alliebenden Gott, den uns Christus erkennen lehrt", reden: das setzt dem ganzen Akt seine Krone auf. Darin spiegelt sich treulich das eben herrschende Wesen in Hessen. Jene Männer, die darum nicht zu den schlechtesten gehören, haben nur deutlich und deutsch herausgesagt, was, bis auf ein kleines Häuflein, fast die gesammte, s. g. evangelische Bevölkerung der Residenz, was der gesammte Hessische, weit und breit auch in der Geistlichkeit herrschende Rationalismus der Hauptsache nach glaubt und vertritt. Und wenn kaum eben noch die Behörde es übel vermerken wollte, und die Redaktion der Darmst. K. Z. (O. C. R. D. Palmer) öffentlich als unwahr rügte, was Hofkaplan Schlosser auf dem Stuttgarter Kirchentag von Hessischen Zuständen und Hessischem Rationalismus gesagt: so hat sie zugleich eine, ihr Scheinwesen öffentlich aufdeckende und beschämende massenhafte Widerlegung erfahren, zugleich auch ihren, mit jenem der Adreßleute im Grunde identischen Standpunkt aufs Neue an den Tag gelegt. Man will in Hessen nicht glauben und doch seinen Unglauben nicht Wort haben, doch den Schein des Glaubens haben. Das ist auf eine, wenn nicht gar zu rohe, dann naive Weise die Grundlage und charakteristische Darlegung der Darmstädter Unglaubens-Adresse; aber die damit nicht weniger grauenhaft wird. Es handelt sich um Realitäten, nicht um Lehren, um Realitäten der höchsten Potenz. Eine ganze evangelische Bevölkerung (denn dem Vernehmen nach wird die Adresse von Haus zu Haus getragen und soll auch in anderen Städten und Orten des Landes, ohne Zweifel mit demselben Erfolge, verbreitet werden) tritt

---

*) Daß B. es inkorrekt nennt, wenn H. im Schriftbeweis den Glauben die Gerechtigkeit des sündigen Menschen nenne, weil die prot. Dogmatik bei ihrer Ausbildung der Vorstellung des actus forensis recht eigentlich in dem λογίζεσθαι, der Zurechnung, ihren Stand genommen: auch darin liegt der Gegenbeweis nicht, den uns H. daraus aufreden möchte. Denn es heißt bei B. nur: „von dem göttlichen Gerichtsorte her die Umsetzung seines quälenden und tödenden Bewußtseyns in ein seliges und belebendes Bewußtseyn gewinnen." (Prot. W. II. 31.)

öffentlich die Majestät ihres Erlösers, wie des Wortes Gottes mit Füßen. Das ist der eigentliche Kern der Sache, das feindliche Wort der Empörung: wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche (Luc. 19); und daß er dies sey, kann man nicht laut und nachdrücklich genug betonen. Dies Geschlecht ist zu sehr in die bloße blasse Doktrin versunken, und meint unter dieser Firma jeglichen Frevel gedeckt und entschuldigt. Aber wie nach jenem Gleichniß der Herr seine „Feinde" vor sich bringen und erwürgen ließ (Luc. 19, 27): so wird es auch auf solchen massenhaften Frevel an den Adlern des Gerichtes nicht fehlen. Gott gebe, daß sie uns bußfertigen Herzens finden! — Auf weitere Seiten und die weitere Entwickelung der Sache gedenken wir ein andermal einzugehen.

Die Kirche Norwegens.

(Fortsetzung.)

4. Die Presse. Eine „theologische Zeitschrift" bestand seit 1846, und gab außer Nachrichten aus dem In- und Auslande auch Abhandlungen über wichtige Gegenstände. Diese hörte 1857 mit ihrem 7. Bande in bisheriger Weise auf, und an ihre Stelle tritt eine von Caspari, Johnson und Nissen redigirte „theologische Zeitschrift für die evangelisch-lutherische Kirche in Norwegen," welche ihr erstes Heft mit dem Anfange einer grundgelehrten geschichtlichen Abhandlung von Caspari über die Entstehung und Ausbildung des apostolischen Symbolums (in polemischer Tendenz gegen den Grundtvigianismus) beginnt. Sie will zur Kräftigung und Erbauung der lutherischen Kirche durch Behandlung verschiedener Fragen im Gebiete der historischen, systematischen und praktischen Theologie, durch Mittheilung wichtiger Erscheinungen im Gebiete der theologischen Literatur und des kirchlichen Lebens, sowie durch übersetzungs- und auszugsweise Mittheilungen literarischer Erscheinungen des Auslandes wirken.

Die „Norwegische Kirchenzeitung" — begann 1856 — will ihrem Hauptzwecke nach berichten über Ereignisse, Erscheinungen und Kämpfe in der Kirche, hauptsächlich Norwegens, aber auch des Auslandes. Sie steht fest auf dem lutherischen Bekenntniß und will dasselbe gewahrt wissen, tritt daher sowohl gegen den Grundtvigianismus, wie gegen Baptismus, Methodismus, Quäkerthum und andere Sektirerei, wie auch gegen den eindringenden Romanismus in die Schranken, sie ermahnt zur Vorsicht bei Gebrauch und Verbreitung erbaulicher, z. B. reformirter Schriften (bei Anzeige der kirchlichen Lehrstimmen von Krummacher), „weil das reformirte Bekenntniß nicht das der lutherischen Kirche sei," während sie übrigens den Nutzen dieser Schriften nicht verkennt, und kein Bedenken trägt, z. B. Monods Schriften zu empfehlen. In Beziehung auf die innern Fragen der Kirche steht sie auf Seiten der freien Bewegung in der Kirche, der Berechtigung der Laien. Ihr theologischer Standpunkt ist bei aller Bekenntnißtreue und lutherischer Rechtgläubigkeit der von Spener, Rambach ꝛc. So fest sie ihren Standpunkt hält, öffnet sie doch auch abweichenden Ansichten ihre Spalten. Sie schließt sich denen an, welche eine Belebung der Kirche durch geeignete Mittel, auch durch Kirchenzucht wünschen. Daß eine Zeitschrift, von jungen Kräften begonnen (die Herausgeber sind drei Candidaten), in ihren ersten Jahren ihre Schwächen hat, ist, natürlich; es steht aber zu hoffen, daß diese mit der Zeit schwinden, und daß die Kirchenzeitung noch eine Zukunft hat. Bei dem mannichfachen Widerspruch, den die Zeitung fand, war ihre Abonnentenzahl auf die für Norwegen nicht unbedeutende Summe von 700 gestiegen. Neben diesen beiden Zeitschriften erscheint noch eine ganze Anzahl von kleinen populären Blättern, Tractatenvereine bestehen in derselben Weise, wie in Deutschland. Ein Buchhändler in Christiania hat sich ausschließend dem Verlage und Vertriebe christlicher Bücher gewidmet. An mehreren Orten, z. B. in Christiansand und Stavanger beschäftigen sich Buchdruckereien vorzugsweise mit dem Abdrucke geistlicher Bücher. Ein großer Theil dieser Literatur besteht aus Uebersetzungen aus dem Deutschen, Schwedischen, Englischen, Französischen. Werfen wir einen Blick auf den Büchermarkt der letzten Jahre, so finden wir ein ziemlich buntes Gemisch verschiedenartiger Erscheinungen. Von neuern deutschen Werken z. B. wurden übersetzt: Fr. W. Krummacher's kirchliche Lehrstimme; Löhe's Betrachtungen über die Leidensgeschichte; Westermeier's Kirchengeschichte; Hofacker's Predigten (an drei verschiedenen Orten gedruckt); G. Thomasius' Predigten; Gerlach's Bibelerklärung; Goßner's Weg zur Seligkeit, dess. Schatzkästlein; Oster's Brief über die Kindertaufe; Monod's Lucile; verschiedene der in Calw herausgekommenen Jugendschriften. Wildenhahn's Lebensbilder finden viele Leser.

Von ältern Schriften sind herausgegeben: Luthers Kirchen- und Hauspostille; Heinr. Müllers Erquickstunden und himmlischer Liebeskuß; Joh. Arnds Bücher vom wahren Christenthum; Mathesius Luthers Leben in Predigten; Fresenius Communionbuch; einzelne Schriften von Richard Baxter, Bunian's Pilgerreise; Savonarola's Betrachtungen über den 51. und 31. Psalm; Thomas von Kempis in zwei verschiedenen Bearbeitungen von Wexels und Koefod. — Eine neue Ausgabe von Scrivers Seelenschatz, unverändert und unverkürzt, empfohlen durch Lector Johnson hat eine bedeutende Subscribentenzahl gefunden.

Ich denke, über Einseitigkeit kann man nicht grade klagen.

Unter den originalen Werken finden sich außer polemischen Schriften über Tagesfragen, Predigtsammlungen, Bearbeitungen des lutherischen Katechismus, der biblischen Geschichte und Kirchengeschichte ꝛc.

5. Maßregeln zur Verbesserung der sittlichen Zustände. Als solche ist hier zu erwähnen die Enthaltsamkeitsangelegenheit. Auch in Norwegen herrschte und herrscht noch in großem Maaße das Branntweintrinken. So hat man, um diesem Uebel einen Damm zu setzen, auch hier zu dem Mittel gegriffen, das Volk für die Enthaltung vom Branntwein zu gewinnen. Die Enthaltsamkeitssache hatte einen persönlichen Vertreter in König Oscar, der schon als Kronprinz in Schweden dieselbe förderte.

Daneben existirt ein Verbot, welches zugleich der Entheiligung des Feiertags steuern soll, daß, wenn ich nicht irre, schon vom Sonnabend Nachmittag an bis zum Montage Vormittags kein Branntwein verkauft werden darf. Freilich zeigt es sich auch hier, daß äußere Maßregeln allein nicht zu viel vermögen. Es wurde von manchen Personen darüber geklagt, daß theilweise nun in Bier debauchirt werde, statt in Branntwein.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 29. Mai. № 43.

Die Liebeswerke in der Englischen Kirche, insbesondere die St. Alban's-Gilde (Guild of St. Alban).

Zweiter Artikel.

Wir wenden uns nun fortan ganz zu derjenigen Richtung kirchlicher Wiederbelebung, welche wir — warum sollten wir es nicht auch hier und zwar gleich von vorne herein aussprechen — nicht nur als dem Wesen, der Idee des hochkirchlichen Moments der Englichen Landeskirche entsprechend und insofern wieder in dieser selbst vollkommen berechtigt, sondern auch als im Allgemeinen unserer eigenen kirchlichen Sympathie entsprechend anerkannten. Um so weniger aber können wir uns verbergen, daß wir sogar den Lesern dieser Blätter einige apologetische Bemerkungen über diese Auffassung und uns selbst einige Verwahrung gegen nahe liegende Mißverständnisse schuldig sind. Denn nicht nur die ganze Fluth des Englischen und Deutschen Liberalismus und Nationalismus — nicht nur die nicht weniger aufgeregten und zumal in England so vielfach mit jenen zusammenfließenden Strömungen des christlichen Subjektivismus sowohl in seiner noch nicht ganz unkirchlichen Haltung, wie in seinen dissentirenden Sekten — nicht nur unsere, so viele sonst heterogene Elemente zwar nicht verschmelzende, aber doch mit sich fortwälzende Unionsbewegung, welche neuerdings mit jenen in einer vermeintlich evangelischen Allianz aufzugehen strebt — nicht nur diese Masse von mehr oder weniger an sich kirchenlösenden Elementen, von denen ihrer Natur nach nichts anderes zu erwarten war, spricht sich mit der größten Verachtung und Erbitterung bei jeder Gelegenheit gegen den Puseyismus aus, sondern auch die entschieden kirchliche und lutherische und *insofern* dem Puseyismus (nach *seiner* Stellung in der Englischen Kirche) wahlverwandte Seite unserer territorialen Kirchenunion oder Unionskirche hat sich namentlich auch in diesen Blättern im Ganzen mindestens gesagt sehr wenig anerkennend, sehr kühl und abweisend, in einzelnen Punkten aber sehr hart verdammend gegen die Puseyiten und Traktarianer ausgesprochen. Was nun alle übrigen Angriffe betrifft, so liegt gewiß kein Bedürfniß weder für die Sache, noch für unsere Leser, noch für uns vor, hier auch nur ein Wort zur Abwehr vorzubringen; wir haben es lediglich mit den bedenklichen oder gradezu verdammenden Ansichten zu thun, welche von uns sonst wahlverwandter Seite gegen den Puseyismus laut geworden sind. Und zwar wollen wir hier sogleich zugeben, daß dieser in gewissem Sinne gar keinen Anspruch auf eine gerechte oder gar billige Behandlung von Seiten der Lutherischen — ja, auch nur der irgend noch wirklich Evangelischen Kirche in Deutschland hat. Denn unter den Fehlern, oder Sünden des Puseyismus — und daß er deren hat sind wir weit entfernt zu läugnen — steht gewiß in erster Reihe der gänzliche Mangel (mit wenig individuellen Ausnahmen) an irgend genügender Kenntniß, lebendigem Verständniß und unbefangener billiger Beurtheilung unserer kirchlichen Entwickelungen und Zustände.*) Dabei kommt ohne Zweifel viel auf Rechnung allgemein nationaler Fehler und Mängel, namentlich des selbstgerechten theils heuchlerischen, theils brutalen Hochmuths allem Fremden aber namentlich dem Deutschen Wesen gegenüber. Wir lassen dahin gestellt, ob aus einer solchen Sünde der fleischlichen Nationalität eine Entschuldigung für die Uebertragung derselben in das geistliche, kirchliche Leben hervorgehen kann; jedenfalls verträgt ein solches Verhalten sich nicht nur sehr schlecht mit den allgemeinen Geboten christlicher Liebe und evangelischer Gemeinschaft, sondern es steht auch in seltsamem Gegensatz mit dem Anspruch allgemeiner kirchlicher *Katholicität*, womit grade jene Richtung der Englischen Kirche so zuversichtlich hervortritt und der denn doch — wenn irgendwo — in Beziehung auf die Sakramente sich bewähren müßte. Dann aber würde das *Amt* keinen entscheidenden kirchlichen Gegensatz bedingen können, da (unseres Wissens) die apostolische Weihe weder in Bekenntniß, noch Formularen, noch Autoritäten der Englischen Kirche als ein wirkliches Sakrament aufgefaßt wird. Wie dem auch sey — daran jedenfalls ist kein Zweifel: wenn es gelten könnte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, so wäre auch das Schlimmste, was lutherischer Seits je über den Puseyismus eben in seinem potenzirten Hochkirchenthum gesagt worden, noch gar Nichts gegen die mildesten Aeußerungen, womit dieser jeden Augenblick sich

*) Als Beispiel der monströsen Unwissenheit, womit in England solche Deutsche Sachen behandelt werden, mag genügen, daß in einem neuen und mit großen Ansprüchen auftretenden stark puseyitischen Blatt (the Union) die lutherische Auffassung des Sakraments gradezu als den Begriff und das Wesen des Sakraments leugnend zerstörend erwähnt und offenbar mit der reformirt-rationalistischen verwechselt, oder zusammengeworfen wird. Und dies ist nur *ein* Beispiel von vielen!

gegen uns überhebt. Daß aber eben von solchem Repressalienwesen hier nicht die Rede seyn kann noch darf — daß vielmehr solche Versündigung uns nur um so mehr zu unbefangener, sorgsamer und aufrichtiger, ja liebevoller Behandlung der Sache und des Gegners mahnen soll, wird hier hoffentlich nicht nur als gut deutsch und gut evangelisch, sondern auch als gut lutherisch gelten können.

Zur Berichtigung also solcher lutherischer und gläubig evangelischer Ansichten über den Puseyismus, die uns als unbegründete Vorurtheile erscheinen, und indem wir es dem Leser überlassen, zu beurtheilen, wieweit die theologische Incompetenz eines Laien durch den zufälligen Vortheil unmittelbarer lebendiger Anschauungen aufgewogen werden könne, möchten wir zwei Punkte hervorheben, welche uns hauptsächlich als Ursachen solcher Mißverständnisse erscheinen. Der erste ist die Verwechslung von Puseyismus im engern Sinn mit der puseyitischen Bewegung im weitesten Sinn; der zweite ist die Anwendung eines Kriterion und Maaßes zur Beurtheilung beider, aber namentlich des erstern, welche der Angeklagte mit vollem Recht von vorne herein recusiren kann, als ganz außerhalb seines anerkannten sittlichen und formalen Standpunkts und Gebiets liegend. Fassen wir zuerst den zweiten Punkt näher ins Auge, eben weil wir ihn für unsern Zweck sehr kurz erledigen können! Hoffentlich bedarf es hier keiner ausdrücklichen Anerkennung der Bedeutung, welche die h. Schrift als Gottes Wort in der Beurtheilung jeder Erscheinung des geistlichen und kirchlichen Lebens hat und haben muß, wenn wir dennoch behaupten: dieser Maaßstab braucht nicht nur nicht, sondern er darf nicht immer und in jedem Falle, bei jeder Differenz aus verschiedener Auslegung unter anerkannt legitimen und ebenbürtigen Zweigen der Evangelisch-Katholischen Kirche von dem einen gegen den andern wirklich angewendet werden. Es ist im Allgemeinen vorauszusetzen, daß jede dieser Kirchen in ihren Eigenthümlichkeiten die schriftmäßige Begründung treulich gesucht habe; es ist nicht nöthig, noch ziemt es sich, daß bei jeder vorkommenden Divergenz die eine oder die andere Kirche oder gar ihre individuellen Glieder sich allsogleich gegen die andere auf den Richterstuhl setze und die Voraussetzung geltend mache, daß die Resultate ihrer Schriftauslegung die unbedingt einzig berechtigten seyen. Dies muß ehrlich zugegeben werden, oder man muß von vorne herein einer Kirche, die in irgend welchem Zuge von der unserigen abweicht, offen das Recht der kirchlichen Existenz absprechen — ja, diese selbst läugnen. Es ist nicht nur zulässig und ersprießlich, sondern auch in der Liebe geboten, in vielen Fällen und wo es nicht unmittelbar um Vertretung der eigenen Kirche gegen unbefugtes Gerichthalten von andern Seiten gilt, eine andere Evangelische Kirche nach ihren eigenen und von ihr anerkannten Gesetzen und Ordnungen zu beurtheilen. Diese Billigkeit, welche das eigentliche und höhere Recht ist, konnte und mußte deshalb von lutherischer Seite gegen den Puseyismus als ein berechtigtes Moment der Englischen Kirche in weiterem Maaße geübt werden, als wirklich geschehen. Man hat zu wenig danach gefragt: ob die Puseyiten innerhalb ihrer Kirche stehen? Man war zu eilig und ausschließlich bereit, sie nach dem Maaß der Lutherischen oder gar der Reformirten und Unionskirche zu be- und zu verurtheilen. Gesetzt aber auch, in einigen Punkten, wie über das Amt, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, die Beichte, Bedeutung der äußern Werke der Buße, Fasten u. s. w., ließe sich wirklich ein unbedingt romanisirender Gegensatz zu der reinen evangelischen Lehre nachweisen, so durfte und mußte dies gerügt werden. Aber erstlich wird sich bei näherer Betrachtung leicht nachweisen lassen, daß die eigentliche feste Summe puseyitischer Auffassung in diesen Punkten (mit Ausnahme etwa des Amts) meist nicht wesentlich von dem abweicht, was jetzt wieder bei uns als lutherisch anerkannt wird, und von unsern Gegnern ohne allen Grund als romanisirend verketzert wird. Mögen aber immerhin einzelne Aeußerungen Einzelner, wenn man sie aus dem ganzen Zusammenhang reißt und den Affect und Impuls des Streites ignorirt, sich so deuten lassen: das Gesammtresultat der ganzen Controverse auf dieser Seite fällt auch in diesen Punkten jedenfalls innerhalb der Gränzen der Englischen Kirche und ihres ganz eigenthümlich zwiefach, ja dreifach gemischten Unionismus, dessen evangelische Legitimität aber von Seiten der Deutschen Reformation (unseres Wissens auch hinsichtlich des Amts) nie bezweifelt worden ist. Daß es hier bei aller Bestimmtheit der Kerngegensätze doch sehr flüssige Gränzpunkte gibt, wird ebenso wenig geleugnet werden können, als daß nicht einzelne Wortführer und Anhänger des Puseyismus über diese Gränzen hinausgeführt worden; aber diese (deren Zahl freilich lächerlich übertrieben worden) haben sich denn auch eben deshalb von der Englischen Kirche losgesagt und sind zu Rom übergetreten. Es ist weiter kein genügender Grund und Niemand hat das Recht, denen, die diesen Schritt nicht gethan haben, die evangelische Gemeinschaft aufzukündigen, so lange ihre Kirche sie noch als ihre Glieder anerkennt. Wollen wir aber den größern Grad der Flüssigkeit jener Gränzen, der Englischen Kirche selbst zum Vorwurf machen, oder gar sie deshalb als romanisirend verdammen, so maaßen wir uns eben wieder ein Richteramt an, was uns nicht ziemt, und fallen jenen gegenüber in dieselbe anmaßende Thorheit, womit die calvinische und unionistische Aufgeregtheit sich so oft an uns versündiget.*)

Wir behaupten also mit Berufung auf volle genügende Autoritäten — und welcher unserer Theologen möchte sich rühmen, die Englische Kirche so gründlich zu kennen, daß er keiner solcher Autorität zu ihrer Beurtheilung bedürfte! — wir behaupten sogar die Schriften der puseyitischen Schule im

*) Wer wirklich wissen will, wie der Puseyismus in und zu der Englischen Kirche steht, der braucht nur nach dem Bischof von Exeter zu sehen und zu hören. Man kann ganz sicher seyn, daß Dr. Philpotts Nichts anerkennt und duldet oder gar vertritt, was nicht streng und in vollem Maaße hochkirchlich orthodox und legitim ist.

engern Sinn haben in Summa an Romanisirendem aller Art nicht mehr und nichts anderes, als was der Englischen Kirche selbst eigen ist, und was ihr von ihren dortigen Gegnern am bittersten vorgeworfen wird, das ist (nächst dem Amt) diejenige Auffassung der Sacramente nebst einiger andern Punkte, worin sie mit der Lutherischen Kirche im Wesentlichen übereinstimmt. Dabei leugnen wir gar nicht, daß die Schule manche Punkte in manchen Aeußerungen auf äußerste Spitzen, und sogar über die Gränzen ihrer Kirche hinaus getrieben haben mag. Aber wir leugnen eben, daß die puseyitische Schule in Oxford und ihre Bücher der einzige oder auch nur hauptsächliche Gegenstand sei, der bei einer unbefangenen Beurtheilung des sog. Puseyismus in Betracht kommt. Und dies ist eben der zweite Punkt, wo man auf unserer Seite, wenn wir nicht sehr irren, in einem πρῶτον ψεῦδος steckt. Es ist unsern theologischen und sonstigen wissenschaftlichen Autoritäten hier gegangen, wie es so oft geht: man denkt nur an die Bücher und was da gedruckt und schwarz auf weiß zu lesen oder vom Katheder gelehrt wird, und vergißt oder übersieht das Leben und den Zusammenhang, die Wechselbeziehungen zwischen beiden. Wenn aber irgend wo, so ist auf kirchlichem Gebiet das Leben die Hauptsache und sind die Bücher der Theologen Nebensache. Sollte man aber einwenden: ohne gänzliche Inconsequenz werde das Leben doch in gegebenen Richtungen und wo seine Beziehung zu gewissen Lehren sogar durch die Bezeichnung im gewöhnlichen Leben anerkannt ist, dem Inhalt der betreffenden Bücher entsprechen müssen? Darauf antworten wir: nein — das Leben ist aber eben in diesem Sinne und Maaße nicht consequent noch abhängig von den Büchern und braucht es nicht zu sein; noch weniger entspricht die Sprache des gewöhnlichen Lebens immer dem Wesen der Dinge. Was man im gewöhnlichen Leben in England und was man bei uns und auch in diesen Blättern als Puseyismus oder Tractarianismus bezeichnet, erhält eben damit eine völlig ungenügende Signatur, eine mangelhafte verzerrte Auffassung und falsche Beleuchtung. Dem unzureichenden Sprachgebrauch überhaupt nachzuhelfen ist nicht unser Beruf; zur Verständigung aber mit unsern Lesern möchten wir (wie wir schon oben gethan) zunächst unterscheiden „puseyitische Schule“ (oder „theologischer Puseyismus,“ oder „Puseyismus im engern Sinn,“) von „puseyitischer Bewegung“ im weitern Sinn. Mit dem erstern haben wir hier nichts weiter zu thun; der zweiten aber kommt der Name nur insofern zu, als der Einfluß, der Impuls, die Anregung, welche von jener Schule ausging, zunächst durch die akademische Jugend, dann durch weitere Mittheilung den Geist, die Haltung, den Ton jener Bewegung im Allgemeinen und Wesentlichen bedingte und bestimmte, ohne daß man deshalb in dieser irgend das ausschließliche und bestimmte systematische Gepräge jener voraussetzen dürfte. Das Leben ist nicht systematisch consequent und am wenigsten in England, wo sogar die Wissenschaft selbst so wenig systematisch ist — die Theologie am allerwenigsten!

Nun ist ferner auch nicht zu leugnen, daß es in der weitern Ausdehnung dieser Anregung nicht an Beispielen gefehlt hat, wo die Schüler einzelne Punkte der Schule noch viel weiter trieben als die Lehrer — namentlich in der Anwendung auf mancherlei Aeußerlichkeiten, worin die Beschränktheit so oft das Wesen der Sache sucht; auch hat es überhaupt in einer so weit verbreiteten Bewegung unter sehr schwierigen Umständen und so gehässigen und perfiden Anfeindungen in vielen Fällen an der rechten Weisheit und Weihe gefehlt. Desungeachtet aber läßt sich doch der Charakter dieser Bewegung im Allgemeinen der sachkundigen und unbefangenen Beobachtung als ein im besten Sinne hochkirchlicher bezeichnen, womit denn schon jede weitere Zumuthung des Beweises ihrer kirchlichen Legitimität abgewiesen ist. Und eben deshalb schlossen sich ihr sehr bald auch ohne alle unmittelbare Beziehung zu der puseyitischen Schule fast alle solche Elemente an, in denen — sei es durch besondere Führungen, sei es durch allgemeine Einflüsse der Zeit in dieser Richtung, und zumal in Folge der mehr und mehr hervortretenden Gefahren und Schäden des pseudoevangelischen Wesens in seiner Veräußerlichung und Popularitätsjägerei — das Bewußtsein und Bedürfniß einer objektiv-kirchlichen Wiederbelebung aufgegangen war. Konnte dabei innerhalb der irgendwie kirchlichen Kreise natürlich nicht von einer neuen Kirche oder neuen Reformation die Rede sein, so blieb nur der Ausweg die theils antiquirten, vernachlässigten, theils principiell beseitigten älteren Ordnungen der Kirche zu restauriren und zu beleben. Dahin wandten sich aber sehr bald die überhaupt ernstern, tiefern Individualitäten — nicht etwa blos der ursprünglich puseyitischen Schule, sondern auch der in flüssigen Gränzen sich anschließenden althochkirchlichen und neuevangelischen Richtungen, denn daß auch hier, wenn auch mehr oder weniger latent, es nicht an Wahlverwandtschaftlichem fehlte, was nur einer Anregung und Erweckung bedurfte, ist leicht zu ermessen. Bei dem Mangel an irgend weitverbreiteter systematischer Durchbildung im Sinne der puseyitischen oder irgend welcher theologischen Schule und der Relaxation aller kirchlichen Disciplin blieb überdies dabei noch immer ein sehr großer ja nur allzu großer Spielraum für subjektives, wenn auch mehr oder weniger gewissenhaftes, aber freilich auch oft sehr dilettantisches Ermessen im Einzelnen. Dennoch aber läßt sich im Allgemeinen zuversichtlich behaupten: wo ein Geistlicher im Lauf der letzten 15—20 Jahren anfing — nicht etwa mit seiner individuellen Stellung in der Gemeine — denn daran fehlte es in der „evangelischen“ Richtung nicht — sondern mit seinem Amt und mit sich selbst als Träger desselben und als Glied eines objektiv gegebnen kirchlichen Ganzen wirklich geistlich und sittlich Ernst zu machen — wo ein solcher sich beschied, Alles was die besten „evangelischen“ Amtsbrüder von sich aus und in subjektiver Anregung thaten und noch weit mehr, im Bewußtsein und in Ordnung und Form des Amts und der Kirche zu thun (wenn auch in Schwachheit) — wo solche Lebenszeichen hervortreten, da erhob die Welt und in schmählichem Bunde mit ihr die „evangelische“ Partei und

ihre Wortführer das: „Kreuzige, kreuzige den Puseyiten, den Traktarianer — den falschen Protestanten, den verkappten Romanisten! —“ Wir aber sind nach alledem wohl berechtigt, diese ganze Bewegung kurzweg als eine wahrhaft hochkirchliche zu bezeichnen. Den unermeßlichen Unterschied zwischen diesem neubelebten und dem alten dürren Hochkirchenthum, zwischen diesen puseyitischen und den alten rohen oder frivolen und im besten Fall ehrlich handwerksmäßigen Geistlichen und Prälaten, brauchen wir hier hoffentlich eben so wenig hervorzuheben, als wir die Bedeutung welche auch sogenannte Aeußerlichkeiten in jener Wiederbelebung erhielten zu rechtfertigen brauchen. Daß diese Aeußerlichkeiten im Gottesdienst eben nicht blos Aeußerlichkeiten sind und daß sie noch viel weniger als Gegensatz zu den Innerlichkeiten des kirchlichen Lebens anzusehen sind — daß sie auch ganz abgesehen von ihrer relativ größern oder geringern Bedeutung an sich, schon als Theil eines zusammenhängenden organischen, legalen und historischen Ganzen kirchlicher Ordnungen ihre Berechtigung haben — daß Alles was man gegen todten antiquirten Formalismus sagen mochte, von selbst dahin fiel, wenn diese Dinge eben wieder mit neuem Leben hervortraten — Alles dies bedarf für die Leser dieser Blätter keiner weiteren Ausführung. Ueberdies darf man nicht vergessen, daß es überhaupt in der englischen Art liegt, auf alles formale viel größeren Werth zu legen, als wir Deutsche es im Allgemeinen zu thun geneigt und gewohnt sind. Daß dabei im Einzelnen Mißgriffe vorgekommen sind, wird auch innerhalb jener Bewegung allgemein anerkannt; die Punkte und Fälle anzugeben und zu rügen, wo dies geschehen, kann aber weder Beruf noch Recht der Glieder einer andern Kirchen- und Volksgemeinschaft sein. Noch weniger werden wir aber in dieser Beziehung uns ohne weiteres auf die Gegner dieser Richtung in der Engl. Kirche selbst verlassen, deren fanatisches Eifern gegen Aeußerlichkeiten zur Genüge beweist wie großen Werth sie selbst darauf legen. In der That liegt darin die einzige Entschuldigung (soweit sie denn reicht) für die unverantwortlichen Mittel und Bündnisse, wozu die evangelische Partei zur Unterdrückung dieser angeblichen Aeußerlichkeiten gegriffen hat. Wollte man nur ehrlich sein, so würde auf allen Seiten zugegeben werden müssen, daß es sich in allen diesen Einzelnheiten und Aeußerlichkeiten zuletzt um den tiefsten und wichtigsten Gegensatz handelt, der auch bei uns und überall das kirchliche und damit überhaupt das geistige und sittliche Leben mehr und mehr beherrscht: ob das Sacrament eine reale Bedeutung hat, oder nicht — ob das reale göttliche Mysterium in die irdische Welt hineinragt oder nicht. Die Folgerungen, hinsichtlich der Bedeutung der puseyitischen Bewegung für die lutherische in Deutschland, des gegenseitigen Verständnisses und der moralischen und geistlichen Gemeinschaft zwischen beiden überlassen wir dem Leser. Die relative formale Berechtigung jener Gegensätze in der Englischen Kirche lassen wir lediglich auf sich beruhen.

Doch möchte es nicht überflüssig seyn, darauf hinzuweisen, daß

eigentlich eben die Englische Kirche in der Wirklichkeit und in größtem Maaßstabe ein Specimen absorptiver Union und der darin unvermeidlichen Vermischung unauflösbarer Gegensätze darstellt. Eben deshalb ist auch ohne Zweifel einerseits die Erbitterung und Spannung der Gegensätze in den überhaupt kirchlich oder geistlich lebendigen Regionen, grade in dieser Kirche größer, als in irgend einer andern, während in den weitern Kreisen der namenchristlichen Welt rationalistisch-pelagianische Sicherheit Kälte und Gleichgültigkeit mindestens eben so allgemein verbreitet ist, als in irgend einem andern Lande — unbeschadet alles dessen, was zum hergebrachten Anstand unter den überhaupt respektabeln Klassen hinsichtlich äußerer Kirchlichkeit des öffentlichen und Privatlebens gehört.

Müssen wir nun die puseyitische oder neuhochkirchliche Bewegung gegen den gewöhnlichen Vorwurf oder die stereotype Voraussetzung vertreten, als handle es sich bestenfalls bei ihr entweder nur um todte Aeußerlichkeiten und Formen, welche überdies im schlimmern Fall von römischem Gift nicht frei sein sollen, schon deshalb vertreten, weil jene Dinge weder todt noch römisch sind, so ist es auch überhaupt eine völlige unbegründete Voraussetzung, als beschränkte sich jene Bewegung auf das kirchliche Leben im engern Sinn, auf die unmittelbar unerläßlichen gesetzlich vorgeschriebenen Funktionen des geistlichen Amts, oder als beschränkte sie sich überhaupt auf die Geistlichkeit — oder endlich als sei sie in dem Sinne reaktionär oder restaurativ und conservativ, daß sie das ganze frühere Kirchenwesen, wieder herzustellen oder zu vertreten, zu erhalten bemüht sei. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß im Anfang und ohne Zweifel noch jetzt bei Anfängern und sonst hier und da jene specifisch kirchliche, dogmatische, amtliche und gottesdienstliche Restauration ziemlich ausschließlich oder doch sehr überwiegend hervortrat — daß das kirchliche Leben, die Beziehungen zu der Gemeine im weitern Sinn darüber versäumt wurden, was übrigens unter solchen Umständen und unter den Wehen solcher Wiedergeburt wohl zu erklären und zu entschuldigen. Diese Beschränkung hört aber mehr und mehr auf. So viel auch in dieser Hinsicht noch zu wünschen bleibt, so kann man zuversichtlich behaupten, daß überhaupt keines der Momente des geistlichen Amtes und der christlichen Gemeine und Gemeinschaft — oder wenn man will des allgemeinen Priesterthums, wie die allgemeine christliche Wiederbelebung der Zeit sie hervortreten läßt, jener Bewegung ganz fremd ist, während sie nach manchen Seiten sehr entschieden im Vorkampf steht. Allerdings aber hält sie dabei immer die kirchliche Form, und in ihr den kirchlichen Geist fest. So fehlt es ihr denn auch keineswegs an Einfluß oder Anhang in der Gemeine, oder wenn man will unter dem Volk. Und wenn die wahlverwandten Elemente soweit sie zu aktiver Betheiligung berufen sind, nur eine Minorität der höhern Stände begreifen, während die passive Wahlverwandtschaft sich in den unteren Schichten des eigentlichen Volkes ausbreitet, so daß also die große Masse der Mittelklasse und die Majorität der

höhern Stände der Bewegung fremd oder feindlich gegenüber stehen, so würde schon allein der Ruhm als reichlicher Ersatz für solche Impopularität gelten können, daß das neue Hochkirchenthum trotz oder in seiner in gewissem Sinn aristokratischen Haltung mehr und mehr den schönsten Ehrenanspruch der englischen Kirche zur lebendigen Wirklichkeit bringt, während er bisher im Allgemeinen nichts als eine der vielen leeren Phrasen selbstgerechter Heuchelei war, woran das öffentliche Leben in England eben durch seine Oeffentlichkeit und die fortwährende Berufung auf das Publikum nur allzureich ist. Wir meinen den Anspruch: die Kirche der Armen zu sein. Derselbe Geist wahrhaft lebendiger conservativer Reform hat sich aber auch gegenüber — nicht nur allen notorischen, schreienden Mißbräuchen, sondern auch allen schlechten oder unzulänglichen Bräuchen und Einrichtungen der Engl. Kirche in ihren äußeren Ordnungen bewährt. In der Wiederbelebung der synodalen Organe der Kirche besonders der Convokation gegen den vereinten Widerstand der dürren, wie der niedern Kirchlichkeit und der Welt tritt das ganze Verhältniß am deutlichsten hervor. So ist auch z. B. die Reaktion gegen das Unwesen der Kirchenstühle, wodurch hauptsächlich mit das Volk, die Armen aus der Kirche verdrängt worden, hauptsächlich von puseyitischer Seite ausgegangen, und während sie bei der Vermehrung der Kirchen und Schulen mindestens eben so thätig ist wie irgend eine andere kirchliche Richtung, giebt sie dieser äußerlichen materiellen Hülfe erst die rechte volle Bedeutung durch möglichste Vervielfältigung ihrer gottesdienstlichen Benutzung mit weit geöffneten Thüren. Auch bei der Wiedereinführung (denn sie bestand früher in reichem Maaße) der Straßenpredigt, deren Nutzen jedenfalls in England nicht zu bezweifeln ist, hat man sich von jener Seite lebhaft betheiligt. Auf dem Gebiete der äußeren Mission aber geht die Thätigkeit der puseyitischen Bewegung grade so weit wie ihre Stellung und ihr Einfluß. Aber, wie sich von selbst versteht, handelt es sich dabei nicht um eine Ausbreitung des Missionswesens an sich und in aller Mannigfaltigkeit subjektiver oder doch nur im freien Vereinswesen geregelter Thätigkeit; sondern um eine Vervielfältigung und Ausbreitung geordneter bischöflicher Kreise. Damit ist denn allerdings schon die relative Möglichkeit und die darin gegebene Berechtigung der einen oder andern Behandlung je nach den verschiedenen Missionsfeldern gegeben; aber es ist eben auch die Anmaßung einer ausschließlichen Berechtigung von beiden Seiten zurückgewiesen, womit man von keiner Seite so zuversichtlich hervortritt, als von der vermeintlich freisinnigsten Partei.

Die Heidenmission gewährt uns nun schon ohne Weiteres den Uebergang zu dem Auftreten der puseyitischen Bewegung auf dem Gebiet der innern Mission, worin wir auch hier zwar nicht das ganze Wesen, wohl aber eine der wichtigsten Seiten und ein unerläßliches Kriterium eines wahrhaft kirchlichen Berufs suchen müssen. Allerdings liegt schon in dem, was wir oben über das Ernstmachen mit dem geistlichen Amt und allgemeinen Priesterthum (welches der Puseyismus sehr bestimmt anerkennt) gesagt haben, manches von den Liebeswerken, die vom Geistlichen, vom Pfarrhause ausgehend, sey es unmittelbar oder durch Anregung vermittelnder Thätigkeit in der Gemeine dem Gebiet der innern Mission angehören. Wenn aber auch eben die specifisch kirchliche Haltung und Beziehung diese Thätigkeit von ähnlichen Erscheinungen der „evangelischen" Bewegung unterscheidet, so ist doch hier in Form, Gegenstand und Mittel auf beiden Seiten so viel Gemeinsames, daß die Gränzen und das Gegensätzliche zwischen beiden nicht sehr scharf hervortreten können. Sehr viel entschiedener ist dies in den allerdings noch immer sehr vereinzelten Fällen, wo ein (nach Maaß der äußern Möglichkeiten) vollständiges organisches System wahrhaft kirchlicher und parochialer Liebesthätigkeit an Leib und Seele sich hat gestalten können. Als ein höchst interessantes Beispiel der Art, wobei namentlich auch die große Bedeutung einer zweckmäßigen und würdigen Domicilirung und architektonischen Ausstattung hervortritt, sind die verschiedenen Anstalten zu bezeichnen, welche sich an der Kirche von St. Barnabas und ihr College in London anschließen — ein merkwürdiges Denkmal ächter geistlicher Amtskraft und Amtsgesinnung einer der in der Welt und bei den „Evangelischen" (in bedenklichster Gemeinschaft!) berüchtigtsten und vor allen mißliebigen und angefeindeten kirchlichen Notabilitäten des Tages — des bekannten Gründers der Kirche, der Gemeine und alles dessen, was sich daran knüpft, Bennet*). Es bedarf aber keiner weitern Nachweisung, daß jedenfalls bei den gegenwärtig, namentlich in allen größern Städten und sonstigen großen Mittelpunkten der Bevölkerung, des Verkehrs und der Industrie vorherrschenden innern und äußern Mängeln des Parochialwesens eine Mitwirkung freier Vereinsthätigkeit in England wie bei uns völlig unentbehrlich ist, wenn auch nur der allergeringste Theil der Hülfe geleistet

*) Ausführlichere Nachrichten über St. Barnabas findet man im 2ten Bande der Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England von V. A. Huber (2. Bd. Hamburg 1855), welche vielleicht schon in dieser Beziehung sich zu einer Berücksichtigung in diesen Blättern, um der Sache willen, geeignet hätten. Bennet hat bekanntlich in Folge und als Opfer der empörenden öffentlichen Aergernisse von Seiten seiner „evangelischen" Gegner und des von ihnen aufgereizten Pöbels jene Stellung aufgeben müssen und wirkt seitdem in ähnlicher Weise in reichem Segen an der großen Gemeinde von Frome in Sommersetshire, wo er auch ein sehr tüchtiges und beachtenswerthes Blatt: „the old church porch" herausgibt.

werden soll, den die himmelschreiendsten geistlichen und leiblichen Nothstände in fast allen Gemeinen fordern. Welche Lehre oder Mahnung aus dieser Berechtigung und Bedeutung und Anerkennung des freien Vereinswesens in der Englischen Kirche für diejenigen sich ergeben könnte, welche bei uns die innere Mission in dieser Form als unlutherisch perhorresciren, überlassen wir ihrem eigenen Ermessen um so mehr, da eben diese Stimmen oft zu denen gehören, welche sich sehr gern auf wirklich oder vermeintlich Englisches berufen.

Diese Berechtigung und Unentbehrlichkeit der innern Mission durch freie Vereinsthätigkeit als wesentliche Funktion des allgemeinen Priesterthums, welches gerade in der puseyitischen Bewegung und zwar in und durch die Hebung des specifischen geistlichen Amtsbegriffs zur Anerkennung gekommen, ist übrigens durchaus nichts Neues in der Englischen Kirche. In dem geistlichen Tod des alten Hochkirchenthums, seiner pharisäischen Selbstgerechtigkeit und seiner Abstumpfung gegen die Nothstände der Gemeinen durch dieses Moment des kirchlichen Lebens waren sie zwar in gänzliche Vergessenheit gerathen — um dann in der „evangelischen" Bewegung zwar anfangs mit großem Eifer, aber fast ohne allen kirchlichen Charakter wieder zu erwachen. Aber Vereine, deren Geist, Wesen und Zweck durchaus dem Begriff entspricht, den wir heut zu Tage mit dem Ausdruck innere Mission bezeichnen, finden sich nach der Restauration der Stuarts und bis in das erste Viertel des 18. Jahrhunderts in ziemlicher Menge besonders in London, aber auch sonst im Lande zerstreut. Ohne Zweifel waren sie eine liebliche Kranzesblüthe — eine Frucht der schweren Leiden der Kirche während der vorhergehenden kirchlich-politischen Stürme, wozu dann die traurige Enttäuschung kam, welche die zügellose Frivolität des restaurirten Königthums der höfischen Kreise allen ernstern Gemüthern bereiten mußte. Diese Vereine — meist nur einen geringen Kreis aus den mittlern Ständen, gewöhnlich unter dem Einfluß eines Geistlichen umfassend — trugen den Namen Brüderschaften (brotherhoods) ohne Zweifel als Nachklang der großen Brüderschaften der römischen Kirche, jedoch ohne alle formal corporative Begründung und Gestaltung *). Ihre Thätigkeit trat selten aus der Stille und dem Dunkel der Niederungen des Volkslebens hervor; in der Welt und auf den verweltlichten Höhen der Kirche wurden sie meist ganz ignorirt. An gelegentlichen Denunciationen fehlte es zwar nicht, mochten sie nun von aufrichtig besorgten aber beschränkten und kalten hochkirchlichen Kreisen, oder daraus erwachsen, daß gelegentlich die weltliche Frivolität sich durch den Gegensatz jenes Ernstes verletzt fühlte; jede nähere Untersuchung schlug aber immer zu ihrer vollkommenen Rechtfertigung aus, wofür mehre Aeußerungen der wenigen ihrer hohen Stellung würdigen Prälaten jener Zeit Zeugniß ablegen. Nicht an diesen Anfeindungen, sondern an der seit der „glorreichen Revolution" zunehmenden allgemeinen Erkaltung und Dürre alles kirchlichen Lebens, und an dem Bestreben durch äußere, polizeiliche und legale Mittel der sittlichen Verwilderung des Volks entgegenzuwirken, gingen diese Brüderschaften allmälig seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts zu Grunde. Viele scheinen in den sog. „Vereinen zur Reformation der Sitten" u. s. w. aufgegangen zu sein, deren wohlmeinende Thätigkeit um so weniger eine tiefere und nachhaltige Wirkung haben konnte, da sie nicht nur wesentlich rationalistischen Geistes waren, sondern auch die wesentlich aristokratischen Gewalten der Polizei und Gesetzgebung zur Besserung des Volks anwenden wollten, während die Aristokratie, die höhern Stände selbst das straflose Beispiel aller Laster und Ruchlosigkeit und öffentlichen Aergernisses gaben. Doch blieben jene immer sehr unscheinbaren bald ganz der Vergessenheit verfallenen Keime christlich-kirchlichen Lebens nicht ohne nachhaltige Frucht, indem z. B. (anderer Bestrebungen zu geschweigen) die kirchliche Heidenmission (durch die Society for the propagation of the Gospel in foreign parts) und die bekannte „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Bildung" (christian knowledge), zwei der auch an äußern Mitteln bedeutendsten neuern und noch jetzt in voller Blüthe stehenden freien und kirchlichen Organe innerer und äußerer Mission, ihre ersten Anregungen und Elemente jenen Brüderschaften verdankten. Auch der Methodismus scheint manche seiner Züge und Formen jenen Vorbildern entlehnt zu haben. Es fehlt auch in den dürftigen Nachrichten, die uns vorliegen, nicht an einzelnen lieblichen Zügen sowohl brüderlicher Gemeinschaft in engern als aufopfernder Liebesarbeit in weitern Kreisen; eine ausführlichere Darstellung der Haltung und der Thätigkeit dieser ältern Brüderschaften wäre jedoch hier überflüssig, da sie sich im Wesentlichen in der gegenwärtigen Wiederbelebung der Sache wiederholt, zu der wir nun übergehen können. Doch möchte der Unterschied hervorzuheben sein, daß bei den ältern Brüderschaften das Passive, das ascetische, erbauliche und beschauliche Moment, nach Art etwa unserer collegia pietatis, wie es scheint, die nach außen gewendete Liebesthätigkeit in vielen Fällen bedeutend überwog und im Allgemeinen wenigstens jedenfalls weit mehr Raum einnahm als gegenwärtig. Ja — es läßt sich wohl ziemlich zuversichtlich auch darin eine Ursache des Verfalls, der allmäligen Auflösung und Verflüchtigung der Sache erkennen.

(Schluß folgt.)

---

*) Wir entnehmen diese Andeutungen einer kleinen Schrift, welche die St. Albansgilde herausgegeben hat: an historical sketch of the English brotherhoods etc. London 1856. Zugleich nennen wir gleich hier die Quellen, denen unsere ferneren Darstellungen entnommen sind, nämlich: the constitutions of the Guild of St. Albans. L. 1856, und: the monthly paper of the Guild of St. Albans, wovon seit einigen Jahren monatlich 1—2 Bogen erscheinen.

Nachrichten.

Anzeige.

Am 8. Juni d. J., Dienstag nach Dom. I. Trin., wird der lutherische Verein in der Provinz Sachsen, so Gott will, seine erste diesjährige Conferenz in Wittenberg halten, und es werden die Mitglieder des Vereins, so wie alle Freunde der lutherischen Kirche, hiermit eingeladen, sich schon am Abend vorher in Wittenberg einzufinden, weil die Verhandlungen um 8 Uhr früh beginnen sollen. Die beiden Hauptgegenstände der Besprechung werden sich auf die sogenannten Parallelformulare und auf die Kirchenzucht, mit Rücksicht auf den Consistorialerlaß vom 7. Decbr. 1857 (cf. Ev. Kirch. Z. 1858. No. 19.) beziehen. — Tags darauf, Mittwoch, den 9. Juni, soll ebendaselbst die Generalversammlung der Provinzial-Deputirten gehalten werden, worüber den einzelnen Vereinen schon Mittheilung zugegangen ist.

Die Kirche Norwegens.

(Fortsetzung.)

Aus allem Mitgetheilten geht nur soviel hervor, daß in der Norwegischen Landeskirche sich ein Kreis findet, der sich dem Evangelio zugewandt hat, und zwar nicht allein unter Geistlichen, sondern auch unter dem „Laienvolke," wo Glieder der verschiedensten Stände ihm zugehören. Dieser Kreis tritt in einen entschiedenen Gegensatz gegen alles von ihm als dem geistlichen Tode, dem Unglauben, der Welt und Sünde zugehörig betrachtete. Eine solche Sonderung, sofern sie im rechten Maaße bleibt, hat ja ihr unbestreitbares Recht, so lange die Gebote sein Licht leuchten zu lassen, sich der Welt nicht gleich zu stellen, für den Christen gelten. Vergleichen wir diesen Kreis mit der Volksmasse, so ist er allerdings bedeutend in der Minorität. Ein großer Theil des Volkes lebt in völliger Theilnahmlosigkeit an geistlichen Fragen, und gehört fast gedanken- und bewußtlos der Kirche an. Bei Vielen zeugen zu Tage liegende Sünden von dem ungläubigen und unchristlichen Herzensstande; ein gleiches Zeugniß legt vielfach herrschende Vergnügungssucht ab. Auch der offenbare Unglaube hat seine Vertreter, und wenn er auch öffentlich nicht in der schrecklichen Gestalt hervortritt, wie z. B. bei unsern deutschen Atheisten und Materialisten, so mag er heimlich in manchem Herzen das regierende und treibende Princip sein. An Spott über die „Läsare und Heiligen" auch in der Zeitungspresse, den Reden über Heuchelei, Schwärmerei, Irrenhäusler fehlt es nicht. Die oben angeführte Literatur wird ja nicht von Allen benutzt, wo „die Stunden der Andacht" u. dgl. die Erbauungsquelle sind, sogar ziemlich hoch im Norden. Auch in Norwegen wird zuweilen lose religiöse Waare geschrieben. Viele entziehen sich dem Worte, und an manchem Orte stehn die Kirchenstühle, namentlich der höhern Klassen und Beamten leer. Im Allgemeinen besucht das weibliche Geschlecht die Kirchen fleißiger, so wenigstens fand ich es in den Städten, und so wurde es mir auch bestätigt.

Fragen wir nach dem geistlichen Charakter jenes engern Kreises, so lehrt ein Blick auf die angegebene Literatur, daß verschiedene Richtungen sich darin vorfinden. Es giebt Confessionelle, d. h. solche, welche mit vollem Bewußtsein lutherisch sein wollen und auch durch

das, was sie Fremdes aufnehmen ihr Lutherthum nicht beeinträchtigen wollen. Ein Uebersetzer z. B. von Krummachers Passionspredigten ließ in confessioneller Treue dessen Abendmahlspredigt aus. Manche lesen mit Unterscheidung und Prüfung, wozu auch schlichte Leute oft eine nicht unbedeutende Gabe entwickeln. Andere wieder, deren Bewußtsein der confessionelle Unterschied ferner liegt, wollen doch nichts Anders sein, als lutherisch, und vielfach hörte ich als erste Frage, wo ich Leuten vorgestellt wurde: „Ist er auch lutherisch?" Andere wieder huldigen, und zwar bewußt und absichtlich einem christlichen Indifferentismus, Geistliche sowohl als Laien. Unter Ersteren sind Mehrere aber in Beziehung auf die mit der Heilsordnung unmittelbar zusammenhangenden Lehren, Buße, Glaube, Heiligung ꝛc. sehr streng, und sie würden mit den „Neulutheranern" den Vorwurf des hierarchischen Fanatismus vor dem Forum der protest. Kirchenzeitung hören müssen.

Ein ziemlich allgemeiner Zug unter den Erweckten ist eine gewisse Herbe und Strenge. Hauge trat seiner Zeit als Bußprediger an ein im Todesschlafe liegendes Geschlecht, wie ein Geistlicher neuerlich auf einer Versammlung sich ausdrückte, mehr mit einer Johannesstimme, auf, mehr mit dem Gesetz als mit dem Evangelio; erst gegen das Ende seines Wirkens soll er milder geworden sein. Er allerdings hatte dem Mundglauben, der ihm nicht selten entgegentreten mochte, gegenüber ein Recht, auf lebendige, wirkliche Bekehrung, auf ein Bewußtsein des Ueberganges von der Finsterniß zum Licht, auf geistliche Erfahrung zu dringen. Er hatte ebenso Recht, wenn er eine Glaubensbethätigung in der Heiligung forderte. Aber die Erfahrung hat es ja oft gezeigt, daß eine einseitige, das christliche Gleichgewicht störende, Betonung des subjectiven Momentes mit Zurücksetzung des objectiven herrschender Character wird. Dies ist zum Theil in Norwegen der Fall. Es wird von Manchem ein übergroßes Gewicht auf die eigene Bekehrungsarbeit, auf das Ringen nach Gnadenerfahrungen und subjectivem Friedensgefühl, mehr, als auf die objective Gnadenverheißung und Gnadenmittheilung im Wort und Sacrament gelegt. Man hört öfter in Erbauungsreden ein Mißtrauen äußern gegen Alle, die den Heilsweg leicht machen wollen (was ja freilich im bösen Sinne, aber auch in evangelisch richtigem geschehen kann). Ich hörte wohl äußern, daß solche beim Norwegischen Volke nicht auf Eingang zu rechnen hätten, und wirklich wird gegen einen freiern evangelischen Sinn, welcher nicht Buße, Gebet ꝛc. verwerfen, nur nicht darauf seine Rechtfertigung bauen will, sondern auf Gottes That in Christo der Vorwurf des Antinomismus erhoben. Daher finden strengere Bücher mehr Eingang, und namentlich Luther in seiner kernigen evangelischen Weise wird hie und da bedenklich angesehen. Man fürchtet sich, „den Weg breit zu machen." Derselbe Maßstab wird nun auch bei Beurtheilung der Prediger angelegt. —

Natürlich spielt in dieser Beziehung der Streit „über die Mitteldinge" eine große Rolle, und die strengere „pietistische" Richtung hat, besonders im Volke, ihre zahlreichen Vertreter. Es kann nicht fehlen, daß diese zarte Frage namentlich den Geistlichen mannigfache Schwierigkeiten bereitet.

Daß bei den Erweckten sich Schattenseiten und Gebrechen finden, das läugnen auch ihre Freunde nicht ab. Diese geben zu, daß ein zu großes Mißtrauen, Neigung, zu schnell zu richten, ein zu großes Gewichtlegen auf Kleinigkeiten (in Bezug auf Adiaphora), hie und da Statt finde, daß eine allseitigere sowohl bürgerliche als religiöse Aufklärung zu wünschen sei u. s. w. Aber man würde Unrecht thun, um

dieser Gebrechen willen die Sache zu verwerfen, oder diese Gebrechen allen Erweckten aufbürden zu wollen. Ich bin doch Vielen begegnet, an denen ich Ungesundes der Art nicht wahrgenommen habe. Am allerwenigsten sollte man an solchen Schwachheiten Anstoß (oder vielmehr Vorwand) nehmend, in Opposition gegen die religiöse Bewegung und gegen lebendiges Christenthum überhaupt treten. Unter den Geistlichen dürfte ein falscher Rigorismus in Betrachtung der Adiaphora sehr selten sein.

Es ist unmöglich, alle einzelnen Schattirungen christlicher Richtung zu zeichnen. Nur einer Partei mag noch erwähnt werden, welche unter dem Namen der „Starkgläubigen" bekannt ist, und mit der ich in Stavanger bekannt wurde. Unter ihnen zeichnete sich ein nun verstorbener Laie, Spödervoldt aus, der sogar hebräisch gelernt haben soll, der ein Buch über die Gnadenhaushaltung Gottes mit dem Menschen (eine Art Geschichte des Reiches Gottes) herausgegeben hat, worin er allerdings eine große Bibelkenntniß und auch sonstige Belesenheit entwickelt. Der Character desselben ist ein in herber Polemik festgehaltenes streng orthodoxes Lutherthum (Haugianer und Herrnhuter werden mit kräftigen Scheltworten behandelt), daneben aber volle Strenge in Beziehung auf Adiaphora. Zugleich aber stellt Sp. außer manchen andern absonderlichen Behauptungen, auch eine eigene Ansicht über die Taufe auf. Er nimmt nämlich an, daß das Kind in der Taufe wiedergeboren werde, Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit erlange, daß aber seine Seelenkräfte noch in einer gewissen Macht des Satans blieben, und erst später vermittelst einer zweiten Wiedergeburt durch das Wort befreit werden müßten, eine Ansicht, die aber nicht von allen Gliedern der Partei getheilt wird. — Stavanger macht überhaupt in religiöser Beziehung einen merkwürdigen Eindruck. Es finden sich hier neben einander Haugianer, herrnhutisch Gesinnte, die genannten Starkgläubigen, Indifferentistische, besonnene Lutheraner und außerhalb der Kirche die Quäker (vielleicht auch noch andere Schattirungen). Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, im Laufe weniger Stunden mit den verschiedensten Geistesrichtungen in Berührung zu kommen.

Auch an theologischen Controversen fehlt es nicht. Besonders Eine bewegte der Zeit die Gemüther in weiten Kreisen. Pastor Wexels hatte in einer ihm aufgetragenen Umarbeitung des Katechismus von Pontoppidan zum Schulgebrauch in einer Frage die Ansicht aufgenommen, daß es auch nach dem leiblichen Tode noch eine Möglichkeit der Bekehrung gebe, welche er freilich auf die beschränken will, welche in diesem Leben nicht Gelegenheit dazu hatten. Mehrere Geistliche theilen dem Vernehmen nach seine Ansicht; die Volksstimme aber sprach sich scharf dagegen aus, und leider hat W. an seiner frühern Beliebtheit und Popularität sehr verloren. Der vorhin genannte Spödervoldt rechnet ihn deßwegen sogar zu den Sectirern. Noch neuerlich schrieb gegen ihn Pastor Dybdahl, eine milde, innige, sonst zum Streit nicht aufgelegte Natur, ohne daß aber dadurch das zwischen ihm und W. stattfindende Freundesverhältniß gestört wäre.

In einem engern Kreise blieb ein Streit über eine von W. geäußerte Meinung, welche übrigens seine kirchliche Richtung characterisirt, über die Absolution. Er behauptete nämlich, auch der Unbußfertige und Ungläubige empfange wirklich Vergebung, aber zum Gericht, und suchte diese Behauptung dadurch zu stützen, daß man die Sündenvergebung als Inhalt ja nicht vom Absolutionswort trennen könne und suchte einen Bibelgrund in dem Gleichniß vom Schalksknechte. Der Streit hat sich aber wohl nicht weit über das Gebiet der Norwegischen Kirchenzeitung hinaus erstreckt, wo ein ungenannter „simpler Theolog" (dem Vernehmen nach ein Candidat) gegen ihn auftrat und auch das letzte Wort behielt. —

Mehr Theilnahme fand ein liturgischer Streit über den Wortlaut des dritten Artikels. Es finden sich gegenwärtig in Norwegen vier verschiedene Recensionen desselben. In der neuesten Ausgabe der symbolischen Bücher (veranstaltet auf Verordnung des Kirchendepartements) lautet es im apostolischen Symbolum: „Ich gaube an den heiligen Geist, die heilige allgemeine Kirche, Gemeinschaft der Heiligen ꝛc."

In den ältern Katechismus-Ausgaben und Erklärungen, wie auch in der neuern auf Veranstaltung des Kirchenregiments revidirten Ausgabe derselben heißt es: „Ich glaube an den heil. Geist, **eine** heilige allgemeine Kirche (oder Gemeinde), Gemeinschaft der Heiligen ꝛc."

In Luthers Katechismus, wie er auch in die symbolischen Bücher aufgenommen ist, heißt es: „Eine heilige, **christliche** Kirche, Gemeinschaft der Heiligen ꝛc."

Nach einer durch Verordnung vom 7. Mai 1783 vorgeschriebenen Fassung lautet er: „Ich glaube an den heil. Geist (ich glaube), daß eine heilige christliche Kirche ist, welche ist die Gemeinschaft heiliger Menschen ꝛc."

Die Frage ist nun nicht allein die historische, welche dieser Fassungen, die dem ursprünglichen Texte entsprechende ist, sondern auch die praktische, welche bei der Taufe gebraucht werden soll. Die Grundtvigianisch gesinnten Geistlichen (Wexels voran) sind entschieden für die erste Fassung, natürlich da sie ja nicht auf dem Schriftprincip, sondern auf dem Kirchenprincip stehen, und sie namentlich entschieden bestreiten, daß die Worte „Gemeine der Heiligen" als ein exegetischer Beisatz zu betrachten seien, sondern sie vielmehr als besonderes Glied mit eigenem Inhalt angesehen, was indessen von der im 7. Art. der Augsb. Conf. ausgesprochenen Ansicht der Reformatoren abweicht. Lammers („der mit dem Grundtvigianismus Ernst macht!") trat für die vierte in die Schranken. Die Mehrzahl der Laien bei der vorwaltenden subjectiven Richtung ist gleichfalls der vierten Formel geneigt, da ihnen ja jeder Schein, als ob man an die Kirche glauben könne, zuwider sein muß, und auf der Laienversammlung zu Hamar sprach eine Stimme es aus, wie es vielfach Verwirrung und Anstoß verursache, daß manche Geistliche nach der ersten Formel tauften. Ja er wollte sogar Luthers „christliche" Kirche beibehalten wissen, wenn auch „allgemeine" das ursprüngliche Wort sei. Wie manche Collisionen zwischen Geistlichen und Gemeinen entstehen müssen bei divergirenden Ansichten, ist klar, und der Streit wird bei der gegenwärtigen Stimmung sobald nicht geschlichtet sein. Wexels, welcher zur Nachgiebigkeit in der Praxis räth, hat doch kein Bedenken, auszusprechen daß einem Geistlichen, dem der Gebrauch von Formular 1, da wo kein Widerspruch sich zeige, vom Staatskirchenrrgiment geweigert werde, keine andre Wahl bleibe, als sein Amt in der Staatskirche niederzulegen, mit seinen etwaigen Gesinnungsgenossen, auszutreten und eine frei-christliche Gemeine auf apostolisch-kirchlichem Grunde zu bilden.

(Fortsetzung folgt später.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Theologischer Verlag

von **Gustav Schlawitz** in Berlin,

vorräthig in allen Buchhandlungen:

Otto von Gerlachs Bibelwerk.

Neue wohlfeile Lieferungs-Ausgabe in gr. Royal-Octav. Neuer Abdruck.

Subscriptions-Preis für das vollständige Werk 5 Thlr. 25 Sgr.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Heilige Schrift

nach

Dr. Martin Luthers Uebersetzung

mit

Einleitungen und erklärenden Anmerkungen

herausgegeben

durch

Otto von Gerlach,

weil. Dr. u. Professor der Theologie, Consistorial-Rath und Hofprediger in Berlin.

Neue wohlfeile Ausgabe. Neuer Abdruck. Lieferung I.

Nachdem der **erste** Abdruck der **neuen wohlfeilen** Ausgabe von **Otto von Gerlachs Bibelwerk** nunmehr vergriffen, kommen wir gerne den von vielen Seiten uns kundgegebenen Wünschen wegen nochmaliger Eröffnung einer Subscription auf dasselbe nach. Wir laßen demnach, indem wir den **neuen** Abdruck der **neuen wohlfeilen** Ausgabe hiermit darbieten, den ehemaligen Subscriptionspreis von 5 Thlr. 25 Sgr. wieder eintreten und werden die Ausgabe selbst in 4wöchentlichen Lieferungen vollständig bis Ende dieses Jahres erscheinen laßen.

Desgleichen laßen wir für die **neue** Ausgabe des Bibelwerks **auf Velinpapier mit dem Bildnis des seligen Herrn Verfaßers** den ehemaligen Subscriptionspreis von 7 Thlr. wieder eintreten, zu welchem Preise dieselbe gleich vollständig in 7 Theilen oder auch in 4wöchentlichen Lieferungen bezogen werden kann.

Die **ursprüngliche** Ausgabe des Bibelwerks **mit größerem Druck** verbleibt im Preise von 8 Thlr. 15 Sgr.

Der Prediger Salomo.

Ein Vortrag

gehalten

im Anstrage des Evangelischen Vereins in Berlin.

von

Prof. Dr. Hengstenberg.

2½ Bogen. 8. Velin. 5 Sgr.

Die moderne Bildung.

Ein Vortrag

gehalten

auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchl. Zwecke am 22. März 1858

von

Prof. Dr. H. E. Schmieder.

1½ Bog. 8. Preis 5 Sgr.

Bibliothek classischer Theologie

in wohlfeilen Ausgaben.

Neuester Band:

Abriß der sogenannten Brüdergemeine

in welchem

die Lehre und die ganze Sache

geprüfet

das Gute und Böse dabei unterschieden

und insonderheit

die Spangenbergische Deklaration

erläutert wird durch

Johann Albrecht Bengel.

Stuttgart 1751.

Neuer unveränderter Abdruck. Wohlfeile Taschenausgabe. 26 Bogen. broch. Preis 17½ Sgr.

Der Bengelsche **Abriß der Brüdergemeinde** zählt in formellem und sachlichem Betracht zu den bedeutendsten Schriften, welche im vorigen Jahrhundert von den Verfechtern des lutherischen Bekenntnisses zur Bekämpfung des Herrnhuterthums ausgingen, und hat als zeitgenössische Quelle für die kirchengeschichtliche Theologie bleibenden Werth. Der selige Verfaßer, den Zinzendorf selber als den Propheten seiner Zeit anerkannte, beleuchtet, treu dem Glauben der Väter, mit der Fackel des göttlichen Wortes die brüdergemeindliche Lehre und Praxis, und begründet, fern von consequenzmacherischen Gelüsten, durch reichhaltige Belege seinen Nachweis der Abweichung des Herrnhuterthums von Schrift und Kirchenlehre. Er sucht „keines Menschen Schimpf, Verdruß oder Schaden, sondern wahre Besserung;" er begehrt „niemandem etwas aufzubürden, sondern zu erleichtern; niemand abzuschrecken, sondern herumzuholen." Wo seine Worte „am ernstlichsten sind, da ist die Absicht, einer heilsamen Vorstellung den Eingang zu verschaffen." Nichts in seinen gegnerischen Erörterungen rührt „aus Bitterkeit, sondern alles aus der Liebe" her.

Wir reihen hiermit beide Theile dieses Abrisses in unverändertem correctem Abdruck, sammt der Vorrede des seligen Verfaßers, dem Anhang, den drei revidirten Registern und einem neuen Verzeichnis aller einzelnen Sätze des Werkes der in unserm Verlag in wohlfeilen Ausgaben erscheinenden **Bibliothek classischer Theologie** ein.

Von derselben sind ferner erschienen:

CONCORDIA.

LIBRI SYMBOLICI
ECCLESIAE EVANGELICAE.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. 1584.

Wohlfeile Taschenausgabe. 58 Bogen. broch. Preis 25 Sgr.

Die vorliegende wohlfeile Taschenausgabe des *liber concordiae* bietet einen wörtlichen Abdruck der ersten authentischen Ausgabe von 1584 und zwar mit Rechenbergscher Paginirung und Hasescher Randparagraphirung. Unserer Ausgabe vorangestellt ist das *Mandatum Christiani II.*, derselben als Anhang beigegeben I. *das Tauf- und Traubüchlein* und *eine kurze Vermahnung zur Beicht.* II. *Die Sächsischen Visitationsartikel.*

S. ANSELMI CANTUARIENSIS
LIBRI DUO

CUR DEUS HOMO

RECOGNOVIT

HUGO LAEMMER

PHIL. DOCTOR, THEOL. LICENTIATUS.

Wohlfeile Taschenausgabe. 7 Bogen. broch. 7½ Sgr.

D. JOH. ALBERTI BENGELII
GNOMON NOVI TESTAMENTI,

IN QUO EX NATIVA VERBORUM VI

SIMPLICITAS, PROFUNDITAS, CONCINNITAS, SALUBRITAS SENSUUM COELESTIUM INDICATUR.

SECUNDUM EDITIONEM TERTIAM (1773).

Wohlfeiler Druck, 48 Bog. in gr. Royal-8., Preis 2½ Thaler.

„Bengels *Gnomon N. T.* veraltet nicht und kann auch, wenn gleich in den letzten Decennien wiederhohlt edirt, nicht „oft genug den der Theologie Beflissenen zum ernstesten Studium dargeboten werden. Diese betend gewissenhafte, grammatisch-„philologisch güldentreue und doch nichts weniger als nur glossatorische oder buchstäbische Auslegung des gesammten N. T., „in welcher der tiefe, klare und scharfe Geist eines der grössten ev.-lutherischen Theologen sich gänzlich unter das Wort Gottes „beugt, um es in allen seinen Höhen und Tiefen und Falten zu erforschen, und mit den Mitteln gründlichster Gelahrtheit ganz einfach „schlicht und kurz zu deuten, — worin, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, *ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas, concinnitas, salu-„britas sensuum coelestium indicatur*, — steht einzig da auf exegetischem Gebiete und wird für alle Zeiten reiche Ausbeute gewähren. „Es ist ein wahres Verdienst, welches die Verlagshandlung, mehrfacher Aufforderung folgend, durch neue saubere, correcte und „wohlfeile Veröffentlichung dieses classischen exegetischen Werks — wobei sie völlig sachgemäss die zuletzt 1773 durch M. E. „Bengel Sohn aus späteren exeg. Werken des Verf. vervollständigte Ausgabe, nur mit Hinweglassung des Sohnes eigner Zu-„sätze, zu Grunde gelegt hat, und welches nun jetzt ganz vollendet vorliegt, sich erwirbt."

Zeitschrift f. d. ges. luth. Theol. u. Kirche v. Rudelbach u. Guericke. 1857. II. Heft.

LOCI PRAECIPUI THEOLOGICI

per

PHILIPPUM MELANTHONEM.

AD EDITIONEM LIPSIENSEM A. MDLIX.

Wohlfeiler Druck. 14 Bogen in 4to broch. 22½ Sgr.

D. MARTIN LUTHERS

Ausführliche Erklärung

der

Epistel an die Galater.

Wohlfeiler Druck (in 2 Hälften). Vollständig in Einem Bande. 25 Bogen in 4. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Im Anschluß an unsere wohlfeilen Ausgaben von *D. J. A. Bengelii Gnomon Novi Testamenti* u. s. w. und *Melanthonis loci praecipui theologici* u. s. w. bieten wir hiermit aus dem „güldenen Kleinode der schönsten Andachten aus Lutheri Schriften" nach der **J. G. Walch**'schen Textrecension einen wohlfeilen Druck von „**Dr. Martin Luthers Ausführliche Erklärung der Epistel an die Galater.**" Wir wißen diese unsere Ausgabe nicht beßer zu befürworten, als indem wir an die Worte jenes berühmten Herausgebers der Schriften Luthers erinnern. „Man kan und mus mit Grund der Wahrheit sagen," also urtheilt derselbe, „daß diese Auslegung „der Epistel an die Galater, nebst der Erklärung des ersten Buchs Mosis unter denjenigen Büchern, die Lutherus über die heil. Schrifft „verfertiget, einen besondern Vorzug habe, und mit allem Recht als ein vortreffliches Werck anzusehen sey. Da findet man die Haupt-Lehre „unserer evangelischen Religion von der zweyfachen Krafft des Glaubens, sowohl von der gerechtmachenden, daß wir durch den Glauben allein, „ohne des Gesetzes Werk, die vor GOtt gültige Gerechtigkeit erlangen; als auch von der heiligenden, durch welche er sich nothwendig durch „die Liebe thätig erweisen und ein heiliges Leben hervorbringen mus, herrlich und nachdrücklich ausgeführet. Hinlänglich wird man dieses erkennen, „wenn man das Werk selbst durchlieset und durch die Gnade GOttes einen geistlichen Geschmack an den darinnen abgehandelten Wahrheiten „erlangt. Da wird man sehen, was GOtt dem seligen Luthero vor eine tiefe und genaue Erkänntnis der Lehre von der Rechtfertigung aus „dem Glauben, folglich von dem Haupt-Innhalt des gantzen Evangelii geschencket: wie solche Erkänntnis bey ihm in eine lebendige Kraft ge-„gangen, und ihn begierig gemachet, die Epistel an die Galater vor andern mit besonderm Fleis zu erklären, damit er die evangelische Wahr-„heit von der Glaubens-Gerechtigkeit mit Nachdruck zeigen, und den Haupt-Grund des Pabstthums, nemlich das Verdienst der guten Wercke, „niederreissen, zugleich aber auch weisen möge, wie der Glaube, dadurch wir die Gerechtigkeit, die vor GOtt gilt, erlangen, nicht todt, sondern „lebendig seyn müsse. Damit hat er aus eigener Erfahrung und Empfindung mit völliger Ueberzeugung geschrieben, und da sein Hertz von „diesen theuren Wahrheiten voll gewesen, so ist sein Vortrag, wie ein Strom geflossen, und er hat oftmals in der That mehr gesagt, als „er gethan zu haben vermeinet."

Wir wünschen, es möchte die erneute Herausgabe dieses Buches dazu beitragen, daß die Kleinodien unseres evangelischen Glaubens unserm Volke in immer hellerem Lichte erglänzen.

Durch **Gustav Schlawitz** Verlagsbuchhandlung in Berlin kann — aus dem Verlage von Justus Perthes in Gotha — ferner bezogen werden:

Die

Geschichte des Deutschen Volkes

in 15 großen Bildern,

dargestellt

von **K. Hermann,**

Mitglied der Akademie und Künste zu München und Dresden.

In Kupferstich ausgeführt durch anerkannte Meister nebst einem erklärenden Texte von Dr. R. Foß und einer Vorrede von Prof. Dr. Stahl.

Preis für Abdrücke auf guten Velinpapier 30 Thlr., für solche auf chinesischem Papier 40 Thlr. Auch kann das Werk nach und nach in fünf Lieferungen, jede zu 6 Thlr. und 8 Thlr. bezogen werden.

Inhalt:

Tafel I.

Finsterniß bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker. Jesaias LX, 2.

Sitten und Gebräuche des Volkes und die nordische Mythologie.

Tafel II.

Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt. Jes. LX, 1.

Unterjochung Deutschlands durch die Römer und seine Befreiung von 113 vor bis 280 n. Chr. Geb. — Fortsetzung der Mythologie, Untergang der Götter, genannt Ragnaröck oder die Götterdämmerung. (Der Edda entnommen.)

Tafel III.

Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort; dasselbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen. Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf, wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben. Joh. I, 1—4. 11. 12.

Erscheinung des Christenthums, seine Verbreitung und Wirkung auf Deutschland von 380—744.

Tafel IV.

Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht. Jesaias LX, 3.

Entwickelung der Kirche und des christlichen Staates unter Karl d. Großen und seinen Vorgängern, 507—806.

Tafel V.

Es soll durch dich gebauet werden, was lange wüste gelegen ist. Jesaias LVIII, 12.

Beginn des deutschen Reiches unter den Karolingern und Heinrich I., 814—936.

Tafel VI.

Gott ist ein Schild Allen, die ihm vertrauen. Psalm XVIII, 31.

Deutschland unter den sächsischen Kaisern und Konrad II., 936—1039.

Tafel VII.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Matth. XXVI, 41. Marc. XIV, 38.

Zeit der salischen Kaiser von Heinrich III. bis Heinrich V., 1039—1129.

Tafel VIII.

Jerusalem, das droben ist, das ist die Freie. Gal. IV, 26.

Kaiser Lothar der Sachse und die ersten Kreuzzüge bis zu Friedrich I., 1096—1190.

Tafel IX.

Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. 1. Petr. I, 24 f.

Die Zeit der Hohenstaufen von Heinrich VI. bis zum Tode Conradins. Das Mittelalter erreicht seine Blüthe, 1198—1258.

Tafel X.

Herr, hilf uns, wir verderben. Matth. VIII, 25.

Die Blüthe des Mittelalters ist vorüber und es zeigt sich die Nothwendigkeit einer Reform Diese Periode beginnt mit dem Bau Thorns unter dem Landmeister Hermann Salza und Bischof Christian, bis zum Concilium zu Constanz, 1229—1415.

Tafel XI.

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen, spricht der Herr. Matth. XXIV, 35.

Letztes Auftauchen des Mittelalters, Beginn einer neuen Zeit durch die Reformation, 1417—1576.

Tafel XII.

So du durchs Wasser gehest, will Ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du ins Feuer gehest, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden, denn Ich bin der Herr. Jes. XLIII, 2. 3.

Dreißigjähriger Krieg, 1609—1657.

Tafel XIII.

Sie umgeben mich allenthalben, aber im Namen des Herrn will ich sie zerhauen. Ps. CXVIII, 11.

Zeit von Kaiser Leopold II. bis Kaiser Joseph II., 1680—1765.

Tafel XIV.

Man stößt mich, daß ich fallen soll; aber der Herr hilft mir. Ps. LXVIII, 13.

Revolutions- und Befreiungs-Krieg. Auflösung des deutschen Reiches, 1795—1815.

Tafel XV.

Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Und es sind mancherlei Aemter, aber es ist ein Herr. Und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket Alles in Allen. 1. Cor. XII, 4—6.

O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege! Römer XI, 33.

Schlußblatt: die neueste Zeit, Fürst und Volk, Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, Grund und Ziel.

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 2. Juni. № 44.

Die Liebeswerke in der Englischen Kirche, insbesondere die St. Alban's-Gilde (Guild of St. Alban).

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Ueberspringen wir nun die unfruchtbare Wüste der dürren Hochkirchlichkeit, welche vom Ende des ersten Viertel des achtzehnten bis zu derselben Periode des neunzehnten Jahrhunderts sich erstreckt, so treten uns die ersten Pulsationen eines specifisch kirchlichen, und eben darin hochkirchlichen, oder — nach dem Sprachgebrauch der Gegner aller Art der Welt, der Dissenters und der „Evangelischen" — puseyitischen Brüderschaftswesens in Geist und Wesen und Form unserer Diaconissenhäuser entgegen, und ohne allen Zweifel nicht ohne unmittelbare Anregung von dieser Seite. Eine ausführlichere Darstellung der Geschichte der englischen sisterhoods — deren erste bedeutendere Entwicklung unter den Augen und Patronat des Bischofs von Exeter stattfand*) und die dann durch den orientalischen Krieg einen so merkwürdigen Aufschwung (wenn auch in freierer Form) und in jener Miß Nightingale eine so würdige Vertreterin fanden, und die allgemeine Bewunderung durch Heldenthaten christlicher Barmherzigkeit erzwangen — eine solche Darstellung wäre von großem Interesse auch und vorzüglich in der allgemeinen Bedeutung der Sache für und in der Geschichte der religiösen, kirchlichen und weltlichen Bildung Englands in unsern Tagen, doch ist es nicht unsere Absicht, hier weiter darauf einzugehn. Vielmehr gehn wir über zu den etwas jüngern und bisher noch sehr unscheinbaren, von der Welt überhaupt ganz und gar, ja, von der christlichen Welt noch fast ganz unbeachteten Keimen, welche sich in Form, Geist und Wesen noch unmittelbarer an jene ältern Brüderschaften anschließen und durch ihre, wenn auch eben noch im Keim größtentheils verschlossenen, vielseitigern, mannigfaltigern und umfassendern Anlagen, sowie durch ihren überwiegenden männlichen Charakter wohl eine bedeutendere Zukunft haben dürften als jene weiblichen und größtentheils der Krankenpflege gewidmeten Genossenschaften. — Dies sind die unter der allgemeinen Bezeichnung der Gilde von St. Alban*) organisch verbundenen Brüderschaften, deren Entstehung nicht weiter zurück als in die ersten fünfziger Jahre fällt.

Ueber die ziemlich complicirte äußere Verfassung dieser Gilde und ihrer einzelnen Brüderschaften (welche meist nach ihren lokalen Kirchenpatronen genannt sind) genügen hier einige allgemeine Andeutungen. In jeder Brüderschaft unterscheiden sich eigentliche Brüder**) (brethern), welche den eigentlichen, auch äußerlich und lokal enger verbundenen Kern der Brüderschaft bilden und sich ganz und ausschließlich (neben ihrem weltlichen Beruf) den Arbeiten der Gilde widmen, und Genossen (fellows), welche in einer freiern Haltung und mehr in der Welt leben, jedoch dort nach Gelegenheit und Mitteln die Arbeiten der Gilde fördern. Beide Abtheilungen haben eine Art von Noviciat (probation), wozu noch eine Art von Mittelglied zwischen der fellowship und brothership kommt in den assistant brethern, welche dieser näher stehen als jener und eigentlich ein verlängertes Noviciat für die Brüderschaft zu seyn scheint. Außerdem aber giebt es einen noch weitern Kreis von Associates, Freunde und Gönner der Sache, welche nicht Mitglieder sind. Die Aufnahme ist von strengen Bedingungen, allgemeiner respectability in jeder Beziehung, und von vollständig kirchlicher Haltung im hochkirchlichen (oder puseyitischen) Sinne abhängig. Jede spätere Untreue in diesen Beziehungen, sowie jede Verletzung der Statuten wird sehr streng genommen und bei Wiederholung oder gewohnheitsmäßiger Lässigkeit erfolgt unbedingt Ausschließung. Ueberhaupt ist das Moment der Autorität sehr kräftig entwickelt sowohl in den einzelnen Brüderschaften, als noch mehr in den Distrikten und ihrem Master, und endlich in dem Centralorgan, welches unter dem Provost und Warden***)

*) Wer die haarscharfen Gränzen kennen lernen will, die namentlich in Aeußerlichkeiten aller Art das Gebiet der Englischen Kirche von dem der Römischen auch nach dieser Seite scheiden, — wer sich von der unverfänglichen Englischen Kirchlichkeit jener Miß Sellon und ihres Schwesternhauses überzeugen will, welches, so lange der Gegenstand der gehässigsten Angriffe und Verläumdungen (leider oft unter „evangelischen" Losungen) war, den verweisen wir auf die von dem Bischof von Exeter geführte öffentliche Untersuchung und dessen Entscheidung (z. B. im Guardian von 1851).

*) Die Guild of St. Alban hat ihren Namen nicht etwa von der bekannten Englischen Stadt St. Albans, sondern von dem Heiligen des Namens.

**) Auch von Schwestern ist die Rede, doch nur in sehr allgemeinen Ausdrücken als zulässig.

***) Der Provost ist das Haupt der ganzen Gilde, zunächst aber der eigentlichen Verwaltung, als Vorsitzender der Provost's court,

aus den Vorstehern der Distrikte und Brüderschaften (Masters und Stewarts) besteht und in London seinen Sitz hat. Die Gesammtheit der Mitglieder in Distrikts- und Generalversammlungen bilden zwar jede in ihrem Bereich die letzte und höchste Autorität für alle außerordentlichen Angelegenheiten und wo es sich um Neues handelt, sowie die alle fünf Jahr Statt findenden Wahlen der Beamten und Vorstände, Rechnungsablage u. s. w. Im Laufenden aber ist für eine große Einheit der Leitung sowohl der allgemeinen, als der localen Angelegenheiten und doch wieder für eine hinreichende Selbstständigkeit der letztern gesorgt. Diese sind wenigstens bisher noch — namentlich in und durch die einzelnen Brüderschaften, welche unmittelbar vor Ort (wenn wir so sagen dürfen) und den praktischen Aufgaben der Nothstände gegenüber stehn — die Hauptsache und verwenden den größten Theil der Mittel, welche theils aus Beiträgen der Mitglieder, Gönner und Freunde, theils durch Collekten erwachsen, zu ihren eigenen Zwecken. Der Gesammtheit, zur Verfügung des Centralvorstandes, fließt der Zehnte der Einnahme jeder Brüderschaft zu, und außerdem ist ihr der Ertrag der von der Gilde gegründeten Monatsschrift bestimmt — dazu eventuell einzelne außerordentliche Gaben und Stiftungen zu allgemeinen und centralen Anstalten und Unternehmungen. Als lokaler Mittelpunkt der ganzen Sache scheint sich thatsächlich mehr und mehr St. Barnabas mit seinem College und andern Anstalten der innern Mission gestalten zu wollen, worunter auch eine Brüderschaft ist, welche zunächst den Anschluß an die Gilde bedingt. Schon einige Jahre hinter einander haben die Generalversammlungen und das Jahresfest der Gilde in St. Barnabas Statt gefunden, und sich der Gastfreundschaft jenes merkwürdigen Parochialorgans erfreut. Wenn sich die Mittel fänden, würde die Gilde freilich ohne Zweifel vorziehen, sich ein eigenes Centraldomicil in London zu gründen, wie denn auch in den einzelnen Brüderschaften jenes gesunde Streben nach einer dem Zweck und Geist entsprechenden architektonischen baulichen Localisirung sich kund giebt, welche ein so wesentliches Moment nachhaltig kräftiger Entwickelung ist, dessen Bedeutung aber, namentlich auch bei uns, so selten richtig gewürdigt wird. Es fehlt der Sinn dafür, weil und wo überhaupt der Sinn für würdige feste Form und Ordnung in der äußern Gestaltung fehlt, dessen die höchste, würdigste Idee am wenigsten entbehren kann oder doch soll. Der Gilde fehlt es nicht daran, sondern vorläufig nur an Mitteln um die ihr vorschwebende Aufgabe (wozu namentlich auch Anstalten christlicher Gastfreiheit, Herbergen u. s. w. gehören), zu lösen. Bei einer einzigen Brüderschaft, in Tamwodt, zeigt sich bisher eine Aussicht zur Gründung eines College zu convictorischem Haushalt der eigentlichen Brüder mit Schule u. s. w. Die meisten Brüderschaften behelfen sich zum Theil kümmerlich genug mit gemietheten Lokalen für ihre Zusammenkünfte.

Aus diesen Aeußerlichkeiten lassen sich schon zwei wesentliche Punkte des gegenwärtigen Standes der Sache folgern: erstlich die geringe Anzahl, zweitens die plebejische Stellung der bei weitem größten Zahl der Mitglieder. In der That gibt es bisher höchstens einige zwanzig Brüderschaften in ganz England mit kaum 300 Mitgliedern, deren Mehrzahl dem untern Mittelstande angehören; sie verwenden auf die Arbeiten der Gilde die Stunden, die ihnen ihr mühsamer Broderwerb übrig läßt. Dazu kommen in den meisten Brüderschaften ein oder ein Paar gebildete Leute, namentlich wohl mittelbar oder unmittelbar in Oxford puseyitisch angeregte jüngere Männer. Dies ist aber auch der einzige Nexus, den man zwischen der Gilde und der puseyitischen Schule nachweisen kann und die meisten Mitglieder sind sich schwerlich bewußt, etwas anderes zu seyn, als treue Glieder ihrer Kirche. Dabei drängt sich gewiß schon hier die Thatsache auf, daß von eigentlich geistlichen Mitgliedern gar nicht die Rede ist. In der That ist die Gilde (mit Ausnahme der sog. associates, welche auch Geistliche seyn können) ausschließlich eine Laien-Brüderschaft, deren Verhältniß zur Geistlichkeit aber vielleicht eben dadurch ein um so gesunderes, einfacheres und wirksameres seyn dürfte. Die einzelnen Brüderschaften wie die Gilde selbst erkennen ganz ausdrücklich ihre Stellung als im Dienst der Kirche und namentlich des Parochialgeistlichen an. Dieser hat freien Zutritt in den Versammlungen; seine Wünsche, sein Rath finden die höchste Beachtung; überhaupt wird das innigste Einverständniß und Zusammenwirken mit ihm erstrebt, und werden ohne sein Wissen und Zustimmung z. B. keine Traktate vertheilt, keine eigentlichen Erbauungsstunden mit Betheiligung von Nichtmitgliedern gehalten u. s. w. Ebenso wird die canonische Autorität des Bischofs und seiner Beamten vollkommen anerkannt, die Visitation erbeten u. s. w. Nur die unbedingte Abhängigkeit von dem geistlichen Amt und seinem jedesmaligen Vertreter, namentlich die Initiative oder die vorläufige formale Sanktion des Parochus zur Gründung eines Vereins wird, wenn auch als sehr erwünscht, doch nicht als unbedingt nothwendig angesehen. Daß eine solche Stellung den Principien und Ordnungen der Kirche widerspräche, hat noch Niemand auch nur angedeutet, während die ausdrücklichen oder thatsächlichen Zeugnisse mehrerer der ersten geistlichen Autoritäten über ihre canonische Correktheit keinen Zweifel lassen. Als eine Frage der höhern Oportunität aber kann man bei richtiger Würdigung der gegebenen kirchlichen Verhältnisse und namentlich des Zwiespalts unter der Geistlichkeit selbst, jene Haltung nur als vollkommen zweckmäßig und berechtigt anerkennen.

Aber was sind denn nun eigentlich die Früchte dieses so künstlich verzweigten Baums? Was treiben, was schaffen, was thun diese Brüderschaften als lokale Organe der Gilde? Dies ist allerdings die Hauptfrage? Die Antwort aber ist wahrlich nicht unbefriedigend für jeden, der an solche Dinge einen andern Maaßstab zu legen weiß, als den der Zahlen. Wer freilich schon genug gehört hat, wenn er erfährt: es handelt sich um

---

oder des eigentlichen Vorstandes; der Warden als Vorsitzender der Warden's court hat eine sehr eigenthümliche Stellung als Organ der sittlichen und formalen Controlle und Disciplin.

Vereine von zwei, drei bis höchstens zwanzig eigentlichen Mitgliedern (die größte Zahl einer Brüderschaft beträgt Alles in Allem, also mit assistants und probationers 40—45) — um Brüder, deren bescheidene, oft fast dürftige Lebensstellung jede Aussicht auf bedeutende Zahlen in den verwendbaren Geldmitteln ausschließt — dem wissen wir weiter nicht zu helfen, noch zu genügen. Im Gegentheil aber möchten wir von vorne herein grade die Eigenthümlichkeit der Gilde im Gegensatz zu dem gewöhnlichen wohlthätigen Vereinswesen hervorheben und zu ernstlicher Betrachtung auch in unsern Vereinen für innere Mission empfehlen: daß hier sich recht handgreiflich zeigt, wie viel mehr wirkliche Arbeit und Frucht ein Paar in Gebet und Arbeit, in strengen Formen und lebendig homogener Kirchengemeinschaft eng verbundener Männer schaffen, denen es heiliger Ernst mit der Sache ist und die ihre ganze Lebenshaltung mit diesem Ernst durchdringen, als eine lose Verbindung einer viel größern Anzahl ganz wohlmeinender und subjektiv mehr oder weniger frommer Leute, bei denen aber größtentheils das Vereinsleben nur ein flüchtiger, selten genug wiederkehrender Moment in einer ganz heterogenen Lebenshaltung ist. Daß auch solche losere Elemente zweckmäßig in ihrer Weise verwendet werden können, ist gewiß nicht in Abrede zu stellen; eben deshalb ist ihnen auch von der Gilde in dem weitern Kreis der Associates Gelegenheit genug gegeben, die Arbeiten der Gilde zu fördern. Nimmermehr aber kann die thatsächlich überall, wo überhaupt etwas gethan wird, eintretende, oft zufällige, wechselnde Concentrirung der Arbeitslast auf einige willigere und mit breiterem, kräftigerem Rücken begabte Mitglieder der zahlreichern Vereine, einen solchen festen Kern ersetzen, wie ihn die eigentliche Brüderschaft bildet. —

Vergleichen wir nun aber die Auffassung und Behandlung der Aufgaben der innern Mission durch die Gilde mit dem, was wir an unsern Vereinen gewohnt sind, so fällt als wesentlicher Unterschied zunächst eben die ganz kirchliche und specifisch hochkirchliche Haltung jener Brüderschaften auf. Und zwar vor Allem das innere Leben in allen Gliederungen, Organen und Funktionen der Gilde. Hier kommt eine solche Menge von sehr genau vorgeschriebenen gottesdienstlichen oder sonst erbaulichen Ordnungen, Uebungen und Formen*) (z. B. auch eine halbgeistliche Tracht in den Versammlungslokalen), daß der Gegensatz zu unserer Deutschen Formlosigkeit — zu dem (man verzeihe uns den Ausdruck) lodderigen Wesen, was immer an Schlafrock, Pantoffeln und Tabaksdampf erinnert, auch wo sie nicht durchbrechen — etwas fast Komisches hat. Wenigstens wollen wir die ernstere Seite gegen unsere Weise nicht urgiren, da wir überhaupt kein fremdes Muster aufstellen wollen; auch sind wir weit entfernt, die mit unsern Schwächen — in, wenn

*) Die Gilde hat eine eigene Agende herausgegeben: the canonical hours according to the use of the Guild of St. Alban.

auch nicht in durchaus nothwendiger, doch thatsächlicher Verquickung — Hand in Hand gehenden Vorzüge zu verkennen. Der obgleich französische, doch sehr bedeutungsvolle Spruch: „nous avons les défauts de nos qualités," läßt sich auch mit gleicher Wahrheit umkehren. — Dem Vorwurf des Romanisirenden in diesen Dingen — den man natürlich von manchen Seiten nicht gespart hat, soweit jenes Treiben überhaupt Beachtung gefunden — begegnet die Gilde ganz einfach mit Berufung auf die ältern Formulare der Englischen Kirche, den ältern Brauch ähnlicher Brüderschaften und auf die stillschweigende oder ausdrückliche Genehmigung ihrer Bischöfe; wir aber gestehen aufrichtig, daß auch uns damit diese Seite der Sache genügend erledigt scheint. Aber auch jenseits des engern und gleichsam intimen Kreises des Brüderwesens erstrecken sich die speciellen (wenn man so sagen darf) liturgischen Verpflichtungen der Brüder, theils in besondern Privatandachten und Gebeten (unbeschadet der gewöhnlichen häuslichen Andachten), dann aber namentlich in gewissenhafter Betheiligung an allen Gottesdiensten und zumal an den Sacramenten der Kirche. Und hier schließt sich dann auch gleich die Thätigkeit der Brüder nach Außen, die Liebeswerke innerer Mission an Anderen an. Nicht nur sollen sie — und zwar mit Recht vor allen Dingen — sich selbst als treue Söhne der Kirche auch in ihren äußern Ordnungen erweisen, sondern sie sollen auch mit aller Weisheit und Liebe aber auch mit allem Eifer soweit an ihnen dieselbe Treue und Gemeinschaft auch in allen denen wecken und pflegen.*) Sie sollen namentlich auch in dieser Beziehung dem Geistlichen zu allen Diensten willig seyn, z. B. in der Pflege und Uebung des Kirchengesanges. Und hier schließt sich wieder eine weitere und schon von dem unmittelbar und im engern Sinn kirchlichen Beruf abzweigende Thätigkeit der Brüderschaften an: nämlich der Jugendunterricht. Endlich aber ist unter den specifisch kirchlichen Liebeswerken der Gilde noch als besonders wichtig hervorzuheben: die Beförderung christlicher und kirchlicher Haltung bei den Begräbnissen, besonders der Armen, wozu schon hin und wieder (z. B. wieder in St. Barnabas für den Westminsterdistrikt) besondere Vereine gegründet und in schöner Wirksamkeit sind. Die ganze Bedeutung dieser Sache kann nur bemessen, wer die unsäglichen Greuel kennt, die grade in diesen Dingen in England vorkommen, und wovon wir bei uns, so schlimm es oft steht, doch noch weit entfernt sind.

Vielleicht wird man uns aber, ehe wir nun auf die mehr außerkirchlichen, wenn auch in ganz kirchlichem Geist betriebenen Arbeiten der Gilde eingehen, die Frage einwerfen: wie es nur

*) Daß auch hier besonders auf Kirchenbesuch und Betheiligung an den h. Sakramenten, auf die Schließung kirchlicher Ehen u. s. w. gedrungen wird, versteht sich von selbst; wie nöthig dies aber sogar hinsichtlich der Taufe ist, ergibt sich aus der einen Thatsache, daß die Brüderschaft zu St. Maria in London (8 Brüder) in einem einzigen Distrikt (City Rood) in zwei Jahren 150 Schulkinder zur Taufe gebracht!

möglich ist, daß die wackern Leute (neben ihrem Broderwerb!) auch nur die Zeit finden, so viele gottesdienstliche und erbauliche Formalia zu erfüllen und dann noch irgend welche andere Arbeit zu beschaffen? Darauf können wir in der That nur antworten: die Sache ist thatsächlich und nachweislich wahr und wirklich, also wird sie auch wohl irgendwie möglich seyn; wie denn schon das alte spanische Sprüchwort sagt: con oyr misa y dar cebada no se pierde la jornada. Bestimmte Beispiele zum Beweise jener wirklichen Möglichkeit aus der Geschichte einzelner Brüderschaften zu geben, würde ein Eingehen in Einzelnheiten fordern, die uns hier zu weit führen dürften, und verweisen wir desfalls auf die Monatsschrift der Gilde.*)

Im Allgemeinen aber können wir uns sehr kurz über diese Liebeswerke der Brüderschaften fassen; denn im Wesentlichen sind es bei gleichen Nothständen dieselben, welche auch bei uns zu dem stehenden Programm der innern Mission gehören. Wenigstens ist keiner von allen diesen Arbeitszweigen principiell ausgeschlossen, wenngleich die Geringfügigkeit der verwendbaren Geldmittel den meisten Brüderschaften manche Arbeit oder Anstalt verbieten, die bei uns zu den immer häufigeren gehören. — So z. B. hat die Gilde noch kein Rettungshaus gründen können. Also: Gründung von Elementarschulen und Kinderbewahranstalten, oder Betheiligung an schon vorhandenen, mit besonderer Berücksichtigung des Kirchengesangs, wie schon erwähnt; auch die sog. young men's institution (Jünglingsvereine) werden nicht übersehen. Auch höher hinauf soll keine Gelegenheit versäumt werden, sich (je nach Umständen und persönlichen Gaben) bei allen vorhandenen freien Anstalten zur allgemeinen Volksbildung (z. B. durch Vorträge in den mechanics institutions etc.) zu betheiligen, wenn die eignen Mittel auch nicht hinreichen, dergleichen zu gründen. Es versteht sich, daß immer der kirchliche Geist Alles durchdringen, die kirchlichen oder doch allgemein evangelischen Voraussetzungen, die erbauliche Tendenz wenigstens den Hintergrund auch bei ganz profanen Gegenständen bilden muß. Auch die Verbreitung guter Bücher, Zeitschriften, Tractate, die Gründung von Lesegesellschaften u. s. w. gehören in diesen Arbeitszweig. Daß auch leibliche Wohlthaten nicht ausgeschlossen sind, versteht sich von selbst; und wenn der Mangel an Mitteln diesen Zweig zu keinem erheblichen äußern Umfang kommen ließ, so scheint jedenfalls dadurch die Besonnenheit und Zweckmäßigkeit der Verwendung der verfügbaren Mittel um so mehr befördert zu werden. Jedenfalls haben die Besuche bei Armen und Kranken immer den doppelten Beruf leiblicher und geistlicher Hülfe und Erquickung im Auge. Zu den Mitteln materieller Hülfe gehört dann auch die Gründung von Sparvereinen und ähnlichen Anstalten, wobei sehr zu wünschen und nach einigen Anzeichen auch zu hoffen, daß die Gilde die Anwendung der Grundsätze gewerblicher und wirthschaftlicher Genossenschaft (Cooperation) der sog. arbeitenden Klassen nicht ausschließen möge. In allen diesen Liebeswerken aber wird den Brüdern ausdrücklich zur Pflicht gemacht, nicht etwa unthätig zu bleiben, bis sie selbst Anstalten u. s. w. begründen oder leiten können; sie sollen vielmehr überall zum Dienst und Hülfe bereit seyn, also auch in andern Vereinen, dann besonders in öffentlichen Anstalten, Armenhäusern, Krankenhäusern, Gefängnissen, soweit ihnen dort, bei offenem Zeugniß ihres christlichen und kirchlichen Berufs Raum gegeben werden mag. In dieser Beziehung erscheint uns besonders beachtenswerth, wie (in der Monatsschrift) immer darauf gedrungen wird: daß auch die kleinste, unscheinbarste Arbeit nicht zu verschmähen, daß auch die schwächste und vereinzeltste Kraft — manche oft mit großer allgemeiner Schwäche und Unbehülflichkeit verbunden — eigenthümliche, ja seltsame kleine Begabung bei gutem Willen und demüthiger Liebe zu des Herrn Ehre und des Nächsten geistlicher oder leiblicher Wohlthat verwendet werden kann. Namentlich bezieht sich dies auf vereinzelte und von dem Sitz der Brüderschaft entfernte fellows oder associates, welche bei bestem Willen nicht recht wissen, wo und wie sie die Sache angreifen sollen. Da ist z. B. ein Socius infelix der in der Monatsschrift mit wahrem Humor darüber klagt, daß er alles Mögliche versucht, aber immer nur sich selbst blamirt und der Sache mehr Nachtheil als Vortheil gebracht habe. Darauf nun von mehreren Seiten Rathschläge, Aufmunterung und Tadel, die denn doch endlich dahin führen, daß er einen ganz eigenthümlichen und fruchtbaren Beruf findet: er hat eine gewisse ästhetische Bildung, und ist Dilettant in bildenden Künsten auch Poesie; da wird er denn auf das fast allgemeine Aergerniß entweder absurder und geschmackloser oder gradezu unchristlicher profaner Denkmäler und Inschriften der Gottesäcker aufmerksam gemacht und ihm gerathen, dagegen mit Rath und That in seiner Nachbarschaft zu operiren. Er soll den Leuten auf gute Manier begreiflich machen: warum es sich handelt, sie für die bessere, würdigere und nicht kostbarere Befriedigung eines doch einmal vorhandenen, anerkannten Bedürfnisses überzeugen und dann gleich mit Zeichnung und Inschrift bei der Hand seyn, sich zu Besorgung der Ausführung bei Bildhauern oder in Gießhäusern anbieten u. s. w. Diesen Weg betritt Socius infelix und findet sehr bald mehr als genug und sehr befriedigende Arbeit. Ist nun auch bei uns der Scandal auf diesem Gebiete

*) Nur ein Paar Zahlen aus der Geschichte einer der kleinsten Brüderschaften (zur h. Dreieinigkeit in Birmingham): sie entstand Ende 1853 mit einem Bruder, zwei Novizen (probationary brethern) und sechs probationary fellows und assistants in einer sehr verwilderten Gemeinde von 11000 Seelen; 1856 bestand sie aus der doppelten Zahl von Brüdern u. s. w.; es hatten sich vier Schwestern angeschlossen, und der Parochialgeistliche war für die Sache gewonnen. Zur Beurtheilung der so gethanen Arbeit mag genügen, daß außer dem regelmäßig gegebenen Schulunterricht, und mehreren Vorträgen, nicht weniger als 1000 Besuche bei Armen (sie geschehen immer paarweise) abgestattet, 62 leibliche Nothfälle unterstützt, 45 Versammlungen abgehalten und 62 Schulkinder zur h. Taufe befördert worden waren.

nicht so groß wie in England, so gibt es doch wahrlich auch hier mehr als genug zu thun, und möchten wir nicht blos etwanige Socii infelices diesseits des Salzwassers auf diese Spur leiten, sondern auch die christlichen Vereine (zumal für christliche Kunst) überhaupt. Freilich würde denn auch hier, der schon öfters von uns auch in diesen Blättern beklagte Mangel an dem christlich-ästhetischen Moment in unserer akademischen und zumal theologischen Bildung, an Sinn für das Schöne, Würdige, Liebliche in der äußern Erscheinung des Heiligen, des Geistlichen, ein vor allen Dingen zu überwindendes Hinderniß bilden. Damit hängt denn auch die Vernachlässigung der kirchlichen Architektonik und Ornamentik, die klägliche Kahlheit und Verwahrlosung oder geschmacklose Ueberladung so mancher Kirchen zusammen; und grade in dieser Beziehung hat die puseyitische Bewegung ein ganz besonderes Verdienst um das kirchliche Leben und auch die Gilde von St. Albans sucht diese Seite nach dem geringen Maaß ihrer Mittel und der bescheidenen Stellung ihrer Glieder bestens, wenn auch im Kleinen, zu pflegen.

Haben wir nun den Leser überzeugt, daß hier, wenn auch im beschränkten Keime, doch ein gesundes und mannigfaltige Momente der Entfaltung bergendes Organ des kirchlichen Lebens vorliegt, so wird dennoch dessen Bedeutung wenigstens großentheils abhängig seyn von der Frage: ob und wie weit auch eine entsprechende Entwickelung in äußeren Dimensionen wirklich stattfinden könne und werde. So viel ist gewiß: wenn diese Möglichkeit über kurz oder lang zu Wirklichkeiten wird — wenn auch nur die Mehrzahl der Gemeinden solche Organe der kirchlichen Liebesarbeit erhalten, so kann eine auch äußerlich und in den allgemeinen Zuständen bemerkbare Hebung und Besserung, Heilung und Heiligung nicht ausbleiben. Ob diese Ausdehnung der Arbeit und ihrer Frucht stattfinden wird oder nicht, kann nur der große Arbeitsherr wissen und schaffen; in der Natur der Dinge und der Menschen liegt um so weniger ein unüberwindliches Hinderniß vor, je weniger es sich eben um eine sehr zahlreiche Betheiligung bei Dingen handelt, zu deren tüchtiger und fruchtbarer Behandlung allerdings bei den gegenwärtigen Zuständen auch in den relativ am wenigsten von den Seuchen der Zeit ergriffenen Kreisen immer nur Wenige befähigt und berufen sind. Grade diese zu wirksamen Organen des kirchlichen Lebens zu vereinigen, ist ohne Zweifel eine der wichtigsten, wo nicht die wichtigste Aufgabe der hochkirchlichen Bewegung in England. Die bestimmtere corporative Bindung und materielle Begründung wird sich dann zur rechten Zeit schon von selber als Bedürfniß ergeben und dies Bedürfniß wird seine Befriedigung finden, sofern man auch nicht die mit dem Wesen der Sache gar wohl verträglichen und zum äußern Gedeihen unerläßlichen Bedingungen allgemeiner moderner Entwickelung aus einem gewissen archaistischen Dilettantismus, oder doctrinairer Bornirtheit, oder pietistisch ascetischer Peinlichkeit verkennt und versäumt und das Wesen der Form in Nebendingen aufopfert. Was man denn auch sonst von jener hochkirchlichen Richtung selbst, oder von diesem neuesten Trieb derselben halten mag, so wird man und wird sie selbst vor allen Dingen anerkennen müssen, daß auf diesem Gebiet die Entscheidung liegt, welche (gleichviel durch welche Organe und Mittel) ihren höheren und nachhaltigen kirchlichen Beruf beurkunden, oder sie als eine der ephemeren Bestrebungen verdammen wird, welche todte Formen der Vergangenheit unter conservativen Losungen zu künstlichen, gleichsam galvanischen Zuckungen eines trügerischen Scheinlebens aufrufen und mißbrauchen. Alle dogmatische, juristische, historische und dialektische Geistesarbeit, auch wenn sie sehr viel bedeutender wäre, als sie die puseyitische Schule aufzuweisen hat — alle liturgische und formale Restaurationen, wenn sie auch kirchenrechtlich noch so wohl berechtigt und an sich noch so würdig und erbaulich — ja alle subjektive Aufrichtigkeit in der Aneignung des objektiv-kirchlichen Inhalts, alle innere Gemüthswärme des neuerwachten kirchlichen Glaubenslebens — lauter Dinge, deren Berechtigung und Bedeutung, soweit sie gehen kann, gewiß Niemand bereitwilliger und mit mehr Sympathie anerkennt als wir — Nichts von alle dem kann uns darüber täuschen, daß nach jener entscheidenden Seite und auf jenem entscheidenden Terrain noch gar viel fehlt, um für eine günstige Entscheidung eine feste Zuversicht und Bürgschaft zu gewähren. Und obgleich die puseyitische Bewegung in der That auch nach dieser Seite — wie wir uns eben bemüht haben, an einem Beispiel specieller nachzuweisen und auch im Allgemeinen hinsichtlich der hochkirchlichen Amtsthätigkeit angedeutet haben — schon weit mehr leistet, als man gewöhnlich glaubt und den Vergleich mit ihren Gegnern nicht zu scheuen braucht, so beweist doch grade die bisher geringe Beachtung und Betheiligung, welche eben jenes Brüderschaftswesen auch innerhalb des neuen Hochkirchenthums gefunden hat, wie viel noch anders werden muß. Namentlich ist auch unter den Laien noch großer Mangel an jener Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit, in welcher vor Allen die virtus der christlichen Welt und das Feuer der christlichen Liebe sich zu erweisen hat. Ohne dieses Leben der That wird das Salz des Glaubens sogar in der Liebe immer in Gefahr stehen dumm zu werden und kann die beste, correkteste Gesinnung, reichste theologische und liturgische und sonst formale Entwickelung und die höchste Steigerung des Amtsbegriffs die Verknöcherung und Erkaltung des geistlichen Lebens nicht auf die Länge hindern, deren charakteristische Frucht und Zeichen immer ein feinerer oder gröberer Pharisäismus ist. Die überwiegende Geltung und selbstgenügende Sicherheit jener an sich unentbehrlichen doktrinairen

und formalen Seite des kirchlichen Lebens und das noch immer allzu starke Zurücktreten der praktischen Seite im weitern Sinn ist aber ohne Zweifel immer ein Zeichen drohender Gefahr jener Art und insofern sind auch die falschen und übertriebenen Beschuldigungen der Gegner als heilsame Warnungen, weil sie immer einen gewissen Beisatz oder einen Anhalt der Wahrheit haben, wohl zu beachten. Endlich: je bestimmter sich eine Kirche in ihrem eigenthümlichen Wesen begründet und gestaltet, desto besser wird sie im Stande seyn, sowohl überhaupt frisch in das Volksleben einzugreifen, als die ihrem Wesen entsprechenden wirksamsten Organe der Liebesthätigkeit zu entwickeln, in welcher vor Allem das Band der Vollkommenheit, wahrer Katholicität zu suchen. Je selbstständiger und kräftiger das specifisch-kirchliche Leben sich gestaltet, desto freier und weiter wird die Liebesgemeinschaft in guten Werken mit allen den Richtungen und Gestaltungen seyn können, aber auch seyn müssen, welche einen ernstlichen und ehrlichen Anspruch auf evangelische — ja auf christliche Gemeinschaft haben und machen. Nur das fortwährende Bewußtseyn gefährdeter Existenz oder doch nicht anerkannter Berechtigung hält die Liebe gefangen und macht Mißtrauen, Bitterkeit und alle abstoßenden Kräfte frei. Aber eben jenes Gefühl und die Veranlassung dazu würde durch frische Thaten der Liebe besser überwunden, als durch so viel wiederkäuendes doktrinäres und formalistisches Discutiren, Dociren und Polemisiren, oder weichlich-gemüthliches Brüten. V. A. H.

Nachrichten.

Aus der Lutherischen Diöcese Marburg.

Während vor einigen Jahren in allen kirchlichen und politischen Blättern viele Nachrichten über die Hessisch-Reformirte Kirche gebracht worden, ist es in der letzten Zeit in derselben stille geworden und statt ihrer ist die Lutherische Kirche des Oberfürstenthums in den Bereich der Oeffentlichkeit gezogen. Da die widersprechendsten und zum Theil wahrhaft fabelhafte Gerüchte über die letzten Ereignisse derselben in Umlauf sind und nur zu leicht Glauben finden, so glaubt ein Glied derselben den Lesern einen Dienst mit einer kurzen Darstellung des Entwickelungsganges der Lutherischen Kirche des Oberfürstenthums in der letzten Zeit zu erweisen.

Wohl in keinem Lande hat die theologische Wissenschaft weniger Einfluß auf die Kirche gehabt, aber auch in keinem Lande sich weniger um die Kirche und ihr Wohlergehen bekümmert als im Lande Hessen, ungeachtet etliche Glieder der Facultät immerdar Glieder des Marburger Consistoriums waren. In andern Ländern sind die theologischen Facultäten, wenn nicht gerade die Hauptfactoren, doch wenigstens Factoren gewesen, durch welche die Kirche bald zu Christo hin, bald von ihm hinweggewiesen wurde. Man denke nur an die Facultäten zu Erlangen und Jena. Man wird die Tüchtigkeit der Geistlichen in Franken zum großen Theil der gläubigen Facultät in Erlangen zu zuschreiben und ebenso den Grund der seichten Thüringer Theologie in der ebenso seichten, nicht gläubigen und doch auch nicht ungläubig sein wollenden Theologie der Jenenser Theologen zu suchen haben. Von solchen Einfluß findet sich in Hessen keine Spur. Die Facultät ließ die Kirche eben ihren eigenen Weg gehen und als sie in der neusten Zeit entscheidend in den Entwickelungsgang derselben eingreifen wollte, da erhoben sich gar viele Stimmen, die solches Eingreifen ganz ernstlich verbaten. Obwohl es zu erwarten gewesen wäre, daß von Marburg aus auf die Geistlichkeit des Oberfürstenthums eine wohlthuende Anregung stattgefunden hätte, so läßt sich doch hiervon nichts rühmen. Was hier in der Hessischen Kirche überhaupt sich von geistigem Leben zeigte, war selbstständig ohne Einwirkung der Facultät erworben worden. Wenn auch die Geistlichkeit äußerlich nicht viel Wesens von sich machte und nicht Jedermann in ihr inneres Leben blicken ließ, so war doch immer in ihr ein lebensstarker Kern vorhanden, der sein Amt erkannte und durch stilles, wenn auch langsames Wirken als ein Sauerteig immer weiter um sich griff. Doch neben solchen „Stillen im Lande", gab es auch noch eine Anzahl Geistlicher, welche dem Rationalismus offen huldigte und es ist noch nicht manches Jahr darüber vergangen, daß in dem Confirmandenunterricht mehr Belehrungen über naturgeschichtliche Gegenstände z. B. über Gründe des Thauwetters, Nutzen des Ohrenschmalzes und dergleichen Dinge gegeben wurden, als darüber, wie viel Liebe der barmherzige Gott an das Menschengeschlecht habe wenden müssen, um die Eisrinde des trotzigen und verzagten Herzens wegschmelzen und die Ohren zur Aufnahme des göttlichen Wortes befähigen zu können.

Es darf jedoch nicht übergangen werden, daß zu der Zeit, als zwei Glieder der Facultät von der Lutherischen Kirche gern zu den Ihrigen gezählt wurden die Professoren Rettberg und Thiersch, die Sachlage sich etwas zum Bessern zu wenden begann.

Nach dem Tode des Superintendenten Justi, der selbst Rationalist und ohne tieferes Verständniß der Lutherischen Lehre, es nie über sich gewinnen konnte der Union das Wort zu reden, mit der wir sonst wohl auch beschenkt worden wären, sondern das Recht des Lutherischen Bekenntnisses allenthalben wahrte, im Jahr 1846 war unter den verschiedenen theologischen Richtungen der Lutherischen Pfarrer eine große Unklarheit über die zu diesem Amte zu wählende Persönlichkeit. Von vielen wurde an den damaligen Pfarrer zu Elberfeld, jetzigen Seminardirector zu Wittenberg, Sander gedacht, von andern an Rettberg, der schon seit einiger Zeit das Amt eines Consistorialraths bekleidete; noch andere vergaßen so sehr ihr Amt und das durch so viele harte Kämpfe gerettete Recht des Lutherischen Bekenntnisses, daß sie für eine Lutherische Superintendentur des Reformirten Professors, Inspectors und Consistorialraths Dr. Scheffer, dessen Bruder damals Vorstand des Ministeriums war, Propaganda machten. Der Herr der Kirche aber hatte sich zu diesem Amte ein anderes Werkzeug ausersehen, eine in einem Landstädtchen bis dahin wenig beachtete Johannesseele, Thomas Merle, der zum Oberpfarrer ernannt unter den Thränen und Gebeten seiner früheren Pfarrkinder nach Marburg zog, um da in kindlichem, aber festem Glauben und in schlichter Weise Zeugniß abzulegen von Christo. Mit der Oberpfarrei ist die Stelle eines Superintendenten nicht nothwendig verbunden, und es war nun die Frage, ob Merle dazu von der Geistlichkeit erwählt werden würde. In einer Gesellschaft, in welcher Professor Rettberg, eine in jeder Hin-

sicht liebenswürdige Erscheinung, zugegen war, kam hierauf die Rede und es wurde darauf hingewiesen, daß leicht auf Rettberg die Wahl der Geistlichen fallen könnte; dieser erklärte jedoch: „seitdem ich Merle predigen gehört, kann ich sagen, daß nur er der zu solchem Amt befähigte Mann ist, denn so von der Gnade Gottes zu zeugen, wie er, vermag ich nicht.“ Wie in ähnlichen Lebens- und Zeitverhältnissen oft Parallelen gezogen und längst vergessene Worte wieder hervorgeholt werden, so hat sich auch in der jüngsten Zeit mancher dieser demüthigen Bescheidenheit Rettbergs mit Wohlgefallen erinnert. Rettberg erhielt nächst Merle die meisten Stimmen. Die gesegnete amtsbrüderliche Wirksamkeit beider Männer dauerte nicht lange. Rettberg ging schon im folgenden Jahre im besten Mannesalter heim.

Wie für viele andere Kirchen, so waren auch für die Lutherische Kirche des Oberfürstenthums die Revolutionsereignisse von besonderer Einwirkung. Viele Geistliche, die früher unbesorgt um die Kirche gewesen waren, sahen jetzt ein, wie sie mit ihren Gemeinden in solchem Toben der Hölle rathlos und hilflos da standen; sie besannen sich nun wieder auf den hohen Beruf ihres Amtes und die von Vilmar geleiteten Conferenzen der Pfarrer und Laien aus beiden Hessen waren besonders von vielen Geistlichen der Oberhessischen Kirche besucht und versprachen großen Segen zu stiften. Doch endete wieder manches im Fleische, was im Geiste begonnen war und manche Geistliche, welche durch das Strafgericht des Herrn aufgeschreckt worden waren, blieben auf halbem Wege stehen oder fielen wieder in ihre alte fleischliche Sicherheit, als die Wogen der Revolution allmählig schwächer wurden. Besonders nachtheilig wirkte das allmählige Aufhören der Conferenz, welche durch Vilmars Versetzung nach Kassel ihr Haupt und durch Heppes Zelotismus für die Variata ihre innere Freudigkeit und Einigkeit verloren hatte, so daß die Lutherischen Pfarrer der Schwesterkirche in Hessen Darmstadt ihre Theilnahme versagten.

Mittlerweile war auch Professor Thiersch offen zum Irvingismus übergetreten und hatte seine Professnr niedergelegt. Für Thiersch war diese Zeit der Erschlaffung der günstigste Augenblick um die gläubigsten Gemeindeglieder aus ganz Oberhessen, deren religiösen Bedürfnisse weder von Seiten der Pfarrer noch der Kirchenbehörde Genüge geschah, der irvingistischen Secte zuzuführen, in der ihnen eine apostolische Autorität, die sie in der Lutherischen Kirche vergebens suchten, dargeboten wurde. Bald gesellten sich zu ihnen ihre Antipoden, die Wiedertäufer, welche nun das Amt, das seine Pflicht nicht erfüllte, ganz verwarfen. Die meisten zur Wiedergewinnung der Sectirer angewandten Mittel blieben erfolglos, zumal sich in allen diesen Fällen eine große Rathlosigkeit bei den Geistlichen kund gab.

Einen besonderer Grund zur Erklärung der nachfolgenden Ereignisse kann in der bald eingetretenen Kränklichkeit des Superintendenten Merle gesucht werden. Bei der zunehmenden Schwäche seines Körpers konnte er seinem Pfarramte nicht mehr obliegen und noch weniger war er den durch die Reformen des Ministeriums Hassenpflug bedeutend vermehrten Superintendenturgeschäften gewachsen. So unterblieben nicht nur die regelmäßigen Visitationen, welche in der Niederhessischen Kirche so wohlthätig auf die Gemeinden und Geistlichen einwirkten, sondern auch mehrere wohlgemeinte Erlasse des Ministeriums waren erfolglos. Merle ist bei seinem Leben und nicht weniger nach seinem Tode deswegen meistens von nichtlutherischer Seite bitter getadelt worden. Seine Diöcesangeistlichkeit verehrte ihn jedoch fort-

während als ihren treuen Oberhirten, der seiner Diöcese täglich auf den Knieen vor dem Herrn gedachte. Das Andenken an ihn wird sie treu bewahren.

Obwohl die gläubigen Pfarrer nach Rettbergs Tode und der Berufung Luthardts nach Marburg gern dessen Ernennung zum Consistorialrathe gesehen hätten, so nahm man doch, da dem Consistorium nur äußere Pfarreisachen untergeben waren an der damaligen Besetzung dieser Behörde keinen Anstoß. Sie bestand nämlich nach der Versetzung des bisherigen Directors desselben und dem Tode des Consistorialraths Rettberg, und da der Lutherische Superintendent als Mitglied der ersten Kammer den größten Theil des Jahres sich in Kassel aufhielt, nur aus zwei stimmführenden Mitgliedern, ja etliche Zeit über nur aus einem solchen, nämlich dem reformirten Consist. Prof. Dr. Scheffer und einem gleichfalls reformirten weltlichen Assessor, obwohl sie den Bestimmungen des Organisationsedictes gemäß aus einem Director und drei bis vier geistliche Räthen beider Confessionen bestehen soll. Die Lutherische Diöcese zählt doppelt so viele Gemeinden als die reformirte Inspectur und doch war sie in Wirklichkeit gar nicht vertreten. Nur wurde während der Abwesenheit des Superintendenten Merle öfters ein Pfarrer zur Abhaltung der examina pro ministerio herangezogen, was in letzterer Zeit auch unterblieb. Die Lutherischen Pfarrer glaubten, es könnten ohne Nachtheil für die Rechte einer Confession Glieder einer andern solche äußere Dinge verwalten, als Abhörung der Kirchenrechnungen, Erbauung und Reparaturen geistlicher Gebäude, Ablösungssachen u. s. w., zumal man wußte, mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit von dem Ministerium die kirchlichen Angelegenheiten geleitet und überwacht und Ueberschreitungen der Amtsgewalt der Consistorien nicht zugegeben wurden.

Der mit dem Sturze des Ministeriums Hassenpflug erfolgte Umschwung in den Kirchensachen, insbesondere die Uebertragung der Leitung der innern Kirchenangelegenheiten auf die Consistorien, das von der theologischen Facultät in der niederhessischen Katechismus- und Bekenntnißsache abgegebene Gutachten wirkten so nachtheilig auf die ohne dies schwache Gesundheit des Superintendenten, daß derselbe im Frühjahr 1856 durch einen Schlagfluß für seine Geschäfte gänzlich unfähig wurde. Nach langer schwerer Krankheit, während welcher er 13 Monate lang in die tiefsten Tiefen menschlichen Elendes geführt wurde, erlöste Gott der Herr seinen treuen Diener von seinem schweren Leiden im April 1857.

So stand denn die Kirche Lutherischen Bekenntnisses des Oberfürstenthumes seit Frühjahr 1856 von allen Seiten verwaist und verlassen da. In dem Consistorium war sie nicht vertreten, ihre Liturgie, Disciplin und Lehre war in den Verwaltungskreis einer rein reformirten Behörde gestellt; das Lutherische geistliche Ministerium zu Marburg, welches von jeher ganz besonders den Beruf hatte, über die Rechte der Lutherischen Kirche Oberhessens zu wachen, bestand statt aus vier, nur aus zwei Mitgliedern, da der Subdiaconus gleichfalls gestorben und ein Nachfolger desselben noch nicht ernannt war, so daß nicht einmal die regelmäßige Anzahl der Gottesdienste gehalten werden konnte. Luthardt, auf den in dieser Zeit sich die Augen vieler richtete, folgte einem Rufe nach Leipzig.

Zur theologischen Facultät versah man sich nichts Gutes. Der Titel, unter dem sie ohnlängst dem Hauptgegner der Lutherischen

Kirche die theologische Doctorwürde ertheilt hatte, weil er nämlich in seinen Werken die rabies Lutheranorum geschichtlich dargelegt habe, hatte große Sensation und Mißstimmung hervorgerufen, welche noch dadurch gesteigert wurde, daß sie an Luthardt trotz der allgemeinen Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, seiner Wirksamkeit als akademischer Lehrer und als Prediger diese Würde nicht ertheilte. Man sah darin eine gewisse einseitige, eine antilutherische Richtung, ungeachtet die Hälfte der Glieder der Facultät äußerlich wenigstens sich zur Lutherischen Kirche rechnen und ein Professor sogar das Amt eines Presbyters in derselben bekleidet. Und nun gar das amtliche Gutachten, das sie im Herbste 1855 in der niederhessischen Bekenntnißfrage abgefaßt hatte! Gleich bei seinem ersten Erscheinen erregte es in der Lutherischen Kirche des Oberfürstenthums nicht geringeres Aufsehen und Bedenken als in der Hessisch-Reformirten Kirche. Sie fühlte sich durch dasselbe in ihrem innersten Leben und Bekenntnißrecht verletzt und sie konnte dem Oberconsistorialr. Prof. Richter in Berlin nicht beistimmen, „daß es in den sichtbar sich erhitzenden und erbitternden Streit durch seine vollendete objective Haltung einen wohlthuenden Stillstand gebracht habe", sondern vielmehr dem Urtheil des C. Raths Dr. Hoffmann in Kassel: „daß es weder eine klare Erkenntniß fördere noch einen parteilosen Standpunkt offenbare."

Gerade dieses Gutachten, das von der Lutherischen Kirche als eine Parteischrift angesehen werden muß, hat erst recht Oel ins Feuer gegossen und auch das lutherische Oberhessen in den Streit hineingezogen. Als es erschien war der Lutherische Superintendent Merle noch geistig gesund und er, eine so friedliche und stille Seele, war darüber so sehr entrüstet, daß er mit den Plan umging, gegen die Facultät amtlich einzuschreiten. Nur mit Mühe wurde er von seinen Freunden bewogen, von einem Schritt von so unberechenbaren Folgen vorerst abzustehen; seine Krankheit machte ihm die spätere Ausführung unmöglich. Seine Geistlichen nahmen den Kampf mit der Facultät und deren Gutachten als ein Vermächtniß ihres Oberhirten auf. Wurde gleich vermuthet, daß die Facultät bei Abfassung des Gutachtens auch praktische Zwecke verfolgt habe, die nach ihrer Ansicht bedrohte Hessisch-Reformirte Kirche zu schützen und ein ihr nicht genehmes Regiment zu stürzen, so ist diese Vermuthung in der neusten Zeit fast zur Gewißheit geworden.

Die Vorarbeiten zu dem Gutachten hatte zum Theil Professor Heppe geliefert, ein in seinen Geschichtswerken bald auf dies, bald auf jenes Resultat fallender Gelehrten. Stand die Kirche lutherischen Bekenntnisses im Oberfürstenthum in dem festen Glauben, ein Glied der Lutherischen Kirche zu sein, die ursprüngliche Lehre der Reformation in Hessen treu bewahrt und unversehrt erhalten zu haben, so wurde ihr mit einem Male von Heppe der Boden unter den Füßen hinweggenommen und er glaubte dargethan zu haben, von Landgraf Georg sei mit Waffengewalt ein lutherisches Bekenntniß eingeführt worden, welches bis dahin daselbst noch kein Bürgerrecht gehabt habe und doch hat derselbe Geschichtsforscher in seiner Schrift: Einführung der Verbesserungspunkte S. 9—41, besonders S. 28 u. 29 urkundlich darstellen müssen, auf welchen gewaltigen Widerstand die Antastung des lutherischen Bekenntnisses in Marburg stieß und daß die Geistlichen

lieber ihr Amt im Stiche ließen, als dem Bekenntnisse untreu zu werden (l. c. S. 50). Dieses Alles scheint von Heppe später vergessen zu sein. Um nun die reformirte Grundanschauung darzuthun, ging er, der nur die Ubiquität als einzige lutherische Lehre zu kennen scheint, in melanchthonischer Verzückung immer weiter und erklärte: die im Jahr 1566 erschienene große Hessische Kirchenordnung sei durch und durch antilutherisch, ungeachtet Luthers kleiner Katechismus in dieselbe aufgenommen ist und von der Taufe die Widergeburt prädicirt wird. Ebenso behauptet er in seiner kecken, als infallibel auftretenden Weise von der im Recesse von 1648 der Oberhessischen Kirche verbürgten und bis auf den heutigen Tag in ihr allein gültigen Agende von 1574, welche nur ein handlicher Auszug von der 1566ger ist, daß sich von den specifisch-lutherischen Sätzen in ihr keine Spur finde. Heppe versteht hier wieder unter den specifisch-lutherischen Sätzen die Ubiquitätslehre, obwohl diese nicht nothwendig hier gefunden werden muß, da sie bekanntlich erst 1580 als lutherische Lehre symbolisch festgestellt wurde. In seiner im Jahr 1847 erschienenen Geschichte der hessischen Generalsynoden erklärt er die Agende für lutherisch und sagt: in seiner Lehre stand Hessen auf dem Boden der Lutherischen Kirche. Jedenfalls ist das lutherische Bekenntniß Hessens fester und sicherer als Heppes unzweifelhafte Resultate.

Die theologische Facultät wagte in ihrem Gutachten nicht so kühn aufzutreten; sie milderte Heppes Urtheil dahin: die Reformirten Anschauungen seien in der Agende von 1566 aufs deutlichste ausgesprochen, obwohl es bekannt ist, daß z. B. die Formulare über Absolution, Trauung und Taufe fast wörtlich aus Luthers Schriften genommen sind. Die Facultät bestritt somit der Lutherischen Kirche Oberhessens ihre Existenz und ihr bis dahin unbestrittenes Lutherthum mußte für arge Selbsttäuschung gelten. Ja selbst dem kleinen lutherischen Katechismus und den Schmalcalder Artikeln wurde alles symbolische Ansehen abgesprochen. Es sollen diese kühnen Sätze, die mit so großer Sicherheit und Prätension als unumstößlich hingestellt worden, nicht näher widerlegt werden. Es ist dies meistens schon von Vilmar in dem Februarhefte der Evangelischen Kirchenzeitung vom Jahr 1856 geschehen, auf welche Widerlegung und Angriffe die Facultät aber sich nicht einzulassen für gut befunden hat. Es soll hier nur an den Synodalabschied vom Jahr 1581 erinnert werden, in welchem festgesetzt wurde, daß alle Pfarrer und Lehrer „von dem Artikel de persona Christi nach Inhalt der prophetischen und apostolischen Schriften, der drei Hauptsymbole, der bewährten alten ökumenischen Concilien, der epistola Leonis ad Flavianum, der Augsburgischen Confession, Apologie und der Schmalcalder Artikel zu lehren hätten"; ferner an das bis zum Jahr 1585 gültige theologische Promotionsjurament und zuletzt an das Testament Landgraf Ludwigs und Landgraf Wilhelms.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 5. Juni. № 45.

Zur Sonntagsheiligung.

Die schweren Gerichte, welche der lebendige Gott im Jahre 1848 über Fürsten und Völker zugelassen, haben unstreitig, obwohl alle Stände mehr oder weniger davon berührt wurden, den tiefsten Eindruck auf die Regenten, auf den Adel und auf die Geistlichen ausgeübt — und theilweise gewiß zurückgelassen. Gegen die Könige von Gottes Gnade, gegen den Adel, der seit Jahrhunderten seine Ehre und Freiheit darin gesucht und gefunden, daß er, von seinen Burgen ziehend, von Geschlecht zu Geschlecht den Thron der Fürsten fördernd und schützend umstand, gegen die Geistlichkeit als gegen die Mächte über Christi Heiligthum auf Erden, hatte Satan seine Banden allermeist losgelassen. So führte denn auch, nachdem Fürsten und Herren, nachdem Prediger und Lehrer, erschreckt durch Gottes Zorn, erwachten, nachdem Viele sich in tiefer Beugung besannen, weß Geistes Kinder sie seyn sollten, weniger die Macht der Geschichte, die grade diese Stände von jeher verbunden hatte, mehr ein natürlicher Trieb sie ungesucht zur engeren Vereinigung wider den Antichrist. Während vor der Emeute noch eine gewisse Scheidung zwischen Adel und Geistlichkeit stattfand und nur die aus diesen Ständen, besonders auf dem Lande, mit einander lebendiger verkehrten, die durch Patronatsverhältnisse oder Nachbarschaft verbunden waren, fielen plötzlich diese Schranken und vornämlich wurden die gläubigen Pastoren, die in Dorf und Stadt auf Grund des göttlichen Wortes mit Wort und That verkündigten: „Ehret den König und gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ mit besonderem Wohlgefallen in die Kreise, insbesondere des Waffen- und des Landadels gezogen. Wie viel an den damaligen Vereinigungen Wahrheit, wie viel auf Rechnung der allgemeinen Furcht, auf den Drang, sich populär zu machen, wie viel auf das Bedürfniß kam, einmal unverholen das gepreßte Herz ausschütten zu können, oder sich über die neue Lage der Dinge genauer zu belehren, hat die Erfahrung mehr als hinlänglich bewiesen. Heute, nach einem Jahrzehnt, sind viele Geistliche, die ehedem mit Artigkeit gesucht wurden, ähnlich der gebrauchten Leiter, ruhig bei Seite gestellt, und nur an wenigen Stellen dauert das damals geknüpfte Band zum gegenseitigen Segen ungelockert fort.

Ein Theil des Adels gibt, wie damals, so heute, dem Herrn in allen Stücken die Ehre und erwartet von Ihm, nicht von der beweglichen Zeit- und Geistesströmung, nicht von der Landesvertretung den Fortbestand seines guten Rechts. Er ist die eigentliche Stütze des Throns, der Stolz des Volks, der gläubige Sohn der Kirche. Mon Dieu et mon droit ist und bleibt seine demüthige und doch männliche Losung! Der andere Theil schaut heute mehr als je in die Welt, trachtet, unbelehrt durch Gottes Strafgericht, im hohlen Dünkel nur nach äußerlich glänzender Verbindung, erwartet theilweise vom geschärften Gesetze, von Kunst und Wissenschaft, allermeist aber vom Mammon, insbesondere vom vermehrten und cultivirten Grundbesitz, von den dampfenden Schornsteinen das Fortbestehen, das Wohlergehen seiner Standesehre. Mercantilische Speculationen, industrielle Oeconomie, Runkelrüben und Spirituspreise, Eisenbahnactien und Börsenberichte, und keineswegs standesgemäße Mäkler- und Wechsler-Verbindungen bilden hier einen oft trüben Hintergrund!

Aber auch von den Geistlichen hat Mancher, der seiner Zeit wacker die Hand an den Pflug gelegt, rückwärts geschaut, und steht, obwohl nach außen viel beschäftigt, für das Eine, was noth ist, müßig am Markte des Lebens. —

An dem dritten Gebote: „Du sollst den Feiertag heiligen“, kann man die Geister, den ächten, aus Gottes Wort und aus der Geschichte geborenen, den schlechten, durch den Materialismus und den Egoismus bedingten prüfen.

Schon im classischen Heidenthum war der durch das Gottesgericht, durch die Weltgeschichte hinlänglich bestätigte Grundsatz bekannt: daß ein Volk unterginge, wenn es seine Götter und „Feste“ verachte. Demnach haben, wie die heidnischen, so insbesondere alle christlichen, geistlichen und weltlichen Obrigkeiten von jeher Sorge getragen, dem Tage und den Festen des Herrn, die durch Gottes Wort und durch die Geschichte der Kirche geboten und geheiligt sind, ihre Ehre zu geben. Unsere noch ziemlich barbarischen Markgrafen aus dem Ascanischen, Baierschen und Luxemburgischen, unsere Kurfürsten und Könige aus dem Hohenzollernschen Hause sind im Großen und Ganzen treue Schützer und Förderer der heiligen Tage gewesen. Erst die philosophische Aufklärerei und der Rationalismus, der Alles verflachte, der durch Klügeln und Deuteln den kindlichen Glauben aus dem Herzen verdrängte und in Folge dessen dem hausbacknen Verstande, der Fleischeslust und der Augenlust der Hoffahrt des Lebens und dem industriellen Arbeitsgötzen breite

Bahnen öffnete*), hat die Sonn- und Festtage so um Ehre und inneren Gehalt gebracht, daß nicht nur manche Feiertage gänzlich eingingen, sondern auch der Sonntag, der Tag des Herrn, von Polizeiwegen „auf die bloße Kirchstunde" zusammenschrumpfte. (Fortsetzung folgt.)

*) Selbst Goethe, dem Niemand, trotz der Anläufe der neueren Zeit, ein positives Christenthum zurechnen wird, der an Lavater schreiben konnte: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttliche Wahrheit; mich würde eine Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarungen in der Natur," — selbst er, empört über den lüsternen Uebermuth und die flache Halbheit dieser Geistesrichtung, züchtigt Einen ihrer Bahnbrecher, Friedrich Nicolai, den Herausgeber der allgemeinen, deutschen Bibliothek, durch das folgende Epigramm:

„Was du mit Händen nicht greifest, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt."

Nachrichten.

Einladung zu dem Kirchentage in Hamburg. 1858.

In Ausführung der Beschlüsse des vorjährigen Kirchentages wird, so Gott will,

der zehnte Deutsche Evangelische Kirchentag,
mit Einschluß des Congresses für innere Mission,
Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag den 14—17. Septbr. d. J. in Hamburg stattfinden.

Als Gegenstände der Verhandlung sind festgesetzt:

I. An den beiden ersten Tagen (Dienstag und Mittwoch den 14. u. 15. Septbr. d. J.), unter Leitung des engeren und weiteren Ausschusses, nach vorgängiger Berichterstattung des Präsidiums über die Geschäftsführung, 1. Der Anspruch der Gemeinde auf specielle Seelsorge, eingeleitet durch die Herren General-Superintendent D. Jaspis aus Stettin und Pfarrer Taube aus Barmen; 2. Vom Mißbrauch der gerichtlichen Eide, eingeleitet durch den Herrn Kreisrichter Dr. Elvers aus Höxter; 3. Ueber die Vereinigung der kirchlichen und bürgerlichen Gemeindeämter, eingeleitet durch den Herrn Professor Dr. Herrmann aus Göttingen; 4. Von der Stellung des Christen zum zeitlichen Gute, eingeleitet durch den Herrn Consistorial-Rath Carus aus Posen.

II. An den beiden andern Tagen (Donnerstag und Freitag den 16. u. 17. Septbr. d. J.), unter Leitung des Central-Ausschusses für die innere Mission, nach zuvor erstattetem Berichte, 1. Die bürgerliche Armenpflege in großen Städten, eingeleitet durch Herrn Oberbürgermeister Lischke aus Elberfeld; 2. Der heidnische Aberglaube in unserem Volksleben, eingeleitet durch Herrn Professor Dr. Wuttke aus Berlin.

Außerdem soll über folgende Gegenstände in Special-Conferenzen verhandelt werden:

1. Ueber Sonntagsheiligung, geleitet durch Herrn Pastor Sengelmann in Hamburg; 2. Ueber Gefängnißwesen, geleitet durch Herrn Dr. Asher in Hamburg; 3. Ueber Magdalenenstifte, geleitet durch Herrn Director Wolff in Hamburg; 4. Ueber Wohnungs-Angelegenheit, geleitet durch Herrn Dr. Abendroth in Hamburg; 5. Ueber religiöse Kunst, geleitet durch Herrn Geheimen Ober-Regierungs-Rath Dr. von Bethmann-Hollweg aus Berlin.

Der Central-Ausschuß selbst wird wie gewöhnlich mit seinen Agenten ꝛc. zu einer besonderen Conferenz zusammentreten.

Die Conferenz von Abgeordneten Deutscher Bibelgesellschaften wird unter dem Vorsitz des Herrn Professor Dr. Lechler aus Leipzig stattfinden.

Alle evangelischen Christen, welche mit ihrem Glauben auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen und die angestrebte Conföderation der Lutherischen, Reformirten und Unirten Kirche unseres Deutschen Vaterlandes im Herzen tragen, besonders auch sämmtliche Agenten, Correspondenten und Freunde des Werks der inneren Mission, sind hiermit eingeladen, an der Versammlung Theil zu nehmen. Die kirchlichen Gemeinschaften, Vereine und Anstalten aber, welche dem Kirchentage sich angeschlossen haben, sind freundlichst gebeten, die Verhandlung durch schriftlich bevollmächtigte Abgeordnete zu unterstützen.

Zu den nöthigen Vorbereitungen an Ort und Stelle hat sich in Hamburg ein Lokal-Comité gebildet, welches zugleich freundlichst übernommen hat, für die Beschaffung von Logis nach Möglichkeit Sorge zu tragen. Diejenigen Gäste, welche davon Gebrauch zu machen wünschen, wollen daher ihren Besuch bei demselben unter der Adresse des Herrn Directors Wolff in Hamburg gefälligst bis spätestens zum 15. August d. J. anmelden und der Aufschrift desfallsiger Briefe die Worte „Kirchentags-Angelegenheit" hinzufügen.

Sonstige Zuschriften und Gesuche in Sachen des Kirchentages bleiben bereit in Empfang zu nehmen der Secretair im engeren Ausschuß, Legationsrath Jordan hierselbst, Grabenstraße Nr. 24, und so weit sie speciell die innere Mission betreffen, der Secretair des Central-Ausschusses, Dr. Biernatzky hierselbst, Eichhornstraße Nr. 4.

Falls etwa über noch andere Gegenstände die Veranstaltung von Special-Conferenzen gewünscht werden sollte, würden die näheren Anträge nebst Vorschlägen von Referenten bis spätestens zum 15. August d. J. bei den genannten Secretairen erwartet werden.

Berlin, den 20. Mai 1858.

Die vereinigten Ausschüsse des Deutschen Evangelischen Kirchentages und für innere Mission.
Dr. v. Bethmann-Hollweg. Dr. Stahl. Dr. v. Mühler.

In Sachen christlich-volksthümlicher Kunst.

Den Lesern dieser Blätter, welche der von mir unter dem 7. März d. J. hier ausgegangenen Mittheilung und Aufforderung einige Theilnahme zugewendet, namentlich aber denen, die sich bei jenem „Bildergeschäft" schon thätig betheiligt haben, freue ich mich, folgende

weitere Mittheilung über den gegenwärtigen Stand der Sache machen zu können.

Das bis jetzt verfügbare Capital beträgt 1000 Thlr. und reicht wenigstens zu einer theilweisen Ausführung des dort angedeuteten Plans hin. Zu einer vollständigen Ausführung freilich wäre eine größere Betheiligung bemittelter Freunde christlich-volksthümlicher Kunst (durch Darlehn in dort angegebener Weise) nöthig, als sich leider bisher gezeigt hat. Vorläufig aber sind drei Bilder in Arbeit genommen und werden, so Gott will, bis Ende des Jahres ausgegeben werden können: eine Anbetung der Könige und ein Crucifixus mit drei Nebenfiguren (beide nach Martin Schön) und eine Auferstehung nach Dürer. Die dem Zweck entsprechende Bearbeitung hat C. Andreä in Dresden übernommen, dessen ausgezeichneter Beruf zu dieser Arbeit sich in jeder Beziehung in der schon vorliegenden Zeichnung zu dem ersten Bilde bewährt hat. Den Holzschnitt wird Gaber selbst ausführen, dessen Beruf hinreichend bekannt ist. Die Hauptfiguren dieser Bilder werden wenigstens 16 Zoll hoch, das ganze $2^3/_4$ Fuß hoch und 2 Fuß breit. Die Behandlung wird noch kräftiger und wirksamer als bei dem bekannten Crucifixus. Daß hier etwas dem Zweck entsprechend Bedeutendes und Tüchtiges zu erwarten, dafür bürgt, unter Gottes Segen, besonders auch die große Liebe und Freudigkeit und das volle Verständniß, womit jene beiden Männer die Arbeit aufgefaßt und begonnen haben.

Wernigerode, am h. Pfingstfeste. V. A. Huber.

Aus der Lutherischen Diöcese Marburg.

(Fortsetzung.)

Characteristisch ist noch ein anderes. Die theologische Facultät hat S. 23 und 24 des Gutachtens die Definition der Sacramente aus der Kirchenordnung von 1566 gebracht und führte diese mit den Worten ein: „ferner muß vor allem diejenige Stelle der Kirchenordnung selbst in Betracht gezogen werden, in welcher sie sich didactisch über die Sacramente ausspricht.“ Nach solcher Einleitung erwartet jeder unbefangene und parteilose Leser, daß die Stelle nun wörtlich angeführt werde und die äußere Erscheinung der Stelle scheint auch dafür zu sprechen, da sonst in dem Gutachten, wo Auslassungen in den Citaten stattgefunden haben, diese durch Punkte angegeben sind. Das ist hier aber nicht der Fall. Die Facultät hat sich hier Auslassungen einzelner Sätze und Worte zu Schulden kommen lassen, durch welche gerade die Hauptdefinition verändert wird. Die Definition lautet in dem Gutachten: „Und ist die Taufe ein Sacrament, Zeichen, Zeugniß und gewisse Versicherung, daß uns Gott zu Kindern angenommen, die Sünde vergeben hat, das Abendmahl aber ist ein Zeugniß u. s. w.“, während in der Kirchenordnung nach „vergeben hat“ noch folgt: „und durch seinen heiligen Geist neugeboren hat zum seligen ewigen Leben.“ Hätte die Facultät die ausgelassenen Worte hinzugesetzt, so hätte sie „die reformirten Anschauungen“ nicht „aufs deutlichste ausgesprochen“ finden können.

War so schon auf solche tendentiöse Weise die Definition der Taufe in ihr Gegentheil verkehrt worden, so waren noch anstößiger diejenigen Stellen, in denen die lutherische Abendmahlslehre durch die Stichworte „daß der Leib Christi zur Bauchspeise diene, daß er mit den Zähnen zerkaut und zerbissen werde“ bezeichnet werden sollte.

Nach solchen Vorgängen von Seiten der Facultät in ihrem amtlichen Gutachten, war es natürlich, daß dieselbe von der Hessischen Kirche überhaupt, besonders aber von der Lutherischen mit Mißtrauen angesehen werden mußte, zumal zwei Glieder der Facultät letzterer angehörten und nichts desto weniger solches Gutachten zu unterzeichnen kein Bedenken getragen hatten.

Nachdem Superintendent Merle erkrankt und somit die Aufsicht über Cultus, Lehre und Disciplin, kurz alle die Confession angehender Dinge an eine im Augenblick rein reformirte Behörde, den reformirten C.-Rath Dr. Scheffer und einen reformirten weltlichen Assessor übergegangen war, so hielten es die lutherischen Geistlichen um so mehr für ihre Pflicht ein wachsames Auge auf ihr confessionelles Recht zu haben und zugleich auf einen den veränderten Superintendenturgeschäften in jeder Hinsicht gewachsenen Mann bedacht zu sein. Daß man denselben unter den Professoren der Theologie nicht zu suchen habe, darüber war man allerorts einverstanden und es erhob sich damals nirgends eine Stimme für ein Facultätsmitglied. Anders gestaltete sich die Sache als Professor Ranke, ein im Privatleben äußerst zu achtender und wohlmeinender Mann, der aber zur Lutherischen Kirche des Oberfürstenthums in gar keine Beziehung getreten war, vom Consistorium d. h. seinem reformirten Collegen Scheffer und dem reformirten Assessor zur Abhaltung der examina pro ministerio, der sogenannten tentamina und einer ziemlich erfolglosen Visitation, welche beiden letzten Befugnisse allein dem Superintendenten zustehen, herangezogen wurde.

Es soll hier nicht weiter ausgeführt, sondern nur darauf hingedeutet werden, wie in der Zwischenzeit vom Marburger Consistorium, d. h. jenen beiden Herren in verschiedenen Fällen gehandelt und zu verschiedenen Beschwerden bei kurf. Ministerium des Innern Veranlassung gegeben wurde. Zu dem Allen wurde Superintendent Merle kurz vor seinem Tode von seinem Amte als Consistorialrath entbunden und Prof. Ranke, offenbar um der Lutherischen Kirche wenigstens formell gerecht zu werden und ähnliche Auftritte wie die oben bezeichneten zu verhüten, mit Versehung einer lutherischen Consistorialrathsstelle beauftragt. Von Seiten der Geistlichen konnte natürlich in ihm, da er das Gutachten unterzeichnet, darin die Lutherische Abendmahlslehre ganz entstellt, die Agende von 1574 für reformirt erklärt und der gesammten Lutherischen Kirche des Oberfürstenthums einen Abfall von der Reformation vorgeworfen hatte, nicht ein Vertreter dieser so in ihrem innersten Rechtsbewußtsein angetasteten Kirche gesehen werden, und eine Anzahl derselben fühlte sich im Gewissen gebunden bei kurfürstl. Ministerium des Innern aus diesem Grunde gegen solche Vertretung ihrer Kirche Protest einzulegen. Doch ohne Erfolg.

Da jene für Oberhessen allein gültige Agende von 1574, was selbst die Facultät in ihrem Gutachten einzugestehen nicht umhin kann, nur noch zwei mal von der Darmstädter Kirchenbehörde — denn auch dort ist sie rechtsgültig — abgedruckt war, so war allmählig ein Mangel an Exemplaren überhaupt, oder doch wenigstens an lesbaren entstanden und es hatten sich in der Zeit des Rationalismus viele rationalische Handagenden und auch die Niederhessisch-Reformirte von 1657 eine reformirte Umarbeitung der von 1574, die jedoch nur von einer Synode der Hessisch-Reformirten Kirche, aber nie von den Oberhessen angenommen ist, und wegen mancher Lehrpunkte auch nicht angenommen werden kann — eingeschlichen, oder es war die Verirrung und Unordnung gar so weit gekommen, und das Motto der Hessischen Kirchenordnungen: lasset es Alles ordentlich hergehen, so vergessen wor-

den, daß die Bequemlichkeit der Pfarrer in etlichen Kirchen den Altardienst ganz abgestellt hatte. Da man ferner bei der Besetzung des Consistoriums mit zwei Professoren, deren Stellung zu der Lutherischen Kirche des Facultätsgutachten offen documentirte, gar ein gänzliches Verbot der rechtsgültigen Kirchenordnung befürchten mußte, welche Befürchtung, wenn auch ohne Erfolg, in einem Falle und zwar in Marburg selbst sich bestätigte, so wandte sich eine im Frühjahr 1857 nach Marburg berufene Conferenz von Geistlichen an das Consistorium mit der Bitte, jene Agende wieder abdrucken zu lassen und über deren alleinigen Gebrauch zu wachen. Das Consistorium schwieg zu solcher Bitte; in einigen Kirchen wurde ohne weiteres die rechtsgültige Agende sammt ihrer Liturgie wieder in stricten Gebrauch genommen. Wer die Verwirrung und Oede der liturgischen Verhältnisse der Oberhessischen Kirche kennt, auch weiß, daß z. B. das Apostolicum bei der Taufe nicht immer agendarisch gebraucht wird, wird sich von der Nothwendigkeit des Abdrucks der fraglichen Agende und einer sorgfältigeren Ueberwachung des Cultus überzeugt haben, aber auch davon, daß hierzu nicht ein Consistorium, sondern allein ein vom rechten evangelischen Geiste erfüllter lutherischer Superintendent geeignet sein kann, weil nur ein solcher die Wirklichkeit durch seine Visitationen zu erkennen im Stande ist, zumal bei uns in Oberhessen nicht leicht jemand mit Richter die Aufsicht des Superintendenten über den Gottesdienst mit „Neuerungen in liturgischen Sachen, welche nicht ohne Zustimmung einer Synode vorgenommen werden dürfen" identificirt.

Daß aber die lutherische stricte Anwendung der Agende nicht so ganz aus dem Bewußtsein des Oberhessischen Volkes geschwunden ist, zum Beweise dafür möge folgender Vorfall aus neuester Zeit dienen: eine Wöchnerin in einem Filialdorf verlangt für ihr krankes Kind die Nothtaufe. Da der Pfarrer vor drei Stunden nicht da sein kann, so läßt sie den Schullehrer rufen, damit der die Taufhandlung vornehme. Dieser holt, um sich über den Ritus derselben zu instruiren, die in der Kirche liegende Agende. Es ist die von 1657 und in ihr findet er die Nothtaufe verboten. Mit dieser Kunde tritt er zur Wöchnerin; sie will es nicht glauben, läßt sich selbst die Stelle der Agende zeigen und als sie nichts anderes herauslesen kann und der Schullehrer deshalb die Ausführung der Taufe verweigert, muß die Mutter zu ihrem großen Schmerz ihr Kind ohne die Taufe erhalten zu haben, sterben sehen.

Bald nach dem Tode des Superintendenten Merle wandten sich die lutherischen Presbyter Marburgs an kurfürstliches Ministerium des Innern und an seine königliche Hoheit den Kurfürsten mit der Bitte, den Prof. Luthardt zu Leipzig zum Oberpfarrer nach Marburg zu berufen. Gleiche Gesuche wurden von der Mehrzahl der Lutherischen Diöcesangeistlichkeit eingereicht und ihre Bitte damit motivirt: daß so die Wahl desselben zum Superintendenten ermöglicht werden könne. Es schlossen sich hiebei nur wenige Pfarrer aus, welche theils offene Anhänger des Rationalismus waren und deshalb viel Lärm über die zu befürchtende Störung des kirchlichen Friedens machten, theils zu dem Oberconsistorialrath Dr. Scheffer in gar naher Beziehung standen. Da jedoch Luthardt als Bedingung seines Kommens die Rückgabe der Kirchengewalt in Cultus, Disciplin und Lehre an den Superintendenten und dessen gänzliche Befreiung von dem gemischten und einem Consistorium überhaupt, von dessen Existen die Kirchenordnung von 1574 nichts weiß, verlangte, das Ministerium des Innern jedoch „hierzu seine Hand nicht bieten wollte", und eine nochmals in demselben Sinn an den Landesherrn gerichtete Bitte der Diöcesangeistlichen erfolglos blieb, so sah man sich für der Augenblick in Betreff der Superintendentenwahl rathlos.

Wider alles Erwarten bewarb sich in Folge einer Aufforderung des Consistoriums, d. h. des reformirten Oberconsistorialr. Dr. Scheffer und des reformirten Assessors, Professor Ranke, der trotz des oben erwähnten Protestes noch immer die Geschäfte eines lutherischen Consistorialraths versah, um die Oberpfarrei zu Marburg. Um so mehr mußte diese Bewerbung auffallen, als Ranke dieser Kirche offenen Abfall von der Reformation im Facultätsgutachten vorgeworfen hatte. Von seiner Wirksamkeit im Consistorium hatte man bis dahin wenig bemerkt; das Stillschweigen des Consistoriums auf die Bitte der Geistlichen um Wiederabdruck der Agende von 1574, sowie mündliche Aeußerungen des Herrn Professors, deren zu Folge die Geistlichen gar nicht an die betreffende Agende gebunden seien, sondern der jetzige verworrene Zustand als der zu Recht bestehende angesehen werden müsse, dieses alles war nicht geeignet, Sympathien für Ranke bei solchen Geistlichen zu wecken, welche gegen das gute Recht ihres Bekenntnisses noch nicht gleichgültig waren.

Kurz vorher hatten lutherische Geistliche, welche ihr wohlbegründetes Recht durch dieses Alles bedroht glaubten, den Consistorialrath Professor Vilmar, den sie wegen seiner Kenntniß der Hessischen Geschichte für den allein dazu geeigneten Mann hielten, um eine Zusammenstellung und Kritik derjenigen Stellen des Facultätsgutachtens gebeten, durch die man das lutherische Recht und Bekenntniß gefährdet glaubte. Vilmar willfahrte dieser Bitte und ließ diese Zusammenstellung als Manuscript behufs Vertheilung unter die berechtigten Pfarrer drucken. Ein Unberufener, wie man hört ein prof. extraord. theol. wußte sich ein solches Exemplar zu verschaffen, und machte davon, ungeachtet seiner Bezeichnung als „Manuscript gedruckt in 50 Exemplaren" öffentlichen Gebrauch, woraus dann eine Denunciation gegen den Verfasser, Drucker und Versender entsprang. Die politischen und kirchlichen Blätter der linken Seite, z. B. das Frankfurter Journal und die Allgemeine Kirchenzeitung zu Darmstadt hatten nun nichts eiligeres zu thun, als die ungeheuerlichsten Gerüchte und Entstellungen, in Umlauf zu bringen.

In dem Vilmarschen Memorandum wurden die schon oben bezeichneten Auslassungen über die lutherische Abendmahlslehre näher beleuchtet und in einer Stelle (pag. 20, Z. 7—3 von unten im Gutachten) in Uebereinstimmmung mit vielen Pfarrern eine Schmähung der Lutherischen Kirchenlehre gefunden. Das Resultat der Explication ist: daß die zwei Lutherischen Professoren der Theologie, welche solche Stellen im Gutachten geduldet in diesem Punkte, wo nicht von dem Bekenntniß ihrer Kirche abgefallen, doch gänzlich gleichgültig gegen dasselbe seien. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 9. Juni. № 46.

Zur Sonntagsheiligung.

(Fortsetzung.)

Je mehr indessen die Kirche wieder zu Geist und Leben kam, je tiefer fühlte sie die ihr geschlagene Wunde!

Bereits unter dem 10. März 1818 gibt uns das damalige Cultusministerium ein schönes Lebenszeichen. Das Circular-Rescript des Königl. Ministerii der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten an sämmtliche Königliche Regierungen, „Berlin d. d. 19. Mai 1825", lautet: „Da des Königs Majestät mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 26. März 1825 zu befehlen geruht hat, die dem Anscheine nach in Vergessenheit gerathenen Verordnungen, nach welchen an Sonn- und Festtagen keine öffentliche Arbeiten verrichtet und keine Störungen des Gottesdienstes geduldet werden sollen, in Erinnerung zu bringen und auf die Befolgung derselben streng zu halten; so wird dies der Königlichen Regierung zur Nachricht und Achtung hierdurch mit der Anweisung bekannt gemacht, ihrerseits ernstlich dahin zu wirken, und durch die ihr untergeordneten Beamten dahin wirken zu lassen, daß hierunter dem Allerhöchsten Willen Sr. Majestät genau nachgelebet werde."

Aber mit der Beobachtung der Cabinetsordre und des Ministerial-Rescripts sah es schon nach 10 Jahren sehr traurig aus.

Da, im Jahre 1837, wurden endlich, Dank dem unermüdlichen Zeugnisse gläubiger Pastoren! in allen Regierungsbezirken unseres Landes die bestehenden Verordnungen zur Heilighaltung der Sonn- und Festtage, die bei der Lauheit vieler Magistrate, bei der Theilnahmslosigkeit der meisten ländlichen Obrigkeiten, bei der geistigen Schlaffheit mancher Prediger zur bloßen Null herabgesunken waren, theils erneut, theils schärfer gefaßt! Das Jahr 1838 zeigt auf dem Gebiete der Sonntagsheiligung einen guten, wenn auch nur kurzen Aufschwung. Es sah wirklich hier und dort aus, als sollte es Ernst werden!

In den Jahren 1843 bis 1845 wurden die einzelnen heimlichen Seufzer allgemeiner und lauter; die theologischen Zeit- und Streitschriften riefen ihr Wehe; aus den Kreis- und Provinzial-Synoden der östlichen und westlichen Provinzen, insbesondere aus einzelnen, entschiedenen Pastoral-Conferenzen (Berlin und Gnadau), kamen schwere Klagen und Anklagen, die aber leider! ohne nachhaltigen Erfolg blieben und bald verhallten. Auch Sonntagsvereine, die sich, vornämlich in den großen Städten, Berlin an der Spitze, bildeten, verkümmerten.

Da nun ganze Schichten unserer christlichen Bevölkerung, hoch und niedrig, die von einem inneren Glaubensleben, von häuslicher Andacht nichts wußten, auch in ihrer, durch Clauernsche und Walter Scottsche Literatur erworbenen Halbbildung, in ihrer Selbstgerechtigkeit und Losgebundenheit vom Worte des Lebens derselben nicht benöthigt waren und so mit ihrer Erbauung, ja, mit ihrem ganzen Glauben, Lieben, Hoffen lediglich an den öffentlichen Gottesdienst gewiesen waren, vor lauter Klugheit und Arbeit, vor lauter Gleichgültigkeit und Lust aber am Tage des Herrn nicht mehr ins Gotteshaus kommen konnten, so wurden grade diese Unglücklichen im Jahre des Fluches allen bösen Umtrieben zuerst Preis gegeben und den Verführern eine leichte Beute.

So war durch das Sinken des dritten Gebotes seit Menschenaltern der Boden für die Revolution, vornämlich in den Städten, systematisch bestellt worden.

Dies wurde 1848 von den Besseren aller Stände erkannt und ausgesprochen. Auf den Kirchentagen zu Wittenberg, zu Stuttgart, zu Elberfeld und Bremen verbrüderte man sich. Es erhob sich ein Sturm zu Gunsten der so arg gefährdeten Sonntagsheiligung! Durch das ganze Deutsche Vaterland klang es in Kirche, Schule und Haus: „Du sollst den Feiertag heiligen!"

Damals wurde es auch in manchem Pfarrhause stiller, Karten- und Pfänderspiel, Musik und Tanz traten mehr in den Hintergrund und die Pferde blieben wenigstens ab und zu auch an Sonn- und Festtagen zur Nachmittags- und Abendzeit im Stalle. War hiermit auch noch lange nicht der neutestamentliche Friedens- und Freudengeist heiligender Sonntagsweihe im Hause und im Herzen heimisch geworden, so war doch wenigstens äußerlich mancher Anstoß beseitigt. —

In allen Ministerien, allen Regierungen und Consistorien wurde die Sonntagsheiligung auf gar verschiedene Weise berathen. Hier betrachtete man die Frage unter Anrufung des treuen Heilandes als eine religiöse, dort als eine polizeiliche, hier sah man sie vom praktischen, dort vom socialen Standpunkte an. Wie dem aber auch gewesen seyn mag, den guten Willen, das ernstliche Erwägen des pro und contra merkte man in jenen Tagen allen Behörden an und deshalb wurde das schon beregte Jahr 1838 auch durch den Eifer und den Segen des Jahres 1852 weit überboten.

Sollte man es nun aber wohl glauben, daß nach solchen Strafgerichten, nach einer tief gehenden Revolutionserfahrung

und nach einer solchen Geistesströmung und nachdem Seitens der weltlichen und geistlichen Behörden, ja, Seitens des Handelsministerii das ehedem fast Unglaubliche zu Gunsten der Post-, Steuer- und Hüttenbeamten geschehen, ja, daß nachdem 1854 auf Allerhöchsten Specialbefehl*) Sr. Majestät des Königs (d. d. Sanssouci 8. Juli) selbst die so oft angegriffenen, aber nicht zum Wanken zu bringenden Controllversammlungen der Landwehr vom Sonntage auf einen Wochentag verlegt wurden, so schnell eine Zeit folgen würde, wo sich unsere Regierungen (Oppeln, Gumbinnen und Potsdam d. d. 25. Januar 1858), unsere Consistorien (Königsberg d. d. 11. Januar 1858) von Neuem genöthigt sehen, die Verordnungen im Interesse der Sonntagsheiligung den Landräthen, Magisträten, den ländlichen Ortsobrigkeiten alles Ernstes einzuschärfen.

Hierbei ist schmerzlich zu beklagen, daß die, so von Gottes- und Amtswegen als christliche Patrone und Obrigkeiten, als Schulzen und Schöppen, als Kirchen- und Schulvorsteher die besondere Pflicht haben, mit zu bauen an Zion, es an vielen Orten niederreißen, indem sie, oft ohne Bewußtseyn, als Frevler gegen Gottes heilige Sabbathsordnung auftreten.

Und woher kommt die Versuchung zu solchen Ausschreitungen?

Sie liegt für das Land in dem schlechten Löhnungsverhältnisse unserer dörflichen und kleinstädtischen Tagelöhner und Dienstboten, für die Stadt in dem gewinnsüchtigen Krämersinn, in dem Brotneide der Handel- und Gewerbtreibenden, am meisten aber in dem mangelnden religiösen, aber um so lüsternen und vergänglicheren Sinn der übrigen Stände.

Die ländlichen Dienstleute erhalten einen Theil ihres Lohnes in Naturalien, den andern im baaren Gelde. Die Naturalien, meist Flachs, Kartoffeln, Roggen, müssen sich indessen die Leute selbst bearbeiten, selbst einernten. Nun sind dieselben aber in den sechs Arbeitstagen vom Morgen bis zum Abende im Dienste ihrer Herren, in Feld und Wald, in Torfstichen und Ziegeleien, in Scheunen und Brennereien beschäftigt, mithin bleibt ihnen zur Bearbeitung und Aberntung des eigenen Ackers nur der Ruhetag des Herrn, der Sonntag.

Die Tagelöhner sind ferner verheirathet, Familienväter, haben sonach ihr eigenes Hauswesen und durch dasselbe eine Menge häuslicher Bedürfnisse, aber zum Ordnen und Abwickeln während der ganzen Woche keine Zeit. So muß denn abermals und zwar grade zu den Zeiten, wo die Arbeit draußen ruht, der Sonntag zur Arbeit drinnen herhalten. Da wird denn geflickt und genäht, die Wäsche gewaschen und getrocknet, Schweine und Ziegen geschlachtet, Brot gebacken, Holz gehauen, eingekauft und verkauft, und Krämer und Hausirer sind dem Tagelöhner neben der Fluth vagabondirender Kinder und professionsmäßiger Bettler, dieser förmlichen Landplage, an jedem Sonn- und Festtage die regelmäßigen Gäste.

Läßt sich denn aber wider solche Krebsschäden nichts Rechtschaffenes thun? Will man denn dem armen Dienstboten, Tagelöhner und Handarbeiter, der auf dem Lande, was die Seelenzahl anlangt, überall in der entschiedensten Majorität steht, sein gutes Recht der Sonntagsheiligung nicht sichern? Will man nicht bedenken, daß dieser nach Massen zählende Stand, wie eben jetzt die geistigen Verhältnisse allermeist noch liegen, sein ganzes religiöses Leben aus der Kirche holte? Nimmt man ihm die Kirche, so nimmt man gar bald seinen Heiland — und den lieben Gott verloren, heißt Alles verloren. Viele Seufzer und Klagen der Leute sind freilich oft nur scheinbar, aber auch diese müßten verstummen.

Mit dem bürgerlichen Gesetze ist hier für den Kundigen gar nichts auszurichten, denn der Herr, der die Seinigen direct oder indirect durch Naturallöhnung oder sonst zur Sonntagsarbeit zwingt, ist, wenigstens auf dem Lande, meist selbst der Repräsentant des Gesetzes. Ebenso spielt an vielen Orten die leidige Gefälligkeit, die gute Nachbarschaft, das durch die Finger Sehen in diesem, wie in andern Fällen eine so gewaltige Rolle, daß oft das Unglaublichste geschieht, das Unglaublichste unterbleibt. Nein, die Hülfe muß aus Zion kommen! Lediglich um Gottes, um des dritten Gebotes willen, lediglich zum Nutzen und Frommen der armen, durch den Schmutz der Woche innerlich und äußerlich bestäubten Seelen muß eine Aenderung versucht werden. Und sie ist auf manchen Bauern-, Pfarr- und großen Edelhöfen seit einem Jahrzehent versucht und als zweckmäßig beibehalten worden.

Die unverheiratheten Dienstboten männlichen und weiblichen Geschlechts erhalten ganz einfach statt der halben Naturallöhnung eine vollständige Geldlöhnung. So viel mir bekannt, ist diese fast aller Orten mit Dank angenommen. Aus dieser Klasse braucht demnach Niemand, dem Gottes Wort wirklich lieb ist, ferner am Sonntage Kartoffeln zu setzen, zu hacken, zu häufeln, zu buddeln. Hierdurch werden für viele Seelen viele Sonntage dem Kirchenbesuche gerettet. — Wo sich diese Einrichtung bei verheiratheten Arbeitern, die Wirthschaft haben und Vieh halten müssen, nicht gut durchführen läßt, haben die Herrschaften freilich ein kleines, oft nur scheinbares Opfer zu bringen, indem sie im Frühjahr, Sommer und Herbst, ehe die Bestellung, Reinigung und Aberntung der eigenen Aecker beginnt, in Selbstverläugnung an die Bestellung, Reinigung und Aberntung der kleinen Ackerflächen ihrer Häusler denken und diesen in der Woche zu diesem Behufe Zeit und Gespann geben. Den gelinden Herrschaften erwächst hierdurch in Wahrheit kein, den wunderlichen, habsüchtig rechnenden dagegen ein sehr geringer Schade. In je 1, 2, höchstens 3 Tagen, wie die Größe des Guts, haben die Leute, die natürlich hierfür keine Löhnung beanspruchen, in dieser geordneten Weise ihre Frühjahrs-, Sommer- und Herbstarbeit vollendet, die ihnen sonst mindestens 8 bis 12 Sonntage kostet. Es ist feststehende Er-

*) Unsere früheren Kriegsminister waren meist der Meinung, daß beim besten Willen eine Verlegung der Controllversammlungen absolut unmöglich wäre.

fahrung und wir reden, was wir gesehen und als zuverlässig gehört haben, daß nun die Leute, nachdem ihnen diese schwere Lebenssorge vom Herzen genommen, aus dankbarer Liebe weit rüstiger und freudiger als je für ihre Herren arbeiten. Der Stecken des Treibers ist nicht nöthig! Den Tagelöhnern selbst erwächst ein eigentlicher Ausfall an Lohn nicht, da ja die meisten Grund- und Hackfrüchte im Accord verarbeitet werden.

In dieser Weise verdienen sich die Herrschaften einen Gotteslohn an Menschen und Vieh, welches bekanntlich an den Sonntagen, insbesondere beim Einfahren, beim Drängen der Zeit so überladen und übertrieben wird, daß der gerechte Herr sich dessen wohl erbarmen sollte. Die Paar freiwillig geopferten Arbeitstage kann der liebe Gott durch Regen und Unwetter jeder Zeit nehmen, darum besser, man gibt sie ihm von vornherein freudig und willig. Jahrelang sind hier und dort diese Einrichtungen, selbst bei eifrigen Wirthen, zum Segen getroffen, aber deshalb ist ihnen um Weihnachten noch nie eine Mandel, eine Kartoffel oder Runkelrübe auf dem Felde geblieben, sie haben ohne Sonntagsarbeit unter Gottes Beistand Alles ebenso gut und meist noch besser und jedenfalls billiger eingebracht als ihre den Sabbath schändenden Freunde und Nachbaren.

Ebenso hat sich die Einrichtung bewährt, daß die Hausfrau, damit nicht der Sonntag durch die eigenen wirthschaftlichen Verrichtungen entehrt wird, während der Sommerzeit am Sonnabend Nachmittag, also von 11 Uhr Mittags zu Hause bleibt, aber dafür an jedem Wochentage, woran den Herrschaften oft außerordentlich viel liegt, ein Stündchen länger arbeitet. So hat der Sonntag sein Recht und die Mutter bei eigener Zeit zum Flicken und Nähen in der Alltagszeit doch ihren vollen Wochenlohn. Im Winter kann diese Einrichtung natürlich fallen, da dann die ländlichen Arbeiter oft genug freie Zeit haben.

Ferner ruht aber die Sünde der Sonntagsentheiligung an vielen Orten gradezu in dem unkirchlichen, gewinnsüchtigen, vergänglichen Sinn vieler bäuerlichen, bürgerlichen und adligen Grundbesitzer und Pächter. Sie verführen und nöthigen durch ausdrücklichen Befehl zur Sonntagsschändung theils auf den eigenen Aeckern, theils durch Gastereien am Sonnabend, die sich regelmäßig bis in den Sonntag hineinziehen. Ref. kennt in und außer seinem Kreise manchen Bauer, Amt- und Edelmann, der noch nie, weder in noch außer der Erntezeit hat arbeiten lassen und bei dem Vieh und Menschen an jedem Festtage die auch äußerlich zur Kräftigung der Gesundheit so nöthige Ruhe hat, und wo weder Kindtaufen noch Hochzeiten *), weder Bälle noch Diners am Sonnabend eben um der Gäste und Hausleute

*) Das Königl. Consistorium zu Königsberg sagt in dem oben citirten Erlaß vom 11. Jan. 1858 Nr. 235 ad 4: Trauungen am Sonntage sind allezeit grundsätzlich abzulehnen und nur in Fällen gänzlicher Armuth und in Folge deß vollständiger Gebührenfreiheit Seitens des Geistlichen zu übernehmen. — Zu welchen Versündigungen führen die in großen Städten so beliebten Sonnabends-Trauungen!

willen gegeben werden. — Bei diesen Seelen liegt freilich der Grund des Handelns in Gottes Wort; sie beugen sich unter Gottes und der Obrigkeit Befehl, die an Gottes Statt spricht. Sie sind alle wahrhaft conservativ und gehören ausschließlich zur Rechten.

Aber nun kommt die Legion großer und kleiner Wirthe, reicher und armer Fabrikherren, die in jedem Jahre und zwar zu wiederholten Malen, selbst beim heitersten und mildesten Himmel einregnen, verhageln, einfrieren wollen, die zu verhungern wähnen, wenn die Schornsteine nicht auch am Sonntage dampfen und die Fabriken nicht auch an den Festtagen bevölkert sind. Durch sie werden nicht nur die eigenen Knechte und Mägde, nicht nur die eigenen Tagelöhner nebst Frauen und Kindern, sondern auch noch Knechte und Mägde, Arbeiter und Arbeiterinnen aus fremden Dörfern für doppelte Tageslöhnung und hauptsächlich für den so sehr ziehenden, Verderben bringenden, unentgeltlichen Branntweinsgenuß an den Sonntagen herbeigelockt. Von solchen Herren muß jeder Christ annehmen, daß sie, so oft sie auch und namentlich bei seelsorgerischen Vorstellungen, das Wort Gottes in den Mund nehmen, kein Gottvertrauen haben. Wie sind doch im Grunde diese arme Herren zu beklagen!

Wehe aber dem Arbeiter, Handwerker oder Gesellen, der in Stadt und Land diesem Frohnruf nicht folgen und die Sonntagsarbeit verweigern wollte! darüber hat der Evangelische kirchliche Anzeiger von Berlin manche Geschichte gebracht, darüber kann jeder Pfarrer Belege liefern. Ja, wir haben auch unter uns ein Sclaventhum, von dem Manches geschrieben werden kann und von dem Mancher, der Onkel Toms Hütte gelesen, sich nichts träumen läßt!

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus der Lutherischen Diöcese Marburg.

(Schluß.)

Zunächst trat gegen dasselbe ein Glied der Facultät, wie vermuthet wird, der Prof. der alttestamentlichen Exegese, Gildemeister, der sich als Geschichtsforscher durch seine Geschichte des heiligen Rocks bekannt gemacht hat, auf in einer anonymen Flugschrift: „vorläufige Abweisung einiger Mißdeutungen." Hier kämpft er als Verfasser des Gutachtens pro ara et domo und macht uns darin mit der neuen, von ihm selbst nicht consequent durchgeführten Unterscheidung zwischen Lutherisch und lutherisch bekannt; zugleich führt er zuletzt ein Citat aus Luthers bekanntem Brief an die Frankfurter vom Jahr 1533 und zwar in einer Weise an, die wieder lebhaft an die oben gerügte Art der Citation aus der Kirchenordnung von 1566 über die Taufe erinnert. Um zu beweisen, daß Luther zu verschiedenen Zeiten verschieden über das Abendmahl gelehrt habe, werden zwei nicht weniger als drei Folioblätter auseinander stehende Sätze aus allem Zusammenhang

gerissen und ohne irgend ein Zeichen, daß etwas ausgelassen sei, an einandergereiht. Vilmar äußert sich hierüber in seiner, „vorläufigen Verständigung“: wie in der „Abweisung“ die beiden zusammengestellten Sätze Luthers zusammengekommen sind . . . . , welches Stichwort Luther hier soll gebraucht haben, und wozu diese ganze Anführung aus Luther dienen könne, das ist allerdings unbegreiflich. In Luthers Worten, die auf die seltsamste Weise aus dem Zusammenhang gerissen sind, ist, wenn sie da gelassen werden, wo sie stehen, nichts unbegreiflich. Wo in einer „Abweisung solche Citate möglich sind, da ist freilich alles möglich, auch das Unbegreifliche.“

Ungeachtet die „Abweisung“, gewiß nicht rein zufällig, kurz vor der Superintendentenwahl allen Geistlichen der Lutherischen Diöcese mit Ausnahme von nur zweien, zugesandt wurde, so vermochte sie doch, zum Theil wohl, weil sie aus solcher Feder geflossen, das Urtheil und das Gewissen der Pfarrer nicht irre zu machen und es wurde durch die gerügte Art der Citation bei vielen Geistlichen zur Gewißheit, daß das Facultätsgutachten von reinem Parteistandpunkt aus abgefaßt und zum Theil mit gegen die Lutherische Kirche gerichtet sei. Jetzt zum ersten Male erhoben sich wenige Stimmen zu Gunsten Rankes, doch waren es solche, welche sich so weit vergaßen, zu behaupten, nicht die rechtsgültige lutherische Agende von 1574, sondern die niederhessisch reformirte von 1657 sei verbindend für die Lutherische Kirche Oberhessens. Daher vermochte denn auch die amtliche Einwirkung eines Metropolitans, der auch nebst einem andern später von Gildemeister als competenten Beurtheiler des Gutachtens angeführt wurde, auf die Wahl des Prof. Ranke, der überdies nicht das nach der Kirchenordnung von 1566 nöthige Pfarramt besaß, was von seiner Königlichen Hoheit dem Kurfürsten bei der Wahl des C. Raths Vilmar zum Superintendenten zu Kassel als Hinderungsgrund der Bestätigung angeführt wurde, keine günstige Entscheidung auszuüben. Es wurden drei dem Bekenntniß ihrer Kirche treuergebene Männer erwählt; Ranke war in der Wahl erst der vierte. Sonst werden nur diejenigen beiden, auf welche die meisten Stimmen gefallen sind, dem Landesherrn benominirt, diesmal jedoch drei, weil zwei gleiche Stimmenzahl hatten.

Obwohl früherhin mit der Besetzung der Oberpfarrei in Marburg nicht bis nach vollzogener Superintendentenwahl gewartet wurde, so war dies unter solchen Umständen, bei solcher Erregung der Gemüther, um den gerechten Ansprüchen und Erwartungen Genüge zu thun, nicht leicht auszuführen und da die Denomination zu der ersten Pfarrei der Lutherischen Kirche des Oberfürstenthums nicht wohl von einem nur mit reformirten Gliedern besetzten Consistorium, man hätte dann die bureaukratische Verwaltung der Kirche auf die Spitze treiben müssen, geschehen konnte, so kam man dem allgemeinen Wunsche entgegen, als mit der Besetzung derselben gezögert wurde.

Nachdem Prof. Gildemeister die von Vilmar und Lutherischen Geistlichen in dem Gutachten gefundene Schmähung der Lutherischen Abendmahlslehre wissenschaftlich glaubte abgewiesen zu haben, suchten die vier Professoren ihren Gegner auch durch eine beim Unterstaatsprocurator erhobene Klage wegen Amtsehrenbeleidigung zu vernichten. Man war schon zum Voraus um so mehr hierauf vorbereitet, als schon im Jahr 1851 der mehrmals erwähnte Professor Gildemeister, über den sich in einer sonst unbedeutenden Broschüre des Professor Ilse interessante Details vorfinden, seine in der Kasseler Zeitung angegriffene Rechtgläubigkeit nicht anders als durch die Criminaljustiz zu behaupten im Stande gewesen war. Ein in Folge der durch jene Anklage hervorgerufenen über ganz Oberhessen und weiter sich ausdehnenden Inquisitionen von dem Oberkirchenrath Kliefoth in Schwerin eingeholtes, lediglich auf die h. Schrift und die Bekenntnisse basirtes Gutachten, das durch seine Milde und Besonnenheit bei den Lesern den günstigsten Eindruck hervorruft, bestätigte gleichfalls das von Vilmar ausgesprochene Urtheil über die gerügten Stellen des Gutachtens. Man hat sich vielseitig über die Klagen der Professoren gewundert zumal wenn man an jene beiden Citate dachte.

Was so oft von den Gegnern der Lutheraner als Endziel dieser hingestellt ist, geschah nun: von Seiten der die freie Wissenschaft betonenden und nur mit dem Schwert des Geistes kämpfen wollenden Theologen war der sonst so gefürchtete und zurückgewiesene Arm der weltlichen Obrigkeit zu Hilfe genommen worden. Ein Theil der mit Vilmar übereinstimmenden Geistlichen legte diese ihre Uebereinstimmung in einem in den Händen des Unterstaatsprocurators befindlichen Actenstücke wieder. Unter letztern befindet sich der mittlerweile als Superintendent bestätigte, zum Oberpfarrer und Consistorialrath ernannte bisherige Pfarrer zu Frankenberg, Kümmell.

Es ist von vielen praktischen Juristen die Frage aufgeworfen worden, ob ein solcher Gegenstand, der 300 Jahre lang der Streitpunkt zweier Kirchen gewesen, vor das Forum der weltlichen Obrigkeit gehöre und es wird vielfach gewünscht, die weltliche Behörde möge sich nach dem Beispiel des Proconsuls Gallio Act. 18, 15 richten und erklären: „weil es eine Frage ist von der Lehre, und von den Worten und von dem Gesetz unter euch, so sehet ihr selber zu; ich gedenke darüber nicht Richter zu sein.“

Bald nach Bestätigung des Superintendenten Kümmell, ungeachtet die Wahl von manchen Seiten angetastet worden war, unter andern unter dem Vorgeben, weil keiner der drei präsentiren Candidaten die Würde eines Dr. theol. habe, erfolgte ein zweiter Protest von Seiten lutherischer Geistlicher gegen Professor Ranke als beauftragtes Glied des Consistoriums. Die Antwort hierauf war, daß Professor Ranke gleichzeitig mit Superintendent Kümmell zum wirklichen Consistorialrath und stimmführenden Mitglied des Consistoriums ernannt würde. Die Behörde ist nun in so weit vollständig besetzt, als die genügende Anzahl geistlicher Räthe vorhanden ist, nur fehlt noch immer der dem Edicte nach nothwendige weltliche Director. Seine Stelle versieht schon seit mehreren Jahren der reformirte geistliche Rath, Oberconsistorialrath Dr. Scheffer.

Diejenigen Pfarrer, welche die Rechtsgültigkeit der Agende von 1574 einsehen, haben sich sehr gefreut, daß Superintendent Kümmell bei seiner Einführung am Sonntag Cantate die Liturgie nach derselben halten ließ und damit in dieser Agendenangelegenheit, jetzt eine Lebensfrage der Lutherischen Kirche des Oberfürstenthums, eine feste Stellung eingenommen hat. Er hat es verheißen vor der lutherischen Gemeinde Marburgs und den Vertretern der lutherischen Geistlichkeit, den Metropolitanen, er werde die Rechte der Lutherischen Kirche, soweit ihm Gott dazu Kräfte gebe, schützen gegen jeglichen Angriff. Dazu gebe Gott seinen Segen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 12. Juni. № 47.

Zur Sonntagsheiligung.

(Schluß.)

Wenn der Herr dereinst in diesen Schichten die Herzen offenbar machen wird, werden uns Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort, Neigung zum Geize, der Wurzel alles Uebels und weltliche Lust als Triebfedern eines Handelns entgegentreten, welches grade in den ländlichen und kleinstädtischen Verhältnissen, wo die That der Reicheren und Höhergestellten so mächtig predigt und wo man so eifrig bemüht ist, die eigene Sünde durch fremde Sünde zu decken, doppelt fluchbringend wirkt. Das wissen die Herren, von denen gar viele nur des guten Beispiels wegen ab und zu in die Kirche gehen, recht wohl, aber das haben sie wahrscheinlich vergessen, daß der Knecht, der das Gute weiß und thut es nicht, doppelter Streiche werth ist.

Mir ist eine Gemeinde bekannt, in der seit Menschengedenken nie am Sonntage gearbeitet worden ist. Dieselbe erhält einen neuen Amtmann und durch diesen einen neuen Schulzen. Beide, als aufgeklärte und arbeitseifrige Leute, lassen während der Ernte zuweilen an einem Sonntage arbeiten und kommen dadurch den übrigen Wirthen im Aeußern vor. Anfangs stemmten sich die Dorfbewohner mit verblümten und offenen Redensarten gegen diese Neuerung, zur Zeit aber arbeiten, wenn es ihnen nöthig scheint, wenigstens die jüngeren Wirthe im Beistande der herrschaftlichen Tagelöhner in jeder Ernte am Sonntage, wähwährend einige ältere Wirthe sich auf Grund des göttlichen Wortes nicht dazu verstehen können. So verderben böse Beispiele gute Sitten!

Der durch das bürgerliche Gesetz angeordneten, schriftlichen Benachrichtigung des Sonntagsarbeitens an den Pfarrer*), die gewiß im Sinne des Gesetzgebers ein letzter Zügel seyn soll und unstreitig die gute Absicht hat, daß der Pastor nach Umständen noch ein Wort der Abmahnung spricht, wird, wie mir glaubhaft versichert, meist gar nicht, oft fast mit Hohn z. B. auf einem Wisch mit den Worten: „Heute lasse ich arbeiten!“ nachgekommen. Wo noch Meldungen geschehen, geschehen sie meist wie oben vom Inspector im Inspectorstyl und gewöhnlich zu einer Zeit, wo ein Einschreiten des Geistlichen unmöglich ist, weil er schon auf dem Kirchgang.

Auch gegen diese Art des Sonntagsfrevels vermag das bürgerliche Gesetz nichts. Es erlaubt ja „in Zeiten der Noth“ zu arbeiten. Da sich aber ein Jeder über das, was Noth, seine eigenen Begriffe macht, so ist natürlich, besonders wenn man selbst Obrigkeit, hierüber nicht weiter zu streiten. Nur ein ununterbrochenes, entschiedenes kirchliches und privates Zeugniß, nur treue Fürbitte und beharrliches Zusammengehen mit Gleichgesinnten führt zum Siege!

Eine entsetzliche Störung in der Heiligung der Sonntagsfeier bringen die Schweinetreiber hervor, die knallend mit ihren langen Peitschen an den Sonntagen wiederholentlich unter dem Bellen der Hunde durch die Dörfer auf und nieder treiben und ihre Heerden zum Kauf anbieten. Ebenso nachhaltig stören die Fleischer mit ihren großen, rasselnden Wagen, mit ihren klaffenden Hunden, in der Nähe der Städte die Ruhe des Sonntags.

In diesen Fällen könnte die bürgerliche Gesetzgebung wohl helfen und wenigstens die äußere Sonntagsruhe schützen. Aber wie zur Zeit unsere polizeilichen Gesetze angethan sind, gewähsie auch diese Hülfe nicht. Sie sind ein Palliativmittel, welches in den meisten Fällen nicht durchschlägt und nur den Neuling schreckt. Da steht in den Verordnungen fast aller Provinzen als Summa des Gesetzes geschrieben: „Du sollst an den Sonn- und Festtagen während der Kirchstunden nicht arbeiten, handeln ꝛc.“ Heißt denn das Sonntagsheiligung, sichert das die Sabbathsruhe, fördert das den Kirchenbesuch? Es kann doch Niemand, am wenigsten aber unsere einsichtsvollen Behörden, glauben, daß die Tagelöhner und Arbeiter, die früh 4 und 5 Uhr am Sonntage zur Arbeit aufs Feld ziehen oder in die Fabrik gehen, wirklich um 8 oder 9 Uhr, um 11 oder 12 Uhr, je nachdem der Gottesdienst, zur Kirche heimkehren? das geschieht nirgends! Höchstens richten sich die Leute so ein, daß sie um 8 oder 9 Uhr ihr Frühstück, um 11 oder 12 Uhr ihr Mittag essen oder ein kurzes Schläfchen machen. Nun ist dem Gesetze Genüge geschehen! — Sollten ferner unsere hohen Verwaltungen wirklich meinen, daß die Plundermätze, Hausirer und Krämer, die grade um der Tagelöhner und Dienstboten willen den Sonntag zum Handel erwählen und die 10 bis 12 Dörfer am Tage des Herrn abfahren, auch nur im Entferntesten durch das polizeiliche Verbot: „Du sollst während der Kirchstunde nicht handeln“, incommodirt werden? Während diese Kleinhändler in den Wochentagen vor den Häusern unaufhörlich pfeifen und also ihre Gegenwart ankündigen, damit Frauen, Mägde, Kinder aus den

*) Wenigstens im Regierungsbezirk Potsdam.

Stuben, Ställen, Gärten zu ihnen herauskommen, pfeifen sie am Sonntage bescheidener, gehen aber dafür regelmäßig selbst in die Häuser, um zu fragen, was beliebt. Dies ist, während trotz dem Verbote Störung und Geschäft am Sonntage dasselbe bleibt, der einzige Unterschied zwischen Wochen- und Festtagshandel.

Hier hilft, wenn nicht das Ansehen unserer hohen Behörden von Jahr zu Jahr mehr leiden soll, nur eins: Entschiedenheit! Palliativmittel haben noch nie eine Seuche geheilt, aber drastische Mittel heilen sie unter Gottes Beistand. Weil nun die Sabbathsschändung einem Theile, besonders unserer städtischen Bevölkerung, bereits zur Pest geworden ist und weil gegenwärtig der andere Theil, die ländliche Bevölkerung, arg bedroht ist, so thut Consequenz noth. Eine solche ist endlich gezeigt worden! Die Regierungen zu Oppeln und Gumbinnen haben gegenwärtig ihren inficirten Patienten ein Radicalmittel verschrieben. Es lautet: „Während der ganzen Dauer der Sonn- und Festtage ist bei Vermeidung von 1 bis 5 Thlrn. oder im Unvermögensfalle entsprechender Gefängnißstrafe in unserem Verwaltungsbezirke die Ausübung des Hausirhandels verboten." Dies ist kurz und verständlich und wenn die Kreisgensdarmen und Obrigkeiten Augen zum Sehen haben und nur einige Händler zur Strafe ziehen, auch unbedingt wirksam.

Wenn es doch wie in der Weltgeschichte, so erst in unserer Gesetzgebung feststände: für halbe Maßregeln lieber keine!

Und nun noch ein Blick auf die Sabbathsschänder aus weltlicher Lust! Tobt auch die Sünde der Fleischeslust und der Augenlust selbst an den höchsten christlichen Festen, besonders in den Städten, so ist sie auch auf dem platten Lande, vornämlich in den größeren Dörfern, wo das Krug- und Kneipenleben florirt, nicht unbekannt. Die Folgen eines solchen Treibens liegen auf der Hand und werden besonders gefährlich, wenn die tolle, jugendliche, ländliche Lust, um sich der öffentlichen Beaufsichtigung, der Polizeistunde ꝛc. zu entziehen, in den Schutz des Privathauses flüchtet, wo der weltliche, kategorische Imperativ verstummt. Vornämlich elend und breit macht sich diese Sünde in der heiligen Fastenzeit, weniger freilich unter den niedrigen, mehr unter den höheren Ständen. Wie passen die herrlichen Passionsgesänge, wie die durch die Fürsorge unserer geistlichen Behörden vermehrten Wochen- und Sonntags-Abendgottesdienste, wie die liturgischen Andachten, wie das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt, zu den ländlichen Picknicks, Kränzchen, zu den Ressourcen- und Casinobällen unserer Honoratioren! Wie verderblich wirkt es, wenn dieselben Polizeiverweser, die auf den Bällen in den Kreisstädten, in den Clubs ihrer Freunde die ganze Nacht ihre Karte spielen, ihren Tanz machen, also mit Weib und Kind ihrem Vergnügen nachgehen, dem die ländlichen Knechte und Mägde durch die Fenstern und Glasthüren neugierig und neidisch zuschauen, vielleicht am andern Tage eben diesen Knechten und Mägden den Tanz im Kruge verweigern, weil Fastenzeit! Welche Gedanken muß sich das gemeine Volk machen, wenn es sieht, daß die Vornehmen derartige Vergnügungen, die oft bis in die Charwoche reichen, alle 14 Tage wiederholen! Der Pastor aber hat diesen Schäden gegenüber eine gar gefährliche Stellung, an der die pastorale Weisheit, das pastorale Gewissen gar oft Schiffbruch leiden mag. Hier thäten gesalbte Hirtenbriefe für die Salons und für die Krüge noth!

Wir haben bei uns auf dem Lande zur Zeit noch kein bummelndes, arbeitsscheues, Gott lästerndes Proletariat. Es heißt hier: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!" Es kann aber nicht oft und ernst genug darauf hingewiesen werden, daß ein solches im Entstehen ist. Vor 20 Jahren hatten die größten Dörfer noch keine eigenen Armenhäuser. Fand sich ein Ortsarmer, so wurde er auf Gemeindekosten in ein Privathaus gethan. Diese Zeiten sind vorüber! Die großen Gemeinden müssen bereits auf eigene Kosten Armenhäuser für ihr lumpiges und unreinliches, zum Theil aus den Zuchthäusern entlassenes Proletariat bauen. Wollten doch die weltlichen und geistlichen Hirten auf solche Erscheinungen unserer Zeit mehr achten und der reißenden Progression des sittlichen Verderbens gedenken.

Diesem leiblichen und geistigen Elende gegenüber ist zweierlei zu thun. Zunächst müssen die Geistlichen, die Lehrer und die Behörden auf Grund der heiligen Schrift und der Bekenntnisse und alten Ordnungen ihrer Kirche alles Ernstes dahin trachten, daß dem dritten Gebote seine volle Geltung verschafft werde. Dies kann aber auf dem Lande nur geschehen, wenn man des Beistandes der sogenannten Honoratioren versichert ist. Können diese, weil ihnen zur Zeit des Geistes Auge noch nicht offen, aus religiösen Gründen an dieser Lebensaufgabe nicht helfen, so mögen sie es aus politischen, aus Humanitätsrücksichten, aus Egoismus thun. Helfen aber müssen sie, sonst kommt ihnen die Reue, wenn es zu spät ist.

Ebenso entschieden müssen sich andererseits unsere Behörden, unsere Landesvertretung gegen das wucherische Ausschlachten unserer Bauerngüter aussprechen und diesem Krebsschaden der neuesten Zeit einen gesetzlichen Damm entgegenschieben. Statt Einer guten Ackernahrung, die stets ihren Mann genährt und in der Gottes Wort heimisch war, bekommen wir armselige Büdnerhütten, kleine Landparcellen, auf denen die Menschen mit Hunger und Sorgen, mit Abgaben und Processen aller Art zu kämpfen haben.

Befördert die Nichtachtung des dritten Gebotes das geistige Proletariat, so vollendet das Ausschlachten unserer Bauerngüter das leibliche Proletariat. Was soll nun aber werden, wenn wir durch Ignorirung dieser Schäden auch auf dem Lande ein Proletariat erhalten? Nichts anderes, als daß in Zeiten der Aufregung das entartete Gesindel des Landes mit dem Gesindel in der Stadt zur Zerstörung göttlicher und menschlicher Rechte Brüderschaft macht.

C. M.

Ein Protestantisches Urtheil über die exkommunicirte Seherin Maria Kohlhammer in München.

(Ein zeitgeschichtliches Bild.)

Man hat aus öffentlichen Blättern vernommen, daß von Seiten der Römischen Kirche diejenigen mit der Excommunication bedroht sind, welche die Mittheilungen der Maria Kohlhammer und der Crescentia Wolf lesen oder gar verbreiten.*) Ueber diese Mittheilungen selbst hat man auch hie und da, wie z. B. in den historisch-politischen Blättern, der Sion, und andern bayerischen, namentlich localen, Blättern Einiges gelesen. Der Herausgeber der Mittheilungen nennt in einem Beiblatt zu der unten näher bezeichneten Schrift die Excerpte der historisch-politischen „theils ganz aus dem Zusammenhang gerissene, theils mangelhaft und sogar unrichtig wiedergegebene Stellen". Zum Beweis der Richtigkeit dieser Anklage veröffentlichte er die vollständigen Akten d. h. Niederschreibungen durch den Druck. Wir können diesen Streit auf sich beruhen lassen. Verzeihlicher Art aber ist das Verlangen, zu wissen, was denn jene Schrift enthalte, die eine so harte Straffentenz veranlaßt hat. Was nun die darin enthaltenen „höheren Aufschlüsse" betrifft, so sind dieselben nach Form und Inhalt so unsäglich abgeschmackt, daß man nicht recht begreift, wozu es jener Excommunication bedurft habe, um die Schrift zu unterdrücken. Es scheint, als hätte die vollständige Veröffentlichung ausgereicht, um den ganzen Spuk unschädlich zu machen. Allein andere einzelne Partieen dieser „Mittheilungen," sowie gewisse Nebenumstände, welche aus dem Buche selbst sich ergeben, lassen die Excommunication aus Gründen begreifen, welche auf ein anderes Gebiet hinweisen, als das der Reaction der Kirche gegen ungesunde Visionen allein. Es kommen seltsame Dinge zu Tage. Nur vermögen wir, unbekannt mit Personen und localen Verhältnissen, keine weiteren Aufschlüsse zu geben, als sie die Schrift selbst darbietet. Sie ist viel lehrreicher für gewisse kirchliche Beziehungen und für den Einblick in total heruntergekommene Culturzustände, als für jenes visionäre Gebiet, dessen verschiedene Manifestationen zu den Eiterbeulen der Zeit gehören. Es steht nach dieser Seite hin das, was man der genannten Schrift entnimmt, unseres Wissens, ziemlich vereinzelt da, soweit es sich nämlich hier um öffentlich gewordenes handelt. Wenigstens entbehren theilweise verwandte Erscheinungen in Nordamerika jener specifischen Merkwürdigkeit der Münchener Hergänge. Deßhalb haben wir uns mit Bedacht aller Parallelen, die sich zuletzt doch nur als Schein erweisen könnten, gänzlich enthalten.

Aus demselben Grund fangen wir nicht mit der Sache selbst, sondern mit einer Nebensache an. Unter dem 7. Sept. 1855 wurde ein Memorandum, jene angeblichen Offenbarungen betreffend, bei dem erzbischöflichen Ordinariate von München-Freising und in Abschrift bei sämmtlichen erzbischöflichen und bischöflichen Ordinariaten Bayerns eingereicht. Es zählt 43 Unterschriften, die beiden weiblichen Media oder Mittheilungs-Organe mit eingerechnet. Unter den Gezeichneten befinden sich zwei Grafen, mehrere höhergestellte Beamte vom Civil und Militair, Männer wissenschaftlichen, künstlerischen und bürgerlichen Berufs, neben den Katholiken Einer, der sich ausdrücklich als Jude nennt. Ob auch etwa ein Protestant dabei war, ist nicht zu ermitteln. Ein Solcher aus Sachsen, so wie ein Graf protestantischer Confession haben neben andern Protestanten, die hie und da vorkommen, nach den Mittheilungen selbst, die Seherin Kohlhammer wenigstens öfter befragt. Sämmtliche Unterzeichner, der Jude mit, betheuern die katholische Rechtgläubigkeit der von den beiden Weibspersonen ergangenen Offenbarungen.

Das Memorandum ist mit einem Anstrich von Gelehrsamkeit gefertigt. Es ist darin von dem ältesten Tischrücken nach Ammianus Marcellius (sic) und Tertullian die Rede; es wird der Spuckgeister gedacht, die bei dem Feste der Remurien (in Rom) erschienen seyn sollen. Woher der Verfasser weiß, daß „schon das älteste Tischrücken die Bestimmung erhalten hatte, den Irr- und Unglauben zu vertreiben," ist freilich schwer zu sagen. Genug er glaubt es, obwohl Tertullian und Ammianus Marcellinus davon nichts wissen.

Die Art, wie die Unterzeichner des Memorandums die neuen Hergänge auffaßten, wird gleich im ersten Satze folgendermaßen ausgesprochen. „Jeder, der die Zeichen der Zeit ernstlich beobachtet, wird sich gewiß nicht mehr bergen können, daß ein Etwas von Geheimnissen, die uns umgeben, stärker als je vor uns aufzudämmern beginnt." Es könne „auch die gewaltsamste (sic) Logik und der schärfste Verstand sich solcher Urtheile nicht mehr entschlagen." Den Zweck der neuesten Erscheinungen, welche mit der alten Nekromantie nichts gemein hätten, lasse das „eigenthümliche Dreieck" erkennen, „als dessen Höhe Sokrates, als dessen Basis einerseits Salomon, andererseits der heilige Augustin erscheinen, in deren Mitte eine Anzahl anderer abgeleibter Seelen sich mittheilen." Sokrates habe sie belehrt, daß die Geister nur zu dem: Einen Hirten und eine (sic) Heerde führen wollen; daß die Kirche nicht durch diese Offenbarung der Geisterwelt zu einem neuen Dogma geführt, sondern die Menschen zu dem von ihnen verlassenen Dogma auffälligst zurückgeführt werden sollen. (Sokrates redet überhaupt gut katholisch, und ärgert sich nur, daß man ihn um sein Geburtsjahr befragt, „welches bei seiner Verehrung als Weltweiser nicht leicht unbe-

*) Mittheilungen seliger Geister im Jahre 1855, durch die Hand der Maria Kohlhammer, im Rapport der Mittheilungen des heil. Erzengels Raphael durch den Mund der Crescentia Wolf. (Den Namen des Herausgebers lassen wir nach verhängter Excommunication weg.) München 1856. 698 S. (Die Crescentia Wolf tritt in den Mittheilungen kaum ein paarmal hervor. Wir lassen sie daher ganz außer Betracht).

kannt sein könnte"*). Salomo will zur Weisheit der Neue führen. Augustin will vor einer „Macht" warnen, die „sich über Rom erheben, es stürzen, und den Einfluß einmischen will, Etwas auf den Thron zu bringen, was herab muß." So sey der Zweck gewiß unverwerflich. Aehnliche Offenbarungen hätten aber „seit Christi Daseyn" nicht aufgehört. Sie berufen sich auf die Emmerich, auf den heil. Franz Assisi, auf die heil. Theresia, auf die heil. „Margaritta von Cordona," die heil. Gertrud und Mechtild. Die bisherigen Früchte dieser Offenbarungen seyen Stärkung und Belebung der schon zur Kirche gehörigen, während Mehrere, der wahren Kirche ganz fremde, in ihrer Meinung schwankend geworden seyen. Besonders aber lasse Christus durch die Geister sagen: „O München, o Bayern, wenn Du erkennen wolltest Deine Wunden, wir könnten sie heilen, und Du Andere mehr (sic). Jerusalem wollte nicht erkennen; München will nicht, und was Jerusalem geschah, wisset ihr; wir gehen und kommen dann wieder."

Schließlich begehren die Unterzeichner in einer wunderbar stylisirten Bitte eine auf vorgängige Prüfung basirte Entscheidung von Autoritätswegen, und verstärken die Bitte durch ein vom Geiste Sokrates am Vorabend des Festes Mariä Geburt mitgetheiltes Gebet, in welchem zum unbegreiflichen Urwesen gebetet wird, dessen Kirche morgen ihren Geburtstag feiere.

Auf dieses S. 683—698 abgedruckte Memorandum folgte, wie in einer Randbemerkung zur Aufschrift desselben bemerkt wird, kein Bescheid. Ob „Delegirte der Priesterschaft" eine vorgängige Prüfung wirklich anstellten, wissen wir nicht zu sagen: ein in den Akten selbst mitgetheiltes Examen ist schwerlich von Autoritätswegen angestellt worden. Der Examinator hat nämlich auch das Memorandum mit unterschrieben. In der Excommunication der Hauptbetheiligten fand die Sache vorläufig ihren Abschluß. Zwischen inne liegt nur noch eine ebenfalls in den Druck gegebene, „abgedrungene Erklärung" der Maria Kohlhammer vom 10. März 1856, in welcher sie „die Männer aus dem Philister-Heere, die Sprossen des Riesen Goliath, willkommen" heißt, ihren Verleumdungen trotzt, und ihnen vorwirft, wie sie mit ihrem Wissen, das „aus dem Durcheinander-Reiche" komme, eine „Erscheinung" leugnen und verleumden wollten, die „mit Einemmale die ganze Welt erblickte."

Vor Allem wird es nun die Leser verlangen, zu erfahren, wer denn diese Maria Kohlhammer sey und wie sie zu ihren Gesichten gekommen. Das, was für den weitern Verlauf besonders charakteristisch ist, wollen wir unter bestimmten Gesichtspunkten hervorheben. Das umfangreiche Buch giebt nur Tag für Tag eine Aufzeichnung der gestellten Fragen und der auf sie gegebenen Antworten. Seltener fangen die angeblichen Geister von selbst zu reden an.

*) Sokrates hatte nämlich das Unglück zu sagen, er habe 2000 Jahre vor Christus gelebt (S. 234), was er nachher für eine Zahl von tiefer Bedeutung ausgab, gelegentlich aber es so erklärte, er habe einen gemeint, der als ein Sokrates sich gebärdete, aber nicht Sokrates hieß und Gründer der Freimaurer gewesen (scil. 2000 vor Christus!) Seite 586.

1. Persönlichkeit und Geschichte der Seherin.

Maria Kohlhammer selbst und der kurze Bericht des Herausgebers erzählen im Buche Folgendes, was wir nur so weit hier gedrängt wiedergeben, als es zum Verständniß der angeblichen Offenbarungen dient. Andere Quellen stehen uns nicht zu Gebote. Die Genannte wurde im December 1828 in einem kleinen Dörfchen, Namens Hunzing, im Landgerichte Vilshofen, Provinz Niederbayern, geboren. Sie rühmt die religiöse Erziehung, die ihr namentlich ihre Großmutter habe zu Theil werden lassen. Ihr Vater kaufte sich zuletzt (1841) in München, in der Vorstadt Au, an, gerieth in drückende Verhältnisse und nahm in deren Folge ein trauriges Ende. Dieser Umstand und manche andere äußere Bedrängnisse bereiteten dem Mädchen große innere Kämpfe. Sonst erfahren wir über ihren Bildungsgang nichts Näheres. Als Kind konnte sie natürlich nur den gewöhnlichen Dorfunterricht genießen. Ueber ihre spätere Lectüre wird nirgend etwas gesagt. Ist aus ihren Mittheilungen etwas zu schließen, so muß sie einerseits die Gesichte der Emmerich und der Weilheimer Seherin (s. S. 41 u. anderwärts) andererseits die Dichter Körner und Schiller gekannt haben. Wie weit? ist nicht mit Sicherheit zu entnehmen. Was sich sonst über ihre Bildungsstufe aus den Mittheilungen selbst ergiebt, ist später zu schildern. Im Jahre 1854 war sie Köchin im Hause des Herausgebers ihrer Enthüllungen. In dieses Haus brachte am 15. December des genannten Jahrs ein Geschäftsfreund seine Tochter, welche die Fähigkeit haben sollte, durch Tischklopfen und Tischschreiben mit den Geistern zu verkehren. Bei dem Experimente ließ der Hausherr auch einige seiner Dienstleute, unter ihnen die Kohlhammer, zusehen. Letzte habe dabei, um das Lachen zu verbergen, die Schürze vor das Gesicht gehalten. Doch habe sie sich zuletzt der Schreiberin am Tische mit dem Gedanken genähert, wo sich ihr verstorbener Vater befinde. Darauf habe jenes Medium plötzlich geschrieben: sie selbst, die in Gedanken Fragende, solle schreiben, weil sie es könne. Und auf die Frage, wer denn dies Verlangen schriftlich stelle, kam die Antwort: der verstorbene Vater der Kohlhammer selbst. Der Hausherr forderte dann dieselbe auf, den Versuch zu machen. Das habe sie mit dem Erfolge gethan, daß „das Tischchen zu krachen und in einer reißenden Weise über das Papier zu fahren begann." Sie habe nun im Innern den Wunsch gefaßt, ihr Vater möchte ihr eine gute Lehre geben. Der Tisch habe sich aber nur unter ihrer Hand langsam bewegt und geschrieben: wenn es Sonntag ist. Am Sonntage nun (17. Dec.) habe sie nach vorhergegangenem Gebet, daß Gott das Schreiben nicht zulassen möge, wenn es Sünde sey, die Fingerspitzen auf den Tisch gelegt und um Erfüllung des am Freitag vorher gegebenen Versprechens gebeten. Da habe sich der Tisch bewegt und mit der, sogleich wiedererkennbaren, Handschrift ihres Vaters geschrieben:

Sey tugendhaft, zufrieden,
Dann hast Du Frieden.

Der Hausherr, dem sie das Geschriebene zeigte, habe nun sie zu weiteren Versuchen ermuntert. Das Tischchen habe man aber bald weggelegt, weil er, der Herausgeber der Mittheilungen, die Ueberzeugung gewonnen, daß der Bleistift oder der Griffel in der Hand der Schreiberin ohne weiteres Mittel dasselbe hervorbringe.

Dieses Verfahren hatte auch den besten Erfolg. Das Medium der Geister schrieb in unglaublicher Schnelligkeit die Antworten auf die an sie gerichteten Fragen nieder. Die Hand schrieb, auch wenn man mit der Schreiberin, um sie zu zerstreuen, über gleichgiltige Dinge sprach; ließ man ihr Ruhe, so hörte sie den Antwortsatz in sich vorsagen und ihre Hand wurde mitgeführt; in besonderen Fällen konnte sie ihre Gedanken nicht finden, meinte aber eine Stimme in ihr zu fühlen. Doch diese Aussagen der Schreiberin über ihre inneren Wahrnehmungen sind gleichgültig. Es ist genug, die charakteristische Entstehungsschichte ihrer Visionen oder Mittheilungen zu kennen.

2. Der Herausgeber der Mittheilungen.

Die Person des Herausgebers kommt nur so weit in Betracht, als es sich fragt, ob dieselbe eine Bürgschaft für die Treue und Richtigkeit des Aufgezeichneten bietet. So weit hierüber das Buch selbst Aufschluß giebt, wird nach dieser Seite hin kaum ein Zweifel bestehen. Der Herausgeber machte von Anfang an aus den Hergängen kein Geheimniß, lud zuerst mehrere Bekannte, verstattete gern katholischen Geistlichen Zutritt, und als diesen es höhern Orts verboten wurde, setzte er dem wachsenden Zudrang von Laien kein Hinderniß. Er kann mit Recht sich rühmen, daß er in dieser Sache mit „aller Offenheit" gehandelt habe. Von der Schleicherei und Heimlichthuerei des irvingianischen Proselytenmachens ist da keine Spur. Mag das Motiv einfache Ehrlichkeit oder zweifellose Begeisterung für die Sache gewesen seyn, so bleibt das Verfahren immer lobenswerth, zumal da es viel klüger gewesen wäre, die Hergänge in den kleineren Kreisen Eingeweihter geheim zu halten. Genug, bei so vielen Zeugen ist an eine Fälschung nicht zu denken. Gleichwohl besteht ein Unterschied zwischen den Mittheilungen früheren und späteren Datums sowohl der Form als dem Inhalt nach. Schwerlich aber rührt diese Verschiedenheit von einer redigirenden Hand her. Man braucht blos die unbegreifliche Fragestellung zu verfolgen, welche der Gefragten selbst eine Menge ihr fremden Stoffs in fremder, wissenschaftlich sich gebärdender Form bereitwilligst suppeditirte, um die allmählig sich bildende Modification der Antworten zu begreifen. Die späteren Fragen, namentlich die, wo die Geister geprüft werden sollten, sind ein wahres Meisterstück in der Kunst, nicht hinter die Wahrheit zu kommen, sondern sich selbst hinter das Licht zu führen. Es sollen davon nachher Proben gegeben werden.

3. Die Redeweise der Geister.

Im Ganzen reden die Geister durchgängig in einer Sprache, nämlich im Style des sogenannten Mediums der Maria Kohlhammer, dessen Typus wieder nicht ein individuelles, sondern ein in Alt-Bayern und einem Theile von Oesterreich verbreitetes Schriftdeutsch der Halbgebildeten ist, für andere Stämme kaum genießbar. Das zu derbem Humor und großer Naivetät der Sprache von Haus aus aufgelegte Volk glaubt nämlich dann schön und schriftdeutsch zu reden, wenn es möglichst verrenkt und jedenfalls ganz anders redet, als ihm „der Schnabel gewachsen" ist. Man kann diese Redeweise auf gewisse Grundregeln bringen. Für die Prosa gilt: Laß Deine Prosa auf dem Jamben-Fuß leben! Sage nie: der Schwanz des Hundes, sondern des Hundes Schwanz d. h. setze immer das abhängige Substantiv im Genitiv vor sein regierendes Substantiv. Rede überhaupt so geziert als möglich, d. h. in keinem Falle so, wie es Dir natürlich wäre zu reden. Vermeide alle Derbheit, und bringe viel von Blumen, Blüthen, Duft, blühen, welken u. dgl. an. Willst Du dichten, so kümmere Dich um kein Metrum, und laß reimen was sich reimen will. Suche Sinn in möglichst größtem Unsinn. Nach diesen Regeln ist verfaßt, was in gebundener oder ungebundener Rede bei Todesfällen oder in Liebesangelegenheiten in die Tagesblätter eingerückt wird, und wir werden annehmen dürfen, daß die Köchin diese Blätter gelesen hat. Diesen Styl reden die Geister, Sokrates wie Augustin, Körner wie Schiller. Wie es möglich war, nur eine Viertelstunde zuzuhören, ohne an physischer Uebelkeit zu leiden, erscheint uns unbegreiflich.

So ergehen sich z. B. Körner und Schiller in poetischen Bekehrungsversuchen. Körner besingt die Maria und schließt:

So hab ich gefühlt im Leben
Ward nicht Täuschung, als ich nach Oben kam
Sie war Mutter mir im Leben,
Und jetzt Königin im höchsten Glanz.
Alle fallen wir nun nieder,
Zeigt sie sich in ihrer Pracht.
Ich rufe deßhalb meinen Glaubensbrüdern:
Wehe, wenn ihr nehmt von Ihrer Macht!

Schiller ermahnt am Schlusse seines Poems:

O, wie werdet ihr erschrecken,
Wenn der Tod, der grause, naht;
Denn die Reu am letzten Ende
Hilft selten in den Himmel ein,
Martert sie sie (sic) auch, wie Gift;

Denn Verzweiflung ist ihr beigemischt,
Stehet fest deshalb ihr Katholiken,
Scheint euch auch die Höll' zu schlücken;
Euer Gott im Himmel lebt,
Und wir, die Diener, sind eure Krieger.

Ganz besonders zeichnet sich aber eine selige Franziska als Dichterin aus. Am Tage der heiligen Franziska reimt sie:

Fliege hoch im Geiste,
Ringet nur nach Geist,
Angedeuteter Geist!
Nehmt Alles im Geist,
Ziehet euch an mit Geist,
In der Zeit!
Singet Lob dem Geist,
Kümmert euch um Geist.
Amen.

Lieblich ich euch heute lache,
Kinder von der Zeit;
Denn ich weiß mit Gewißheit,
Daß ihr werdet ohne Zeit
Bleiben durch die Ewigkeit.
Keine Wandelbarkeit
Plagt dann mehr den Geist,
Und die Thorheiten enden
Und unendliche Freuden credenzen.
Licht wird dann das Leben,
Bescheint vom höchsten Glanz,
Die Kränze wir schon winden,
Um sie euch zu bieten,
Um gekrönt zu seyn in der Zeit
Und dann ewig so zu gehen
Durch die ewige Ewigkeit.

Nach diesen drei poetischen Geister-Ergüssen wird Niemand nach mehr lüstern seyn. Und doch sind sie nicht das Ungereimteste dieser Art.

Zu dieser Art der Dichtkunst fühlt sich auch der Geist Sokrates hingezogen, selbst wenn er nur in Prosa redet. Er wird um eine kurze Lehre gebeten und antwortet (S. 373): „Wissen wenig, denken richtig, sind zwei Worte und führen nach ersehntem Orte." Die Blüthe der Prosa entfaltet Sokrates in folgendem Ausspruch: „O, die Pein, die ist nicht klein, und ist gefüllt mit solchen, die nicht ganz einst haben der Liebe Spur begriffen. Alle, alle, die ihr's hört, denket und überleget, daß noch Viele dort sich befinden, die einst waren Samariter. Könnten alle Kinder, die auf Erden sind, uns begreifen und sagen und hören, o, o, die Welt wäre voll Büßer. Nicht würde man vertändeln die Zeit mit müßig seyn, nein, Alles würde sich verändern, und es gäbe keine Last, die das Leben macht zum Elendthal!" (S. 340). Zwar nennt sich Sokrates in diesen Mittheilungen einen „humorischen" Geist; aber hier hat sein Humor sich doch selbst übertroffen. Aber ganz fühlt sich die Köchin in ihrem Element, wenn sie eine verstorbene zarte Jungfrau oder auch die Jungfrau von Orleans reden lassen soll. Ein protestantischer Graf, der seine verstorbene Tochter zu vernehmen wünscht, wird vom Geiste folgendermaßen angeredet: „Eine Stunde steige ich nieder zu der liebeleeren Welt und schütte Samen in die Herzen, wo noch Liebe fehlt. Bringe Pflanzen aus dem Reiche, wo nicht Würmer sind, setze sie in die Herzen, wo nichts aufgehen will. Bringe Wohlgeruch vom Garten, der heißt Paradies, sehe an voll Schmerzen die, die voll Moder sind. Welchen Moder ich nun meine, ich glaube, ihr versteht

mich: Geistesmoder, ja, der wird geheilt durch die Gabe, die ich gebe. Der Geist, der moder, ist geeilt hinaus über den Demuthkreis und fliegt in aufgeregte Zirkel, und kehrt zurück zum Leib mit einer Erndte Thorheit. Ist dann wieder eingezogen der Geist mit seiner Erndte, dann plagt er den Leib, macht ihn matt und schwer, und es entsteht Krankheit. Leibes-Krankheit meine ich, und diese ist dem Geiste nützlich, weckt ihn aus der Schwärmerei und bringt ihm ächte Begriffe bei. Und damit der Geist dann kann nimmer schwärmen, ruft ihn Gott in's Heimathland, dort werden beide nimmer krank. Mein Bild gemeint." — Ich weiß nicht, ob diese trostreiche Ansprache den bekümmerten Vater über die Leibes- und Seelen-Gesundheit seiner verstorbenen Tochter gewiß gemacht hat. Ganz heroisch spricht natürlich dagegen die Jungfrau von Orleans. „Im Traume habe ich erhalten den Ruf, zum Kampf zu gehen; der Bruder brachte mir den Helm, das Schwert vom Leichenfeld. Geträumt habe ich im Felde, wo ich der Lämmer Hirtin war, und Geist habe ich empfangen, die Brust ein stark Verlangen, zu retten doch mein Vaterland. Und dieses Verlangen ist Jahre der That schon vorgegangen. Oft drückte ich den Wunsch aus, die Meinen schalten mich; Hohn mußte ich hören; gleich viel, als einem Meer stürmten Welten von Beschulden auf mich und ich ward nur stärker" (S. 424). — Auch diese Blumenlese dürfte ausreichen, um uns von der Prosa der Geister eine Anschauung zu geben.

In der Rechtschreibung müssen sie nicht fest gewesen seyn. Denn es findet sich (S. 245) die Frage: „Kommen die einfließenden Schreib- und Sprachfehler von der in Anspruch genommenen Spannkraft (der Schreiberin), welche die Buchstaben oft verzieht?" Und Sokrates, mit sichtlichem Vergnügen darüber, daß man ihm schon in der Frage eine Entschuldigung an die Hand gegeben hat, antwortet darauf: „Ja; und viele geben sich gerade dadurch zu erkennen."*) — Wenn das Letztere richtig ist, so hat man bei der Redaction der Mittheilungen unrecht gethan, die charakteristische Un-Orthographie der einzelnen Geister zu verwischen.

Das Angeführte wird aber begreiflich machen, wenn ich sage, es sey in diesem Buche viel interessanter zu lesen, was die Menschen fragen, als was die Geister antworten.

4. Die ungelehrten Laien und Proben ihrer Fragestellung.

Die Laien, die nicht nach Lösung wissenschaftlicher Fragen gelüstet, kommen fast sammt und sonders mit dem Verlangen, etwas von ihren verstorbenen Verwandten oder Freunden und ihrem Geschick zu erfahren. Das Verfahren ist sehr einfach. Sie fragen: N. N. bist du da? Und darauf findet es sich fast immer, daß der Genannte zugegen ist. Natürlich wird die

*) Sokrates verläugnet auch an anderem Orte, daß er in seinem Leben griechisch schreiben gekonnt habe. Man wollte nämlich, daß er durch das Medium seinen Namen griechisch schreibe.

Frage in deutscher Sprache gestellt. Einmal aber führt ein Laie die Seherin mit lateinischen Fragen in Versuchung. Schon beim Anblick der Lettern wurden wir besorgt, was denn das für einen Ausgang nehmen werde. Aber es geht vortrefflich. Denn auch die Köchin, d. h. ein citirter ehemaliger Dominikaner-Prior, vor 25 Jahren verstorben, antwortet durch sie lateinisch. Der Laie fragt: Pater Albert ades? Antw.: Ja. Der Laie: Precor te, scribe mihi nomen tuum latine! Die Köchin schreibt: Albert. Der Laie: Precor te, scribe mihi in linqua (sic) latina! Die Köchin schreibt: Frater. Der Laie: Precor te, mihi scribere unam doctrinam! Die Köchin schreibt: Orate. Damit war die lateinische Unterhaltung zu Ende (S. 3). Zum Glücke für die Köchin scheint das Husarenlatein des Fragestellers nicht weiter gereicht zu haben. Sonst aber wird, wie gesagt, alles in ehrlichem Deutsch verhandelt.

Die Aufschlüsse über das Geschick der Verstorbenen lauten in der Regel ziemlich tröstlich. Auf die Frage: Ob und wie lange sie im Fegefeuer gewesen? stellt es sich meistens heraus, daß sie nicht gar lange darin zugebracht haben. Sie befinden sich meistens auf höheren Vorstufen, als da sind die Zelle der Vergeltung (S. 33), die Zelle des Erstaunens (S. 14), der Auferbauung (S. 17), der Gerechtigkeit (S. 22), der Versöhnung (S. 36. 80. 89. 92.), der Zufriedenheit, welche nach S. 138 im Monde ist, oder auch der Liebe und Ruhe (S. 125). Andre Seelen befinden sich in der Lernstube, welche nach S. 138 ebenfalls im Monde etablirt ist. Noch andere haben die Zellen schon verlassen und sind im „Vorschub", der ein Complex von Straßen zu höheren Zellen und von da an wieder zur Sonne, als einer Doppelstätte der Unterseligen und der niederen Seligen, zu seyn scheint, von welcher Sonne vier Stufen zum Paradiese und von da wieder eine unendliche Stufenreihe zur Herrlichkeit auf führen. Man kann das auf einer Kohlhammerschen Karte zu S. 35 gezeichnet sehen. Leider sagt uns die Karte nicht, wo sich der Vorschub der milden Luft (S. 122) oder der der Erkenntniß (S. 30), der Lobpreisung (cf. 51. 87.), der Freude (S. 15) findet. Doch kann man sich an den tröstlichen Namen genügen lassen. Vom Paradiese erfahren wir, daß es sich gegenwärtig in dem Mars befindet (S. 93), daß es einen Vorhof oder eine Vorhalle desselben giebt (S. 29. 33. 51.) und daß man sich den Himmel unterhalb des Paradieses zu denken habe (S. 29). Das Paradies selbst hat einen Garten mit mehreren Abtheilungen (S. 46), und der Garten in der Sonne ist die letzte Stufe zum Paradies (S. 145). Sonst kommt noch das neue Nazareth, auch Moab und ein Herrschergarten vor, über welche Orte die Karte nichts Näheres angiebt. Daß die höchste Stufe „das Lamm begleiten" heißt (S. 21), schreiben wir neben den andern Absurditäten mit unwilligem Grauen nieder. Ueber den eigentlichen Kern dieser Phantastereien behalten wir uns das Nähere noch bevor.

Eine andere stehende Frage der Laien ist die, wie ihr Schutzengel und ihr Begleiter (die Seele eines Abgeschiedenen) heißen. Die Köchin ist in Bezug auf die Engel um Namen nicht verlegen. Wir werden mit den Engeln Samuelus, Sanos, Silanos, Salmios, Ramlo oder Ramlos, Ryligos oder Rilligos, Riglios, Olatos, Prisoos, Miroles, Arulatus, Fimiel, Chrichligos, Agrislus bekannt. Ob die Köchin auf etymologischem Wege oder auf einem andern herausgebracht hat, daß Olatus Botschafter, Riligos (so wird er dort S. 311 geschrieben) Würdenträger, Crisignius abgesandtes Goldfeuer bedeute, lassen wir unausgemacht. Den letzten haben wir oben nicht genannt, weil derselbe vorzugsweise der Schutzengel von Priestern ist. Doch muß noch besonders erwähnt werden, daß nach einem Aufschluß (S. 305) Crisignius, Olatus und Ryligos, Rilligos oder Riligos jene drei bisher unbekannte Erzengel sind, welche mit den vier, traditionell genannten, die Siebenzahl der Erzengel ausmachen. Namentlich habe Crisignius dem Apostel Johannes die Apokalypse offenbart (S. 48).

Mit den „Begleitern" wird es gewöhnlich so gehalten, daß die Seherin fragt, ob die Fragenden sich nicht denken könnten, wer ihr Begleiter sey? Das hat schon insofern einen guten Grund, als die Seherin nach der Vorstellung des Fragenden die Seele eines Abgeschiedenen nennen muß, und es nicht erwünscht wäre, wenn etwa ein unbekannter Name Anlaß würde, den Begleiter, d. h. das Medium, die Seherin, nach dem früheren Geschick dieser Seele auf Erden zu fragen. Gewöhnlich denken die Laien an einen verstorbenen Verwandten oder Freund, und lassen sich dann auf Bestätigung hin diese Begleiterschaft ohne weitere Fragen gefallen. So fragt ein Landrichter: Ist es vielleicht Michael, der Bruder meiner Mutter? Und mit der Antwort: Ja! ist dann alles in Ordnung (s. S. 197). Beiläufig mag hier gleich bemerkt werden, daß sich auch die fragenden katholischen Geistlichen dieses Verfahren ohne Bedenken gefallen lassen. Sehr charakteristisch ist folgender Vorgang (S. 184). Der geistliche Herr B. fragt die Seherin (oder eigentlich den anwesenden Geist des Bischofs Alexander Hohenlohe): „Wer ist mein Begleiter?" Antw.: „Hast Du ihn einmal genannt, dann giebt er freudig an." Frage: „Ist es mein Bruder Harry?" Antw.: „Welche Stimme hat Dich denn bewegt, daß Du mich sogleich entdeckt? Könnte ich Dir nur zürnen, ich schwiege jetzt; doch ich sehe ja den Faden — doch das, das schadet nicht." Diese letzte Phrase ist ganz die einer hysterischen Köchin. Doch da der Geist des Bischofs Alexander Hohenlohe gesagt hatte, man solle nur selbst aussprechen, welche abgeschiedene Seele man für seinen Begleiter halte, so macht es später ein anderer katholischer Pfarrer ebenso. Er fragt zuerst: Wie heißt der Begleiter meines Schutzengels? und nachdem er vernommen: Kannst ihn errathen; Du willst gewiß unter seiner Fahne kämpfen — so ruft er sogleich: Ist es vielleicht der heilige Franziskus? und hat es damit glücklich getroffen (S. 225).

Zuweilen aber wird von dem Medium, d. h. der Maria Kohlhammer, der Begleiter oder die Begleiterin den Fragenden genannt oder sogleich redend eingeführt. Ein ganz absonderliches Beispiel ist unter dem 27. Januar 1855 aufgezeichnet. Da fragt irgend eine gute Frau F. J., wer denn die Begleiterin

der Josephe B. sey. (Im Protokoll ist von andern Anwesenden nicht die Rede.) Sofort erhält sie die Antwort: Ich, Anastasia Wolf. Und als die Frau nun weiter fragte, was die jetzige Begleiterin früher gewesen sey, und vernommen hatte, daß sie als Einsiedlerin in Aegypten gelebt habe und gestorben sey, auch dies, daß sie 999 nach Christus geboren worden, da wünschte die Frau doch auch zu hören, wie denn der Ort heiße, wo sie gestorben sey. Darauf antwortet zuerst Anastasia ausweichend: „Ich starb knieend; Niemand kannte mich." Das rührt denn die gute Frau ungemein und sie sagt bewundernd: Du bist gewiß heilig. In aller Bescheidenheit versetzt Anastasia: „Ja; ich war Muster der Abtödtung aller Eitelkeit." Jetzt kann es die Frau doch nicht über sich bringen, vom Orte, wo diese große Heilige gestorben, gar nichts erfahren zu sollen, und fragt beharrlich zum zweiten Male: Wie heißt der Ort in Aegypten, wo Du gestorben? Aber da empfängt sie die feierliche Antwort: „Berg Mirro. Er ist nicht mehr." So war es denn freilich nicht mehr möglich, weder zu diesem Orte zu wallfahrten, noch ihn auf einer Karte von Aegypten zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Confession eines Juden. *)

Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören.
Matth. 17, 5.

Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen; ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hinein gehen. Ibid. 23, 13.

1. Die religiösen und somit die sittlichen Zustände der Israeliten sind sehr übel berathen. Man findet bei ihnen entweder religiöse Laxheit, die in den bei weitem häufigsten Fällen eine tief gesunkene Moralität zur natürlichen Folge hat; oder aber Tappen nach veraltetem Ceremoniell, das sich längst überlebt, und das nimmermehr dem friedebürstenden Gemüthe wahre Ruhe bringen kann, sondern die Herzen nur betrügt.

2. Die Bestrebungen der Israeliten und ihrer Rabbinen, die es sich zum Ziele setzten, an Statt des veralteten Talmudismus eine neue religiöse Form zu gründen, sind bisher sämmtlich erfolglos geblieben, und werden es den Verheißungen der heiligen Schrift nach, so wie in Gemäßheit jeder vernünftigen Voraussicht stets bleiben.

3. Die jüdischen Rabbinen und Gelehrten täuschen ihr Volk, welche es glauben machen wollen, daß für Israel irgend ein anderes Heil zu suchen sey, als in der Kenntnißnahme und Anerkennung der heiligen Bücher des N. T. Nur hierin, als der neuesten, wahrhaftigen, göttlichen Offenbarung, und in der so offen und klar daliegenden Wahrheit, daß Jesus der von den Propheten Jesaias (Cap. 53) und Daniel (9) mit bestimmten Zügen vorhergeschilderte, von Gott selbst mit besonderer Kraft und göttlicher Natur ausgerüstete Erlöser Israels und der ganzen Menschheit sey, — ist das wahre Heil auch für die Israeliten zu finden.

4. Die Rabbinen und Gelehrten Israels täuschen dies Volk gleichfalls, wenn sie es glauben machen wollen, daß Israel immer noch das bevorzugte und von Gott auserwählte Volk, oder Gegenstand einer ferneren, für die Menschheit unentbehrlichen, göttlichen Mission sey. Seine aktive Mission ist mit dem Auftreten Jesu erfüllt gewesen. Das Uebrige verkümmert geistig, bis es gänzlich sich dem Christenthume zuwendet, was der Verheißung nach sicher und bestimmt geschehen wird.

5. Nicht um dogmatischer Streitigkeiten und egeistischer Rechthaberei halber, sondern um der tieferen moralischen Gesunkenheit Israels halber ist es Noth, daß ihm das Evangelium in großer Allgemeinheit und natürlich nicht zwangsweise, sondern auf dem Wege der Liebe zugänglich gemacht werde, sey es nun, daß dies von Seiten der christlichen geistlichen Behörden her, oder Seitens der jüdischen Rabbinen geschehe.

6. Jede kalte, in Philosophemen verschwimmende, Morallehre ist morsch und haltlos, die nicht auf den Evangelien gegründet ist. Die Evangelien und die in ihrem Geiste verfaßten Schriften sind die neuesten unmittelbaren Offenbarungen des göttlichen Geistes. Es ist Gottes, des Höchsten und Allgütigen, persönlicher Wille, das alle Menschen nicht auf Mosen allein, sondern auf Jesum Christum hören sollen; eine Wahrheit, welche die Rabbinen in ihren synagogalen Vorträgen überall zu unterdrücken suchen. Nennen sie sich jetzt fast alle Doktoren der Philosophie, so kann man von ihnen wohl voraussetzen und verlangen, daß sie ihre Blicke auch einmal in das Evangelium Gottes werfen, und der Wahrheit nachgehen werden.

7. Das Licht der oft durch mittelalterliche Mißbräuche (z. B. Verbot des Bibellesens ꝛc.) verdunkelten Wahrheit ist überall und zu aller Zeit auch innerhalb der Christenheit durch den freien Verkehr des Volkes mit den Büchern der Evangelien stets wieder angezündet worden. Es thut daher Noth, daß dem jüdischen Volke grade von Seiten ihrer Geistlichen her, — denn diese allein sind ihnen bisher Autorität — der Verkehr mit den Evangelien und die Kenntnißnahme der historischen und moralischen Wahrheiten derselben zugängig gemacht werden.

8. Die jüdischen Rabbinen haben vor Allem die Evangelien zu studiren, wenn sie anders aufrichtig für das Wohl der Israeliten zu sorgen sich berufen glauben.

ND. Dr. H. J., Arzt ꝛc.

---

*) Der Verf. dieser Confession bittet so inständig um die Aufnahme derselben, daß wir sie nicht versagen können. Sie ist zwar noch keine Stimme aus dem Heiligthum, aber doch immer ein Zeichen der Zeit. Möge der Verf. Joh. 3 recht im Herzen bewegen!
Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 16. Juni. № 48.

Worte zur Eröffnung der diesjährigen Berliner Pastoralconferenz, gesprochen von O. C. R. Prof. Dr. Stahl.

(Begrüßung. —) Das wichtigste kirchliche Ereigniß in dem Jahre seit unserer letzten Conferenz ist leider auch das schmerzlichste. Es ist das die Krankheit Sr. Majestät unsers geliebten Königs. Denn daß Der, welcher die Fülle seiner Macht zur Förderung des christlichen Glaubens verwendete, und auf seinem erhabenen Sitze über den Völkern sich nicht scheute, einfach demüthiges Zeugniß für den christlichen Glauben abzulegen, nunmehr in seiner seegenvollen Wirksamkeit gehemmt ist, das ist ein kirchliches Ereigniß. Möge die Fürbitte, die er bei der Christenheit aller Confessionen so reichlich verdient hat, auch mit ganzer Inbrunst emporsteigen, und vor dem Throne des Allmächtigen Erhörung finden.

Andere Vorgänge, welche in diesem Jahre besonders die Aufmerksamkeit und Theilnahme auf sich zogen, sind hier schon im voraus besprochen worden, und es ist daher nicht erforderlich und würde nicht frommen, noch einmal auf sie zurückzukommen.

Gestatten Sie mir deshalb Ihre Aufmerksamkeit auf eine Erscheinung zu lenken außerhalb unserer Kirche, aber von einem bedeutenden Reflex auf sie. Ich meine das Buch eines katholischen Verfassers, des Herausgebers der Münchener historisch-politischen Blätter Jörg, „Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung." Dieses Buch*) giebt aus protestantischen Quellen, hauptsächlich aus den sämmtlichen protestantischen Zeitschriften der letzten Jahre und meistens mittelst wörtlicher Anführungen aus denselben ein reichliches Bild der Vorgänge, Ansichten, Parteikämpfe in unserer Kirche. Dabei ist es die Methode des Verfassers, daß er jede Partei durch die Argumente der andern schlagen und so gewissermaßen den Protestantismus sich wechselseitig aufzehren läßt, daß nichts mehr von ihm übrig bleibt. Wir können uns daher in dem Buche als in einem Spiegel besehen, und wenn dieser Spiegel unser Antlitz nicht grade in idealer Verschönerung, sondern vielmehr im Zerrbild wiedergiebt, so mag das wohl unser Ergötzen, aber doch nicht unsere Belehrung verkürzen.

Der Plan des Verfassers ist in den wichtigsten Partieen der: In den Protestantismus ist durch die Noth der Zeit die Frage nach der Kirche gefallen. Mit dieser Frage zeigt sich die Unhaltbarkeit der reformatorischen Auffassung der Kirche als Gemeinschaft der Heiligen, d. h. als unsichtbare Kirche. Mit dieser Frage geräth aber auch der Protestantismus in den Prozeß einer doppelten Bewegung nach zwei entgegengesetzten Seiten. Auf der einen Seite die, welche mit dem Gedanken der Gemeinschaft der Heiligen Ernst machen, daher ihn folgerichtig durchführen wollen, kommen zur evangelischen Allianz, zum Sektenprincip, zum absoluten Subjektivismus, sie werden unaufhaltsam weiter getrieben bis zur Verneinung aller Kirche, zur Verneinung alles objektiven, daher alles wirklichen Glaubens, wie das in Nordamerika bereits so mannigfach sich zeigt. Auf der andern Seite die, welche hierüber erschrecken, wollen die Kirche als Institution, mit bindendem Ansehen, mit Recht und Macht über den Menschen fassen — „die Neulutheraner", „Zukunftskirchenmänner", die Katholisirenden. Hierdurch aber haben sie mit dem Grundgedanken der Reformation, der Rechtfertigung allein aus dem Gauben und dem allgemeinen Priesterthum gebrochen, sie werden daher ebenso unaufhaltsam fortgeführt zum Katholicismus. Diejenigen aber, welche weder auf die eine noch die andere dieser Entwickelungen eingehen wollen, sondern treu an dem alten protestantischen Kirchenbegriffe und an dem alten protestantischen Kirchenbestande halten — namentlich die Altlutheraner — sind mit sich selbst im Widerspruch, weil nach jenem alten Kirchenbegriff von der Gemeinschaft der Heiligen, die nur Gott kennt, der alte Kirchenbestand, der das Band zu den Sekten ausschließt, nicht zu rechtfertigen ist. Sie nehmen deshalb in Mitte der beiden Bewegungen eine gedankenlose unhaltbare Stellung ein. So also zersetzt sich der Protestantismus über den Begriff der Kirche einerseits in eine Atomisirung, die ihm ein Ende macht, andererseits in eine stufenmäßig fortschreitende Rückkehr zum Katholicismus.

Für die Beleuchtung dieses Buches muß ich nach dem Maaße dieser Eröffnungsansprache mich darauf beschränken, aufzuzeigen, wie es auf zwei Fundamenten ruht, die beide nicht haltbar sind, auf einer unrichtigen Thatsache und einem unwahren Axiom.

Die Thatsache, auf die es fußt, ist nämlich, daß die

*) Es ist um so mehr von Bedeutung, da nach der Vorrede dabei die erste wissenschaftliche Notabilität der streng ultramontanen Partei, Dr. Döllinger, im Hintergrunde steht.

Anm. der Red.

Reformatoren Begriff und Wesen der Kirche nur in die unsichtbare Kirche gesetzt hätten, das aber ist ganz außer allem Zweifel eine falsche Annahme. Die Bezeichnung unserer bekenntnißschriften — „die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, in welcher das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente recht verwaltet werden" — ist nicht die wissenschaftliche Definition eines Lehrbuches, die schulgerecht alle Momente umfassen soll; sondern nur die praktische Hervorhebung der Momente, auf die es bei dem damaligen Streit ankam. Sie soll ausdrücken, daß das entscheidende Gewicht im lebendigen Glauben und seiner Gemeinschaft und in der wahrhaftigen Lehre vom Evangelium Christi und nicht in der Legitimität einer Kirchengewalt ruhe; aber sie soll nicht ausschließen, daß die Kirche ihrem Wesen nach ebenso sehr äußere gegliederte Anstalt als innere Gemeinschaft des Glaubens ist. An andern Orten sagen die Reformatoren ebenso bestimmt, daß die Kirche eine äußere Gesellschaft ist, und als solche auch die Gottlosen und Heuchler in sich schließe, und es erklärt der art. VII. der Augustana, daß das Amt des göttlichen Wortes von Gott eingesetzt ist mit der Vollmacht, zu lehren, Sakramente zu verwalten, über die Lehre zu erkennen, Lasterhafte zu exkommuniciren. Was gäbe es aber für einen charakteristischern Zug der sichtbaren Kirche im Gegensatze der unsichtbaren als das Amt, worin zeigt sich mehr die Kirche als „Organismus über den Menschen" als in einer Befugniß des Amts aus göttlichem Recht? Das wäre doch ein wunderliches Ding von unsichtbarer Kirche mit einem göttlich gestifteten Amt! Selbst aber in jener Definition der Bekenntnißschriften erscheint die reine Lehre als ein ebenso nothwendiges Moment der Kirche als die Gemeinschaft der Heiligen. Sie war den Reformatoren nicht blos Kennzeichen der wahren Kirche, sondern ein Theil ihres Wesens selbst, sie war ihnen eben das vornehmste Stück nach ihrer sichtbaren Seite. Ja ihre ganze Energie ging auf eine Kirche der reinen Lehre. Man mag daher katholischen Lesern es leicht glaublich machen, daß die Reformatoren in der Kirche blos die unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen gesehen hätten, aber auf uns Protestanten macht es einen eigenen Eindruck, wenn eine Auffassung, die erst aus der pietistischen Periode und ganz besonders von dem schon rationalistischen Thomasius herrührt, ohne weiteres für die Auffassung der Reformatoren ausgegeben wird. Es sind demnach diejenigen nicht im Widerspruch mit sich selbst, die sich genau an die Auffassung der Reformatoren anschließen und dennoch oder vielmehr grade darum auf die Gemeinschaft mit den Sekten und die ganze Bewegung des Subjektivismus nicht eingehen. Es sind aber auch diejenigen nicht im Widerspruch mit den Reformatoren, die von jener Definition der Kirche in den Bekenntnißschriften abgehen, die Kirche schon von vornherein nicht blos als die Gemeinschaft der Heiligen, sondern zugleich als göttliche Heilsanstalt fassen. Denn auch diese verneinen nichts an jener Definition, sondern sie fügen nur das, was außerdem zerstreut in den Bekenntnißschriften sich findet, zusammen zu einem deutlichen und vollen Gesammtbegriff der Kirche, und geben nur je nach den andern Zuständen und der andern Aufgabe der Kirche in der Gegenwart Momenten, die damals noch zurücktraten, jetzt mehr Nachdruck und mehr Folge.

Das Axiom aber, welches als leitender Gedanke die ganze Ausführung bestimmt, ist das: Die Rechtfertigung allein aus dem Glauben und das unmittelbare Band der einzelnen Seele zu Christus einerseits und die Kirche als gottgestiftete Institution mit Macht und Recht über den Menschen andererseits ist ein Widerspruch. Ist die Rechtfertigung allein aus dem Glauben richtig, so ist jede Seele in absoluter Isolirung von den anderen bei ihrem Erlöser, und kann die Kirche nichts anderes seyn, als ein freiwilliger Zusammentritt einzelner gläubiger Menschen, und kann es deshalb keine Kirche als Institution mit Ansehen und Recht über den Menschen geben. Mit diesem Axiom befindet sich der katholische Verfasser in der guten Gesellschaft der protestantischen Radikalen, aber keineswegs in Gesellschaft der Wahrheit.

Die Rechtfertigung allein aus dem Glauben schließt nicht aus, sondern erheischt vielmehr Mittel, daß der Mensch zum Glauben komme, der Inbegriff dieser Mittel aber ist eben die Kirche. Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt ist bei denen, die ordentlich berufen sind (rite vocati), die Berufung der Prediger ist bei der Kirche. Sollte das wirklich so widersprechend seyn, daß Gott die Seligkeit an den Glauben und allein an den Glauben knüpfte, und daß er Einrichtungen gab, um uns zum Glauben zu bringen? Die Kirche ist darum nach protestantischer Lehre ebenso unentbehrlich für das Seelenheil, als nach katholischer. Der Unterschied ist jedoch der: uns ist sie nur Mittel und Weg zum Glauben, der die Seligkeit wirkt, nicht ist sie selbst das Seligkeit Wirkende und Bedingende. Wenn ich einen philosophisch-präcisen Ausdruck gebrauchen darf: uns ist sie, wenn wir ihrer gleich unser ganzes Leben hindurch bedürfen, doch nur die transitorische, nicht die immanente Ursache unseres Heils. Wir haben von ihr empfangen und empfangen täglich die Segnungen, die Gott in sie niedergelegt hat, aber Gnade von Gott und Seligkeit erwarten wir dereinst in Kraft und nach Maaß unseres Glaubens, nicht in Kraft und nach Maaß unserer Angehörigkeit an die Kirche und unseres Gehorsams gegen die Kirche.

Sagt man mit Jörg und mit den Protestanten, deren Autorität er hierin folgt, es sey gegen die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, wenn man auf die Sakramente, wenn man auf die Erhaltung der reinen Lehre Gewicht legt, wenn man das Amt als göttlich gestiftet erkennt; so muß man ebenso gut sagen, es ist gegen die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, wenn man auf die zehn Gebote und ihre Erfüllung, wenn man auf die tägliche Beschäftigung mit Gottes Wort ein Gewicht legt, wenn man kirchlichen Gottesdienst und Hausandacht hält, denn mit dem allen fordert und schätzt man ja noch andere Dinge als den Glauben. Ja man wird es zuletzt nicht mehr für zulässig halten, das Heil von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu hoffen, weil das ein Abbruch an der alleinigen

Heilskraft des Glaubens sey. Wir haben jetzt allerdings Wortführer des Protestantismus, die, alles Glaubens baar und allem Glauben feind, dennoch das Banner der Rechtfertigung allein aus dem Glauben hoch schwingen. Ja wir haben selbst mehr oder minder gläubige Protestanten, die jeden als Freund und Bruder anerkennen, der die Parole „Rechtfertigung allein aus dem Glauben" und „allgemeine Religionsfreiheit" abgiebt, und wenn er nebenbei alle geoffenbarte Religion läugnet, die Bibel für bloßes Menschenwerk, Christus für den edelsten und begabtesten Menschen erklärt, so sind das nur dogmatische Differenzen untergeordneter Art, die nicht in Betracht kommen können gegen jene wesentliche Uebereinstimmung in den großen fundamentalen Principien des Protestantismus. Mit diesem allen aber hat unsere Kirche nichts gemein. Der rechtfertigende Glaube ist nach der Lehre unserer Kirche eine Frucht, die der h. Geist in den Seelen wirkt durch das Mittel der Kirche, in der das Wort rein gelehrt und die Sakramente richtig verwaltet werden (von außerordentlichen Wirkungen des h. Geistes natürlich immer abgesehen). Trennt man daher den rechtfertigenden Glauben von der reinen Lehre des Wortes Gottes, das ist des ganzen Wortes Gottes, und von der richtigen Verwaltung, daher auch richtigen Werthschätzung der Sakramente, und von der Kirche, die das alles gewährt, stellt man ihn also in die Luft ohne Wurzel und ohne den Saft seines Gehalts, dann ist die Rechtfertigung allein aus dem Glauben nicht mehr das Grunddogma unserer Kirche, sondern eine nichtssagende und heuchlerische Phrase.

Es geht jetzt — das ich richtig — durch den Deutschen Protestantismus ein Zug nach Kirche. Bei vielen genau im Sinn der Reformatoren nach einem Gemeinwesen, in welchem die reine Lehre unverbrüchlich, gleichmäßig aufrecht erhalten und christliche Zucht geübt wird. Bei vielen — und ich zähle selbst zu diesen — außerdem noch, daß die Kirche auch in ihrer anstaltlichen Gliederung, altkirchlichem Grundsatze und Vorbild entspreche und auch nach dieser Seite ein Band der Einheit unter allen Völkern und durch alle Zeiten habe. Wie immer auch diese Standpunkte noch unter sich abweichend seyn mögen, wie immer auch der letztere noch der klaren Durchbildung bedürfen mag, so drängen wir doch gemeinsam auf die Anerkennung, daß die Kirche nicht blos eine Gesellschaft oder Gemeinde von gläubigen Christen, sondern eine bindende Institution über den gläubigen Christen ist, nach der Anerkennung, daß auch die sichtbare Kirche nach allen ihren Momenten — Gemeinschaftsband, Gnadenmittel, Aemter, selbst Grundlagen des Kirchenregiments — eine göttliche Stiftung ist.

Aber damit haben wir nicht, wie Jörg es darstellt, den Pietismus, der unser Ausgangspunkt war, vertauscht gegen die Kirchlichkeit. Wie wir Pietisten waren, so sind wir es noch. Die Herzensbekehrung, die persönliche Frömmigkeit und Gottseligkeit ist uns jetzt wie damals das Höchste. Wir wissen nichts von einer Verherrlichung Gottes in der Kirche, bei der er nicht den Thron seiner Herrlichkeit in den einzelnen

Seelen aufgeschlagen hätte, und wenn wir auch sein Haus zu bauen suchen nach seinem Gebot und nach unserm besten Vermögen, so ist das eben die Erfüllung seines Gebotes und der Eifer um seine Ehre; aber was wir für uns suchen und was wir als den letzten Vorsatz seiner ewigen Liebe und Barmherzigkeit erkennen, ist doch nichts anderes als die Vergebung unserer Sünden und unser Eingang in das Reich der Seligkeit, in der er selbst die Kirche seyn wird, und alles Mühen und Streiten um den Begriff der Kirche ein Ende hat.

Unsere Auffassung der Kirche — auch bei denen, die hierin über die Reformatoren hinausgehen und eine Katholicität noch in einem andern Sinn als dem ihrigen suchen — ist deshalb dennoch immer von der Art, daß sie von den Grundlehren der Reformation sich nicht entfernt.

Wir betrachten die Kirche als die Depositärin der göttlichen Verheißungen, als die Spenderin der Gnadenmittel, wir erkennen, daß eine Macht des Heils in sie niedergelegt ist, die der Mensch in seiner Vereinzelung nicht besitzt. Aber wir legen ihr hierbei doch nur die Bedeutung eines göttlichen Werkzeuges, nur eine instrumentale Bedeutung bei. Wir betrachten sie nicht, wie Jörg, als die Fortsetzung der Inkarnation, die mit Christus begonnen, wonach die Kirche gewissermaßen selbst zu Gott, das ist zu einem Theil Gottes würde, und die Menschen, welche das Fleisch bei dieser Inkarnation bilden, nicht abfallen und sündigen könnten, gleichwie die menschliche Natur in Christo zufolge der Inkarnation nicht von seiner göttlichen Natur abfallen und sündigen konnte. Jenes jungfräuliche, sündenreine Fleisch, das der Sohn Gottes an sich nahm, ist durch ein Wunder unerhörter Art bereitet, wo aber haben wir für die Kirche eine Verheißung der Sündlosigkeit oder wo hätte in der Geschichte der Kirche solche Sündenreinheit sich gezeigt?

Wir betrachten die Kirche nach ihren beiden Seiten — der sichtbaren sowohl als der unsichtbaren — als ursprüngliche und unmittelbare Stiftung Gottes, und nach ihren beiden Seiten je nach einer jeglichen mit den Verheißungen und Vollmachten ausgestattet. Aber wir halten fest an der evangelischen Wahrheit, daß diese beiden Seiten unterschieden und daß sie durch Schuld und Untreue der Menschen trennbar sind, und daß bei dieser Trennbarkeit die innerliche Seite, der lebendige Glaube und die ihm entsprechende reine Lehre das Richtmaaß ist für die äußerliche Seite, für Anstalt und Verfassung und Gewalt, und nicht umgekehrt. Wir halten an der evangelischen Erkenntniß, daß die innerste Lebensquelle der Kirche, aus der ihr die Ströme des lebendigen Wassers zufließen, doch die unsichtbare Kirche ist, das Band der Seelen zu Christus und der Glaube, der dem Himmelreich Gewalt anthut, daß auch im Israel des neuen Bundes die göttliche Langmuth und Gnade nicht an Priester und Levit haftet, sondern an den Siebentausend, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor Baal.

Wir glauben an die göttliche Einsetzung und Bevollmächtigung des Amts, und läugnen dennoch seine Unfehlbarkeit und

die urtheilslose unbedingte Unterworfenheit der Gemeinde unter dem Amt. Auch die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt, und dennoch hat der Gehorsam gegen sie, selbst auf rechtlichem Gebiete, eine Gränze, wo es gilt, Gott mehr gehorchen als dem Menschen. Der Apostel Paulus erkannte gewiß die göttliche Einsetzung und Vollmacht an Petrus und Johannes. Dennoch erklärt er Galater 2, er würde auch ihnen, „die etwas zu seyn schienen", das heißt, die das Ansehen hatten, falls sie die Beschneidung der Heiden beschlossen hätten, nicht gehorcht haben, weil vor Gott kein Ansehen eines Menschen gilt. Das ist doch ächt katholische Anerkennung des gottgestifteten Amtes und dennoch zugleich ächt protestantisch-revolutionaires Pochen auf das eigne Urtheil über die göttliche Wahrheit entgegen dem Ansehen des Amtes.

Wir suchen und erkennen eine Autorität an der Kirche und ihrer Lehre über dem persönlichen Urtheil, und geben doch Recht und Pflicht der eigenen Prüfung nicht auf. Wir betrachten die ökumenischen Bekenntnisse, auf deren Fundament die Kirche durch die Jahrhunderte steht, als die nicht mehr in Zweifel zu ziehende schriftmäßige Wahrheit. Wir betrachten nicht minder das Bekenntniß unserer Kirche, und vorzugsweise das solenne amtliche von Augsburg als die in einer Zeit hoher Erleuchtung herausgestellte und durch die Früchte des Lebens bewährte schriftmäßige Wahrheit. Aber wir schließen damit die Möglichkeit nicht aus, daß eine Schriftforschung, die mit diesem Bekenntniß auf demselben Boden des Glaubens steht und von dem Geiste der Bescheidenheit und Pietät geleitet ist, manches noch klarer, tiefer, lauterer, freier von der Einseitigkeit des Momentes, apostolisch voller herausstelle. Wir dürfen dabei namentlich unterscheiden solche Lehren, für welche grade dem Zeitalter der Reformation die besondere Erkenntniß und Berufung gegeben war, und solche Lehren, für welche dieses nicht in dem Grade der Fall ist, und dürfen unterscheiden, was in unserm Bekenntniß mit klarer Absicht und vollem Nachdruck und was ohne solche Absicht und Nachdruck, ja ohne Bewußtseyn dessen, was dadurch ausgeschlossen wird, bezeugt ist. Wir halten an unserem Bekenntniß als einer heiligen Gabe der göttlichen Gnade, aber wir wollen uns um deswillen nicht gegen zukünftige Gaben der göttlichen Gnade verschließen. Wir suchen darnach an der Kirche und ihrer Lehre nicht eine Autorität mechanischer Art, nach welcher man die Wahrheit ohne alle innere christliche Erfahrung durch bloße juristische Prüfung der Rechtmäßigkeit der kirchlichen Versammlung oder Behörde, die da gesprochen, erkennen möge; sondern wir halten darauf, daß geistliche Dinge geistlich gerichtet werden müssen.

Sollten nun aber das alles Widersprüche seyn: das Amt gottgestiftet und gottermächtigt, und doch nicht unfehlbar — eine Autorität der Kirche und ihrer Lehre, und doch nicht unbegränzt und die eigene Prüfung nicht ausschließend — die Kirche die Gemeinschaft der Heiligen, ein innerliches Glaubensreich, und doch auch eine äußere Anstalt von göttlicher Stiftung — ein Gebot, Gott in der Kirche zu verherrlichen, und doch der persönliche Glaube und das Heil der Seele das letzte Ziel? Ja das ganze geistige Leben der Menschheit, wie es von Gott gegründet ist, beruht auf solchen Widersprüchen, es beruht eben auf gegenseitig sich beschränkenden Faktoren und Potenzen, und die Lösung der Widersprüche kann erst dann erfolgen, wenn Gott selbst alle diese Faktoren und Potenzen erfüllt, daß sie alle für ein Ziel und zu einem Ergebniß wirken.

Es ist wohl leicht, Widerspruch in der eigenen Lehre zu vermeiden. Bei der „brennenden Qual um den Kirchenbegriff", die nach Jörg jetzt im Protestantismus ist, könnten wir ja gleichfalls einfach sagen: die Kirche ist der Papst, und die Bischöfe, die er zu seiner Unterstützung ernannt hat, das Lehramt ist unfehlbar, das Dogma der Kirche war dasselbe ohne Widerspruch und ohne Abweichung unter den Päpsten Petrus und Linus wie unter Papst Pius IX. Wir würden damit nirgend im Widerspruch mit uns selbst seyn, aber es fragt sich, ob wir damit auch in Uebereinstimmung wären mit der Wirklichkeit und der Thatsache und der Wahrheit über uns.

Bei unserer brennenden Qual um den Kirchenbegriff laben wir uns indessen doch auch fortwährend an der Quelle, von der es heißt, das wer einmal von ihr getrunken, den nicht wieder dursten wird, und bei dem Kampf um diesen Begriff und noch mehr um die Sache, der uns allerdings schwere Stunden macht, ruhen wir nichtsdestoweniger in dem Frieden, der in dem unmittelbaren Bande zu dem Herrn und Erlöser gegeben ist.

Jörg stimmt ein in den Ruf der protestantischen Radikalen: euer Weg führt nach Rom!

Wohl ist gegenwärtig unter uns, namentlich in der Lutherischen Kirche, eine Gerechtigkeit und Friedensliebe gegen die Katholische Kirche, eine Anerkennung des gemeinsamen christlichen und ihrer besondern Segnungen und Leistungen, wie sie nie früher bestanden und auch jetzt nur einseitig, nämlich nur auf unserer Seite besteht. Ja es ist auch unter uns ein Bedürfniß der Ergänzung in dem Verlangen, apostolische, altkatholische Züge wieder zu beleben, die bei uns zurückgetreten und in der Römisch-Katholischen Kirche, wenn auch nicht immer in unserem Sinn und Geist, erhalten sind. Aber das führt doch nicht nach Rom.

Die Selbstauflösung des Protestantismus, die nach Rom führen soll, ist eben thatsächlich nicht vorhanden. Seit vierzig Jahren ist im Protestantismus ein Wachsthum und eine Ausbreitung des Glaubens, wie im voraus auch die kühnste Hoffnung sie nicht erwarten konnte, und seit mehr als zehn Jahren ist auch eine fortschreitende Mehrung und Erstarkung der kirchlichen Richtung. Was da zunimmt und sich consolidirt, das pflegt doch nicht in der Auflösung begriffen zu seyn. Ich verkenne nicht die Gefahren, die uns aus der Zerspaltung im Innern und aus Unterdrückung von Außen drohen. Ich will selbst den Fall annehmen, obwohl ich ihn nicht für möglich halte, es gerathe der Protestantismus in einen Zustand, daß neben todten Landeskirchen ein unsägliches Sektengewimmel ist, und die

Lutherische Kirche ihre Existenz nur als Privatverein oder als die Stillen im Lande fortsetzen kann. Selbst das führt noch nicht nach Rom.

Ich will aber den Weg aufzeigen, der wirklich nach Rom führt. Wenn die Vorkämpfer des Katholicismus mit derselben anerkennenswerthen Gründlichkeit und Schärfe, mit der sie den Balken im Protestantismus herausstellen, auch die Splitter im Katholicismus an den Tag legen, wenn Rom anerkennt, daß ein Bischof, und wäre es auch der vornehmste, nicht Glaubenssätze aufstellen kann, die achtzehn Jahrhunderte lang in der Christenheit nicht Glaubenssätze waren, wenn die Wallfahrten nach den wunderthätigen schwarzen Muttergottesbildern aufhören, und noch manches andere, das dem ähnlich ist, aufhöret, wenn man in den Punkten, welche die Reformatoren und welche vielfach schon Nationalconcile vor ihnen, mit so großem Recht rügten, doch wenigstens Milderung, Annäherung, Ausgleichung und nicht reaktionäre, noch straffere Anspannung eintreten läßt, wenn Rom zu den reichen Schätzen und wohlverdienten Lorbeeren, die es aus früheren Jahrhunderten besitzt, sich auch die Kleinodien von Wittenberg holt; — das ist der Weg, der nach Rom führt.

Jörg legt uns, die er die Männer der Zukunftskirche nennt, die Ansicht unter, es sollte unsere Lehre, wie sie ist, als die Seele, und die Römisch-Katholische Kirchenverfassung, wie sie ist, als der Leib mit einander geeinigt werden, das sey dann der wahre vollkommene Mann in Christo, die alles erfüllende Kirche der Zukunft. Dieser Ansicht mögen doch wohl nur wenige seyn. Sie ist jedenfalls eine rohe Vorstellung. Wir machen uns überhaupt kein Bild von der Kirche der Zukunft, sondern halten und arbeiten treu an unserer wirklichen gegenwärtigen Kirche. Unsere besondere Stellung ist es nur, daß wir die Gebrechen dieser unserer Gegenwartskirche eingestehen, und daß wir ersehnen und verkünden, es möchte doch jede Kirche ihre eigne Blöße erforschen und bessern, und wo sie es nicht vermag, ihre Ohnmacht bekennen, und sich die Hülfe da, wo die Macht der Hülfe ist, erflehen, damit es dem Herrn seiner Kirche, der allein es vermag, gefallen möge, nach seinem uns noch verborgenen Bild und Plan die Kirche der Zukunft, die er verheißen, herbeizuführen, wo ein Hirt seyn wird und eine Heerde.*)

*) Dem Abdruck meiner Eröffnungsansprache in der Ev. K. Z. bitte ich folgende Anmerkung hinzuzufügen über einen Punkt in dem Buche Jörg's, der mich nur persönlich betrifft und mit dem ich deshalb die Versammlung nicht aufhalten wollte. Herr Jörg zeiht mich nämlich (S. 40—48) eines Wechsels meiner kirchlichen Ansicht, „der Bunsensche Andrang hatte Herrn Stahl zum innern Durchbruch verholfen: er definirt jetzt Kirche als das grade Gegentheil von dem, als was er sie drei Jahre vorher in den prägnantesten und prangendsten Worten definirt hatte." Diese „merkwürdige Wandlung" soll darin bestehen: Ich habe früher (mich der Katholiken zu erwehren) in meinen Vorträgen über den Protestantismus als politisches Princip 1853 ächt protestantisch die „Erhebung des Menschen über die Vermittlung durch die Kirche in das unmittelbare Band zu Christus" vertreten, desgleichen behauptet: „das Wesen der Kirche ist nicht die Verfassung, nicht das Verhältniß von Autorität und Unterwerfung, sondern das Wesen der Kirche ist der Glaube, der Lehrinhalt." Später aber (mich der Baptisten u. s. w. zu erwehren) in meinem Vortrag über die Toleranz 1855 stelle ich grade solche Behauptungen als evangelisch auf, die ich damals als jesuitisch erklärt hatte, nämlich: „„Unsere Schriftforschung selbst geht auf die Einheit der Kirche, denn das evangelische Princip der freien Schriftforschung verstehen und üben wir nicht anders, als zugleich in der Gebundenheit durch die Ehrfurcht vor dem Glauben der Jahrhunderte, und vor dem Zeugniß der besonders erleuchteten Männer und Zeiten. — Wir läugnen, daß die einzelne Seele in ihrer Vereinzelung der Sitz der göttlichen Mittheilungen und Gnadenerweisungen sey u. s. w."" Das schon nennt Jörg einen „kirchenbegrifflichen Umschlag innerhalb zwei Jahren vom absoluten Nein zum absoluten Ja." Endlich aber in der Schrift wider Bunsen sey meine Ansicht zu dem „absolut Unprotestantischen" durchgebrochen, da ich sage: „Von dem, was Institution ist, von der Macht und dem Recht einer Sache über den Menschen, der Macht und dem Recht eines Organismus, der da Träger gottverordneter Aufgaben ist, hat Bunsen überall keine Ahnung; er läugnet darum den Staat so gut als die Kirche; auch er ist ihm nicht eine Institution, sondern nur eine Gemeinde." Damit sey denn das sola fide, das unmittelbare Band der Seele zu Christus u. s. w. widerrufen. Herr Jörg hätte doch fürs erste bei der Anführung dieses Satzes aus S. 25 meiner Schrift, daß die Kirche eine Institution über den Menschen, ein Träger gottverordneter Aufgaben ist, zugleich die ganze vorhergegangene Entwickelung dieses Satzes S. 20 nicht ignoriren dürfen. Dort heißt es: „Denn die Gemeinde ist eben die blos menschliche Verbindung, Kirche dagegen die Institution mit ihrem bindenden Ansehen über den Menschen. Ein solches Ansehen hat unsere Kirche auch ohne Bischöfe und Papst. Sie hat es an der göttlichen Offenbarung, deren Inhalt und Verständniß längst ermittelt ist..... Sie hat es an dem Zeugniß (Bekenntniß) der Reformation, das zwar nicht auf göttlicher Eingebung, aber doch auf besonderer Erleuchtung beruht.... Auch das Amt des göttlichen Worts ist ein Ansehen über der Gemeinde .... auch bei dem vollendetsten Zustande der Gemeinde ver-

Die Offenbarungen der Maria Kahlhammer.*)

(Fortsetzung.)

Also die ungelehrten Laien fragen gewöhnlich nach dem Geschick befreundeter Verstorbener und ihren eigenen Schutzengeln und Begleitern. Sie möchten freilich auch oft gar zu gern wissen, wie sie es in Bezug auf irdische Vorhaben und Unterneh-

*) So und nicht Kohlhammer ist im vor. St. zu lesen. Der Geburtsort ders. heißt nicht Hunzing, sondern Gunzing. S. 543 Z. 17 l. statt sagen: sehen.

mungen halten sollten. Allein die Geister compromittiren sich nicht. Sie lassen sich auf solche Dinge nicht ein. Man solle

---

mag zwar das Amt nichts gegen die Gemeinde, aber auch die Gemeinde nichts gegen das Amt. Endlich selbst die äußere zeitliche Ordnung des Regiments .... steht als geschichtlich überkommen über der Gemeinde." Wie durfte darnach Hr. Jörg jenen Satz S. 25 durch eine willkürlich und gewaltsam untergelegte Deutung zu einem „absolut unprotestantischen" stempeln? Fürs andere hätte Herr Jörg nicht ignoriren und nicht verschweigen dürfen, daß in meinen früheren, angeblich noch ächt protestantischen Schriften sich überall schon grade so stark dieses „absolut Unprotestantische" findet. In den Vorträgen über den Protestantismus als politisches Princip erkläre ich es in längerer Ausführung für ein schweres Verhängniß von unheilsamen Folgen, daß die Reformation „aus dem ökumenischen Episkopate schied" (S. 73 flg.). Das ökumenische Episkopat gehört aber doch wohl der Auffassung der Kirche als „Institution über den Menschen" an. Vollends nun aber in meinem Buche: Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten 1840, ist jenes „absolut Unprotestantische" (allerdings auch immer wieder zugleich mit dem protestantischen sola fide und dem unmittelbaren Bande zu Christus) mit demselben Nachdruck und noch viel ausführlicher dargelegt als in der Schrift gegen Bunsen. Dort ist ausgeführt: „Ich aber verstehe unter Gemeinde die verbundenen Menschen, unter Kirche die Institution über den Menschen." „Sodann ist er (der Geistliche) der Vertreter der Kirche, der über menschlichem Willen bestehenden festen Institution." „Indem die Kirchengewalt den bereits ausgesprochenen Glauben der Kirche aufrecht hält, die Disciplin handhabt, da handelt sie als Obrigkeit der Kirche, der äußern sichtbaren festen Institution über den Menschen, ähnlich wie die Obrigkeit des Staats" (S. 93. 95. 245). Dort ist auch schon das „autokratische Princip der episkopalen Verfassung" gegen das „psefokratische Princip der presbyterialen", also die Herrschaft von oben gegen die Herrschaft von unten vertreten (245), was Jörg für einen Gedanken des Neulutherthums und eine Uebertragung der politischen Reaktion seit 1848 auf das kirchliche Gebiet ansieht. Das also giebt Jörg für eine „merkwürdige Wandlung" meines Kirchenbegriffs, für einen Durchbruch in Folge des Bunsenschen Andrangs" 1856 an, daß ich denselben Gedanken und in denselben Worten wiederholte, mit dem ich 1840 meine Stellung auf dem Gebiete der Kirchenverfassung im Gegensatze gegen die vorgefundene Ansicht einnahm. Das soll aus Noth gegen die Katholiken und Gervinus einerseits und wieder aus Noth gegen die Baptisten andererseits mir abgepreßt seyn, was ich 1840, als man von allen diesen Nöthen nichts wußte, in meiner rein wissenschaftlichen Arbeit ausführte! Herr Jörg mochte mich eines Widerspruchs in meiner kirchlichen Ansicht zeihen, daß ich von 1840 bis jetzt an zwei Principien festhalte, die nicht mit einander zu vereinigen seyen. Das wäre ein ehrlicher Streit gewesen. Es ist der Streit, den er überhaupt mit dem Protestantismus führt, daß freie Schriftforschung und Kirche unvereinbar seyen. Ich bilde mir auch nicht ein, Herrn Jörg von dem Gedanken abzubringen, daß es ein Widerspruch ist, die Unfehlbarkeit des Papstes zu läugnen und dennoch nicht Revolution und Anarchie in Kirche und Staat zu proklamiren. Aber daß Herr Jörg mich eines Wechsels („Umschlags", „Wandlung", „Durchbruchs") meiner kirchlichen Ansicht zeiht, das heißt nicht mit ehrlichen Waffen kämpfen. Stahl.

nur nach „Edlem" fragen, nach Dingen des Seelenheiles. Wenn die Fragen so recht um das Allgemeine hin religiös oder moralisch lauten, dann bekommen die Fragenden oft überschwängliche Antwort, überschwänglich nach Inhalt und Länge. Auch allgemeine kurze Lehren ertheilen gern die Geister. So z. B.: Eitle Sorgen dieser Zeit, helfen nicht zur Herrlichkeit (S. 4); oder Ein klares Aug', einen heitern Sinn, ein frommes Gemüth erbitte Dir (S. 5); oder: Geh muthig, geh freudig den rauhen Lebenspfad (S. 6); oder: Liebe und Glaube sind nur zwei Worte, kurz, um zu merken macht es keine Sorge, Hoffnung nach Himmel entspringt daraus, und christliches Leben bewahrt es auch (S. 296), u. dgl. m. Solche sententiöse Perlen werden auf die Bitte gespendet: Gieb mir eine Lehre! schreib mir etwas für mein Seelenheil! —

Dagegen gehen politischen Fragen und Antworten die Geister nicht immer aus dem Wege. So z. B. läßt sich der Geist des Marschall Wrede fragen, ob wir im nächsten Jahr (1856) schon Krieg bekommen. Zwar antwortet er darauf mit politischer oder diplomatischer Zurückhaltung: Die Zukunft lehrt es Dich. Aber auf die Frage: Welche Nation wird siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, welche untergehen? steht er nicht an zu sagen: „Bayern wird gerettet, es lebt unter Maria's Schutz," dagegen: „Russen wird's nicht lang' mehr geben" (S. 9). Dasselbe bestätigt auch der Geist des Vaters von G. F., dem Herausgeber der Mittheilungen (S. 26), mit dem patriotischen Rufe: „Bayern hoch, lebe hoch!" —

Im Ganzen also bereiten die Fragen der ungelehrten Laien keine sonderliche Schwierigkeit. Denn in Bezug auf das Jenseits, die Engel und deren Begleiter, wissen sie nicht Bescheid; desto mehr das Medium durch seine Geister. Und auf das Diesseits, d. h. auf die Neugierde in irdischen Dingen der Gegenwart und Zukunft, lassen sich die Geister nicht ein. Nur manchmal bereiten die Ungelehrten dem Schreib-Organ der Geister doch einige Verlegenheit. So fragt (S. 58) ein Jude den Geist seines Bruders: Wie lage müssen wir noch in „Gulis" bleiben? Damit war zweifelsohne das Exil (גלות) gemeint. Nun hatte derselbe Geist schon vorher unter Zahlenbestimmung etwas über das Geschick der Juden gesagt. Es war ihm also wohl möglich, auch hierauf etwas zu antworten, wäre es auch nur unter Rückbeziehung auf das Vorhergesagte. Aber wir haben den Verdacht, daß Maria Kohlhammer das Wort „Gulis" nicht verstand. Und so bekam der arme Jude auf seine Frage keine Antwort. Der Verdacht ist um so gegründeter, als sonst die Geister über sehr verborgene Dinge irdischer Vergangenheit oder Zukunft, so weit dieselben mit der Geschichte des göttlichen Reiches zusammenhängen, gründlichen Bescheid wissen. Wußte doch z. B. der Geist der Großmutter jenes Israeliten, wo zuerst die Geister zu schreiben oder schreiben zu lassen angefangen hätten. Sie sagt (S. 60): „Asien, in einem Kloster der Karthäuser, dem Bruder Benno Virquotil." Dieser soll es nämlich gemacht haben wie Maria Kohlhammer. „Er dachte einmal im Schreiben an seinen verstorbenen Vater, und es stand am (sic) Pa-

pier, wo er (der Vater) war." Dieser asiatische Karthäuser Virquotil muß jedenfalls in die geschichtlichen Annalen des Spiritualismus eingetragen werden. Dagegen schlug dieselbe jüdische Großmutter ihrem Enkel eine ganz einfache und natürliche Bitte ab. Er sagte nämlich sehr höflich: Darf ich bitten, hebräisch zu schreiben? Und die unnatürliche Großmutter entgegnete: „Versuche nicht, bevor Gott befiehlt." Doch setzt sie tröstend hinzu: „Wenn so die Menschheit nicht glaubt (nämlich so lange wir blos deutsch antworten), dann reden wir in allen Sprachen, selbst in solchen, die unter tausend Menschen einer versteht." Mit dem Letzten wäre dem Juden freilich auch schwerlich geholfen gewesen.

Genug die Fragen der ungelehrten Laien sind im Ganzen ziemlich einfach. Desto begieriger sind wir zu erfahren, wie die höher Gestellten unter den Laien, die Krieger und Staatsmänner, die Juristen und die Philosophen, die Künstler und Professoren u. s. w. den Geistern zu Leibe gegangen sind.

5. Die gebildeten oder gelehrten Laien und Proben ihrer Fragestellung.

Ich muß hier mit dem Geständniß anfangen, daß Einer, von dem ich nicht einmal weiß, ob er zu den Gelehrten gehörte, den Geist, und noch dazu den des Sokrates, in die größte Verlegenheit gebracht hat. Der Fragesteller wird ohne alle Titel nur mit J...g in dem Protokoll bezeichnet. Der fragt den Sokrates: Kannst Du mir Auskunft geben über den Namen Irwing? Und Sokrates, der von Allem weiß, was im Himmel und auf Erden ist — weiß nichts. Keine Antwort! Und als der Fragesteller zu näherer Verdeutlichung etwas pathetisch, wenn auch nicht ganz correkt, fragt: Weißt Du von dem Zungenreden seiner Gründung? schreibt Sokrates durch sein Medium die brummige Antwort: Von diesem stille! (S. 300). Freilich ist auch die Erklärung möglich, daß Sokrates den Irwing und die Irwingianer gar nicht leiden mag. Nur ist er sonst, auch über ihm unleidliche Personen und Richtungen, mittheilsamer.

Leichter dagegen konnte Sokrates die Fragen eines tapfern Obersten beantworten, der ihn fragte: Was sollen wir unter das Denkmal des General Deroy schreiben? Da antwortet Sokrates mit Geist und Grazie: Wohl dem Weltbeherrscher oder Feldherrn, wenn er zugleich auch den Himmel erstürmt hat (S. 600).

Bei der Anwesenheit eines juristischen Universitätsprofessors war leider nicht Sokrates, sondern nur der Geist eines, wie es scheint schlichten Bürgers zugegen. Natürlich würde den Sokrates der Professor anders gefragt haben. So aber packt er den schlichten Geist von zwei Seiten an; das eine Mal als Doctor juris, das andere Mal als Katholik. Als Jurist fragt er: Ob nach Verjährung der Klage noch eine obligatio naturalis übrig bleibe, oder nicht. Der Geist oder die Köchin sagt kurzweg: Nicht; setzt aber den scharfen Seitenhieb darauf: „Advokaten, Rechtsgelehrten, für die ist der Weg zum Himmel nur haarbreit" (S. 47). Er fragt daher später lieber blos als Katholik, obwohl immer noch verfänglich, indem er die Frage stellt, ob die Reliquien auf dem heiligen Berge Andechs alle ächt seyen oder nicht. Vielleicht zu seinem Schrecken hört er: Nicht alle. Doch wird er mit Ja getröstet, als er weiter fragt, ob das Tuch von Maria, welches gezeigt wird, ächt sey (S. 49). Dazwischen sagt der Professor drei Mal, daß er nicht begreifen könne. S. 48, Z. 9 von oben: „Ich sehe zwar, aber ich kann nicht begreifen, wie dies Schreiben bei M. K. geht." S. 48, Z. 13 von unten: „Ich sehe, es ist alles wahr, aber ich kann immer noch nicht begreifen." S. 49, Z. 9 von oben: „Ich kann immer noch nicht Alles begreifen." Und doch will es ihm nach jedem Satz die Köchin begreiflich machen.

Sehr verwundert waren wir auch, in der Gesellschaft der Gelehrten und Gebildeten einen Astrologen zu finden. Er wird nicht etwa Astrologe fälschlich genannt, sondern aus seinen Aeußerungen geht zweifellos hervor, daß er Sterndeuterei treibe. Wie werden jetzt die himmelskundigen Geister auf einander platzen! so dachte ich. Allein der Astrolog fragte nur den Geist seiner Mutter, und die gute Mutter sagte zu Allem Ja, wenigstens nicht Nein. So fragte u. A. der Astrolog: Mutter, hab' ich recht gesehen im Mond, als ich sah, daß zwei Fünfer darin waren? Soll es heißen, daß ich dieses oder nächstes Jahr Sieger werde? Und die Mutter antwortete: „Da sind mehr Striche darin; für die gelten die zwei Fünfer — auf zweifache Weise" (S. 362). Ich weiß nicht, ob der Astrolog vor der Antwort oder nachher gescheidter war.

Dagegen erlebt ein Doctor der Medicin an Sokrates große Freude. Es wird ihm nämlich von Sokrates seine Theorie von der Leber und der Milz vollkommen bestätigt. Das kurze Zwiegespräch lautet so (S. 369): „Ist nicht in Folge des Sündenfalls die Leber des Menschen eine andere geworden? Sokrates: Hat Galle bekommen. Dr. med.: Hat die Leber nicht die Funktion, wie ich sie in meinem Buche beschrieben habe? Sokr.: Ist klar. Dr. med.: War die Leber im Paradiesesleben nicht das magnetische Schauorgan, wie das Gehirn das Organ ist für die Erkenntniß durch den Verstand? Sokr.: Ja, denn alle Organe haben andere Gestalten angenommen. Dr. med.: Hat die Milz die Bedeutung, die ich ihr gegeben habe? Sokr.: Ja, und wenn der Magen überladen, geht der Geist und die Milz sticht. Dr. med.: Ist also meine Theorie über den Verdauungsproceß richtig oder unrichtig? Sokr: Richtig; genug jetzt, die Zeit ist vorüber." Ich weiß nicht, warum es dem Sokrates bei dieser Besprechung zuletzt ganz bange geworden zu seyn scheint. Er hätte ja nur den Theorieen des Herr Doctors einfach Recht zu geben gebraucht.

Hatte ihn doch ein Dr. Sch., ich glaube Doctor der Philosophie, gefragt (S. 246): „Gehörst Du, Sokrates, zu den humorischen Geistern?" worauf Sokrates vortrefflich geantwortet: „Ich nehme den Humor derer an, mit denen ich verkehre." Freilich mochte die Reminiscenz an diesen Doctor für Sokrates nicht ganz angenehm seyn. Denn derselbe hatte nachher gefragt: War Platon Dualist, oder ließ er die ὕλη geschaffen seyn? Und

darauf war Sokrates so unglücklich zu antworten: Siealist. Zwar wird in der Redaction der Mittheilungen geschrieben: Sie — all — liest. Aber diese Sie wird doch nicht die Hyle gewesen seyn? Und die parenthetische Erklärung: „Er las von Allem; Fragesteller gemeint" — macht zwar aus der Sie einen Er, aber damit die Sache nicht besser.

Viel weniger Noth machen den Geistern die praktischen Juristen. Ein Stadtgerichtsrath fragte einen Geist, wie es scheint den Enkel eines Bürgers und Melkers: „Bis wann werden wir wohl in Bayern ein Polizeistrafgesetzbuch erhalten?" und der reinliche Melkersenkel antwortet: „Wenn es gekehrt ist." Dagegen wird von demselben Geist demselben Frager auf die Frage: „Wann werden wir ein neues Civilstrafgesetzbuch erhalten?" folgendermaßen vorsichtig, christlich und vielleicht auch erfreulich für den Stadtgerichtsrath geantwortet: „Wenn der Grund wieder ausgebessert, der kirchliche; dann kommen solche Sachen" (S. 350). Mehr, als diese zwei Fragen, hatte der Stadtgerichtsrath für diesmal nicht in der Tasche.

Obwohl wir von den Fragen der Geistlichen erst nachher handeln wollen, muß doch hier eines Kaplans gedacht werden, weil er die Köchin mit mathematischen Fragen versuchte. Eine Frage von ihm lautete: „Die Lösung der Gleichung vom dritten Grad — wird sie noch gefunden werden?" Das war ein Problem! Und noch dazu war der Gefragte der Geist des Bischofs Alexander Hohenlohe. Aber was sagt der Geist darauf? „Ein Kleiner wird das Große finden" (S. 104). Ich fürchte fast, der Kaplan hat das auf sich selbst bezogen. Denn er fragte nichts mehr in dieser Beziehung, als: „Geht dieß noch lange her?" —

Ueberhaupt geben uns die Fragen der Gelehrten öfter Anlaß, das kluge Ausweichen der Geister oder eine gewisse Schalkhaftigkeit derselben zu bemerken. So antworten sie auf die Frage: Woher stammt das Volk der Bayern? ganz einfach: „Lese die Vaterlandsgeschichte" (S. 390); wie sie denn auch anderwärts erklären, nichts über solche Dinge auszusagen, über welche man das Nöthige schon gedruckt lesen kann.

Ein Professor aus Görlitz fragt, ob „für das von Wagner in Berlin erfundene Instrument, mit Geistern zu verkehren, der Name Psychograph oder Psychomant das Treffendere sey?" In der Antwort verräth sich die bekannte Ironie des Sokrates sehr deutlich. „Keines von Beiden!" sagte er, „Spukmaschine! Zur Spukmaschine hgben Menschen sie gemacht durch die Art ihres Gebrauchs" (S. 553). Ganz unvergleichlich benimmt sich Sokrates, wenn ihm Hebräisches zur Beurtheilung vorgelegt wird. Das thut nämlich nach einem besondern Beiblatt zu S. 554 ein Candidat der Theologie. Der legte ihm in hebräischem Text die Schriftstellen 1. Mos. 1, 1. 3. 26. 36. und 1, 2. vor, las sie ohne Uebersetzung und Erklärung, aber als Fragen in Hinsicht auf die heilige Dreieinigkeit, welche nicht undeutlich als bei der Schöpfung thätig im heiligen Urtexte selbst angedeutet sey. In der That, für Sokrates wie für die Köchin Maria Kohlhammer eine gleich schwere Aufgabe. Aber was geschieht? Das Orakel antwortet: „Drei Worte, drei Buchstaben." Nichts mehr, und nichts weniger. Der Fragesteller ist aber ganz zufrieden. Er findet seine Frage, obgleich kurz, dennoch höchst vollständig und vollkommen maßgebend beantwortet. Denn es ist ihm aus der „hohen Kabbala" schon vorher gewiß, daß die drei Worte in den drei Buchstaben von bara (schuf) enthalten sind: b (ben) = Sohn, r (ruach) = Geist, a (aph) = Vater. Dies und nichts anderes habe das Orakel im Sinne gehabt.

Ob ein anderer Fragesteller, ein Künstler und Bildhauer, von der Lösung seines Anliegens eben so befriedigt gewesen, ist schwer zu sagen. Dieser, nebenbei Professor, wollte nämlich von Sokrates in der Wahl einer künstlerischen Aufgabe sich bestimmen lassen und fragte: Könntest Du mir nicht rathen, welches Bild ich machen soll, eine Madonna oder sonst ein christliches Bild? Hierauf giebt ihm Sokrates folgende Conception an die Hand: „Zwei Menschen mache, und das, was sie umgiebt, fülle mit den beiden Geistern aus, reine und unreine. Habe ich Deine Phantasie geregt? also!" Aber es scheint ein anderer Anwesender der Meinung gewesen zu seyn, daß Sokrates die Phantasie des Künstlers doch noch nicht genugsam „geregt" habe. Denn er fragt sogleich nach einem Hauptpunkt, nämlich: „In welcher Größe soll Professor N. N. es wohl ausführen?" Hierauf erwiedert der weise Sokrates: „So groß, als ein Mensch; dann hat er viel Raum." Das wäre Nummer Eins. Aber Nummer Zwei ist noch viel wichtiger, nämlich: „Die unreinen Geister dürfen nicht schwarze Farbe haben; nur Leidenschafts-Ausdrücke ihre Gesichter." Sonst ist es dem Sokrates gleich, ob das schöne Kunstwerk in „Stein, Marmor oder Gyps" gefertigt werde (S. 474). Da die schwarze Farbe wegfiel, war vermuthlich eine Hauptschwierigkeit für die Ausführung in Gyps beseitigt.

Sehr nachsichtig ist Sokrates gegen Irrthümer der Fragestellung, und wären sie noch so kolossal. So begegnet es einem katholischen Kandidaten der Jurisprudenz, daß er von einer ihm erinnerlichen Aeußerung des Apostels Paulus meint, der Satz rühre von Luther her. Der gelehrte Candidat fragt also ganz getrost: „Wie ist Luthers Satz: Christus lieb haben ist besser, denn alles Wissen, aufzufassen?" Der „humoristische" Sokrates läßt ihn ganz ruhig auf falscher Fährde und sagt: „Ist Wahrheit." nämlich deshalb, weil Christus lieben, Gott lieben heiße, und Gott lieben, seine Gebote halten, und mehr verlange der Herr nicht zur Seligkeit. Indessen der rechtsgelehrte Candidat ist damit doch nicht ganz zufrieden und stellt die bedenkliche Frage auf: „Hat Luther diese Liebe nicht vom sinnlichen Standpunkt aus genommen?" Und Sokrates antwortet äußerst orakelhaft und dunkel: „Gewiß, weil er den Nachsatz ausgelassen." Als Ergebniß tiefer Nachforschung über diesen weisheitvollen Ausspruch kann ich nur die Vermuthung aufstellen, es müsse Luther darum geirrt und die Liebe zu Christus sinnlich genommen haben, weil er den Sokratisch-Kohlhammer'schen Nachsatz vom Gebotehalten wegließ. Was freilich alles schließlich nicht auf Luthers Rechnung, sondern auf die des Apostels Paulus kommt. Es trifft daher Luther auch nicht, wie der Candidat zum Schlusse in Bezug auf die „lutherische" Liebe zu Christus fragt: Und entspricht dies „unserer Sentimentalität?" Worauf Sokrates bestätigend replicirt: „Ist gesagt" (S. 500).

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 19. Juni. № 49.

Die Offenbarungen der Maria Kahlhammer.

(Fortsetzung.)

Aber nicht blos den Juristen läßt Sokrates arg im Irrthum stecken, sondern auch einen Doctor, ich weiß nicht ob Doctor der Philosophie oder der Medicin, der sich zum Philosophen Sokrates doch eines Bessern hätte versehen dürfen, weil er ihn über ein Kapitel aus der Geschichte der griechischen Litteratur befragt. Der gelehrte Doctor meint nämlich, daß der bekannte Lucian von Samosata vor Christus geschrieben, ja daß er genau a. 117 vor Christus etwas vom Tischrücken berichtet habe, während der wirkliche Lucian unglücklicher Weise ohngefähr 120 nach Christus geboren ist. Das hindert aber den boshaften Sokrates gar nicht, den Herrn Doctor in seinem Irrthum zu steifen und ihn in Bezug auf jene Tischorakel vor Christus glauben zu machen: „War Vorbild und Vorbereitung des bald sich nahenden Gottes“ (S. 536). Wollte Sokrates die Leute foppen? Und setzte er deshalb vor die vierte Abtheilung, welcher dieser Vorgang entnommen ist, das Motto:

Wie gestellt sind der Menschen Fragen,
Darnach richten wir Geister unser Sagen?

Denn in der That kam in den beiden eben angeführten Fällen auf eine dumme Frage eine dumme Antwort. —

Wenn dagegen Sokrates so einfache Fragen zu beantworten hat, wie die eines Gensdarmerie-Hauptmanns und Anderer: Was sagst Du, Sokrates, zu dem Aufsatze in der Augsburger Postzeitung Nr. 186. vom 8. Juli, im Augsb. Volksfreund Nr. 27. vom 30. Juni, in der Leipziger Rundschau S. 246 Eure Geistermittheilungen betreffend — da versteht Sokrates keinen Spaß und sagt mit vollem Mund die Wahrheit, wenn man ihm nämlich nur zuerst den Aufsatz vorgelesen hat. Sokrates kennt dann kein Ansehen der Person. Er vergleicht die Priester, welche der Geister spotten, den Schriftgelehrten und Pharisäern, die einst Christus schalt; sagt, sie gingen „auf dem Höhnerweg der Blätter und ihr Suchen heiße Ehrabschneiden;“ verbietet, daß man ihnen antworte und droht: „die sollen warten, bis die Sterne zittern und sie erschlagen.“ Auch die „Gelehrten“ in der Augsburger Postzeitung kommen schlimm weg. Sokrates sagt nicht blos: „Gelehrte Schriftsteller verlieren den Geist; so viel werden sie noch schreiben, bis sie einander selbst verlachen!“ sondern er bedroht sie mit einem unbekannten Würgengel: „Der Würgengel ist gesattelt, bald kann er arbeiten.“ Da aber der Gensdarmerie-Hauptmann diesen gesattelten und bald arbeitenden Würgengel nicht kennt, und auch bei der göttlichen Polizei darauf hält, daß ihre Diener eine Legitimationskarte haben, so fragt er: „Es ist wahrscheinlich, der zu Moses Zeit die ägyptische Erstgeburt getödtet hat?“ Zu seiner Beruhigung erfährt er: „Derselbe ist es“ (S. 542, 43). Wie aber werden die Gelehrten bei der Aussicht erschrocken seyn, behandelt zu werden wie die ägyptische Erstgeburt!

Wäre ich zugegen gewesen, so hätte ich bei diesen etwas leidenschaftlichen Ausläßen den Sokrates an die Beispiele der Gelassenheit, Vorsicht und Beschränkung auf den nächsten Beruf erinnert, zu welcher sich sein College Görres in der Geisterwelt bekehrt hat. Als man diesem nämlich die Frage vorlegte: Hat der Pabst Recht, daß er die jetzige Günther'sche Philosophie mit dem Bann belegt? da tadelt Görres weder den Papst, noch schilt er auf Günther, sondern sagt bloß: Alles klärt sich bald auf. Ja sogar als man ihn um eine Aeußerung über „das Hegel'sche Princip“ bittet, „daß der Teufel blos erfunden sey, um den Gegenhalt des Bösen zum Guten zu erklären,“ sagt der gelassene Mann nichts, als: „Oh, Oh, Oh.“ Ja der Verfasser der Geschichte der christlichen Mystik erwiedert auf die Frage, „welches das wahre philosophische Werk sey, woran die wahre Religion in ihrem ganzen Umfang erkannt ist,“ fast wie der Vater Voß mit den Worten: „Suche Gott, diene in Rechtlichkeit deinem Nächsten; das ist Alles und das Größte.“ Sogar über die Gnade der Geistermittheilung äußert sich derselbe äußerst zurückhaltend, und verweist von sich weg auf die Autorität Schillers in einem erst Tags darauf zu publicirenden Gedichte desselben aus der Geisterwelt. Und zwar thut er es mit den Worten: „Möget morgen ihr begreifen die Aechtheit des Christenthums, die Schiller schildert: Wer hat's Wahre? *). (S. 263 ff.)

Doch wir haben noch einige Proben jener Fragen zu geben, in welchen die Gelehrten mit der ganzen Wucht ihrer gelehrten Waffenrüstung auf die Geister losrücken. Denkt man sich, daß sie doch eigentlich es mit der Köchin Maria Kahlhammer zu thun haben, so wird die Sache über alle Maßen pos-

*) In jenem vorher schon Bruchstückweise mitgetheilten Gedicht.

sierlich. Den Reigen eröffnet ein Doctor der Medicin. „Kannst Du die Frage beantworten," so redet er Sokrates an: „Was ist für ein Unterschied zwischen dem πῦρ ἄσβεστον der Stiftshütte und dem ignis foci publici der Numaischen Gesetzgebung?" Sokrates zieht sich geschickt aus der Affaire. „Der Zwischenpunkt fehlt, denket, der wahre Glaube" (S. 245). „Ist dein (Sokrates) und Platon's Begriff von τὸ ὄντως ὄν und dem (sic) οὐσίαι ὄντως οὖσαι mit dem Begriff der Neuplatoniker von ὑπερουσία und ὑπερούσιος identisch?" Unvergleichlich tief antwortet Sokrates: „Durch das Christenthum." — „Hast du und Platon unter dem νοῦς den intellectus oder die ratio verstanden?" Bei der Antwort darauf geht die Tiefe des Sokrates in ein mystisches Dunkel über. Die Antwort lautet: „Sage, was es heißt, deutsch zu seyn." „Ist ja gesagt, damit sie es nicht einst wieder verhellen (sic) können" (S. 247).

Bei einer Frage, die später ein Doctor der Philosophie vorlegt, ist allerdings die Antwort mehr zu bewundern, als die Frage. Fr. „Es wird, zumal in der neueren puritanischen Religion, dem Prinzipe der Prädestination ein großer Glaube geschenkt; wodurch wolltest Du dieses in Kürze widerlegen?" Antw. „Dadurch, daß, wenn wir in zehn Jahren erst gekommen wären, die Palmen (sic) Libanon's als Gott verehrt werden würden" (S. 333).

Ein der philosophischen Facultät angehöriger Universitäts-Professor kommt, so zu sagen, noch in der elften Stunde und torquirt die Geister mit Fragen, wie folgt: „Welche Bedeutung hat die Verzehendung für die Zahl- und Maß- d. h. Mischungs- und Form-Verhältnisse der Natur?" Er wird mit der Verweisung auf die zehn Gebote und mit dem Spruche abgespeist: „Die Zehen sind abgelöst, sind drei — und diese drei sind zehen: lebe Gott, dich und deinen Nächsten." — „Dann ist kein Zweifel," fährt der getröstete Forscher fort, „daß, wenn die Verzehendung Bedeutung für Mischungs- und Formzahlen hat, Natur und Offenbarung so zu einander in Verhältniß treten, daß die Offenbarung den Schlüssel zu tieferer Natur-Erkenntniß in sich trägt; einen Schlüssel, der noch größtentheils seiner Anwendung harret?" „Du hast es erklärt," replicirt Sokrates, „und sagen mehr, wäre unnöthig" (S. 630). Wir theilen ganz die letzte Ansicht des weisen Sokrates.

Aber der Universitäts-Professor ist unermüdlich mit Fragen. Nur lockt er nicht viel heraus. So will er einmal eine frühere Frage über Bekämpfung des Materialismus kürzer mit folgenden Worten stellen: „Wie ist das aprioriſche Seyn der Mathematik auf exakte Weise zu vertheidigen?" — Ei der Tausend! wird die Köchin gedacht haben. Aber sie wirft in einer langen Rede die ganze aprioriſche Mathematik über Bord und sagt: Wir haben nur Ein Mittel, und dieses eine Mittel hat die Kirche, nämlich, da die „Gefäße des Kirchengeistes so schwach" sind, die Geister und ihre Mittheilungen (S. 676 ff.). Allein das alles hilft nichts. Der philosophische Mathematicus bezwingt zuletzt selbst den Sokrates mit folgender, wie aus einem Compendienheft entlehnter Frage: „Aus den mit der Allmacht verbundenen, göttlichen, anfangslosen, also principiellen, soweit anfanggebenden Zahlen und Messern ist nun die Materie hervorgegangen, aus unserm geschöpflichen Zählen und Messen kann keine Materie ihren Anfang nehmen, weil es selber einen Anfang hat, darum können wir die Materie nur verändern, nicht selber hervorbringen; was sagst Du dazu, Sokrates." Und der arme Sokrates weiß nichts zu sagen, als: „Ist Wahrheit, habe es ja eben auch angedeutet" (S. 678).

Vielleicht haben es Sokrates und Maria Kahlhammer wie eine himmlische Wohlthat empfunden, daß in diesem Augenblicke ein Vorladungsschreiben an M. Kahlhammer von dem Pfarramte St. Bonifaz der philosophischen Unterhaltung dieser beiden großen Denker ein Ende machte (S. 678). Wir danken es demselben Vorladungsschreiben, daß wir nun über die Fragen der Gelehrten auch nichts mehr zu erzählen haben. — Doch etwas Anderes verdanken wir wirklich dem angeführten Universitäts-Professor. Wir dürfen nicht vergessen, es schließlich anzuführen. Das ist nämlich die Notiz, daß zu der Zeit, als er den Sokrates bei der Maria Kahlhammer aufsuchte, dem Vernehmen nach noch 14 bis 20 Personen in München waren, durch welche Geister schrieben (S. 657). Wir preisen uns aufrichtig glücklich, daß wir keine Veranlassung noch Möglichkeit hatten, auch von deren Akten Einsicht zu nehmen.

6. Die Priester und Proben ihrer Fragestellung.

Bei den Fragen der katholischen Priester bietet sich des Charakteristischen weniger dar. Theils fragen sie, wie schon früher bemerkt, dasselbe, was die Laien fragen, theils treten ihrer überhaupt nicht Viele in den Protokollen auf, weil der Hirtenbrief des Erzbischofs von München-Freysing gegen die Geistermittheilungen schon publicirt war (s. S. 111). Desto erfreuter sind die Geister über den ersten Geistlichen, der es trotzdem wagt zu kommen. Denn als ein Laie einen Geist am 7. Februar 1853 fragte: Sollen wir mehr Priester einladen? da wurde geantwortet: „Einer ist gesprungen über menschliches Gebot, die Festung ist erstiegen und Alle kommen her." Der Hausherr rief: Hoch gelobt sey der Herr! Der Geist schrieb dazu: in Ewigkeit (S. 107); aber die Freude dauerte nicht lange und die Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

Wir wollen nun hier zunächst der Zeitfolge nach Einiges herausheben, was uns an den Fragen der Geistlichen auffiel. Anderes kommt da in Betracht, wo wir uns aus Fragen und Antworten über die innere Stellung der Maria Kahlhammer zu ihrer Kirche zu orientiren versuchen. Als ein Curiosum, das aber doch seine inneren Gründe hat, mag hier im Voraus bemerkt werden, daß den Priestern, wie schon früher erwähnt, vorzugsweise der Geist des ehemaligen Wunderthäters, Bischof Alexander von Hohenlohe, die Antworten ertheilt.

Der erste Geistliche, ein Kaplan, will nun vor Allem versichert seyn, daß es keine Sünde sey, so mit den Geistern zu

verkehren. Darüber beruhigt ihn der Geist des Bischofs vollkommen und sagt: „Nie, nie, Gottes hoher Befehl!“ (S. 103). Nun rückt er sogleich mit einem theologischen Bedenken heraus. Wird die Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß Mariä beitragen zur Rückkehr der schismatischen Bischöfe?“ An dieser Frage muß der Geist resp. die Maria Kahlhammer nicht recht verstanden haben, wer mit den schismatischen Bischöfen gemeint sey. Denn im Punkte des Dogma's selbst zeigt sie sich sonst sehr fest. Es erfogt zuerst keine Antwort. Erst nach einer Pause schreibt sie: „Lange stritt man sich und eine andere Ursache zwang sie zur Vollendung. Ich schone ja hierin dich, du könntest irre an deinen Obern werden. Zeit erhellt.“ Auch auf die Frage, ob diese Rückkehr bald zu Stande komme, oder ob es noch viele Jahre „hergehe,“ heißt es: „Jahre, Jahre, man zwingt sie auf andere Wege“ (S. 103). Diese Besprechung läuft also ziemlich trübselig und zweifelhaft aus.

Desto gewisser lautet die Antwort auf eine andere Frage. Der Kaplan hat nämlich starke Zweifel, ob es für ihn und seines Gleichen gut wäre, wenn das Episkopat ganz frei von den Zügeln der Staatsgewalt würde. Er fragt deshalb: „Ist es gut, wenn die Katholische Kirche ganz frei würde von der weltlichen Macht?“ Worauf der Bischof Alexander antwortet: „Oh, oh, und Tyrannen werden!“ — Das thut dem Kaplan wohl, und statt zu fragen, sagt er sehr vergnügt: „Die untern Geistlichen wollen es selbst nicht haben.“ Hierauf empfängt er auch sogleich vom abgeschiedenen Bischof das Lob: „Ihr seht heller; euer Geist ist noch nicht geblendet“ (S. 103, 104).

Ich weiß nicht, was den Geist Hohenlohe erzürnt hat, daß der Kaplan nach seinem Onkel und seinen Hinterlassenen fragte. Hat er seinem Hinterlassenen verstanden und an Hinterlassenschaft gedacht? Genug er macht dem Kaplan ganz unerwartet den Vorwurf: „Messen lesen um Geld, das macht euch auch die Köpfe warm.“ Der ehrliche Kaplan entgegnet ganz betrübt: „Weißt du, daß ich nichts davon habe, wenn ich Messe lese?“ Da tröstet ihn denn der abgeschiedene Bischof wieder und sagt: „Einer trägt die Schuld. In dieser Sache wäre es gut, ihr wäret nicht von weltlicher Herrschaft getrennt. Das ist der Stein des Anstoßes.“ Indem er ihm nun weiter verbietet, für seine Aeltern bezahlte Messen lesen zu lassen, giebt er zwar dem Kaplan zu, daß auch bezahlte Messen ihren Zweck erfüllen, aber „die Schuld finde den Ersten“ (nach einer parenthetischen Randglosse den, der das Bezahlen eingeführt hat). Ueber die Frage, wer denn die Meßstipendien eingeführt habe, will der Geist des Bischofs nicht Aufschluß geben. „Leset, schlaget nach. Was geschrieben, sagen wir nicht wieder.“ „Finde ich es in der Kirchengeschichte von Altzog?“ fragt der Kaplan. Ja, sagt der Bischof (S. 105).

Später kommt ein „Priester,“ dem offenbar die Beschränkung der Gewalt der Absolution durch die Bischöfe am Herzen liegt. Er fragt deshalb, ob man „die Absolvirungen nach dem Sinne des Bischofs machen solle?“ Der Geist des ehemaligen Bischofs geräth in Aufregung. Er befiehlt: „Griffel weg!“ Befragt, wie das gemeint sey, antwortet er blos: „Wer ist höher, Gott oder —?“ Da diese räthselhafte Andeutung dem Priester nicht genügt, fragt er weiter: Ob denn ein Bischof die Gewalt der allgemeinen Absolution bei der Peiesterweihe beschränken könne. Darauf wird so zu sagen mit Ja und Nein zugleich geantwortet. Denn erstens heißt es: „Ja.“ Zweitens heißt es: „Doch was gegeben, kann Keiner nehmen; Christus gab Allen gleich; diese sind voll Stolz und Einbildung. Alle, Alle!“ (S. 110 ff.) Diese Fragen gefallen überhaupt der Maria Kahlhammer sehr. Sie läßt, als der Priester auf ein anderes Thema übergehen will, ausdrücklich den Bischof Hohenlohe verlangen, daß man noch mehr über Kirche fragen solle (S. 111). Nun entdeckt u. A. der Priester seine Skrupel wegen des Hirtenbriefes, ob man denn trotz desselben Laien von den Geistermittheilungen sagen dürfe. Und der Geist Hohenlohe respektirt seinen Bruder im Fleische, den Erzbischof von München, sehr wenig und sagt: „Laß seyn; der Herr ist der Hirt“ (S. 111).

Auch die Autorität anderer Bischöfe läßt derselbe Geist in dieser Sache nicht viel gelten. Der geistliche Herr B. nämlich fragt (S. 183): „Sind die Hirtenbriefe der französischen Bischöfe in dieser Sache instruirt?“ Worauf der Bischof Hohenlohe ein Kreuz mit vier Querbalken schreiben läßt, sammt den Worten: „Die Zeit lehrt anders erkennen, anders denken, anders handeln.“ Er meint überhaupt in Bezug auf die Bischöfe, daß jetzt selten etwas ohne Irrthümer abgefaßt werde, wozu ihn die bedenkliche Frage desselben Priesters veranlaßt, ob denn jene französischen Hirtenbriefe im Geiste Gottes abgefaßt seyen (S. 184).

Auch in Bezug auf die Ehelosigkeit der Geistlichen kommen mißliche Fragen vor. Zwar antwortet der Bischof Hohenlohe auf die Frage eines Geistlichen, ob das Coelibat der Priester für die ganze Lebenszeit bindend sey, S. 215. mit einem entschiedenen Ja. Aber später wird die Sache zweifelhaft. Denn auf die Frage eines Studierenden, wie sich „das Coelibat“ rechtfertige, antwortet ein anderer Geist: „Ist ja nur besser und kann aufgehoben (sic), wenn „Alles einig wäre.“ (S. 371.) Und auf die Frage, wie denn das zu verstehen sey, wird geantwortet: „Ist es denn Glaubenssache oder Gebot (Randglosse: von Christus?“ (S. 372.) Ebenso antwortet, es scheint der Geist Sokrates, auf die Frage, ob nicht bei dem Institut des Coelibat den Papst Gregor VII. das materielle Interesse geleitet habe, folgendermaßen: „Ich darf und muß Wahrheit sagen: Wahrheit und Politik. (S. 380.)

Aus diesen wenigen Andeutungen wird bereits hervorgehen, daß die kirchlichen Oberbehörden nicht blos wegen der Antworten der angeblichen Geister, sondern auch wegen der Fragen der Priester genug Anlaß hatten, die ganzen Hergänge ziemlich bedenklich zu finden. Der ehrliche Herausgeber der Mittheilungen hatte ja sämmtliche „Akten“ eingesendet.

7. Die innere Stellung der Maria Kahlhammer zu ihrer Kirche.

So weit die gedruckten Mittheilungen über die religiöse Richtung der Kahlhammer Aufschluß geben, war sie ohne Zweifel von Haus aus eine sogenannte gute Katholikin gewöhnlichen Schlags. Die Mittheilungen älteren Datums lassen dies kaum bezweifeln; wird die Sache zweifelhaft, so knüpft sich der Zweifel an Mittheilungen späteren Datums. Das hat zwei ganz natürliche Factoren. Auf der einen Seite erfährt die „Schreiberin" je länger, je mehr Widerspruch, Tadel, Beahndung zuerst von den höheren kirchlichen Würdenträgern, später auch von den Geistlichen in weiteren Kreisen. So wird sie, zwar nicht gegen ihre Kirche, aber gegen Papst, Bischöfe und Geistliche immer bissiger. Auf der andern Seite sieht sie sich von einem Kreise von Bewunderern umgeben, welcher, nachdem die wenigen Geistlichen in kirchlichem Gehorsam sich zurückgezogen hatten, aus katholischen Laien, Protestanten und Juden im bunter Mischung bestand. Da war es kein Wunder, wenn sie allmälich an der „allein seligmachenden" Kirche etwas zweifelhaft wurde. Dazu mochte sie auch schon früher sich den Kopf mit jenen Vorstellungen gefüllt haben, nach welchen Jenseits die abgeschiedenen Seelen gewisse Reisen machen und bei verschiedenen Stationen und Gestirnen Visiten abstatten, um schließlich alle mit einander selig zu werden. Denn diese Sorte von Unsinn ist heutzutage eine Art gassenläufiger Religion bei Katholiken, Protestanten und Juden, vom Eckensteher und Ladenschwengel bis hinauf zum Grafen, oder zum baronisirten jüdischen Wechselkrämer und Bankhalter geworden. Sie repräsentirt dem noch verbreiteteren Materialismus gegenüber die heutige Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion, und die Leute erlaben sich und lecken an den jenseitigen Sternenwanderungen wie an Süßholzstengeln. Indessen ist die Kahlhammer noch lange nicht zu jenem abgeblaßten Nachtschatten von Allerweltreligion verkommen, wie sie den gebildeten und ungebildeten Pöbel des aufgeklärten Protestantismns kennzeichnet. Die Köchin läßt nur den Mittelweg, den ihr eigentlich (S. 405) ein Herr Dr. S. an die Hand giebt, sich gefallen, daß eben Jeder im Jenseits zur Katholischen Kirche als der seligmachenden komme. Das war aber die Anschauung der Kahlhammer längst, ehe ihr der Doctor dieselbe formulirte. Sakrates, Körner, Schiller sind, wie die jüdischen Großväter und Großmütter, im Himmel katholisch geworden, und reden oder schreiben in diesem Sinne in ihren Geistermittheilungen. So hält also die Münchener Prophetin im Ganzen doch den Grundgedanken ihrer Kirche fest.

Sie theilt auch die traditionellen, gerechten und ungerechten Antipathieen ihrer Kirche. Wird sie in diesem oder jenem Punkt milder, so findet sich das nur in den Mittheilungen aus späterer Zeit. Die Freimaurer bleiben ihr ein Gegenstand beharrlicher Abneigung. Sie nennt sie wiederholt „Land- und Glaubens-Fresser." *) Ihr Haß gegen Luther ist anfangs sehr groß. Die erste Veranlassung, sich zu äußern, ist zu charakteristisch, als daß sie nicht mitgetheilt werden sollte. Sie rührt von jenem juristischen Universitäts-Professor her, dem alles Begreifen ausging. Der fragt den Hausbesitzer: Haben Sie wegen Matin Luther nicht gefragt? Dieser antwortete: Ja, mir kam auch schon der Gedanke; aber ich getraute mich bisher nicht zu fragen. Hierauf sagte der Professor: Ich halte Melanchthon noch für besser; fragen Sie nach Luther! Jetzt machte der Geist einen gewaltigen Strich über die ganze Tafel mit dem Griffel, der Griffel brach entzwei; dann schrieb er mit dem Stück des Griffels, das der Maria K. in der Hand noch blieb: „Griffel weg! die Tafel abwischen. — Denkt euch, wer Menschen Irrthum einhaucht, muß selbst irrig seyn." (S. 47. 48.) Ebenso wird später einem Juden gerathen, er thue besser, Jude zu bleiben, als lutherisch zu werden (S. 61). Noch später wird sie von Protestanten über Luther befragt. Da giebt sie einestheils den Lutheranern gegen die Reformirten in der Lehre vom Abendmahl recht, anderntheils belehrt sie den Lutheraner über den Widerspruch zwischen der katholischen und protestantischen Lehre. „Luther sagte" — so demonstrirt sie — „nur glauben! Lehrte nicht einmal Alles. Die Katholische Kirche sagt: Alles glauben, was gegeben, und in Wahrheit darnach leben." Nun will aber der Lutheraner wissen, was Luther hauptsächlich verworfen habe? und da hört er: „Das Opfer, und die Sünden in puncto sexti und das Ohrbekennen." Der sogenannte Lutheraner scheint mit diesem Aufschluß zufrieden, fragt aber, ob Luther aus Absicht oder aus Irrwahn die Wahrheit vorenthalten habe? Darauf wird geantwortet: „Er war anfangs nicht irre; aber er hatte eine grobe Schwachheit, und wer diese hat, der fehlt weit." (S. 280.) Und noch entschuldigender redet sie (S. 429) einen andern Protestanten an: „Schau, Luther hat Irrthum gesagt, als er zum Zorn gereizt war, und weilt Unten, bis Einigkeit wird (unter Katholiken und Protestanten); und um diese Einheit herzustellen, sind wir gesandt." Der gelehrte Jesuit Del-Rio, der in seinen disquisitt. magicar. artt. Luthern von einem incubus erzeugt seyn läßt **), würde freilich solche Schonung für eitel Ketzerei erklärt haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Sie sieht in ihnen die Macht, welche den päpstlichen Stuhl stürzen will. Vgl. S. 620.

**) Disquisitt. ed. 6. Col. Agripp. 1755. p. 153.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 23. Juni. № 50.

Die Schlüsselgewalt.

Vortrag, gehalten auf der Pastoral-Conferenz in Berlin am 2. Juni 1858 von Dr. Schmieder aus Wittenberg.

(Vorlesung Luc. 12, 32—48.)

Im Herrn geliebte Brüder! „Ihr seyd jetzt rein um des Wortes willen, das Ich zu euch geredet habe“: spricht der Herr einmal nach einer längeren Unterredung zu seinen Jüngern*), und gewiß hat auch das Wort, welches wir so eben vernommen, solche reinigende Kraft für Alle, die nicht vergeßliche Hörer, sondern Thäter des Worts seyn wollen. Der Herr reinige unsere Lippen und heilige unsere Herzen, auf daß wir recht lesen, recht hören und recht reden, und wandeln, wie uns gebührt, als Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Amen.

Der Gegenstand unserer gemeinschaftlichen Erwägung soll die Schlüsselgewalt seyn (Potestas clavium), welche von dem Amte der Schlüssel (Ministerium clavium) um so genauer unterschieden werden muß, je mehr man gewohnt ist, beides mit einander zu verwechseln und zu vermischen, indem man Potestas clavium ohne Weiteres durch „Amt der Schlüssel“ und Amt der Schlüssel durch Potestas clavium übersetzt. Aber das Amt der Schlüssel bezeichnet einen abgeleiteten Begriff, der sich durch Vermittelung der Geschichte gebildet und häufig verändert hat, während die Schlüsselgewalt nach der heiligen Schrift unmittelbar göttlichen Ursprungs ist und eine weit umfassendere Bedeutung hat, deren vergessend wir nur zu leicht unsere Gedanken bloß bei einem bestimmten Zweige der amtlichen Thätigkeit des lutherischen Pfarrers festhalten lassen, bei der pastoralen Befugniß und Verpflichtung, den Beichtenden die Absolution zu ertheilen oder zu versagen. Dieses sehr eng begrenzte Amt der Schlüssel ist eine kirchliche Einrichtung, in deren Auffassung und Würdigung nach Confession, Sitte und persönlicher Ansicht große Verschiedenheiten obwalten können und wirklich obwalten. Wir aber wollen von der göttlichen Einsetzung handeln, aus welcher diese Einrichtung abgeleitet ist, und dieser göttlichen Einsetzung behalten wir für jetzt den Namen der Schlüsselgewalt vor. Indem wir zunächst noch von jeder kirchlichen Einrichtung absehen, gehen wir allein auf das Wort des Herrn zurück, aus welchem der gläubige Schriftforscher erst einen festen Grund und Boden gewinnen muß, der, über allen Streit der Meinungen erhaben, unserm Gewissen eine sichere Richtschnur der Wahrheit erwachsen läßt. Auf diesem Wege liegt es uns ob, zuerst den Begriff der Schlüsselgewalt festzustellen, um dann weiter nachzuforschen, in welche Hände sie der Herr gelegt hat, und unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen.

I. Also was ist die Schlüsselgewalt? und welchen Umfang hat sie nach dem Sinne des Herrn?

Die Schlüssel eines Hauses oder einer Stadt gehören dem Eigenthümer, dessen Schätze, dessen Kinder und Knechte in dem Innern verwahrt sind: er verschließt und verriegelt den Zugang zu diesen realen und persönlichen Geheimnissen seines Hauses gegen Fremde, besonders gegen Räuber und Mörder, thut auf und schließt zu nach seinem Wohlgefallen und vertraut die Schlüssel nur den treuen Knechten und Freunden an, welchen er damit weitere oder engere Vollmachten nach Gutbefinden ertheilt. Das Sinnbild des Schlüssels tragen bekanntlich an unsern Fürstenhöfen noch als Zeichen des Vertrauens auf ihrem Hofkleid die Kammerherrn, freilich mit sehr zusammengeschrumpften Vollmachten. Bedeutender ist schon das Schlüsselamt eines Küsters, der die zum heiligen Gebrauch bestimmten Gebäude und Gefäße zu hüten und zu bewahren hat. Weit umfassender und wesentlicher waren die Vollmachten, welche in dem alten Reiche Juda mit der Uebergabe des Schlüssels von Davids Haus verbunden waren. Mit dem Schlüssel übergab der König aus Davids Geschlecht seinem vertrautesten Diener die Verwaltung der Schätze des Königlichen Hauses, die Vertheilung von Speise und Trank an das Gesinde und zugleich die Aufsicht (das Episcopat) über die gesammte Hausgenossenschaft, wie solches uns der Prophet Jesaia in jener Weissagung erkennen läßt, durch welche dem eigenmächtigen Sebna das Amt genommen und dasselbe auf den getreuen Eliakim übertragen wird, von welchem der Herr spricht: „Ich will den Schlüssel des Hauses Davids auf seine Schulter legen, daß er aufthue und niemand zuschließe, daß er zuschließe und niemand aufthue.“ *) Der Hausvater des Himmelreichs ist aber der allmächtige Gott selbst: sein Vorhof ist die Welt, sein Haus, seine Zionsburg ist der Himmel, und Jesus Christus ist sein erstgeborner Sohn, der

*) Joh. 15, 3.

*) Jes. 22, 22.

Erbherr des väterlichen Reichs, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und der als Herr in seines Vaters Hause*) der Heilige und Wahrhaftige ist, der da hat den Schlüssel Davids, der aufthut und niemand zuschließt, der zuschließt und niemand aufthut.**) In solcher Vollgewalt spricht Er zu Einem seiner Jünger, dem er das höchste Vertrauen zu erweisen gedenkt: „Ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben.“***) Damit setzt er ihn zum Haushalter und Aufseher über die Schätze und Geheimnisse Gottes ein: denn die Schlüsselgewalt ist nichts Geringeres, als diese Vollmacht zur Verwaltung und Aufsicht über das Haus Gottes, dasselbe, was der Herr selbst als ein gar großes und verantwortungsvolles Amt bezeichnet, wo er zu Petrus spricht: „Wie ein großes Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter, welchen der Herr setzt über seine Dienerschaft, daß er ihnen zu rechter Zeit ihre Gebühr gebe. Selig ist der Knecht, welchen sein Herr findet also thun, wann er kommt! wahrlich, ich sage euch, er wird ihn über alle seine Güter setzen.“ †)

Lassen wir für jetzt noch die brennende Frage bei Seite, ob und in wie weit diese Schlüsselgewalt ein Privilegium für Petrus habe seyn sollen, um mit unbefangenem Wahrheitssinne zunächst zu untersuchen, welche Befugnisse und Geschäfte in solcher Schlüsselgewalt zusammengefaßt werden, und da finden wir ein Dreifaches. Zuerst muß der Schlüsselbewahrer jedenfalls die Schlüssel der Erkenntniß ††) haben, damit ihm selbst die geistlichen Schätze des Himmelreichs zugänglich seyen und damit er nach Gottes Gnadenwillen des Reiches Ordnung und Recht, nicht etwa bloß die christliche Heilsordnung im engern Sinne des Worts, lehren könne, nicht bloß um die Thüre des Himmelreichs durch den Schlüssel der Erkenntniß aufzuthun, sondern auch um das Wort Gottes, welches die Speise für Gottes Hausgesinde ist, recht zu vertheilen und Jeglichem sein Gebühr zu geben. Das ist das christliche Lehramt im vollen Begriffe des Worts. Zweitens muß er dafür sorgen, daß die Gläubigen in der Furcht und Liebe des Herrn einträchtig wandeln und also Frieden und Ordnung innerhalb des Hauses bestehe: er muß also nicht nur Lehrer und Ernährer, sondern auch Hüter und Erzieher der Heerde seyn und dies begreift mehr, als wir gewöhnlich bei dem Seelsorgeramt zu denken pflegen. Es ist das Leiteramt. Davon ist aber ein Drittes nicht zu trennen. Derselbe Haushalter muß zugleich die Macht haben und gebrauchen, zu richten zwischen Schafen und Böcken, auch zwischen Schaf und Schaf †††), um die Widerspenstigen zu züchtigen, die Lästerer und Verführer auszustoßen, also das Haus

*) Hebr. 3, 6.
**) Offenb. 3, 7.
***) Matth. 16, 19.
†) Luc. 12, 42—44. — Ueber alle seine Güter wird Er ihn setzen. Vgl. Matth. 19, 27—30.
††) Luc. 11, 52.
†††) Hesek. 34, 17—22.

des Herrn oder seinen Schafstall gegen Räuber und Mörder zu verschließen, die Mühseligen und Beladenen aber aufzunehmen und ihnen den Rechtsschutz des Himmelreichs angedeihen zu lassen. Dazu ist dem Schlüsselbewahrer die Vollmacht ertheilt, zu binden und zu lösen, mit der großen Verheißung: „Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn.“*) Das ist das geistliche Richteramt. Und diese drei Aemter des Lehrens, Leitens und Richtens sind nicht von einander geschieden, sondern in dem Amte des Schlüsselbewahrers oder Haushalters, das unter einem andern Bilde mit wesentlich gleicher Bedeutung auch das Hirtenamt genannt wird, innigst verbunden, so daß eins das andere unterstützt, eins in das andere übergreift. Dies ist die dreifache Schnur, die nicht zerreißt, während die Trennung der Aemter die Schlüsselgewalt abschwächt und unfähig macht, ihren Zweck zu erfüllen. Beschränken lassen sich diese Aemter wohl, insofern ein Höherer sich den weiteren umfassenderen Kreis der Amtsbefugnisse vorbehält, aber trennen lassen sie sich nicht: jede noch so kleine christliche Gemeinde, jede Schule, jede Haushaltung kann nur bestehen, wenn der Schlüsselbewahrer solche dreifältige Vollmacht hat und als treuer und kluger Haushalter recht gebraucht. In ihrem weitesten Umfange schließt die Schlüsselgewalt des Reiches Gottes die dogmatische oder Lehrnorm bildende, die kanonische oder gesetzgebende und die richterliche oder Jurisdictions-Gewalt in sich. Diese richterliche Gewalt findet aber ihren besondern Ausdruck in den Worten des Herrn: „Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn.“ **)

Wohl hat man die Macht zu binden und zu lösen versucht, als eine bloße Umschreibung der Schlüsselgewalt überhaupt darzustellen, indem man aus Homers Odyssea nachgewiesen hat, die Thüren der Alten seyen bisweilen mit Riemen geschlossen gewesen, die man mit einem Schlüssel zurückgeschoben habe: binden und lösen sey also nichts anders, als aufthun und zuschließen. Abgesehen aber davon, daß eine griechische Sitte noch nichts für die Sitte der Hebräer beweist, bei welchen wohl von Riegeln, aber nicht von Riemen, die mit einem Schlüssel zurückgeschoben oder gar gelöst wurden, die Rede ist: abgesehen auch davon, daß der prophetischen Rede und auch der Rede des Herrn es gar nicht eigen ist, sorgfältig immer ein und dasselbe Bild durchzuführen, sondern daß die Lehre oft in einem Wechsel von Bildern veranschaulicht und fortgeleitet wird: so ist zu bemerken, daß die Bildlichkeit im Ausdruck des Bindens und Lösens zur Zeit Christi schon sehr aus dem Bewußtseyn geschwunden, und Binden und Lösen eine gerichtliche Formel geworden war, etwa wie das lateinische Obligare und Absolvere. Das Recht zu binden und zu lösen bedeutet das Recht, loszusprechen

*) Matth. 16, 19.
**) Matth. 16, 19.

und zu verdammen, zu richten und zu strafen, das in beschränkterem Kreise den Synagogen-Vorstehern, unbeschränkt dem Synedrium als der höchsten Behörde, durch die jüdische Gerichtsordnung verliehen war. Der Herr redet also hier von der höchsten richterlichen Gewalt, welche aber nicht nach unserer modernen Theorie des Mißtrauens von der gesetzgebenden und regierenden Gewalt getrennt wurde, sondern als deren Spitze und Krone erschien, weil die Schlüsselgewalt des Haushalters ohne diese richterliche Vollmacht grade in den wichtigsten und schwierigsten Fällen hätte unwirksam bleiben müssen.

Auf die Befugniß zu richterlicher Entscheidung und namentlich auf das Recht des Bannes führt auch der Zusammenhang derjenigen Stelle*), wo der Gemeinde das Binden und Lösen zugesprochen wird, und diese Vollmacht durch Wiederholung desselben Ausspruchs, den wir jetzt vor uns haben, ihre Bekräftigung erhält. Endlich ist allgemein anerkannt, daß die Worte, welche der Herr am Auferstehungstage zu sämmtlichen Aposteln spricht: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten:“ **) als eine authentische Auslegung der figürlichen Redensart, welche der Herr früher zweimal gebraucht hatte, anzusehen sind. Daß man aber diese Aussprüche nur von der Predigt des Evangeliums zu verstehen habe, und von einer Wirkung dieser Predigt, die nur durch den Glauben oder Unglauben der Zuhörer bedingt sey, ohne alle richterliche Thätigkeit der Apostel, das ist eine abschwächende Deutung der mächtigen Worte, die nur aus der Furcht vor hierarchischem Mißbrauche sich erklärt und die durch die Praxis des apostolischen Zeitalters, ja schon dadurch widerlegt wird, daß jeder Taufact an Erwachsenen ein Urtheil der Sünden-Erlassung, jede Versagung der Taufe aber das Urtheil einschloß: Dir sind alle deine Sünden behalten.

Man hat zwar auch behauptet, daß in dem Ausdruck: „Was ihr binden oder was ihr lösen werdet“, das Neutrum „Was“ nicht auf Personen bezogen werden könne, sondern nur auf Sachen, daß also wohl ein Erlauben und Verbieten, nicht aber ein Freisprechen und Verdammen darin liege, mithin eine gesetzgebende, nicht aber eine richtende Thätigkeit. Dagegen gilt die Bemerkung, daß durch das Neutrum in allen Sprachen, besonders oft aber im Hebräischen, der Collectiv-Begriff, auch in Anwendung auf Personen, ausgedrückt zu werden pflegt. Uebrigens wird durch die Feststellung dieses Jurisdictions-Begriffs nicht geleugnet, daß der Begriff des Richtens selbst eine reiche Fülle von verwandten Thätigkeiten einschließt, wie Schlagen und Heilen, Niederwerfen und Aufrichten, Beschämen und zu Ehren bringen, und daß in den hebräischen Worten für Binden und Lösen, Asar und Chalal, noch mancherlei Beziehungen liegen, die in der Sprache mitempfunden werden. Dies tritt besonders hervor in den Worten Christi, mit welchen der

*) Matth. 18, 18.

**) Joh. 20, 23.

Herr eine Heilung am Sabbathtage rechtfertigte, wo er durch sein heilendes und freisprechendes Machtwort das Band der krankhaft zusammengezogenen Halsmuskeln einem armen Weibe löste. „Du Heuchler!“ — sprach Er: — Löset nicht ein Jeglicher unter euch seinen Ochsen oder Esel von der Krippe am Sabbathtage und führt ihn zur Tränke? sollte aber nicht gelöst werden am Sabbath diese, die doch Abrahams Tochter ist, von diesem Bande, welche Satanas gebunden hatte nun wohl achtzehn Jahre?“

Das Größte aber bei der Vollmacht zu binden und zu lösen ist nicht die Befugniß zum Gericht, auch nicht der weite Umkreis dieser Gerichtsbarkeit in den Händen des Schlüsselbewahrers, sondern die Zusicherung, daß auch im Himmel ein solches auf Erden gefälltes Urtheil bestätigt sein soll: denn dies giebt dem Gerichtsverfahren des Schlüsselbewahrers die Weihe und Kraft einer Gottesthat. Es wird sich aber zeigen, daß diese übermenschliche Gewalt an Voraussetzungen und Bedingungen geknüpft ist, welche bei der Ausübung der verliehenen Rechte durch die Hand fehlbarer Menschen nothwendig zu Beschränkungen führen.

II. Zuvor aber müssen wir erforschen, in welche Hände nach des Herrn Willen diese Schlüsselgewalt gelegt ist. Nach dem Wortlaut und vorzüglich nach dem Zusammenhang der Rede des Herrn scheint es unzweifelhaft, daß Petrus für seine Person und er allein diese Gewalt im vollen Maaße empfangen habe. Denn keinem Andern als ihm werden die Schlüssel des Himmelreichs zugesprochen und zwar in einer Verbindung, die das Gewicht dieser persönlichen Verleihung noch erhöht. Die Frage des Herrn: „Wer sagt denn ihr, daß ich sey?“ hatte Petrus allein beantwortet mit dem Zeugniß: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Und man darf nicht sagen, daß Petrus damit nur etwa mit dem Beirath der andern Apostel eine allmälig aufgedämmerte menschliche Meinung ausgesprochen habe: denn Jesus selbst erkennt darin eine unmittelbare Offenbarung Gottes, deren dieser Jünger gewürdigt ist. „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn: denn dies hat dir nicht Fleisch und Blut offenbart, sondern mein Vater im Himmel!“ So spricht Jesus, der Sohn Gottes, und fügt das große Wort hinzu: „Und ich sage dir auch, du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Daran knüpft sich dann die Ertheilung der Schüsselgewalt; und trotz der folgenden Verleugnung entzieht der Herr dem Petrus diese Vollmacht nicht, sondern bestätigt sie nach der Auferstehung, indem er ihm vor Allen seine Schafe und Lämmer zu weiden übergiebt.*) Durch die That bestätigt er sie bei der Ausgießung des heiligen Geistes, wo durch das Bekenntniß und die Predigt des Petrus die heilige Gemeinde des Herrn, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, gestiftet wird, und so tritt Petrus überall voran bis ins 5. Capitel der Apostelgeschichte, wo die göttliche

*) Joh. 21, 15—17.

Gewalt zu binden und zu lösen im Strafgericht über Ananias und Sapphira durch Petrus und durch ihn allein so ausgeübt wird, daß augenblicklich die Todsünde, die Petrus richtet, vom Herrn des Himmels durch den Tod bestraft wird.

Aber von dieser höchsten Gerichtsthat an ist auch der persönliche Vorzug des Petrus wie erloschen, und er selbst ist weit davon entfernt, denselben noch geltend machen zu wollen, als er wegen der Taufe des unbeschnittenen Cornelius und seiner Genossen von der Gemeinde, an deren Spitze Jacobus steht, zur Verantwortung gezogen wird.*) Zwar bleibt er mit Johannes und mit dem Bruder des Herrn, Jacobus, ein Haupt-Apostel, aber nicht tritt er als Haupt der Apostel und als Vorsteher der ganzen Christenheit auf, sondern nur als derjenige, dem das Evangelium unter der Beschneidung zu verkündigen anbefohlen ist, während Paulus dasselbe Amt mit gleicher Vollmacht unter den Griechen verwaltet**), und, wo sich beider Berufskreise berühren, in Antiochien, da widersteht Paulus dem Petrus ohne alles Ansehn der Person***), als dieser nach seinem Dafürhalten sich der Schwachheit der Judenchristen zu nachgiebig anbequemt hat. Da nun die Apostel sicherlich unter der Leitung des heiligen Geistes die richtigsten Ausleger der Aussprüche des Herrn sind, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß die Schlüsselgewalt nicht für immer dem Petrus in einem so ausschließlichen und umfassenden Sinne beigelegt worden ist, wie der Wortlaut der Verheißung und der nächste Zusammenhang anzunehmen berechtigte. Vielmehr steht es fest, daß mit der Begründung und Zerstreuung der ersten Muttergemeinde in Jerusalem der persönliche Vorzug des Petrus erschöpft ist und daß nach dem Zeugentode des Stephanus von einer absonderlichen Schlüsselgewalt dieses Apostels keine Spur mehr sich findet. Die richterliche Gewalt, Sünden zu erlassen und zu behalten, welche, wie wir sahen, die höchste Spitze und zugleich der Schutz der Schlüsselgewalt ist, war vom Herrn bereits an dem Tage seiner Auferstehung allen Aposteln ohne Unterschied ertheilt worden:†) das Haushalteramt aber, welches den ganzen Umfang der Schlüsselgewalt befaßt, nimmt Paulus für sich und alle Hirten der Gemeinden gleichmäßig in Anspruch, da er schreibt: „Dafür halte uns Jedermann, nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse.“ ††)

Noch mehr Gewicht hat man darauf gelegt, daß die Macht zu binden und zu lösen nicht einmal den Aposteln ausschließlich angehört, daß sie also nicht ein Privilegium des Amtes ist, sondern ein

*) Apgsch. Cap. 11.
**) Galat. 2, 7—10.
***) Galat. 2, 11—15.
†) Joh. 20, 23.
††) 1 Cor. 4, 1.

Gemeingut aller ständigen Gemeindeglieder, indem diese Macht mit denselben Worten, mit welchen sie früher dem Schlüsselbewahrer Petrus allein zugesprochen war, der ganzen Gemeinde zugeeignet wird.*) Aber die Beweiskraft dieses Gemeinderechts wird doch durch folgende Umstände sehr beschränkt, ja fast vernichtet. Erstlich ist in jener Stelle nur von einem Schiedsgericht die Rede, nur von dem Verfahren gegen hartnäckige Friedenstörer, nicht von einem Gericht, das mit der Lehre und Leitung der Gemeinde in Verbindung stände. Ferner geht der Herr auch dabei von Voraussetzungen**) aus, über deren Befund man erst eine Prüfung anstellen müßte, die in unsern gemischten Pfarrgemeinden selten ein befriedigendes Ergebniß darbieten würde, weshalb auch solche Schiedsgerichte der Gemeinden bei uns trotz aller Lust zum Mitregieren nicht einmal versucht werden. Endlich ist im Sinne des Herrn die Gemeinde keineswegs eine beliebige Anzahl von gleichberechtigten Einzelnen, die an Einem Orte als Getaufte zusammen wohnen, sondern ein geordneter Verband von Gläubigen, denen es nicht an der geziemenden Leitung fehlt. Denn Jesus selbst hatte die Pilgergemeinde, die ihm nachfolgte, von den Volksmassen der wechselnden Zuhörer, die siebzig Jünger von den übrigen Nachfolgern, und vor Allen die zwölf Apostel ausgesondert: die Apostel selbst aber bestanden wieder aus drei Abtheilungen zu je Vieren und in der ersten Vierzahl trat Andreas gegen die drei Auserwählten, die beiden Söhne Zebedäi und Petrus, der immer an der Spitze stand zurück. Sie waren Alle Brüder und sollten nicht um den Vorrang streiten: aber die Ordnung, welche auch unter Brüdern trotz der Brudergleichheit einen Unterschied feststellt, fehlte nicht. Eine ähnliche Ordnung können wir auch unter den apostolischen Gemeinden nachweisen: keine Gemeinde entbehrte der Vorsteher, keine Gemeinde war ohne die Leitung eines Apostels. So konnte nicht leicht die Entscheidung einer Gemeinde in Widerspruch mit der höheren Richtergewalt der Hirten, der Haushalter über Gottes Geheimnisse, gerathen, und, wo dies etwa durch Schuld der Gemeinden vorübergehend sich ereignete, wie in Galatien und Corinth, da steuerte ein Apostel diesem Unwesen mit geisträftigem Wort und amtlicher Würde. Also hat die Vollmacht der Gemeinden von Anfang an unter der Führung und Aufsicht ordnender Leiter gestanden, welche das Amt hatten, nicht zwar mit Gewalt, sondern durch Belehrung, dennoch aber im vollen Sinne des Worts die Gemeinden zu lenken und zu regieren. Das Amt aber, das die Schlüssel des Himmelreichs überkommen hatte, war das Apostolat, und dieses nur in den ersten Jahren unter Vortritt des Apostels Petrus.

(Schluß folgt.)

*) Matth. 18, 18.
**) Matth. 18, 19—20.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 26. Juni. № 51.

Die Schlüsselgewalt.

(Schluß.)

III. Nun aber ist es Zeit, näher auf die Voraussetzungen und Bedingungen einzugehen, unter denen die Schlüsselgewalt der göttlichen Einsetzung gemäß ausgeübt werden kann und soll. Die erste Voraussetzung ist die göttliche Erleuchtung und Ausrüstung, durch welche der Schlüsselbewahrer sicher gestellt wird, daß er nicht nach den Eingebungen seines Fleisches und Blutes, sondern in göttlicher Wahrheit die Gemeinde des Herrn lehre, leite und richte. Darum schließt bei Petrus der Herr die Uebergabe der Schlüssel des Himmelreichs an das Bekenntniß an, von welchem Er bezeugt, daß solches nicht Fleisch und Blut dem Simon, Jonas Sohn, offenbart habe, sondern der Vater im Himmel.*) Und selbst bei der beschränkteren Richtergewalt, welche der Gemeinde ertheilt wird, ist vorausgesetzt, daß jedes Mitglied in Jesu Liebe lebt und betet: denn der Zusicherung der Vollmacht zu binden und zu lösen fügt der Herr hinzu: „Weiter sage ich euch: Wo Zween unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“**) Nicht die Menge der Versammelten ist hier das Entscheidende, sondern die Gegenwart Christi im Geiste der Versammelten: wo diese nicht zu spüren ist, da ist die Gemeinde nicht als Christi Gemeinde versammelt, da ist auch die göttliche Vollmacht und Verheißung nicht wirksam. Den Aposteln aber wird die Macht, Sünden zu behalten und zu erlassen, nur unter der Voraussetzung zugesprochen, daß der heilige Geist in ihnen ist: denn sie empfangen diese Macht erst, nachdem der Herr vorher sie angeblasen und gesagt: „Nehmet hin den heiligen Geist.“ ***) Damit stimmt auch genau überein, was der Apostel Paulus von dem Amte des neuen Bundes bezeugt: „Ein solches Vertrauen haben wir durch Christum zu Gott, nicht daß wir tüchtig sind, von uns selber etwas zu denken, als aus uns selber; sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott, welcher uns denn tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des Neuen Testaments.“ †) Da aber der Herr selbst da, wo er durch offenkundige Wunder seine Rüstzeuge sich zurichtet, nie ohne den Menschen im Menschen wirken will, sondern durch seine Wunder, Kräfte und Gaben nur einen neuen Anfang setzt, der den Menschen zur gehorsamen und eifrigen Mitwirkung befähigt und verpflichtet, wie dies die lange Vorübung des Apostels Paulus vor seiner wirklichen Einsetzung ins Apostolat beweist, so ist die Vorbereitung jedes Schlüsselbewahrers durch Oratio, Meditatio und Tentatio erforderlich, um den Diener Christi zur Uebertragung der Schlüsselgewalt tüchtig zu erweisen.

Eine zweite Voraussetzung ist diese, daß der Schlüsselbewahrer die Amtsgewalt sich nicht aus eigenem Willen anmaaßt, sondern durch Gottes Gnade, Berufung und Sendung in das Amt eingesetzt wird, wie dies bei Petrus und den andern Aposteln geschehen, zu welchen der Herr vor Ertheilung der Macht zu binden und zu lösen sprach: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch.“ *) Paulus aber bezeugt, daß er sogar gegen seinen Willen vom Herrn zum Heiden-Apostel eingesetzt worden ist, da er lieber seinem eigenen Volke mit dem Evangelium gedient hätte.**) Es ist aber eine außerordentliche und eine ordentliche Sendung zu unterscheiden: die außerordentliche Sendung geht unmittelbar vom Herrn aus, die ordentliche mittelbar, nämlich mittelst derjenigen Menschen, welche nach kirchlicher Ordnung zur Berufung und Sendung berechtigt sind. Die außerordentliche Sendung muß sich aber stets durch genügende Zeichen und Beweise des Geistes und der Kraft vor dem Gewissen der Kirche oder der Gemeinde bewähren. Die ordentliche Sendung wird dagegen als gültig und göttlich angesehen, wenn nicht durch offenbare Zeichen und Beweise heimlicher Simonie das Gegentheil dargethan wird. Daher ist es bei der ordentlichen Berufung unvermeidlich, daß auch Wölfe und Füchse, Diebe und Mörder, besonders aber viele Miethlinge in Hirtenkleidern sich in das Hirtenamt einschleichen. Das sind die Pfaffen, die sich selbst mästen und die Heerde verwahrlosen, die Andern predigen und selbst verwerflich werden, die bösen Knechte, die das geistliche Amt verächtlich machen, von denen das gelten mag, was Dante einst von Petrus Damiani,

*) Matth. 16, 17.
**) Matth. 18, 19. 20.
***) Joh. 20, 22.
†) 2 Cor. 3, 4—6.

*) Joh. 20, 21.
**) Apgsch. 22, 17—21.

dem gewesenen Cardinal, über seine Collegen hienieden im Paradiese hört:*)

Petrus war mager einst und unbeschuht,
So Paulus auch, des heilgen Geistes Wagen,
Und fand die Kost in jeder Hütte gut.
Die neuen Hirten, feist, voll Wohlbehagen,
Sieht man gestützt, geführt und schwer bewegt,
Und hinten lassen sie die Schleppe tragen.
Wenn übers Prachtroß sich ihr Mantel schlägt,
Sind zwei Stück Vieh in Einer Haut beisammen.
O göttliche Geduld, die viel erträgt!

Trotz dieser bitteren Erfahrungen hat die Römische Kirche die Schlüsselgewalt in derselben Fülle, in welcher sie dem Petrus und allen Aposteln ertheilt worden ist, für ihre Hierarchie in Anspruch genommen und die unangefochtene Legitimität der menschlichen Sendung der göttlichen Sendung des Apostolats völlig ebenbürtig gestellt, wie oft und wie empörend auch die Voraussetzung, daß jeder Priester vom heiligen Geist berufen sey, sich als trügerisch erwiesen hat. Man hat zu einer Fiction seine Zuflucht genommen, als ob die Priesterweihe ein Sacrament sey, dessen legitime Form genüge, um, mag es mit den sonst erforderlichen Voraussetzungen stehen, wie es will, den heiligen Geist und mit ihm die geistliche Richtergewalt mitzutheilen.**) Die Evangelische Kirche erkennt aber bei der legitimen kirchlichen Berufung die mitwirkende menschliche Schwachheit und Fehlbarkeit an und darum wagt sie nicht die Amtsgnade des heiligen Geistes sacramentlich dem Berufenen zu übertragen, sondern flehet nur den Herrn um dieselbe an, und die richterliche Gewalt behält sie dem Herrn vor, so daß der Diener des Worts die Absolution nicht als Richter ertheilt, sondern nur als Botschafter ausspricht: er soll nicht der Sprecher, sondern nur die Stimme des Wortes Gottes seyn, nicht der Richter, der lossspricht, sondern nur der Mund des Richters. Dies ist das Amt der Schlüssel, welches als kirchliche Einrichtung der vom Herrn eingesetzten Schlüsselgewalt nur in eingeschränktem Maaße entspricht.

---

*) Dante Parad. XXI, 127—135.

Venne Cephas e venne il gran vasello
Dello Spirito santo, magri e scalzi
Prendendo 'l cibo di qualunque ostello:
Or voglion quinci e quindi chi rincalzi
Gli moderni pastori, e chi gli meni,
Tanto son gravi, e chi dirietro gli alzi.
Cuopron de' manti lor gli palafreni,
Si che due bestie van sott' una pelle.
O pazienzia, che tanto sostieni!

**) Catech. Rom. P. II. cap. 7. §. 25. Ad extremum vero (Episcopus) manibus iterum ejus capite impositis: „Accipe, inquit, Spiritum sanctum! quorum remiseris peccata, remittuntur eis, et quorum retinueris, retenta sunt:“ eique coelestem illam, quam Dominus discipulis suis dedit, peccata retinendi ac remittendi potestatem tribuit.

Ebenso wichtig als die Voraussetzungen, welche der Schlüsselgewalt vorangehen, die Gabe des heiligen Geistes und die göttliche Sendung, sind auch die Bedingungen, von welchen Kraft und Segen der übertragenen Schlüsselgewalt abhängen, die Treue und die Klugheit des Haushalters*), die derselbe während seiner Amtsführung bewähren soll. Durch Mangel an Treue und Klugheit werden die Handlungen des Haushalters zwar nicht rechtlich ungültig, aber sie werden statt einer göttlichen Wohlthat eine unmenschliche Plage und Tyrannei. „Selig ist der Knecht, welchen sein Herr, wenn er kommt, also findet, (daß er dem Gesinde des Herrn zu rechter Zeit ihre Gebühr giebt): wahrlich, Ich sage euch, Er wird ihn über alle seine Güter setzen. So aber derselbige Knecht in seinem Herzen sagen wird: Mein Herr verziehet zu kommen! und fängt an zu schlagen Knechte und Mägde, auch zu essen und zu trinken und sich voll zu saufen, so wird desselbigen Knechtes Herr kommen an dem Tage, da er sichs nicht versieht, und zu der Stunde, da er nicht weiß, und wird ihn zerscheitern und wird ihm seinen Lohn geben mit den Ungläubigen.“**) Die rechten Schlüssel des Himmelreichs für Menschenseelen, die Gottes-Schlüssel, mit denen auch die Macht, nach Gottes Willen zu binden und zu lösen, verbunden ist, sind die gläubige Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi, die Weisheit der Bruderliebe und die Welt und Tod überwindende Kraft der Hoffnung und Geduld.

So ist es denn um die Schlüsselgewalt eine sehr ernste Sache und wir werden wohl thun, oft an Hedingers Wort zu denken:

„Man hat genug zu thun, nur seine Seel' zu retten.
Wer kann aus eigner Macht in größre Pflichten treten!
Je größer Amt und Gut und Pfund und Gaben seyn,
Je schwerer bilde man die Rechenschaft sich ein.

Unser Vortrag ist vollendet. Die Absicht des unwürdigen Sprechers, der sich selbst vor dem Herrn beugen und an seine Brust schlagen muß, war nur dahin gerichtet, des Herrn Wort in seiner göttlichen Wahrheit zu verstehen und anzuwenden, und seine Brüder in Christo zu weiterer Erwägung anzuregen. Zu diesem Zwecke bitte ich noch eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse in folgenden 16 Sätzen freundlich anzunehmen.

1. Christus, der Heilige und Wahrhaftige, der da hat den Schlüssel Davids, der aufthut und niemand zuschließt, der zuschließt und niemand aufthut, ist als Sohn Gottes als Herr und Haupt der Gemeinde, die er durch sein eigen Blut erworben hat, der Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs.

2. Der Herr hat die Schlüssel seinem Knechte Petrus, den Aposteln und der durch Aemter und Gnadengaben geordneten Gemeinde anvertraut, damit durch das Amt der Schlüssel un-

---

*) Luc. 12, 42.

**) Luc. 12, 43—46.

ter seiner allgegenwärtigen Regierung seine Gemeinde in gottmenschlicher Weise gelehrt, geleitet und gerichtet werde.

3. Wo aber die Träger der Schlüsselgewalt den Erfordernissen ihres Berufs nicht entsprechen, da lehret, leitet und richtet der Herr nicht bloß durch sie, sondern auch ohne sie und wider sie, wie uns die Weissagung des Neuen Testaments *) zeigt, die Geschichte beweist und das letzte Gericht vollkommen offenbaren wird.

4. Die vom Herrn eingesetzte Schlüsselgewalt hat die Gemeinde Christi durch kirchliche Aemter und Einrichtungen zu verwirklichen gesucht, und die alte Episcopats-Kirche insbesondre hat nach den Ignatianischen Briefen und andern Zeugnissen möglichst gewacht, daß die Träger der Schlüsselgewalt dem hohen Amtsbegriff entsprächen, und, wo dieß in Wahrheit geschah, da war diese Machtfülle des Episcopats ein großer Segen.

5. Die Kirche des Papstthums hat die vom Herrn eingesetzte Schlüsselgewalt nicht nur behauptet, sondern überspannt und durch dogmatische Fictionen die Widersprüche zugedeckt, die aus dem Gegensatz zwischen den Voraussetzungen des Herrn und der persönlichen Unwürdigkeit der Amtsträger sich ergaben, indem der sakramentale Charakter der priesterlichen, (bischöflichen und päpstlichen) Weihen die schreiendsten Mißbräuche der Schlüsselgewalt als Ausflüsse des Apostel Petrus, Christi und des heiligen Geistes darstellte.

6. Der Herr aber hat Zeugen der Wahrheit ausgerüstet, die durch seine Gnade mit einer außerordentlichen Schlüsselgewalt angethan wurden, und gesendet waren, um gegen die gemißbrauchte und gefälschte Schlüsselgewalt des Papstthums zu zeugen, ihre Macht in einem Theile der Kirche zu vernichten, und die unter dem Papste bleibende Kirche fortwährend zu warnen. Diese siegreichen Zeugen der Wahrheit sind die Reformatoren des 16. Jahrhunderts gewesen.

7. Für die evangelischen Kirchen ist die Schlüsselgewalt in der umfassendsten Weise den Reformatoren durch ihre außerordentliche Sendung anvertraut gewesen. Sie haben die öffentliche Lehre der Kirche durch Revision des Dogma gereinigt, haben neue Canones für die Leitung des Kirchenregiments zur Geltung gebracht und durch ihre Lehre und das von Gott ihnen verliehene Ansehn das kirchliche Gericht ausgeübt. Durch die von ihnen ausgegangenen Bekenntnißschriften und kirchliche Institutionen, an welche die Nachwelt bis auf Weiters in ihren öffentlichen Handlungen gebunden ist, verwalten sie noch bis heute die höchste menschliche Kirchengewalt, jeder in seinem Kreise.

8. Die Einrichtungen der evangelischen Kirchen gehen von der Ueberzeugung aus, daß die vom Herrn eingesetzte Schlüsselgewalt in ihrer Fülle jetzt nicht durch ein kirchliches Amt regelmäßig verwaltet werden könne, weil der Mißbrauch dieser Gewalt geschichtlich vorliegt und vom Herrn gerichtet ist.

*) Offenb. Joh. Cap. 2 und 3.

9. Die volle Richtergewalt, nach welcher im Himmel gebunden ist, was von dem Schlüsselbewahrer auf Erden gebunden wird, gehört nach evangelischer Lehre nur dem geschriebenen Worte Gottes an, in so fern es unabhängig von menschlicher Zuthat in der heiligen Schrift A. und N. T.'s niedergelegt ist. Auch das Ego te absolvo in der lutherischen Privatbeichte soll nur eine amtliche Bezeugung des Worts, nicht eine richtende That seyn.

10. Die Schlüsselgewalt darf in der Kirche nicht fehlen, und kann ohne entsprechende Aemter nicht genügend ausgeübt werden: darum ist sie auch den Aemtern der evangelischen Kirchen durch die Bekenntnisse gewährleistet, aber nur in abgeschwächtem Maaße.

11. Aber den treuen und klugen Haushaltern verleiht der Herr außerordentlicher Weise ein volleres Maaß der Schlüsselgewalt, als dieß in den rein amtlichen Befugnissen liegt: untreue und untüchtige Diener beraubt er dagegen in den Herzen der Gläubigen auch desjenigen Maaßes der Schlüsselgewalt, das ihnen amtlich zugestanden ist, und spart sie überdieß zum Gericht, wo er sie zerscheitern wird.

12. Die Schlüsselgewalt des Reiches Gottes umfaßt stiftungsmäßig die drei Functionen des Lehrens, Leitens und Richtens: diese drei Funktionen sind im Amte des Schlüsselbewahrers, oder Haushalters und Hirten unzertrennlich vereinigt. Die Trennung der Jura ordinis und der Jura jurisdictionis ist daher nicht schriftgemäß.

13. Daraus folgt, daß das Kirchenregiment nicht weniger jure divino *) eingesetzt ist, als das Predigtamt, und daß die Inhaber des Kirchenregiments nicht Leiter und Richter seyn können, ohne zugleich Lehrer zu seyn: denn ohne die Schlüssel der Erkenntniß wären sie gar nicht würdig, die Schlüssel des Himmelreichs zu führen. Darum ist es aber nicht nöthig, daß sie auch predigen und ein Predigtamt verwalten bei einer einzelnen Gemeinde.

14. In Abhängigkeit von den Bekenntnißschriften und grundlegenden Einrichtungen der Reformatoren gebührt in unsrer Landeskirche die oberste Schlüsselgewalt dem Evangelischen Ober-Kirchenrath, jedoch nach alter evangelischer Kirchensitte unter dem Beirath bewährter theologischer Fakultäten. Der Landesherr aber ist nach altem evangelischem Grundsatz nicht das Haupt der Landeskirche, sondern nur Praecipuum Mem-

*) Cf. Conf. Aug. P. II. art. 7. (pag. 39 ed. Hase.) Porro secundum Evangelium seu, ut loquuntur, de jure divino, nulla jurisdictio competit Episcopis, ut Episcopis, hoc est, his, quibus est commissum ministerium Verbi et Sacramentorum, nisi remittere peccata, item cognoscere doctrinam, et doctrinam ab Evangelio dissentientem rejicere, et impios, quorum nota est impietas, excludere a communione Ecclesiae, sine vi humana, sed verbo. Hic necessario et de jure divino debent eis Ecclesiae praestare obedientiam, juxta illud (Luc. 10, 16): Qui vos audit, me audit.

brum Ecclesiae, und hat als Landesherr nur das Recht der Aufsicht, daß das Kirchenregiment das Staatsregiment nicht störe (jus majestaticum circa sacra); als Praecipuum Membrum Ecclesiae aber hat er das Recht und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Kirche durch die Amtsträger der Schlüsselgewalt den göttlichen Geboten und kirchlichen Institutionen gemäß verwaltet werde (jus reformationis): was der Landesherr sonst für die evangelische Kirche in seinem Lande thut, das thut er nicht von Amtswegen, sondern als außerordentliches persönliches Liebeswerk, als Beneficium, nicht kraft einer Potestas clavium.

15. Unter der Leitung des Evangelischen Ober-Kirchenraths können auch Landes-Synoden an der obersten Schlüsselgewalt theilnehmen, wenn sie rechtmäßig eingeführt und geordnet sind, was aber ein durchgreifendes Synodal-System voraussetzt, das in den östlichen Theilen der preußischen Landeskirche für jetzt nicht besteht.

16. Nach unsern kirchlichen Einrichtungen geht die Schlüsselgewalt in immer engern Kreisen und mit verhältnißmäßig beschränktern Vollmachten von dem Evangelischen Ober-Kirchenrath auf die Consistorien, von den Consistorien auf die Superintendenten und zuletzt auf die Pastoren über: doch hat auch der geringste Pastor kraft der göttlichen Einsetzung der Schlüsselgewalt die dreifache Vollmacht zu lehren, zu leiten und zu richten, und damit eine schwere Verantwortlichkeit am Tage des Herrn. Darum, wer sich dünken läßt, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle! Amen.

Die Offenbarungen der Maria Kahlhammer.

(Fortsetzung.)

Und doch wiederholt die Kahlhammer oft, daß die Katholische Kirche keinen Irrthum im Glauben habe, so z. B. gegen einen Kaufmann, welcher bemerkt, daß seiner Ansicht die deutschkatholische Lehre entspricht (S. 85. 87), oder gegen einen Priester, welcher fragt, ob man sich genau an die Disciplinar-Vorschriften der Kirche halten müsse (S. 106). Sie fügt an letzter Stelle nur zu dem Satze: „In Glaubenssachen kann sie nicht irren", den andern hinzu: „aber im Uebrigen, da spukt es gewaltig", und zwar schreibt sie dies im Namen des Bischofs Alexander Hohenlohe. Sie meint also offenbar: In der Lehre ist alles richtig, aber nicht in der Disciplin. Damit stimmt auch, was den ersten Punkt betrifft, alles überein, was man von ihr zu Gunsten der unbefleckten Empfängniß Mariä (S. 27. 31), der Kraft ihrer Fürbitten (S. 42), der Messe (S. 5) und des Messelesens für Andere (S. 28), der Beichte und Ohrenbeichte (S. 24. 28) vernimmt. Ob man ihr das gelten läßt, daß man auch für Protestanten mit Aussicht auf Erfolg die Messe lesen dürfe (S. 367), will ich zwar nicht entscheiden. Aber sie meint das nicht im Sinne eines Anspruchs, den Jene hätten, sondern der guten Meinung, die man von der Bekehrungsfähigkeit der Abtrünnigen und der Kraft der Messe hat. Sie kann sich nur zu Einem nicht entschließen, daß man Andersgläubige unbedingt für verloren halten soll. Fragt man sie, ob alle Religionen, wenn sie gehalten werden, zum Himmel führen, oder nur die katholische allein? so beruft sie sich auf bereits abgegebene Erklärungen und antwortet: „Ist gesagt, daß, wer nicht Wahrheit finden konnte, nicht verloren gehen kann, wenn er treu nach seinen Gesetzen gelebt. Gott wäre ungerecht; nun aber ist seine Liebe ganz in dem Grade, wie seine Gerechtigkeit." (S. 126 flg.) Das ist in ihrem Munde nicht der Synkretismus der bannalen Aufklärung, sondern ein Bestandtheil ihrer Anschauung von der jenseitigen Fortsetzung göttlicher Erziehung und Erlösung und der schließlichen Katholisirung aller Seelen.*)

Sie konnte das leicht an die Lehre ihrer Kirche vom Fegefeuer anknüpfen. Zwar scheint sie nicht blos anzuknüpfen, sondern zu verneinen. So wird (S. 3) auf die Frage: Giebt es eine Hölle? mit Nein geantwortet. Allein doch wohl schwerlich in anderem Sinne, als sie auch für Fegefeuer lieber Zellen der Plagen, Zellen der Erkenntniß, Zellen der Vorbereitung, und für Hölle lieber böse, unselige Geisterwelt sagt (S. 13). Sie scheint nicht die ganze Lehre, sondern nur einen Theil derselben zu verneinen. Denn sie sagt eben so bestimmt (S. 35): „Bleibt Himmel, bleibt Hölle, und Alles geht entweder in den Himmel oder in die Hölle." Aber an anderer Stelle (S. 41) erklärt sie, sie habe nur insofern die Hölle verneint, als „Gott uns erlöst hat, wenn wir wollen." Das heißt mit andern Worten, sie kennt im gegenwärtigen Weltenstadium für Menschenseelen keine Hölle mit definitiver Unerlösbarkeit, sondern nur eine Vorhölle mit der Möglichkeit der Erlösung. Das wird später (S. 483) ausdrücklich gesagt, und es paßt auch zu ihren sonstigen Phantasien. Ebenso antwortet sie zwar (S. 6) auf die Frage: „Giebt es einen Teufel?" nichts als: „Unselige Geister." Aber nachher (S. 14) macht ja einmal der Teufel selbst einen Versuch durch sie zu schreiben, wo denn auf die verlesenen Worte: „Wagt es nicht, daß ihr nicht in Staub zerfallet!" plötzlich Alle ein Beben und Grausen erfüllte, als ob eine dämonische Kraft sich fühlbar machte, die Möbel im Zimmer wankten, Gläser klirrten und sich im Kreise drehten, und die Schreiberin selbst plötzliches und heftiges Unwohlsein erlitt. In all diesen Punkten scheint man der Kahlhammer zu viel gethan zu haben, wenn man ihr vorwarf, sie verneine die Lehre ihrer Kirche ganz. Ebenso wird das Fegfeuer nicht gänzlich damit verworfen sein, daß sie es Lernstube (S. 11) nennt, und daß es so viele Fegfeuer — „Abtheilungen meine ich" — gebe, als es Fehler und Leidenschaften auf Erden giebt (S. 167). Ich meine also in Bezug auf ihre Abweichung von den Dogmen ihrer Kirche hat die Kahlhammer die Exkommunikation kaum verdient. Aber schlimme Auslassungen gegen die höhere

*) Gegen die Emancipation der Juden erklärt sie sich sehr bestimmt. S. 612 flg.

Geistlichkeit kommen in ihren Mittheilungrn massenhaft vor. Und sie hat unklug gethan, mit der niederen Geistlichkeit zu coquettiren. Denn der Geist Karl Kirchle spricht ohne Zweifel die Hoffnung der Marie Kahlhammer aus, wenn er (S. 421) sagt: „Die dritte Zahl der niedern Geistlichen gehört uns."

Nach dieser Richtung hin ist gemeint, was sich als Antwort auf die Frage (S. 300) findet: Was hältst du von der Autorität der sichtbaren Kirche auf Erden? Die Antwort lautet: „Daß sie nicht so glänzend steht, als sie stehen soll." — Die Kahlhammer hält namentlich, unter der Gewährschaft des Sokrates, fest, daß nicht der Papst und nicht der Bischof oder die einzelne kirchliche Ortsbehörde die Kirche sei, sondern: „Alle, die, zu einem Concilium gerufen, zum Entscheiden kommen, sind die Kirche auf Erden, die Christus gestiftet" (S. 591). Mit diesen Grundsätzen wird auf einmal die unscheinbare Köchin eine kirchenpolitische Agitatorin. Sie lehrt, daß kein Verbot, auch nicht die Exkommunikation zu achten sei, so lange nicht die Kirche gesprochen hat. Und die Kirche bilden nicht drei, zehn, dreißig oder hundert Einzelne, sondern nur das berufene Concilium (S. 476 flg., vgl. vorher S. 232). Wenn deshalb die Geistlichen aus Gehorsam gegen die Erlasse einzelner Bischöfe dem Schreiben der Geister nicht huldigten, so käme das blos daher, „weil sie falsch geschmiert seien, mit der falschen Gehorsams-Salbe" (S. 480). Aber nicht blos die Berufung auf das Concil setzt die Kahlhammer der Autorität einzelner Ordinariate entgegen, sie findet sich auch vermüßigt, auf die Emancipationsgelüste der Hierarchie gegenüber der Staatsgewalt anzuspielen. Früher nämlich, am 4. Mai 1855, hatte man ihr die Frage vorgelegt: „Ist denn nicht die Hierarchie in der Kirche ein durch göttliches Wort selbst eingesetztes Institut, und ist nicht mit dem Angriff auf dieselbe ein wesentliches Moment der verschiedenen verliehenen Aemter und Gewalten zu beseitigen gesucht?" Die Antwort darauf lautete damals: „Aeußerer Prunk deckt nicht den Seelenschmutz, und Gewalten haben sie nur für die Seelen, das ist wohl zu verstehen. War Christus, der Stifter der Kirche, ein irdischer König? Petrus ein König oder Feldherr? die übrigen Apostel Oekonomen?" (S. 240 flg.) An diese Antwort wurde sie wieder am 28. Juli 1855 erinnert, und zwar auf Veranlassung eines Artikels in einem katholischen Blatte. Wir übergehen einige seltsame Wunderlichkeiten hinsichtlich des hier gebrauchten Ausdrucks: Oekonomen. Aber in Bezug auf das irdische Königthum sagt Sokrates durch die Kahlhammer frisch heraus: „Euer Papst ist auch ein irdischer König, da tupfte ich ihn an." Gegenfrage: Also die irdische Macht des Papstes verwirfst du? Antw.: „Seine irdische — ja. Warum ich es antupfte, ging für die Zukunft; **denn sie wollen ganz frei von weltlicher Obrigkeit werden.** Die Kirche ist der Geist; der Staat, Obrigkeit, der Leib. Kein Leib hat ohne Geist einen Werth, und ein Geist ohne Leib keine Kraft" (S. 585). Wir erinnern daran, daß schon unter dem 6. Febr. 1855 ein Kaplan die Kahlhammer gefragt hatte, ob es gut wäre, wenn die katholische Kirche ganz frei würde von der weltlichen Macht. Man sieht, daß die Köchin darüber seit der Zeit nachgedacht hat, und ist wohl kaum nöthig, an fremde Einflüsterungen oder Belehrungen zu denken.

Die Erbitterung gegen die höhere Geistlichkeit, gegen ihr Streben nach Weltmacht, ihren Prunk u. s. w. geht von Anfang an durch alle Mittheilungen, und wir weisen nur die Continuität dieses rothen Fadens mit einzelnen Belegen nach. Schon am 15. Januar 1855 giebt ein Geist auf die Frage: Warum empfängt denn die höhere Geistlichkeit nicht auf diese Weise Offenbarungen? die verwegene Antwort: „Hat der Herr seinen Glauben zu verkünden dem Pilatus übertragen?" (S. 54 flg.) Am 20. Januar wird die Absicht an einen Dompropst zu schreiben, unter der Bemerkung widerrathen: „Die thun Alle dem Körper wohl und der Seele wehe." Und nun ist von ihrem Kutschenfahren und Sammetschuhen die Rede, während Christus „blosfuß" (barfuß) gegangen sei (S. 65). Und bereits am 4. Februar tritt der Geist des Bischofs Alex. Hohenlohe auf, um die stärksten Wahrheiten zu sagen. Er verbietet, daß man den Bischof in N. W. in seinem, des verklärten Bischofs Hohenlohe, Namen belehre; „der Kleine soll den Hohen belehren; dann giebt es Sturm, die armen gläubigen Priester werden von den Hohen verfolgt, aber dennoch Sieger werden. Die Hohen stürzen von ihren Palästen, und wehe ihnen, wenn sie nicht die Armuth lieben, und den Laien immer Anstoß geben." Und als man ihm darauf berichtet, daß man erst heute habe die Equipage des Bischofs fahren sehen, da wird Hohenlohe zornig und spricht: „Ja, ja, in der Verdammung können sie mit ihrem Teufel fahren, wenn sie nicht in selber (d. h. der Equipage) zu Armen, Kranken und Müden fahren." Ja, Hohenlohe sagt geradezu, daß da, wo er sei, nicht viele Bischöfe sich befinden, Päpste noch weniger. „Lassen sich ja den Pantoffel küssen, anstatt daß sie die Erde küßten und sagten: „Herr, sei mir gnädig!" (S. 95. 96.) Dieses Pantoffelküssen giebt überhaupt den Geistern großen Anstoß. Daß am 15. April 1855 im Kloster von St. Agnes in Rom der Fußboden des Zimmers mit dem Papste durchbrach, als eben die Ceremonie des Fußkusses vor sich gehen sollte, wird ein bedenkliches „Vorbild" genannt (s. S. 290. 621 flg.). Auch am 26. Februar werden die Priester, die nach Weltmacht trachten, das Schwerdt in ihre Hand neh-

men möchten, mit Verderben bedroht (S. 162). Obwohl die Kahlhammer dem Klosterleben, wenigstens der Männer, überhaupt gram zu sein scheint, weil sie einen Geistlichen vom Gehen in das Kloster abrieth und sagt, er solle „der Welt nützen," nicht „Kloster-Elender" werden (S. 111), so ist sie doch besonders zornig auf jene Orden, die es mit der Kurie und der höhern Geistlichkeit halten. Dieser ihr Zorn trifft nun vorzugsweise die Jesuiten. Nicht das ist es besonders, daß sie ihnen ebenfalls Geldsucht und Prunksucht, wie Andern, vorwirft (S. 478), sondern der Hauptvorwurf ist, daß „die Jesuiten sich an die Großen nicht wagen, mit den Hohen Gemeinschaft machen und in großen Fällen kraftlos stehen" (S. 477). Auch die Jesuiten-Missionen mag sie nicht. Sie machten „die Hölle zu weit und den Himmel zu eng" (S. 528). Den Geistern sind, nach Sokrates, die Benediktiner die Höchsten (S. 478). — Aber kein Orden könne helfen, wenn man nicht vor Allem auf die Stimme der Geister höre und die Großen, wenn sie nicht würdig sind, aus der Gemeinschaft der Kirche verbanne (S. 582). Der Ruf, der durch alle Mittheilungen geht, ist der: „Herab, ihr Schänder des Stuhles Petri; zur Armuth Christi kehrt zurück!" (s. S. 111).

Man denke sich nun alle diese Sätze als Aussprüche eines angestaunten Weibes, deren Schriftgriffel von Geistern geführt werden soll, zu welchem auch jener Geist gehört, der sich Bischof der Bischöfe nennt, Alexander Hohenlohe — man denke sich die Umgebung, die Zeitbewegungen auf dem Gebiete der katholischen Kirche, und man wird dann eher, als früher begreifen, warum man die Excommunication für nothwendig erachtete.

8. Der Kern der neuen Offenbarungen und der Charakter der Seherin.

Bei der Mehrzahl derer, welche die Kahlhammer besuchten, scheint das Schnörkelwerk, und, um es gerade heraus zu sagen, die absurde Kruste der Grundgedanken den meisten Eindruck gemacht zu haben. Verhältnißmäßig geringere Aufmerksamkeit wenden sie dem zu, was sich als sogenannte apokalyptische Aufschlüsse in den Mittheilungen findet, und mit andern ungesunden Zeitströmungen verwandt ist. Die Faseleien von Sonne, Mond und Sternen als Wohnsitzen der Abgeschiedenen, von den Schutzengeln und Begleitern der Lebenden finden den meisten Applaus. Und doch giebt die Kahlhammer selbst eigentlich nur das Schreiben der Geister für neu aus; „Anderes ist alt, ja alt, sag' ich dir" (S. 7). Auch braucht man sich hierbei nur an die in den Mittheilungen selbst ein paarmal citirten himmlischen Reisen und Wanderungen der berüchtigten Seherin von Weilheim an der Teck zu erinnern, um eben nicht viel Originalität bei der Kahlhammer zu finden.

Wenn historisch bekannte Persönlichkeiten citirt werden, um die Träger der Offenbarungen zu spielen, so ist das auch keine neue Erfindung. Und was diese sagen, paßt fast nie zu dem, was sie im Leben waren, und lautet in ihrem Munde doppelt abgeschmackt. Ein paar Beispiele mögen es noch veranschaulichen. Einer wünscht den berühmten Schauspieler Eßlair zu fragen. Was er erfährt, beschränkt sich so ziemlich darauf, daß er jetzt in der Lernstube ist und das Theater mißbilligt (S. 261). Ein Quartiermeister will von Zschokke vernehmen, welche dessen beste Schrift sey. Zschokke antwortet: Das, was ich schrieb, „als mir das Glaubenslicht wiederkehrte" (S. 344). Wenn Zschokke das nur näher bezeichnet hätte! Von Moses erfährt man neben andern Wunderlichkeiten, daß Johannes der Täufer ohne Erbsünde zur Welt kam (S. 286). Gäbe allerdings Anlaß zu einer neuen „Dogmatisirung." Daß Salomo das Buch der Weisheit Salomonis als von ihm geschrieben erklärt, wird nicht sonderlich erbauen, so wenig als der Spruch, den er auf die Bitte schreibt, eine mit der Sprache in seinen Büchern übereinstimmende Abschiedslehre zu geben. Die Lehre lautet: „Wohl dem Geiste, der eine Seele findet und einen Leib, der ihn faßt" (S. 577). Sokrates findet auch sofort für nöthig, den dunkelen Spruch mit einem Commentar zu versehen. Hiernach bedeutet er: „Wohl dem Gotteshauch, der eine Menschenseele und solchen Leib findet, der den Gotteshauch erfaßt, erträgt (S. 577)." Doch genug dieser Possen! —

Etwas Neues entdeckten wir allerdings auf der oben angeführten Kahlhammerschen Karte. Das sind zwei noch unentdeckte Welttheile. Am 16. Januar 1855 giebt ein Geist darüber den Aufschluß, daß diese zwei Welttheile, so „klein" wie Australien, am Nordpol lägen. Sie hätten Gebirge, seien kalt, im Winter wachse nichts (was abermals nichts neues ist), der Sommer dauere zwei Monate. Es gebe dort Gold und sie würden von kleinen, dicken, weißen Menschen bewohnt, welche Sonne, Mond und Sterne anbeten, da sie von nichts Anderem wüßten (S. 55). Von dieser außerordentlichen Entdeckung hört man nun länger nichts mehr, bis er plötzlich am 12. März Abends 9 Uhr ohne Kerze schrieb: „Und der Deutsche ist geboren, der die Luftfahrt macht (nämlich um diese zwei Welttheile zu finden), heute Nacht." (S. 206). Da ihm nun schwerlich ein concurrirender Luftfahrer den Rang ablaufen wird, müssen wir den Erfolg abwarten. Es wird das freilich noch lange dauern. Denn nach Adam Ries ist der Entdecker gegenwärtig erst etwas über drei Jahre alt. Doch kann die deutsche Nation einstweilen auf ihn stolz seyn.

Dagegen steigen durch Maria Kahlhammer die Aktien des würtembergischen Herrn Hoffmann mit seinem neuen Reiche in Palästina und Jerusalem ganz ungemein. Denn die Juden werden nach S. 56. bald nach Jerusalem reisen. Aber sehr fatal ist, daß aus der Stelle gar nicht klar wird, ob sie dorthin zu Christus, oder zum Teufel, zum Antichrist, reisen. Meinestheils wenigstens habe ich es nicht herausgebracht und bitte Gelehrtere, die Stelle zu untersuchen. Auch das wird Herrn Hoffmann unangenehm berühren, daß es in 150 Jahren keine Juden mehr geben soll, wenn es nicht heißt, daß sie in-

zwischen alle Christen werden (S. 18). Ich weiß nur nicht, ob die letzte Deutung durch einen andern Aufschluß bestätigt wird, wonach die Welt keine 200 Jahre mehr besteht, die Juden aber nicht mehr so lange bestehen (S. 57).

Ganz außerordentliche Aussichten aber hat München. Denn es soll noch vor Ablauf der angeführten 150 Jahre Wohnsitz des Papstes werden. Diese Weissagung wird oft wiederholt (s. z. B. S. 18. 212. 358. 478). Beides bleibt uns verhüllt, welche außerordentliche Ereignisse denn die Vorboten dieser Versetzung des päpstliches Stuhles seyen. Für Herrn Hoffmann auch allerdings Grund genug, sobald als möglich aus Süddeutschland wegzuziehen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Pommern.

Die Antwort des Evang. Oberkirchenrathes auf die Petition Pommerscher Patrone, die Union betreffend.

Euer Hochwohlgeboren haben sich in Gemeinschaft mit mehreren anderen Kirchenpatronen der Provinz Pommern veranlaßt gefunden, uns in einer vom 25. Januar d. J. datirten Vorstellung ein Zeugniß gegen die Union und die vermeinten unionistischen Tendenzen des Kirchenregiments und einen Protest gegen angebliche Verletzungen der den Pommerschen Ständen und Patronen zustehenden Rechte vorzulegen. Da beide nicht an concrete Beschwerdepunkte angeknüpft sind, so würden wir in Gemäßheit der von des Königs Majestät uns in der Allerhöchsten Ordre vom 12. Juli 1853 ertheilten Weisung darüber mit Stillschweigen hinweggegangen seyn, wenn wir uns nicht hätten verpflichtet finden müssen, die in der Vorstellung im reichen Maaße enthaltenen Anklagen und Beschwerden abzulehnen, beziehungsweise zu berichtigen. — So haben wir es zunächst zu thun in Betreff der Klage über Verletzung des Bekenntnisses durch den gegenwärtigen Rechtsstand, welche sich durch die Vorstellung hindurchzieht. Diese beruht zunächst, so viel die Lehre anlangt, nicht auf einem thatsächlichen Grunde, denn bis jetzt ist kein Geistlicher gehindert worden, den Inhalt des lutherischen Bekenntnisses in Wort und Schrift vorzutragen, vielmehr waltet in der Provinzialkirche in dieser Beziehung die Freiheit so unbedingt, daß öfter selbst Behauptungen, welche im Eifer für die Rechtgläubigkeit über die Gränzen der Bekenntnisse hinausgingen, in der Hoffnung auf die Wiederkehr des verlorenen Gleichgewichts unbemerkt gelassen worden sind. Unbegründet aber ist jene Klage ferner auch in Betreff des Gottesdienstes. Dieser ist nicht, wie die Vorstellnng anzunehmen scheint, durch die Bekenntnisse im Einzelnen bestimmt, sondern die letzteren bezeichnen nur ein allgemeines Princip, indem sie die reine Predigt des Evangeliums und die einsetzungsmäßige Verwaltung der Sacramente fordern. Von jener haben wir bereits erwähnt, daß sie in der Kirche mit Freiheit waltet, und daß auch diese nicht gehindert worden sey, beweisen am Besten die Herren Unterzeichner der Vorstellung selbst, die ja gewiß

nicht das Sacrament in den ihrer Obhut empfohlenen Kirchen genossen haben würden, wenn es nicht in Gemäßheit seiner Einsetzung verwaltet worden wäre. Aber nicht allein in den bisher erwähnten Punkten, in denen es sich um die unmittelbare Verwirklichung der Forderungen der Bekenntnisse handelt, hat eine Verletzung der letzteren nicht stattgefunden, sondern auch die weitere Frage, ob nicht eine bestimmte Formel dem Bekenntniß indirect widerstreite und folglich Einwendungen vom Standpunkte desselben aus gestatte, ist von uns in einer Weise behandelt worden, welche uns wohl vor dem erhobenen Vorwurfe hätte sichern sollen. Obschon die Entscheidung in dem hier in Rede stehenden Gebiete nach der Natur der Sache nur dem Kirchenregiment, nicht diesem oder jenem Geistlichen zusteht, und obschon daher auch wir den in der Vorstellung herangezogenen Spruch: Autorität, nicht Majorität, für uns hätten in Anspruch nehmen können, haben wir doch nicht blos jedem Gewissensbedenken, auch wo es irrte, Schonung angedeihen lassen, sondern auch diejenige Freiheit vermittelt, welche die Entstehung solcher Bedenken auszuschließen geeignet war. Um so tiefer müssen wir es beklagen, sogar dieses unser Bestreben, wie es sich in der Verordnung über den Gebrauch von Parallelformularen vom 7. Juni v. J. kundgegeben hat, als eine Verletzung des Bekenntnisses bezeichnet zu sehen. Freilich hat sich daran, wenn nicht die Gewährung der Freiheit in ein Unrecht verkehrt werden sollte, auch noch ein Anderes, nämlich eine vorbauende Maßregel gegen die Gefährdung der Union knüpfen müssen, und wie es scheint, hat grade dieser Punkt das Mißfallen der Herren Unterzeichner der Vorstellung rege gemacht. Wir können es indessen nicht für angemessen erachten, dem Inhalte der Eingabe mit einer Belehrung über Geschichte und Wesen der Union zu begegnen, vielmehr wollen wir uns begnügen, gegenüber der Versicherung der Herren Unterzeichner der Vorstellung, daß ihnen das Recht der Union noch nicht aus der heiligen Schrift nachgewiesen sey, auf das Gebet des Hohenpriesters im Johannes-Evangelio und auf die ersten Capitel des ersten Corintherbrieses kürzlich zu verweisen. Wohl aber dürfen wir nicht unterlassen, unser Bedauern darüber ausdrücklich auszusprechen, daß es zulässig erschienen ist, die Union mit Vorwürfen der schwersten Art zu belasten, sie der Zerstörung des Familienfriedens und der socialen Verhältnisse anzuklagen und sie für „massenhafte Auswanderungen, welche dem Grundbesitze die Arbeitskräfte entziehen", verantwortlich zu machen u. s. w. Wir haben keine Veranlassung, auf die Geschichte früherer Zeiten und auf zwar fast traditionelle, aber jedenfalls einseitige und übertriebene Beschuldigungen zurückzugehen, aber das dürfen wir sagen und die Herren Unterzeichner werden es um der Gerechtigkeit willen zugestehen, daß das Verhalten des Kirchenregiments seit der Zeit unserer Verantwortlichkeit keinen Menschen aus dem Vaterlande, aus dem Familienfrieden, aus der Kirche getrieben hat, daß also die Verstellung, indem sie alles das und anderes dem Regiment und der Union zur Last legt, nicht mit dem Maaße der Gerechtigkeit und allseitiger Würdigung der Ursachen und Folgen gemessen hat. Dann wird auch die Fassung, welche ihr gegeben worden ist, als eine bedenkliche erkannt und des jetzt übersehenen Umstandes gedacht werden, daß die Union ein von des Königs Majestät durch feierliche Erklärungen anerkannter Theil der landeskirchlichen Verfassung ist und daher z. B. der Ausdruck, heillose Unionsverwirrung und Anderes sammt der Bezugnahme auf eine angebliche hier so wenig als bei einer jeden anderen treuen Pflichtübung vor-

handene Verlegenheit des Kirchenregiments hätte unterlassen werden sollen. Endlich auch nach einer anderen Seite hin geht die Vorstellung über das zulässige Maaß hinaus. Wenn sie nämlich die Erlassung der Agende für formell unberechtigt erklärt, weil sie ohne Zustimmung der Pommerschen Stände und Patrone erfolgt sey, so ist dabei von allem Anderen abgesehen, schon das nicht beachtet, daß die Patrone nicht als solche, sondern in ihrer ständischen Stellung ein Recht der Mitwirkung an der Gesetzgebung zu üben hatten und daß die alten Stände des Herzogthums, deren in der Kirchenordnung und anderwärts gedacht ist, einer anderen Verfassung gewichen sind. Wir werden die bestehenden Rechte gewissenhaft achten und namentlich werden wir nicht, wie die Vorstellung annimmt, dawider seyn, wenn die Herren Patrone bei der Abfassung der in Betreff des Unionsstandes nach der Verfügung vom 7. Juni v. J. in das Pfarrarchiv aufzunehmenden Zeugnisse mitwirken und event. sich beschwerend an die vorgesetzte Behörde wenden, wenn ihnen der wahre Sachverhalt verdunkelt zu seyn scheinen sollte. Wir dürfen indessen nicht aus den Augen die Thatsache verlieren, daß dasjenige, was die Vorstellung von der Stellung des Patronats bemerkt, durch die geschichtliche Entwickelung der Dinge, auch berührt worden ist, denn wenn während der früheren Beständigkeit des Grundbesitzes die in den Familien forterbende Stellung der Patrone ein Amt genannt wurde, so wird der allgemeine Gebrauch dieser Bezeichnung jetzt als sehr bedenklich gelten müssen, weil die patronatsberechtigten Güter öfter ihre Besitzer, und zwar unter Genossen anderer Confessionen wechseln, Kirchenämter aber niemals um Geld erkauft werden können.

Indem wir unser Bedauern darüber aussprechen, daß wir uns gegen Männer, bei denen wir viel lieber ein herzliches Mit- und Zusammenwirken finden möchten, zu einer Eröffnung, wie die vorstehende, haben genöthigt sehen müssen, geben wir den Herren Unterzeichnern der Vorstellung schließlich die Versicherung, daß jeder Einzelne von Ihnen stets Abhülfe begründeter Beschwerden finden und daß, wo diese Beschwerden so beschaffen sind, daß sie nur aus dem Bekenntnisse entschieden werden können, auch die Itio in partes nicht übergangen werden wird, welche die Vorstellung, wie es scheint, mit einer organischen confessionellen Sonderung der kirchenregimentlichen Behörden verwechselt. Berlin, den 15. Mai 1858.

(gez.) v. Uechtriz.

Die Darmstädter Adresse

ist nun wirklich übergeben, wie ein mit an der Spitze stehender Advokat und Gothaner in der Darmst. Ztg. bekannt macht, und zwar unterschrieben von Eintausend — weniger fünf — Bewohnern der Residenz. Aber nicht feierlich; das hat sich der Pfarrer Ewald in einem offenen Schreiben an die Adreßleute „inständig" verbeten. Und dieses Schreiben ist ein neues interessantes Dokument in dieser skandalösen Geschichte. Der Darmstädter Stadtpfarrer bekennt darin „nichts Neues und nichts Anderes gepredigt zu haben, als was er sey gelehrt worden, nicht blos im Konfirmanden-, sondern auch im Gymnasial-Unterricht, nicht blos von den Theologen der Landesuniversität, Professoren und Doktoren, sondern auch von den Männern, die von 1839 auf 40 dem Predigerseminar zu Friedberg vorgestanden." Und indem ebenderselbe Pfarrer „die Adresse als einen Beweis des Einverständnisses mit seiner Auffassung und Auslegung des Evangeliums von Christo Jesu" betrachtet und anerkennt, die Adresse, in der ausdrückliche Sätze und Lehren der h. Schrift als „Aberglaube" verworfen und die richterliche und allmächtige Majestät Christi geleugnet, der Gottmensch herabgewürdigt worden: ist es klar, was hiermit von einem Hessen-Darmstädtischen Pfarrer öffentlich vor aller Welt constatirt worden — nichts Neues, aber das Alte, langher Bekannte wieder einmal so nackt und nüchtern, so offenbar und unmißverständlich, daß man kein Wort mehr hinzuzusetzen braucht. Das ist der immer noch ungebrochene Bann, der auf dem Hessischen Kirchenwesen ruht. Wir sind in Hessen officiell auch noch nicht ein Schrittlein aus dem System und der Herrschaft des Unglaubens herausgekommen. Denn: die kirchliche Behörde hat in dieser, nun schon lange schwebenden Geschichte auch nicht ein Wort öffentlich verlauten lassen. Daß sie dem Pfarrer Ewald, wie dieser in seinem Schreiben nun auch selbst sagt, am 4. Mai einen Verweis gegeben, aber nicht auf „Herabwürdigung der gottmenschlichen Person Christi" lautend, der zufällig bekannt geworden, das ist kein Einschreiten einer kirchlichen Behörde auf solchen kirchlichen Unfug, wie es erwartet werden sollte, auch nicht von weitem. Aber auch die übrigen Pfarrer der Residenz haben sich nicht ebenso öffentlich, als der Frevel begangen, mit einem guten Zeugniß wider denselben vernehmen lassen. Alles schweigt. Der Unglaube, der Feind hat das Feld. Ja, der Pfarrer Ewald höhnt triumphirend: „der muß noch geboren werden, dem der Beweis gelingen sollte, daß meine Predigt vom Sonntag Invocavit, gleich allen anderen, die ich noch gehalten habe, nicht auf biblischem und nicht auf positiv-christlichem Boden wurzelt!" Ja mehr noch, einer der Unterzeichner der Adresse, der zweite städtische Vorstand, steht auch unter dem vor einem Jahre veröffentlichten Aufruf zur Gründung eines Diakonissenhauses in Darmstadt, und war sammt noch einem anderen auch Miteinlader zu dem vor einigen Jahren in Darmstadt gehaltenen Missionsfest. Und das ist der faulste Fleck, den wir berühren, aber nicht um weh zu thun, sondern mit eigener tiefer Betrübniß. Auch das Salz in Hessen droht dumm zu werden. Auch gar Manche, die zu der Erkenntniß Jesu Christi des Herrn erleuchtet sind, mögen Ihm doch nicht, in allerlei übeler Erwägung befangen, öffentlich und laut die Ehre geben, mögen sich auch dann nicht zu Ihm bekennen, wenn Er von Seinen Feinden gelästert wird. Das ist ihnen ein Stück Fanatismus; oder das geht wider Anstand und Frieden, und gibt nur Skandal! Oder damit stößt man ab, statt anzuziehen. Und darum ziehen sie an und herbei, darum verbünden sie sich zu allerlei christlichen Unternehmungen mit Solchen, die das Ansehen vor der Welt haben, aber, wie es nun zu Tage liegt, bei Gelegenheit Christi Majestät und das Wort Gottes mit Füßen treten. O der traurigen Verblendung! O des Kleinglaubens an den heiligen und allmächtigen Gott, der Seine Ehre keinem Anderen gibt, dem alles halbe und laue Wesen ein Gräuel ist und der ausdrücklich in den Schwachen mächtig seyn will! Vielleicht daß dieser massenhafte Skandal Manchem die Augen öffnet und zur Einfalt Christi zurückführt, die in der Klugheit der Welt gefangen sind. Das gebe Gott!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 30. Juni. № 52.

Die Offenbarungen der Maria Kahlhammer.

(Schluß.)

Daß aber alle diese Weissagungen von guten Geistern herrühren, dafür hat M. Kahlhammer ein untrügliches Kennzeichen erfunden. Man prüfe nur, ob die Geister im Stande sind, durch die Schreiberin hinter ihre Orakel ein Kreuz zu setzen. (S. 18. 28 ꝛc.) Mit diesem zweifellosen Siegel der Wahrheit († oder †††) sind daher auch die meisten Mittheilungen versehen. Wem könnte da noch ein Zweifel aufkommen!

So wird es denn auch mit der andern Verheißung seine Richtigkeit haben, daß binnen nicht sehr langer Zeit auf Erden ein Hirte und eine Heerde seyn werde. Dieser von den verschiedensten Parteien gemißbrauchte Ausspruch des Herrn, der gar nichts enthält, als daß aus Israel wie aus den Völkern der Heiden die Erlösten sich um ihr eines Haupt schaaren werden, bildet die Basis einer andern Grundanschauung der Kahlhammer. Auch sie erwartet eine großartige Union, in welcher noch vor dem Eintritt des Weltgerichts auf Erden sich eine Art von „Paradies" einstellen wird. Je verworrener dieser Gedanke ist, je weniger sich die Mittel und Wege dazu denken lassen, je mehr er nur unter Entleerung und Entwerthung des bisher der Kirche zu Theil Gewordenen vorstellbar ist, um so mehr gefällt er der nicht blos mit der kirchlichen Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch mit dem nüchternen Ernst christlicher Erkenntniß überhaupt zerfallenen Gegenwart. Nur würde man sehr irren, wenn man der Kahlhammer Unionsgedanken im Sinne der evangelical alliance oder der Darmstädter und der Berliner Prot. K. Z. unterschöbe. Sie denkt sich offenbar als Haupt der künftigen Union den Papst in München, und als den Glauben der Gläubigen nicht einen Glauben, der den alten Glauben über Bord geworfen hat, sondern einen solchen, der nur „mehr glaubt, als die Kirche lehrt" (S. 3), z. B. an die Wahrheit der Geistermittheilungen. Das ist der Kern ihrer Zukunftshoffnung und ihrer Zukunftskirche.

Wenn man nun nach diesem Allen fragt, was man von dem persönlichen Charakter dieser neuen Seherin zu denken habe, so thut es uns leid, in dieser Beziehung keinen Augenblick zweifelhaft seyn zu können. Von ekstatischen, somnambulen Zuständen findet sich nichts; weder sie, noch irgend Jemand aus ihrer Umgebung behauptet es. Sie ist gesunden Leibes und schreibt nicht entrückten Geistes. Ihre erhitzte Phantasie steht nicht über dem Niveau gewöhnlicher Verworrenheit. Daneben giebt sie genug Proben von Schlauheit und Pfiffigkeit. Zwar sind wir nicht der Ansicht, daß sie gleich von vornherein betrügliche Absicht hegte. Aber die Versuchung, die ihre Umgebung ihr bereitete, war zu groß. Man denke sich diesen total verblüfften Kreis, aus dessen Mitte — wenigstens nach den Mittheilungen — auch nicht eine Stimme liebevoller, ernster Ermahnung ihr entgegentritt, der im Gegentheil ihrer Eitelkeit und ihrer Erfindungsgabe immer neue Nahrung zuschleppt, und man wird sich nicht wundern, daß die Königin dieses Kreises dem Reize, ihre Rolle durchzuspielen, erlegen ist. Wäre es nur in einem bewußtlosen Rausche geschehen! Aber sie ist sich ihrer Lage sehr bewußt, und was sie für sich und Andere erfindet, um ein- für allemal der Gefahr gewisser Geständnisse vorzubeugen, ist nicht tragisch, sondern sittlich empörend. Bereits am 11. Febr. 1855 läßt sie sich selbst, ohne alle äußere Veranlassung, den Geist Johann (Vater des Herausgebers der Mittheilungen) erscheinen, der durch sie Folgendes schreibt: „Maria K. ich sage dir: Wenn einmal ein Geistlicher kommt und dir sagt, du sollest schwören, ob du es nicht selber schreibest, **thu es nicht, ich warne dich.** Der Herr läßt dich nicht; denn wer nicht so glaubt, der glaubt an den Schwur auch nicht. Nur keinen Skrupel, liebes Kind; wir schützen dich ewiglich. Selbst wenn du vor Gericht kommst, thu es nicht, ich warne dich u. s. w. Oft hast du Zweifel selbst an dir, ob es nicht dein Geist ist; aber es ist nicht so." (S. 116. 117.) — Diese Stelle bedarf keines Commentars.

Den Wahnsinn, zu welchem sich zuletzt ihr Hochmuth gesteigert hat, zeigt das Abschiedswort, in welchem sie sich von Sokrates nach ihrer Rückkunft vom Pfarramt Bonifacius am 21. Sept. 1855 preisen und verherrlichen läßt. „Der Schleier, der unser Werkzeug umhüllte, ist nun gehoben. Ob Demuth, ob milde Ergebung solchem eigen, hat sich gezeigt, wir haben ihre Worte vernommen. Du bist ein treues Kind der Kirche, ein treues Kind Gottes, und uns eine treue Mitschwester (deutete mit dem Griffel auf Maria's Brust). Du hast uns gedient bis zum Steine, den die Kirche gelegt, und diesen überschreiten ist nicht unser Mahnen. Bleibe liegen in Demuth vor diesem Steine, bis der Herr durch die Kirche selben wieder hebet. Brüder, euch ist noch freie Zeit; arbeitet bis auch euch die

Kirche zum Steine setzt. Brüder, wir müssen dieses Werkzeug nur so verlassen, im Schreiben; aber in selbem reden wir zu ihr. Wollet ihr arbeiten, stoßet ihr auf Klippen der Zweifel, denn fragt das Werkzeug, **es irret nicht.**" (S. 680. 681.)

Was sollen wir noch weiter sagen? Maria Kahlhammer ist eine Betrügerin; aber in ihrem Betruge steiften sie am meisten die von ihr selbst betrogenen Verführer.

9. Schlußbetrachtung.

Wir müssen noch einen Blick auf die Verhandlung vor dem Pfarramt Bonifacius werfen. Wir wissen über diese freilich nur durch die Maria Kahlhammer selbst. Sind die Angaben aber richtig, so findet sich darin ein Punkt, den wir schlechthin nicht begreifen. Der Bescheid des erzbischöflichen Ordinariates München-Freysing vom 15. Sept. 1855 lautet, so weit ihn die Vorgeladene abschriftlich erhielt, folgendermaßen: „Unser Hochwürdigster Oberhirt hat die Hochdemselben innerhalb mehrerer Monate nach und nach vorgelegten Manuscripte über Erscheinungen und höhere Belehrungen, welche die Maria Kahlhammer in der Stadtpfarrei St. Bonifaz zu haben vorgiebt, einer genauen Prüfung unterworfen, und die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Aufschreibungen der Lehre und Disciplin der Katholischen Kirche widersprechen, Wahnglauben und leere Phantasieen enthalten, sonach durchaus nicht von Gott herrühren können und lediglich auf Täuschung beruhen." (S. XXIII. XXIV.) Weiter unten in obiger Entschließung war die sofortige Excommunication im Weigerungsfalle angedroht. Wir wissen gegen diesen Entscheid nichts zu erinnern, und setzen nur voraus, worüber wir in den Mittheilungen nicht unterrichtet werden, daß die nöthigen seelsorgerlichen Ermahnungen bei der Kahlhammer vorhergegangen sind. Als nun aber der Pater sich des officiellen Auftrags erledigt hatte, da fragte ihn die Kahlhammer, ob ihre Kirche ihr das Glauben an den Inhalt der Geistermittheilungen hiermit auch verboten habe? „Diese Frage", sagt sie, „wurde mir mit **Nein** beantwortet." (S. XXIV.) Wie es dem Benedictiner möglich war, zu sagen, die Kirche verbiete ihr nicht für ihre Person einen Glauben, welchen der oberhirtliche Entscheid für Wahnglauben, leere Phantasie, Täuschung und für widersprechend der Lehre und Disciplin der Kirche erklärte, das geht völlig über unser Verständniß hinaus. Wir fürchten fast, es waltet hier auf Seiten der Kahlhammer ein Mißverständniß oder eine Unwahrheit ob. Denn wenn sie nachher sagt: „Ich war nie meiner Kirche ungehorsam, denn ich hatte kein Verbot von ihr; sie hat mich nie ermahnt, nie bedroht, nur verurtheilt, und ob dieses Urtheil gerecht oder ungerecht ist, lasse ich Gott zum Entscheiden über" — so entspricht dies auch nicht ganz den bekannten Thatsachen. War ja doch der warnende Hirtenbrief, der sich auf solche Geistermittheilungen bezog, längst publicirt worden. Kurz bei dieser Schlußverhandlung bestehen Zweifel und Widersprüche, die ich nicht zu lösen vermag. Am Schlusse der Verhandlung unterschrieb sie, wie sie erzählt (S. XXIV), mit ihrem Namen „das Verlangen ihrer Kirche." Welche Hergänge dennoch den späteren Vollzug der Excommunication herbeiführten, ist uns völlig unbekannt. *)

Vielleicht fragen nun aber manche Leser, wozu es denn dienen solle, in weitern Kreisen solchen Unsinn bekannt zu machen? Darauf diene zuerst zur Antwort, daß ich die vollständige, aktenmäßige Mittheilung dieser Hergänge für eine providentielle Wohlthat halte. Man kann da schwarz auf weiß sehen, welcher Unsinn und Wahnsinn hinter dem angeblichen Tiefsinn des modernen Spiritualismus stecke. Wollte Gott, man hätte gewisse Hergänge in Berlin, Bremen, Hamburg und andern Orten auch so ad protocollum genommen und veröffentlicht! Denn dazu ist dieser Bericht wahrlich nicht erstattet, daß man etwa über die Einfalt der Münchener lache. Es sieht anderwärts nicht besser aus, und besser ist jedenfalls die Ehrlichkeit der Veröffentlichung, als die Pfiffigkeit des Geheimhaltens. Auch daran lag uns viel weniger, zu wissen, was die Kahlhammer offenbarte, als zu bedenken und zu beherzigen, welche gänzlich verrottete und verkommene Bildungszustände die Gegenwart in ihrem Schooße berge. Dieser faule Morast dehnt sich unter dem losen Sandüberflug unserer heutigen Aufklärung und Bildung viel weiter aus, als jene Choragen des Fortschritts und der Civilisation wissen oder wissen wollen, deren Bornirtheit sich immer hinterdrein wundert, wie solches im 19ten Jahrhundert möglich gewesen. Im Gegentheil: Sie werden noch ganz andere Dinge erleben. Denn wenn solche fratzenhafte Spottgeburten bereits mit offenen Armen empfangen werden, was wird geschehen, wenn die Versucher und Lügner in Lichtgestalt nahen? Der Boden ist nur zu sehr bereitet für die Empfängniß jeglichen Frevels. Je flacher und materialistischer die Zeitströmung ist, um so mehr spukt im Stillen das Trachten nach hohen Dingen. Je geringschätziger und wegwerfender die schlichte und einfältige Katechismus-Erkenntniß behandelt wird, um so mehr stiehlt sich auch von dem modern aufgetünchten, gespreizten Christenthum die Lüsternheit weg, um den Geheimnissen neuer Offenbarungen zu lauschen und Gift zu naschen. Ja, um selbst bei dem Buch aller Bücher stehen zu bleiben, so fürchte ich, es naht eine Zeit, wo man meinen wird, die Offenbarung St. Johannis zu verstehen, und versteht die Bergpredigt nicht mehr. Es senkt ein giftiger Nebel sich auf die Höhen dieser Zeit; wundere sich Niemand, wenn es drunten in den Thälern qualmt und brodelt. Werft keinen

---

*) In einem Katholischen Blatt wird unter dem 20. April 1858 berichtet, daß die Sekte der Geisterschreiber ihren Unsinn noch immer forttreibe. Sie versammelten sich jede Woche keck und dreist im Wirthshaus zum Eisenhut in München, hielten dort ihre Vorlesungen und verführten bereits auch junge Leute zu ihrem Blendwerk. Ihr Anhang werde immer zahlreicher.

Stein auf die unglückliche Maria Kahlhammer! Lacht nicht blos über ihre Thorheit, sondern sehet zu, ob nicht in anderer Gestalt ähnliche Thorheit euch umstrickt hält! Greift in eueren Busen, schaut euch scharf um in euerer nächsten Nähe, und betet: Herr, führe uns nicht in Versuchung!

Nachrichten.

Schlesische Kirchengeschichte und kirchliche Statistik.

Die Schlesische Kirchengeschichte und kirchliche Statistik bietet des Interessanten mehr, als die meisten anderen Deutschen Länder dar. Es kann gewiß nur mit Freude begrüßt werden, wenn in neuester Zeit Arbeiten ans Licht gestellt worden sind, welche theils das Ganze beleuchten, theils größere Klarheit und Zusammenhang in die Bearbeitung einzelner Theile bringen, oder den gegenwärtigen Stand der Evang. Kirche Schlesiens mit Berücksichtigung der Geschichte behandeln. Als solche Arbeiten können genannt werden:

1. Mehr Geistliche! Mehr Kirchen! Ein Noth- und Hülferuf aus der christlichen Gemeinde. Grünberg 1842. Ein Schriftchen, welches besonders an das traurige Verhältniß anknüpft, daß in Mittel- und Niederschlesien in Folge der Reformation die Gemeinden meistentheils evangelisch, aber die Kirchen und Kirchengüter in ihrer Mitte in Folge der Gegenreformation (besonders 1623, 1653, 1654, 1668) in den Händen der Katholiken sind und nicht wenige solche Kirchen keine Gemeinden haben, während hinwiederum die Gemeinden ohne Kirchen sind. Sehr häufig sind, seit Schlesien preußisch ist, solcher Gemeinden mehrere auch in großer räumlicher Ausdehnung zu einer übergroßen Parochie um die Kirche neuerer Stiftung her verbunden und ihre zum Theil der Arbeit unterliegenden Pastoren sind in Ermangelung der Pfarrgüter und der Zehnten lediglich auf ein geringes Fixum und die ungewissen Accidenzien angewiesen.

2. Kleine evangelische kirchliche Statistik der Preußischen Provinz Schlesien im Jahre 1843 von Ed. Anders, Glogau 1844, mit einer die Evang. Kirchspiele nach den politischen und kirchlichen Kreisen enthaltenden Kirchencharte.

3. Der historische Atlas der Evangelischen Kirchen in Schlesien, gezeichnet von Ed. Anders, Pastor in Groß-Glogau, erste und zweite Ausgabe 1845. Die dritte verbesserte und vermehrte und Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmete Ausgabe (Preis 1½ Thlr.) erschien 1856 in 6 Blättern und 3 Bogen Text. Die erste Karte vergegenwärtigt die schnelle Ausbreitung der Reformation in Schlesien und läßt unter den c. 1500 Kirchen, welche einst im Besitze der Evangelischen waren, mehr als 100 erkennen, welche erst von den Evangelischen gegründet und dotirt oder gekauft, oder sonst durch Vertrag evangelisch geworden oder erweitert und bedeutend verbessert, aber dennoch katholisch gemacht oder gesperrt worden sind und zum großen Theil lieber Ruinen werden mußten, als daß sie den evangelisch gebliebenen Gemeinden gegönnt wurden. Die zweite Karte zeigt Schlesien nach Wegnahme der meisten Kirchen mit nur wenig über 300 evangelisch gebliebenen, und läßt zugleich die drei Westphälischen Friedenskirchen (in Glogau, Jauer, Schweidnitz) und die auf angränzenden Gebieten in Polen, Brandenburg und Sachsen erbauten Gränzkirchen erkennen. Die dritte Karte zeigt Schlesien in Folge der Altranstädtischen Convention 1707, in welcher 100 und

einige 20 weggenommene Kirchen in den Piastischen Ländern Brieg, Liegnitz, Wohlau, Oels, Münsterberg, und im Gebiet der Stadt Breslau zurückgegeben wurden und der Kaiser die Erlaubniß ertheilte, die 6 sogenannten Gnadenkirchen in Sagan, Freistadt, Hirschberg, Landshut, Militsch, Teschen zu erbauen, auch bei ihnen, wie nun erst bei den Friedenskirchen, Schulen zu errichten. Die vierte Karte giebt ein erfreuliches Bild davon, wie in unmittelbarer Folge der Besitzergreifung Friedrichs des Gr. von Schlesien 1741 mehr als 200 neue Kirchen, damals nur Bethäuser genannt, worunter auch einige reformirte (7) entstehen durften. Die fünfte Karte stellt das evangelische Schlesien im Zeitraum von 1810 (Aufhebung der rein kirchlichen Behörden) bis zum Jahre 1829 (Gründung einer Schlesischen General-Superintendentur) mit Hinzutritt der Preußischen Oberlausitz dar. Die sechste Karte läßt das gegenwärtige evangelische Schlesien mit seinen allerdings noch weiter vermehrten, aber noch nicht genügenden Kirchen erblicken, und markirt besonders die vom Gustav-Adolph-Verein gegründeten und unterstützten kirchlichen Anstalten. Daß das Werk die Frucht langer, umfassender und tiefer Studien sey, ist leicht zu erkennen und jeder wird dem Verf. die Freude und Ehre gönnen, welche ihm in der durch des Königs Majestät verliehenen goldenen Medaille für Wissenschaft zu Theil geworden ist.

Ein Jahr nach Erscheinung des Anders'schen Atlas in erster und zweiter Ausgabe wurde in Glogau bei Flemming gedruckt:

4. Suum cuique. Daß doch endlich einmal dieser Wahlspruch des Preußischen Königshauses an den im 17. Jahrhundert wider Recht und Vertrag der Kirchen und Kirchengüter beraubten evangelischen Gemeinden Schlesiens zur Wahrheit kommen möge (anonym von Pastor Berg in Langhelwigsdorf); ein Werk, welches anknüpft an ein schon im Jahre 1825 unter dem Titel erschienenes: „die Rechte der evangelischen Gemeinden in Schlesien an den ihnen im 17. Jahrhundert gewaltthätig genommenen Kirchen und Kirchengütern, von Joh. Gottlob Worbs, Superint., und besonders wieder die oben unter 1. erwähnten Mißstände zur Abhülfe empfiehlt. Zwei Jahre später ließ der Verf. der kleinen evangelischen kirchlichen Statistik ein größeres Werk folgen:

5. Statistik der Evangelischen Kirche in Schlesien, von E. Anders, drittem Pastor am Schifflein Christi in Glogau. Glogau bei Wagner (Pr. 2 Thlr.). Diese Statistik wird in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens Heft 2 ein Werk genannt, „das in seiner Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit anerkannt und mit dem eifernsten Fleiße und der hingebendsten Liebe ausgearbeitet, keine bloße Nomenklatur der Kirchen und ihrer Diener, sondern außer den statistischen Verhältnissen der gegenwärtigen evangelischen Kirche, eine fast vollständige, wenn auch nur gedrängte Geschichte der einzelnen Kirchen, Gemeinden und Diöcesen bietet." Sie umfaßt gleich dem Atlas auch das Oesterreichische Schlesien und den früheren Schwiebuser Kreis.

Die Jahre 1851 und 1852 haben einige Monographieen gebracht, welche wir unter einer Nummer zusammenfassen:

6. Die einen Schlesischen Kreis umfassende Kirchengeschichte des Kreises Bolkenhain (von Berg), Jauer 1851; die geschichtliche Denkschrift, betreffend die Evangelische Friedenskirche von Schweidnitz ꝛc., von Ed. Goguel; die Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Friedenskirche vor Jauer, von C. S. Herrmann; die Geschichte der Evangelisch-Lutherischen (Friedens-) Kirche zu Groß-Glogau (von Anders). Diese Schriften sind zwar von geringerem Umfange und beleuchten zunächst nur einzelne Punkte Schlesiens; aber das Licht strahlt auch hier weit über die einzelnen Punkte hinaus, so daß die ganze bewegte Geschichte der Evangelischen Provinzialkirche in kleinen Spiegelbildern wiedergegeben ist. Die unter 4. genannte Statistik sollte nach des Verf. Willen zuförderst in verschiedenen Uebersichten den Inhalt des Ganzen zusammenfassen und zugleich zeigen, wie das aufgestellte Bild im Laufe der Zeit entstanden ist. Er hat aber davon Abstand genommen, jedoch das Fehlende später nachgeliefert. Im Jahre 1855 nämlich erschienen:

7. Historische Diöcesan-Tabellen oder geschichtliche Darstellung der äußern Verhältnisse der Evangelischen Kirche in Schlesien von E. Anders, Superint. und Past. in Glogau. Glogau bei Wagner (Preis 16 Sgr.). Diese Schrift liefert eigentlich den ausführlichen Text zu

der dritten Ausgabe des historischen Atlas u. s. w. und schließt sich, obgleich selbstständig, den 6 Karten genau an. Von besonderem Interesse für Jeden, welcher Schlesiens kirchliche Geschichte genauer kennen lernen will, müssen die Beilagen seyn, z. B. ein Verzeichniß von frommen Stiftungen, welche von Evangelischen gemacht, ihnen aber weggenommen und nur zum Theil wiedererstattet worden sind; die Schlesischen Diöcesen der Seelenzahl nach geordnet; die in der Provinz im öffentlichen Gebrauch stehenden Gesangbücher; die Schlesischen Missions-, Bibel- und Gustav-Adolphs-Vereine; die einflußreichsten Förderer der Reformation in Schlesien aus dem Fürsten- und Herren-Stande und die Begründer der Reformation aus dem Gelehrtenstande; die geistlichen Oberen seit der Reformation; die geistlichen Liederdichter Schlesiens und der Preußischen Oberlausitz; die Schlesischen und Oberlausitzischen Geschichtsschreiber. Das zuletzt genannte Verzeichniß weist in seinen 171 Nummern zugleich die Quellen nach, aus denen der Verf. geschöpft hat. — Auf den engen Zusammenhang der Diöcesan-Tabellen mit dem Atlas macht namentlich das Vorwort zur dritten Auflage des letzteren aufmerksam, indem es verschiedene Berichtigungen und Zusätze zu den Tabellen bringt und also diese vervollständigt. Die oben angeführte Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens begrüßt in diesen Tabellen, der Statistik (Nr. 5), dem Atlas (Nr. 3) das „ziemlich vollständige Material für die Geschichte der äußeren Verhältnisse der Evang. Kirche in Schlesien in drei verschiedenen Formen: topographisch, chronologisch und kartographisch, Arbeiten, die dem Verf. zu hohem Lobe gereichen." Im Auftrage des Schlesischen Hauptvereins der Gustav-Adolph-Stiftung ist von demselben Verf. die Schrift herausgegeben worden:

8. „Die Evangelische Diaspora in Schlesien. Erster allgemeiner Theil oder Ueberblick der Evang. Diaspora in Schlesien, Breslau 1856; zweiter besonderer Theil Breslau 1857." Beigegeben ist eine Confessions-Karte von Schlesien. Ist auch Schriftchen und Karte und jedes für sich selbstständig, so steht doch jenes in unmittelbarem Zusammenhange mit den Diöcesan-Tabellen und der Statistik. Das Schriftchen enthält auf 41 und auf 112 Seiten nicht nur eine Nachweisung, wie eine Evang. Diaspora in Schlesien entstanden und was vor und nach der Stiftung des Gustav-Adolph-Vereins für sie geschehen ist, sondern auch einen Beweis, wie viel noch zu thun übrig ist und verschiedene Winke für ferneres Thun. Mit großer Freude und mit herzlichem Danke ist ferner zu begrüßen:

9. „Kurzer Abriß der Schlesischen Kirchengeschichte, vornehnlich für Schlesische und Oberlausitzsche Unterrichsanstalten, ausgearbeitet von J. Berg, Pfarrer der Gemeinde Langhelwigsdorf Diöcese Bolkenhain; in Comm. bei Schubert in Bolkenhain 1857." Bei aller Anerkennung, welche wir diesem 184 Seiten umfassenden Werkchen aufrichtig zollen, können wir uns doch einiger Ausstellungen nicht enthalten. Zunächst nimmt das Büchlein, welches sich doch nicht als Abriß blos der Evangelischen Kirchengeschichte ankündigt, zu wenig Rücksicht auf die Zustände der Römisch-Katholischen Kirche in Schlesien neuerer und neuester Zeit. Sodann werden z. B. aus der dunkelen Zeit des 30jährigen Krieges meist nur die Schattenseiten hervorgehoben, und man vermißt mit Schmerz die wahrlich nicht seltenen Züge Evangelischen Märtyrerthums aus jener Zeit; überhaupt wird das innere religiöse Leben zu wenig behandelt, wie denn auch z. B. von „den betenden Kindern" Seite 141. wohl mehr hätte gesagt werden sollen. Wenn die Schrift den Unterrichts-Anstalten dienen will, so scheint der Odem nicht durch dasselbe zu wehen, welchen jene Bestimmung erfordert. Auch hätte der Ton, in welchem von dem allerdings häufigen und schreienden Unbilden, welche die Evangelische Kirche Schlesiens erfahren hat, die Rede ist, weniger scharf sein können. Doch wir freuen uns des Werkchens und wünschen es nicht hinweg, wenn es auch vielen nicht gefallen kann. Sollte es, wie das kaum ausbleiben wird, Entgegnungen hervorrufen und Angriffe erfahren, vielleicht für eine Herausforderung erklärt und Veranlassung zu Streit werden, so schadet das an sich nichts. Ein ehrlicher Kampf, wenn auch nicht alle Streiche regelrecht sind, ist immer besser, wie ein fauler Friede. — Zur besondern Empfehlung wird auch dies gereichen, daß das Büchlein zumal unter den Geistlichen und Lehrern der Provinz großen Anklang gefunden hat, und in erster Auflage fast ganz vergriffen ist. Möge es als Vorläufer einer angekündigten ausführlichen Kirchen-Geschichte Schlesiens von demselben Verfasser derselben den Weg bahnen, damit das Evangelische Schlesien sich seiner reichen Geschichte zum Segen auch für die Nachwelt wieder einmal recht bewußt werde. Möchte es aber besonders dem ungemein fleißigen und mit seltener historischer Gelehrsamkeit ausgerüsteten Pastor Berg weder an Lust noch an Zeit gebrechen, das angekündigte größere Werk in nicht zu langer Zeit ans Licht treten zu lassen.

Gleichzeitig erschien mit dem kurzen Abriß:

10. „Die Geschichte der schwersten Prüfungszeit der Evangelischen Kirche Schlesiens und der Oberlausitz d. i. der Zeit von Einführung der Reformation bis zur Besitznahme Schlesiens durch König Friedrich d. Gr. Ein Beitrag zur Erklärung der gegenwärtigen äußern Zustände derselben und zur Darlegung ihrer Rechte und Ansprüche in dieser Hinsicht, nach den bewährtesten Quellen und Urkunden bearbeitet und mit den erforderlichen Uebersichten, Nachweisungen und Beilagen versehen von J. Berg. Im Selbstverlage des Verf. Jauer 1857." XIX. und 559 Seiten (Subscriptionspr. 1 Thlr. 10 Sgr.) Dieses Werk ist eigentlich eine Erweiterung der von dem Verfasser im Jahre 1854 veröffentlichen „Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der Evangelischen Kirchen und Kirchengüter in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer während des 17. Jahrhunderts," und die Frucht fortgesetzten eifrigen Suchens und Studirens, so wie wiederholter mehrseitiger Aufforderung, die Ergebnisse hiervon in Bezug auf ganz Schlesien und die Oberlausitz zu veröffentlichen. Es ist nicht zu läugnen, daß hier ein trauriges ja Entsetzen erregendes Bild aufgerollt wird, bei dessen Betrachtung der Gedanke kommen kann, ob es nicht für immer mit einem Schleier zu bedecken wäre. Allein da der Verfasser eben einen Beitrag zur Erklärung der gegenwärtigen äußeren Zustände der Evangelischen Kirche Schlesiens (cf. oben No. 1.) liefern will, so können die Quellen, aus denen so abnorme Zustände geschlossen sind, unmöglich verschüttet, sondern müssen blosgelegt werden. Auf der einen Seite freilich wird das sehr übel empfunden und wohl auch übel vermerkt werden; jedoch: kann auch die Liebe Alles vergeben, so darf doch die Geschichte nichts vergessen, so wahr sie Geschichte ist. Mag immerhin der geehrte Recensent des Werkes im ersten Hefte des II. Bandes von der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens S. 200 bis 203 mit Recht fordern, daß auf des hochverdienten Stenzel's veröffentlichte Resultate seiner strengen Forschungen und Richtungen auf dem Gebiet der Schlesischen Geschichte mehr Rücksicht hätte genommen werden mögen; muß man auch dem ausgesprochenen Wunsche, daß die ersten Blätter lieber hätten wegbleiben mögen, beistimmen, so wird doch Jedermann mit dem Recensenten dankbar anerkennen, auf welcher Seite auch er stehe, daß „durch dieses Werk eine sehr wichtige Partie der Schlesischen Geschichte mannigfaltige Aufklärungen erhalten hat, und in einer Weise übersichtlich zusammengefaßt ist, wie es bisher noch nirgends geschehen war." Wird gleich diejenige Anerkennung der Römischen Kirche, auf welche sie gerechte Ansprüche hat, bei der Behandlung der Zeiten vor der Reformation vermißt, so fehlt sie doch dem uns wohlbekannten Verfasser keineswegs, die Schattenseite trat hier geschichtlich so gewaltig hervor, daß die Anerkennung der Lichtseite gleichsam nicht zu Worte kommen konnte. Schließlich wünschen wir, daß einem so eifrigen und tüchtigen Forscher sich noch manche Kirchen- und Familienbibliothek aufthun und noch manches Jahr vergönnt werden möge, um durch die Resultate seines Fleißes die geschichtliche Literatur Schlesiens zu bereichern. Mit besonderem Danke erkennt er es an, möchte das Beispiel zu recht vielseitiger Nachahmung reizen, daß der Graf von Schweinitz auf Hausdorf das Erscheinen des Werkes durch namhafte Unterstützung befördert hat; gewiß aber mit Schmerz, Gott gebe nicht vergebens! hat er es erwähnt, daß ihm selbst im Kreise seiner Amtsbrüder Gleichgültigkeit begegnet ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Philosophie und der Theologie, der letzteren ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

Drei und sechszigster Band.

Juli bis December 1858.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Evangelische

Kirchen-Zeitung.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 3. Juli. № 53.

Noch einmal über Bunsens Bibelwerk.

Die eingehendsten Erklärungen Luther's über seine Uebersetzung der heiligen Schrift finden sich in seinem zuerst 1530 gedruckten „Sendbrief vom Dolmetschen der heil. Schrift, insonderheit von der Uebersetzung des Spruches Röm. 3, 28." Er beginnt mit den Worten: „Der weise Salomon spricht: Wer Korn innehält, dem fluchen die Leute, aber Segen kommt über den, der es verkauft. Welcher Spruch eigentlich zu verstehen ist von allem, das zu gemeinem Nutz oder Troste der Christenheit dienen kann. Darum schilt auch der Herr im Evangelio den untreuen Knecht einen faulen Schalk, daß er sein Geld in der Erde vergraben und verborgen hatte." Ueber die großen Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, und über den treuen Fleiß, den er dabei bewiesen, spricht er sich also aus: „Ich habe mich dessen geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipps, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter, und stößt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin geht, wie über ein gehöfelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumeten, auf daß man könnte so fein dahergehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist. Aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurichten, da will niemand an." Luther hat sich nicht blos in die heilige Schrift vertieft, er ist auch mit aller Anstrengung seines großen und hohen Geistes eingedrungen in seines Volkes Art und Sprache, und der Eingang, den seine Uebersetzung bei diesem gefunden, ist der Lohn seiner liebenden Hingabe an „die Gemeinde," einer Liebe, die nicht in Worten stand, die den Zweck haben, die „Gemeinde" den eignen selbstsüchtigen Zwecken dienstbar zu machen und vor den eignen Wagen zu spannen, sondern in der That und in der Wahrheit. „Man muß" — sagt Luther — „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet." Beispielsweise führt er aus, warum er in dem Englischen Gruße übersetzt habe „Gegrüßet seist du, Holdselige": „Ich will sagen: Du holdselige Maria, du liebe Maria; und lasse sie sagen: Du voll Gnaden Maria. Wer Deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort (liebe) auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache." Ueber den Sinn, in dem er sein Werk unternommen, spricht sich Luther mit unverkennbarer, jedem aufrichtigen Herzen sich bezeugender Wahrheit also aus: „Das kann ich mit gutem Gewissen zeugen, daß meine höchste Treue und Fleiß darinnen erzeigt und nie keine falschen Gedanken gehabt habe: denn ich habe keinen Heller dafür genommen, noch gesucht, noch damit gewonnen; so habe ich meine Ehre darinnen nicht gemeint, das weiß Gott mein Herr, sondern habe es zu Dienst gethan denen guten Christen, und zu Ehren einem, der droben sitzt, der mir alle Stunden so viel Gutes thut, daß, wenn ich tausendmal soviel und fleißig dolmetschte, dennoch nicht eine Stunde verdient hätte zu leben oder ein gesund Auge zu haben. Es ist alles seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es ist seines theuern Blutes und sauren Schweißes; darum soll's auch, ob Gott will, alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Lästern mich die Sudler, wohlan so loben mich die frommen Christen, sammt ihrem Herrn Christo, und ich bin allzu reichlich belohnt, wo mich nur ein einiger Christ für einen treuen Arbeiter erkennt. — Ich habe nicht allzufrei die Buchstaben lassen fahren, sondern mit großen Sorgen sammt meinen Gehülfen darauf gesehen, daß, wo etwa an einem Worte gelegen ist, habe ich es nach dem Buchstaben behalten und bin nicht so frei davon gegangen. Als Joh. 6, 27, da Christus spricht: Diesen hat Gott der Vater versiegelt; das wäre wohl besser Deutsch gewest: Diesen hat Gott der Vater gezeichnet, oder diesen meinet Gott der Vater. Aber ich habe ehe wollen der deutschen Sprache abbrechen, denn von dem Worte weichen. Ach es ist Dolmetschen ja nicht eines Jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen; es gehört dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, ge-

lehrtes, erfahren, geübt Herz. Darum halte ich, daß kein falscher Christ, noch Rottengeist treulich dolmetschen könne; wie das wohl scheinet in denen Propheten zu Worms verdeutscht, darinnen doch wahrlich großer Fleiß geschehen und meinem Deutschen fast nachgegangen ist, aber es sind Juden dabei gewesen, die Christo nicht große Hulde erzeigt haben, sonst wäre Fleiß und Kunst genug da."

Wenn man von der Beschäftigung mit einem Werke voll von stolzen Worten, da nichts hinter ist, von dessen Verfasser neulich (in der A. Z.) gesagt worden, er würde ein großer seyn, wenn das Wort: Das Reich Gottes bestehet nicht „in Worten, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft," umgekehrt lautete, zu Luther zurückkehrt, so hat man das Gefühl, als käme man aus einer niedrigen Kammer voll Stickluft unter Gottes freien Himmel, als nähme man nach mühseligem Wandern auf staubichter Landstraße ein frisches Bad.

B. überbietet sich in starken Ausdrücken gegen die Lutherische Kirche und ihre Theologen, weil sie es nicht gewagt hat, Luthers Werk umzugestalten. Er redet von der „schmählichen Gleichgültigkeit der Lutherischen Theologen, welche sich wie immer unter der Maske der Verehrung des von ihnen verunehrten Luther verbirgt." Diese Gleichgültigkeit, meint er, sey „ein trauriger Beweis, wie niedrig die Ansichten sind in der Lutheranischen (!) Kirche hinsichtlich des Werthes des Buchstabens der Schrift, welchen sie doch so hoch zu stellen sich rühmen." Er sagt: „Hätte jene Geistlichkeit einen Lebensfunken in sich gehabt, so würde sie gesucht haben, kirchliche und nationale Kräfte in sich zu vereinigen, um Luthers möglichst schonend berichtigte Arbeit den armen Gemeinden zu geben und manchen ehrlichen Pfarrer nicht der Lüge oder Beschämung auszusetzen." Er ruft aus: „Oder fürchtet man das Volk irre zu machen? Was kann verirrender seyn als der jetzige Widerspruch?" Er declamirt unter lebhafter Gesticulation: „Entweder muß man den ungeheuren Anstrengungen zweier oder dreier Jahrhunderte in allen Theilen der Welt, unter Juden und Christen, jeden Werth absprechen (!) oder man muß die Nothwendigkeit einer Durchsicht der kirchlichen Uebersetzungen im A. wie im N. B. anerkennen. Aus diesem Zwiefalle gibt es keinen Ausweg (!), man müßte denn sagen, es sey für die Christengemeinde gleichgültig, ob sie einen richtigen oder verständlichen Bibeltext lese oder nicht, und es habe für die Weltgeschichte und ihre Philosophie keine Bedeutung, was in der Bibel geschrieben stehe." Diesem Gräuel an heiliger Stätte will B. jetzt mit einem Schlage ein Ende machen. An die Stelle von Luthers Uebersetzung soll fortan die seine treten, in der es sich nicht mehr um eine „möglichst schonende Berichtigung von Luthers Arbeit" handelt, in der vielmehr der neue Reformator sich völlig frei bewegt und seinem Satze: „Gott schreitet fort auf der Erde mit dieser Gemeinde und in dieser Gemeinde" praktische Folge gibt.

Was wir auf solche Anklagen zu erwidern und solchem Unterfangen entgegen zu stellen haben, liegt in Bunsens eignen Worten: „Luthers Uebersetzung ist ebenso gewiß die genialste wie die der Reformirten Kirchen die genauesten sind," wie in einem Keime eingeschlossen.

Das Wort: Der Mensch kann sich nichts geben, es werde ihm denn gegeben vom Himmel, kommt hier nicht minder in Anwendung wie bei den hohen Domen und bei dem Kirchenliede. Es gibt in der Kirche Dinge, die sich nicht machen lassen, deren man warten muß und wo es gilt, bis sie kommen, die bereits empfangene Gnade Gottes treulich und dankbar zu gebrauchen.

Die Reformirten Uebersetzungen sind Werke der Schriftgelehrsamkeit. Sie fallen einzig und allein unter den Gesichtspunkt der Richtigkeit, und es hat kein Bedenken an ihnen zu bessern und zu flicken und sie mit den Fortschritten der Exegese in Einklang zu bringen.

Die Richtigkeit ist aber nicht das Höchste, über ihr steht die Wahrheit, und hier liegt der Vorzug, wie der Uebersetzung des Hieronymus, so auch und in noch höherem Grade der Luthers. Daß an dieser etwas ganz Besonderes sein muß, erhellt schon daraus, daß auch die Reformirten Kirchen Deutschlands und der Schweiz so entschieden an ihr festhalten, daß keine Reformirte Uebersetzung sie hat verdrängen können.

Luther war in hohem Grade mit dem Geiste gesalbt, aus dem die heilige Schrift hervorgegangen ist. Wo er auch dem Buchstaben nach das Richtige verfehlt, da gibt er doch überall solches, was in der heiligen Schrift stehen könnte. Dabei hatte er in Bezug auf die deutsche Sprache eine schöpferische Begabung. Mit sinnigem Gemüthe lauschte er ihr nach und konnte eben deshalb bildend auf sie einwirken.

Es ist eine mit der Wirklichkeit im grellen Contraste stehende Fiction Bunsens, daß das ganze christliche Volk zur Bibelforschung in seinem Sinne bestimmt und aufgelegt sey. Der weise Sirach hat die Sache besser verstanden. „Wer die Schrift lernen soll, sagt er, der kann keiner andern Arbeit warten, und wer gelehrt werden soll, der muß sonst nicht viel zu thun haben. Wie kann der der Lehre warten, der pflügen muß, und der die Ochsen mit der Geißel treibet und mit dergleichen Werken umgehet, und weiß nichts, denn von Ochsen zu reden. Also ein Schmied, der muß bei seinem Ambos seyn und seiner Schmiede warten, und wird matt vom Feuer und arbeitet sich müde über der Esse" u. s. w. u. s. w. Für alle solche kommen die Mängel der Lutherischen Uebersetzung kaum in Betracht, während ihre Vorzüge ihnen in vollem Maaße zu gute kommen. Wer auf Erbauung im gewöhnlichen Sinne allein angewiesen ist, und auch der Gebildete, sofern er nur diese sucht, wird bei der Uebersetzung Luthers wenig verlieren oder vermissen. Der Verf. dieser Kritik hat manches Jahr seines Lebens auf die Auslegung der Psalmen verwandt, er hat ernstlich mit ihren Schwierigkeiten gerungen, er glaubt sie in einer großen Anzahl von Stellen besser zu verstehen, als Luther sie seiner Zeit verstehen konnte, es ist ihm nicht zweifelhaft, daß Luther durch unrichtige Auffassungen vielfach den Zusammenhang und Gedankengang

zerstört hat. Dennoch aber fällt es ihm gar nicht bei, im Hausgottesdienste seine eigne Uebersetzung zu Grunde zu legen, er hält sich einfach an Luther, im Interesse nicht blos der Erbauung seiner Hausgenossen, sondern auch der eignen. Und ähnliches werden alle im Glauben stehende Theologen bezeugen. Ich kenne keinen, der für seine eigne Erbauung der Uebersetzung Luthers glaubte entrathen zu können. Von einem seiner verehrten Collegen weiß der Verf., daß er auf allen seinen Wegen Luthers N. T. bei sich führt, trotzdem daß uns Bunsen von dem „überlieferten Texte des N. T., welchen Luther übersetzte, welchen er und Calvin erklärten" versichert: „Wir sagen gewiß sehr wenig, wenn wir behaupten, daß derselbe an vielen hundert Stellen falsch sey." Daß man sich vor einer Ueberschätzung des Buchstabens hüten muß, welche so leicht eintritt, wenn, wie bei B., das gelehrte Interesse das fromme überwiegt, zeigt recht deutlich die Thatsache, daß das N. T. der Alexandrinischen Uebersetzung des A. T., als der damals kirchlich recipirten, so weit folgt, als dies nur irgend angeht, und nur da in ihren Citationen von ihr abweicht, wo der eigentliche Nerv der Stellen durch sie verletzt worden ist. Wie weit diese Achtung vor dem einmal eingebürgerten geht, das erhellt daraus, daß das N. T. im Einklange mit der Alex. Uebers. überall in den Anführungen aus dem A. T. den Jehovahnamen meidet und dafür „der Herr" setzt, obgleich doch zu Tage liegt, daß dies nicht eine angemessene Uebersetzung des Namens ist und daß die Beseitigung desselben nicht auf probehaltigem Grunde beruht.

Freilich, das ist richtig: Jeder Gebildete soll nicht bei dem bloßen erbaulichen Gebrauche der heiligen Schrift stehen bleiben, er soll auch über die heilige Schrift sinnen, soll in ihren Zusammenhang eindringen, soll sich die von Beroe zum Muster nehmen, welche täglich in der Schrift forschten, ob sich's also hielte. Auf solchem Forschen in der Schrift ruht großer Segen. Es bewirkt, daß die Seele mit vielen Haken und Klammern an die göttliche Wahrheit gefestigt wird. Es ist gegen die Weltbildung und das Heer von Zweifeln, die in ihrem Gefolge sind, eine unentbehrliche Waffe. Für diese Art der Beschäftigung mit der Schrift ist Luthers Uebersetzung um so weniger ausreichend, da sie sich nothwendig auf das Ganze des heiligen Buches beziehen muß. Schon die schwereren Bücher des N. T., wie der Brief an die Römer, bieten da manche Anstöße dar. Bei den schwereren Büchern des A. T., wie z. B. bei Hiob und Jesaias, häufen sich diese Anstöße so, daß man gar leicht ermüdet und verzweifelt. Da ist nun kein anderer Rath, als daß man sich neben Luthers Uebersetzung eine der neueren Revisionen derselben anschafft. Unbedingt die beste unter diesen ist die: Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift A. und N. T. Doctor Martin Luthers Uebersetzung nach Dr. J. F. v. Meyer nochmals aus dem Grundtexte berichtigt von Dr. R. Stier. Mit Beigabe der Apokryphen, Bielefeld 1856. Die Berichtigung von Luthers Uebersetzung ist eine schonende, das Neue ist mit gutem Tacte dem Alten angepaßt und durch das Ganze geht der Hauch eines der Bibel befreundeten Gemüthes, dessen Fehlen z. B. die Uebersetzung des von Zweifelmuth zerfressenen De Wette so ungenießbar macht. Im Einzelnen möchte man freilich gar Vieles anders wünschen. So wenig auch Commissionsarbeit auf diesem Gebiete taugt, so wäre doch eine Revision der von Einem Manne vollbrachten Arbeit gar sehr zu wünschen, welche dem zu starken Hervortreten der Individualität Schranken setzte und so eigenthümlich Stierische Gedanken, wie z. B. der: „wer sein Feld baut, ist ein König", Pred. Sal. 5, 8, ausmärzte.

Diejenigen, die einen anderen Weg einschlagen, die Lutherische Uebersetzung beseitigen wollen, haben wohl schwerlich eine klare Einsicht in die Tragweite und die Folgen ihrer Bestrebungen.

So bedeutend auch die Fortschritte sind, welche die Auslegung der Schrift seit drei Jahrhunderten gemacht hat, und vor Allem in der Zeit, welche man als die der orthodoxen Barbarei zu verschreien so bemüht ist, im 17. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 18ten, so ist doch unsere Zeit für die Veranstaltung einer neuen Bibelübersetzung in keiner Weise geeignet. Die Winde der Lehre gehen von allen Seiten, der Zeitgeist und die Weltbildung üben den mannigfachsten Einfluß auf die Auslegung aus, es fehlt der sichere biblische Tact, der nur in einer Kirche sich ausbilden kann, die im Glauben an das Wort Gottes einmüthig ist. Die Auslegung ist in den Fesseln der Subjectivität, in einem solchen Grade, daß zahlreiche Ausleger, die mit Allem ausgerüstet sind, was zur Uebung der Exegese als Kunst gehört, doch selbst was die gemeine Richtigkeit betrifft, Luther nicht übertreffen, vielmehr hinter ihm zurückstehen würden. Es fehlt ferner an Achtung gebietenden Autoritäten, welche einer guten Arbeit, auch wenn sie zu Stande gekommen wäre, Eingang verschaffen könnten. Die kirchlichen Behörden können in dieser Beziehung nur wenig leisten. Das durch langjährige unkirchliche Haltung verlorene Vertrauen können sie nur gar langsam wiedergewinnen. Ein einzelner Theologe, der eine Stellung gleich der Luther hätte, ist nicht im Entferntesten vorhanden.

Man hüte sich doch, daß man nicht unsicher macht, was man nicht bessern kann. Die Lutherischen Theologen haben auch in der Zeit der strengsten Herrschaft der Orthodoxie stets eine durchaus freie Stellung gegen Luthers Uebersetzung eingenommen, eine ganz andere wie die Römische Kirche nach dem Vorgange des Tridentinischen Concils gegen die Vulgata. Nicht nur die gelehrte Exegese geht völlig unabhängig ihren Weg, auch in der Predigt gab man oft Berichtigungen der Lutherischen Uebersetzung aus dem Grundtext. Daß dieser maßgebend sey, die Uebersetzung nur ein der Verbesserung bedürftiges Menschenwerk, war eine nicht blos den Theologen, sondern der ganzen Kirche geläufige Anschauung. Dennoch aber dachte man nicht daran, die lutherische Uebersetzung zu beseitigen. Man wußte was man an ihr hatte, eine der edelsten Gnadengaben, welche Gott der Kirche Deutscher Zunge anvertraut hatte, die einzige Uebersetzung, die neben der Vulgata und in noch höherem Grade wie diese in

einem gewissen Sinne auf Inspiration zurückgeführt werden kann, die nicht ein bloßes im Schweiße des Angesichtes zu Stande gekommenes Erzeugniß der Schriftgelehrsamkeit ist, sondern aus einem besonderen und hohen Charisma geflossen. Was die ältere kirchliche Theologie ehrerbietig conservirt hat, daran dürfen wir uns um so weniger vergreifen, da nach muthwilliger und frevelhafter Zerstörung so mancher Bande, wodurch früher die Kirche zusammengehalten wurde, die Lutherische Uebersetzung als das gebliebene Band der Einigung bedeutend im Werthe steigen muß. Es wäre ein schweres göttliches Gericht, wenn es auch hier hieße: „Wohlauf laßt uns hernieder fahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme." Bräche dieß Gericht ein, so würde von neuem das: „Also zerstreute sie der Herr, daß sie mußten aufhören die Stadt zu bauen" wahr werden.

Ihrer Substanz nach wird die Uebersetzung Luthers so lange bleiben als es eine Evangelische Kirche Deutscher Zunge gibt. Daß zu der Wahrheit im Ganzen die Richtigkeit im Einzelnen komme, dafür zu sorgen ist eine Aufgabe für die Kirche der Zukunft. Wir sollen nicht selbst diese Aufgabe lösen, wir sollen nur eifrig danach streben, daß wir ihre Lösung vorbereiten, durch ernste Betreibung der exegetischen Studien, durch sorgfältige Pflege alles dessen, was geeignet ist die Einheit im Geiste herbeizuführen, durch gründliche Ausrottung alles rationalistischen Wesens.

Gesetzt aber auch, es wäre jetzt an der Zeit, Luthers Uebersetzung zu bessern, so steht doch jedenfalls das fest, daß Bunsen weder dazu der Mann ist, noch zur Abfassung eines Commentars über die Bibel für die Gemeinde.

Die Grundbedingung für das Gelingen aller solcher Bestrebungen ist, daß man eine tiefe und innige Ueberzeugung von der Göttlichkeit der heiligen Schrift, von der unbedingten Zuverlässigkeit derselben, und von der Wahrheit der in ihr enthaltenen Lehre habe. An dieser Ueberzeugung fehlt es zu unserm tiefen Bedauern Bunsen völlig. Seine Stellung zur heiligen Schrift ist wesentlich keine andere, wie die des Rationalismus. Danach wird sein Werk keinen Bestand haben können. Alle aus solchem Geiste hervorgegangene Schriften können höchstens momentanes Aufsehen verursachen, und fallen alsbald der Vergessenheit anheim. Die exegetischen Schriften der Socinianer, die Wertheimer Bibel, die Leistungen eines Semler, Paulus und ihrer exegetischen Zeitgenossen sind schon ganz verschollen, verachtet auch in den Augen derjenigen, die mit ihren Verfassern auf gleichem Grunde der Gesinnung stehen. In dem Schicksal, das sie und alle ihnen Gleichgesinnten betroffen, kann Bunsen die Weissagung des seinigen erblicken. Der Geist der Hingebung an die heilige Schrift, wie er z. B. in einem Bengel vorhanden war, das ist das erste Erforderniß für exegetische Schriften von bleibender Bedeutung. Daß dieses bei B. nicht zu finden ist, das müssen wir um so mehr hier eingehender nachweisen, da er es liebt Versteck zu spielen, da die betreffenden Aeußerungen ziemlich dunkel gehalten sind und hier und da zerstreut vorkommen, und da ein gewisser hier zur Schau getragener wissenschaftlicher Enthusiasmus für die Bibel unerfahrene Leser leicht blenden könnte.

Die der heiligen Schrift in 2. Tim. 3, 16 beigelegte göttliche Eingebung, Theopneustie, erklärt B. S. 59 für „eine bildliche Ausdrucksweise" und meint „sie müsse nach der Stufe des Jüdischen Gottesbewußtseyns erklärt werden" (sic). Der sachliche Gehalt soll nur die Erbaulichkeit seyn. Dabei wird übersehen, daß die Erbaulichkeit ja vielmehr aus der Theopneustie gefolgert wird: jede von Gott eingegebene Schrift ist (als solche, eben deshalb) auch nützlich u. s. w. Und ferner wird ignorirt, daß von einer bildlichen Ausdrucksweise hier schon deshalb nicht die Rede seyn kann, weil in der Zeit da der Brief geschrieben wurde und unter den ersten Lesern desselben die göttliche Eingebung im vollsten und eigentlichsten Sinne angenommen wurde, so daß Paulus erwarten mußte, nicht bildlich sondern eigentlich verstanden zu werden. Die Inspiration im vollsten Sinne bekennen die Apokryphen, z. B. das Buch Baruch, welches in C. 4, 1 die heilige Schrift als das Buch von „den Geboten Gottes" bezeichnet, ebenso Philo und Josephus, welcher letztere in der Schrift gegen den Apion in B. 1. C. 8. sagt, allen Juden sey gleichsam angeboren die Ueberzeugung, daß der Inhalt der heiligen Bücher Gottes Wort sey, und daß man dafür, wenn es Noth thue, das Leben opfern müsse.

„Jeder Mensch — meint B. S. 95 — welcher in christlicher Gemeinschaft lebt und sich ihrem Einflusse nicht entzieht, findet in der Schrift etwas, wodurch er sich der Allgemeinheit und Göttlichkeit seines Glaubens an Gewissen und Vernunft bewußt wird." Danach hat die heilige Schrift, das Wort des lebendigen Gottes, welches unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unseren Pfaden seyn soll, das „sichre Schloß gejagter Seelen," wohin sie sich zurückziehen, wenn die Winde menschlicher Meinungen von allen Seiten wehen, nur in so fern Bedeutung, als der Mensch darin die paar ärmlichen Gedanken seiner natürlichen Vernunft wiedersindet, und sich freut diese alten Bekannten, diese seine lieben Hausgenossen wieder anzutreffen. Das sind die wenigen Körner, die darin unter einem Wuste von Spreu begraben liegen. Da haben wir ganz die Stellung, die der ältere Rationalismus zur heiligen Schrift einnahm. Im Sinne desselben redet B. S. 25 von einer „ernsten Philosophie" — er meint die Kants und seiner Nachfolger —, welche die gottlose Scheidewand zwischen Religion und Vernunft aufhob." Mit ihm theilt er die Pelagianische Verblendung, den Wahn der menschlichen Vortrefflichkeit, dessen nothwendige Folge die Gleichstellung der menschlichen Vernunft mit der heiligen Schrift, ja die Ueberordnung derselben ist. Die Bibel ist ihm Product der menschlichen Natur, und es ist natürlich, daß diese im Verlaufe der Zeit sich weiter entwickelt, da das Vollkommene sich erst am Ende der Entwickelung findet. Die Gemeinde, wird S. 9 gesagt „ist und bleibt bis ans Ende aller Dinge oberster Träger und Ausleger dieses Wortes Gottes (solcher unwahrhaftigen Ausdrücke sollte B. sich billig enthalten) durch

Beilage.

die Zustimmung oder Ablehnung ihres Gewissens. Denn so wichtig auch das geschichtliche Zeugniß von Christus ist, so ist und bleibt doch das Höchste das Zeugniß des Geistes," das natürlich in der Gegenwart ganz besonders in B. „persönlich" geworden ist. „Gott — meint er eben daselbst — schreitet fort auf der Erde mit dieser Gemeinde und in dieser Gemeinde: selbst gemachte Körperschaften und ihre Satzungen (wie z. B. die Evangelische Kirche mit ihrer Lehre von der heiligen Schrift als dem wahrhaftigen Worte Gottes) sind nur Uebergänge." „Das freie Walten des Geistes in der freien Bibelgemeinde" ist nach S. 11 jetzt die Parole. Die Bibel wird nach S. 97 — gemeindliches Leben: der persönliche Sohn Gottes wird Geist der Gemeinde: der Geist Gottes wirkt in diesem Sohne und durch diesen Sohn. Die Bibel lehrt und richtet, aber in der Gemeinde, durch die Gemeinde." Die Bibel und der „persönliche Sohn Gottes" haben der Gemeinde einen kräftigen Anstoß gegeben, aber was aus der Gemeinde hervorgegangen, hat sich wieder in dieselbe aufgelöst. Von einer Autorität, von einer Unterordnung kann nicht ferner die Rede seyn. An der rationalistischen Behandlung der Weissagungen Christi und der Propheten des A. B. weiß B. S. 110 nur das Eine auszusetzen: „Jene Ausleger kannten und glaubten nicht eine vorschauende und ahnende Kraft der Menschenseele. Tiefere Beobachtungen und Forschungen haben gelehrt, daß diese gewöhnlich nur als krankhafte oder täuschende Erscheinung sich darstellt, aber tief im Wesen der Seele begründet und durch die Erfahrungen aller Völker ebenso sattsam bezeugt ist als durch die Bibel." Die Weissagung wird hier ganz aus einer menschlichen Causalität abgeleitet, auf eine menschliche Vorahndung zurückgeführt.

„Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben," das ruft die vorzugsweise auf das Wort gegründete Kirche im lauten volltönigen Chorus solchem Beginnen entgegen. „Wir glauben, lehren und bekennen, daß die ewige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden sollen, sind allein die prophetischen und apostolischen Schriften Altes und Neues Testaments, wie St. Paulus spricht: Wenn ein Engel vom Himmel käme und predigte anders, der soll verflucht seyn." Bei B. aber findet ein seltsamer Widerspruch statt zwischen seiner Grundanschauung von der Schrift und seinem Unternehmen. Diejenigen, welche jene Grundanschauung von vornherein theilen oder von ihm adoptiren, (die Anderen werden sich sogleich mit Abscheu von seinem Buche abwenden, und zugleich mit tiefer Trauer, das es so weit kommen konnte), werden sicher nicht geneigt seyn, mit ihm den langen Weg durch eine sechszehn Bände durchzumachen, und Genossen der Freude zu seyn, die ihm sein Conjecturenspiel und die Ausübung seiner Function als praeceptor Germaniae bereitet. Wer von vornherein überzeugt ist, daß die Bibel ihm nichts weiter darbieten kann, als was kurz und gut in dem Liedlein: „Ueb immer Treu und Redlichkeit" gesagt ist, der wird gar bald geneigt seyn zu sprechen, was die zu einem Mahle geladenen Gäste in Arabien zu ihrem Wirthe sagen, wenn sie genug haben: mein Bauch ist voll, ich bitte dich, entlasse mich. Bei dem ersten Bande wird in Folge der Anpreisungen in der Volkszeitung und ähnlichen Blättern, der Anstrengungen des betriebsamen Verlegers, der Popularität, die B. als Vorkämpfer der „Aufklärung" sich erworben hat, die Zahl, wenn auch nicht der Leser, doch der Käufer, vielleicht eine ziemlich bedeutende seyn, beim sechszehnten wird wohl Niemand mit dem Verleger nach der Rechnung der Ausgabe und Einnahme theilen mögen. Es wird da heißen: Der Rest der Bäume seines Waldes wird gering seyn und ein Knabe wird sie aufschreiben.

Im Einklange mit jenen allgemeinen Aeußerungen Bs. über seine Stellung zur heiligen Schrift stehen seine einzelnen Urtheile über die Aechtheit der biblischen Bücher, und die Glaubwürdigkeit ihres Inhaltes, so wie über die in ihnen enthaltenen Lehren.

Was das Erstere betrifft, so erhebt B. seine Hand sogleich gegen das Fundament des Domes der heiligen Schrift, gegen die Bücher Mose's. In Bezug auf das 5. Buch Mose's sagt er S. 58.: „Bei solchen Umständen kann also die Frage nicht abgewiesen werden; ob die Einführung des Moses als des Redenden nicht ebenso wohl Form der Einkleidung einer Privatschrift sey, seitens des offenbar frommen und geisterfüllten Verfassers, wie die des Königes Salomo im Prediger. Die Frage erscheint um so zulässiger für die Einen und um so unabweisbarer für die Anderen als Moses Tod und Bestattung in demselben Buche erzählt werden." Es heißt in 5. Mos. 18, 20: „Der Prophet, welcher sich erfrecht zu reden ein Wort in meinem Namen, was ich ihm nicht geboten zu reden — ein solcher Prophet soll sterben." In diesen Worten hätte sich der Verf. des Buches selbst sein Urtheil gesprochen, wenn er gethan, was B. ihm hier Schuld gibt. Wenn dieser den Betrug zu verschleiern sucht, und von einer bloßen „Form der Einkleidung" redet, so ist dies, wie so vieles Andere in Bs. Buche ein Anachronismus, der sich nur daraus erklärt, daß B. Deutschland verlassen hat, als der an solchen unhaltbaren Vermittelungen reiche ältere Rationalismus noch blühte, und nun, nach vierzigjähriger Abwesenheit dorthin zurückgekehrt, wähnt noch mit jenen Halbheiten auftreten zu können. Daß wir jetzt darüber hinaus sind, zeigt in dem vorliegenden Falle z. B. die Aeußerung von Riehm in der Schrift: Die Gesetzgebung Mosis im Lande Moab, Gotha 54. S. 113: „An und für sich ist diese schriftstellerische Fiction nichts Tadelnswerthes. Es ist aber zwischen jenem und unserm Fall der Unterschied, daß der

Verfasser des Predigers, wenn er Salomo redend einführt, keinen bestimmten praktischen Zweck bei seiner Fiction im Auge hatte, daß seine Fiction lediglich eine poetische ist, daß dagegen der Verfasser des Deuteronomiums — bei seiner Fiction die Absicht hatte, dadurch dem neuen Gesetzbuche Anerkennung zu verschaffen. Diese Absicht stellt die Sache freilich anders." Das Verfahren des „Deuteronomikers" erscheine als „etwas unlauter." Nur dürfe man ihn nicht — dies kleine Mäntelchen wird auch hier noch umgeworfen — „der bewußten Befolgung der Jesuitischen Maxime, daß der Zweck die Mittel heilige, und der bewußten Absicht zu betrügen anklagen." Wenn B. zum Erweise der Unächtheit des Deuteronomiums geltend macht, daß in diesem Buche Mose's Tod und Bestattung erzählt werden, so kann das nur auf Unkundige einen Eindruck hervorbringen. B. weiß ohne Zweifel recht wohl, daß der Schluß der eigenhändigen Arbeit Mose's in C. 31, 24 — 26: „Und es geschah, nachdem Moses vollendet hatte aufzuschreiben die Worte dieses Gesetzes auf ein Buch, bis zu Ende" u. s. w., ausdrücklich bezeichnet wird. Darin liegt erstens, daß Moses alles Vorhergehende bis zu diesem V. schrieb, und zweitens, daß er von nun an nichts weiter schrieb, was sich auch schon von selbst versteht, da er das Gesetzbuch nun ganz aus der Hand gab. Den Schluß der eigenhändigen Arbeit Mose's bilden somit die Worte in V. 23: „Und Mose befahl Josua dem Sohne Nun, und sprach: Sey getrost und unverzagt; denn du sollst die Kinder Israel ins Land führen, das ich ihnen geschworen habe, und ich will mit dir seyn," an welche das Buch Josua unmittelbar anknüpft.

B. bleibt aber nicht bei dem 5. B. Mose's stehen, nach S. 59 gehört das Ganze der Bücher Mose's einer sehr späten Zeit an. Welche Stellung er zu der Glaubwürdigkeit dieser Bücher einnimmt, das erhellt schon daraus, daß er die vierzig Jahre des Zuges durch die Wüste ohne weiteres über Bord wirft und ihnen eine vierjährige Dauer des Zuges substituiren will (S. 126. 224). Seine Behauptung, „die unabweisbaren Thatsachen der Aegyptischen und Assyrischen Zeitbestimmungen und Denkmäler machen es gradezu unmöglich, eine vierzigjährige Dauer des Zuges anzunehmen", wird nur solchen imponiren, die nicht wissen, bis zu welchem Grade der Verf. unter der Herrschaft seiner eignen Einfälle steht, wie wenig er fähig ist, Gegebenes und Ersonnenes, Thatsachen und seine eignen Hypothesen darüber zu unterscheiden. In der ganzen gelehrten Welt ist das bekannt und anerkannt, und in der ungeschriebenen Tradition steht das Urtheil in dieser Beziehung, in Deutschland und in England (Oxford) in einer Weise fest, von der B. selbst keine Ahnung hat. Wie ernst es mit den vierzig Jahren in den Büchern Mose's gemeint ist, daß die Zahl nicht etwa als eine runde betrachtet werden darf, zeigen Stellen wie 5 Mos. 1, 3, wo der erste Tag des 11. Monates im 40. Jahre erwähnt wird. In den übrigen Büchern des A. T. wird nicht blos in der von B. angeführten St. Ps. 95, 10 auf diese vierzig Jahre Beziehung genommen, sondern auch in der allerersten Zeit der geschriebenen Prophetie bei Amos in C. 2, 10. 5, 25, dann in Jos. 5, 6. Was Caleb in Jos. 14, 7. 10 über sein Alter sagt, dient der im Pentateuch an den verschiedensten und entlegensten Stellen vorkommenden Angabe der vierzigjährigen Dauer des Zuges zur Bestätigung. Die Leichtigkeit, mit der B. sich über solche Angaben der Bücher Mose's hinwegsetzt, sobald sie seinen Hypothesen im Wege sind, steht in seltsamem Contrast mit der Anerkennung, welche jetzt diesen Büchern überall von der ernsten wissenschaftlichen Forschung gewährt wird. Um aus vielen Belegen nur einen anzuführen, Prof. K. B. Stark sagt in der Untersuchung über die Quellen der philistäischen Urgeschichte, in dem Werke: Gaza und die philistäische Küste, Jena 1852, S. 54: „Immer aber müssen hier in erster Linie die einfachen, nackten Berichte jener Theile der Mosaischen Bücher gestellt werden, die eine gemeinsame Erinnerung einer großen Völkerfamilie in wunderbarer Treue und Einfachheit bewahrt haben, deren historische Wahrheit auch die strenge Forschung der Neuzeit nur mehr ins Licht gesetzt hat." Die Anerkennung, die dieser solide Forscher den beiläufigen Angaben der Mosaischen Bücher über Auswärtiges gewährt, will Bunsen ihnen auf ihrem eigenthümlichen Gebiete entziehen. Er schlägt aber damit nicht ihrer, sondern nur seiner eignen Glaubwürdigkeit eine Wunde.

Wenn ihr Mosi glaubet, so glaubet ihr auch mir — spricht unser Herr — denn er hat von mir geschrieben. Dies Wort kann auch umgekehrt werden Man kann nicht an Christum glauben, ohne zugleich Mosi zu glauben, denn Christus hat den Schriften Mosis sein Siegel aufgedrückt. Er könnte sich nicht auf sein Zeugniß berufen, wenn er nicht in ihm einen Gesandten Gottes, in seinen Büchern den urkundlichen Bericht über seine Wirksamkeit erkännte.

Auch gegen die Glaubwürdigkeit des Buches der Richter wagt B. einen Angriff. Die runden Zahlen dieses Buches (von 20 . 40 . 80 Jahren) sollen „auch hier einer volksmäßigen Darstellung angehören, für welche das Urkundliche fehlt." Die ganze Dauer der Richterperiode will B. auf 187 Jahre beschränken. Der Grund, auf den er sich stützt, ist ein wahrhaft verwunderlicher. „Wollte man — meint er — alle diese Zahlen zu Einer Summe vereinigen, so würde man eine abentheuerliche (!) Zahl erhalten für einen Zeitraum, aus welchem nichts Thatsächliches berichtet wird, welches nicht ebenso gut im dritten und vierten Theile der Zeit sich hätte ereignen können." Wie würde der empfangen werden, der mit solchen Argumentationen auf dem Gebiete der Profangeschichte sich blicken ließe! Hier aber sind sie um so weniger angebracht, da der Verfasser des Buches der Richter nicht Geschichte überhaupt schreibt, sondern Geschichte von einem ganz bestimmten, in der Einleitung klar dargelegten Gesichtspunkte aus, für den längere Zeiträume vielfach nur sehr sparsames Material darbieten mußten. Wer solches sagen kann, zeigt, daß er überhaupt in das Wesen heiliger Geschichte gar geringe Einsicht hat. Daß die runden Zahlen in der Hauptsache für geschichtliche zu halten sind, die Zahl 40 z. B. nur

gesetzt wurde statt 39 oder 41, das erhellt daraus, daß diese runden Zahlen in stetem Wechsel vorkommen mit den bestimmten, die B. selbst für historisch erklärt und daß sich unter diesen bestimmten Zahlen solche finden, die den runden sehr nahe kommen, z. B. 18 . 22. Die von B. erfundene Chronologie scheitert aber schon an Richt. 11, 26, wo sich Jephta gegen die ins Land gefallenen Ammoniter darauf beruft, daß die Israeliten bereits 300 Jahre Hesbon Aroer und die am Arnon liegenden Städte besaßen — ganz im Einklange mit der Summe, die wir erhalten, wenn wir die runden Zahlen und die bestimmten zusammenrechnen, wobei zu bemerken, daß ein in der bereits bezeichneten Weise eng begränztes, abrundendes Verfahren, wenn es durch einen längeren Zeitraum fortgesetzt wird, im Wesentlichen ein gleiches Resultat ergibt, als wenn immer bestimmte Zahlen gesetzt werden. Dann scheitert B.'s Hypothese auch an der chronologischen classischen Stelle 1 Kön. 6, 1. Dort werden 480 Jahre gerechnet von dem Auszuge aus Aegypten bis zu Salomo's Tempelbau. Damit steht die Chronologie des Buches der Richter völlig in Einklang, wenn nur angenommen wird, daß der erste Abfall und die erste Strafe schon bald nach Josuas Tode eintraten und wenn ferner die durch Richt. 10, 7 bezeugte Gleichzeitigkeit der Philistäischen und der Ammonitischen Invasion erkannt wird. B. freilich wird mit solchen Einwürfen gar leicht fertig. Er hat keine Ahndung von der Solidität der biblischen chronologischen Angaben und ihrem kettenartigen Ineinandergreifen, trotz ihrer scheinbaren Zufälligkeit, keine Ahndung auch von dem Ernste und der Gründlichkeit der Forschung, die diesen Angaben zugewandt worden ist, die bedeutendsten chronologischen Leistungen sind ihm unbekannt geblieben. Es fällt ihm also nicht ein, sich durch solche Stellen wie 1 Kön. 6, 1 und durch das, was Gelehrte, die hoch über ihm stehen, zu ihrer Rechtfertigung gesagt haben, in seinem Laufe aufhalten zu lassen. Daß aber mit solchen kühnen Griffen hier nichts ausgerichtet ist, möge gegen ihn der rationalistisch gerichtete Verfasser des neuesten Commentares über die Bücher der Könige bezeugen. Thenius bemerkt zu 1 Kön. 6, 1: „Es ist aber auch kein Grund vorhanden, die Geschichtlichkeit der Zahlangabe unsers Textes zu bezweifeln, es spricht vielmehr Alles für diese Geschichtlichkeit. Wo zugleich das Jahr und der Monat der Regierung des bezüglichen Königes bemerkt ist, da wird wohl auch die Hauptzahl auf etwas mehr als Computation beruhen" u. s. w.

Ueber das Buch der Sprüche Salomo's läßt sich B. also vernehmen (S. 55): „Gewöhnlich heißt diese ganze Spruchsammlung von der Ueberschrift des ersten Capitels (?) „Sprüche Salomo's", aber jedenfalls wurden die Sprüche, welche im 25. Cap. anfangen, erst drei Jahrhunderte später gesammelt, unter Hiskia. Von diesen Sprüchen nun heißt es, daß auch sie Sprüche Salomo's seyen. Aber auch andere Sprüche werden schon im Eingange des Buches (1, 6) angekündigt: und solche Worte der Weisen treten wirklich 22, 17 ein und 24, 23 kommt die Bezeichnung gradezu als Ueberschrift vor. Nach diesem Capitel kommt jene Ueberschrift des Cap. 25 von einer neuen

Sammlung salomonischer Sprüche, welche aber nur bis zum Ende des 29. Capitels geht. Dann folgen Cap. 30 die sehr eigenthümlichen Worte Agurs, des Sohnes Jake. Hierauf endlich als Schluß Cap. 31. — — In dieser Spruchsammlung haben wir also wieder ein Beispiel, erstlich des durch und durch urkundlichen Charakters (?) der Bibel, zweitens auch jener einzigen Herrlichkeit der Bibel, vermöge welcher der Geist Gottes nicht auf einzelnstehende Personen beschränkt war, vielmehr sich als religiöser Geist der Gemeinde durch viele Jahrhunderte bewährte, und in der Einheit des ursprünglichen Gottesbewußtseys sich durch tausend Jahre hindurch offenbarte."

Diese längere Stelle mag als Probe dienen des unklaren, unbehülflichen, nachlässigen Styles, in dem das ganze Werk geschrieben ist. Wir würden die arme „Gemeine" bedauern, wenn sie in dieser Schule lernen müßte, wenn ihr nicht glücklicher Weise noch die Freiheit gelassen wäre, sich diesem Unterricht zu entziehen. Wir behaupten, Niemand, der nicht schon vorher weiß, um was es sich handelt, was und womit bewiesen werden soll, wird es aus solcher Rede lernen. Gut geschriebene, eigentlich gelehrte Werke sind auch für den Laien zugänglicher, als dies Erzeugniß, das es so gar nicht versteht, sich auf den Standpunkt derer zu versetzen, die es belehren will.

Es ist ein gewöhnlicher Kunstgriff des älteren Rationalismus, daß er vorgibt, die „Herrlichkeit der Bibel" ins Licht zu stellen, wenn er ihr einen Schlag versetzen will. So wird auch hier verfahren. Der Verf. wird in Bezug auf die Sprüche von demselben Geist geleitet, der in der Französischen Revolution den Antrag hervorrief, die Kirchthürme abzutragen, er huldigt dem geschichtlichen Communismus, es ist ihm unangenehm, daß in den Sprüchen das Denkmal Eines hohen Geistes vorliegen soll; im Vorspiele desjenigen, was er nachher an Christo vr-e übt, den er seiner Gottheit entkleidet, damit er auf gleiches Niveau mit den bloßen Menschen herabgedrückt werde, will er das Eigenthum dieses Einen Geistes unter die Gemeinde vertheilen. Daß das Buch diesem Bestreben auf das Entschiedenste entgegentritt, daß diese Behauptung den „urkundlichen Charakter" der Bibel zerstört, sucht er zu verhüllen, ja er sucht aus dem Buche selbst zu beweisen, daß es sich als ein Erzeugniß der Gemeinde darstelle und gibt sich das Ansehen eines Kämpfers für den urkundlichen Charakter der Bibel.

Der Sachverhalt ist einfach folgender. Es ist jetzt in der Wissenschaft zur allgemeinen Anerkennung gelangt, daß die Sprüche nicht ein naturwüchsiges Product des Volksgeistes sind, sondern Erzeugniß der Reflexion und Kunst. Damit ist unmittelbar gegeben, daß Ein Mann hohen Geistes ihr intellectueller Urheber seyn muß, wenn man auch noch immer zweifeln kann, ob diesem alles Einzelne unmittelbar angehört. Ewald sagt in dieser Beziehung: „Vor allem ist hier zu bedenken, daß hier keine Volkssprüche gesammelt sind, sondern Sprüche mit Kunst gefertigt, und zwar nach einem ganz eigenthümlichen, durchgängigen Kunstgesetze. Eine so bestimmte Ausprägung der Kunst entsteht aber nicht so zufällig, sondern ihre Veranlassung muß in dem

Reichthume und den Bedürfnissen einer bestimmten Zeit, ihre Schöpfung in der geistigen Kraft Eines Mannes dieser Zeit liegen: denn es mag Alles zu einem bestimmten Fortschritte der Kunst bereit liegen, aber den Muth und die Kraft, ihn zu thun, hat nur Einer." Daß aber Salomo das ganze Buch, mit alleiniger Ausnahme der beiden Anhänge in C. 30. 31 allein angehört, das erkennen wir aus den bestimmten Aussagen des Buches selbst.

Den ersten Theil bilden die ersten 24 Capitel. Diesem gehört die an der Spitze stehende Ueberschrift an: „Das sind die Gleichnisse Salomo's, des Sohnes Davids, des Königes in Jerusalem", deren Gebiet so weit gehen muß, bis die neue Ueberschrift in C. 25, 1 folgt, die sich auf diese erste zurückbezieht. Auf die Ueberschrift folgt in C. 1, 2—7 eine Erläuterung derselben, welche die Bestimmung der Sprüche angibt und ihr Wesen erörtert. Dann bis zu Ende von C. 9 der Eingang, der in zusammenhängender Rede die Weisheit empfiehlt und abmahnt von der Thorheit, die hier als die Fremde, die Ausländerin, die Buhlerin der von oben herabgekommenen einheimischen Weisheit als der rechtmäßigen keuschen und sittsamen Gemahlin entgegentritt. An den Eingang schließt sich in C. 10, 1—22, 17 die Hauptmasse, eingeleitet durch die Ueberschrift: „Die Sprüche Salomo's", in der durch die Sprüche im engeren Sinne die Einzelsprüche bezeichnet werden, im Gegensatze gegen die zusammenhängende Rede des Einganges. Aus solchen Einzelsprüchen besteht dieser Theil durchgängig. Auf die Hauptmasse folgt in C. 22, 17—24, 22 der dem Eingange correspondirende Schluß, in dem die ermahnende Art desselben und die herzliche Anrede: „mein Sohn" wiederkehrt, und ebenso der durch ganze Reihen von Versen hindurchgehende Zusammenhang, ähnlich wie in dem alphabetischen Ps. 37 die objectiv gehaltenen vereinzelten Sentenzen, welche die Hauptmasse bilden, eingefaßt sind von einem paränetisch gehaltenen und in sich zusammenhängenden Eingang und Schluß. An den Schluß wird noch ein Anhang hinzugefügt, beginnend mit den Worten: „auch dies ist von Weisen", auch dies sind Weisheitssprüche. Das Organ der Weisen, ihr Sprecher ist auch hier Salomo. Erläuternd ist C. 22, 17: „neige dein Ohr und höre die Worte der Weisen, und habe Acht auf meine Erkenntniß." Auch schon in C. 1, 6 hatte Salomo seine Worte als Worte der Weisen bezeichnet. Das sind die Stellen, auf deren zuversichtliche Mißdeutung B. seine Behauptung der Vielheit der Verfasser gründet. Diese Mißdeutung scheitert an den ausdrücklichen Bezeugungen Salomo's als des alleinigen Verfassers, welche das Buch darbietet. Ganz entsprechend ist es, wenn Jesaias in C. 44, 26 in Ankündigung der bevorstehenden Erfüllung seiner eignen Weissagung sagt: Gott werde den Rath seiner Boten vollführen, als deren Sprecher nämlich Jesaias aufgetreten ist, wenn die Ueberschrift der Apokalypse lautet: „Offenbarung Jesu Christi, die ihm Gott gegeben hat, seinen Knechten zu zeigen, was in der Kürze geschehen muß, und er hat es angezeigt durch seinen Engel, den er gesandt, seinem Knechte Johannes", wo die Knechte die Gattung der Propheten sind, der Knecht Gottes Johannes das Individuum, welches hier die Gattung repräsentirt. Vgl. noch Apoc. 22, 6. Matth. 9, 8.

Bei diesem ersten Theile, C. 1—24, kann offenbar die Sammlung nicht von der Abfassung geschieden werden. Da er ein organisches Ganzes bildet, so muß er in der vorliegenden Gestalt von Salomo herrühren, und daran zu zweifeln hat man um so weniger Grund, da Salomo im eigentlichsten Sinne Schriftsteller war. So gewiß Einleitung und Schluß eben Einleitung und Schluß sind, so gewiß auch sind sie für diese Partie von Haus aus geschrieben worden, und ist dies, so müssen auch die Einzelsprüche in der Mitte von ihrem Urheber Salomo selbst, so wie sie hier vorliegen, zusammengestellt seyn. Es liegt hier kein Aggregat vor, sondern eine einheitliche schriftstellerische Composition, die entweder ganz von Salomo herrühren oder ganz ihm untergeschoben seyn muß.

An diese ursprüngliche Salomonische Sammlung schließt sich nun in C. 25—29 eine zweite an mit der Ueberschrift: „Auch dies sind Sprüche Salomo's, welche hieher gesetzt haben die Männer Hiskia's, des Königes von Juda", d. h. die Hofgelehrten desselben. Diese gaben aus dem reichen Vorrathe desjenigen, was Salomo selbst nicht in seine Sammlung aufgenommen hatte, eine Nachlese von Solchem, was für alle Zeiten des Volkes Gottes von Bedeutung war.

Daß Salomo selbst der Urheber des in diesen beiden Sammlungen Enthaltenen ist, daß wir in denselben nicht Anthologieen aus den Erzeugnissen verschiedener Zeiten vor uns haben, wird durch die Ueberschriften bezeugt. Für C. 1—24 ist dies Zeugniß ein doppeltes. Außer der Ueberschrift in C. 1, 1 spricht für die Salomonische Abfassung auch C. 25, 1. Denn wenn es dort heißt: auch dies sind Sprüche Salomo's, so wird dadurch ausgesagt, daß alles Vorhergehende Salomo angehört.

Es liegen bedeutende Gründe vor, welche jene Angabe der Ueberschriften bestätigen und der rationalistischen Ansicht widersprechen, daß wir hier eine in später Zeit veranstaltete Sammlung der Erzeugnisse aus den verschiedensten Zeiten vor uns haben. In den heiligen Geschichtsbüchern wird Salomo als der höchste Inhaber aller Israelitischen Weisheit dargestellt. Nach 1 Kön. 5, 12 redete er speciell dreitausend Sprüche, mehr als das Dreifache der Sprüche, welche in unserm Buche enthalten sind. Während neben David mehrere andere berühmte Psalmensänger genannt werden, hat die Geschichte auch nicht den Namen eines einzigen berühmten Spruchdichters neben Salomo aufbewahrt. Wir haben also sicher keinen Grund, das Zeugniß der Ueberschriften für Salomo anzuzweifeln.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 7. Juli. № 54.

Noch einmal über Bunsens Bibelwerk.

(Fortsetzung.)

Von Bedeutung ist ferner die Thatsache, daß in den Sprüchen nirgends eine Warnung vor dem Götzendienste vorkommt, eine Spur von dem Zwiespalte, welcher gleich nach Salomo die Nation in zwei Parteien schied, überall die Religion Jehovas sich als unbedingt herrschend darstellt. Hand in Hand damit gehen die vielfachen Berührungen der Sprüche mit den Psalmen Davids und seiner Zeitgenossen und mit dem der Salomonischen Zeit angehörigen Buche Hiob, ebenso die Thatsache, daß die Sprache der Proverbien nirgends Chaldaismen, nirgends Spuren des eingetretenen Verfalls darbietet.

Daß die Hand B.'s sich auch an dem Buche Daniel vergreifen werde, mußte jeder erwarten, der seinen Standpunkt irgend näher kennt. Diesen hatte der Englische Geistliche Maurice wenig begriffen, wenn er ihn dem Vernehmen nach dringend warnte, in seinem Bibelwerke die Auctorität der zehn Gebote als von Gott auf dem Sinai gegeben in keiner Weise wankend zu machen, weil diese Auctorität brechen, die Grundlage der menschlichen Gesellschaft zerstören und Mord und Diebstahl einführen heiße. Von Gottes Wort im kirchlichen Sinne, von Inspiration, von Offenbarung kann bei B. gar nicht die Rede seyn. Es fehlen dafür alle Voraussetzungen, noch weit entschiedener wie bei dem Englischen Deismus, dem älteren Deutschen Rationalismus. Wo alles Uebernatürliche geläugnet wird, da kann die Aechtheit des Buches Daniel so wenig bestehen, wie die der Bücher Mose's. B. spricht sich darüber S. 44 also aus: „Es ist jedenfalls eine ganz offene Frage, ob das Auftreten Daniels, des hochberühmten heiligen Mannes, welchen Ezechiel unter den Duldern der Vorzeit zwischen Noah und Hiob nennt, in diesem Buche nur als eine Form anzusehen, wie im Prediger das Reden Salomo's, oder ob das Buch wirklich zur Zeit Nebucadnezars geschrieben sey. — — Die Annahme der Griechischen und Lateinischen Kirche hatte gleich beim Erwachen der Kritik so große Schwierigkeit, daß viele gläubige (!) und gewissenhafte (?) Männer sich davon lossagen mußten, um nicht in innere Lüge (!) zu verfallen. Die gleichzeitigen Urkunden Nebucadnezars in den Keilschriften machen sie jetzt für den Geschichtsforscher gradezu unmöglich. Die kirchliche Ansicht war eben ein Mißverständniß: die Aechtheit des Buches kommt dabei gar nicht in Frage. Das Buch ist uns so ächt und so rein erhalten, wie irgend ein anderes biblisches Buch: wir lesen es grade wie Christus es las. Das allein aber ist der Hauptpunkt bei der Aechtheit."

Was hier zuerst auffällt und was billig von allen Parteien in gleicher Weise verurtheilt werden sollte, ist das schleichende Wesen, die diplomatische Unwahrhaftigkeit, der Versuch, denjenigen in der „Gemeinde", welche noch nicht so weit fortgeschritten sind, daß sie dem Worte Gottes gradezu ins Angesicht schlagen mögen, Sand in die Augen zu streuen, wobei zugleich den in dem Sinne des Bibelwerkes Mündigen bedeutungsvoll zugewinkt wird. Unvermerkt wird der Frage nach der Aechtheit des Buches die über die unverfälschte Erhaltung des Textes untergeschoben; scheinbar harmlos wird es für „eine ganz offene Frage" erklärt, ob das Buch ächt sey, weil das Auftreten Daniels ja bloße Einkleidung seyn könne. Daß solches Versteckspielen jetzt nicht mehr an der Zeit, daß es ein Anachronismus ist, möge ein ehrlicher Gesinnungsgenosse, Hitzig, bezeugen: „Wenn — sagt dieser — die Bücher Koheleth und der Weisheit sich dem Salomo zusprechen, so sehen wir im Vornehmen solcher Maske lediglich ein schriftstellerisches Vehikel. Der Fall des Buches Daniel, setzt man anderweiten Ursprung desselben, ist ein verschiedener. Es ist alsdann eine untergeschobene Schrift und ihr Verfasser wollte die nächsten Leser täuschen." Das „Bibelwerk" ignorirt die offen vorliegende Differenz der prophetischen von jeder anderen Literatur, ignorirt, daß hier Alles auf den Verfasser ankam. Das Unterfangen des angeblichen Pseudodaniel wäre nach dem Mosaischen Gesetze ein todeswürdiges Verbrechen gewesen. Eine „offne Frage" ist die Aechtheit des Buches Daniel auch insofern nicht, als der Herr und seine Apostel, Der, welchen der Allmächtige der Kirche mit den Worten vorgestellt hat: „dies ist mein lieber Sohn, ihn höret", und diejenigen, zu denen das Wort des Herrn geschah: „wer euch höret, der höret mich", sich entschieden dafür ausgesprochen haben, so daß die Aechtheit Daniels angreifen zugleich heißt die Gottheit Christi und göttliche Erleuchtung seiner Apostel angreifen. Eine Hauptstelle ist hier Matth. 24, 15: „Wenn ihr nun sehet den Gräuel der Verwüstung, davon gesagt ward durch Daniel den Propheten, stehend an heiligem Orte (wer es liest, der verstehe es!) dann" u. s. w. Der Herr bezeichnet hier Daniel als Propheten und legt ihm somit göttliche Eingebung bei; denn das ist durchgängig der Begriff des Propheten im N. T. Er führt ferner aus seinem Buche eine wirkliche erst

in Zukunft, bei der Römischen Zerstörung zu erfüllende Weissagung an, während mit der Annahme der Unächtheit nothwendig verbunden ist, daß die angeblichen Vorherverkündungen des Buches nicht über die Zeit des Antiochus Epiphanes hinausgehen. Er weist in den Worten: wer es liest, der verstehe es! darauf hin, daß die Weissagungen unseres Buches einen tiefen, nur durch den Beistand des Geistes Gottes zu erkennenden Sinn haben. Eine der gewöhnlichsten Selbstbezeichnungen Christi ferner, der Menschensohn (sie findet sich nach Abzug der Parallelst. im Munde Jesu 55mal) führt schon durch die Häufigkeit ihres Gebrauches auf eine alttestamentliche Grundstelle, die dem unscheinbaren Ausdruck tiefere Bedeutung verlieh. Auf dasselbe Ergebniß führt auch die nähere Betrachtung der Art und Weise des Gebrauches. Die Bezeichnung findet sich vorzugsweise in den Aussprüchen, die von Christi Zukunft zum Gerichte handeln — — das erklärt sich daraus, daß in der Gestalt des Menschensohnes Christus bei Daniel in C. 7, 13 zum Gerichte kommt. Dann in Stellen, welche Christi Niedrigkeit, Schmach und Leiden betreffen. Sie erscheint in diesen letzteren Stellen nur dann als angemessen und bedeutungsvoll, wenn sie ihre Beleuchtung aus Daniel erhält, wo mit dem Erscheinen als Menschensohn zugleich die himmlische Hoheit verbunden ist. Sie gewinnt dann apologetische Bedeutung, sie räumt ein, was vor Augen liegt, deutet aber zugleich hin auf den verborgenen Hintergrund der Hoheit, s. v. a. stoßt euch nicht an meiner menschlichen Niedrigkeit, sie steht nicht mit der Weissagung im Widerspruch, sondern sie wird von ihr bezeugt; sie bildet keinen Gegensatz gegen die Sohnschaft Gottes, sondern sie geht nach der Weissagung mit ihr Hand in Hand. So oft nun Christus sich den Menschensohn nennt, so oft erklärt er Daniel für einen wahren Propheten, für ein Organ des heiligen Geistes und gibt somit der Aechtheit seiner Weissagungen Zeugniß. Endlich, die Stelle Dan. 7, 13. 14 liegt allen Aussprüchen Christi über seine zweite Erscheinung zu Grunde und das Bestreben sich von den Worten derselben so wenig als möglich zu entfernen, damit die Identität des alttestamentlichen Christus und des neutestamentlichen um so mehr in die Augen falle, tritt überall hervor.

Ein wichtiges Zeugniß für die Glaubwürdigkeit und somit die Aechtheit des Buches Daniel gewähren zwei Stellen des Ezechiel. Die erste ist C. 14, 13. 14: „Wenn ein Land an mir sündigt, so will ich meine Hand über dasselbe ausstrecken. — — Und wenn dann gleich die drei Männer Noa, Daniel und Hiob darin wären, so würden sie allein ihre eigne Seele erretten durch ihre Gerechtigkeit.“ Es liegt am Tage, daß die drei Männer als Muster der Gerechtigkeit in Betracht kommen. Dies erweist auch die Grundst. 1 Mos. 18, 24 ff. Welche hohe Meinung Ezechiel von seinem jüngeren Zeitgenossen Daniel hatte, wie dieser bei seinen Zeitgenossen mit Ehrfurcht betrachtet wurde, zeigt die Zusammenstellung mit den beiden ehrwürdigen Namen aus der Urzeit, an deren Statt Jeremias in C. 15, 1 unter gleichen Verhältnissen Moses und Samuel genannt hatte. Es ist nicht zufällig, daß Ezechiel den Daniel in die Mitte stellt, wie schon daraus erhellt, daß dieselbe Ordnung der drei Namen in V. 20 wiederkehrt. Er will ihn dadurch gleichsam canonisiren. Gott mußte damals bereits sein Siegel in unverkennbarer Weise auf ihn gedrückt haben. Die Art, wie Ezechiel seiner hier gedenkt, ist ein Vorspiel der Canonicität seines Buches. In der zweiten St. C. 28, 2. 3 spricht Ezechiel zu dem Könige von Tyrus: „Und du bist Mensch und nicht Gott und achtest dein Herz dem Herzen Gottes gleich. Siehe, du bist weiser als Daniel, alles Verborgene ist dir nicht verhohlen.“ Sich für weiser zu halten als Daniel, das erscheint als die höchste aller Anmaßungen, dieser als der Repräsentant der höchsten Menschen erreichbaren Weisheit. Zu diesen Stellen Ezechiels nun, des älteren Zeitgenossen Daniels, liefert das Buch Daniel den Commentar. Er stellt sich uns in ihm als eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit dar, als ein Muster der Gerechtigkeit, als im Besitze einer übermenschlichen Weisheit. Man vergleiche in letzterer Beziehung nur C. 4, 6, wo Nebucadnezar spricht: „Belsazar, du Oberster unter den Gelehrten, von welchem ich weiß, daß du den Geist der heiligen Götter hast und kein Geheimniß dir zu schwer ist: sage das Gesicht meines Traumes, den ich gesehen habe, und seine Deutung.“ Dann Cap. 2, wo Daniel dem Nebucadnezar seinen Traum und seine Deutung sagt, nachdem alle seine Weisen ihr Unvermögen eingestanden hatten; besonders liefern V. 19. 27. 30. 47 dort den Commentar zu dem: „alles Verborgene ist dir nicht verhohlen.“ Das in diesem Cap. berichtete Factum lag nach den chronologischen Verhältnissen jedenfalls bereits vor, als Ezechiel in solcher Weise von Daniel sprach, und er konnte nur dann so von Daniel sprechen, wenn Thatsachen von solcher Bedeutung, Thatsachen ähnlich denen, wegen deren man dem Buche die Aechtheit abgesprochen hat, vorlagen.

Wie findet sich nun das „Bibelwerk“ mit diesen Zeugnissen ab? Es sucht sie mit der unschuldigsten Miene und ohne daß die „Gemeinde“ merkt, warum es sich handelt, auf die Seite zu schaffen. Es deutet an, der Daniel Ezechiels sey ein ganz anderer, er gehöre einer viel früheren Zeit an, und beruft sich dafür darauf, daß Ezechiel ihn „unter den Dulder (ein Lieblingsausdruck des älteren Nationalismus, den der Verf. gewiß mit über die Alpen genommen und über den Canal zurückgebracht hat) der Vorzeit Noa und Hiob nennt.“ (Daß diese hier als „Dulder“ bezeichnet werden, obgleich sie nicht als solche, sondern nur als Gerechte in Betracht kommen, das ist eine von den Nachlässigkeiten, welche diese Schriftstellerei auf jedem Schritte begleiten.) Gegen diese schon von Ewald u. A. ergriffene Ausflucht bemerken wir, daß die Geschichte keinen andern „hochberühmten heiligen Mann“ Daniel kennt, als den des Buches Daniel, und doch ihn kennen müßte, wenn er vorhanden wäre, daß die Züge bei Ezechiel und im Buche Daniel zu genau übereinstimmen, daß die Stellung zwischen zwei biblischen Personen darauf hinweist, daß Daniel der Gegenwart angehört: denn wäre die Absicht nicht die gewesen, eine Persönlichkeit der Gegenwart gleichsam zu canonisiren

so würde Ezechiel gewiß neben den zwei biblischen Persönlichkeiten noch eine dritte genannt haben, wie ja auch die beiden Personen in der Grundst. des Jeremias biblische sind.

Den Hauptschlag gegen die Aechtheit Daniels sucht das „Bibelwerk" durch die Berufung „auf die gleichzeitigen Urkunden Nebucadnezars" zu führen; diese, behauptet es, machen die Annahme derselben „jetzt für den Geschichtsforscher gradezu unmöglich." Man muß wirklich staunen über den Mangel an Achtung, den das Bibelwerk seiner „Gemeinde" dadurch beweist, daß es ihr solches bietet. Daß die Entdeckungen und Entzifferungen auf dem Gebiete der alten Assyrischen und Chaldäischen Geschichte jetzt sich noch in einem Zustande der höchsten Unsicherheit befinden, so daß man nicht daran denken kann, mit ihnen zu operiren, darin stimmen alle Männer der Wissenschaft überein, man vergleiche nur, wie sich darüber noch neulich Niebuhr in der Geschichte Assurs und Babels ausgesprochen hat.*) Zudem aber liegen gar „keine gleichzeitigen Urkunden Nebucadnezars" vor, die auch nur nach wahrscheinlicher und einigermaßen anerkannter Deutung mit der Aechtheit des Buches Daniel in Conflict träten. Was der Verf. im Auge hat, scheint aus einer anderweitigen Aeußerung S. 220 zu erhellen. Er sagt dort von dem letzten Chaldäischen Könige Naboned, bei Daniel Belsazar: „Sein 15. Jahr beurkundet ein in den Trümmern von Babel gefundener Ziegel. — Es kann also in den letzten Jahren Babylons keinen König des Namens Belschazzar (Bel-sar-asar) gegeben haben. Daß ein Königlicher Prinz dieses Namens in einer Inschrift jener Zeit gefunden worden, führt zu demselben Schluß, beweist aber auch, daß jener Name nicht erfunden, vielleicht auch, daß er der Name des Thronerben war." Hätte der Verf. andere „Urkunden" vor Augen gehabt, so würde er nicht unterlassen haben, ihrer in den „biblischen Jahrbüchern" zu gedenken, wo alles derartige mit besonderer Vorliebe behandelt wird und wo diese Notiz vorkommt. Er hat also in seiner flüchtigen Eile Nebucadnezar statt Naboned gesetzt; er hat ferner in der ihm eigenthümlichen Liebe zu Uebertreibungen aus einem einzigen Ziegelstein „gleichzeitige Urkunden" gemacht, und er hat endlich in seltsamer Weise die Beweiskraft desjenigen, was auf diesem Ziegelsteine stehen soll, überschätzt. Gesetzt, es würde wirklich auf diesem Ziegelsteine Naboned als der letzte König Babels genannt, so wäre damit

*) S. 1: „Eine Lösung aller Zweifel und eine Ausfüllung des leeren Rahmens steht uns bevor, wenn die Entzifferung der Assyrischen und Babylonischen Inschriften auf festen Grund gelangt seyn wird. Davon aber sind wir, allem Anschein nach, noch weit entfernt: so lange die Forscher die Lesung der Namen, also der am Leichtesten zu entziffernden Sprachtheile, fast alle Jahre ändern, die bedeutendsten Autoritäten über die wichtigsten Grundsätze im Streite sind; so lange die Schwierigkeiten der Lesung durch die Annahme überwunden werden, daß dieselben Zeichen ganz verschiedene Laute bezeichnen können; so lange kann der Gewinn, der aus den Monumenten gezogen wird, nicht als Grundlage für die Geschichte gebraucht werden."

der Stand der Sache nicht im mindesten verändert. Derselbe Name ist uns bekanntlich auch schon anderweitig und zwar auf zuverlässigere Weise überliefert, und es gilt auch hier, was längst schon in Bezug auf jene Ueberlieferung bemerkt worden ist: die Namen Naboned und Belsazar (so wird der letzte König Babels bei Daniel genannt) schließen sich nicht aus, sondern sie stimmen freundlich zusammen, grade so wie Bel und Nebo als die beiden Hauptgötzen der Chaldäer in Jes. 46, 1 verbunden sind. Die Namen der Könige des alten Orientes sind weniger Eigennamen als Titel, und die Mehrnamigkeit kommt daher bei ihnen nicht selten vor, wie zuletzt Niebuhr in der Geschichte Assurs und Babels eingehend nachgewiesen hat*), die Tradition kann daher bei verschiedenen Völkern ohne eigentlichen Widerspruch in Bezug auf diese Namen auseinandergehen.

Gegen die Aechtheit Daniels macht B. ferner noch geltend, „daß in der berühmten (?) Aufzählung der biblischen Bücher bei Jesus Sirach das Buch Daniel fehlt." Diese Worte sind charakteristisch für die hier überall entgegentretende Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit, die nirgends erlaubt, daß man den Angaben traue und auf sie baue. Jesus Sirach gibt in C. 44 ff. nicht eine „Aufzählung der biblischen Bücher", sondern, wie schon der erste flüchtige Blick lehrt, eine Verherrlichung berühmter Männer der Nation, ohne Rücksicht darauf, ob sie etwas Schriftstellerisches hinterlassen haben. Daß Daniels dort nicht gedacht wird, „des hochberühmten heiligen Mannes", wie auch Bunsen ihn nennt, dies zu erklären ist somit

*) Speciell in Bezug auf den Namen Belsazar wird dort S. 31 bemerkt: „Nach der wahrscheinlichen Bedeutung des Namens scheint Belschezer den Charakter eines Ehrennamens haben zu können, wie er ja, als solcher, in wenig abweichender Form auch dem Daniel gegeben war." Das Resultat seiner Untersuchungen faßt Niebuhr S. 34 in folgende „allgemeine Sätze" zusammen: 1. Derselbe König kann unter mehreren verschiedenen Namen vorkommen: a) unter seinem ursprünglichen persönlichen Namen; b) unter dem bei der Thronbesteigung angenommenen Königsnamen; c) unter einem oder mehreren Beinamen; d) unter einer allgemeinen Bezeichnung der Könige seines Landes; e) endlich unter Bruchstücken eines seiner Namen." — Die Thatsache, aus der Bunsen Schlüsse von so durchgreifender Bedeutung zieht, berührt auch N. kurz in einer Note S. 42 in ächt wissenschaftlicher Weise: „Die Form Belsaruſſur ist von Rawlinson und Oppert für einen Sohn und Mitregenten des Nabunit gelesen." Nehmen wir einmal an, daß auf dem Ziegel wirklich steht, was diese darauf gelesen, was bis jetzt das allein Factische ist, so wird sich daraus für die Glaubwürdigkeit Daniels vielmehr eine Bestätigung ergeben. Niebuhr hat nachgewiesen, daß an dem Namen der Könige bei den Chaldäern vielfach ihre ganze Familie participirte, nur mit gewissen Umbiegungen und Zusätzen, ähnlich wie bei uns die Prinzen des Königlichen Hauses den Namen Friedrich führen, S. 30. Danach wird als wahrscheinlich sich darstellen, daß, wenn ein Prinz und Mitregent Belsaruſſur hieß, auch der Regent einen ähnlichen mit Bel zusammengesetzten Namen führte.

ein ihm mit uns gemeinsames Problem. Unter die berühmtesten Männer der Nation gehörte doch Daniel nach den Zeugnissen Ezechiels jedenfalls. Das Stillschweigen bedarf aber weiter keiner Erklärung, wenn wir nicht das Alterthümliche mit modernem Maaßstabe messen. Systematische Vollständigkeit lag in solchen Dingen dem Alterthum fern; unbegreifliche Auslassungen führt Niebuhr unter den charakteristischen Merkmalen der gesammten altorientalischen Geschichtschreibung an, so daß Uebergehung der wichtigsten Begebenheiten durchaus nichts gegen deren Wahrheit beweise. *) Man beschränkte sich auf das, was grade dem Geiste präsent war, wozu sich das Gemüth grade hingezogen fühlte. Wird doch bei Jesus Sirach auch Esra ausgelassen, in der Jüdischen Tradition, die ihn den zweiten Moses nennt, der gefeiertste unter allen nachexilischen Männern, so daß Muhammed meinen konnte, die Juden hielten ihn für den Sohn Gottes, während dagegen Serubabel, Josua der Hohepriester, Nehemia mit großem Lobe erwähnt werden. Diese eine Thatsache reicht schon hin zum Beweise, daß diejenigen sich auf einen gar schlüpfrigen Boden begeben, welche aus dem Stillschweigen des Jesus Sirach argumentiren wollen.

Sein trauriges Geschäft, Holz zu fällen in dem Bannwalde der heiligen Schrift, setzt B. auch beim N. T. fort. Gleich gegen das ehrwürdige Anfangsbuch desselben, das Evangelium des heiligen Matthäus, welches in dem göttlichen Schriftplan bestimmt ist, den Zusammenhang zwischen dem A. und N. T. zu vermitteln, erhebt er seine Hand. Er behauptet, „daß der Zusammensteller keiner der Apostel und kein Augenzeuge weder sey noch seyn wolle“ (S. 42). Zweifel gegen die Aechtheit dieses Evangeliums sind erst unserem Jahrhunderte vorbehalten gewesen. Es ist bekannt, daß die allerstärksten äußeren Gründe für dieselbe sprechen, Zeugnisse, die bis in das Apostolische Zeitalter hineinreichen (Papias) und die uns aus den verschiedensten und entlegensten Theilen der christlichen Welt entgegentreten, bekannt, daß Eusebius dies Evangelium unter den Homologumenen aufführt, denjenigen Schriften des N. T., deren Aechtheit in zuverlässiger Weise bezeugt und in der ganzen christlichen Welt von allen Stimmberechtigten anerkannt ist und gegen die nirgends ein motivirter Zweifel hervortrat. Diese äußere Bezeugung ist von um so größerer Bedeutung, da sich nicht erklären läßt, wie man, wenn man einmal erdichten und das Evangelium auf eine Apostolische Auctorität zurückführen wollte, grade auf Matthäus verfiel. „Matthäus — sagt Thiersch — ist einer von jenen Aposteln, welche nicht nur in der Apostelgeschichte, sondern auch in der Ueberlieferung und in der alten Legende *verschwinden*. Nicht einmal von seinem Lebensende hat Eusebius Kunde, so daß sich Alles, was die Alten anzugeben haben, auf die Abfassung seines Evangelii reducirt.“ Mit den äußeren Gründen gehen die inneren Hand in Hand. Wir wollen hier nur Eins hervorheben. Für den Zusammenhang des A. und des N. T. ist das Evangelium eigentlich bahnbrechend, in einer Weise, von der oberflächliche und überall herumflatternde, nirgends in die Tiefe dringende, alles Sinnens baare, die edelste dem Deutschen Volke verliehene Gabe verläugnende Geister keine Ahndung haben. Wenn die Lösung dieser schwierigen und wichtigen Aufgabe einem anderen als einem Apostel übertragen worden wäre, so würde das eine Verletzung der Prärogative seyn, die der Herr den Aposteln ertheilt hat. Apostolischen Männern konnte nur die Lösung secundärer Aufgaben anvertraut werden. Ihnen stand es zu, die Geschichte zu ergänzen, nicht aber einen Hauptpfeiler des Baues heiliger Lehre aufzurichten.

Die *Bestreitung* der Aechtheit ist einzig und allein im rationalistischen Interesse unternommen worden. Man wollte die dem Naturalismus lästigen Thatsachen in das Gebiet der Dichtung verweisen. Das konnte man nicht füglich, so lange man die Abfassung des Evangeliums von einem Augenzeugen und Apostel anerkannte. Wie schwach dasjenige ist, was man gegen das Evangelium beigebracht hat, das erhellt schon aus dem Eingeständniß von De Wette, welcher bei Aufzählung desselben in seiner Erklärung des Ev. sagt: „Jedoch ist bis jetzt weder gegen die Aechtheit, noch gegen die Integrität des Matthäus ein Beweis geführt worden, welcher auf allgemeine Anerkennung rechnen kann, und wenige der angeführten Gründe möchten allgemeine Billigung finden“, und gleich darauf bemerkt, daß „das bis dahin beigebrachte nur für denjenigen entscheidende Bedeutung habe, welcher die Wunder und andere Uebernatürlichkeiten in der evangelischen Geschichte von vornherein für unmöglich halte.“ Zwischen De Wette und dem in seiner Zuversicht keck zufahrenden „Bibelwerke“ findet der Unterschied statt, der sich so oft zwischen den Zweiflern ersten und denen zweiten wissenschaftlichen Ranges wahrnehmen läßt. Eichhorn äußert einmal in seiner Bibliothek für Biblische und Orientalische Literatur, der Urheber wissenschaftlicher Hypothesen (naturalistischer Einfälle) müsse sich oft wundern über die Zuversichtlichkeit, mit welcher ihm solches nachgesprochen würde, dessen Unsicherheit ihm selbst nur zu klar bewußt sey.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. 6. Die rationalistische Kritik kann überhaupt aus dieser Stelle viel lernen. Wie manche Angriffe z. B. gegen die Chronik, gegen das Evangelium Matthäi würden unterblieben seyn, wenn man mit solchem Maaßstabe, dem allein berechtigten, gemessen hätte!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 10. Juli. № 55.

Noch einmal über Bunsens Bibelwerk.

(Fortsetzung.)

Der Hauptgrund, den B. gegen die Aechtheit des Evangeliums Matthäi geltend macht, ist der, in Marcus stelle sich der Typus der evangelischen Geschichte am einfachsten dar; die späteren Erweiterungen und Zusätze, welche das Evangelium des Matthäus nicht minder, wie das des Lucas darbiete, schließen den Apostolischen Ursprung aus. Die tiefere Ergründung zeigt aber, daß jene größere „Einfachheit" des Marcus, soweit sie wirklich stattfindet, aus Abkürzung hervorgegangen ist. Am eclatantesten gibt sich dies zu erkennen grade bei derjenigen Thatsache, auf welche sich die Gegner am zuversichtlichsten berufen, bei der Geschichte der Versuchung Christi. Das: „und die Engel dieneten ihm", was dem Marcus mit Matthäus gemeinsam ist, bleibt unverständlich, wenn es nicht aus Matthäus erklärt wird. Das Dienen der Engel hat das Fasten und den Hunger Jesu zu seiner Voraussetzung, über die Marcus, nur den Anfang und den Schluß der Erzählung mittheilend, die seinen ersten Lesern, den Römern, wenig zugänglich war und der er deshalb nur andeutend ihr Recht verwahrt, zu berichten unterlassen hat. Dagegen aber sprechen dafür, daß Matthäus die Reihe eröffnete, die gewichtigsten Gründe. Das Zeugniß der alten Kirche dafür ist uns schon in der Aufeinanderfolge der Evangelien enthalten. Die „gradezu unwordenkliche" Anordnung, daß Matthäus den ersten Platz behauptet, ist nur auf solche Weise zu erklären. Hand in Hand mit diesem indirecten Zeugnisse gehen die directen: in der ganzen alten Kirche wurde übereinstimmend angenommen, daß Matthäus zuerst geschrieben, und schon Origenes beruft sich dafür ausdrücklich auf die Tradition. Mit der so nachdrücklich bezeugten Aechtheit des Matthäus ferner ist seine Priorität unmittelbar verbunden. Auf sie führt entschieden der Umstand, daß nur unter ihrer Voraussetzung die einseitige Hervorhebung der Thätigkeit Christi in Galiläa in den drei ersten Evangelien erklärt werden kann. Nur bei Matthäus hat dieselbe einen zureichenden Grund. Sie steht in unmittelbarem Zusammenhang mit seinem Plane nachzuweisen, daß Jesus der Christ, der im A. B. verheißene Messias ist. An die Spitze stellt er in C. 4, die Weissagung des Jesaias von der Verherrlichung Galiläas durch die heilspendende Thätigkeit Christi. Dies Citat ist die beherrschende Burg für die ganze Erzählung bis zu C. 19. Marcus und Lucas schlossen sich ihm einfach an, in der demüthigen Erkenntniß, daß es nicht ihnen ziemte, eine ganz neue Bahn zu eröffnen. Es war dies dem zweiten Apostel unter den Evangelisten vorbehalten. Ferner, die Grundtendenz des Ev. Matthäi ist die, den Zusammenhang des A. und des N. T. nachzuweisen. Dies nun erscheint als die erste Aufgabe, welche die Darstellung des Lebens Jesu zu lösen hatte und es läßt sich kaum denken, daß man vor der Lösung dieser an die Lösung einer anderen gegangen sey. Dann, das Ev. Matthäi ist für Judenchristen bestimmt. Es scheint natürlich, daß man anfing für diese zu schreiben und dann erst für die Bedürfnisse der Heidenchristen sorgte. Die persönliche Wirksamkeit Christi und der Apostel war ja auch dieser Ordnung gefolgt: gehet zuerst zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.

Auch das Evangelium des Marcus aber kann das „Bibelwerk" nicht ganz unangetastet lassen. Der Schluß, C. 16, 9 ff., soll „entschieden unächt" seyn. Hätte es sich doch durch die Besonnenheit eines Bengel warnen lassen, welcher (in dem appar.) sagt: „Ohne diese Verse würde die Geschichte Christi, besonders die der Auferstehung, gewaltsam abgebrochen seyn und ohne Schluß: und ein Anderer als Marcus selbst würde gemeint haben, diesen Theil weit anders aus den übrigen Evangelisten zusammenstellen zu müssen." Auf Marcus als Verfasser führt, außer dem unbedingten Uebergewicht der äußeren Gründe, die bis zum scheinbaren Widerspruch gehende Selbstständigkeit, verbunden mit der durchgängigen Lösbarkeit der scheinbaren Widersprüche, dann, daß die Erzählung hier sich als Mittelglied darstellt zwischen der des Matthäus und Lucas, man vergleiche nur V. 11. 12 mit Luc. 24, 13 ff. Die mit der Behauptung der Unächtheit verbundenen Annahmen, entweder daß Marcus verhindert worden sey, seinem Evangelium einen Schluß hinzuzufügen, oder daß der ursprüngliche Schluß durch irgend einen Zufall verloren gegangen sey, tragen gar deutlich das Gepräge der Verlegenheit.

Während bei dem Schlusse des Evangeliums die kritische Verwegenheit des Bibelwerkes darin einige Entschuldigung findet, daß dieser Schluß in Einer Handschrift und zwar einer der wichtigsten sich nicht findet, nach den ohne Zweifel übertreibenden Aussagen alter Kirchenlehrer früher sogar in vielen gefehlt haben soll, vergreift es sich an dem Anfange desselben Evangeliums trotzdem, daß derselbe alle Zeugnisse für sich hat. Es erklärt V. 2 und 3 des 1. Cap. mit der ihm eigenthümlichen

„Entschiedenheit" für unächt. Die sprachlichen Gründe, die es dafür beibringt, können nur auf einen solchen einigen Eindruck machen, der frisch von der Lectüre der Classiker und ohne gründliche alttestamentliche Vorbildung zum N. T. kommt, dessen Sprache mit ihrem eignen Maaße gemessen seyn will. „Anfang des Evangeliums Jesu Christi" in V. 1 steht, wie Luther richtig erkannt hat, s. dies ist der Anfang, oder auch: ich will berichten über den Anfang. Man vergleiche die ganz ähnliche concise Ausdrucksweise in Matth. 1, 1 und Apoc. 1, 1. „Als geschrieben steht in Jesaia dem Propheten" in V. 2 ist kurz gesagt für: dieser Anfang erfolgte in Uebereinstimmung mit dem, was geschrieben steht, oder in diesem Anfang erfüllte sich dasselbe. In V. 4 steht Luthers Uebersetzung: Johannes der war in der Wüste, d. h. er trat in derselben auf, im vollen Einklange mit dem Sprachgebrauche, wie die Ausleger das längst nachgewiesen haben. (Man vergleiche z. B. Joh. 1, 6.) Eine sachliche Schwierigkeit ist in V. 3 und 4 nur für die oberflächliche Auffassuug vorhanden, wie sie bei dem heidnischen Philosophen Porphyrius ganz in der Ordnung ist, nicht aber bei einem christlichen Ausleger. Wenn Marcus den Propheten Jesaias anführt, dann sogleich die Stelle Mal. 3, 1 folgen läßt und hierauf die des Jesaias, so weist er eben dadurch darauf hin, daß der Ausspruch Maleachis auf dem Grunde des Jesaias ruht und aus ihm zu erklären ist, und dieser Fingerzeig wird durch die selbstständige Erforschung beider Stellen in ihrem Verhältnisse zu einander bestätigt. Ganz ähnlich ist es, wenn Matthäus in C. 27, 9 eine Stelle, die dem Wortlaut nach zunächst Sacharja angehört, unter dem Namen des Jeremias citirt, aus dem Sacharja geschöpft hat und das rechte Licht erhält. Ein Irrthum ist hier nach der richtigen Bemerkung des Rationalisten Fritzsche schon deshalb nicht denkbar, weil die betreffenden Aussprüche Jesaia's und Maleachi's damals in aller Munde waren.

Es ist hier und anderwärts fast komisch, wie der Verf. zu Gunsten seiner hinfälligen Einfälle lärmt und sich ungebehrdig stellt. Charakteristisch aber in Bezug auf die Stellung des Bibelwerkes zur heiligen Schrift, seine Pietätslosigkeit in dieser Beziehung, ist die schonungslose Weise, in der es sich über dasjenige ausspricht, was nach der allgemein angenommenen Auslegung im Texte steht, ohne sich darum zu kümmern, daß seine Vorwürfe die heiligen Schriftsteller selbst treffen, wenn seine windigen Hypothesen als aus der Luft gegriffen erkannt werden. Es redet hier „von einer unwürdigen Unwissenheit oder Leichtfertigkeit, welche die bisherige Auslegung dem Evangelisten aufbürdet", von einer aus Matthäus „abgeschriebenen und dort ganz willkürlich zurecht gemachten Anführung aus Mal. 3, 1", von einer „beispiellos ungeschickten und störenden" Stellung der beiden prophetischen Anführungen, von einer „Verletzung aller Regeln der Sprachlehre und des Wörterbuches." Zu Joh. 1, 3 (S. 183) redet es von der „unerträglichen Lahmheit", welche in dem Ausdrucke liege: „Und ohne dasselbe ward nichts das geworden ist" und erhitzt sich sogar bis zu der Behauptung: „Wohl aber kann jene Lahmheit hier sogar an das Lächerliche und Blödsinnige (ein Ausdruck, den der Verf. mit besonderer Vorliebe gebraucht) zu streifen scheinen."

Du Menschenkind, spricht der Herr zu Ezechiel, wirst noch größere Gräuel schauen, denn diese sind. Was der Verf. an den heiligen Büchern verübt, ist noch Kinderspiel gegen das, was er sich gegen die heiligen Lehren erlaubt.

Den Schlüssel zu seinem Lehrsysteme bildet, was Strauß in der Glaubenslehre Th. 2 S. 17 sagt: „Das Princip der Immanenz (zu Deutsch: der modernen Gottlosigkeit und Menschenvergötterung) duldet weder ein der Menschenwelt jenseitiges Geisterreich, noch gestattet es für irgend welche Erscheinungen in jener die Ursachen in diesem aufzusuchen."

B. kennt nicht eine übernatürliche, persönliche Ursache der Welt, sondern nur ein „die Welt durchströmendes Göttliches," welches erst in den menschlichen Individuen und besonders in genialen Menschen persönlich wird. Man vgl. S. 94: „Das Gottesreich oder die gemeindliche menschheitliche Menschwerdung Gottes, der in Christo persönlich geworden ist," S. 192 und viele andere Stellen. Die Gottheit Christi in dem Sinne der Kirche wird von ihm auf das Entschiedenste geläugnet. Christus ist ihm bloßer Mensch und hat nichts Göttliches außer dem was der menschlichen Natur anhaftet, der Unterschied zwischen ihm und seinen Gläubigen ist nur ein gradweiser, der des religiösen Genies von der gewöhnlichen Begabung. „Der Vollender des Glaubens — sagt er S. 95 — der ewige Hohepriester der Gläubigen wollte nichts seyn als der wahre Mensch und nannte sich den Menschensohn, was dasselbe ist. Pilatus wußte nicht, was er sagt, als er ausrief: Sehet, ein Mensch! Aber leider hat die gelehrte Theologie auch viele Jahrhunderte nicht gewußt, welche göttliche Erhabenheit in dem Worte Menschensohn liegt, und welche Gottlosigkeit in dem herabwürdigenden Gebrauche des Ausdruckes nur ein Mensch!" Natürlich, ist der Mensch Gott und keiner mehr, so ist es Gottlosigkeit, von einem anderen Gotte zu reden. Das Bibelwerk geht hier einmal recht offen mit der Sprache heraus. Anderwärts wählt es die Zunge der Listigen und folgt der Weise jenes Diplomaten, welcher meinte, die Sprache sey den Menschen gegeben, um ihre Gedanken zu verhüllen. Vollkommen durchgängige Offenheit und Aufrichtigkeit findet sich nur auf dem Gebiete des Glaubens. Daß das Bibelwerk aber hier und anderwärts es versucht, seine Irrlehren der Schrift aufzudringen, darin ist es auf dem Standpunkte der Zeit stehen geblieben, in der sein Verfasser, über die Alpen ging. Der Rationalismus hat seitdem gelernt zu scheiden zwischen dem, was in der Bibel steht, und dem, wozu er selbst sich bekennt. Die Berufung darauf, daß Christus sich selbst den Menschensohn genannt habe, erinnert wirklich an die Zeiten des weiland Heidelberger Paulus. Der Herr bezeugt durch diesen Ausdruck, so oft er ihn gebraucht, seine Gottheit, so gewiß als derselbe aus Daniel entnommen ist und auf ihn hinweist, bei dem mit der Menschheit die Gottheit verbunden ist, und der schon durch das: „siehe, mit den

Wolken des Himmels kam einer wie ein Menschensohn," darauf hindeutet, daß bei dem Menschensohne noch eine andere Seite vorhanden ist, welche weit über das Menschliche hinausgeht: er ist ein Mensch und doch nicht Mensch, ähnlich wie der Herr in Matth. 22, 43 läugnet, daß der Messias Davids Sohn sey. Wenn der Herr z. B. bei Matthäus in C. 16, 13 die Jünger fragt: wer sagen denn die Menschen, daß ich sey, der Menschensohn, so gibt dieser Beisatz die Grundlage ab für die richtige Beantwortung und enthält den Keim der Antwort des Petrus: Du bist der Sohn des lebendigen Gottes. Er ruft den Jüngern zu: Stoßt euch nicht wie die unwissende Menge an meiner menschlichen Niedrigkeit, bedenket, daß bei Daniel der Menschensohn zugleich als der Allmächtige mit den Wolken des Himmels kommt.

Wir führen noch einige andere Stellen an zum Beweise, daß die Antwort auf die über Seligkeit und Verdammniß entscheidende Frage: was dünket euch von Christo? hier nicht die ist, welche Petrus unter Eingebung des Vaters im Himmel im Namen der gesammten christlichen Kirche ertheilt hat, die trotz aller Verschiedenheit der Confessionen in dieser Antwort eine selige und herzerquickende Uebereinstimmung bewahrt, sondern eine solche, welche Fleisch und Blut eingibt, das eigne dünkelvolle Ich, welches eines gottmenschlichen Erlösers weder bedarf, noch ihn über sich ertragen kann.

S. 191: „Wir glauben, daß dies Verhältniß noch viel klarer hervortrete, wenn wir alle kirchlichen und scholastischen Formeln wegwerfen und alles Mysticismus uns entkleiden."

S. 192: „An eine persönliche Scheidung der göttlichen Vernunft gegenüber dem göttlichen Seyn ist so wenig in Joh. 1 zu denken, als in dem Ausspruche: Gott sprach, oder „des Ewigen Wort." Es ist dort nur die Wirkung Gottes in der Welt. — — Dieses die Welt durchströmende Göttliche, alles Seyns Urquell, ist erschienen, ist den Menschen erschienen, jene ewige Liebe, jene Einheit des Guten und Wahren ist persönlich geworden, ist einzig und allein in Jesu von Nazareth, der sich bewußt war, als Sohn Gottes zu leben und zu sterben, und der für das ewige Heil seiner Brüder freiwillig in den Tod ging." S. 193: „Es ist ebenso gewiß und sicher, daß das ewige Wort in der Seele jedes wahren Christen wohnt, als es in Christo persönlich geworden ist."

Der Sinn der ersten Hinweisung auf den Erlöser, des Protevangeliums 1 Mos. 3, 15 wird Th. 2, S. 14 also bestimmt: „Mit jedem Geschlechte erwacht der neue göttliche Lebenstrieb, welcher gegen das Böse streitet, im Glauben an das Gute." Die Beziehung auf Christum sey wahr „nur in diesem Sinne, daß Jesus die menschliche Natur in ihrer Reinheit darstellt."

Nach dem Vorgange des Herrn, welcher auf diesen Felsen eine Kirche gegründet hat (denn Petrus kommt nur insofern in Betracht, als in ihm das Bekenntniß zu Christo als dem Sohne des lebendigen Gottes gleichsam persönlich geworden), hat unsere Kirche stets den Glauben an die wahre Gottheit Christi und die

darin wurzelnde vollgültige Versöhnung als den Artikel der stehenden und fallenden Kirche betrachtet. Luther sagt in den schmalkaldischen Artikeln: „Hier ist der erste und Hauptartikel: daß Jesus Christus, unser Gott und Herr, sey um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden. Und er allein das Lamm Gottes ist, welches der Welt Sünde trägt. Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben. Denn es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, dadurch wir können selig werden. Und auf diesem Artikel steht Alles, das wir wider den Papst, Teufel und alle Welt lehren und leben. Darum müssen wir des gar gewiß seyn und nicht zweifeln, sonst ist es alles verloren, und behält Papst und Teufel und Alles wider uns den Sieg und Recht." Und in den Tischreden sagt Luther: „Wer diesen Artikel hat, der hat den Hauptartikel des christlichen Glaubens, wiewohl dieser Artikel sehr närrisch ist vor der Welt. Wo dir aber dieses Bild Christi aus den Augen weggenommen wird, oder in dir verdunkelt wird, so muß gewißlich folgen ein wüste, unordentlich Thun, denn menschliche Natur und Vernunft kann von Gottes Gesetz nicht recht richten noch urtheilen." „Item D. M. Luther bezeugete aus seiner selbsteignen Erfahrung, daß Jesus Christus ein wahrer Gott sey, solches wollte er auch öffentlich bekennen; denn wenn Christus nicht Gott wäre, so wäre gewiß kein Gott. Und sprach D. Luther: Ich will, ob Gott will, kein Epicuräer werden, ich weiß wohl, was der Name Jesus an mir gethan hat. — Unser einiger Trost ist, daß wir an Jesum Christum glauben. Ich bin oft dem Tode so nahe gewest, daß ich nicht anders wußte, ich müßte jetzt sterben, darum daß ich sein Wort vor der argen Welt gelehrt und ihn bekannt hatte; aber er hat mich allezeit gnädiglich wieder getröstet und lebendig gemacht. Darum laßt uns Fleiß thun, daß wir allein ihn behalten, so solls keine Noth haben, wenn der Teufel noch so böse und listig und die Welt noch so arg und falsch wäre. Ich will bei dem lieben Herrn Christo bleiben, es begegne mir darüber, was da kann: ich bin auf ihn getauft, ich kann und weiß nichts, denn was er mich gelehret hat."

A. H. Francke sagt von den Socinianern, sie seyen die einzige unter den christlichen Religionsparteien, bei der sich gar kein Saame der Wiedergeburt finde, weil sie sich an dem hohen Artikel von der Gottheit Christi vergriffen. Wo sind jetzt die Socinianer? Gottes Fluch hat sie fast spurlos von dem Erdboden vertilgt. Als der Deutschkatholizismus seine Triumphe feierte, antwortete einer unserer berühmtesten Historiker (R.) auf die Frage, welche Zukunft er ihm von dem Standpunkte rein geschichtlicher Betrachtungsweise vorherverkünde: wenn sie die Lehre von der Gottheit Christi und was damit unmittelbar zusammenhängt läugnen, so werden sie bald zu Grunde gehen. Dies Wort hat sich schon vor unseren sehenden Augen bewährt. Es pfeifen über sie alle die vorübergehen.

Welche gräuliche Verwüstungen der Rationalismus mit seiner Läugnung der Gottheit Christi angerichtet hat, das liegt klar zu Tage. Soll es auch von uns heißen: „So sie entflo-

hen sind dem Unflath der Welt durch die Erkenntniß des Herrn und Heilandes Jesu Christi, werden aber wiederum in denselbigen geflochten und überwunden; ist mit ihnen das letzte ärger geworden als das erste. Es ist ihnen widerfahren das wahre Sprüchwort: der Hund frisset wieder was er gespeiet hat; und die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder im Koth?"

Dem Verf. des Bibelwerkes aber rathen wir, daß er noch zu rechter Zeit das Wort ernstlich im Herzen bewege: „Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen; auf welchen aber er fällt, den wird er zermalmen."

Was sollen wir von der Evangelischen Allianz sagen, die einen solchen Mann unter ihre Mitglieder aufgenommen hat? Es ist das ein Makel, von dem sie sich nicht reinigen wird, wenn sie sich gleich mit Lauge wüsche und nähme viele Seife dazu. Es ist das eine Gesammtschuld, an dem jedes einzelne Mitglied so lange Theil hat, bis es mit öffentlichem Zeugniß gegen B. aufgetreten. Das Wort: „Etlicher Sünden werden hernach offenbar" gilt hier nicht. Der Verf. des Bibelwerkes hatte schon vorher seine grundstürzenden Irrthümer in Englischen und Deutschen Schriften ausgesprochen, und sie waren für Jeden, welcher sehen wollte, aufgedeckt worden. Uns graut vor einer Evangelischen Allianz, welche so „weitherzig" ist, daß sie die offenbarste Christusläugnung als berechtigt anerkennt. Wie stimmt Christus mit Belial?

Mit dem lebendigen Gottesglauben ist die Empfänglichkeit gegeben für den Glauben an das, was die Schrift von den Engeln sagt. Die Kluft zwischen dem Menschen und dem Allmächtigen ist zu groß; alle Analogien in der Natur führen darauf, daß ein sanfterer Uebergang stattfinde. Und ist dies, so liegt es so nahe, daß der Allmächtige diese höheren geschaffenen Geister zum Dienste der niederen verwendet. Ist aber erst das Bild des persönlichen Gottes erblichen, so stellt sich sofort auch die Neigung ein, die Engel zu beseitigen. Mit dem absoluten Geiste gehen auch die körperlosen niederen Geister verloren, bis man zuletzt an dem eignen Geiste irre wird und dem rohesten Materialismus anheim fällt, dessen Keim jeder Pantheismus in sich trägt.

Der Verf. des Bibelwerkes beschränkt sich nicht darauf, das Daseyn der Engel zu läugnen, in seinem schrankenlosen Subjectivismus, der ihn überall unfähig macht Gegebenes richtig aufzufassen, will er auch diese Läugnung der heiligen Schrift aufdringen und fällt somit auch hier zurück auf eine Stufe des Rationalismus, welche die Zeit längst hinter sich zurückgelassen hat. Man spürt wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung frische Luft, wenn man von ihm zu D. F. Strauß sich wendet. „Es läßt sich — sagt Dr. Philippi in der Glaubenslehre, die wir in den Händen aller Geistlichen und recht vieler Laien zu sehen wünschten — als ein heut zu Tage unbestrittenes Resultat der Exegese bezeichnen, daß die Schrift A. und N. Testamentes alles Ernstes das Vorhandenseyn eines höheren Geisterreiches oder einer persönlichen Engelwelt annimmt und lehrt, so wie die persönlichen Erscheinungen und Handlungen derselben auf das Mannigfachste bezeugt." B. scheint diesen Stand der Sache nicht einmal zu kennen. Er tritt ganz zuversichtlich mit einer Auffassung auf, die vor einem halben Jahrhundert an der Tagesordnung war.

Nach S. 165 sind die „Engel die sinnbildlichen Ausdrücke jener von Menschen ganz unabhängigen Himmelskörper, und der sie mit uns vermittelnden (?) Elemente (Stoffe als Kräfte) wie Licht und Luft, und Sturmwinde, Donner und Blitz."

Gegen solche Willkühr genügt schon ein Blick auf Ps. 103, 20. 21: „Lobet den Herrn ihr seine Engel, ihr starken Engel, die ihr sein Wort ausrichtet, daß ihr höret auf die Stimme seines Wortes. Lobet den Herrn alle seine Heere, seine Diener, die ihr seinen Willen thut." Die Engel hören auf die Stimme des Wortes des Herrn, gleich den Knechten Gottes auf Erden, 5 Mos. 26, 17. 30, 20, sie dienen Gott als bewußte Werkzeuge, mit freier Liebe, die Sterne dagegen thun nur unbewußt seinen Willen.

In Th. 2. S. 8 wird gesagt: „Am geläufigsten ist uns dies in dem Bilde der Engel, welche nach biblischem Gebrauche nur eine Darstellung sind der auf das Endliche, auf die Welt und den Menschen gerichteten göttlichen Gedanken, und deswegen Engel, d. h. Boten des Ewigen heißen. Sie sind nicht Ebenbilder, sondern Eigenschaften Gottes: deshalb auch gar nicht als menschenartige Wesen zu fassen."

Beide Stellen stimmen darin überein, daß den Engeln die Persönlichkeit abgesprochen wird, in der positiven Bestimmung des Wesens der Engel findet entweder ein greller Widerspruch statt, oder die „göttlichen Gedanken" die „Eigenschaften Gottes" an der einen Stelle sind nur hochtönende Phrasen für „Licht und Luft, Sturmwind, Donner und Blitz." Wir zweifeln ob der Verf. selbst weiß, was er eigentlich gemeint hat, ob das Eine oder das Andere. Auf dem ideellen Gebiete sind hier überall Nebel dichter als die Londons an einem trüben Novembertage, und wer hier lernen will, befindet sich in einer wahrhaft komischen Situation.

Es ist ein Hauptkunstgriff der „alten Schlange" daß sie diejenigen, welche sie in ihre Gewalt gebracht hat, an ihrem Daseyn irre macht. Das sehen wir auch hier wieder. „Die Schlange" ist — nach Th. 2. S. 12 — das natürliche und uralte Bild des durch Alles, ohne äußerlich erscheinende Mittel und Werkzeuge sich hindurchwindenden Verstandes, als der vom Gewissen, vom Abwehren des Bösen abgetrennten Vernunft."

Das soll der „Menschenmörder von Anfang" seyn, wie der Herr den Satan Joh. 8, 44 nennt, weil er in Gestalt der Schlange die ersten Menschen in die Gewalt des Todes brachte!

Wie ist auch hier, das „Bibelwerk", trotzdem, daß es noch hier und da als Nachklang besserer Zeiten, die Sprache Kanaans redet, gegen D. F. Strauß im Nachtheil! Die Existenz des Satans bestreitet natürlich auch dieser mit Allen, welche er am Kragen hat, aber es fällt ihm nicht bei zu läugnen, daß

Beilage.

dieselbe in der Schrift klar und deutlich gelehrt wird, er ist weit entfernt von der unklaren Bornirtheit dem Satan der Schrift einen anderen rationalistischen Gedanken unterzuschieben, er ist gerecht genug anzuerkennen, daß diejenigen, welche sich von dem Glauben an den Erlöser nicht lossagen wollen, auch die Lehre vom Satan nicht preisgeben dürfen: „Die ganze Idee des Messias und seines Reiches ist ohne das Gegenstück eines Dämonenreiches gleichfalls mit einem persönlichen Oberhaupte so wenig möglich, als der Nordpol eines Magnetes ohne den Südpol. Ist Christus gekommen um die Werke des Teufels zu zerstören, so brauchte er nicht zu kommen, wenn es keinen Teufel gab; gibt es einen Teufel, aber nur als Personification des bösen Principes, gut, so genügt auch ein Christus als unpersönliche Idee. In diesem Sinne hat die fromme Beschränktheit, welche mit dem Teufel auch Christum zu verlieren fürchtet, weit richtiger gesehen als Schleiermacher mit seinem Postulate, daß der Glaube an den Teufel auf keine Weise als die Bedingung des Glaubens an Christum aufgestellt werden dürfe *)."

In keinem einzigen Punkte steht der Vers. des Bibelwerkes dem Glauben der Christlichen Kirche näher als Strauß, beide sind Offenbarungsläugner, beide consequente Pantheisten, beide huldigen der Menschenvergötterung. Das Bibelwerk unterscheidet sich von dem Leben Jesu nur dadurch, daß es minder offen und mehr diplomatisch auftritt, und daß es seinen Unglauben der heiligen Schrift aufdringt. Auf welcher Seite da der Vorzug ist, darüber kann kein Zweifel seyn.

Daß das Bibelwerk die Schöpfung aus Nichts läugnet wird man ganz in der Ordnung finden. Die natürliche Vernunft hat stets gesprochen: aus nichts wird nichts; wem der Schöpfer entschwunden ist, der wird auch die Schöpfung läugnen müssen. Auch hier aber sucht das Bibelwerk seinen niedrigen Standpunkt, seine an die heidnische Dumpfheit und Impotenz erinnernde Verläugnung des ersten Artikels in dem christlichen Glauben, der heiligen Schrift aufzudringen, deren höchster Vorzug das ist, daß in ihr Gottes Herrlichkeit mit aufgedecktem Angesichte geschaut wird, und daß sie uns zu solchem Schauen anleitet. „Die Frage der Scholastiker (!) — heißt es zu 1 Mos. 1 — ob Gott die Welt aus Nichts geschaffen, wird hier ganz unberücksichtigt gelassen und überhaupt in der Bibel." Um dies Resultat zu erreichen wird das Zeugniß für die Schöpfung aus nichts, welches 1 Mos. 1, 1 darbietet, durch gewaltsame Erklärung beseitigt. Wenn Gott Himmel und Erde im Anfang schuf, d. h. als noch nichts da war, so liegt darin deutlich die Schöpfung aus nichts. Vorausgesetzt wird diese durch den ganzen übrigen Inhalt von 1 Mos. 1. Ueberall, wo eine ewige Materie gelehrt wird, erscheint sie als Hemmung der Offenbarung Gottes in der Welt, und das: Gott sprach und es geschah, er gebot und es stand da, konnte aus solchem Boden nicht erwachsen. Ferner steht es fest, daß durch das ganze A. T. die unbedingte Allmacht Gottes gelehrt wird, daß einen Grundton desselben das: ist wohl dem Herrn ein Ding zu wunderbar, bildet, so liegt darin auch indirect die Schöpfung aus nichts. Ja diese wird schon durch den Namen Gottes Jehova bezeugt, der Seyende. Denn das reine absolute Seyn kann kein anderes unabhängiges und selbstständiges Seyn neben sich dulden.

Ein Grundschaden der Seele und ein Ausgangspunkt der verderblichsten Irrthümer ist der Mangel an Erkenntniß der Sünde und ein augenfälliges Symptom desselben ist die Läugnung des Sündenfalls. Auch diese finden wir bei dem Vers., wie wir das bei seiner Läugnung der Gottheit Christi schon erwarten mußten, die sich nur daraus erklärt, daß er keines Heilandes zu bedürfen wähnt. „Was den Fall des Menschen im Allgemeinen betrifft, heißt es Th. 2 S. 10, so gehört auch er nothwendig in die Welt der Idee, nicht in die geschichtliche Welt des Menschen auf der Erde, aber er wird geschichtlich mit jedem Menschen. Der Fall Adams ist die persönliche That jedes einzelnen Menschen vom Anfang der Geschichte bis auf unsere Tage." Ferner S. 11: „Der Fall ist die Bestimmung des Menschen; denn die Verherrlichung des Göttlichen ist bedingt durch die bewußte Ueberwindung des Bösen und der äußeren Naturnothwendigkeit." Wir haben da ganz die gewöhnliche rationalistische Ansicht vom Sündenfall, von der aus ihn Schiller „einen Riesenfortschritt der Menschheit" nannte, von der aus Kant sagte: „daß wir es täglich ebenso machen, ist der Vernunftinhalt der Erzählung", und Hegel behauptete, Adam repräsentire hier nur des Menschen allgemeine Natur, sey der Mensch seinem Begriffe nach. Den Commentar zu des Bibelwerkes auch hier verworrener Rede gewährt was Dr. Philippi in der Glaubenslehre sagt: „Dies System findet in dem rationalistischen Gegensatze von Vernunft und Sinnlichkeit das gottgeschaffene Wesen des Menschen, und stellt das abstracte Wahlvermögen in die Mitte, welchem die Aufgabe gestellt sey, durch Befolgung des Vernunftgesetzes die Triebe der Sinnlichkeit in Schranken und in Unterordnung unter jenes Gesetz zu erhalten."

(Schluß folgt.)

*) Glaubenslehre 2 S. 15.

Entwurf eines theologischen Bedenkens, die Kinder solcher betreffend, die aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sind.

Die Herren Pastoren der Lutherischen Gemeinde in E. haben unter dem 21. April d. J. auf Grund eines vorliegenden Falles ein theologisches Bedenken über folgende zwei Fragen erfordert:

1. Darf das Kind eines Excommunicirten, welcher beharrlich unbußfertig bleibt und keinerlei weitere Schritte zu seiner Wiederaufnahme thut, getauft werden?
2. Für den Fall der Bejahung, daß das Kind getauft werde, muß die Kirche es nicht als ein uneheliches ansehen, da die Kirche eine blos bürgerliche Ehe als Concubinat betrachten muß, und muß daher nicht das Kind auf den Namen der Mutter in das Kirchenbuch eingetragen werden?

Die erste dieser beiden Fragen ist mehrfach schon früher zur Erörterung gekommen. Augustinus in einem Briefe an den Bischof Auxilius (epist. 250 ed. Benedict., früher 75) fordert diesen zur Rechenschaft, daß er einen Mann mit seinem ganzen Hause excommunicirt und also den Kindern, welche etwa in diesem Hause geboren werden sollten, die Taufgnade entzogen habe. (Utsi habes de hac re sententiam, certis rationibus vel scripturarum testimoniis exploratam nos quoque docere digneris, quomodo recte anathemetur pro patris peccato filius — — aut quisquam in domo nondum natus, si eodem tempore, quo universa domus est anathemate obligata, nascatur, nec ei possit per lavacrum regenerationis in mortis periculo subveniri.) Joh. Gerhard, in den loci Theologici t. 9 S. 256 der Ausg. von Cotta, stellt gradezu die Frage auf: „ob auch den Kindern der Excommunicirten die Taufe zu ertheilen sey" und beantwortet sie bejahend, indem er sich darauf beruft, daß das Anrecht der Kinder nicht auf der Würdigkeit der Eltern beruhe, sondern auf der göttlichen Verheißung, 1 Mos. 17, 7, daß die Excommunication die Geburt in der Kirche nicht aufhebe und ebenso auch nicht den Taufbund von Seiten Gottes, daß nach der in Ezech. 18 aufgestellten Regel der Gerechtigkeit die Kinder nicht leiden sollen für die Missethat der Väter. Die Excommunicirten — so schließt er — sind also von dem Besitze der Güter der Kirche nur in Bezug auf ihre Person ausgeschlossen, nicht in Bezug auf ihre Kinder.

Nur gewichtige und augenfällige Gründe können die Kirche, welche angewiesen ist, in den Fußstapfen Desjenigen einherzugehen, der gesprochen: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen", berechtigen in einem vorliegenden Falle dem ernsten Worte des Herrn keine Folge zu geben: Lasset die Kindlein kommen zu mir, denn solcher ist das Reich Gottes. Solche Gründe werden nur da vorhanden seyn, wo keine gegründete

Aussicht ist, daß, wenn die Kirche dem Auftrage des Herrn entsprochen hat: „Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes", ihr auch Gelegenheit gegeben werden wird, der zweiten Mission zu genügen: „Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß diese beiden Momente unzertrennlich zusammengehören, daß der Taufe ein Katechumenat, wenn es ihr nicht vorangehen konnte, nothwendig nachfolgen muß. In dem vorliegenden Falle aber scheint kein Grund zu der Befürchtung vorhanden zu seyn, daß dem Kinde diese zweite Wohlthat entzogen werden wird, im Gegentheil, wenn der Vater bei der Kirche die Taufe nachsucht, so liegt darin seine Bereitwilligkeit, dieser überhaupt das Kind zu übergeben, wie er sich ja auch für sich selbst nicht freiwillig abgesondert hat, sondern ausgesondert worden ist, und zwar nicht in Folge von Irrlehren, die er ein Interesse haben könnte, seinem Kinde einzuflößen, sondern von groben fleischlichen Vergehungen, von denen er selbst gewiß gerne sich frei gemacht hätte, wenn er nicht unter die Sünde verkauft gewesen wäre. Zur Verstärkung der Sicherheit aber wird es angemessen seyn, wenn die Kirche die Wahl der Pathen nicht dem Vater überläßt, sondern dieselbe selbst vornimmt und diesen die Pflicht einschärft, die christliche Erziehung und Unterweisung des Kindes zu überwachen.

Es wird nicht verkannt werden können, daß die Kinder solcher Excommunicirten, welche sich bloß leidend verhalten, nicht durch den Uebertritt zu einer andern Gemeinschaft den Riß unheilbar gemacht oder wenigstens die Heilung erschwert haben, noch in einem andern Verhältniß zur Taufe stehen, wie die Kinder von Heiden und Juden, daß sie noch ein besonderes Anrecht auf dieselbe haben. Das Band zwischen dem Excommunicirten und der Kirche ist noch nicht völlig gelöst, seine Taufe hat noch nicht unbedingt ihre Kraft verloren, sie tritt wieder in ihre Rechte ein, sobald der Excommunicirte Buße thut; nach den Bestimmungen der alten Kirche durfte die Communion keinem Excommunicirten versagt werden, der noch in der Todesstunde sich bußfertig bezeigte. Hienach nun werden die Kinder eines Excommunicirten in die Beziehung zur Kirche hineingeboren und ihnen das Gnadenmittel zu versagen, womit die Kirche die zu ihr in Beziehung stehenden Kinder empfängt, würde eine Verletzung der Bestimmung in 5 Mos. 24, 16 seyn: „Die Väter sollen nicht für die Kinder, noch die Kinder für die Väter sterben, sondern ein jeglicher soll für seine Sünde sterben." Die Sünden der Väter heimzusuchen an den Kindern, das hat sich Gott vorbehalten, der als der Herzenskündiger weiß, ob die sündige Art der Väter in den Kindern fortwuchert. Der Kirche, die nur sieht, was vor Augen liegt, ist hier eine andere Regel für ihr Verfahren aufgestellt.

Wir wenden uns zu der zweiten Frage. Es scheint uns keinem Zweifel unterworfen, daß die Kirche, die überall nach ihren eignen Normen und Gesetzen richtet, nicht ohne weiteres

und unbesehens jede bürgerliche Ehe als Ehe anerkennen kann. Es wäre ja denkbar, daß in einem Staate Dispensation zu einer bürgerlichen Ehe ertheilt würde, welche in dem göttlichen Gesetze, betreffend die Ehen in der Verwandtschaft, verboten ist. Eine solche bürgerliche Ehe würde die Kirche nur aus dem Gesichtspunkte des Concubinates zu betrachten haben, wie der heil. Paulus in 1 Cor. 5, 1 die Verbindung mit der Stiefmutter als πορνεία bezeichnet, obgleich, wie der Ausdruck zum Weib haben zeigt, das Verhältniß sich wahrscheinlich als ein eheliches darstellte. Noch weit näher aber liegt ein anderes. Gewöhnlich liegt der Anlaß zu bloß bürgerlichen Ehen darin, daß die kirchliche Trauung darum nicht zu erhalten ist, weil die Kirche das Eingehen einer neuen Verbindung wider ihr Recht Geschiedener als eine dem Ehebruche gleichstehende Versündigung betrachtet, dem Rechtssatze folgend: „durch eine bestehende Ehe wird jede zweite unbedingt gehindert" als bestehend eine frühere Ehe ansieht, welche der Staat nach dem in ihm geltenden Recht als aufgelöst ansieht. In solchem Falle kann die Kirche wegen desselben Grundes, der sie bewog, die Trauung zu versagen, auch die geschlossene Verbindung nicht als eine wirkliche Ehe anerkennen. Sie wird es sich nie nehmen lassen, auch zu einem solchen, dessen Verbindung mit einer schriftwidrig Geschiedenen vom Staate anerkannt ist, zu sprechen: es ist nicht Recht, daß du sie habest. In dem hier vorliegenden Fall aber trifft das Bedenken nicht die besonderen Verhältnisse, sondern die bürgerliche Ehe an sich. Die Sache liegt so, daß die Kirche kein Bedenken getragen haben würde, die Ehe einzusegnen, wenn der Mann nicht durch die Excommunication außerhalb ihres Gebietes gestellt wäre.

Da müssen wir nun zuerst bemerken, daß die Ansicht, welche die bürgerliche Ehe an sich dem Concubinate gleichstellt, den Consensus der gesammten Christlichen Kirche gegen sich hat. Das Canonische Recht betrachtet durchgängig die Ehe als ein Rechtsverhältniß von Personen, welches durch Einwilligung ein solches Verhältniß zu schließen, und zwar also, daß die Verbindung sofort beginnen soll, entsteht; wo eine solche Einwilligung vorhanden ist, besteht eine Ehe (Matrimonium verum) auch unter Nichtchristen. Die Belege aus dem Canonischen Rechte gibt Eichhorn in dem Kirchenrechte 2 S. 308. Im Einklange mit dieser Anschauung sagt Jo. Gerhard t. 15 p. 454, die Einwilligung reiche zur Begründung der Ehe auch ohne die äußeren und feierlichen kirchlichen Gebräuche hin, die das weise Alterthum aus wichtigen Ursachen festgestellt habe; er handelt von der Trauung nur in dem Abschnitte de adjunctis conjugii. Der strengsten Auffassung in Bezug auf die kirchliche Trauung huldigt Carpzov in der jurisprudentia ecclesiastica l. II. tit. 8 def. 142, wo er den Satz aufstellt: „Die priesterliche Zusammengebung und Einsegnung wird nothwendig erfordert zur Vollendung der Ehe und kann nicht unterlassen werden", aber daß er bei diesem Satze nur die Glieder der Kirche im Auge hat und damit z. B. nicht etwa Jüdische Ehen für

Concubinate erklären will, erhellt daraus, daß er ausdrücklich bemerkt, er wolle sich auf den Streit nicht einlassen, ob die priesterliche Einsegnung in Gegenwart der Kirche zur Substanz und zum Wesen der Ehe an sich erforderlich sey. Daß keine Ehe als eine christliche und kirchliche anerkannt werden kann, die ohne den Segen der Kirche geschlossen worden ist, das ist allerdings die Anschauung der Evangelischen Theologie und des Evangelischen Kirchenrechtes, vgl. Mejer Lehrbuch des Kirchenrechtes S. 501, aber die Ehe überhaupt, so wie sie vor der Kirche bestanden hat, so wird sie auch ohne die Kirche eine, wenn auch nur kümmerliche Existenz behaupten können. Auch in der Römisch-Katholischen Kirche wagt man es nicht, die Ehe in unbedingte Abhängigkeit von der Kirche zu stellen. Das Tridentinische Concil ist zwar so weit gegangen, jede in einer andern als der von ihm vorgeschriebenen Weise geschlossene Ehe für ungültig zu erklären. Aber man weiß ungeachtet dieses Beschlusses doch die Anerkennung der protestantischen Ehen zu rechtfertigen und erschrickt vor der Consequenz, sie für „Concubinate" zu erklären. (Mejers Kirchenr. S. 499.)

Solcher Consensus der Christlichen Kirche läßt schon vermuthen, daß bedeutende Gründe für die Unabhängigkeit des Wesens der Ehe von der kirchlichen Einsegnung vorhanden seyn müssen und solche Gründe liegen in der That vor. Daß die Ehe älter ist als die kirchliche Einsegnung, daß sie gleich alt ist mit den Anfängen des menschlichen Geschlechtes, zeigt 1 Mos. 2, 24, vgl. mit dem Ausspruche des Herrn in Matth. 19, 4 ff. Der Apostel erkennt in 1 Cor. 7, 10 ff. auch die unter dem Heidenthum geschlossenen Verbindungen als Ehen an und verbietet die Auflösung derselben, auch in dem Falle, wenn der eine Ehegatte heidnisch geblieben ist. So sehr auch der Segen der Ehe verkümmert wird, wenn die kirchliche Weihe ihr fehlt, so würde man doch allem Augenschein widersprechen, wenn man die nicht kirchlich eingesegneten Ehen dem Concubinate gleichstellen wollte. Die Ehen unter den Juden wird die Kirche, da sie das Rabbinat nicht anerkennen kann, mit den bürgerlichen unter gleichen Gesichtspunkt stellen müssen. Wer würde aber wohl behaupten mögen, daß es unter den Juden keine wirklichen Ehen gebe, wer würde auch nur daran denken, Proselyten aus dem Judenthum nur auf den Namen der Mutter in das Kirchenbuch einzutragen?

Der durchgreifende Unterschied der bürgerlichen Ehe von dem Concubinat ist der, daß bei der ersteren der eheliche Consensus förmlich festgestellt wird. Die Trauung konnte nur so lange als die nothwendige Bedingung der Eheschließung betrachtet werden, als für diese Feststellung keine andere Form gegeben war, als die Consensuserklärung nur im Zusammenhang mit dieser heiligen Handlung in einer alle Unsicherheiten ausschließenden Form abgegeben werden konnte.

Es versteht sich von selbst, daß die Kirche bei jeder Gelegenheit gegen die bloße Civilehe Zeugniß ablegen, daß sie die-

selbe als einen traurigen Anachronismus, als eine sündhafte Verschmähung der Segnungen darstellen muß, welche Christus seiner Kirche erworben hat. Solches Zeugniß würde auch hier bei der Taufe und bei der Eintragung ins Kirchenbuch abzulegen, es würde darauf hinzuweisen seyn, daß das Kind aus einer Verbindung hervorgegangen, welche die Kirche zwar als Ehe anerkennt, aber nur als eine natürliche Ehe, nicht eine solche, welche das Abbild der Vereinigung Christi mit seiner Gemeinde ist.

Nachrichten.

Schlesien.

Am 15. und 16. Juni hielt der Evangel.-Luther.-Kirchliche Provinzial-Verein seine alljährliche Frühlings-Konferenz wie bisher in Gnadenberg, wo die bereitwillige Liebe der Brüdergemeinde ihm wiederum den Betsaal des Brüderhauses geöffnet hatte. Der Provinzial-Verein, welcher zur Zeit gegen 130 Mitglieder zählt, war auf der Conferenz durch eine genügende Anzahl erschienener Brüder geistlichen und weltlichen Standes vertreten. Es galt diesmal eine wichtige Besprechung, indem die Parallelformulare in Folge des Erlasses des Hochw. Ober-Kirchen-Rathes vom 7. Juli v. J. Gegenstand der Berathung waren. Ueber das Resultat dieser Berathung haben wir im Allgemeinen nur zu berichten, daß dasselbe sofort in einer mit bestimmten Anträgen formulirten Denkschrift an das Hochwürdige Provinzial-Consistorium zur Ueberreichung an den Hochw. Ober-Kirchen-Rath niedergelegt ward, welche sämmtliche Anwesende, mit Ausschluß eines Superintendenten, unterschrieben. Wir fühlen uns gedrungen, über die vom Geiste des Herrn sichtbar gesegnete Versammlung in's besondere aber folgendes mitzutheilen. Den materiellen Inhalt der Berathung anlangend, so ward in den Parallelformularen ein neuer Versuch, eine die Evangelischen Confessions-Kirchen, die Lutherische und die Reformirte Kirche, in Preußen indifferenzirende Union im Cultus einzuführen, d. h. den Unionsbegriff mit Berechtigung von Confessions-Gemeinden (aber nicht Kirchen), also in seinem eigenen Widerspruche zu begründen, anerkannt, und zugleich dankbar hervorgehoben, daß dies in den Parallelformularen unzweideutig geschehe. Ist es ja doch ganz klar, daß die Union nur aus dem Zerfressen der Confessionen ihre Nahrung zieht, daß sie aufgehoben wird, sobald die Confessionen kirchlichen Bestand erlangen, daß sie dagegen, so lange sie nur Confessions-Gemeinden vor sich hat, an diesen ihr Leben noch fristet, wenn auch in ihrem eigenen Widerspruche. Lutherischer Seits trat dies nun im Laufe der Verhandlung zu Gnadenberg besonders an folgenden 3 Punkten namentlich für die Verhältnisse unserer Provinz unleugbar hervor. Erstlich erschien eine agendarische Formulirung der Absolutionshandlung so lange noch nicht an der

Zeit, als die Frage über die Privatbeichte nach Art. XI. der Augsburgischen-Confession noch nicht mit der Klarheit unserer luther. kirchl. Symbole wieder im Vordergrunde des kirchl. Bewußtseyns steht. Die Parallelformulare erwähnen der confessio singularis nur vorübergehend, sie formuliren nur die öffentliche Beichthandlung, erörtern und definiren also den ganzen hochwichtigen Artikel nur zu Gunsten des reformirten Bekenntnisses, wie denn auch das betreffende Rubrum II. nicht von der Beichte, sondern nur von einer „Vorbereitung zum heiligen Abendmahle" handelt. Sodann ist, in dem Absatz vom heiligen Abendmahle selbst, die Spendeformel: „das ist der wahre Leib" ꝛc. gar nicht erwähnt, also, — so muß man doch schließen — als gleichberechtigt nicht anerkannt. Nun ist aber gerade diese Formel in einem großen Theile Schlesiens die kirchenordnungsmäßige. Wird sie etwa in den Parallelformularen als solche einfach vorausgesetzt? Aber das ist nicht erwähnt, auch ist ja die andere gleichfalls, in einem andern Theile Schlesiens, kirchenordnungsmäßige, das ist der Leib" ꝛc. als berechtigte aufgeführt. Die Weglassung der Spendeformel: „das ist der wahre Leib" hat daher jedenfalls den tieferen Grund, sie mit der Zeit ganz hinsterben zu lassen. Endlich tritt aber die Unions-Tendenz der Parallelformulare aufs klarste in der Bestimmung hervor, daß in einem betreffenden Falle nun Unions-Urkunden in die Pfarrarchive kommen sollen, in welchen die Union als Sakramentsgemeinschaft definirt wird, ein Punkt, dessen Durchführung auf die allergrößten Schwierigkeiten stoßen muß, da eine rechtliche Fixirung sacramentaler Union Aufhebung der Confessions-Kirchen sein würde. An die Verhandlung über die Parallelformulare schloß sich noch eine von pädagogisch kirchlichem Interesse über die Rechtfertigungslehre an, welche insofern eine praktische Bedeutung gewann, als sie den Wendelschen Schulkatechismus in ihr Bereich zog und aus den Erläuterungen des persönlich anwesenden Verfassers ein gegen die Rechtfertigungslehre in diesem Katechismus erhobenes Bedenken formaler, didaktischer (nicht dogmatischer) Art durch Hinweis auf die prägnante Kürze des in Form eines Auszuges erschienenen Büchleins erklärte und erledigte. Die Conferenz hatte ihrer Zeit nach die günstige Stellung, daß sie unmittelbar auf die General-Conferenz in Wittenberg folgte, und darum den Bericht ihrer beiden Provinzial-Deputirten in voller Frische des eben erst Erlebten und Empfangenen hören konnte. Diesem Umstande war es denn auch, nächst der umsichtigen, klaren Leitung des Vorsitzenden, durch Gottes Gnade zu danken, daß die Schlesische Denkschrift über die Parallelformulare sofort entworfen und unterzeichnet werden konnte. So ist sie wahrscheinlich als die erste aus den Provinzen in die Hand des Hohen Kirchenregimentes gelangt. Die anderen werden hoffentlich unverzüglich nachfolgen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 14. Juli. № 56.

Noch einmal über Bunsens Bibelwerk.

(Schluß.)

Der untergeordnete wissenschaftliche Standpunkt gibt sich auch hier darin zu erkennen, daß der Verf., unfähig Gegebenes zu erkennen, seine Gedanken der heiligen Urkunde aufdringt. Daß jene Ansicht vom Sündenfall der Anschauung Mosis im innersten Grunde widerspricht, liegt am Tage. Sie ist wesentlich diejenige, welche bei ihm die Schlange geltend macht. Dem Verfasser der heiligen Urkunde ist die Uebertretung des Gebotes ein strafbares, todeswürdiges Vergehen. Wie könnte Gott unter Androhung der Todesstrafe dem Menschen verbieten, einen Fortschritt zu machen? wie ihn für den gemachten Fortschritt auf eine so unendlich harte Weise strafen? Ueberhaupt, wie kann man nur daran denken, in der Schrift einen solchen Gedanken anzutreffen? Ihre ganze Betrachtungsweise der Sünde schließt einen Sündenfall in diesem Sinne ganz aus. Er wird überall nur da angenommen, wo man eine freundliche und heitere Ansicht von der Sünde hegt, sie als die nothwendige Bedingung des Guten und das Mittel zu seiner Verwirklichung, die nothwendige Mitgabe der Endlichkeit betrachtet, wie Strauß kurz, und wenn man will, gut, sagt: „der Philosophie ist das Gute ebenso nur mit dem Bösen, als das Böse nur am Guten.“ Namentlich die Bücher Mose's mit ihrem tiefen Abscheu gegen die Sünde, mit ihrem eifrigen Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, können solchen Sündenfall nicht in ihrem Schooße bergen. Welcher seltsame Contrast z. B. 5 Mos. 28 und hier ein Sündenfall im modernen Sinne! Was aber allein schon hinreicht: welch ein tiefes Wehe ist über die Erzählung des Sündenfalls ausgegossen. Welchen fühlenden Menschen durchzitterte es nicht bis in die innerste Seele, wenn er 1 Mos. 3, 8 ff. liest!

Bei solchen Proben einer totalen exegetischen Unfähigkeit kann man sich nicht genug über die Verblendung des Verfassers wundern, in der er der kirchlichen Schriftauslegung als einer „unvernünftigen und bis zum Blödsinn unverständigen“, seine eigne als „eine redliche und besonnene“ entgegensetzt (S. 114).

Die Lehre vom Sündenfall, welche hier verläugnet wird, ist eins der Hauptfundamente der wahren Religion. Ohne die Lehre vom Sündenfall keine Theodicee. Nur unter Voraussetzung der Sünde als Schuld der Menschen läßt sich der gegenwärtige Zustand der Erde mit Gottes Gerechtigkeit und Liebe vereinigen. Das Vorhandenseyn der Strafe dringt sich jedem auf. Strafe ohne Schuld ist Vernichtung der Gottesidee. Wer die Schuld verkennt (und diese steht und fällt mit dem Sündenfall), welche zu strafen und zu tilgen die Leiden dieses Lebens bestimmt sind, für den verwandeln sich dieselben in ebenso viele Ankläger Gottes oder Zeugen gegen sein Daseyn und seine Vorsehung. Ohne Sündenfall keine Erkenntniß der Barmherzigkeit Gottes, keine Sehnsucht nach seinem Heil, kein Dank für dasselbe, keine herzliche Liebe Gottes. Ohne die Lehre vom Sündenfall kein reges sittliches Streben. Ist das Verderben ein eingedrungenes, so ist es auch kein unabänderliches, die Güte des schaffenden verbürgt uns die Gnade des erlösenden Gottes. Dagegen, die nothwendige Consequenz der Läugnung des Sündenfalls ist was Friedrich II. in einer Epistel an d'Argens ausspricht: „Laß uns zufrieden seyn mit dem Gemisch, wozu Marquis! uns unser Schicksal zwang.“ Die scheinbare Erhöhung des Menschen ist in der That die tiefste Erniedrigung. Sind wir noch jetzt was wir waren, so dürfen wir nicht hoffen etwas Großes zu werden, so sind wir verurtheilt immer am Boden zu kriechen.

Das ist die Stellung des Bibelwerkes zu den heiligen Schriften und zu den heiligen Lehren der Kirche. Es ist von vornherein unmöglich, daß ein Ausleger solcher Stellung irgend Bedeutendes leiste. Wie wenig das hier geschehen sey, das wollen wir noch an einigen wenigen Beispielen zeigen.

Gleich bei den ersten Versen der Schrift weicht das Bibelwerk von der seit „zweitausend Jahren gewöhnlichen Uebersetzung“ und Erklärung ab. Es muß uns das schon von vornherein kein besonders günstiges Vorurtheil erwecken. Es liegt in der Natur der Sache, daß zur Abfassung von Werken über die ganze Bibel sich nie eigentliche Forscher hergegeben haben. Wer an eine solche Arbeit geht, der muß darauf verzichten, bahnbrechend aufzutreten, muß in demüthiger Anerkennung der Gränzen, welche dem menschlichen Thun gesteckt sind, sich darauf beschränken, mit Urtheil das Beste aus demjenigen auszuwählen, was andere bereits geleistet haben. Solche bescheidene Stellung ist von einem Manne von übertriebenem Selbstgefühle nicht zu erwarten. Sobald dem Verf. des Bibelwerkes ein „Einfall von ungefähr“ kommt, ist er gleich mit Redensarten bei der Hand,

wie die (S. 144): „Wem diese Ansicht fern, der halte sich an die handgreifliche Thatsache, daß der hebräische Text keine andere zuläßt; entweder ist er so aufzufassen oder er ist sinnlos"; „daß der seit mehr als 2000 Jahren eingeschlagene Weg nicht der richtige sey, das beweist am einfachsten die Thatsache, daß alle kirchlichen Uebersetzungen den Text von Anfang bis zu Ende wider Grammatik und Sinn haben erklären müssen, um ihre willkürliche und unverständige Annahme durchzuführen." Ueberall, wo der Verf. sich in solchen Versicherungen ergeht, die einem Dilettanten von sehr oberflächlicher Kenntniß der Sprache und sehr schwacher exegetischer Begabung gar übel anstehen, kann man gewiß seyn, daß er etwas gründlich Unhaltbares vorgebracht hat.

Das Bibelwerk zieht die drei ersten Verse des 1 B. Mose's in einen „großen Satz" zusammen: „Im Anfang, da Gott Himmel und Erde schuf, und die Erde wüst und öde und Finsterniß über der Urfluth *) war, und der Hauch Gottes über dem Wasser webete, sprach Gott: es werde Licht und es ward Licht."

Mißtrauisch gegen diese Erklärung muß schon das machen, daß sie die Auctorität aller alten Uebersetzer, von den Siebenzig und dem Chaldäer an, gegen sich hat, und daß die Erklärung: im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, wie B. selbst sagt, die seit zweitausend Jahren gewöhnliche ist. Entscheidend aber dagegen ist, daß ein so langer schleppender Satz in dem ganzen ersten Buche Mose's nicht vorkommt, und am wenigsten paßt in ein Stück so raschen Ganges, wie das vorliegende. Dann spricht auch dagegen der Anfang des Evangelii Johannis, wo das dem ersten Worte hier entsprechende: im Anfang, absolut steht. Der Zusammenhang zwischen diesen beiden Stellen ist ein sehr inniger. Der Anfang ist hier der Anfang alles Daseyns, und das: im Anfange weist darauf hin, daß vor dieser schöpferischen That Gottes Nichts vorhanden war. Der Anfang des Evangelii Johannis deutet dann an, daß die Ausschließung, mit der die heilige Schrift beginnt sich nur auf das Gebiet der Endlichkeit bezieht, nicht auf die inneren Verhältnisse in dem göttlichen Wesen. Endlich, bei dieser Auffassung geht die Schöpfung aus Nichts verloren, die wir nach der ganzen Gotteslehre des A. T. hier nothwendig erwarten müssen. Eine gegebene Materie, welche nach der Hypothese des Bibelw. die göttliche schaffende Thätigkeit bereits vorfindet, oder um eigentlich zu reden: welche das Substrat für den Entwickelungsproceß bildet, steht in grellem Widerspruche schon gegen den Namen Jehova, wodurch Gott als das reine, unbeschränkte, absolute Seyn bezeichnet wird, im Gegensatze gegen jenen Grundton des A. T.: Unser Gott ist im Himmel, alles was er will, das thut er.

Das Bibelwerk sucht in das Netz seiner Hypothese hineinzutreiben, indem es sich abmüht, nachzuweisen, daß ohne sie das Verhältniß von V. 1 zu dem Folgenden nicht klar sey. Aber es ist dies Verhältniß nur von manchen Auslegern verdunkelt worden, an sich liegt es klar vor. Moses beginnt mit der allgemeinen Angabe, daß Gott Himmel und Erde geschaffen, V. 1, dann gibt er näheren Bericht über denjenigen Theil des Schöpfungswerkes, der für seinen Zweck von besonderer Bedeutung ist, dasjenige, was in unmittelbarem Zusammenhange mit der gegenwärtigen Gestaltung der Erde, der Wohnstätte der Menschen, steht, um den sich alles bewegt. Er faßt die Erde in einem Stadium ins Auge, wo sie zwar schon vorhanden, aber in Folge einer Catastrophe wüste und leer, von Finsterniß bedeckt und mit Wasser überfluthet war, und schildert dann, wie sie zu einem Wohnsitze lebender Geschöpfe bereitet und mit ihnen erfüllt und endlich der Mensch, der Zielpunkt der ganzen Schöpfung, auf sie gesetzt wurde. V. 1 gibt eine summarische Bezeichnung des ganzen Schöpfungswerkes, V. 2 ff. nicht eine Fortführung, sondern vielmehr eine Ausführung, indem V. 1 alles unter sich faßt, was bis zu Ende des Cap. berichtet wird. In dieser, einen einzelnen Punkt betreffenden Ausführung wird zuerst in V. 2 der Zustand der Erde ausgesprochen, wie ihn der in V. 3 ff. beschriebene Proceß vorfand: Und die Erde war — zu einer gewissen Zeit. Was diesem Zustande voranging und wie er entstand, das übergeht der Verf. mit Stillschweigen, weil es für seinen Zweck nicht diente. Die naturwissenschaftlichen Entdeckungen machen es wahrscheinlich, daß die Erde schon vor ihm manche Entwickelungsperioden durchlaufen hatte. Als einen chaotischen haben diesen Zustand nur diejenigen betrachtet, welche mit einem von heidnischen Gedanken erfüllten Kopfe an die Erklärung gingen. Ueberall ist nur von einer Ueberfluthung durch Wasser die Rede, ganz ähnlich wie bei der Sündfluth. V. 9 ff. setzen das Vorhandenseyn des festen Kernes der Erde und der Gebürge voraus, wie ebenso auch Ps. 104, 6; die Ausdrücke wüste und leer werden in Jes. 34, 11. Jer. 4, 23 von der völligen Zerstörung eines bereits vorhandenen geordneten Zustandes gebraucht; nach Hi. 38, 7 waren Sterne bei der Gründung der Erde bereits vorhanden, und V. 14 — 18 können sich somit nicht auf die Sternenwelt überhaupt, sondern nur auf die Sterne beziehen, die uns zunächst angehen. Der Einwand, daß das Sechstagewerk die ganze Schöpfungsgeschichte enthalte, erhelle aus der Schöpfung des Lichtes am ersten Tage, trifft nicht. Denn wenn hier auch die Entstehung des Lichtes geschildert wird, so folgt daraus noch nicht, daß diese Entstehung die allererste war. Die angeführten Gründe aber entscheiden dafür, daß es sich um eine Reformation handelt, und damit stimmen auch die Thatsachen der Natur zusammen, welche zeigen, daß auch während der vor den

*) Die „Urfluth" hat das Bibelw. in den Text eingeschwärzt, seiner ethnisirenden Hypothese von dem Chaos zu Liebe. Abgeleitet von der 3 Fut. von הוּם lärmen heißt das Wort eigentlich das was lärmt, die lärmende, und steht nie von etwas Anderem als von einer Ansammlung von bloßen Wassern, gewöhnlich von der Meeresfluth. Hier wird es durch Wasser im letzten Gliede erklärt.

jetzigen liegenden Perioden der Erdgeschichte Licht bereits vorhanden gewesen seyn muß. Dies frühere Licht aber, welches bei der in V. 2 bezeichneten Catastrophe untergegangen, wird ignorirt. Der heiligen Schrift kommt es nach ihrem Zwecke nur auf die gegenwärtige Gestalt an.

„Die Worte — behauptet das Bibelw. S. 144 — mit welchen man gewöhnlich den zweiten Schöpfungsbericht (?) beginnt „dieses sind die Geschichten (?) des Himmels und der Erde" (C. 2, 4) sind vielmehr der Schluß des ersten Berichtes." Die Unhaltbarkeit dieser Annahme kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Es ist nach richtiger Deutung nicht von Geschichten des Himmels und der Erde die Rede, sondern von Erzeugnissen. In dem ersten Abschnitte aber ist nicht, wie in dem zweiten, der sich mit den ersten Menschen beschäftigt, von Erzeugnissen des Himmels und der Erde die Rede, ihrer Descendenz, sondern es wird in ihm das Werden von Himmel und Erde selbst geschildert. Ferner, die Worte: dies sind die Erzeugnisse, kommen in dem ganzen Buche stets als Ueberschrift, nie als Schlußformel vor, und es wäre gradezu widersinnig und irreführend, wenn der Verf. sie hier als Schlußformel gebrauchen wollte. In ihrer zehnfachen Wiederkehr bezeichnen sie überall den Anfang eines neuen Abschnittes.

Das Bibelw. eifert in maaßloser Weise gegen die, welche den Namen Jehova beibehalten und ihn nicht, wie es will, durch: der Ewige, übersetzen wollen.*) „Diesen Namen — sagt es S. 90 ff. — als einen Eigennamen fassen und also in seiner nationalen Hebräischen Form beibehalten wollen, heißt nach der Anschauung der Bibel gradezu den Ewigen entthronen, ihn herabziehen in die Zahl der Götzen- und Menschengebilde. — Eine Bibel ohne jenen Gottesnamen in seiner allgemeinen reinen Verständlichkeit und nach seiner unvergänglichen Bedeutung ist wenigstens keine gemeindliche Bibel protestantischer Christen." Man muß aber, wenn man die Sache so ansieht, nothwendig das Verfahren des Herrn und seiner Apostel tadelnswerth finden, welche aus Achtung gegen das einmal kirchlich Gangbare, wo Jehova im A. T. vorkommt, das sachlich keineswegs genau entsprechende: der Herr, setzen. Der Name: der Ewige, klingt ziemlich frostig, er hat gegen sich, daß die Ewigkeit Gottes durch anderweitige biblische Ausdrücke bezeichnet wird (man vgl. z. B. 1 Sam. 15, 29), ferner, daß der Name Jehova im A. T., im Unterschiede von allen anderen Gottesnamen im strengsten Sinne ein Eigenname ist, keines Artikels, keines Suffixums, keines Status Constructus fähig. Achten wir hierauf, so werden wir entweder den Namen: der Herr, beibehalten, der unter uns kirchlich eingebürgert ist, und den Charakter eines Eigennamens angenommen hat, oder wir werden den Hebräischen Namen selbst in die Uebersetzung herübernehmen, was um so weniger Bedenken hat, da wir ja auch schon andere Hebräische Wörter, wie Halleluja, Hosianna, herübergenommen haben. Dem Verf. freilich muß die Haut schaudern bei dem Gedanken an solche in die Deutsche Uebersetzung aufzunehmende Hebräische Wörter; er dringt darauf, daß selbst die Hebräische Färbung so viel als möglich beseitigt werde. Sein Eifern aber gegen die „unleidlichen Hebraismen von Luthers Bibelübersetzung" streitet gegen Jes. 19, 18: „An diesem Tage werden fünf Städte im Lande Aegypten seyn, welche die Sprache Canaans reden und schwören dem Herrn der Heerschaaren", ein Ausspruch, der sich z. B. darin bewährt, daß dem Griechischen im N. T. der Charakter der Sprache Canaans aufgeprägt ist. Wenn es gelänge, diese Uebersetzung in Goethe- und Schillerdeutsch — ein anderes kennt der „nach 40jähriger Abwesenheit ins Vaterland Zurückgekehrte" nicht — einzubürgern, so würde sicher die Schrift für das Erbauung suchende Gemüth allen Reiz verlieren. Alles ist hier abgegriffen und verwaschen.

Wie verfehlt es ist, wenn das Bibelw. darauf dringt, der Jehovaname dürfe nicht im Deutschen beibehalten, er müsse immer durch der Ewige wiedergegeben werden, das tritt gleich bei dem ersten Vorkommen des Jehovanamens hervor. In dem Abschnitt 1 Mos. 2, 4 bis zu Ende von Cap. 3 wird, so weit der Verfasser redet, Gott ohne Ausnahme Jehova Elohim genannt. Das Bibelw. muß dies übersetzen: Gott der Ewige. Dadurch wird das Verhältniß beider Namen gradezu alterirt, der Jehovaname wird aus der dominirenden Stellung verdrängt, die er einnehmen soll. Wir betreten hier die erste Stufe des Ueberganges von Elohim zu Jehova; der lebendige, persönliche, sich offenbarende, heilige Gott tritt uns entgegen. Unserm Abschnitt eignet der Name Jehova ebenso wie dem ersten, der sich auf dem Gebiete der Gottheit bewegt, der Name Elohim. Der Name Elohim wird hier bloß hinzugesetzt um eine Brücke zu schlagen zwischen Jehova hier und Elohim des vorigen Abschnittes, s. v. a. Jehova, der von dem Elohim des vorigen Abschnittes persönlich nicht verschieden, welcher der enthüllte Elohim ist. Auch in allen andern Stellen des A. T., wo die Zusammensetzung Jehova Elohim vorkommt, ist Elohim erläuternder Mißverständnisse abwehrender Beisatz und in ihnen allen muß das Bibelw. durch seine Uebersetzung das natürliche Verhältniß beider Namen zerstören.

---

*) Die Uebersetzung: das Ewige würde mehr im Einklange mit dem Systeme seyn, nach dem Gott erst in genialen Menschen „persönlich" wird. Der Verf. gebraucht auch wirklich mehrfach das Neutrum. So z. B. Th. 2 S. 8: „Das Ewige, Unendliche ist im Menschengeiste; und das annähernde Uebergehen des Endlichen ins Unendliche ist der Zug des Menschen zu Gott, welchen wir Religion nennen." Wenn der Verf. ebendaselbst von dem „der Wahrheit zunächststehenden und deshalb gefährlichsten Irrthume, dem Pantheismus" redet, so versteht es unter Pantheismus ohne Zweifel nur eine einzelne Abart desselben, dieselbe, gegen die einst Schaller schrieb, einen solchen, welcher nach seiner Meinung die Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit, besonders der genialen, nicht hoch genug anschlägt und bei der somit geniale Leute zu kurz kommen.

Wie unzuverlässig auch in allen rein äußerlichen Dingen dies Werk, mit welcher oberflächlichen Flüchtigkeit es gearbeitet ist, das möge das Beispiel der Bemerkung S. 358 zeigen: „Das alte Mosaische Zelt erlitt zwar durch das neue, welches David auf dem Zion aufschlug, wohl schon einigen Abbruch, allein überflüssig wurde es erst durch die Vollendung des Salomonischen Tempels. — Daß das alte heilige Zelt im Tempel (über dem Allerheiligsten) aufbewahrt worden sey, ist eine Vermuthung, die ansprechend, aber nicht beweisbar ist. Daß das neue Zelt mit seinem Geräthe in den Tempel gebracht wurde, berichtet 1 Kön. 8, 4." Hätte der Verf. hier doch nur von den von ihm verachteten, aber nicht gekannten älteren „Lutheranischen" Theologen lernen wollen! In der Bibel von J. H. Michaelis heißt es zu 1 Kön. 8, 4: „nicht das Zelt Davids, 2 Sam. 6, 17, sondern Mosis, 2 Mos. 28, 44, welches zu Gibeon gewesen war." Und Seb. Schmidt sagt: „es wird offenbar das Mosaische Zelt bezeichnet, denn das Zelt Davids wird nirgends „„Zelt der Zusammenkunft"" genannt." Im Einklange mit diesen „Lutheranischen" Theologen bemerkt Thenius: „Das Versammlungszelt — nach dieser Bezeichnung kann nur an das bisher in Gibeon befindlich gewesene (Josephus: das Zelt, welches Moses errichtet), nicht an das auf dem Zion errichtete Interimszelt gedacht werden." Wer die als Commentar dienende Stelle 2 Chron. 1, 3—5 aufmerksam betrachtet, dann ins Auge faßt, daß die Stiftshütte (Stift = Bund), buchstäblich: Zelt der Zusammenkunft, der Ort, da Gott mit seinem Volke Gemeinschaft pflegt, zum Eigennamen für das Mosaische Zelt geworden, der wird nicht zweifeln können, auf welcher Seite die Wahrheit ist.

Zum Schlusse noch eine Stelle des N. T. Das Bibelw. erklärt es für verfehlt, wenn Luther in Matth. 5, 13 übersetzt: wenn aber das Salz dumm wird, und bemerkt (S. 85): „Was nun sollen wir an die Stelle setzen? Etwa mit De Wette: fade? Aber das ist und bleibt ein weder deutsches, noch volksthümliches (!) Wort. Warum aber nicht „„abschmeckig"", was ein altes ächt deutsches Wort ist und dabei ein selbstverständliches."

Das Verbum heißt aber nie, weder in der Schrift, noch in den Profanscribenten fade oder abschmeckig, es heißt immer dumm werden*), und diese gesicherte Bedeutung hier zu verlassen ist nicht der geringste Grund vorhanden. Das Salz ist hier nicht das natürliche, es ist das geistliche Salz. Wird dies erkannt, so fällt auch ganz die Schwierigkeit weg, mit der sich die Ausleger so abgemüht haben, daß das natürliche Salz seine Salzkraft nicht verlieren kann. Mit dem geistlichen Salze verhält es sich anders. Der in der Gnade stehende kann aus der Gnade fallen, der durch die Gnade weise kann dumm werden. Das zeigen traurige und erschreckliche Beispiele, auch aus der Gegenwart.

Eine Reformirte Bibelübersetzung des 17. Jahrhunderts wird auf Grund einer verfehlten Uebersetzung einer alttestamentlichen Stelle die Strafmichgottbibel genannt — so übersetzte ihr Verf., wo Luther hat: Gott möge mir dies und das thun; dies Bibelwerk wird wohl nach dieser Stelle den Namen: die abschmeckige Bibel erhalten, es sey denn, daß man es vorziehe, sie auf Grund der wenig geschmackvollen Uebersetzung von Jo. 2, 25, die „Lecker, Nager und Abbeißer" Bibel zu nennen, oder etwa auch die „Großthuer-Bibel", nach Jo. 2, 20, wo B. ebenfalls wenig glücklich übersetzt: „Und es steigt auf seine Fäulniß und steigt auf sein Gestank, denn er war ein Großthuer": wie viel besser Luther: denn er hat große (und böse) Dinge gethan.

„Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausgefahren ist, so durchwandelt er dürre Stätte, suchet Ruhe und findet sie nicht. Da spricht er dann: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, so findet ers müßig, gekehret und geschmückt. So gehet er hin, und nimmt zu sich sieben andere Geister, die ärger sind, denn er selbst; und wenn sie hineinkommen, wohnen sie allda, und wird mit demselben Menschen hernach ärger, denn es vorhin war. Also wirds auch diesem argen Geschlechte gehen."

---

*) In Bezug auf das Verbum hat man keine einzige St. für die Bedeutung fade werden beigebracht. Die Spur der angeblichen Grundbedeutung soll sich in dem Gebrauche des Adjectivums an zwei Stellen, eine bei Hippokrates, die andere bei Dioscorides finden. Aber μωρός, das schon nach seiner Ableitung aus μη ορος, nicht sehend, ursprünglich dumm bedeuten muß, steht vielmehr in diesen beiden St. im übertragenen Sinn; Hippokrates spricht von dumm gewordenen Nerven, Dioscorides von Wurzeln, welche dumm schmecken. Die Grundbedeutung wird gewiß nicht in so vereinzelten Stellen so später Schriftsteller enthalten seyn. Dann spricht für den uneigentlichen Gebrauch auch das Auseinandergehen dieser St.; in der einen steht μωρός für schwach, in der andern für schmacklos.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 17. Juli. № 57.

Die Berliner Pastoralconferenz.

Wiederum hat uns die Trinitatiswoche ihre Vereins-Jahresfeste und Conferenzen gebracht, und an mannigfaltigem Segen hat es uns nicht gefehlt. Wir berichten darüber in dem Folgenden.

Die Pastoral-Hülfsgesellschaft, welche nach ihrem jetzt veröffentlichten 15ten Jahresberichte bei einer Jahreseinnahme von 955 Thlrn. zehn ordinirte Hülfsgeistliche und einen nichtordinirten Helfer an Orte, wo es an seelsorgerischen Kräften fehlt, hat entsenden können, feierte ihr Jahresfest am 31. Mai Nachmittags in der Dreifaltigkeitskirche. Die liturgische Function hatte P. Souchon, die Festpredigt hielt P. Gallwitz aus Blumberg (jetzt in Wernigerode) über 5 Mose 6, 4—9. Es ist, wie er treffend sagte, die Pastoral-Hülfsgesellschaft im Vergleich zu anderen im Reiche Gottes wirkenden Gesellschaften bloß die Ruth, der es nur gestattet ist, den Schnittern nachzulesen; doch fand sie den Mann und es ward ihr die Gnade gegeben, Stammmutter des Volkes Gottes zu werden. — Erfreulich war es zu sehen, daß die Feier in diesem Jahre zahlreicher besucht war, als in früheren Jahren. Die Gesellschaft wächst langsam, aber ihre Wurzeln gehen in die Tiefe.

Am 1. Juni Nachmittags 3 Uhr feierte die Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden ihr Jahresfest. Anknüpfend an Jes. 27, 6: Es wird dennoch dazu kommen, daß Jakob wurzeln wird und Israel blühen und grünen wird, daß sie den Erdboden mit Früchten erfüllen, erstatte Missionsprediger Krüger den Bericht. Wir halten zwar dafür, daß diese Weissagung bereits erfüllt sey in der christlichen Kirche als dem geistlichen Israel, und daß Israel nach dem Fleische keine Zukunft weiter habe, als einzugehen in die Kirche des Herrn, aufzugehen in der Gemeinschaft der christlichen Völker; dennoch und eben deshalb freuen wir uns mit dem Berichterstatter über den Fortgang der Judenmission. Von 33 Gesellschaften entsendet, arbeiten gegenwärtig etwa 200 Missionare, die Hälfte Proselyten, unter den Juden. 20,000 Juden sind im Laufe des 19. Jahrh. getauft worden. Dazu ein unter den Juden allgemein verbreitetes Bewußtseyn, durch die christliche Bildung überwunden zu seyn; in vielen, vielen Herzen eine Neigung zum Christenthum, die aber nur unter den schwersten Kämpfen zum Durchbruch kommt, in der Taufe. Die gesammte Christenheit ist schuldig, dem Rufe, der aus Israel zu uns herüberdringt: komm, hilf uns (Apgsch. 16, 9), Folge zu geben. Die Festpredigt des P. Souchon über das Unglück des Volkes Israels nach Hos. 13, 9 ist im Druck erschienen. Hier stehe der Schluß: Ein mühseliges Tagewerk freilich ist es, das wir in dieser verwirrten Zeit zu verrichten haben, und überall, bei dem Werke unter Israel, wie in der Heidenmission und in der Seelsorge stehen nur geringe Erfolge uns vor Augen. Wer tritt deshalb zurück? Die Krone wird nur durchs Kreuz erlangt, und selig sind, die nicht sehen und doch glauben. — Nach dem im Druck erschienenen Berichte der Gesellschaft arbeitet jetzt in ihrem Dienste der Missionar Jakobson neben dem Missionsprediger Krüger. Dieser hat im Laufe des Jahres 15 Proselyten in Unterricht gehabt, davon drei getauft. Die Missionsreisen, die sie in Gemeinschaft unternommen, erstreckten sich auf die Provinzen Pommern, Brandenburg, Schlesien, Posen. Die Einnahme der Gesellschaft betrug 1901 Thlr., die Ausgabe 1523 Thlr. Die Collecte am Jahresfeste brachte den bedeutenden Betrag von 86 Thlrn.

Von der Luisenstadtkirche, in welcher die Judenmission ihr Jahresfest feiert, begeben wir uns jedesmal mit freudiger Erwartung in den nahegelegenen Missionsbetsaal. Präs. Dr. Götze eröffnete die General-Conferenz der Missionsgesellschaft mit einer Begrüßung der zahlreichen Versammlung. Die erste Proposition: Ist durch Aussendung gläubiger Colonisten die Thätigkeit der Missionare zu fördern, ist gegenwärtig für die Heidenmission eine brennende Frage, da bekanntlich Harms mit seiner großartigen Missionsthätigkeit den Grundsatz der Colonisation angenommen hat. Superintendent Oelgarte aus Löcknitz als Referent ging aus von dem Unterschiede zwischen einer Mission, die das Evangelium bereits civilisirten Völkern bringe, und einer solchen, die mit dem Evangelium die Civilisation erst zu pflanzen habe, wie denn die Berliner Gesellschaft unter den Nomadenvölkern Südafrikas wirke. Für diese empfahl er die Colonisation. Christliche Colonieen mitten unter den Heiden stellten diesen die segensreichen Folgen des Christenthums vor Augen, dienten den Neubekehrten zu einem Asyl und gewährten den Missionaren selbst die ihnen nöthige äußere Hülfe und den inneren Halt an christlicher Gemeinschaft. Missionsinspector Wallmann antwortete in einem ausführlichen Vortrage verneinend. Der Plan, Evangelisation und Colonisation zusammengehen zu lassen, ist sehr alt. Der Genfer Versuch vom Jahre 1556, die Anlegung der Cap-

colonie durch die Holländer im 17. Jahrh., das Unternehmen der Dissenters unter Karl I., die nach Amerika gingen, so wie des Barons Wels, der, als er nicht gehört wurde, selbst eine Colonie in Surinam gründete, diese alle gingen von diesem Grundsatze aus, aber alles dies ist auch spurlos verschwunden. Seit A. H. Franke ließ man davon ab. Die Mission erhielt eine entschieden, fast krankhaft theologische Richtung. Auch die Brüdergemeinde in ihrer Klugheit hat den Grundsatz nicht recipirt. Sie giebt den Missionaren nur einige helfende Brüder mit, um die ersten Einrichtungen auf den Stationen zu treffen, und sie in den Stand zu setzen, daß sie bald sich selbst erhalten, allerdings auch als Vorbild für die Heiden. Goßner schickte bei der Gründung der Station Zionshill in Australien 1837 auch zwölf Handwerker mit, aber bald änderte sich seine Praxis nach den dort gemachten Erfahrungen. Harms in Hermannsburg hat den Gedanken zu realisiren versucht; der Erfolg seiner Expedition ist bis jetzt kein glücklicher gewesen. Ists überall zu rathen? Der Ap. Paulus ermahnt seine Gemeinen zum vorbildlichen Wandel unter den Heiden; hier aber steht die Sache anders: jene Gemeinen waren schon mitten unter den Heiden, diese sollen erst dahin geschickt werden. Es stehen dem bedeutende praktische Bedenken entgegen. Wohin will man mit einer solchen Colonie? Natürlich nicht unter Culturvölker. Der freie Häuptling eines nicht cultivirten Volkes sieht schon den einzelnen Missionar mit Mißtrauen an, wie vielmehr eine ganze Colonie. Die Harmsische Colonie wurde abgewiesen und mußte sich in der Natalcolonie ankaufen. Solch ein Ankauf aber kostet viel Geld. Eine so große Colonie in Afrika würde ferner auch auf einen stundenweiten Umkreis alle farbigen Bewohner verdrängen, da man dort zu einer Colonie viel Land braucht; so würde der Zweck verfehlt werden. Sodann aber, wenn dies alles auch unter besonders günstigen Umständen gelänge: wie will man Zucht und Frieden unter den Colonisten aufrechterhalten? In Frieden mit einander zu leben wird schon zweien schwer; mit jedem Kopfe wird die Gefahr größer. Satan bekommt da einen fetten Bissen. Unsere Missionare sind durch Seminar und Schule disciplinirt; Colonisten kann man nur auf Empfehlung bona fide aufnehmen; bei solchen ist die Gefahr bedeutend größer. Ein Missionssuperintendent hätte Tag und Nacht keine Ruhe. — Aber auch diese Schwierigkeiten abgerechnet: was kann man sich für Nutzen davon versprechen? Colonisten wird es nicht leicht werden, mit dem Volke umzugehen, weil es ihnen an der sprachlichen Bildung fehlt. Die gewöhnlichen Umgangsformeln sind leicht gelernt, aber um ein geistliches Gespräch zu führen, dazu gehört mehr. Ferner: in dem Maaße als die Zahl der Colonisten steigt bis auf 30, 40, schließen sie sich zusammen, um so mehr da der Umgang mit den rohen Völkern große Unannehmlichkeiten hat. Für tüchtige Arbeiter ist es in den Colonieen sehr leicht, reich zu werden; es wäre Gottes besondere Gnade, wenn solche vor den Gefahren des Reichthums bewahrt blieben. Die aber hier nicht Lust haben zu arbeiten, die werden es dort auch nicht wollen, und liegen dann den Fleißigen zur Last. Das giebt zuerst Streit und Unzufriedenheit, endlich ziehen die Fleißigen fort zu den Boers, um dieser Last sich zu entledigen. — Auch die Auswahl der Colonisten wird überaus schwierig seyn. Der Auswanderungstrieb durchzieht ganze Schichten der Bevölkerung; ihn vom Missionstriebe zu unterscheiden, ist nicht leicht. Selbst bei der Aufnahme von Aspiranten in das Seminar täuscht man sich so leicht; wie viel mehr in diesem Falle. — Die Praxis der Brüdergemeine hat eine hundertjährige Erfahrung für sich; und doch hat auch die Brüdergemeine viel bittere Erfahrungen gemacht, obgleich sie Predigern nur 2—3 Colonisten beigesellt. Wie viel mehr haben wir das zu erwarten, da uns die strenge Organisation der Brüdergemeine fehlt. Schließlich erklärte der Redner es für vortheilhaft, mit den Missionaren einige helfende Brüder auszusenden. Zwei bis drei Familien könnten wohl auch den Heiden das Beispiel geben, wie man sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen solle, und die pecuniären Vortheile seyen auch auf diese Weise zu erreichen. Für Amalienstein sey damit der Anfang gemacht, und für die übrigen Stationen werde diese Einrichtung vorbereitet. —

In der darauf folgenden Besprechung trat P. Kuntze mit Entschiedenheit Wallmann bei. Der Referent vertheidigte den Grundsatz. Präs. Göschel vermittelte durch die Bemerkung, die geäußerten Bedenken beträfen nicht sowohl den Grundsatz der Colonisation, als die Zahl der Colonisten. O. C. R. Kappel bemerkte, er wolle sich nicht für die Colonisation aussprechen, nur könne er nicht zugeben, daß der Recurs auf den Vorgang der Apostel, der in anderen Fällen schlagend seyn würde, hier zulässig sey. Die Apostel hätten es eben nur mit Culturvölkern zu thun gehabt, und Niemand könne mit Gewißheit sagen, wie sie in unserem Falle gehandelt haben würden. C. R. Seegemund verwahrte die Verhandlung gegen den Schein, das große und schöne Hermannsburger Werk tadeln oder ein Mißtrauen dagegen aussprechen zu wollen. „Wir haben weder solche Leute, noch auch die Mittel, den Beruf und den Glauben wie jene; darum müssen wir es lassen." Der Vorsitzende stellte in Abrede, daß die Verhandlung zu dieser Verwahrung eine Veranlassung gegeben habe, wozu Insp. Wallmann seine freudige Beistimmung erklärt, jedoch mit der Bemerkung, Harms habe in diesen Tagen von einem seiner besten Missionare einen Brief aus Natal erhalten, in welchem ihm dieselben Schwierigkeiten mitgetheilt würden, die er geltend gemacht habe. Am Schlusse dieser Besprechung zeigte der Vorsitzende an, daß das Comité über diesen Gegenstand Beschluß fassen und denselben veröffentlichen werde.

Die zweite Frage: Sind die als Erwachsene getauften Heiden ohne Weiteres zum Genusse des Abendmahls berechtigt, oder müssen sie zuvor die Confirmation empfangen, wurde von dem Referenten Diakonus Kratzenstein dahin beantwortet, daß das Sakrament der Taufe in den Augen der Heiden herabgesetzt und die Missionare in der Zulassung zur Taufe nur sorgloser gemacht

werden würden, wenn man die getauften Heiden vor der Zulassung zum Abendmahl noch einer Confirmation unterwürfe. C. R. Bachmann sprach unter Beistimmung des P. Schröder seine Verwunderung darüber aus, daß diese Frage überall auf das Programm gekommen sey und führt das Bedenken des Missionars, der diese Frage angeregt habe, zurück auf die jetzt herrschende krankhafte Ueberschätzung der Confirmation. Wogegen Insp. Wallmann an eine analoge Praxis der Brüdergemeine erinnert. Getaufte, zu denen sie ein volles Vertrauen habe, lasse sie sogleich zum Abendmahle zu; aber bei ihrem eigenthümlichen Klassensysteme habe sie auch eine Klasse für solche, welche eben noch können getauft werden. Auch er erklärt indeß die Praxis für gefährlich und hält es für besser, solche Taufkandidaten lieber noch auf ein Jahr zurückzustellen. —

Die Conferenz, welche durch C. R. Seegemund mit Gebet begonnen war, wurde durch Superint. Schlaaf mit Gebet geschlossen.

Unsere Pastoral-Conferenz hatte in diesem Jahre einen sehr friedlichen Charakter. Der Streit wegen der Alliance, der uns im vorigen Jahre so lebhaft beschäftigte, liegt hinter uns; ein Gewitter ist im Anzuge, noch aber fühlen wir erst einzelne Windstöße, obgleich die Luft, wie es vor einem Gewitter zu seyn pflegt, etwas schwül ist. Diesen Charakter des Waffenstillstandes trugen ebenso die gehaltenen Vorträge, wie. unsere Besprechungen. So gleich am Mittwoch den 2. Juni die in diesen Blättern bereits abgedruckte Eröffnungsansprache des Vorsitzenden O. C. R. Prof. Dr. Stahl, in welcher der Redner den inneren Streit ruhen ließ und seine scharfen Waffen nach außen richtete zur Abwehr eines Angriffes von Seiten der Röm.-Katholischen Kirche. Seine Eingangsbemerkung, daß das wichtigste und schmerzlichste Ereigniß des letzten Jahres, die Krankheit des Königes, ein Ereigniß von specifisch-kirchlicher Bedeutung sey, traf alle Herzen. Ihr Gefühl fand hernach einen Ausdruck in dem Schlußgebet des P. Knak, in welchem sich die ganze große Versammlung zum heißen Flehen für die Gesundheit des Königes vereinigte. Den wissenschaftlichen Vortrag, der unserer Conferenz voranzugehen pflegt, hatte zu halten übernommen Director Prof. Dr. Schmieder aus Wittenberg und hatte sich die Lehre von der Schlüsselgewalt zum Thema gewählt. Auch diesen Vortrag hat die Ev. K. Z. bereits gebracht. Nach diesen Vorträgen war uns zu Muthe wie auf unseren Berliner Pastoral-Conferenzen in den Jahren 1849 und 50. Man mußte sich verwundert umsehen und fragen: Wo sind nur die Männer, die damals in Einem Sinn und in Einem Geiste mit uns zusammen tagten, und was hindert, daß sie nicht mehr wie damals eines Weges mit uns gehen sollten? Wäre es denn nicht möglich, daß sie rückhaltslos Freiheit gewährten, und wir uns an der rückhaltslos zugestandenen Freiheit genügen ließen? So wären wir den ganzen inneren Streit um Union und Confession los, und könnten

uns in Frieden bauen. Aber es soll einmal nicht seyn, und der Herr wird wohl auch wissen, wozu es gut ist. — Nachdem hierauf Hofprediger von Hengstenberg über das neugegründete Johannisstift, P. Kaiser über den Tractatenverein, P. Knak über ein von ihm aufs Neue herausgegebenes Beicht- und Abendmahlsbüchlein der Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt berichtet, leitete Sup. Kuntzemüller aus Havelberg die Erörterung der Frage: Warum unser Predigen im Ganzen und Großen so wenig wirkt, durch einen Vortrag ein. Die Gründe, so führte er aus, liegen in vier concentrischen Kreisen, in der Welt, den bürgerlichen Verhältnissen, der Kirche, der Geistlichkeit. In der von Gott abgefallenen Welt herrscht böse Lust, pharisäische Selbstgerechtigkeit, sadduzäischer Unglaube. Die bürgerlichen Verhältnisse mit ihrer steigenden Wohlhabenheit gegenüber großer Armuth, mit ihrer Genuß- und Vergnügungssucht, mit ihrer Sonntagsentheiligung und den bösen Beispielen der höheren Stände machen das Volk gleichgültig gegen Gottes Wort. Die Kirche fehlt im Hause, in der Schule, in der Gemeine, in der Kirche selbst. Der Hauptgrund liegt in den Predigern. Hier stellte der Referent ein scharfes Examen mit uns an. Frage folgte auf Frage, bis endlich das Schwert sich spitzte in der Haupt- und Grundfrage: Sind wir bekehrt? In der folgenden Besprechung gingen P. Viedebannt und Hofpr. Dr. Krummacher in die Richtung des Referates ein, und hob letzterer besonders hervor, daß der in der Welt herrschende Indifferentismus und die in den bürgerlichen Verhältnissen liegenden Hinderungen wohl weichen müßten, wenn nur das Wort der Wahrheit aus innerster Ueberzeugung gepredigt werde und des Predigers Sinn und Wandel mit dem gepredigten Worte in Einheit stehe. Eine neue Wendung gab P. Liebetrut der Besprechung. Er äußerte sein Befremden darüber, daß dies Thema aufgestellt worden sey, und stellte demselben die Frage entgegen: Warum hat Christus während seines Lebens im Ganzen und Großen so wenig mit seiner Predigt gewirkt? Die Zeit der Apostel und der Reformatoren ausgenommen, sey vielleicht zu keiner anderen Zeit die Wirkung der Predigt so groß gewesen, wie grade jetzt. Man solle sich nur an die Zeit vor 30 bis 40 Jahren erinnern, wie es damals in Hörsälen und Kirchen gestanden, als man z. B. in Pommern weite Tagereisen habe unternehmen müssen, um unter der Thüre des Herrn von Below das Wort Gottes von einem Laien zu vernehmen. Damals sey die Kirche eine wahre Lazaruskirche gewesen, von der man habe sagen müssen: Sie stinket schon; der Herr habe sie erweckt und die Predigt habe im Großen und Ganzen viel gewirkt. Die folgenden Sprecher lenkten wieder in den von dem Referenten betretenen Weg ein. C. R. Seegemund hob hervor, daß das Evangelium zu sehr nur als Gesetz gepredigt werde. Christenthum predigen und Christum predigen sey zweierlei. Jenes ziehe an, dies schneide ein. P. Knak hob hervor die Pflicht der erweckten Gemeineglieder, für ihre Pastoren zu beten. P. Schulze (an der Charité) zeigte, daß, wo die socialen

und kirchlichen Verhältnisse in der Weise, wie zu unserer Zeit sich der Predigt des göttlichen Wortes entgegenstellten, man sich mit dem Segen, den Einzelne davon trügen, begnügen müsse, und Wirkungen im Großen und Ganzen nicht zu erwarten seyen. P. Kuntze empfiehlt für die 400,000 Berliner, die keine Kirche besuchten, Predigten unter freiem Himmel oder an anderen nicht geweihten Orten, wie solche in England und Amerika mit Erfolg gehalten würden. — Wir sind wegen des Eindrucks, den diese Besprechung nach Außen hin machen wird, unbesorgt. Eine hiesige Zeitung nimmt davon Veranlassung, in einem eigenen Leitartikel uns ihren altmütterlichen Rath zu geben: Mit bloßem Feuer und Salbung sey es nicht gethan — Licht, Licht, Licht! Und vor allen Dingen: keine Satanspredigten! Beweis genug, wie wahr das ist, was Br. Liebetrut sagte. Wo der Haß der Welt gegen Gottes Wort sich noch so kräftig zeigt, kann man wahrlich nicht sagen, daß die Predigt des Wortes im Ganzen und Großen wenig wirke. Daß aber thatsächlich ganze Schichten der Bevölkerung sich gegen die Predigt gleichgültig verhalten, ist ein bloßer Schein. Sie hören das Wort nicht, weil sie nicht können, weil sie durch unsere gesellschaftlichen Einrichtungen in der Knechtschaft gehalten sind. Nehmt ihnen die Sclavenkette ab, und ihr werdet sehen, wie diese scheinbar gleichgültigen Massen eine sehr bestimmte Stellung gegen unsere Predigt einnehmen werden, in Haß die einen, in Liebe die anderen. Und weiter ist uns nichts verheißen. Im Uebrigen ist uns Predigern Selbstdemüthigung noth, und daran hat es die Pastoralconferenz nicht fehlen lassen. —

Am Nachmittage des 2. Juni feierte die Gesellschaft zur Beförderung evangelischer Missionen unter den Heiden ihr Jahresfest. Wer die große Jakobikirche mit andächtigen Hörern überfüllt sah, durfte wohl fragen: Ist's wahr, daß die Predigt des Evangeliums so wenig wirkt? Nachdem der Pfarrer der Kirche, C. R. Bachmann, die Liturgie gehalten, theilte der Festprediger Gen. Sup. Dr. Büchsel das Wort zwischen der Missionsgemeine und den versammelten Geistlichen, indem er, dem glücklich gewählten Texte Röm. 5, 1—5 Wort für Wort folgend, nachwies, wie die Mission in der Gerechtigkeit aus dem Glauben, in dem Frieden mit Gott, in der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit und in der Liebe Gottes ihre Kraft habe, und wie sie durch Trübsal, durch Geduld, durch Erfahrung und Hoffnung ihren Weg gehe. In dem Berichte des Missionsinspectors Wallmann war uns eie Bemerkung besonders interessant, die wie mit einem Schlaglichte nicht blos die Missionsarbeit in Afrika, sondern auch weithin die gesammte Mission unter den Heiden beleuchtete. Der Herr hat seinen Jüngern ihren Missionsweg gewiesen durch Judäa, nach Samaria zu den Enden der Erde. Die innere Mission, das ist Judäa. Die Mission in der Capcolonie ist zu vergleichen mit Samaria. Wir haben es dort nicht mit puren Heiden zu thun, sondern mit solchen, die den Samaritern gleich unter christlichen Colonisten wohnend den christlichen Einflüssen ausgesetzt sind. Diese sind zum Theil der schlimmsten Art, doch verleugnet sich der Adel, den die Taufgnade giebt, niemals ganz. Christliche Obrigkeit, christlicher Ehestand, und Arbeit im Dienste der Christen, selbst unter dem tyrannischen Joche der Sklaverei, üben ihren Einfluß. Die Capcolonisten haben in den 200 Jahren des Bestehens der Colonie eine große Blutschuld auf sich geladen; doch giebt es unter ihnen auch rechtschaffene und lebendige Kinder Gottes, die in ererbter Frömmigkeit als die Priester Gottes dastehen nicht blos unter ihren Hausgenossen, sondern auch unter den Farbigen. Zu diesen 100,000 nicht mitten unter den Heiden, sondern unter Christen wohnenden Farbigen senden wir unsere Prediger zuerst, sodann bis an die Enden der Erde. — Neue Missionare sind im vorigen Jahre nicht ausgesendet worden, doch sind 2 Brüder, die ausgetreten waren, wieder eingetreten, und 4 neue Plätze sind angelegt, so daß die Zahl der Stationen auf 11 gestiegen ist. Amalienstein mit seinen 300 Gemeinegliedern hat jetzt Friede, und die Zuhörer haben sich wieder gesammelt. Bethel im Britischen Kafferlande, in der Nähe von Stutterheim gelegen, hat viel gelitten durch die bösen Einflüsse der Fremdenlegion, doch hat sich die 60 Glieder starke Heidengemeine in dieser Versuchungszeit gut gehalten. Zwei neue Stationen sind dort angelegt. Im Orangefreistaat zählt die Mission 300 Getaufte. Dort ist jetzt Krieg. Die Macht der Bassutos ist 12000 Mann stark über die Colonisten hereingebrochen. In der Natalcolonie zeigen sich die Colonisten selbst durstig nach Gottes Wort. Einen Platz zu einer Station haben sie halb geschenkt. In einem armen Colonistendorfe besteht dort ein Missionsverein mit 100 Thlr. jährlicher Einnahme. So der Bericht. — Wir eignen uns gern die Worte eines anderen Berichterstatters an: Das ganze Fest machte einen überaus lieblichen Eindruck, und wir haben wohl selten ein Missionsfest gefeiert, von welchem man so reiche Erquickung heimbrachte, ohne übersättigt zu sein. Die Collecte betrug 185 Thlr.

Am zweiten Conferenztage, Donnerstag den 3. Juni, begannen die Verhandlungen wie gewöhnlich mit einer erbaulichen Ansprache. P. Steffan legte uns Joh. 10, 1—7 aus und schärfte den Hirten das Gewissen. Statt eines trockenen Auszuges geben wir lieber einen besonders ansprechenden Abschnitt. „Das Eingehen durch die Thüre zum Schafstall ist nicht blos die einmalige ordentliche Berufung zum Hirtenamte — dabei kann man doch ein Dieb und Mörder seyn — sondern das dauernde persönliche Verhältniß zum Erzhirten im lebendigen Glauben. Es ist der heilige Geist, der uns das Zeugniß giebt, daß wir sagen dürfen: Ich verlorner und verdammter Mensch bin nicht werth, daß Gott mir sein Angesicht zuwende; aber um deswillen, der sein Blut für mich vergossen hat, bin ich zu Gnaden angenommen und ein liebes Kind Gottes worden. Ich bin Christi, und Christus ist mein; Satan hat kein Theil an mir. Wer nicht so, im lebendigen Glauben stehend, täglich durch den h. Geist erneuert wird, der kann auch nicht Hirte sein. Wie wollen wir von der Sünde predigen, wenn

wir uns nicht selbst als Sünder erkennen; wie von der Rechtfertigung durch den Glauben, wenn wir selbst nicht die Kraft des Glaubens erfahren; wie wollen wir Andere zum Frieden führen, den wir selbst nicht haben? Auch die nur natürlich aufrichtigen Seelen erkennen in der todten Orthodoxie das kraftlose Wesen, und solch ein Pastor wird der Heerde gegenüber zum Sprüchwort: Richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken. —

Sup. Ebeling aus Kottbus sprach hierauf: Ueber die seelsorgerische Behandlung der Verächter des Wortes und des Sakramentes. Sie sind unserer seelsorgerischen Behandlung befohlen, weil sie Gegenstand der Liebe Gottes (Jes. 1, 2. Jerem. 2, 2. 3. Luk. 19, 42) und durch die Taufe Glieder an dem Leibe Christi sind, so lange bis er selbst das Urtheil gesprochen haben wird: Ich kenne euch nicht. Unser Auge sieht oft nur Erstorbenheit und Tod, aber der Herr macht auch die Todten lebendig. Es giebt eine Sünde zum Tode, mit welcher die Fürbitte und also auch die Arbeit aufhört (1 Joh. 5, 17). Wann aber dieser Fall eintritt, darüber hat Johannes keine Belehrung gegeben; Aufschluß darüber gibt der Herr selbst im unmittelbaren Umgang mit ihm. Abgesehen von dieser geheimnißvollen Ausnahme bleiben die Verächter Gegenstand unserer Liebe und unserer Arbeit. In ihr feiert die sich selbst erniedrigende Liebe Christi ihre Triumphe. Predigt, Liturgie und Katechese thun das Beste in der Seelsorge. Wenn der Geistliche durch Sorglosigkeit und profane Behandlung dieser amtlichen Funktionen zeigt, daß er selbst noch ein Verächter des Wortes und des Sakramentes ist: dann wird er, auch wenn er als scheinbar eifriger Seelsorger aus einem Hause in das andere läuft, der Verachtung und Lästerung des Heiligen nur noch mehr machen. In der seelsorgerischen Behandlung der Verächter ist das erste: Habe Acht auf dich selbst, dann erst das andere: Habe Acht auf die Heerde. Wir dürfen nie vergessen, daß es Satan ist, der hinter ihnen steht, wie Paulus sagt: Uns ist nicht unbewußt, was er im Sinne hat. Dadurch lernt man den Satan hassen, die von ihm Verführten lieben. Bleibt er in seinen Hauptpositionen, die er unter den Gebildeten und in den höheren Ständen hat, unangegriffen, so ist es vergeblich, wenn diese selbst auf Hebung der Sittlichkeit und Belebung der Religiösität in den niederen Volksklassen dringen. — Zu dem allerdings schweren Berufe, die Verächter einzeln aufzusuchen, giebt die freie, sündenvergebende Gnade Jesu Christi Muth und Freudigkeit. Die erste Begegnung ist nicht zu scheuen. Sie sehen es gern und es ist, als ob ihr Herz von der Liebe Christi in wohlthuender Weise erfaßt würde, wenn wir zu ihnen kommen mit der ausdrücklichen Erklärung, daß wir als Seelsorger erscheinen. Findet sich die Verachtung des Wortes und Sakramentes bei solchen, die durch einen esprit de corps verbunden sind, z. B. bei den Mitgliedern eines Offizier-Corps in einer kleinen Garnisonstadt, bei den Mitgliedern eines Gerichtes, bei den Fabrikarbeitern, so wird bei fortgehendem weislichem Zeugnisse die Fürbitte die Hauptsache, fast Alles thun müssen. Ist ein Verächter dem Geistlichen persönlich feind, so bestärke man ihn nicht in seinem Trotze durch feiges Nachgeben, gehe aber selbst zu ihm. Der Erfolg wird meist ein guter sein. Manche halten sich vom Wort und Sakrament fern, weil sie unevangelischen oder widerchristlichen Zeitansichten ergeben sind. Besonders schwierig sind in diesem Falle Ungebildete oder Halbgebildete zu behandeln. Der Geistliche disputire nicht mit ihnen, sofern sie nicht Belehrung suchen, sondern bezeuge ihnen nur die Wahrheit und lasse sie höchstens durch hingeworfene Aeußerungen merken, daß er die Sache wohl kennt, damit der Andere in seiner Bornirtheit nicht denke: der Pastor schweigt, weil er nichts weiß. Im Wesentlichen ist dies Verfahren auch gelehrten Verächtern gegenüber inne zu halten. Manche Wissenschaften sind in ihrer gegenwärtigen Gestalt noch recht jung und eben in die Flegeljahre getreten, so besonders manche naturwissenschaftliche Disciplinen. Die Petulanz, mit welcher ihre Jünger auftreten, ist im Wesentlichen nichts anderes als die Bornirtheit jener Halbgebildeten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Geistliche z. B. dem gelehrten Naturforscher gegenüber in Bezug auf viele Dinge sagen muß: das verstehe ich nicht. Ebenso bestimmt muß er aber auch dem Gelehrtesten gegenüber es festhalten, daß der pneumatische Mensch alles richtet. Dieser Krisis unterliegt Jeder, auch wenn er einen Kosmos geschrieben hätte. — In Bezug auf solche Verächter, welche einem besonderen Sündendienste ergeben sind, empfiehlt Harms zuerst mit Gott zu reden. „Thust du das, so wirst du nicht anders als sänftiglich mit ihm sprechen und wirst auch die Lust bewahren nebst dem Muthe, wiederholt ihm nachzugehen.“ — Eine beklagenswerthe Klasse von Verächtern sind die, welche durch eitlen geselligen Verkehr, durch unheilige Lectüre, Theater u. s. w. überreizt, nur noch das Pikante mögen. Solchen Armen gegenüber zeige der Geistliche sich nicht interessant und geistreich, sondern verkündige ihnen als einfacher Zeuge der Wahrheit die Liebe Jesu. — Der Herr zeigt uns noch immer seine Bereitwilligkeit, irrenden Seelen auch durch unsern Dienst Rettung zu Theil werden zu lassen. Seine Geduld hat noch kein Ende. Zum Schluß wies der Ref. hin auf den außerordentlichen Erfolg, mit welchem Esra an den Vornehmen in Israel, die sich durch Verbindung mit fremden Weibern versündigt hatten, Seelsorge geübt. So ward Israel erneuert und der Bann weggethan. Das richtete Esra aus, nachdem er sein Beicht- und Bußgebet gethan. Möge uns der Herr rechte Buße geben, daß wir sein Wohlgefallen ausrichten können.

Das Thema redet allein von der seelsorgerischen Be-

handlung der Verächter, und der Referent hatte sich streng an den Wortlaut desselben gehalten. Es ist auch gewiß, daß die blos seelsorgerische Behandlung in tausend Fällen hinreichen würde, wenn nur in den zehn Fällen, wo sie nichts ausrichtet, die Kirche mit ihrer ordnungsmäßigen Disciplin einschritte; aber es ist auch ebenso gewiß, daß die blos seelsorgerische Einwirkung in tausend Fällen nichts fruchtet, eben deshalb weil die Kirche ihr keinen Nachdruck gibt, und es ist nicht minder gewiß, daß ein wahrer Stephanusmuth und eine Hiobsgeduld dazu gehört, wenn unter solchen Umständen der seelsorgerische Eifer nicht erlahmen soll. Es ist ja nicht gemeint, daß wir mit dem Kopfe durch die Wand wollen, aber angreifen mindestens sollte man doch das gute Werk und die Gnadenfrist, die uns dazu von dem Herrn der Kirche geschenkt wird, nicht mit Allotriis verbringen. — Doch berichten wir über die dem Referate sich anschließende Besprechung. Sup. Wagner aus Ziebingen gab zu, daß es der Kirche gezieme, die Knechtsgestalt zu tragen, aber daß sie mit solchen Flecken behaftet sey, das gehöre nicht zu ihrem Wesen. Dem Liebeswerke der seelsorgerischen Behandlung der Verächter müsse die Anwendung der Kirchenzucht zur Seite gehen, und oft reiche schon die bloße Drohung aus. Wogegen Sup. Oberheim aus Landsberg a. W. bemerkte, er wisse sich nicht klar zu machen, wie unter den jetzigen Verhältnissen Kirchenzucht angewendet werden solle. Vom Abendmahl könne man diejenigen nicht ausschließen, die sich selbst schon ausgeschlossen haben; Jemand von der Pathenstelle auszuschließen, stehe uns nicht zu; angedrohte und auch wirklich ausgeführte Versagung des ehrlichen Begräbnisses sey ohne Wirkung; nur Gebet könne helfen. — Dem stimmen wir nicht bei. Wir dürfen nicht erwarten, daß der Herr thue, was wir bitten, wo wir nicht thun, was er befohlen hat. — P. Orth hob hervor, daß Gottes Wort überall, wo es lauter und rein geprediget wird, auch Verächter zeuge, nahm sich aber derjenigen an, die Verächter zu seyn scheinen und es doch nicht wirklich sind, indem sie theils äußerlich durch unüberwindliche Hindernisse, theils innerlich durch die Haltung der Geistlichkeit der Kirche entfremdet werden. Wo der Geistliche einen ärgerlichen Wandel führt, da verachten die Verächter nicht das Wort, sondern den, der es verkündiget, nicht das Sakrament, sondern den, der es spendet. Wo die Geistlichkeit, die doch ein Corpus seyn sollte, sich in Parteien spaltet, da muß nothwendig das Amt, welches der Mann der einen Partei verwaltet, von den Anhängern der andern Partei verachtet werden. Die Confessionellen möchten doch bedenken, daß allzu scharf schartig macht, und gläubige Unionisten sich davor hüten, eine falsche, polemische Stellung ihren confessionellen Brüdern gegenüber einzunehmen, weil dadurch mit Nothwendigkeit die Verächter der Confession wie des Wortes und des Sakramentes in ihrer Feindschaft wider Gott bestärkt würden. Dr. Couard bestätigte das durch die Bemerkung, daß es Verächter auf beiden Seiten gebe. P. Colberg aus Brandenburg mahnte daran, den Leuten persönlich nahe zu treten. Da sehe man denn, welches die wirklichen Verächter seyen und welche es nur zu seyn scheinen. Bei ganzen Klassen von Verächtern sey Seelsorge unmöglich. P. Grundmann, Stobwasser, Knak, Baldenius, Arendt theilten erweckliche Züge aus ihrer Amtserfahrung mit. Knak rieth, die gläubigen Gemeineglieder zur Hülfe zu nehmen, Arendt, einen Amtsbruder abzusenden, wo man es etwa mit einem feindlichen Amtmann zu thun habe. Derselbe rief auf zum Kampfe gegen den Branntwein, der die meisten Verächter mache, und warnte vor ungeistlichem Wandel der Pastoren und ihrer Familien. Die Besprechung schloß mit einer schön brüderlichen Begegnung. C. R. Seegemund hatte sich selbst mit seinem Nachfolger im Amte, dem Referenten in Vergleich gestellt. Er sey beweglicher, erregbarer, daher er sich einerseits der Schroffheit und Härte, andererseits einer zu großen Milde zeihen müsse. Aus Furcht vor der eignen Härte habe er wohl manchmal in seinen Leichenreden des Lobens zu viel gethan, und möchten dann wohl die Leute gesagt haben: Der Verstorbene ist zwar nicht zur Kirche und zum Abendmahl gegangen, aber der Superintendent hat ihm doch eine schöne Rede gehalten. Der Referent dagegen in seinem Schlußworte nahm Veranlassung von des C. R. Seegemund treuem Wirken in Cottbus mit großem Danke Zeugniß zu geben.

Die Besprechung der letzten Frage: Wie hat der Geistliche am zweckmäßigsten auf die Beseitigung unerbaulicher Gesangbücher hinzuwirken, wurde eingeleitet durch P. Strumpf zu Rosenthal in der Neumark. Harms sagt: Die Bibel in allen Ehren, aber das Gesangbuch ist mehr denn sie. Das wußte der Rationalismus wohl; darum, als er im vorigen Jahrhunderte zur Macht gelangte, zog er zuerst gegen die alten Gesangbücher los. Es ist ihm zum Theil auch gelungen. Der Porst findet sich in der Mark nur noch in 114 Gemeinen; 300 Gemeinen haben durchaus rationalistische Gesangbücher, ebenso viele das neue Berliner. Als durchaus verwerflich sind zu bezeichnen das Magdeburger, Posener, das neue Breslauer, der Mylius, der sich auch in 9 märkischen Gemeinen findet, u. a. m. Sie taugen nichts trotz aller Moral, weil der Grund unchristlich ist. Das kann man zwar von dem neuen Berliner nicht sagen, doch ist ihm eigen, die eigenthümliche Frische der alten Lieder abzuschwächen und alles christlich Concrete zu verallgemeinern. Man kann es nicht einmal poetisch nennen, weil eben die Abstraction der Tod der Poesie ist. Die Gesangbücher, deren Lehrgrund ein unchristlicher ist, sind zwar in gesetzlicher Weise eingeführt, und bestehen nichts destoweniger nicht zu Recht. Das Recht wieder zum Gesetze machen und die schlechten Gesangbücher blos im Verwaltungswege durch Dekrete der Behörde abzuschaffen, ist bedenklich, weil dadurch der Indifferentismus der Gemeine befördert wird. Wie der Abschaffung der alten guten Gesangbücher durch Untergrabung des Christenthums vorgearbeitet worden, so müssen sie durch Vorarbeit der Pastoren auch wieder eingeführt werden. Das ist eine Pflicht der gläubigen Pastoren; denn ein rationa-

istisches Gesangbuch ist viel schlimmer als ein rationalistischer Prediger; dieser stirbt, jenes bleibt. Das gute und das schlechte Gesangbuch der Gemeine zur Vergleichung hingeben, etwa durch Verlesen der Lieder von der Kanzel, ist fruchtlos, sogar gefährlich, weil der Geschmack der Leute zu sehr verdorben ist. Man nehme die gläubigen Gemeineglieder zusammen, zeige ihnen die Grundirrthümer im Gesangbuch und gehe dann positiv zu Werke durch Einführung der guten Lieder in Missions- und Bibelstunden. Gute Dienste würden auch Vereine thun, die sich die Verbreitung guter Gesangbücher in ähnlicher Weise zur Aufgabe machen, wie die Bibelgesellschaft. Hätten wir organisirte Synoden, so könnten diese die Sache angreifen. — Gegen Einführung eines guten Anhanges sprechen principielle Gründe. Der feine Sinn für die Wahrheit wird dadurch vergiftet, die Sache selbst verschleppt. Es ist auch nicht recht, Christum durch die Hinterthüre eines Anhanges einzulassen, man soll ihm die Thore weit öffnen. — Die alten guten Gesangbücher, z. B. Porst, sind den neueren guten vorzuziehen; doch ist auch das vom Tractatenverein herausgegebene Gesangbuch zu empfehlen, dessen Einführung auch durch den billigen Preis von 5 Sgr. sehr erleichtert wird.

Die Besprechung verweilte am längsten bei der Beurtheilung der Gesangbücher selbst. Die alten schlechten fanden in der Versammlung keinen Vertheidiger. Eine Aeußerung des P. Dracke aus Zestow, die so verstanden wurde, als ob er ein Liebhaber des Mylius sey, ist eben gänzlich mißverstanden worden; er beklagte vielmehr, daß bei ihm wider seinen Wunsch statt des Porst das neue Berliner Gesangbuch eingeführt worden sey. Sofern die Wahl steht zwischen diesen beiden Gesangbüchern, zeigte sich die Versammlung schwankend. Die Zeit, wo die allgemeine Einführung des neuen Berliner Gesangbuchs betrieben werden konnte, sey vorbei. Gegen seine Sentimentalitäten sträube sich ein besserer Geschmack. Doch sey es unvergleichlich besser als der Mylius, und wo es einmal eingeführt sey, solle man sich so lange gedulden, bis etwas ganz Brauchbares an die Stelle gesetzt werden könne. (Orth.) In der hiesigen Charitékirche sey statt des neuen Berliner Gesangbuches der Porst eingeführt worden. Aber er enthalte doch vieles, was die Gemeine nicht mehr singen könne, und es sey oft schwer, ein passendes Lied zu finden. (v. Tippelskirch.) Wogegen Dracke, Steffann, Baltzer u. A. sich für den Porst erklären, für welchen Schröter auch das Interesse der Gemeinsamkeit geltend machte. Baltzer berichtete aus seiner Gemeine, was sich auch sonst häufig gezeigt hat, daß selbst in der Zeit des herrschenden Mylius in den Häusern dennoch nur der abgeschaffte Porst gebraucht worden sey. Am meisten einigten sich die Stimmen für das vom Tractatenverein herausgegebene Gesangbuch, welches nach einer Mittheilung des P. Kaiser die alten Lieder unverändert gebe, und neuerdings durch Hinzufügung sämmtlicher 80 Lieder der Regulative, so wie des Katechismus, der Augsb. Confession und guter Gebete vermehrt worden sey. Sup. Strauß, der in seiner aus 10 Parochien bestehenden Diöcese 5 verschiedene Gesangbücher vorgefunden hatte, befürwortete die Einsetzung einer Commission zur Einführung eines allgemeinen Landesgesangbuches, während Sup. Ebeling die Bedenken hervorhob, die einem solchen Unternehmen entgegenstehen, wie denn z. B. das Eisenacher Gesangbuch für die Gemeine nicht zu brauchen sey. — In Betreff des Modus der Beseitigung unerbaulicher Gesangbücher bemerkte Sup. Hammer und P. Schröter: die Hülfe der Behörden sey nicht zu verschmähen; ohne sie würden die Pastoren allein nicht viel ausrichten. P. Steffann berichtete, er habe in seiner Gemeine das neue Berliner Gesangbuch factisch auf die Weise beseitigt, daß er niemals aus demselben, sondern nur aus dem Anhange habe singen lassen. Dadurch gewöhne sich die Gemeine wieder an den alten Klang, und es entstehe ein Hunger nach mehr, da der Anhang nur wenige Lieder enthalte. So hoffe er den Porst wieder zu erhalten, der geschichtlich zu Recht bestehe. P. Strumpf berichtigt seine frühere Aeußerung dahin, er verwerfe die Hinzufügung eines guten Anhanges nur in dem Falle, wenn das Gesangbuch ganz schlecht sey. Solchen Gesangbüchern werde durch den Anhang nur das Leben gefristet. P. Schröter ergänzt das Referat durch die Bemerkung, daß die Schule ein sehr wirksames Mittel zur Einführung der guten alten Gesänge sey. In dieser Hinsicht ist, wie allgemein anerkannt wurde, die Einführung der 80 Lieder der Regulative von großer Wichtigkeit, und konnte Sup. Strauß berichten, in seiner Diöcese sey dadurch die Einführung eines guten Gesangbuches für die Gemeinen so weit vorbereitet, daß sie nicht lange mehr werde auf sich warten lassen.

So müssen wir denn sagen: Es geht zum Besseren. Nirgends vielleicht zeigt sich die Ohnmacht des Rationalismus deutlicher, als auf diesem Gebiete. Während er in den Kreisen der Gebildeten noch weit und breit herrscht, wird man seine Lieder bald nur noch bei den Reformjuden finden; die Kirche wirft sie fort und er kann's nicht hindern. Wir schließen mit dem Schlußvotum des Referates: Der Herr helfe uns von den ungläubigen Gesangbüchern!

Nachrichten.

Das Ravensberger Land.
Aus Briefen eines früh Heimgegangenen.
(Vom Jahre 1853.)

— — Am andern Morgen früh um 8 Uhr brach ich auf nach Jöllenbeck. Als ich mich im Pfarrhause zu erkennen gegeben, wurde ich von der Frau Pastorin sehr freundlich bewillkommnet, erfuhr aber zu meinem großen Bedauern, daß der Pastor nicht zu Hause, sondern auf einer Visitationsreise nach der Provinz Preußen begriffen sey;

und dies bedaure ich jetzt um so mehr, da ich von allen Seiten nun gehört habe, daß Volkening unbedingt hervorragt unter den Ravensbergischen Pastoren, besonders auf der Kanzel. So entgeht mir also außerordentlich viel, daß ich diesen Mann nicht kennen lernen kann. Trotz dem schlug ich aber mein Quartier hier auf. Fast alle Gespräche bekamen in dieser Familie einen theologischen oder doch religiösen Charakter. Das findet man hier aber nicht bloß in Pastorenhäusern, sondern auch bei den schlichtesten Bauersleuten und Tagelöhnern. Am Nachmittage machten die beiden Töchter mit mir einen Spaziergang nach einem schönen Laubgehölze und daneben einen Besuch bei einem Bauersmanne. Es war etwas Rührendes, diesen Bauer sprechen zu hören. Daß er ein Kind Gottes war, sah und hörte man ihm an. Da war nichts Gekünsteltes, nichts nur Angenommenes, keine Heuchelei, es war Wahrheit. Und wie verstand er in seiner Einfalt die Schrift, wie war er darin bewandert. Man sah, daß dies sein Lebenselement war, die Luft, die er einathmete, die Nahrung, mit der er sich nährte. Solche Bauersleute und Tagelöhner giebt es hier nicht wenige, und das ist es, was dem Ravensbergischen einen so von anderen Gegenden verschiedenen Charakter giebt. Freilich wiederholt sich auch hier wie an anderen Orten das Gesetz des Reiches Gottes, daß es immer nur eine kleine Heerde ist, die ihr Leben führt in dem Herrn. Aber einmal sind der lebendigen Christen hier doch verhältnißmäßig weit mehr als in den besseren Gegenden der Mark, und dann, und darin liegt besonders der charakteristische Unterschied, die ganze Bevölkerung mit nur sehr geringen Ausnahmen lebt in einer christlichen und kirchlichen Atmosphäre. Die christliche und kirchliche Sitte übt hier eine große Macht; die hohe Bedeutung des Evangeliums wird allseitig erkannt. Hier fühlen sich die Einzelnen noch als Glieder und Kinder der Mutterkirche und so haben sie auch Alle eine große Pietät gegen die Kirche und deren Diener. Daß es auch wirkliche Feinde giebt, ist gewiß; aber sie wagen es nicht, sich breit zu machen, sie ziehen sich zurück; sie würden, wenn sie ihre Feindschaft offen zeigten, bei der größten Mehrzahl als Gebranntmarkte dastehen. Erhebend war für mich der Anblick der versammelten Gemeinde am Sonntag. Früh von 6 — 7 Uhr hält der Pastor Volkening sonst immer eine Frühstunde. Dies Mal, da er nicht hier war, sollte sie ausfallen; aber eine Anzahl von den christlichen Jünglingen und Jungfrauen hatten gebeten, doch in dem Confirmandensaale sich versammeln zu dürfen, um sich unter einander durch Gesang und Vorlesung einer Predigt zu erbauen. Ich wurde aufgefordert von der Frau Pastorin, diese Frühstunde zu halten und einen Bibelabschnitt zu erklären. Ich nahm es an, und obgleich die Leute wußten, daß der Pastor nicht da war und daß die Stunde ausfallen sollte, fand ich in dem Saale doch 80—100 Personen sitzen, die sehr erfreut waren, daß ich die Bibelstunde halten wollte. Sonst ist diese Stunde in der Kirche, und ist dann oft ebenso stark besucht, als der Hauptgottesdienst selbst. Auf mehrere Stunden weit, aus dem Hannöverschen und aus dem Lippeschen kommen sie dazu her, viele müssen schon bald nach Mitternacht sich auf den Weg machen, um so früh schon hier zu seyn. Um 9 Uhr sind sie wieder alle in der Kirche. Ein Candidat hielt dies Mal die Predigt, und obgleich dies Allen bekannt war, die Kirche also ein wenig leerer war als sonst, so war doch in dem Kirchenraum selbst buchstäblich Kopf an Kopf. Insofern war es leerer als sonst, daß nicht der Kirchhof noch voll Menschen stand. So volle Kirchen, wo in den Bänken doppelt so viel sitzen, als eigentlich sitzen können, wo alle Gänge gedrängt voll stehen, wo selbst nach der Liturgie die Stufen des Altars zu Sitzplätzen dienen, möchte man in der Mark wohl schwerlich finden. Der Gesang ist kräftig, für ein musikalisches Ohr viel zu kräftig, besonders die Liturgie wird fast geschrieen; aber man merkt's den Leuten ab, sie sind bei der Sache, sie wissen, was sie singen. Da wird nicht so mechanisch und fast bewußtlos das Lied abgesungen, wie vielfach in unsern Gegenden. Dann während der Predigt lautlose Stille; alle diese unzähligen Köpfe, die Frauen mit ihrem Bänderputze, sind unausgesetzt auf den Prediger hingerichtet. Einzelnen besonders sieht man es an, wie sie die Worte gleichsam einsaugen, wie sie sich erquicken an Gottes Wort. Und bei Allen ohne Ausnahme gespannte Aufmerksamkeit. Es sitzt Niemand nachlässig da, er könnte es schon nicht wegen Mangels an Raum, Niemand gähnt, Niemand sieht umher, Niemand schläft, Alle sehen und hören nur den Prediger. Es geht eine Weihe durch die Versammlung, man fühlt die Nähe des Herrn und das Wehen des Geistes. So machte auch auf mich die Predigt einen großen Eindruck, während sie mich vielleicht in unsern Kirchen und Gemeinden kalt gelassen hätte. Nachmittags 2 Uhr gings in die Kinderlehre, wo mit den im vergangenen Jahre Confirmirten katechisirt wurde. Auch dabei war die Kirche nicht viel leerer, als am Vormittage. Leider katechisirte der Candidat nicht besonders geschickt. Doch konnte man nicht die geringste Unaufmerksamkeit bei den Leuten entdecken. Sonst ist um 4 Uhr noch Singestunde, wozu die christlich angeregten Jünglinge und Jungfrauen, und das ist eine große Zahl, sich in der Pfarre einfinden und kleine geistliche Lieder singen. An schönen Sommersonntagen wird nicht in der Pfarre gesungen, sondern da zieht der Pastor mit seiner Familie und allen diesen jungen Leuten nach einem nahen schönen Wäldchen und führen dort ihre Gesänge aus. Auch dies Mal baten die Leute, daß sie möchten singen dürfen, und sie meinten, ich könnte ja wie die Bibelstunde so auch diese Gesangstunde übernehmen. Aber die Frau Pastorin hatte, ohne es mir zu sagen, sie freundlich abgewiesen. Auch an diesen Gesangstunden haben sie eine große Freude, was mir besonders einer von den jungen Leuten, mit dem ich sprach, in sehr warmer Weise aussprach. Wenn ich mit einem solchen Sonntage hier einen Sonntag zu Hause vergleiche, welch himmelweiter Unterschied! Hier wird wahrhaft gefeiert, Niemand arbeitet und nur ganz verkommene Subjecte wagen es, am Sonntag in ein Wirthshaus zu gehen. Am Montag fuhr ich in Volkenings Wagen nach Schildesche, ½ Meile von hier, auf dem Wege nach Bielefeld. Dort besuchte ich den Pastor Huchzermeier und lernte bei ihm auch den zweiten Prediger Siebold kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 21. Juli. № 58.

Zum jetzigen Stande der Ehescheidungsfrage innerhalb der Evangelischen Landeskirche Preußens.

Es ist über Jahresfrist, seitdem die Knechtschaft, in welche unsere Kirche dem unchristlichen bürgerlichen Eherecht gegenüber gerathen war, vollständig und hoffentlich für immer durch die Allerhöchste Cabinetsordre gebrochen ist, welche die Wiedertrauung eines bürgerlich geschiedenen Ehegatten davon abhängig gemacht hat, daß das Consistorium oder in zweiter Instanz der Oberkirchenrath diese Trauung nach den Grundsätzen des christlichen Eherechts, wie solches im Worte Gottes begründet ist, für zulässig erklärt hat.

Diese Cabinetsordre bildet den befriedigenden und heilsamen Abschluß eines langjährigen Kampfes; aber wie jedes historische Ereigniß, welches einen Zeitraum abschließt, ist sie auch zugleich wieder der Anfang eines neuen Entwicklungsprocesses. Jetzt gilt es, den wieder gewonnenen kirchlichen Boden zu befestigen, an die alte, lange verlassene kirchliche Tradition wieder anzuknüpfen, und das ewige, uns wieder zurückgegebene Recht in das Bewußtseyn der Gemeindeglieder, aus dem es durch willkürliche Menschensatzung fast verdrängt war, neu einzupflanzen und dort Wurzel fassen zu lassen. Es ist den Dienern und Gliedern der Kirche hierin eine große Aufgabe gestellt, und es bedarf sicherlich des sofortigen, thätigen Zugreifens, wenn der volle Segen für die Kirche gewonnen werden soll, der sich daraus überall gewinnen läßt.

So liegt denn die Frage nahe, was bereits in dem verflossenen ersten Jahre zu diesem Behuf gethan ist.

Die Zeitungen haben uns berichtet, wie die einzelnen Consistorien an die Geistlichen ihres Bezirks allgemeine Anweisungen erlassen haben über das nunmehr bei Anträgen auf Wiedertrauung Geschiedener einzuhaltende Verfahren; von weiteren Schritten des Kirchenregiments ist nichts an die Oeffentlichkeit gedrungen. Jene Anweisungen scheinen nach den Zeitungsangaben im Wesentlichen übereinstimmend gehalten zu seyn, und so mag, um die jetzige Sachlage zu charakterisiren, hier der Inhalt des betreffenden Erlasses des Königl. Consistoriums zu Münster vom 27. November v. J. folgen, der dem Schreiber dieses allein vorliegt.

Zunächst werden darin die Geistlichen angewiesen, schon bei den Sühneversuchen, welche der bürgerlichen Ehescheidung vorhergehen müssen, den die Scheidung begehrenden Ehegatten darauf hinzuweisen, daß er auf kirchliche Einsegnung zu einer andern Ehe nicht rechnen dürfe. Sodann heißt es weiter:

2. „Melden sich geschiedene Personen zur Einsegnung einer andern Ehe, so bleibt es den Herren Geistlichen je nach der Lage des Falls überlassen, dieselben im Wege der Seelsorge von ihrem Vorhaben abzumahnen und, wenn etwa gar der in unserer Circular-Verfügung vom 24. Juni d. J. am Schlusse erwähnte Ausnahmefall (daß Ehebrecher und Ehebrecherin die Trauung begehrten) vorliegen sollte, mit ihren Anträgen gänzlich und unbedingt zurückzuweisen."

3. „Liegt aber ein solcher Ausnahmefall nicht vor, und beharren die Antragsteller auf ihrem Begehren, so ist darüber an uns Bericht zu erstatten."

4. „Den deßfallsigen Berichten, welche uns kirchenordnungsmäßig durch die Vermittelung der betreffenden Herren Superintendenten zu übersenden sind, und denen diese jedesmal ihre gutachtliche Aeußerung beizufügen haben, müssen stets

A. die ergangenen, mit dem Atteste der Rechtskraft versehenen Ehescheidungs-Erkenntnisse angeschlossen seyn; und müssen dieselben im Uebrigen:

B. alles dasjenige enthalben, was für die Entscheidung der Sache vom kirchlichen Standpunkte aus als erheblich zu betrachten. Hierher wird der Regel nach gehören:

a) die Angabe der Personalien der beiden Brautleute, ihres Alters, Standes und Wohnorts,

b) die Angabe, ob der geschiedene andere Theil noch lebt, ob er bereits anderweit verheirathet ist, und wo er seinen Wohnort hat,

c) die Angabe, wie der geschiedene, die Trauung begehrende Brauttheil während der Ehe und nach der Scheidung in kirchlicher und sittlicher Beziehung sich geführt hat, und ob er hinsichtlich seiner etwaigen Verschuldung eine aufrichtige Reue und Buße an den Tag gelegt hat,

d) die Angabe, ob der Berichterstatter die Gewährung des Gesuchs dem Bittsteller nach den Grundsätzen des christlichen Eherechts, wie solches im Worte Gottes begründet ist, für zulässig erachtet."

Hierauf folgen Anweisungen, wie bei den von auswärts erfolgenden Requisitionen des Aufgebots geschiedener Personen zu verfahren sey, und endlich wird mitgetheilt, daß das Gutachten des betreffenden Seelsorgers nach einer Anordnung des Ober-

Kirchenraths diesem mit eingesandt werden soll, falls eine Berufung an ihn erfolgt.

Wir können nicht läugnen, daß das Bild, welches uns dies Rescript von der künftigen Stellung der Consistorien und des Oberkirchenraths zu den Ehescheidungen der Gemeindeglieder giebt, keineswegs dasjenige ist, welches wir uns seit Erlaß der Cabinetsordre selbst davon gemacht hatten. Wir hatten gehofft, daß nunmehr der Anstoß zur Bildung selbstständiger kirchlicher Ehegerichte gegeben sey, die auf eigenen Füßen stehend und unbekümmert um das bürgerliche Scheidungsverfahren die Ehescheidungen ihrer Glieder nach den Grundsätzen des christlichen Eherechts, wie solches im Worte Gottes begründet ist, prüfen und, wenn sie statthaft erscheinen, kirchlich legalisiren. Wir fürchten, daß jetzt auf halbem Wege stehen geblieben werden soll, und daß dadurch ein unhaltbarer Zustand herbeigeführt werden kann, der möglicher Weise die ganze heilsame Entwickelung gefährdet.

Um unsere Ansicht im Einzelnen auszuführen, so vermissen wir zunächst in dem zur Charakterisirung der jetzigen Sachlage mitgetheilten Consistorialrescript jede Andeutung, daß sich das Kirchenregiment nunmehr eine allgemeine Ehegerichtsbarkeit vindicire und die Prüfung der Statthaftigkeit einer vorgenommenen Ehescheidung nicht allein auf den Fall beschränken wolle, wenn die Wiedertrauung eines geschiedenen Theils in Frage steht. Wir möchten vielmehr vom Kirchenregiment den Satz ausgesprochen sehen: Die Kirche hat jetzt mit allen ihren Mitteln dahin zu streben, daß jeder evangelische Christ, der seine Ehe von den bürgerlichen Gerichten hat scheiden lassen, auch alsbald die kirchliche Scheidung der Ehe begehre.

Denn: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr geben einen Scheidebrief" — so lautet die alte Mosaische Vorschrift, die der Herr selbst hervorgehoben hat, und aus der wir noch immer die Lehre entnehmen müssen, daß, wer um seiner Schwachheit willen nicht in dem ihm auferlegten Bande verharren kann, der soll nicht ohne Weiteres von seinem schuldigen Gatten davonlaufen, sondern er soll durch einen förmlichen feierlichen Akt unzweifelhaft und klar hinstellen, daß er fortan von ihm geschieden sey. Das willkürliche Ertheilen des Scheidebriefs konnte die Christliche Kirche den ernsten Worten ihres Meisters gegenüber ihren Gliedern nicht mehr zugestehen; sie bildete auf Grund der Worte des Herrn und der Apostel ein neues christliches Eherecht aus, und erachtete es als einen wesentlichen Theil ihrer Jurisdiction, eintretenden Falls über die Gültigkeit einer Ehe und über die Befugniß, sich von seinem Gatten zu scheiden, zu cognosciren. Erst wenn die Kirche gesprochen, war die Ehe kirchlich gelöst.

Als die Reformation so einschneidend das canonische Eherecht umstieß, da mag in den ersten Zeiten, während noch Alles in der Bewegung und Umbildung begriffen war, manches Willkürliche auch auf diesem Gebiete geschehen seyn; aber so wie die Evangelischen Kirchen sich zu organisiren begannen, alsbald finden wir auch in den Kirchenordnungen, Visitationsbescheiden und Consistorialordnungen die Vorschrift oft wiederholt, daß nur nach erfolgtem rechtlichen Spruche eine Ehe gelöst werden dürfe.

„Wir haben zügnüß in heyliger gschrifft, daß von Eebruchs wegen die Eelüt gescheiden werden mögen", sagt die Basler Kirchenordnung von 1529. *) „Dieweil und aber hierunder vil gefärde gebrucht werden mocht, Habend wir geordnet, das kein Eegemahel, auch von öffentlichs Eebruchs wegen, den andern sinen Eegemahel eygnen gewalts verlassen oder von im schlagen möge, Dyewil doch in eygner sachen niemands sin selbs Richter sin solle."

Ebenso sagt die Lübecksche Kirchenordnung von 1531**) im Capitel: Van Esaken: „Doch ock vlytich daryn gesehen, dath nemant sin egnen richter werde, wenn syne sake och noch so gudt were."

Die Hessische Kirchenordnung von 1566***) fügt einen andern Grund hinzu; sie fordert ein gerichtliches Erkenntniß, „und das Andere zum Exempell, damit man sehen möge, ob sie zu jrem vornemen rechtmessige und billiche ursachen haben oder nicht." †)

Die spätern Ordnungen suchen insbesondere der eingerissenen Unsitte zu steuern, daß die Pfarrer auf eigene Hand in Ehesachen cognoscirten, und weisen sie daher an, diese Sachen an die Consistorien, oder an eigene Eherichter, oder auch, wie die Hessische Kirchenordnung, an die ordentlichen Richter am Hofgerichte zu bringen. Wenn es somit auch weltliche Gerichte sind, oder gemischte geistliche und weltliche, an welche die Ehescheidungen in der Reformationszeit verwiesen werden, so ist doch dabei jene, die Reformationszeit charakterisirende völlige Uebereinstimmung von Staat und Kirche wesentliche Voraussetzung, und um ihretwillen mußte es als ein fast gleichgültiges Moment erscheinen, ob weltliche oder kirchliche Behörden über die Ehefragen entschieden. Den Consistorien wird eingeschärft, auch das Kaiserliche Recht in Obacht zu nehmen und nach vorausgegangenem Processe zu erkennen; den Eherichtern wird das göttliche Wort als Richtschnur anbefohlen. ††)

*) A. L. Richter, die evang. Kirchenordnungen, Bd. I. S. 126.

**) Daselbst S. 148.

***) Daselbst Bd. II. S. 297.

†) Vgl. auch Goslarsche Kirchenordnung von 1531 (Richter, I. S. 156), Hannoversche Kirchenordnung von 1536 (Richter, I. S. 276), Würtemberger Eheordnung von 1537 (Richter, I. S. 280), Ordonnances ecclésiastiques de Genève von 1541 (Richter, I. S. 350).

††) Es ist fast zur herrschenden Lehre geworden, daß die Schmalkaldener Artikel, welche allein unter den symbolischen Büchern über die Ehescheidung sprechen, diese für rein bürgerliche Sachen erklärt haben. Allein dem ganzen Zusammenhange nach können wir in der fraglichen Stelle diesen Sinn nicht finden. Im Anhange de potestate et iurisdictione episcoporum wird ausgeführt, daß die Kirche die Gewalt der damaligen Bischöfe nicht mehr anerkennen könne, und in dieser Beziehung zunächst von der iurisdictio communis (dem

Allein diese völlige Uebereinstimmung zwischen Kirche und Staat hat auf dem Gebiete des Eherechts aufgehört, und die

---

Recht, die offenbaren Sünder zu bannen) dargelegt, daß die Bischöfe sie mit Unrecht als eine ausschließliche Befugniß in Anspruch nähmen, da sie doch allen Pfarrern zukäme. Reliqua est, heißt es im Urtext weiter, den die Uebersetzung hier nur ungenau wiedergiebt, Jurisdictio in iis causis, quae iure canonico ad forum, ut vocant, Ecclesiasticum pertinent, ac praecipue in causis matrimonialibus. Haec quoque habent Episcopi humano iure, et quidem non admodum veteri, sicut ex codice et novellis Justiniani apparet, iudicia matrimoniorum tunc fuisse apud magistratus. Et iure divino coguntur magistratus mundani haec iudicia exercere, si Episcopi sint negligentes. Idem concedunt et Canones. Quare etiam propter hanc iurisdictionem non necesse est obedire Episcopis. Et quidem quum leges quasdam condiderint iniustas de coniugiis, et in suis iudiciis observent, etiam propter hanc causam opus est alia iudicia constitui.

Nachdem sodann Beispiele von ungerechten Gesetzen der Bischöfe aufgeführt sind und hierbei auch das Verbot der Wiedertrauung des unschuldigen Theils nach vorausgegangener Scheidung erwähnt ist, wird der Schluß gezogen:

Illud satis est recitasse, quod multae sunt iniustae leges Papae de negotiis matrimonialibus, propter quas magistratus debent alia iudicia constituere.

Der ganze Abschnitt hat von vorne herein nicht den Zweck, die Gränze zwischen staatlicher und kirchlicher Gerichtsbarkeit auseinanderzusetzen, sondern er ist nur gegen die Jurisdiction der damaligen Bischöfe gerichtet, und geht dabei von dem Standpunkte des damaligen Rechts aus, wonach die weltliche Gerichtsbarkeit sich gar nicht mit Ehesachen befaßte, sondern sie ganz dem forum ecclesiasticum überließ. Die Jurisdiction der Bischöfe (und nicht etwa überhaupt die Jurisdiction der Kirche) wird als eine rein menschliche und darum veränderliche Einrichtung (humano iure) bezeichnet; und der weltlichen Obrigkeit wird zur Pflicht gemacht, dafür zu sorgen, daß keine unbilligen Menschensatzungen in den Ehegerichten geübt würden, vielmehr auch hier ihr ius reformandi geltend zu machen, und neue Gerichte an die Stelle der bischöflichen Gerichte zu setzen, so wie sie auch die Ehesachen um ihrer doppelten Natur willen vor ihr weltliches Forum ziehen müßten, falls die Bischöfe das geistliche Forum nicht geltend machten (si sint negligentes). Daß die neuen Ehegerichte, welche hier gefordert werden, rein weltliche seyn sollen, wird irgends ausdrücklich gesagt, wenn auch erzählend als Argument gegen die Bischöfe angeführt wird, sie seyen im Römischen Reiche schon einmal rein bürgerliche gewesen. Daß vielmehr an geistliche Ehegerichte gedacht wurde, geht aus dem ganzen Zusammenhange hervor, und folgt noch mit Evidenz aus dem Schlusse dieses Anhangs, wo es heißt: die Bischöfe sollen bedenken, daß ihr Einkommen gestiftet ist als Almosen, daß sie der Kirche dienen und ihr Amt desto stattlicher ausrichten mögen. Darum können sie solche Almosen mit gutem Gewissen nicht gebrauchen, und berauben damit die Kirche, welche solche Güter darf zur Unterhaltung der Kirchendiener ... und insonderlich zur Bestellung der Ehegerichte; denn da tragen sich mancherlei und seltsame Fälle zu, daß es wohl eines eigenen Gerichts dürfte.

weite Kluft, die sie hier scheidet, ist jetzt endlich auch Seitens des Kirchenregiments zur Anerkennung gekommen. Es ist anerkannt, daß wenn die bürgerlichen Gerichte auf Grund des bürgerlichen Rechts eine Ehe scheiden, damit noch gar nicht über die Frage entschieden ist, ob diese Scheidung nach dem kirchlichen Rechte möglich ist. Wer also dieses weltliche Recht benutzt und sich lediglich vor dem Staatsrichter scheiden läßt, der macht sich selber zum Richter darüber, ob er sich auch nach göttlichem Rechte von seinem Gatten scheiden dürfe — ein Verfahren, welches die alte Kirche mit Recht verwarf. — Und die christliche Gemeinde hat kein Unterscheidungszeichen zwischen dem, der sich willkürlich und gegen Gottes Ordnung, und dem, der sich aus einem von der Kirche zugelassenen Grund hat scheiden lassen — ein Zustand, der sonst mit Recht als unvereinbar mit der kirchlichen Disciplin gegolten hat.

Man wird nun freilich von manchen Seiten antworten, eine Unterscheidung zwischen denen, die aus kirchlich zulässigen, und denen, die aus kirchlich unstatthaften Gründen geschieden seyen, sey auch jetzt schon möglich. Es sey bekannt genug, daß Ehebruch und bösliche Verlassung nach protestantischem Kirchenrechte allein zur Scheidung berechtige, und wo also das ergangene Ehescheidungsurtheil sich auf einen dieser Gründe stütze, sey die Ehe auch kirchlich geschieden, und wo ein anderer Grund angegeben sey, dauere sie kirchlich fort. Allein wo die Grundanschauungen so verschieden sind, wie in unserm bürgerlichen und in unserm kirchlichen Rechte, da bedeuten auch nicht einmal dieselben Namen dieselbe Sache. Nach der Praxis unserer Gerichte liegt bekanntlich schon „bösliche Verlassung" vor, wenn der eine Theil ins Nachbarhaus gezogen ist, und die gerichtliche Aufforderung, zu seinem Ehegatten zurückzukehren, unbefolgt gelassen hat; — nach gemeinem protestantischen Eherechte wird erfordert, daß der schuldige Theil sich wenigstens so weit entfernt hat, daß er dem weltlichen Arm nicht mehr erreichbar ist, und daß allen Umständen nach nicht anders anzunehmen ist, als daß er sich entfernt hat, um die Ehe zu brechen. Da, wo also wegen böslicher Verlassung bürgerlich geschieden ist, liegt durchaus noch nicht immer ein kirchlich statthafter Scheidungsgrund vor. Dagegen ist aber auch oft wieder ein solcher in Wirklichkeit vorhanden, während das ergangene Scheidungsurtheil sich auf einen schriftwidrigen Grund stützt. Seither, da weder Staat, noch Kirche, noch Gesellschaft nach der Schriftmäßigkeit des Scheidungsgrundes fragten, werden Ehegatten, die darin einig waren, daß sie geschieden seyn wollten, unzählige Mal um des äußern Anstands willen „unwiderstehliche Abneigung" oder einen ähnlichen Grund zur Erlangung der Scheidung angegeben haben, während vielleicht der ruchloseste Ehebruch von der einen Seite vorausgegangen war und erst jene unwiderstehliche Abneigung hervorgerufen hatte. Und Richter und Anwälte werden auch bemüht gewesen seyn, und werden sich auch in Zukunft dahin bemühen, um das Scheidungsverfahren so zu dirigiren, daß möglichst wenig Scandal an den Tag kommt, und liegt ein leichterer Scheidungsgrund offen vor, so werden sie die Par-

teien bestimmen, den tieferen, wenn auch schriftgemäßeren Grund fallen zu lassen, der nur durch einen umständlichen Beweis dargelegt werden kann.

Also das Verfahren vor dem bürgerlichen Gerichte genügt nicht, um die frevelhaften Verächter der göttlichen Eheordnung äußerlich erkennbar von denen auszuscheiden, welche in berechtigter Weise aus einer Ehe getreten sind, die durch die Schuld des andern Theils bereits innerlich zerrissen war. Wenn aber die Disciplin der Kirche überhaupt einer solchen Unterscheidung bedarf, so bedarf sie deren ganz besonders in der jetzigen Zeit, in welcher das Rechtsbewußtseyn der Gemeinden in Ehesachen durch den langen und schweren Mißbrauch so gänzlich verwirrt worden ist, und in welcher es daher zur Herstellung der kirchlichen Ordnung und zur Besserung der Volkssitte aller Mittel der Kirchenzucht bedarf.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Das Ravensberger Land.

(Fortsetzung.)

In dem Hause des Letzteren herrschte grade das Nervenfieber, seine Frau und ein Kind lagen hart darnieder. So hatte dieser Mann grade schwer zu tragen, aber ich erquickte mich an seiner Gottergebenheit und Stille, mit der er sein Leid trug, was um so mehr sagen will, da man damals nicht vorhersehen konnte, daß beide Patienten glücklich durchkommen würden. Es ist Siebold eine recht Johanneische Seele, still, sanft, mit dem Ausdruck der Liebe zum Herrn auf seinem Gesichte. Dabei unermüdet thätig in der weitläuftigen Gemeinde als Seelsorger. So konnte er es nicht übers Herz bringen, obgleich in seinem Hause Todtkranke lagen und Nachmittags es stark regnete, an dem Tage seine regelmäßigen Krankenbesuche zu unterbrechen. Wie mußte ich mich schämen vor diesem demüthigen treuen Manne. Huchzermeier ist anderer Art. Ein heller, scharfer Verstand, geistig einer der bedeutendsten unter den Geistlichen, ein scharfer sarkastischer Witz, sehr treffende, oft schneidende Kritik, besonders thätig in allen äußerlichen, mehr juristischen Beziehungen der Kirche, daher auch besonders geeignet zu Verhandlungen mit den Behörden und auf den Kreis- und Provinzialsynoden Er ist aber kein bloßer Jurist und Kritiker, er ist auch ein von ganzem Herzen gläubiger Christ, bei dem besonders die Demuth und anerkennende Liebe wohlthut, mit der er die Vorzüge Siebolds hervorhebt. Diese beiden Männer ergänzen sich auf eine treffliche Weise, sie werden beide gleich geachtet von der Gemeinde, Siebold wird zu Rathe gezogen in allen Herzensangelegenheiten, Huchzermeier in allen äußeren.

Am Dienstag, einem trüben Regentage, blieb ich in Jöllenbeck. Am Mittwoch den 8. Juni fuhr ich wieder in dem Wagen des Pastors Volkening zu einem Missionsfeste nach Brackwede bei Bielefeld, wobei ich Huchzermeier in Schildesche abholte. Auf dem Hinwege lag

ein dichter Nebel über der ganzen Gegend, so daß von den Bergen ringsum nichts zu sehen war, und ich auch bei Bielefeld von dem links am Wege liegenden Sparemberge und dem rechts mit den schönsten Gartenanlagen geschmückten Johannisberge nichts sehen konnte. Hinter Bielefeld geht der Weg über den Teutoburger Wald und so wie man hinüber ist, kommt man in ein ganz verschiedenes Land. Diesseits alles der fruchtbarste Boden, wo der trefflichste Weizen wächst und nur Eichen- und Buchwälder zu finden sind. Jenseits dagegen eine lange sandige Ebene, die am Gebirge bis ins Lippische sich hinzieht, die Senne genannt, wo statt Weizen Buchweizen, statt Buchen und Eichen Kiefern und Tannen wachsen. In dieser Gegend liegt Brackwede, und so wenig fruchtbar dort der irdische Acker, so ist bisher auch der geistige Acker ziemlich unfruchtbar gewesen. Der Pastor läßt jetzt alle Jahre in seiner Gemeinde ein Missionsfest feiern. Das hat das Gute, daß dabei jedes Mal von gläubigen auswärtigen Geistlichen tüchtiges Zeugniß abgelegt wird. So dies Mal von den beiden Gütersloher Pastoren Müller und Greve, der erstere ein Mann Anfangs der 40, der letztere Ende der 50iger Jahre. Das Fest dauerte 3¼ Stunde, wobei nur fünf Verse gesungen wurden, zwei vor der Predigt Müllers, zwei zwischen dessen und Greves Predigt, und ein Vers zum Schluß. Der ganze Gesang dauert also höchstens 20 Minuten, die beiden Predigten dagegen ziemlich 3 Stunden, wobei auf Müllers etwa über eine Stunde, auf Greves beinahe zwei Stunden kommen. Das klingt etwas stark, und doch habe ich besonders der langen Greveschen Predigt mit großer Theilnahme zugehört. Müller war sehr lebendig und frisch, konnte aber meine Müdigkeit nicht ganz überwinden (ich war schon um 4 Uhr aufgestanden und dann mehrere Stunden gefahren). Kaum hatte aber Greve fünf Minuten gesprochen, so war alle Müdigkeit weg. Der Mann ist durch und durch originell. So breit wie sein Gesicht, sein Mund und seine Schultern, so breit ist auch seine Predigtweise, aber eine Popularität, wie ich sie bisher noch nicht so gefunden habe. Wenn irgend einer, so hat er die Sprache und Anschauungsweise der Ravensberger Bauern studirt. So derb und concret und aus dem allergewöhnlichsten Leben genommen war Alles, so daß es manchmal etwas komisch herauskam und doch einschlug. Dabei eine große Ruhe, etwas Pedantisches, nirgends ein Sprung in der Gedankenreihe, aber auch etwas so Väterliches und zugleich Kindliches, daß es mich ungemein anzog. So war er auch in seinem Wesen in unserer Gesellschaft. Etwas Behäbiges, aber zugleich eine kindliche Unschuld und Gemüthlichkeit, so daß Huchzermeier wohl Recht haben mag, wenn er ihn den ächten Repräsentanten des Ravensberger Landes nennt. Das ganze Fest trug nicht den Charakter eines Ravensberger Festes. Leute aus der Umgegend waren wenige da, weil sie von Brackwede nicht angezogen werden. So machte auch die Versammlung in der Kirche auf mich keinen besonderen Eindruck. Da war nicht dieses Wehen des Geistes zu spüren, das ich zum ersten Male in Jöllenbeck so stark gefühlt hatte. Es war eine Versammlung, wie sie eben bei uns auch in den Kirchen sich zusammenfindet. — Angenehm war mir also nur, daß ich die beiden Gütersloher Pastoren kennen lernte. Sonst aber war es gut, daß ich sehen konnte, daß es auch im Ravensbergischen noch einzelne faule Flecke giebt. Ich hätte sonst ein zu ideales Bild vom Ganzen bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 24. Juli. № 59.

Zum jetzigen Stande der Ehescheidungsfrage innerhalb der Evangelischen Landeskirche Preußens.

(Schluß.)

Doch es kommen noch weitere praktische Nothstände hinzu, um während der Fortdauer des jetzigen bürgerlichen Eherechts dringend darauf hinzuweisen, daß jede Ehescheidung eines Gliedes der Kirche sofort der kirchlichen Beurtheilung in Betreff ihrer Zulässigkeit nach dem Worte Gottes zu unterziehen ist.

Es ist zwar nicht gegen den ausdrücklichen Buchstaben, wohl aber gegen den Geist der Schrift, und auf jeden Fall auch gegen die ausdrückliche und stetige Lehre der Kirche, daß der geschiedene Theil jemals mit dem, mit welchem er eine frühere Ehe gebrochen hat, getraut werden darf; — und dieses Verbot ist auch von Neuem in der mehrerwähnten Cabinetsordre vom Juni v. J. als unwandelbar und auch für das höchste Kirchenregiment verbindlich anerkannt worden. Nun ist die weltliche Scheidung, wie schon erwähnt ist, für die Kirche ohne Kraft, seitdem es innerhalb der Kirche feststeht, daß das weltliche Eherecht, auf Grund dessen geschieden ist, mit dem Worte Gottes in Widerspruch steht, und der bürgerlich Geschiedene muß für die Kirche als ein Ehegatte gelten, bis er das Vorhandenseyn eines schriftmäßigen Scheidungsgrundes erwiesen hat. Will die Kirche hier nun völlig consequent seyn, so muß sie alle Unzucht, die ein bürgerlich Geschiedener vor der kirchlichen Sanctionirung der Scheidung treibt, als Ehebruch stempeln und demnach künftig die Trauung mit dem seitherigen Zuhalter verweigern, — ein Verfahren, welches in manchen Gegenden, wo die Unzucht unter Brautleuten fast zur Regel unter den niedern Ständen geworden ist, unendlich tief einschneiden und manches schwere Unglück stiften könnte. Gar häufig ist es da, wo es sich um die Gewährung oder Versagung einer Trauung handelt, gar nicht der schuldige Theil, welcher durch die Versagung derselben als von einer gerechten Strafe am schwersten getroffen wird, sondern es ist dies mehr noch der verführte Theil, dem damit oft die Rückkehr zur Zucht und Ordnung abgeschnitten wird, oder es sind die aus der Unzucht bereits entstandenen Kinder, denen damit der Stempel der Unehelichkeit und Familienlosigkeit als ein gewaltiger Versucher mit in das Leben gegeben wird, — und darum soll man sich wohl hüten, hier nicht strenger zu seyn, als es das Wort des Herrn fordert.*) Aber auf der andern Seite darf man sich auch wieder dem nicht verschließen, daß wenn die Kirche zugeben wollte, daß die schriftwidrig Geschiedenen keinen Ehebruch mehr begehen könnten, oder daß das strenge Trauungsverbot sich nicht auch auf solche Fälle bezöge, in denen der Ehebruch nach der bürgerlichen Scheidung begangen würde, alsobald der ganzen jetzigen Haltung der Kirche gegenüber dem bürgerlichen Eherechte die Spitze abgebrochen wäre, ja in derselben die größte Aufforderung für die Geschiedenen zur Unzucht läge. Denn, um dies anschaulich zu machen, da die Kirche sich nicht wird enthalten dürfen, auch die Scheidungsgründe, welche erst nach der bürgerlichen Scheidung zur Entstehung gekommen sind, bei Beurtheilung der Statthaftigkeit der Scheidung ihrer Cognition zu unterziehen, wie wir dies unten des Weiteren auszuführen gedenken, so brauchten zwei Gatten, welche um „unwiderstehlicher Abneigung willen" bürgerlich geschieden sind und nun beide zur zweiten Ehe schreiten wollten, nur mit einander dahin übereinzukommen, daß Einer von ihnen mit seinem erwählten künftigen Gatten Unzucht treibe, — dann könnte der andere sich hierauf vor dem Consistorium berufen und würde die Trauungslicenz erlangen müssen, worauf jenem denn auch die Trauung gestattet würde. Und auch abgesehen von solchen Collusionsfällen kann doch vom kirchlichen Standpunkte aus nie vergessen werden, daß erst dann, wenn ein Ehebruch begangen ist, der letzte unheilbare Riß geschehen ist; trotz der bürgerlichen Scheidung bleibt es eine christliche Pflicht für jeden Theil, zu dem andern zurückzukehren, und die Ehe wiederum dem Gebote Gottes gemäß fortzusetzen, — der Ehebruch des andern Theils hebt diese Pflicht für den unschuldigen Theil auf und zerreißt daher noch ebenso gut eine solche bürgerlich schon gelöste Ehe wie jede andere. Darum muß denn auch die Kirche einen solchen Ehebruch mit ihrem ganzen Ernst behandeln, und — man

*) Dies gilt namentlich für die nächste Gegenwart, so lange noch die unter der seitherigen Zuchtlosigkeit erwachsenen Fälle zur Entscheidung vorliegen. Die seither bürgerlich geschieden sind, denen hat Niemand ins Gedächtniß gerufen, daß sie fortwährend gebunden blieben, und weil die Kirche dies versäumt hat, so kann sie auch noch nicht ihre volle Strenge ihnen gegenüber geltend machen. Es sind, um juristisch zu reden, Rechtsverhältnisse, die unter der Herrschaft der seitherigen Satzungen entstanden sind, und daher auch nach diesen beurtheilt werden müssen.

mag die Sache nehmen wie man will, man wird immer dahin kommen müssen, daß die Kirche auch in solchen Fällen die Trauung zwischen Ehebrecher und Ehebrecherin nicht gestatten darf, wenn sie nicht alle eheliche Ordnung auf das Bedenklichste gefährden will.

Damit aber die Kirche also strenge verfahren kann, muß sie fortan jeden, der sich bürgerlich scheiden läßt, darüber ins Klare setzen, ob er sich als gebunden oder als geschieden zu betrachten habe. Das soll in beschränkter Weise allerdings auch schon nach den jetzigen Vorschriften geschehen, indem die Geistlichen angewiesen sind, bei dem geistlichen Sühneversuche, welcher dem bürgerlichen Scheidungsverfahren vorhergeht, die Gatten darauf aufmerksam zu machen, daß sie eine Wiedertrauung mit Dritten nicht erlangen werden, wenn sie sich ohne kirchlich gerechtfertigten Grund scheiden lassen. Allein die Geistlichen können jetzt immer nur sagen: „Wenn du keinen solchen Scheidungsgrund hast, so folgt dies", und sie müssen es daher dem eigenen, ohnehin in derartigen Zeiten durch Leidenschaft getrübten Urtheile überlassen, ob ein solcher Grund in Wirklichkeit vorhanden ist, oder nicht. Und dann wird grade jetzt, wo die kirchliche Behandlungsweise der Sache eine so neue und den Meisten eine so fremdartige und unverständliche ist, das Wort des einzelnen Pastors häufig keinen Glauben finden, und man wird oft genug geneigt seyn, diesen ganzen Vorhalt für eine leere Drohung zu halten, oder höchstens für einen Ausfluß der angeblich grade jetzt am Ruder befindlichen Orthodoxie, die bald wieder „vernünftigeren" Ansichten Raum geben werde. Ganz anders wird sich die Sache stellen, und mit ganz anderer Kraft und Würde wird die Kirche sprechen, wenn sie durch ihr dazu geordnetes Gericht nach vorausgegangener vollständiger Aufklärung des Sachverhalts in einem unwiderruflichen Erkenntniß es ausspricht, ob die Ehe geschieden sey oder nicht. Wer hier ein abschlägliches Erkenntniß erhalten hat, oder wer sich eigensinnig weigert, seinen Ehezwist der kirchlichen Beurtheilung zu unterziehen, nachdem dies Seitens des Kirchenregiments in jedem Falle anbefohlen ist, in welchem sich ein Glied der Kirche hat bürgerlich scheiden lassen, — der weiß, daß er der Kirche gegenüber gebunden ist, und er kann vollständig dafür verantwortlich gemacht werden, wenn er sich das eigenmächtig aneignen will, was ihm das göttliche Wort versagt hat.

Es ist sogar ernstlich zu erwägen, ob nicht die Kirche ihren Schiedsspruch selbst da bieten muß, wo das weltliche Gericht noch gar nicht gesprochen hat. Ein treues Glied der Evangelischen Kirche, welches glaubt, um der Versündigung seines Gatten willen, das Eheband nicht mehr tragen zu können und deßhalb von der ihm von dem Herrn gegebenen Erlaubniß Gebrauch machen will, kann wohl Bedenken haben, sich deßhalb zunächst an das bürgerliche Gericht zu wenden, wo nach einem andern Maaße gemessen wird, als nach welchem es seine Ehe gemessen haben will. Es wird ein berechtigter Wunsch sein, daß ihm, der nicht selbst der Richter zwischen sich und seinem Gatten seyn will und seyn soll, die Kirche nach dem im Worte Gottes begründeten kirchlichen Rechte ein Urtheil spreche, ob er sich scheiden dürfe oder nicht. Und selbst da, wo die bürgerlichen Gerichte gar keine Veranlassung zu einem Scheidungsverfahren haben, und solches vielleicht gar nicht mehr vornehmen können, kann noch ein Bedürfniß für eine kirchliche Scheidung vorliegen. Derartiges kann besonders da eintreten, wo eine Todeserklärung eines Ehegatten stattfindet.

Das gemeine Recht, welches sich auf Grundlage des römischen und kanonischen Rechts in den meisten Ländern germanischer und romanischer Zunge gebildet hatte, gestattete (nicht ohne Rücksicht auf Psalm 90 V. 10) die Todeserklärung eines verschollenen Menschen nur, wenn derselbe das 70. Lebensjahr zurückgelegt hatte; es begreift sich daher, daß die Kirche keinen Zweifel hegte, diese Todeserklärung auch rücksichtlich der Ehe des Verschollenen anzuerkennen. Das preußische Landrecht gestattet dagegen die Todeserklärung schon, ohne Rücksicht auf das Alter des Verschollenen, wenn zehn Jahre lang von ihm keine Nachrichten in die Heimath oder zu den nächsten Verwandten desselben gelangt sind, und eine solche Todeserklärung macht auch bei uns die Gattin des Verschollenen rechtlich zur Wittwe. Auch diese Bestimmung des Landrechts hängt auf das engste mit seinem Eherechte zusammen, — Mehrung der Population war dabei sein Hauptaugenmerk, — und es hat hier nicht einmal die weltliche Wahrscheinlichkeitsrechnung auf seiner Seite. Oft genug kommen Menschen, und auch verheirathete, die in wildem Unmuthe in die weite Welt gegangen und zehn Jahre und länger verschollen gewesen sind, unerwartet in die alte Heimath zurück, und darum mag manche, die vor dem bürgerlichen Rechte als Wittwe gilt, in ihrem eigenen Herzen und in der Meinung der Gemeindeglieder noch die eheliche Gattin eines Abwesenden sein. Wollte daher die Kirche hiergegen die Augen verschließen und ihr ohne Weiteres den Segen zu einer neuen Verbindung geben, so würde sie damit dasselbe Aergerniß geben, welches sie seither durch die Trauung jedes Geschiedenen gegeben hat, und darum wird sich auch nach dieser Seite hin ein neues kirchliches Recht bilden müssen, welches feststellt, unter welchen Verhältnissen ein bürgerlich todt Erklärter auch für die Kirche als gestorben gelten kann, unter welchen Verhältnissen sie aber gebieten muß: Harre in dem Herrn auf den Abwesenden. Häufig wird aber die Kirche in solchen Fällen dadurch helfen und doch das Aergerniß vermeiden können, das sie den kirchlichen Scheidungsgrund benutzt, welchen der todt Erklärte gegeben hat, wenn sein Verlassen des Gatten ein böß liches Verlassen war, d. h. geschah, um die Ehe zu brechen, und die Kirche wird also dann, während der weltliche Richter nicht mehr scheiden kann, weil er einem bereits Todten gegenüber keine Scheidung kennt, ein durchaus selbstständiges Scheidungsverfahren einleiten müssen.

Wir sind dahin gekommen, an unsere Kirche die Anforderung zu stellen, daß sie eine durchaus selbstständige Gerichtsbarkeit in Ehesachen übe. Wir gestehen gerne zu, daß es ein schwerer Nothstand ist, wenn unsere Deutsche Evangelische Kirche

uf diesem Gebiete zu derselben Haltung gedrängt wird, welche ie Katholische Kirche sich freiwillig gewählt hat, zu der Tren- ung und Entgegenstellung gegen die staatlichen Institutionen; o lange aber der Staat bei seinem unchristlichen Eherechte erharrt und sich dem Worte unsers Herrn widersetzt, so lange st kein Zusammengehen mehr möglich, und so lange muß denn uch eine gänzliche Trennung der kirchlichen von den staatlichen Institutionen eintreten.

Wenn die Kirche eine selbstständige Gerichtsbarkeit üben oll, so muß sie auch selbstständig die Mittel haben, die Wahr- eit zu erforschen. Darum ist ein weiterer Mangel in dem jetzi- en Zustande, wie er uns in dem oben mitgetheilten Consisto- ialrescripte entgegentritt, daß sich das Kirchenregiment noch keine genügenden Hülfsquellen zur Feststellung des Thatbestandes in den einzelnen seiner Entscheidungen unterbreiteten Fällen ge- chaffen hat.

Jenes Rescript fordert die Einsendung des mit dem Atteste der Rechtskraft versehenen gerichtlichen Ehescheidungserkenntnisses und einen vollständigen Bericht des Pfarrers über alle in Frage kommende Verhältnisse. Aus dem Erkenntniß wird das Consistorium die Aussagen der etwa vernommenen Zeugen erfahren können, und sollten diese darin nicht vollständig mitgetheilt sein, so bleibt ihm ja die Möglichkeit, die vollständigen Proceßacten von dem Gerichte zu requiriren. Allein die damit eröffnete Erkenntnißquelle ist doch keineswegs eine ausreichende, denn wenn wir auch noch von den Fällen absehen, in welchen eine gerichtliche Verhandlung gar nicht stattgefunden hat, und in welchen doch, wie wir ausführten, ein Urtheilsspruch der kirchlichen Behörden über die Statthaftigkeit einer Ehescheidung höchst wünschenswerth sein kann, so geben die gerichtlichen Acten häufig ein sehr unvollkommenes Bild von der wahren Sachlage, indem, wie schon aus der seitherigen Darstellung hervorgeht, in dem stattgehabten bürgerlichen Ehescheidungsprocesse das Streben aller Betheiligten nur dahin gegangen ist, einen der gesetzlichen Ehescheidungsgründe klar zu stellen und daher die Umstände, welche für die kirchliche Entscheidung allein maaßgebend sein dürfen, unerörtert geblieben sein könne, und indem über alles das, was nach dem Schlusse der gerichtlichen Verhandlungen vorgefallen ist, keinerlei Auskunft in den Acten zu finden ist.

Es ist uns freilich in Gesprächen wiederholt die Ansicht entgegengetreten, daß es nicht nöthig sei, daß kirchlicher Seits bei Prüfung der Statthaftigkeit einer Ehescheidung andere Thatsachen berücksichtigt würden, als die, welche schon vor dem bürgerlichen Gerichte erwiesen worden seien, — eine Ansicht, welche mit dem Widerwillen gegen jede neue Trauung von Geschiedenen zusammenhängt, der jetzt als natürliche Reaction gegen die seitherige schwere Versündigung am Ehebande durch die christlichen Kreise hindurchgeht. Allein eine solche Beschränkung der im Worte Gottes gestatteten Scheidungsgründe scheint uns nicht

nur gefährlich, da wir nicht aus der größten Zuchtlosigkeit in die größte Rigorosität verfallen dürfen, sondern es dürfte derselben auch jede Rechtfertigung fehlen. Unsere kirchliche Lehre gestattet die Scheidung sobald von der andern Seite eine πορνεία begangen ist, ohne daß sie dabei unterscheidet, ob solche schon vor der bürgerlichen Scheidung vorgekommen und schon in dem Civilprocesse gerügt und erwiesen ist, oder nicht. Gegen diese in den Schmalkaldener Artikeln und noch entschiedener in zahlreichen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts ausgesprochene Lehre darf nicht um des augenblicklich vorherrschenden individuellen Gefühlswillen eine solche Unterscheidung willkührlich eingeführt werden, und nachdem nun einmal die Kirche ausgesprochen hat, daß sie die Ehescheidungen ihrer Glieder wieder vor ihr Forum (internum) ziehen will, können die Gemeindeglieder mit Recht fordern, daß sie ihrer Jurisdiction nunmehr eine Organisation gebe, mittelst deren der in Wirklichkeit vorhandene und äußerlich erkennbare Thatbestand des Ehebruchs rechtlich festgestellt werden kann, damit darauf das Urtheil gestützt zu werden vermöge.

Das oben mitgetheilte Consistorialrescript erklärt jedoch neben der Einsendung des gerichtlichen Ehescheidungserkenntnisses auch noch den Bericht des betreffenden Pfarrers für erforderlich, bevor das Consistorium seinen Ausspruch thun kann, und es fragt sich daher, ob nicht dieser Bericht dazu bestimmt ist, um die erheblichen Thatsachen aufzuklären, welche nicht aus dem Erkenntniß erhellen. Allein dem Pfarrer steht keinerlei Gewalt zu, um Zeugen vernehmen und beeidigen zu können, und er kann doch nur in den seltensten Fällen auf Grund eigener unmittelbarer Wahrnehmung ein vollgültiges amtliches Zeugniß über die in Frage stehenden Vorgänge ablegen und wird daher nur auf Grund der Angaben der Betheiligten oder dem Sagen und Meinen Dritter Bericht erstatten können. Dieser Bericht kann darum doch häufig volle Wahrheit enthalten, allein etwas anders ist es, ob darauf allein ein rechtlicher Spruch begründet werden darf.

Ueberall, wo ein Richter erst den Thatbestand festzustellen hat, auf welchen er die Rechtssätze anwenden soll, muß er darauf verzichten, absolute Wahrheit erforschen zu können, und muß sich mit einer formellen Wahrheit begnügen. Auch das übereinstimmende Zeugniß von Hunderten, oder das eigene Geständniß eines Angeschuldigten kann auf absichtlicher oder unabsichtlicher Täuschung beruhen, und vermag daher keine mathematische Gewißheit zu gewähren. Damit aber wenigstens eine formelle Wahrheit geschaffen und damit eine Rechtspflege ermöglicht werden kann, muß das Recht bestimmte Formen vorschreiben, durch deren Anwendung das gefunden werden soll, was der Richter seiner Entscheidung als wahr zu Grunde zu legen hat, und solche Formen besitzt denn auch jedes Recht von den ersten Zeiten an, nachdem es sich zu gestalten und zu befestigen begonnen hat.

Auch das kirchliche Recht hat solche Formen von frühe an besessen, und in dem canonischen Rechte sind sie mit ganz be-

sonderer Sorgfalt und fast mit zu großer Vorliebe gepflegt. Aber auch das protestantische Kirchenrecht, konnte ihrer nicht entbehren; den Pfarrern, die sich vielfach in den ersten Zeiten der Reformation die Entscheidung in Ehesachen angemaßt hatten, wurden diese genommen, sobald die Organisation der neuen Kirche erstarkte, und, eben wie manche Kirchenordnungen ausdrücklich sagten, „weil sie keinen ordentlichen Proceß machen könnten." Nach gemeinen und kaiserlichen Rechten und nach ordentlicher Verhandlung der Sache zu erkennen, wird den Ehegerichten wiederholt eingeschärft, und wenn sie auch in manchen Kirchenordnungen die Anweisung erhalten, summarisch zu verfahren, so ist das doch in dem juristisch technischen Sinne zu nehmen, in welchem darunter ein zwar abgekürztes, aber immerhin noch förmliches und bestimmt geregeltes Proceßverfahren verstanden wird.

Nachdem jetzt die kirchliche Jurisdiction lange Zeiten gänzlich geruht hat und alle unmittelbare Tradition in Betreff der Formen des Verfahrens erloschen sind, da ist es allerdings eine schwere Aufgabe, solche von Neuem zu schaffen, und zu beleben. Aber entbehrt werden, können sie nicht, seitdem den kirchlichen Behörden die Aufgabe gestellt ist, „nach den Grundsätzen des christlichen Eherechtes, wie solches im Worte Gottes begründet ist" über die Statthaftigkeit der Wiedertrauung von Geschiedenen zu entscheiden, und somit also Recht zu sprechen — andern Falls wird jede Schranke gegen Willkühr fehlen und daher der Boden des christlichen Rechts nicht erreicht werden.

Es führt uns hier zu weit, wenn wir ausführen wollten, wie sich der neue Ehescheidungsproceß zu gestalten hat, und es ist das auch eine sehr schwierige Frage, bei der mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen werden muß. Erwähnen wollen wir hier nur, daß das Kirchenregiment nach unsern jetzigen Institutionen ermächtigt ist, die kirchliche Gerichtsbarkeit lediglich nach eigenem Ermessen und ohne Mitwirkung der reinstaatlichen gesetzgebenden Gewalten zu organisiren, und nur die eine Frage kann bedenklich sein, ob Consistorien und Oberkirchenrath ohne Mitwirkung des Landtags ermächtigt werden können, Eide zu erheben. Allein der Justizminister hat wiederholt ohne daß es Anstoß erregt hat, die Gerichtsbehörden angewiesen, der katholischen bischöflichen Gewalt zur Ausübung ihrer reinkirchlichen Jurisdiction in Ehesachen die Hand zu bieten, und den Requisitionen derselben um eidliche Vernehmung von Zeugen oder andere derartige gerichtliche Handlungen bereitwillig Folge zu leisten; und derselbe wird sich gewiß bereit finden lassen, die Gerichte mit einer ähnlichen Anweisung in Betreff der Requisitionen unserer Ehegerichte zu versehen, da wir für diese nur dieselbe Freiheit und Selbstständigkeit in Anspruch nehmen, welche den katholischen Ehegerichten zusteht. Auf diese Weise könnte sich die Kirche alsbald des wichtigsten Beweismittels, des Eides, versichern, ohne daß der unter den jetzigen Verhältnissen immer zweifelhafte Weg der Erwirkung einer parlamentarischen Genehmigung betreten zu werden brauchte.

So lange die neue eherichterliche Thätigkeit der Consistorien in derselben Weise, wie die ihnen obliegenden Verwaltungssachen abgemacht, und die Entscheidungen also auf Grund formloser Berichte in formlosen, jeder Zeiten widerruflichen Verfügungen ertheilt werden, so lange dürfen sie auch keine unbedingte Unterwerfung erwarten, sondern werden den Widerspruch aufreizen und endlose Remonstrationen hervorrufen, wie wir denn schon aus der Ferne von einem Falle reden hörten, wo einem Consistorium vorgeworfen ward, es hätte vor seinem Spruche die Acten nicht vollständig eingesehen. Erst wenn die Thatfragen in jedem Falle scharf von den zur Entscheidung kommenden Rechtsfragen geschieden werden, wie solches die Form eines richterlichen Erkenntnisses nöthig macht, erst dann ist einige Garantie geboten, daß die Rechtsregel und nur diese in stetig gleicher Weise zur Geltung kommt, und es ist dann erst zu hoffen, daß das durch das Wort Gottes vorgezeichnete christliche Eherecht sich mittelst der Gerichtsgewohnheit innerhalb unserer Landeskirche vervollständige und als ein einiges Ganze abrunde und in dem Bewußtsein der Gemeinde Wurzel fasse.

Alle die, welche unserer Kirche feindlich entgegegenstehen, fangen jetzt an, laut gegen die Neuerung zu schreien, welche die Cabinetsordre vom Juni v. J. gebracht hat; sie behaupten, das Kirchenregiment habe sich willkürlich gegen das bestehende Recht aufgelehnt und sei zur Selbsthülfe geschritten. Sie haben kein Verständniß oder wollen keins dafür haben, daß der Kirche das höchste und erste Gesetz das Wort ihres Herrn bleiben muß, und daß sie das nicht als Recht anerkennen kann, was dem klaren Worte widerspricht. Sie glauben, der wahre Grund dieser Maßregel sei nur, den Kirchendienern äußere Macht zu verschaffen, und um sie nicht in dieser Meinung zu bestärken, und um nicht sonstige Mißverständnisse und Irrthümer hervorzurufen, wäre es unsers Erachtens empfehlenswerth gewesen, daß in dem oben mitgetheilten Consistorialrescript weniger Gewicht auf die Frage gelegt wäre: „wie der geschiedene die Trauung begehrende Brauttheil während der Ehe und nach der Scheidung in kirchlicher und sittlicher Beziehung sich geführt hat, und ob er hinsichtlich seiner etwanigen Verschuldung eine aufrichtige Reue und Buße an den Tag gelegt hat?" Das Rescript nennt diese Frage unter denen, welche „in der Regel vom kirchlichen Standpunkt aus als erheblich für die Entscheidung über die Statthaftigkeit der Wiedertrauung zu betrachten" und daher in dem Bericht des Pfarrers zu beantworten sind. Allein vom kirchenrechtlichen Standpunkte aus, — und um diesen handelt es sich, — ist diese Frage nur in seltenen Fällen von Wichtigkeit, und regelmäßig kann die Kirche nach evangelischer Lehre die Trennung nicht etwa als eins ihrer Gnadengeschenke dem Unwürdigen versagen und dem, der früher an der Ehe gefrevelt, jetzt aber sich gebessert hat, solche beliebig gewähren, sondern die Trauung ist jedem ihrer Glieder, auch dem unwürdigsten, als ein für alle Menschen bestimmtes Gut zu gewähren, sobald sie ernstlich verlangt wird, und sobald nicht ein

echtliches Verbot entgegensteht. Ist dies vorhanden, so hilft egelmäßig alle Sittlichkeit und Kirchlichkeit nichts, denn der Herr hat ohne solche Beschränkung gesagt: „Wer eine Abgeschiedene freit, der bricht mit ihr die Ehe;“ ist dagegen jemand m des Ehebruchs seines Gatten willen geschieden, und ist päter selbst in dem tiefsten Lasterpfuhl versunken, so darf ihm och die Kirche die Ehe nicht versagen, wenn er sich an dieser ufrichten will. Denn woher nähme sie dazu die Befugniß?

Der Standpunkt des kirchlichen Rechts ist der einzige, von dem aus sich die schwererrungene Freiheit der Kirche verheidigen läßt; darum darf dazu nichts hinzugethan und auch nichts davon genommen werden, und gut wäre es, wenn es auch schon durch die äußere Verfassung der kirchlichen Ehegerichte documentirt würde, daß es sich nur um das, was der Herr selbst als kirchliches Recht eingesetzt hat, um nichts mehr und um nichts weniger handelte.

H. R. E.

Die altsächsische Evangelien-Harmonie Heliand.

Erst kürzlich ist in diesen Blättern bei Gelegenheit der Uebersetzung von K. Simrock auf dieses altdeutsche Evangelium von Neuem aufmerksam gemacht worden. Der Verf. jener Anzeige beklagt es schmerzlich, daß er sich in seinen Hoffnungen, die er bei dem ersten Erscheinen desselben hegte, schmerzlich getäuscht sehe. Als im Jahre 1830 das wieder aufgefundene Manuscript zuerst von Schmeller bekannt gemacht wurde, machte es auf ihn einen großen Eindruck und er hoffte davon eine Zurückführung Vieler zur Evangelischen Wahrheit. Da erschien 1836 die Evangelien-Disharmonie von D. Strauß, und wir wissen ja noch, welchen Rumor dieses Produkt auf dem Markte des Lebens machte und wie es schnell in alle Schichten des Deutschen Volkes eindrang. Schreiber dieses, der damals grade studirte, erinnert sich, daß Stiefelputzer und Barbiere mit ihren Kunden, Unterofficiere mit den Freiwilligen darüber redeten, der Stadt- und Hofräthe zu geschweigen, die da meinten, nicht zehn Jahre könne sich nun die Sache des Christenthums noch ferner halten. Vom Heliand dagegen nahm kaum hier und da ein Student Notiz. Als zehn Jahre später die Kirche doch noch bestand, aber schon die Vorboten der nahenden Stürme sich zeigten und vorahnende Gemüther bewegten, sprach eine achtungswerthe Stimme von Neuem für unsern Deutschen Heliand (d. i. Heiland) und setzte auf ihn ähnliche Hoffnungen. Thiersch erkennt es in seinen Vorlesungen über Protestantismus und Katholicismus als eine providentielle Fügung des Herrn der Kirche an, daß diese altsächsische Evangelien-Harmonie aus Jahrhunderte langer Verborgenheit grade in unserer Zeit wieder zu Tage gekommen sey, wo die Evangelische Geschichte durch die Strauß'sche Kritik zu Mythen aufgelöst werde. Allerdings kann der Gegensatz zwischen beiden Produkten nicht größer seyn und die Sprache Deutscher Nation hat nicht ferner zwei so entgegengesetzte Werke aufzuweisen. Selten hat ein Mensch das herrliche Evangelium von Christo so unbefangen vernommen, sich ihm so liebevoll hingegeben und es als eine beseligende Gotteskraft in seinem Herzen erfahren, wie der Verf. des Heliand; in ihm spiegelt sich die Klarheit des Herrn mit aufgedecktem Angesicht wieder. Einfach und kindlich, innig und warm erzählt er seinen Landsleuten wieder, was er von den vier Evangelisten vernommen hat; liebevoll kommt er ihrem Verständniß zu Hülfe, erklärt ihnen unbekannte Dinge mit heimischen Namen und kleidet alles in das bekannte vaterländische Gewand. Holbein hat die Maria wie eine Deutsche züchtige Jungfrau gemalt, mit blauen Augen und blonden Haaren und bis oben hinauf zugeknöpft, das Jesuskind zierlich haltend; so erblicken wir in dieser altsächsischen Evangelien-Harmonie einen Deutschen Heiland, der die Deutschen Gauen mit seinem Heergefolge durchzieht. Der Herr selbst wird zum Herzog und Leutewart, seine Jünger sind seine getreuen Vasallen und Degen, mit ihnen wandert er von Burg zu Burg; der Tempel wird zum Münster, diese Erde zu Mittelmark zwischen Himmel und Hölle u. s. w., kurz, der Herr ist von unserm Fleisch und Blute, er ist einer der Unsern. Wir thun daher dem Verf. nicht zu viel Ehre an, wenn wir ihn den vier Evangelisten an die Seite stellen; wie jeder von ihnen bei der Abfassung seines Evangeliums ein bestimmtes Volk im Auge hatte, für welches er schrieb, so können wir ihn den Deutschen Evangelisten, seine Harmonie das Deutsche Evangelium nennen, in dem Sinne, wie wir auch von einem Apostel der Deutschen reden. Auch eigenthümliche Partieen hat sein Evangelium, die sich in den canonischen Evangelien nicht finden, aber deshalb nicht apokryphisch sind, wie auch der Apostel Paulus von seinem Evangelio redet, indem er damit die neuen Geheimnisse über die Kirche als mystischer Leib des Herrn, ihre Entwickelung und zukünftige Herrlichkeit versteht. Darum müssen wir nicht allein in der Wiederauffindung, sondern vielmehr in der Entstehung dieses Deutschen Evangeliums eine Gnadengabe und eine providentielle Fügung des Herrn der Kirche dankbar anerkennen. Der unbekannte Verfasser desselben lebte wahrscheinlich um die Zeit Karls des Großen, wo das Christenthum durch die Predigt des Bonifacius unter seinen Landsleuten Wurzel gefaßt hatte; dem Deutschen Apostel steht dieser Deutsche Evangelist zur Seite, seine Predigt begleitet er durch sein Evangelium; was jener pflanzte, das begoß er, und der

Herr gab das Gedeihen; für die Befestigung des Christenthums hat sein Evangelium bei seinen neubekehrten Landsleuten gewiß einen ähnlichen Einfluß ausgeübt, wie Luthers Bibelübersetzung für die Begründung und Verbreitung der Reformation.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Das Ravensberger Land.

(Fortsetzung.)

Am Donnerstag den 9ten traf ich nun meine eigentliche Rundreise durch das Ravensbergische an. Zuerst ging ich zu Fuß über Enger nach Bünde, 3 Stunden. Der Weg nach Enger war sehr schön, fast fortwährend durch schönes Laubgehölz und prächtige Wiesen hin. Enger selbst ist wohl der älteste Ort des Ravensbergischen, es soll dort die Residenz Wittekinds gewesen seyn. Es sind dort auch noch viele Wittekindssagen unter dem Volk lebendig. Am merkwürdigsten sind dort die vier Sattelmeier, so heißen die vier Besitzer von vier Bauernhöfen. Deren Vorväter sollen die vier Knappen von Wittekind gewesen seyn. Bis in die neueste Zeit haben sie auch vor allen andern Bauern bestimmte Vorrechte gehabt, und selbst unter einer ganz besonderen Gerichtsverfassung gestanden. Sie haben auch keine Zunamen, sondern nur Vornamen, Meier Johann, Meier Dietrich, Meier Jobst. Niemals sind diese Namen verändert, und die Güter in eine andere Familie gekommen. Wenn es Mal vorkommt, daß nur noch eine Tochter auf dem Gute ist, so muß der, welcher sie heirathet, auf dieses Gut ziehen und den Namen seines Schwiegervaters annehmen. Etwas Aehnliches ist auch bei den übrigen Bauern im Ravensbergischen. Früher war es hier allgemeine althergebrachte Sitte, daß kein Gut veräußert oder getheilt werden durfte. Das väterliche Gut ging immer ganz und ungetheilt auf den ältesten oder jüngsten Sohn über. Die übrigen Geschwister wurden nur so bedacht, daß dabei der Erbe des Grundstücks bestehen konnte. Und es ist Niemandem eingefallen, was später der revolutionären französischen, leider auch von Preußen adoptirten Gesetzgebung eingefallen ist, daß darin eine Härte gegen die übrigen Kinder liege. Man kannte es nicht anders, wollte es nicht anders, indem man wohl fühlte, daß grade hierauf der blühende Wohlstand des Landes beruht. (Und auch auf diesen Bauerngütern ist es früher allgemein, jetzt noch ziemlich häufig gewesen, daß der hineinheirathende Schwiegersohn den Namen seines Schwiegervaters annahm, die Namen der Besitzer also von den ältesten Zeiten an immer dieselben blieben.) Diese Sitte hatte solche Macht gewonnen, daß, als Napoleon hier den Grundsatz einführte: Gleiche Kinder gleiche Erbtheile und das Grundeigenthum wie jede Waare verkäuflich erklärte, kein Ravensberger Bauer davon Notiz nahm. Erst unter der Preußischen Herrschaft ist die alte Sitte hin und wieder untergraben worden. Noch immer aber gilt es für eine Schmach und Schande, ein Gut zu theilen, oder ganz oder getheilt zu verkaufen. Und gewiß gründet es sich mit auf diese Pietät gegen die väterliche Sitte, daß nicht bloß ein solcher äußerlicher Wohlstand hier ist, sondern dies Ländchen auch in christlicher Beziehung wie ein Stern aus der Nacht herausleuchtet. Denn wie noch jetzt der reiche Bauer sein Haus so baut, wie vor 100 Jahren, wo die Tenne mitten durchs Haus geht, auf der einen Seite die Wohnzimmer, auf der andern die Viehställe, auf der Tenne der Heerd oft ohne Rauchfang, wie er noch jetzt mit seinen Dienstleuten Arbeit und Tisch theilt, so betet und singt er auch noch mit ihnen zusammen. So muß auch christliche Sitte, christliches Leben, christliche Zucht gedeihen, und der Segen Gottes bleibt nicht aus. Wenn ich an unsere Bauern im Oberbruche denke, diese Zwittergeschöpfe zwischen Gutsbesitzern und Bauern, die sich schämen, mit ihren Dienstleuten zusammen zu arbeiten, sich schämen, Gottes Wort zur Hand zu nehmen und zu beten, die keine Bauern seyn wollen, sondern Gutsbesitzer, auf ihre Afterbildung sich etwas einbilden, während sie von wahrer Bildung unendlich wenig besitzen, so erfüllt mich ein Jammer, besonders wenn ich an die weitere Zukunft denke. Ja die Ravensberger Bauern stehen anders. Ein Vorfall zeigt dies am deutlichsten. Ein Lehrer hielt vor einiger Zeit um die Hand einer reichen Bauerntochter an. Der Vater schlug es ab, weil — ein Lehrer zu vornehm sey und eine Bauerntochter zu ihm nicht passe. Die Oberbrücher Bauern würden es auch abgewiesen haben, aber empört gewesen seyn über die Frechheit eines Lehrers, der es wagte, zu ihrer Tochter hinaufzusehen. Hier tritt der Unterschied charakteristisch genug hervor. Doch ich habe genug gesagt, um zu erklären, warum mir dies Volk so lieb geworden.

Der Weg von Enger nach Bünde ist eine einförmige Chaussee. Bünde ist ein kleines Städtchen, wo Pastor Schröder mit Treue und im Segen arbeitet. Leider traf ich ihn nicht, er war in Amtsgeschäften den ganzen Tag abwesend. Ich nahm mir nun einen Wagen und fuhr von hier nach Oldendorf, nach Norden über das Wesergebirge. Oldendorf liegt am nördlichen Abhange desselben, während ich bisher auf der Südseite gewesen war. Der Weg war schön, Abends kam ich an und wurde von Pastor Hartmann, dem ich empfohlen war, gastfreundlich aufgenommen. Das geistliche Leben in Oldenburg war schon durch Kunsemüller geweckt worden, der etwas später als Volkening in Gütersloh und Jöllenbeck, als einer der ersten im Ravensbergischen, dort mit der Predigt des Evangeliums mit großer Entschiedenheit auftrat. Es fanden unter ihm schon großartige Erweckungen statt, und als er nach Elberfeld versetzt wurde und H. sein Nachfolger wurde, mochten wenige in der Gemeinde seyn, die nicht irgendwie wären angefaßt worden. Freilich waren der wirklich lebendigen Christen doch nur eine kleine Schaar. Bei den andern Erweckten kam es nicht zum rechten Durchbruch. Vor dem Kampfe bis aufs Blut scheuen ja die meisten zurück. Sie sanken also wieder zurück, obwohl sie die Erkenntniß behielten und auch äußerlich in christlicher Zucht lebten. Es war also im Ganzen mehr der Schein eines gottseligen Lebens. Da hat nun Hartmann in großem Segen eingewirkt; es sind nun jetzt schon viele da und ihre Zahl mehrt sich immer mehr, die es beweisen, daß sie wiedergeboren sind. Ich habe einzelne treffliche Leute kennen gelernt aus der Gemeinde. So kam gleich am Freitag früh ein Mann hin mit einem dicken Quartanten unter dem Arme, einem Theil der Lutherschen Werke in Walch'scher Ausgabe. Der hatte darin gefunden, daß es Sünde wäre, Geld auf Zinsen auszuleihen. Er hatte selbst welches ausstehen. Das Wort Luthers machte ihm nun Scrupel, und er kam, um seinen Pastor darüber zu fragen. Da hatten wir ein längeres Gespräch mit ihm,

orin wir ihn über seine Bedenken beruhigten. Ich konnte mich n der Frömmigkeit und Lauterkeit dieses Mannes recht erquicken. Nachmittags um 2 Uhr wohnte ich einer Bibelstunde bei, die der Pastor Hartmann hielt und wobei ich das Schlußgebet übernahm. Es war nun doch eine Zeit vieler Arbeit und doch war der Saal edrängt voll. Ich wollte gern von Oldendorf aus den Pastor Kunmüller besuchen. Dieser steht nämlich jetzt, nachdem er kaum zwei Jahre in Elberfeld gewesen, in Wehdem, einem Dorfe im äußersten ördlichen Zipfel Westphalens an der Hannöverschen Gränze, etwa ½ Meile von Oldendorf entfernt. Hartmann begleitete mich, und ir kamen Freitag Abends 8 Uhr dort an. Pastor K. hatte in Elberfeld als Seelsorger unter den Fabrikarbeitern ein reiches Feld fruchtaren Wirkens gefunden. In Wehdem fand er ein unheimliches, einewohntes Haus, einen verwilderten Garten und eine ziemlich verwahrloste und seit 1848 besonders demokratisch unterwühlte Gemeinde. Jetzt aber trug alles schon einen lieblicheren Charakter, und in der Gemeinde ist schon durch mancherlei Erweckungen Kunsemüllers Wirksamkeit zu spüren. Ich fühle mich in diesem Pfarrhause vom ersten Augenblick wohl und heimisch. Pastor K. ließ mich am Sonnabend Nachmittag nach Oldendorf zurückfahren. Den Sonntag war ich in Oldendorf. Da hörte ich zunächst den andern Pastor, den ersten an er dortigen Gemeinde, Rothert. Die Predigt war derb, entschieden, aber ohne tiefe Gedanken. Aber das fand ich wieder, daß man im Ravensberger Lande sich nicht scheut, alles beim rechten Namen zu nennen und auf die einzelnsten Verhältnisse einzugehen. Das ist eben vielfach das Uebel bei unsern gläubigen Pastoren in den östlichen Provinzen, daß sie nicht recht mit der Sprache heraus wollen, die Leute nicht vor den Kopf stoßen möchten, auch der Bildung Rechnung zu tragen suchen, kurz es fehlt die rechte Einfalt, die allein auf Gott und sein Wort sieht, und nun ganz unbekümmert ist, ob die Leute es gerne hören oder die Zähne darüber zusammenbeißen. Mir sind gar viele Sünden eingefallen, die ich bisher in meinen Predigten begangen habe. Wollte Gott, wenn er mich vielleicht wieder will arbeiten lassen, daß ich dann dafür etwas gelernt hätte. Die Kirche war gedrängt voll, und dieselbe Aufmerksamkeit und Theilnahme, wie ich sie in Jöllenbeck gefunden hatte. Nachmittags hielt Rothert die Kinderlehre, der ich aber nicht beiwohnte. Nachher fuhr er mit mir nach der zu Oldendorf gehörigen Bauerschaft Getmold, um dort die Bibelstunde oder Abendstunde zu halten. Hartmann hielt unterdeß diese Stunde in Oldendorf selbst; Predigt und Kinderlehre hatte er dagegen in Gehlenbeck für den Pastor Rädecker gehalten. — Die Bibelstunde in Getmold fand in der Schule statt. Die Leute waren nun schon alle in Oldendorf in der Kirche, ein großer Theil auch in der Kinderlehre gewesen; aber die Bibelstunde war so besucht, daß selbst viele vor den offenen Thüren und Fenstern standen. Ich hielt dabei eine Ansprache. Nun sollte man meinen die Leute hätten an drei Gottesdiensten genug gehabt. Aber nein, nun kamen sie erst unter sich zusammen. Das ist überall im Ravensberger Lande so. Drei Gottesdienste werden jeden Sonntag von den Pastoren gehalten, nämlich Hauptgottesdienst, Kinderlehre und Bibelstunde, welche entweder als Frühstunde vor dem Gottesdienst, oder als Abendstunde nach der Kinderlehre gehalten wird. Nach diesen drei Gottesdiensten versammeln sich dann die christlich Angeregten auf verschiedenen Bauernhöfen, in manchen Gemeinden auf 5 — 6 Stellen. Die

Versammlung ist auf der Tenne oder Deele des Hauses. Da wird zuerst von einem Bauer ein Lied vorgesagt und das gesungen, dann hält ein Bauer in platter Mundart ein Gebet, dann liest einer eine Predigt vor, wieder ein Anderer betet und mit Gesang wird geschlossen. Auf dem Bauerhofe, wo ich mit hinging, mochten 150 bis 200 Personen versammelt sein. Es machte auf mich einen gewaltigen Eindruck von einem Bauer ein solches Gebet zu hören, welches so unmittelbar aus dem Herzen heraus im kindlichen Glauben gesprochen wurde mit einer Salbung und einem Schriftverständniß zugleich, daß ich immer kleiner dabei wurde. An diesen Versammlungen nehmen nur solche Theil, die wirklich wieder geboren sind, oder denen wenigstens ihr Elend klar und die Nothwendigkeit der Wiedergeburt zum lebendigen Bewußtsein gekommen ist. Viele, wie schon gesagt, kommen nicht aus diesem Zustand der Erweckung bis zur Wiedergeburt; während die Erkenntniß bleibt, fallen sie allmälig wieder in einen geistlichen Schlaf zurück. Solcher wieder in Schlaf gesunkenen sind auch viele in diesen Versammlungen. Wenn sie auch kein lebendiges Verlangen mehr danach haben, so schämen sie sich doch vor den andern wieder zurück zu bleiben. Man könnte nun meinen, diese Versammlungen könnten leicht etwas Conventikelartiges, Krankhaftes, Separatistisches bekommen und den Keim zu manchen Sectirereien legen. Allein dem ist nicht so. An der Spitze einer jeden solchen Versammlung stehen einige besonders gewiegte, gediegene und nüchterne Christen, die von den Pastoren auf diese Versammlungen vertheilt werden. Diese sind es, die da beten und Lied und Predigt vorlesen. Dann werden nur gute gesunde Kernpredigten, fast nur alte gelesen. So sind besonders in Gebrauch die Postillen von Luther, Johann Arndt, Herberger, Heinrich Müller, Schubert, Brastberger, und unter den neuern Hofacker. So sind diese Versammlungen grade mit ein Grund, warum die Sectirer trotz aller Mühe so wenig Erfolg hier finden, und erst neulich wurde in Schnathorst ein Baptistenprediger durch eine so geförderte Frau wieder hinausgetrieben, die in ihrer Einfalt alle seine Sätze zu widerlegen wußte. Im Gegentheil sind diese Versammlungen neben der Wirksamkeit der Geistlichen in Predigt und Seelsorge und neben den großen chrtstlichen Festen, die gefeiert werden, mit eine Ursach, warum ein so allgemeines christliches Leben hier herrscht. Denn unter diesen Leuten wird gegenseitig auch die strengste Zucht geübt, sie schließen jeden aus, von dem irgend etwas Böses bekannt wird, wenn er nicht seine Sünde bußfertig bekennt und Reue zeigt. Ich bin überzeugt, wenn es nicht gelingt in den Gemeinden der östlichen Provinzen die einzelnen erweckten Glieder zu solchen Gemeinschaften zu sammeln, eher kann dort von einem christlichen Gemeindeleben nicht die Rede sein. — So wird hier der ganze Sonntag mit Singen, Beten und Hören des Wortes Gottes gefeiert, anders als bei uns, wo die Leute erschrecken würden, wenn sie nur davon reden hörten, daß man den ganzen Sonntag so zubringen sollte. Am Montag den 13. Juni fuhr ich nach Gehlenbeck, um Pastor Rädecker kennen zu lernen. Dieses Dorf liegt östlich von Oldendorf auch am nördlichen Abhange des Wesergebirges, so daß man auf dem Wege dahin dies immer neben sich hat auf der rechten Seite. Um 11 Uhr Vormittags kam ich an. Ich hatte bis dahin R. sehr rühmen und ihn neben Volkening den bedeutendsten der Ravensberger Pastoren nennen gehört, und in Bezug auf Seelsorge sollte er unbedingt der erste seyn. Er war schon

seit längerer Zeit an einem heftigen Podagra krank, lag auf dem Sopha in einer an dem heißen Tage doch noch geheizten Stube. Anfangs konnte ich mich nicht recht in ihn finden, aber je mehr wir zusammen sprachen, desto mehr thaute er auf, desto wärmer wurde er und desto mehr konnte ich Blicke thun in sein tiefes reiches Gemüth. Dabei zeigte er ein ungemein klares helles Urtheil, jedes Wort war wohl überlegt; zuletzt war er zum Lehrer geworden, und ich fühlte mich glücklich, auf einige wenige Zeit doch sein Schüler zu seyn. Er hob es besonders hervor, wie so manche treue Geistliche darum so wenig wirkten, weil sie alles allein machen wollten. Die Hauptsache wäre, daß der Pastor allmälig immer weniger selbst arbeitete. Jeden erweckten Christen müßte er sofort zu benutzen wissen, ihn zu Krankenbesuchen und dergl. verwenden, wodurch er selbst weiter gefördert und für Andere immer mehr zum Segen würde. Jeder Gläubige in der Gemeinde müsse zu einem Mitarbeiter des Pastors werden, und es dahin zu bringen sei grade dessen Aufgabe. Der Pastor müsse nur sorgen, immer genau von allem unterrichtet zu seyn, und nur das Schwierigere selbst thun, im Ganzen aber besonders als ein Priester seine einzelnen Gemeindeglieder im Gebete dem Herrn an das Herz legen ohne Unterlaß. Wenn der Pastor dagegen alles selbst thun wollte, würde, je treuer er wäre, die Arbeitslast immer größer und erdrückender und seine Kräfte wären bald ohne großen Erfolg gehabt zu haben aufgerieben. — Außerdem sagte er, fehle es vielen an der rechten Einfalt, Einfalt im biblischen Sinne des Wortes genommen, wo das Auge allein auf Gott schaut, und nicht danach fragt, was die Menschen oder menschliche Klugheit dazu sagen. Dann fehle es vielen an der rechten Geduld. Sie wären oft wie schlechte Hebeammen, die durch allerlei künstliche Mittel die Geburt zu beschleunigen suchten und damit in den meisten Fällen es verderben. So demonstrirte er weiter ohne von sich selber zu sprechen. Ich mußte ihn zuletzt gradezu auffordern mir Erfahrungen aus seiner eignen seelsorgerischen Thätigkeit mitzutheilen. Das that er dann auch, aber so, daß man hätte meinen sollen er wäre überall nur ein unthätiger Beobachter gewesen. Besonders eine Geschichte mußte er mir genauer erzählen, von der ich als einem seelsorgerischen Meisterstück schon vorher gehört hatte. Eine Ehefrau aus seiner Gemeinde, ein von Anfang an rohes, dem Christenthum feindliches Weib, hatte mit einem anderem Manne ein Verhältniß angeknüpft, und mit diesem zusammen zuletzt, um sich heirathen zu können, ihren eigenen Mann ermordet. Nach Herford ins Gefängniß gebracht leugneten sie hartnäckig trotz der aller überführendsten Beweise; sie blieben auch trotzig und verstockt, als das Todesurtheil über sie gesprochen wurde und eben so auch als der Tag ihrer Hinrichtung nach der königlichen Bestätigung bestimmt war. Alle geistliche Einwirkung war von ihnen mit Trotz und Hohn zurückgewiesen worden. Da bat R., daß die Delinquenten in seine Nähe nach Lübbecke ins Gefängniß gebracht, der Tag der Hinrichtung etwas hinausgeschoben und ihm verstattet würde, sie täglich zu besuchen, auch andere christliche Leute aus seiner Gemeinde zu ihnen zu

führen. Dies geschah. Und allmälig brach ihr Trotz. Sie kamen zur vollen Erkenntniß ihrer Sünden, zur wirklichen herzlichen Buße und zu dem freudigen Glauben, daß auch ihre furchtbare Sünde durch das Blut Christi abgewaschen sey. Jetzt legten sie freiwillig ein Geständniß vor den Richtern ab, und diese waren ganz erstaunt fast verwirrt über eine so totale Veränderung ihres ganzen Wesens. Ihre Erscheinung auf dem Schaffot, der Friede auf ihrem Gesicht, die Freudigkeit, mit der sie starben, hat den tiefsten Eindruck auf die versammelte Volksmenge gemacht. Diese in ihren Einzelheiten ungemein anziehende und ergreifende Geschichte, die wohl werth wäre, als besonderer Tractrat gedruckt zu werden, erzählte er mit solcher Schlichtheit, als ob er dabei wieder so gut wie nichts gethan hätte. Er hob hervor, wie durch die andern christlichen Frauen und Männer, die er zu den Gefangenen geführt, die mit ihnen gebetet, ihnen vorgelesen, auch des Nachts bei ihnen geblieben sind, wie grade durch die zuerst das Vertrauen der Gefangenen erweckt und bei ihnen das Gefühl erzeugt worden sey, daß es noch Leute giebt, die auch sie noch lieb hätten, lieb bis zur größten Aufopferung. Das hätte endlich unter Gottes Gnade ihr Herz gebrochen. Aus der erfahrnen Liebe dieser Leute hätten sie dann ein Herz fassen lernen zu der Liebe des Sünderheilands. — Am Nachmittag fuhr er auch mit mir nach der zu seiner Gemeinde gehörigen Bauerschaft Nettelstädt, damit ich dort einen Schuhmacher F. kennen lernen könnte. Wir stiegen bei einem christlichen Bauer ab, wo Rädecker sich schon nach diesem und jenem aus der Gemeinde erkundigte. Dann ließ er den Schuhmacher rufen, um sich besonders von dem über eine Anzahl Kranker Bericht erstatten zu lassen. So merkte dieser Mann gar nicht, warum ich eigentlich gekommen war, und sprach sich ganz unbefangen über alles aus. Ich hatte dabei den Eindruck, wäre dieser Schuhmacher Pastor geworden, es müßte einer der bedeutendsten Männer geworden sein. Mit solcher Klarheit sprach er sich über die einzelnen Fälle aus, wußte er den Zustand der Einzelnen zu charakterisiren, und wie er versucht hätte auf sie einzuwirken. Wenn ich nur die Hälfte von dem hätte, was der hat, ich wollte wohl ein tüchtiger Pastor seyn. — Am Dienstag Nachmittag ging ich von Gehlenbeck nach Schnathorst. Dieses liegt nicht weit von der Porta Westphalica am südlichen Abhange des Gebirges. Ich mußte also dieses übersteigen. Es war der Weg nicht sehr beschwerlich, nirgends zu steil, und in einer Stunde ungefähr war ich oben. Die Aussicht von oben war nicht ganz so als sie hätte seyn können. Es war ein ziemlich heißer Tag und dabei alle entfernten Höhen mit dichtem Dunste bedeckt, besonders der Teutoburger Wald.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 28. Juli. № 60.

Die altsächsische Evangelien-Harmonie Heliand.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nach diesem Rückblick zur Gegenwart, welche das Werk von Strauß erzeugt hat. Selten oder noch nie hat ein Deutsches Gemüth alle Zweifel an der Wahrheit der Evangelischen Geschichte so begierig eingesogen, sie so geflissentlich gehegt und gepflegt und in sich verarbeitet, sie dann mit so großem Redaktionsgeschick zusammengefaßt, mit allen Waffen des Scharfsinns und der Wissenschaft begründet und in so glatter Form zu Tage gefördert, wie jener Mann in seinem bekannten Buche. *)

Wie einfach und dem heiligen Evangelium angemessen ist dagegen auch die Form des Heliand. Das Maaß ist die Langzeile, wie sie ausgebildet im Niebelungenliede erscheint, hier noch ohne Reim und Strophe, aber mit Liedstäben (Alliteration) ausgeschmückt, so daß man an die h. Poesie des A. T. erinnert wird; am nächsten lassen sich die historischen Psalmen damit vergleichen. Gern läßt man sich diese Ausschmückung gefallen, da sie dem lieben Evangelio gilt.

So viel nun dem Schreiber dieses bei seiner Entfernung vom literarischen Markte bekannt geworden ist, sind drei Uebersetzungen des Heliand in das Hochdeutsche erschienen: die erste von Kannegießer Berlin 1847, die zweite mit Text von Köne Münster 1855 und die dritte von dem bewährten Kenner der altdeutschen Sprache K. Simrock, Elberfeld 1856. Er nennt es ein christliches Epos und vergleicht es mit Klopstocks verfehltem Messias. — An Vilmar hat es ferner in seiner vielgelesenen Literaturgeschichte einen begeisterten Lobredner gefunden und so mag es sich noch manche Freunde in der Stille erworben haben. So ganz ohne Einfluß ist es also auf unsere Zeitgenossen nicht geblieben, gemäß der Verheißung des Herrn, daß sein Wort nicht wieder leer zu ihm kommen soll, wie es auch immer verkündigt wird.

Was ist es denn nun aber, was jene achtungswerthen Stimmen berechtigte, so große Hoffnungen auf dies altsächsische Evangelium für unsere Zeit zu setzen? Ein Jüngling im altdeutschen Gewande erscheint uns heut zu Tage ja eher lächerlich als ehrwürdig. Es ist, wenn wir nicht irren, die Unmittelbarkeit und Frische, die Einfachheit und Kindlichkeit, die Innigkeit und Liebe, die aus jedem Verse des Heliand herausleuchtet. Birgt der Jüngling unter dem eigenthümlichen Gewande auch die altdeutschen Tugenden, die Treue und Biederkeit, die Mannheit und Tapferkeit, die Keuschheit und Vaterlandsliebe, so kann man wohl Hoffnungen von ihm für die Zukunft hegen. Diese Eigenschaften sind es ja auch, die uns aus Luthers Schriften so mächtig anwehen, daß von ihnen stets eine befruchtende Kraft ausgeht. Der Verfasser des Heliand lebte in der Zeit der ersten Liebe, die ein kräftiges und gemüthsreiches Volk zum Heilande empfand; wie in der letzten Zeit, wo nach der Weissagung des Herrn die Liebe in Vielen erkaltet ist, Viele am Glauben Schiffbruch gelitten haben. Auf welch' einem langen und beschwerlichen Umwege gelangen wir zur Evangelischen Wahrheit! Wir hören die verschiedensten Ausleger, arbeiten uns durch eine Menge Commentare und Dogmatiken hindurch, um endlich aus der einfachen Quelle selbst zu schöpfen. Der Verfasser des Heliand dagegen hat nur aus dieser Quelle geschöpft, er kennt nur die heil. Schrift, er hat die vier Evangelisten im Grundtexte vor sich, er sitzt zu ihren Füßen und läßt sich von ihnen erzählen. Daher die häufigen einleitenden Worte: „Da erfuhr ich auch, Da hörte ich weiter." So kann es denn nicht fehlen, daß seine Erzählung die schönsten Lichtblicke enthält, da er sein Herz so unbefangen dem Evangelium geöffnet hat, und auf diesen exegetischen und christologischen Gehalt des Heliand möchten wir hier besonders aufmerksam machen. Als Geistesverwandten unter den Neuern wüßten wir dem Verfasser in dieser Beziehung nur etwa Bengel an die Seite zu stellen, mit seinen Fingerzeigen zum Verständniß der heil. Schrift.

Der Verfasser beginnt sein Evangelium mit den beiden ersten Capiteln des Lucas. Wie frisch und lebendig ist gleich die Entstehung der vier Evangelien aufgefaßt und ihre allei-

*) Jene Gaben sind keineswegs diesem Manne eigenthümlich, sie finden sich häufig in unserer Zeit, die das Bestreben hat, den Erwerb aus der Vergangenheit zu sichten und zusammenzufassen, und es kommt nur darauf an, in wessen Dienste der Besitzer sie anwendet. Wir erinnern nur z. B. an Hase's Kirchengeschichte und auf weltlichem Gebiete an Humboldt's Kosmos, Werke, die unsers Erachtens formell dem Buche von Strauß gleichstehen: Gelehrsamkeit und Belesenheit, übersichtliche Anordnung und glatte, oft salonartige und deshalb ermüdende Sprache findet sich in ihnen allen.

nige Geltung hervorgehoben. Viele zwar, sagt er, begehrten es,

„Das Geheimniß zu enthüllen, das der heilige Christ
Hier unter Menschen herrlich vollendete
Mit Worten und Werken. — —
Doch Viere nur fanden sich
Unter der Menge, die Macht von Gott hatten,
Hülfe vom Himmel, heiligen Geist
Und Kraft von Christ. Sie kor er dazu
Von allen allein, das Evangelium
In ein Buch zu bringen, die Gebote Gottes,
Das heilige Himmelswort. Das hatten nicht Andre noch
Aus dem Volke zu fördern, da nur diese Viere
Durch die Kraft Gottes dazu gekoren wurden.
Sie waren Gotte lieb
Und des Werkes würdig: der waltende Gott
Hatte ihrem Herzen heiligen Geist
Mit Fleiß eingeflößt und frommen Sinn u. s. w."

Man fühlt es dem Erzähler an, daß das Herz ihm vor Freude hüpft und vor Liebe brennt, sobald es nur des Herrn gedenkt. Im Weihnachts-Evangelium und in der Kindheitsgeschichte ist es die Hoheit und Göttlichkeit des Kindes, die er nicht genug hervorheben kann. Claus Harms sagt in seiner Pastoral-Theologie, Weihnachts-Predigten seyen die schwersten. Gewiß, weil es uns Alten so schwer wird, kindlich zu reden. Luther hat es verstanden; seine Weihnachts-Predigten und -Lieder sind die schönsten; mit Glaubens-Zuversicht und freudiger Gewißheit spricht er den großen Gegensatz aus: „Den aller Weltkreis nie beschloß, Der liegt in Mariens Schooß, Er ist ein Kindlein worden klein, Der alle Ding erhält allein!" Ebenso unser Verfasser. Er nennt ihn „der Gebornen stärksten, aller Könige kräftigsten, das mächtige Kind, den lieben kleinen Mann" u. s. w., wie er überhaupt dem Herrn beständig die herzgewinnendsten Namen zu geben weiß. Sehr lieblich ist ferner die Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande ausgemalt. Der Deutsche Erzähler schildert zuerst die Audienz beim irdischen Könige Herodes, er empfängt sie in seinem Saale, umgeben von seinen Mannen, sie grüßen ihn höflich nach Sitte, wie dem Herrscher gebührte, er fragt sie, welche Absicht sie nach Außen brächte.

„Führt ihr auch gewunden Gold
Zur Gabe dem Gaumann, zu dem ihr gegangen kommt?" u. s. w.

Unvergleichlich schön folgt die Audienz beim heiligen Himmelskönig.

„Der Stern leuchtete
Hell über dem Hause, wo das heilige Kind
Willig wohnte, bewacht von der Jungfrau,
Die ihm demüthig diente. Da ward der Degen Herz
Erquickt in ihrer Brust, sie erkannten an dem Zeichen,
Daß sie das Friedekind Gottes gefunden hatten,
Den heiligen Himmelskönig. Da sie nun in das Haus
Mit ihren Gaben gingen, die Gäste von Osten,
Die fahrtmüden Fürsten, sofort erkannten sie

Wohl den waltenden Christ. Die Wanderer fielen
Vor dem Kind auf die Kniee, und in Königsweise
Grüßten sie den guten, brachten die Gaben dar,
Gold und Weihrauch, ob der göttlichen Zeichen,
Und Myrrhen zugleich. Die Männer standen
Hold vor ihrem Herrn, den sie mit Händen
Fröhlich umfingen. Dann schieden die frommen
Recken zu ihrer Ruhe."

Wir übergehen das Folgende und heben als Probe die zweite Versuchung aus.

„Da begann ihn wieder zu versuchen und schritt näher
Der tückische Erzfeind zum andren Mal
Und erforschte seinen Fürsten. Das Friedekind duldete
Des Argliſtigen Willen, und gab ihm Gewalt,
Daß er mit seiner großen Kraft kundschaften möchte,
Ließ sich da leiten von dem Leuteschädiger,
Daß er in Jerusalem auf den Gottestempel
Alloberwärts aufhob ihn
Auf aller Häuser höchstes; und mit Hohnworten sprach
Der Grimme mit großer Anmaßung: Wenn du bist Gottes Sohn,
sagt er,
Schreite du zur Erde hinab, geschrieben war es schon längst,
In Büchern gestabet, wie geboten hat
Seinen Engeln der allmächtige Vater
Daß sie dir auf jedwedem Wege Wärter sind,
Dich halten mit ihren Händen, daß du weder hier noch dort brauchst
Mit deinen Füßen an einen Fels anzustoßen,
An einen harten Stein. Da sprach drauf der heilige Christ,
Aller Gebornen bester: So ist auch in Büchern geschrieben, sprach er,
Daß du zu hart nicht sollst deinen Herrn
Versuchen, deinen Fürsten; das gereicht dir zu gar keinem Frommen."

So recht auf seinem Gebiete ist der Deutsche Erzähler auf der Hochzeit zu Kana. „Wonne war da viel, In Lusten sah man die Leute beisammen." Die Braut wird zur minniglichen Magd, der Wein zu Meth und Most, die Diener zu Schenken und Truchsessen mit Schaalen und Henkelgläsern u. s. w. „Zu Kana war da groß des Festmahls Freude." Doch wichtiger ist uns die Auffassung des bekannten Wortes des Herrn an seine Mutter, das der Deutsche Erzähler so wiedergiebt:

„Was geht mich und dich dieser Männer Getränk an,
Unsrer Wirthe Wein? Was sprichst du, Weib, davon
Und mahnst mich vor der Menge? Noch ist meine
Zeit nicht gekommen."

Und allerdings bezeichnet die hebräische Redensart: Was ist mir und dir? nicht eine Abweisung des Fragenden, wie dies Luthers Uebersetzung: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? ausdrückt; sondern vielmehr eine Zurückweisung des fraglichen Gegenstandes. Wenn der König David auf die Frage des Abisai: „Sollte dieser todte Hund meinem Herrn dem Könige fluchen? Ich will hingehen und ihm den Kopf abreißen!" erwidert: „Ihr Söhne Zeruja's, was ist mir und euch?" so meint er: Was kümmert uns dessen Fluchen? „Lasset ihn fluchen, setzt

er hinzu, denn der Herr hats ihm geheißen: Fluche David! Wer kann nun sagen: Warum thust du also?" Der Sinn in unserer Stelle ist also: „Was kümmert uns (beide) Jener Mangel? Ich warte nur auf den rechten Augenblick, ihm abzuhelfen!" Sollte manchen Epiphanias-Prediger es leid thun, daß demnach die erbaulichen Betrachtungen, die wir aus der scheinbar harten Antwort des Herrn an seine Mutter herzuleiten gewohnt sind, verloren gehen, so eröffnet uns dagegen diese richtige Auffassung eine reiche Trostquelle: Uns soll der Mangel, die Noth, der Feind, der Tod nicht scheiden!

„In der Stille gebot da das mächtige Gotteskind — —
Die Schenken sollten mit schierem Wasser
Die Gefäße füllen: mit den Fingern dann
Segnet er es selber, mit seinen Händen
In Wein es wandelnd. — —
Da ward mancher Degen gewahr,
Daß der heilige Christ in dem Hause dort
Ein Zeichen gewirkt! —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Das Ravensberger Land.

(Schluß.)

Nach einem Marsche von 2½ Stunde kam ich in Schnathorst beim Pastor Seipel an. Dieser ist wieder als Prediger auf der Kanzel ein recht bedeutender Mann. In seinem Hause war es ungemein einfach. Am Mittwoch begleitete er mich weiter südlich nach Gohfeld, 2½ Stunde weit, an der Eisenbahn gelegen nicht weit von Rehme. Dort besuchten wir den Hülfsprediger Kuhlo, der in Gohfeld in großem Segen seit einiger Zeit arbeitet. Dort war noch aus dem vorigen Jahrhundert her etwas christliches Leben übrig. Da stand in der ärgsten Zeit des Rationalismus ein treuer Zeuge Christi, Weihe, dessen Geist man schon aus dem Spruche herauserkennen kann, den er über das Pfarrhaus setzen ließ: „Fleuch Miethling dieses Haus, Dir hat er's nicht gegeben; Nein, denen die erst Ihm, Und dann der Heerde leben." Unter ihm war Gohfeld ein lieblicher Fruchtgarten Gottes geworden, während Alles umher immer mehr zur Wüste wurde. Und wer in der Umgegend nach Nahrung für seine Seele verlangte, ging nach Gohfeld zum alten Weihe. In der neueren Zeit erstarb das Leben wieder etwas, als mehrere Rationalisten hinter einander trotz jener Warnung doch in dieses Haus gezogen waren, bis nun Kuhlo als Hülfsprediger dorthin gekommen war. Der braucht aber jetzt auch nur oben die Asche etwas abzuräumen, da lodert das Feuer gleich wieder hell auf. Darum macht diese immer mehr wieder erwachende Gemeinde einen gar lieblichen Eindruck. Nachmittags ging ich dann die ½ Stunde nach Rehme, fuhr dann mit der Post die Meile nach Blothow südlich von der Eisenbahn, und ging dann noch 1½ Stunde nach Valdorf zu dem Bruder des vorhergenannten Kuhlo, der dort Pastor ist. Valdorf war mir mit als eine der tüchtigsten Gemeinden

neben Jöllenbeck, Oldendorf, Gehlenbeck genannt worden. Das Pfarrhaus in dem ich die freundlichste Aufnahme fand, liegt ½ Stunde von der Kirche entfernt in einem ringsum von Bergen eingeschlossenen Thale und schaut gar lieblich mit seinen weißen Mauern aus den grünen Bäumen den müden Ankömmling an. Am Montag Nachmittag waren wir in Wüsten, einem angränzenden Lippeschen Dorfe, bei Pastor Meier. Am angenehmsten war mir, daß ich dort die Bekanntschaft eines Lipper Bauern aus Wüsten machte, des Jobst Harde, gleichsam der Erzvater unter allen den gläubigen Bauern der Umgegend. Ein sehr ernster Mann und ein Schriftgelehrter im vollen Sinne des Wortes. Er schien die ganze Schrift auswendig zu wissen und zwar nach Capitel und Vers. Und daß es nicht nur auswendig gelernt war, daß er sich ganz hineingelebt hatte und das Wort Gottes seine Speise und Freude war Tag und Nacht, davon zeugte jedes Wort und jeder Blick. Wie ein Elementarschüler einem Professor, so hörte ich diesem Bauern zu. — Am Mittwoch früh, nachdem ich acht Tage lang in diesem lieblichen Pfarrhause mich ungemein wohlgefühlt hatte, reiste ich ab.

Pommern. Ein Volksfest.

Am 20. Juni d. J. feierte der hiesige Jünglings- und Gesellen-Verein sein zehnjähriges Stiftungsfest. — Vormittags um 10 Uhr war Kirchenparade zum Andenken an die Schlacht bei Bellealliance, deren Gedächtniß hier noch alljährlich durch Kirchengebet und Lobgesang von der Gemeinde gefeiert wird. — Mit Musik und Fahnen marschirte der Verein vor der Kirche militairisch auf, präsentirte das Gewehr, und wohnte dann dem Hauptgottesdienste bei, in welchem durch Predigt und Kirchengebet Bezug genommen wurde auf die Feier des Tages. Zum Schluß des Gottesdienstes spielte die Musik vom Thurm der Kirche das: „Nun danket alle Gott", welches Lied unter Glockengeläute vom Jünglingsverein und von der versammelten Gemeinde auf der Rampe vor der Kirchthür gesungen wurde. — Nachmittags gegen 2 Uhr marschirte der Verein aus der Stadt nach dem nahen Laubwalde. Den Festzug eröffneten die Jünglinge mit Hornmusik; Fahne und Scheibe des Vereins wurden vorangetragen. Dann folgte die Schuljugend der Stadt, zuerst die Knaben mit Trommeln, Fahnen und Vogel zum Abwerfen, darauf die Mädchen mit Kornblumenkränzen in den Haaren, hinterher der Jungfrauenverein auf festlich bekränzten Wagen, und viele Einwohner der Stadt. — Unterweges wurden fröhliche Fest- und Volkslieder gesungen. — Im Stadtholze angekommen, marschirte der Jünglingsverein auf einem freien, grünen, von hohen Buchen umgebenen Platze in Parade auf, und die übrigen Festgenossen bildeten ein großes Viereck; gegenüber den Jünglingen standen die Knaben, in Reih und Glied aufmarschirt, — zu beiden Seiten aber die Jungfrauen und Mädchen, mit Kornblumen- und Rosenkränzen festlich geschmückt, — in der Mitte des Vierecks die Vorsteher und Ehrenmitglieder des Jünglingsvereins, der Magistrat und die Geistlichkeit mit dem Lehrercollegium. — Der Vorsteher des Jünglingsvereins, Superintendent L., ließ das Gewehr präsentiren, sprach den Wahlspruch des Vereins: „Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb!" — las dann, dem entsprechend, zuerst den 85. Psalm: „Herr, der du bist vormals gnädig gewesen deinem Lande!" ꝛc., — brachte dann ein Hoch auf Se. Majestät unsern geliebten, leidenden König aus, worauf die Festver-

sammlung das Lied: „Heil dir im Siegerkranz“ ꝛc. anstimmte. — Dann folgte die Festrede des Vorstehers: „Lieben Freunde und Festgenossen! Es ist nun ein Jahrzehend vergangen, seit in diesen Tagen und an dieser Stelle diese Fahne geweiht und unser Jünglingsverein gestiftet worden ist. Er ist eigentlich ein Kind der Revolution, aber im besten Sinne des Worts. Es war ja das tolle Jahr 1848, als er entstand, eine unruhige, wildbewegte Zeit, Aufruhr, Mord und Rebellion an der Tagesordnung auch im lieben Deutschen, ja im Preußischen Vaterlande! — Aber mit der Gedächtnißfeier der Schlacht bei Belleallianee, die wir hier am 18. Juni 1848 feierten, und dem Könige, dem Prinzen von Preußen und dem Preußischen Heere wieder das erste Lebehoch brachten, erwachte auch unter uns wieder die Liebe zu König und Vaterland und der rechte Preußische und Pommersche Bürgersinn, der Sinn für Recht und Ordnung, für Zucht und Sitte unter Alt und Jung. Und da ist denn auch der Verein der Jünglinge und Gesellen in unserm Städtchen begründet worden, zuerst zum Schutz der christlichen Ordnung, dann zur Pflege der christlichen Bildung und Sittlichkeit, — ein Verein, der nun schon zehn Jahre unter uns im Segen bestanden hat, aus dem mancher tüchtige Bürger und Meister in unserer Stadt hervorgegangen ist, der mancherlei Gutes unter uns gewirkt und manches Jahr hier im grünen Walde sein fröhliches Frühlingsfest gefeiert hat. — Lieben Freunde! Die Jünglingsvereine, welche jetzt überall im Deutschen Vaterlande entstehen, sind ein bedeutsames Zeichen der Zeit und von großem Segen! — Das Handwerkerleben in Deutschland leidet an großen Schäden und Gebrechen, das Reisen und Wandern, das heimathlose, unstäte Leben in der Fremde ist mit manchen Gefahren verbunden. — Da soll nun Zucht und Sittlichkeit, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe, christliche Bildung und edleres Vergnügen gefördert werden in den Jünglingsvereinen. Da wird die Frage des 119. Psalms: „„Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?““ beantwortet mit dem: „„Wenn er sich hält, Herr, nach deinen Worten!““ Da tritt vielleicht der Herr auch jetzt noch an manches geistlich todte und kalte Jünglingsherz heran und spricht, wie zu Nain: „„Jüngling, ich sage dir, stehe auf!““ — Da schreibt der heilige Apostel Johannes, indem er die Jugend zum Kampf gegen die Sünde ermuntert, mit dem Griffel des heiligen Geistes in manches Herz hinein: „„Ich schreibe euch Jünglingen, denn ihr habt den Bösewicht überwunden, daß ihr stark seyd und Gottes Wort bei euch bleibe!““ Da ergeht an so manchen jungen Mann die ernste Mahnung: „„Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge seyn; aber wisse, daß dich Gott um dies Alles wird vor Gericht führen!““ — O, daß doch der Geist Gottes in unsern Tagen ausgegossen würde über alles Fleisch, daß auch die Jünglinge und Jungfrauen, die Knechte und Mägde Pfingsten feiern, weissagen und verkündigen möchten die Tugenden deß, der sie berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte, und in einem wahren, lebendigen, fröhlichen, thatkräftigen Christenthume wandeln möchten! — Daß dies immer mehr in Erfüllung gehe auch unter uns, daß auch unser Jünglingsverein lieblich grünen und blühen möge noch viele Jahrzehnde, wie dort die frühlingsfrischen, jugendlichen Buchen und Eichen unserer Deutschen Wälder, — in diesem Sinne bringe ich das

Hoch aus auf unsern Jünglingsverein!“ — Der Verein sang darauf das folgende, von einem schlichten Zimmermeister, einem früheren Mitgliede, gedichtete Festlied vierstimmig:

Mel. Stimmt an mit hohem, hellem Klang ꝛc.

Frisch Sang und Klang im grünen Wald
Dem großen Gott zu Ehren!
Dem weit und breit ein Loblied schallt
Von tausendstimm'gen Chören!

Laßt mit der frohen Sängerschaar
Sich hier das Herz erheben,
Durchs junge Grün auch dieses Jahr
Des Sanges Töne schweben!

Zehn Jahre sind's, als weit und breit
Des Aufruhrs Flammen tobten,
Als unsre Fahne ward geweiht,
Wir Lieb und Treue lobten!

Dem König und dem Vaterland
Galt's, ob auch Wetter rollten,
Heiß drang das Blut von Herz zu Hand
Wir wußten, was wir wollten!

Wie damals laut das Losungswort,
Das alte, gute, treue,
Bei uns erschallte fort und fort,
So schall's auch heut auf's Neue:

„Mit Gott, für König, Vaterland,
Für's theure, liebe Preußen!“
So soll es bis zum Grabesrand,
So soll's auch heute heißen!

Demnächst wurde dem Verein vom Vorsteher ein Festgeschenk überreicht, eine Gabe des Mitvorstehers und Ehrenmitgliedes, Zimmermeister P., eine schöne silberne Medaille für den Schützenkönig mit der Inschrift: „Fürchtet Gott, ehret den König. Dem Jünglingsverein zu W. zum 18. Juli 1858.“ — Nach einer Ansprache des Bürgermeisters und einem Hoch auf den Vorsteher und auf den Geschenkgeber veranstaltete der Verein nunmehr ein festliches Scheibenschießen im Walde, und die Schuljugend ergötzte sich mit Taubenabwerfen, Stangenklettern nach aufgesteckten Preisen und andern fröhlichen Spielen. Ringsumher im Walde waren Zelte mit Erfrischungen für die Festbesucher aufgeschlagen, die Schuljugend wurde dann, in weitem Kreise auf grünem Rasen gelagert, mit Weißbrod und Milch gespeist, und gegen Abend erschallten fröhliche Gesänge und Volkslieder, abwechselnd vom Jünglingsverein und von der Schuljugend gesungen, denen ringsumher eine große Volksmenge mit Andacht und stiller Theilnahme zuhörete, bis endlich gegen Sonnenuntergang der festliche Abmarsch und Heimgang nach der Stadt mit Musik, Gesang und mit Eichenlaub bekränzten Hüten erfolgte. So, meinen wir, müssen unsere Volks- und Vaterlandsfeste von Jung und Alt im Bunde mit der Kirche frisch, frei, fröhlich und fromm gefeiert werden.

W. L.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 31. Juli. № 61.

Die altsächsische Evangelien-Harmonie Heliand.

(Schluß.)

Besonders aufgeschlossen wird uns das Innere des Herrn „am Thore der hohen Burg Nain", der Deutsche Evangelist breitet gleichsam das Herz des Gottessohnes vor uns aus, wie es von den Erbarmungen Gottes überfließt. Man fühlt es dem Erzähler an, wie sehr dagegen sein Herz von Liebe zum Herrn ergriffen ist, er nennt ihn mit den zärtlichsten Namen, nennt ihn „den Hort, den gütigen, der Leute Liebling, den treuen Erlöser, der Heilande besten." Dies alles liegt freilich schon in der einfachen und kurzen Erzählung des canonischen Evangeliums, doch hat es etwas ungemein Wohlthuendes, zu sehen, welche Kraft diese wenigen Verse auf ein Menschenherz ausgeübt haben, und man fühlt unmittelbar die Mahnung an sich ergehen: Gehe hin und laß dir auch also thun!

Sehr naiv ist die Erzählung vom Stater im Maule des Fisches wiedergegeben. Es ging der waltende Christ, der gute, von Galiläa, und besuchte der Juden Burg Kapernaum. Einen Königsdegen trafen sie da, einen hochmüthigen Hünen; gewaltigen Herold hieß er sich des Edelkaisers. Hieher gesendet sey er, spricht er zu Petro, damit er mahne der Mannen jeden an das Kopfgeld, das sie an des Kaisers Hof als Zins zu zahlen hätten.

„Keinen Zweifel hegt
Der Gaumänner einer, daß den Groschen des Zinses
Sie zahlen müssen. Euer Meister einzig
Hat es unterlassen. Nicht wird das lieb seyn
Meinem Herrn, wenn bei Hof er es hört,
Der Edelkaiser."

Die neuere Theologie hat bekanntlich an diesem Wunder vielfach Anstoß genommen; der kindliche unbefangene Sinn unseres Verfassers kennt diese Zweifel nicht, das einzige Wort des h. Textes: „Jesus kam Petro zuvor und sprach", löst ihm das Räthsel. „Kein einiges Wort blieb ihm verhohlen, Herz und Sinn war enthüllt ihm Jedweden Mannes." Wer aber in die Tiefen des menschlichen Herzens sehen und die Gedanken lesen kann, die darin verborgen sind, wie sollten dem die Tiefen des Meeres verborgen seyn! Und indem der Herr aller menschlichen Ordnung demüthig unterthan wird, wahrt er doch zugleich seine Würde, und erweist sich als den Gottessohn, dem die große Schatzkammer seines himmlischen Vaters zu Gebote steht. Auch bei andern Gelegenheiten hebt unser Evangelium die Allwissenheit des Herrn so stark als möglich hervor, wie in der Leidensgeschichte.

„Der waltende Christ
Kannte der Männer Muthgedanken
Und haßgrimmes Herz: verhohlen blieb ihm nichts
In dieser Mittelwelt."

Wir machen schließlich noch auf die Partieen aufmerksam, die unser Verfasser in die Evangelische Erzählung eingewoben hat und die ihm eigenthümlich sind. Es ist dies die typische Deutung des Wunders an den beiden Blinden am Wege nach Jericho, und mehrere ausgeführte Abschnitte in der Leidensgeschichte, wie der Verrath des Judas, die Verläugnung des Petrus. Der erstgenannte Abschnitt enthält die Anfänge der edlen Deutschen Mystik, wie sie später zu reicher Blüthe sich entfaltet hat. „Hiermit war ein herrliches Bild geboten, da die blinden Männer am Wege saßen und Wehe duldeten, des Lichtes ledig." Die beiden Blinden sind das erste Menschenpaar, Adam und Eva; zum Lichtreiche waren sie erschaffen, aber der heimtückische Feind bestrickte sie, daß sie das ewig schöne Licht verließen. Darum mußten sie nun betrübt in dieser Mittelmark im Finstern sitzen, und Gottes Hülfe erwarten, da alle Menschen im Herzen blind sind und Gott nicht erkennen.

„Auch mag ich euch sagen, wenn ihr es sinnig wollt
Hören und beherzigen, daß ihr des Heilandes
Kraft mögt erkennen, wie sein Kommen ward
In diesem Mittelkreis den Menschen hülfreich,
Und was mit seinen Thaten Tiefes meinte
Der hohe Herr, warum die hehre Burg
Jericho heißt, die bei den Juden steht
Mit mächtigen Mauern. Nach dem Mond ist sie genannt,
Dem leuchtenden Gestirn. Der läßt von seinen Zeiten nicht,
Sondern an jedem Tage thut er das Eine oder das Andere,
Er wächst oder schwindet. So in der Welt auch hier
In dieser Mittelmark der Menschen Kinder:
Sie fahren hin und folgen sich; die frühern sterben,
Nach jenen kommen dann junge wieder
Und wachsen heran, bis wieder das waltende Geschick sie rafft.
Das meinte Gottes Geborner, als er der Burg vorüber
An Jericho fuhr, daß nicht früher den Menschen
Die Blindheit zu bessern sey, daß sie das blendende Licht,

Das ewig schöne sähen, ehe er selber hier
In dieser Mittelwelt die Menschheit empfangen hätte,
Fleisch und Leib."

Die beiden Blinden am Wege merkten die Nähe des Gottessohnes und riefen laut zu dem Mächtigen, daß er ihnen hülfe; aber das Volk bedrohete sie, sie sollten schweigen. So empfinden die herzblinden Menschenkinder die heilige Nähe des himmlischen Lichtes und rufen laut, daß ihnen milde hinfort der Mächtige würde. Aber mahnend wehren die schweren Sünden, die sie gethan, vom Glauben zu lassen. Sie aber rufen lauter und lauter, bis er ihnen das Heil verleiht, das ewige Licht zu schauen. Den Beschluß macht eine leise Mahnung, dem Beispiel der Blinden nachzufolgen, die fortan mit dem Herrn gingen und des Landeshirten Lob verherrlichten.

Ein schauerliches Nachtstück ist des Judas Verrath, den der Erzähler mit folgenden Worten beschließt:

„Wie der Verräther da
Den Bissen Brots empfing, ihn biß mit den Zähnen,
Ging Gottes Kraft von ihm, und die Geister nahmen
Die unsaubern, Besitz von Seel und Leib,
Und der Satanas selbst senkte sich tief
In sein Herz hinab, seit die Hülfe Gottes
Ihn verließ in dem Licht hier. So weh wird der Leute Kindern,
Die unter dem Himmel hier den Herren wechseln!
Ungesäumt drauf ging, Sinnend auf Trug nur
Judas hinweg, ergrimmend gegen
Den Dienstherrn, der Degen. Düstre Nacht war's,
Schwarz verschleierte."

Nicht minder ergreifend und psychologisch wahr ist die Wehklage, die unser Evangelist dem Petrus nach seinem tiefen Falle in den Mund legt.

„Kein Held ward so alt noch,
Daß er je ein Menschenkind sahe sein selbes Wort mehr bereuen,
Mit Klag und mit Trauer. „Weh', kräftiger Gott, sprach er,
Daß ich mich im Leid so verloren, daß für mein Leben
Ich Gott nicht loben kann, da ich all mein Lebtag
Deiner Hulden und des Himmelreiches
Darben soll, o Herr, drum nicht danken darf ich,
O lieber Herr, daß ans Licht ich kam.
Nicht bin ich des würdig, mein waltender Fürst,
Mit deinen Jüngern zu gehen in der Schaar
Deiner Gesellen, so sündig; selbst werd ich sie nun
In meinem Gemüthe meiden, da solch Meinwort ich sprach!"

Die Betrachtung, welche der Verfasser an diese Reue des Petrus anknüpft, daß der Herr dies geschehen ließ uns Menschen zu Frommen, daß er ihn so tief demüthigte, um ihn dann desto mehr zu erhöhen und um ihn zum Fürsten zu machen über sein Haus, gründet sich auf das Wort des Herrn: „Wenn du dich dermaleinst bekehren wirst, so stärke deine Brüder"; wir finden aber hierin auch einen Wink über die Entstehung des Evangeliums in der Zeit, wo der Primat seines „Nachfolgers" zu Rom schon in den Gemüthern Wurzel gefaßt hatte.

N. Br.

Katechismus für christliche Hebammen, insonderheit auf dem Lande. Eine Anleitung aus Gottes Wort zur gesegneten Abwartung ihres schweren Berufs. Berlin, bei W. Schultze.

In der Ev. K. Z. ist, wenn ich mich recht erinnere, einige Mal die gewiß richtige Bemerkung gemacht, daß der Stand der Hebammen in christlicher Beziehung zu wenig berücksichtigt werde, und daß derselbe mehr, wie bisher, in geistliche Obhut zu nehmen seyn möchte. Es ist möglich, daß in Folge dieser Erinnerungen die oben genannte Brochüre erschienen ist.

Einf. ist Hebammenlehrer in einem kleinen Staate des nördlichen Deutschlands. Gleich nach Uebernahme dieses Lehramts stand bei ihm die Ueberzeugung fest, daß nur Frauen, die gläubige Christinnen sind, wirklich tüchtige Hebammen seyn können, weil nur diese den ernsten Willen haben, die mancherlei schweren Pflichten ihres Dienstes treu zu erfüllen, und wissen, wo sie die rechte Hülfe darin zu suchen haben. Zugleich glaubte er auch, daß solche Hebammen, die in ächt christlichem Geiste, in Liebe und Demuth ihr Amt verwalten, durch das Zeugniß, das sie ablegen, von nicht geringem Einflusse auf Erweckung und Stärkung eines christlichen Sinnes in ihrem Wirkungskreise seyn können. Denn sie gelangen in einen sehr innigen Verkehr mit den Familien und zwar in verschiedenen Lagen des Lebens, sowohl in Zeiten der Angst und Trübsal, als auch der freudigen Hoffnung und des glücklichen Ereignisses, wo die Herzen dem Zutritt des Herrn sich leichter, wie sonst, öffnen.

Aus diesem doppelten Gesichtspunkte wäre es so wünschenswerth, wenn nur gläubige Hebammen angestellt würden, und ihr Lebenswandel unter kirchliche Controlle gestellt werden könnte, woran zur Zeit wohl wenig gedacht ist; die Klage wenigstens, daß sie bisher in geistlicher Beziehung zu wenig berücksichtigt sind, ist gewiß begründet. Die Hauptsache muß hier natürlich von der Geistlichkeit betrieben werden. Aber auch Ref. hält es für seine Pflicht (und es möchte die Pflicht eines jeden christlichen Hebammenlehrers seyn), sich zu bestreben, neben dem Unterrichte in der Hebammenkunst, so viel in seinen geringen Kräften steht, und die Zeit es erlaubt, die Schülerinnen den Weg kennen zu lehren, auf dem sie allein zur richtigen Würdigung ihres Berufs gelangen und zur Ausübung desselben geschickt gemacht werden können.

Bei dem Zustande unseres Ländchens in religiöser Beziehung, der in diesen Blättern auch schon besprochen ist, wo der Schulunterricht bis jetzt noch in den Händen rationalistisch gebildeter Lehrer sich befindet, kommt leider nicht häufig eine Schülerin in den Unterricht, die richtige Begriffe vom Christen-

um hat, und noch seltener eine, die zu den gläubigen Seelen
t rechnen ist. Trotzdem zeigt sich doch bei ihnen, daß der
te von den Vätern angeerbte Glaube in der Klasse der Be-
ohner, besonders des weiblichen Geschlechts, aus der die Heb-
ammen gewählt werden, noch nicht hat ausgelöscht werden kön-
en und noch nicht ganz erstorben ist. Denn die meisten der
t den Unterricht gelangten Frauen demüthigen sich gern vor
em Herrn, und alle scheiden mit den besten Versprechungen,
nd die meisten gewiß auch mit dem festen Vorsatze von ihrem
ehrer, auch in religiöser Beziehung seinen Ermahnungen Folge
isten zu wollen.

Da solche guten Vorsätze aber oft bald vergessen werden,
o würde es dem Eins. sehr erwünscht seyn, wenn er den Schü-
erinnen bei der Entlassung aus dem Unterrichte neben dem
ehrbuche und dem Katechismus über Hebammenkunst einen
eistlichen Wegweiser mitgeben könnte, der speciell für sie aus-
earbeitet wäre, und der ihnen ihren Beruf vom christlichen
Standpunkte noch mehr ans Herz legte, als der Ref. es ver-
mag. Er griff daher mit Begierde nach dem obengenannten
hristlichen Katechismus, indem er hoffte, daß er zu dem ge-
nannten Zwecke geeignet seyn würde, und daß er ihn einer
eden seiner Schülerinnen mit auf den Weg würde geben
önnen.

Aber so viel vortreffliches dieses Schriftchen auch enthält,
o fand es Ref. doch nicht genügend für den von ihm gedach-
en Zweck eines solchen Wegweisers. Er glaubt, daß ein christ-
licher Katechismus für Hebammen zweierlei zu berücksichtigen
habe. Erstens muß derselbe den Hebammen selbst die Wich-
igkeit ihres Amtes vom christlichen Standpunkte aus darzu-
tellen suchen, zweitens soll er ihnen eine Anleitung geben,
um unter eigener Erbauung auch die ihrer Pflege anbefohlenen
Frauen durch Gotteswort ermahnen, trösten und stärken zu
können. Im ersten Theile sollen sie durch das Christenthum
die rechte Weihe für ihren Dienst erhalten, im zweiten Theile
sollen sie vorzüglich Anweisung bekommen, ihre Pflegbefohlenen
im Christenthum zu fördern.

Das Erstere würde nach der Meinung des Ref. dadurch
erreicht, daß den Hebammen zuerst die Wichtigkeit und die
Schwere ihres Berufes auseinander gesetzt würde, indem man
ihnen sagte: daß der Herr nach Uebernahme des Hebammen-
dienstes ihnen ein Amt aufgelegt habe allein zu dem Zwecke,
andern Menschen zu helfen, und ihnen in Leiden und Gefahren
beizustehen, nicht um durch diesen Dienst ein besseres, sorgen-
loseres Leben zu erhalten; daß ihr Dienst deshalb so wichtig
sey, weil von ihrer Handlungsweise und ihrer Geschicklichkeit
oft das Leben zweier Menschen abhinge; daß der Beruf so
schwer sey und nur durch die größte Opferfreudigkeit treu ver-
waltet werden könne, weil die Hebammen zu allen Tages- und
und Jahreszeiten zur Abwartung ihres Dienstes bereit seyn,
und die wichtigen Pflichten gegen Familie, gegen Mann und
Kind, den noch wichtigern des Amtes als Hebammen nachsetzen

müssen, und sie nur durch eigene Krankheit von der Ausübung
desselben entbunden werden können; daß sie armen Frauen, ob-
gleich hier Mühe und Arbeit oft viel größer sey und der Lohn
gering ausfiele, mit derselben Freudigkeit und Liebe dienen
müssen, als wohlhabenderen und reichlich zahlenden; wie sie
auf der einen Seite viel Gefühl für die Leiden der Pflegebe-
fohlenen haben, Mitleid, Sanftmuth, Geduld ausüben, auf der
andern Seite aber auch Herzhaftigkeit und Muth in gefahrdro-
henden Zuständen besitzen müssen u. s. w.

Allen diesen an eine Hebamme zu stellenden Anforderun-
gen können sie auch bei dem redlichsten Streben nicht ent-
sprechen, wenn sie sich nicht auf den Herrn verlassen, nicht bei
ihm Kraft und Hülfe suchen, und durch eigene Macht dazu ge-
langen wollen. Nur eine gläubige Christin, die ihr eigenes Un-
vermögen erkenne, sich demüthig dem Herrn unterwerfe und ihn
ohne Unterlaß um Stärkung in ihrem Berufe bitte, werden
ihren Dienst mit Liebe, Eifer und Treue vorzustehen sich be-
streben.

Erst nachdem die Hebammen auf eine solche Weise zu
treuer Erfüllung ihrer Pflichten ermahnt worden, kann ihr im
zweiten Theile des Katechismus eine Anleitung gegeben werden,
wie sie in den verschiedenen Lagen, worin sie mit den ihrer
Pflege anbefohlenen Frauen gelangt, diese und zugleich auch sich
selbst aus Gotteswort erbauen, stärken und trösten solle.

Der oben angezeigte Katechismus verfolgt vorzüglich nur den
zweiten Zweck; ich möchte aber den ersten für völlig so wichtig halten,
oder glaube vielmehr, daß die Ermahnung und Erinnerung erst voran
gehen muß, um den zweiten Zweck erreichen zu können. Dieser christ-
liche Katechismus setzt entschieden gläubige Christinnen voraus; solcher
möchten aber nur wenige zu finden seyn. Ich weiß zwar wohl, daß
man durch die von mir verlangte Ermahnung, keine gläubige Chri-
stinnen machen kann; aber durch eine Anleitung, wie sie in diesem
Katechismus gegeben ist, noch viel weniger. Eine Auseinandersetzung
der Pflichten und ein Nachweis, daß diese nicht anders erfüllt werden
können, als durch die Liebe zu dem Herrn und durch seine Nachfolge,
scheint mir für Hebammen, wenn man auf sie in der Weise einwir-
ken will, bei dem Grade ihrer Bildung durchaus nothwendig zu
seyn. Selbst für Hebammen, die schon zu den erweckten Seelen zu
rechnen sind, wird eine solche Auseinandersetzung zur Förderung die-
nen, schwache und schwankende können gekräftigt und gleichgültige
und ungläubige aus dem Schlafe ihrer Gleichgültigkeit aufgerüttelt
werden; — während eine bloße Anleitung durch Gebete und Lieder
sich selbst und die leidenden Frauen zu erbauen, wie dieser christliche
Katechismus sie liefert, gar zu leicht äußeres Formchristenthum her-
beiführt, wobei zwar Lieder gesungen und Gebete gehalten werden,
aber nur wie die Heiden es thun, und wobei die handelnden Perso-
nen selbst, die Hebammen, in geistlichen Hochmuth verfallen, indem
sie glauben, durch das Vorsagen der Gebete und der geistlichen Lieder
schon zu vollkommenen Christinnen gemacht zu seyn.

An dem vorliegenden Katechismus muß ich daher vorzüglich das
rügen, daß er nur, als Antwort auf die erste Frage, eine einzige
Ermahnung an die Hebammen enthält, sich zu treuer Erfüllung ihrer

Pflichten vorzubereiten, daß er ihnen die Schwere und die Wichtigkeit des Berufes aber gar nicht auseinander setzt. Außerdem möchte ich ferner noch folgende Erinnerungen gegen denselben vorbringen.

Die zweite Frage lautet: „was soll eine christliche Hebamme aus Gotteswort über den Ehestand wissen?“ Sollte eine solche Erörterung hier nöthig und nicht jeder Frau das schon bekannt seyn, was hier gesagt ist? Würde eine Auseinandersetzung der Pflichten nicht viel wichtiger seyn?

Die dritte Frage lautet: „was eine christliche Hebamme aus Gotteswort allen denen vorhalten soll, welche außer dem Ehestand empfangen haben?“ Da diese Frage im Anfange des Katechismus steht, so scheint es, als wenn solche Vergehungen zu den ganz gewöhnlichen, häufig vorkommenden Sünden gehören; auch scheint mir die schuldige Person viel zu leicht in der Antwort wegzukommen, wenn ihr damit die Absolution ertheilt wird: „sie habe zwar eine gröbliche, schwere Sünde begangen, aber dennoch, wenn sie aufrichtig Buße thue, einen gnädigen Gott zu erwarten.“

Als Ref. aber die sechste Frage las: was eine christliche Hebamme thun soll, wenn ihr die Abtreibung einer Leibesfrucht zugemuthet wird? so konnte er vor Erstaunen nicht weiter lesen. Wie? Die weiblichen Bewohner irgend eines Hebammendistricts können so gesunken seyn, daß sie es wagen, einer Hebamme, und gar einer christlichen, solche Zumuthung zu machen. Ich hoffe, daß es in Deutschland, wenigstens auf dem Lande, keine Gegenden giebt, wo solches Ansinnen gestellt werden kann, und daß selbst unsere größeren Städte noch frei von solcher Verdorbenheit sind. An eine Hebamme, die als Christin bekannt ist, wird Niemand solche Anforderung machen. Glaubt man aber dennoch eine Belehrung darüber in einen Katechismus für Hebammen aufnehmen zu müssen, so sollte man sie doch wenigstens nicht in einer der ersten Fragen desselben abhandeln, sondern sie in den hintersten Winkel verweisen.

Am Schlusse des Katechismus wurde Ref., der in einem Reformirten Lande lebt, dadurch schmerzlich berührt, daß der herrschende confessionelle Hader auch in einen Katechismus für Hebammen dringen muß. Der Verf. glaubt die Hebammen warnen zu müssen, reformirte Christen zu Pathen einzuladen.

Im Uebrigen erkennt Ref. an, daß der Katechismus recht viel Gutes enthält, daß die geistlichen Lieder und Gebete für die verschiedenen Zustände, in welche die Frauen in der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbett gerathen, passend ausgewählt sind und gewiß viele Frauen erbauen, trösten und stärken werden.

Diese Bemerkungen zu dem christlichen Katechismus sind aus der Ueberzeugung des Ref. hervorgegangen, daß der Stand der Hebammen ein recht wichtiger Stand sey, der es wohl verdiene mehr, wie bisher, in geistlicher Beziehung überwacht zu werden, und daß ein in dieser Hinsicht für sie abgefaßter Katechismus von großem Nutzen seyn könne, und aus dem Wunsche für die zweckmäßige Abfassung eines solchen sein Scherflein beizutragen.

Dr. J. T. Beck, ord. Prof. d. Theologie in Tübingen, und seine Stellung zur Kirche, insonderheit zu derjenigen seines Bekenntnisses. — Nr. 2. — Nebst zeitgemäßer Erörterung kirchl. Prinzipienfragen, von Dr. Fr. Liebetrut, luth. ev. Pfarrer zu Wittbrietzen. Berlin, Verlag von G. Schlawitz.

Nach dem, was über die Beck'schen christlichen Reden in diesen Bl. bereits gesagt worden ist, brauchen wir nur nachträglich und zur Vollständigkeit in dieser Angelegenheit kurz auf diese so eben erschienene zweite Schrift des Verf. hinzuweisen. Sie erhärtet nur ausführlicher, was Pfarrer Dr. Liebetrut über und wider Dr. Beck's absonderliche Richtung theils hier, theils in einer besonderen ersten Broschüre schon veröffentlicht hat. Beck geht auf verkehrtem und überspanntem Wege einher; er ist so weit entfernt, ein treuer Sohn seiner, der Lutherischen Kirche zu seyn, in deren Dienst er doch steht, daß es vielmehr ultrareformirtes und sektirerisches Wesen ist, das sich in ihm kund gibt. Das erweist L. hier insonderheit, nachdem er kurz seine Predigtweise charakterisirt, an dem Kirchenbegriff Beck's, der nur eine kleine Auswahl von, in seinem Sinne Wiedergeborenen die wahre und wirkliche Kirche will seyn lassen; sodann an seiner Stellung zur Lehrordnung und zum Bekenntniß, die ihm immer und in jedem Falle Fälschung und Verunreinigung der einfachen Wahrheit durch Abthun und Zuthun sind; endlich an seiner Stellung zum Kultus und zum kirchlichen und christlichen Leben, den und das Beck nur mit einem ganz puritanischen Sinne betrachtet und werthschätzt. Zum Schluß führt der Verf. einiges „Vorläufige aus zur Prüfung der Stellung Dr. Beck's zur Lehre seiner Kirche“, die nach Allem, was vorliege, auch die rechte nicht seyn könne. — Die ganze lehrreiche Untersuchung ist hier mit mehr objektiver Ruhe geführt, als sich in dem ersten Anlauf Pfr. Dr. Liebetrut's gewahren ließ; und so hoffen auch wir, daß aus diesen, in lebendigem Interesse für gesunde und reine Entwickelung und Wiederherstellung Lutherischen Kirchen- und Lehrwesens entstandenen polemischen Erörterungen ein wirklicher Segen erwachsen werde.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 4. August. № 62.

Donatus und Augustinus oder der erste entscheidende Kampf zwischen Separatismus und Kirche.

Ein kirchenhistorischer Versuch von Ferd. Ribbeck. Erste Hälfte. Elberfeld 1857. 8. S. XII. 424.

Indem wir daran gehen, das Werk eines Gelehrten anzuzeigen, der großestheils ganz andere Pfade wandelt, und mit dem dennoch auf einzelnen Punkten unerwartet zusammen zu treffen um so mehr freut, werden wir zuerst sorgen müssen, daß Ein Ausdruck, dessen wir uns öfter werden bedienen müssen, von unseren Lesern, vorab von dem Verf. des oben bezeichneten Buches und dessen Freunden selbst, nicht mißverstanden werde, nämlich das Wort Substanz, was ja von Deutschen Zungen im verschiedensten Sinne, sogar in dem von Stoff gebraucht wird. „Laute und Buchstaben sind reine Formen, in denen nichts, was zur Empfindung oder zum Begriffe eines Gegenstandes gehört, angetroffen wird“ — sagt Hamann ganz richtig in seiner Metakritik. Das Wort hat also zunächst nur eine sinnliche Erscheinung, ist ein unbestimmter Gegenstand empirischer Anschauung und erst das Verständniß der in dasselbe hineingelegten Bedeutung giebt ihm einen Inhalt, welches Verständniß überall von der Tradition abhängt — schon beim ersten Erlernen der Muttersprache von der Tradition der Mutter oder Amme — nachher bei jeder Erweiterung der Sprachkenntniß wieder von der Tradition, wie sie in mannigfachen Erfahrungen und Studien einen erreicht. Die gefährlichsten, zu den hartnäckigsten Irrthümern führenden Menschen sind immer die, welche dies Verhältniß des Wortes zur Tradition nie erkannt haben, und daher meinen, der Mensch brauche nur nach dem Worte zu brüllen und thue damit etwas außerordentlich großes; während doch das Wort, ohne die es aufschließende Tradition, todt und sinnlos ist, wie ein Kieselstein. Aber die Tradition hinsichtlich der Bedeutung der Worte kann auch in verschiedenen Kreisen und verschiedenen Wissenschaften abweichende Wege gehen, ja manchen Kreisen können die Begriffe und Vorstellungen, die andere mit einem gangbaren Worte bezeichnen, ganz fehlen. Gewiß, es wäre des kirchlichen und politischen Streites unendlich weniger in der Welt, wenn sich die Menschen, bevor sie stritten, hinsichtlich der Tradition, die ihren Schlagworten Bedeutung giebt, verständigten und sich gegenseitig auch über die Gedankenbildungen und deren Bezeichnungen klar werden wollten, die jeder Seite eben noch abgehen. Nun also zurück zu dem Worte Substanz. Wir brauchen das Wort nur zu Bezeichnung der inneren Einheit und Energie, welche Individuen bildet und Organismen — zu Bezeichnung der Seele in den Dingen, in den Individuen und in organischen Zusammenhängen von Individuen, durch welche dieselben wieder so verwachsen sind, daß sie in ihrer Eigenschaft als Glieder eines größeren Ganzen nicht mehr in Wahrheit als für sich bestehende Individuen betrachtet werden können; daß ihre Substanzen sich organisch als Eine einzige, nur gegliederte Substanz zeigen, wie es z. B. bei einer wahrhaft organisch verwachsenen Familie oder bei einem wahrhaften Volksganzen der Fall ist, deren einzelne Glieder nur als von der Einheit und Energie des Ganzen getriebene Zweige zu fassen, und wann sie von dem umfassenderen Organismus abgetrennt sind, zwar auch als einzelne Individuen, aber nicht als dieselben Wesen, die sie früher waren, weiter bestehen können, vielmehr nur so, daß sie ohne jenen gliedlichen Zusammenhang wesentlich etwas anderes sind und immer mehr werden, als was sie in jenem Zusammenhange waren; während doch der umfassendere Organismus, aus dem sie gelöst wurden, zugleich neben ihnen weiter dauern kann. Man kann ebenso von einem Pflanzenindividuum eine Knospe lösen, und diese Knospe abgetrennt von dem Organismus, dem sie zeither angehörte, vermittelst neues Wurzeltriebes zu einem neuen Pflanzenindividuum erziehen, aber es ist dann eben eine andere und neue Pflanze, wenn auch derselben Gattung. Das Substantiellste in dieser Art größerer, gewissermaßen massenhafter Individuen oder vielmehr Organismen ist die Kirche, welche Sitten, Begriffe, Gedanken, einen Geist und eine vollständig ihm entsprechende Lebensgestalt zu entwickeln, damit ihre Glieder zu durchdringen und zu einigen vermag und Millionen vermöge der vorhandenen realen Einheit des innersten Lebens, der Einheit in und der Theilhaftigkeit an dem wahrhaftigen d. h. substantiellen Leibe und Blute Christi und im heiligen Geiste in gleicher Weise denken und handeln lassen kann, so lange sie in ihrem Organismus festgeartet die Sacramente in rechter Weise spendet*); während die vereinzelte Seele wohl

*) Alle Getauften, im Wasser der Taufe vom heiligen Geiste Wiedergeborenen, die ihre Taufgnade nicht wieder völlig verloren haben, sind ja nur Ein Leib vor Gott, Christi Braut, und sollen

noch von dem Erbe aus dem größeren Organismus, dem sie angehörte, zehren, aber als vereinzelte nichts zu zeugen vermag. Die Kirchenbildung läßt sich in ihrem Berühren und Umwandeln der Substanz des einzelnen Individuums durch eine mächtigere, umfassendere Substanz, durch die Substanz Christi und des heiligen Geistes d. h. Gottes nur mit dem natürlichen Bilde eines Magneten vergleichen, dessen Kraft in verwandtes (in das zu seinem Bilde geschaffene) eindringt und es selbst in einen Magneten verwandelt, es ergreift und mit sich innerlichst d. h. substantiell vereint.

Alle die Leute, welche in unserer Zeit gering von der Kirche reden und das Hauptgewicht auf das subjective Erfassen des Wortes Gottes und Christi legen, vergessen ganz, daß sie dabei die unbewußte, aber völlig unbegründete Voraussetzung machen, daß die geistigen Zustände dieselben blieben, daß es der einzelnen Seele ebenso leicht und möglich bliebe, das Wort Gottes und Christum irgend richtig oder annähernd richtig auch nur kennen zu lernen, wann die Kirche erst in völlige Verwirrung, Auflösung oder Verflachung geriethe, sich selbst als Organismus, als lebendig-einige Substanz aufgäbe. Aber nicht die einzelne Seele hält die christliche Religion aufrecht, sondern in ihr (der einzelnen Seele) wird die Religion durch die Kirche gepflanzt und erhalten, auch wenn sie es nicht Wort haben will*), auch wenn sie sich in ihrem Wahne gegensätzlich zur Kirche stellt (wie das ja auch Christus schon deutlich aussprach, indem er seinen Aposteln nicht auftrug: lehret alle einzelnen Menschen! — sondern: lehret alle Völker!). Das Ganze ist auch hier früher als der Theil, wie bei jeder Zeugung einer in sich einigen Energie — wie bei jeder Ausgestaltung einer Substanz — und das Wort Gottes bleibt nur äußerlich, als Worterscheinung (= Kieselstein) dasselbe, wenn nicht die entwickelte und sich entwickelnde Tradition der Kirche, einer kirchlichen Hermeneutik und Symbolik, seinen Inhalt vor den Zerfahrenheiten und Unrechtfertigkeiten des Subjectes schützt. Ohne solches kirchliches Fundament verwandelt sich die Worterscheinung in einen vielseitigen Krystall, der immer nur das Gesicht dessen spiegelt,

bei der Hochzeit des Lammes als Glieder dieses Einen Leibes offenbar werden.

*) Wir müssen hier ein goldnes Wort Ribbeck's anführen (S. 299): „Giebt's nicht unter uns viele Gläubige, die es offen heraussagen: Was geht mich die Kirche an? wenn ich nur ein Christ bin? — Das ist nichts anderes, als wenn ein Unterthan sagt: Was gehen mich Staat und König an, wenn ich nur Brod zu essen habe?" — Daß solche Leute wahrscheinlich auch kein Brod, wenigstens nicht dieses und nicht in diesem Frieden zu essen haben, wenn König und Staat nicht da sind, bedenken solche Leute nicht — noch weniger, daß König und Staat früher da waren, als sie in ihrem politischen Daseyn, und daß sie durch das Daseyn jener selbst politisch erst zu dem geworden sind, was sie sind. So vergessen auch die Gegner der Kirche, daß sie, was sie in religiöser Hinsicht sind, doch nur durch die Kirche sind, selbst als Gegner derselben.

welcher darauf schaut; wird zu einem geistigen Chamäleon, welches die Farbe annimmt jedes Baumes, unter den es sich legt — denn Wörter haben, wie Hamann auch richtig bemerkt: „ihren Werth wie die Zahlen, auch von der Stelle, wo sie stehen, und ihre Begriffe sind in ihren Bestimmungen und Verhältnissen, gleich den Münzen, nach Ort und Zeit wandelbar."

Hinsichtlich eines großen Theiles dessen, was wir so im Allgemeinen vorausschicken zu müssen glaubten, werden wir nun wohl auch mit dem Verf. der Schrift, welche dieser Artikel anzeigen soll, vollkommen einverstanden seyn, wenigstens kämpft auch er überall gegen den Subjectivismus im Christenthum, und hebt die Kirche und deren Einheit in der göttlichen Substanz der Sacramente, zunächst der Taufe, hervor. Ueberall in dem Buche leuchtet die Ueberzeugung hindurch, die Kirche empfange ihre Heiligkeit von den Sacramenten, nicht aber von den Persönlichkeiten; jene haben einen Bestand, diese nicht — mit anderen Worten, die Sacramente sind das Substantielle in der Kirche, sie sind an sich heilig und empfangen ihre Energie weder von den Personen, die sie spenden, noch von denen, die sie empfangen, sondern diese Personen sind das Object der den Sacramenten einwohnenden Energie. Die Sacramente sind Gottes, nicht der einzelnen Subjecte, die sie spenden oder empfangen. Es ist ja auch in der Geschichte ein ganz unfruchtbares Streben, den einzelnen Personen als Subjecten gerecht zu werden. Dies Streben ist ein End- und Ergebnißloses der Natur der Sache nach — nur Organismen und der Einzelne in seiner Bedeutung für organische Bestände, der Einzelne nicht als Subject, sondern als Glied, lassen sich wirklich eindringend beurtheilen. Ob dies letztere unser Verf. überhaupt noch nicht hinlänglich anerkennt oder ob er um der Schwachen willen sich oft bemüht, auch den einzelnen zur Besprechung kommenden Persönlichkeiten von den verschiedensten Seiten her gerecht zu werden, ist uns nicht bestimmt deutlich geworden; fertig aber wird er mit den Einzelnen auch nur in ihrem Verhalten zu größeren Gestaltungen, und er hätte sein Buch um ein gutes Theil concifer (obwohl vielleicht für einzelne noch befangenere Persönlichkeiten weniger fruchtbringend) eingerichtet, wenn er die Beurtheilung der einzelnen Personen als Einzelner umgangen hätte; denn das Eingehen darauf hat natürlich, sobald sich jemand scheut, von irgend einer Seite für ungerecht angesehen zu werden, immer hundert Verclausulirungen, die sich zum Theil einander wieder aufheben, im Gefolge. Ebenso hätten die Bezüge auf neuere kirchliche Vorgänge und Erscheinungen ohne Schaden für die Sache wegbleiben können — nichts ist ganz genau zweimal gleich da gewesen und durch die Illustrirung mit neueren Beispielen zittert dann durch eine geschichtliche Darstellung die unbesprochene Differenz als unharmonisches Element hindurch — soll die Differenz aber auch besprochen werden, so geht die Clausulirung von Neuem an und aller rasche, übersichtliche Fortschritt geht verloren. Die vielen und doch überall fragmentarischen Hinweisungen auf Vorgänge in Schottland, England, den Niederlanden und Frankreich hätten ebenso gut weg-

bleiben können, wie die fast obligat gehaltenen Seitenhiebe auf die Römische Kirche. Oder hält der Verf. wirklich die in Beziehung auf diese Dinge in seinem Kreise vielleicht ausgebildete standard-opinion ohne weiteres für eine so richtige und allgemeine, daß es nur eine Beziehung bedürfte, um sofort auch nur diese opinion als die maaßgebende ansehen zu können? Doch wohl nicht. Dazu ist er zu erfahren und zu gelehrt. Sonst ist in manchem Betrachte der vorherrschend reformirte Standpunkt des Verfassers ein für diese Forschung grade geeigneter, inwiefern es dadurch dem Verf. leichter wird, einen Theil dessen, was die Donatisten wollten, unparteiisch aufzufassen — andererseits läßt dieser Standpunkt wohl hie und da den Donatisten mehr Recht, als sie vom Standpunkte der Kirche aus zu beanspruchen haben. Von letzterem Standpunkte aus würde wohl auch dem Bestreben Constantins, die Einheit der Kirche zu bewahren und dem Reiche die Einheit der Religion wieder herzustellen, eine tiefere Würdigung zu Theil werden, als der Verf. ihm angedeihen läßt. Wir wenden uns nun dazu unseren Lesern in gedrängter Uebersicht, den Kern des Inhaltes obiges Werkes, soweit er uns von Interesse war, vorzulegen, ob wir sie vielleicht dadurch zu reizen im Stande wären, das Buch, was eine Menge werthvoller Einzeluntersuchungen, auf die wir hier nicht weitläuftiger eingehen können, enthält, selbst zum Gegenstand ihres Studiums zu machen.

Die Separation der Partei des Majorin von der allgemeinen Kirche hatte bekanntlich ihren Anfang in dem Vorwurfe derselben gegen die Kirche, daß diese unter ihren Gliedern auch solche dulde, welche bei den Verfolgungen, die dem Siege des Christenthums im Römischen Reiche vorhergingen, entweder im Bekenntnisse nicht ganz treu gewesen waren oder die heiligen Schriften den heidnischen Behörden ausgeliefert hatten — mit einem Worte Traditoren. Die Partei separirte sich, um einen von solchen Traditoren unbefleckten Kreis zu bilden, indem sie die Kirche fälschlich für einen Stand der Heiligen, nicht für einen Stand zur Heiligung hielt, und anfing, solche, die aus der angeblich verunreinigten und dadurch im Begriffe (nach ihrer Vorstellung) vernichteten Kirche zu ihr übertraten, von Neuem zu taufen, als seyen sie noch gar keine Christen gewesen. Bei ihrem Streite mit der Kirche wendete sich diese separatistische Partei des Majorin an Kaiser Constantin, um unparteiische Richter bei der Streitsache zwischen ihr und den Africanischen Bischöfen zu erhalten — unparteiische Richter aus Gallien, wo keine Verfolgungen stattgefunden hatten, wo also auch keine Traditoren und keine persönlichen Interessen für Traditoren waren. Constantin wies die hülfesuchende Partei an Bischof Melchiades von Rom, an Bischof Maternus von Cöln, an Bischof Marinus von Arles und an Bischof Rheticius von Autun. Im October 313 kamen diese Richter, zu denen Melchiades (da ihm der Kaiser die Form der Untersuchung freigestellt) noch 15 Italienische Bischöfe zog, in Rom zusammen, um zwei von der Africanischen Kirche erhobene Anklagen, die eine gegen Donatus von Casä nigrä, die andere gegen Majorin zu hören. Die Angeklagten sowohl als auch Deputirte der Africanischen Kirche waren erschienen. Donat und Majorin einerseits, Bischof Cäcilian von Karthago andererseits standen sich hier gegenüber.

Cäcilian war nach des Mensurius Tode (311) als dessen Archidiaconus von einem Theile der Karthaginiensischen Geistlichen und der benachbarten Bischöfe zum Bischof von Karthago gewählt und von der Gemeinde angenommen und von Bischof Felix von Aptunga geweiht worden. Eine reiche Pietistin, Lucilla, der er früher Vorwürfe wegen ihrer abgöttischen Behandlung eines Märtyrerknochens gemacht, und zwei Senioren der Gemeinde von Karthago (Botrus und Celesius), die beide sich Hoffnung auf die Nachfolge gemacht, waren aufgebracht über diese Wahl und Weihe. Lucilla beschenkte die anderen, bei dieser Wahl nicht betheiligt gewesenen Bischöfe — namentlich den Primas von Numidien und den Bischof Secundus von Tigisis (der übrigens selbst ein Traditor war); und letzterer kam nun mit 70 Bischöfen (unter ihnen noch mehrere Traditoren) nach Karthago, hielt eine Synode und erklärte Cäcilian, weil er Weihrauch gestreut und die heiligen Schriften verbrannt habe, also selbst ein Traditor sey (was aber nicht bewiesen ward), und weil unter seinen Wählern Traditoren gewesen, für cassirt und den Felix von Aptunga, weil er (was aber auch nicht bewiesen ward) ein Traditor sey, für einer Bischofsweihe nicht fähig. Dann wählte die Synode einen Hausgenossen der Lucilla (deren Wünschen gemäß), den Lector der Gemeinde Majorin, an Cäcilians Stelle zum Nachfolger des Mensurius, und Secundus ordinirte den Majorin, dessen Anhang seitdem als besondere Partei auftrat. Einer der strengsten Rigoristen gegen die Traditoren war aber Donat von Casä nigrä und er war die eigentliche Seele der Partei des Majorin. Er speciell war von der Kirche angeklagt, wiedergetauft und gefallenen Bischöfen die Hände aufgelegt, also auch: wiederordinirt zu haben — denn er hielt die Kirche nicht für eine Heilsanstalt für die zu Heiligenden, sondern für eine Gemeinschaft der Heiligen, und erkannte demnach auch die Taufe der Kirche im Allgemeinen nicht an, sondern nur die bei dem Eintritt in die vermeintlich reine und gläubige Gemeinde ertheilte. Das Verfahren des Donat war entschieden unkirchlich und separatistisch. Da er es gar nicht läugnete, ward er in Rom von dem zusammengetretenen bischöflichen Gerichte verurtheilt und excommunicirt und ihm zur Erhaltung des Friedens untersagt, auf der Rückreise Karthago zu besuchen. Als hierauf die von Cäcilians Gegnern mitgebrachten Zeugen verhört wurden, fand sich, daß keiner eine der gegen Cäcilian ausgesprochenen schweren Beschuldigungen zu erhärten vermochte. Cäcilian ward also freigesprochen und als Bischof von Karthago anerkannt.

Donat appellirte von diesem geistlichen Gerichte an den Kaiser. Melchiades erbot sich den, an der von Majorins Partei in Karthago und anderwärts verworfenen Bischöfe Stelle neu und also falsch erwählten Bischöfen andere bischöfliche Stellen zu verschaffen und mit ihnen in Verbindung zu bleiben, falls sie ihrerseits den Wunsch hätten, sich mit der Kirche zu verstän-

digen und Frieden zu halten. Aber auch diese Majorinische Partei wandte sich zum zweiten Male an den Kaiser (der damals noch nicht einmal selbst getauft, also noch nicht Christ war) und verklagte die Römischen Richter wegen Ungerechtigkeit; erhob auch eine neue Klage gegen Felix von Aptunga. — Der Kaiser nahm die Berufungen an; ordnete ein neues Concil und außerdem ein besonderes Verhör vor seinem Proconsul an. Diese erneute Verhandlung fand im März 314 in Karthago statt. Die Separatisten suchten durch Lügen zu erweisen, daß Felix die heiligen Schriften ausgeliefert oder verbrannt habe. Es fand sich aber, daß ihre Beweisstücke Lug und Trug waren. Demohnerachtet setzten die Separatisten dem Kaiser noch weiter zu, und er ordnete ein neues Concil zu Arles an, um sie zu überzeugen, daß ihre Sache ganz unparteiisch behandelt werde. Drei und dreißig Bischöfe saßen hier zu Gericht; unter ihnen auch wieder die schon früher in Rom anwesend gewesenen drei Gallischen. Die Separatisten konnten, wie der Bericht der Bischöfe lautet, „weder etwas sagen, noch beklagen, noch beweisen" — und wurden deswegen „entweder verdammt oder verbannt." Dieses Concil von Arles setzte noch fest, daß die Taufe sogar der Häretiker Geltung habe, sobald sie nur in rechter Weise, d. h. im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes stattfinde.

Damit war nun dem Separatismus principiell ans Herz gegriffen, indem festgestellt war, daß die persönliche Würdigkeit des das Sacrament spendenden irrelevant sey, wenn nur das Sacrament selbst in rechter Weise gespendet werde. — Weiter ward aber auch festgestellt, daß nur die als Traditoren betrachtet und aus dem geistlichen Stande ausgestoßen werden sollten, die aus öffentlichen Acten der Tradition überführt werden könnten; nicht aber die, die bloß das Gerede der Leute anklage, und daß Ordinationen durch solche als Traditoren vom Gerede verdächtigte, aber nicht actenmäßig überführte, volle Geltung hätten. Die falschen Ankläger aber sollten durch Schläge gezüchtigt werden. Der Kaiser, an den sich die Separatisten mit einer neuen Appellation wendeten, sprach seine Genugthuung über die Beschlüsse der Synode aus. Er könne die Appellation nicht weiter annehmen, denn nicht er, sondern Christus sey die Autorität in der Kirche, und das Urtheil der Geistlichkeit müsse hier gelten als das Urtheil des Herrn selbst; doch möge man noch Geduld mit den Separatisten haben und auf Wege der Verständigung mit ihnen sinnen. Als die Separatisten gar nicht aufhörten, sich bei ihm zu beklagen, befahl er, Cäcilian solle vor ihm selbst, dem Kaiser, in Rom erscheinen, und wer von den Separatisten dann gegen Cäcilian klagen wolle, möge sich auch einfinden; und er verspreche, wenn sie auch nur in Einem Punkte ihre Klage erhärteten und denselben eines Verbrechens oder einer Uebelthat überführten, er es ansehen wolle, als seyen alle ihre Anklagen erwiesen. Cäcilian konnte nicht in Rom erscheinen und Constantin setzte ihm einen zweiten Tag in Mailand. Hier in Mailand kam die Sache zur Verhandlung. Der Kaiser erkannte Cäcilian als unschuldig und die Separatisten als Verläumder. Der Eifer der Separatisten hatte freilich den Kaiser über die Gränze, die er früher selbst seiner Befugniß in kirchlichen Dingen mit Recht gesteckt hatte, hinausgetrieben, und die Kirche mochte die Folgen auch weniger erwägen, als den Vortheil, welchen es im Momente brachte, wenn der Kaiser selbst das Ergebniß der früheren Concile bestätigen müsse. Die Separatisten legten sich aber auch nun nicht zum Ziele, sondern betrachteten zunächst den Kaiser selbst als parteiischen Richter. In späterer Zeit suchten sie die Lüge zu verbreiten, Constantin habe in Mailand Cäcilian verurtheilt. Jedenfalls blieben sie in ihrer Absonderung von der Kirche; tauften die wieder, welche die kirchliche Taufe hatten, sobald sie zu ihnen übertraten, und ordinirten im gleichen Falle diejenigen wieder, welche die kirchliche Ordination hatten. Nach solchem Verhalten wurden sie verfolgt — aber mit der Verfolgung wuchsen sie. Im J. 316 ward das erste strenge Edict gegen sie erlassen: ihre Kirchen sollten ihnen genommen werden und das Wiedertaufen ward ihnen untersagt. Der Feldherr Ursacius, der mit Ausführung des Edictes beauftragt ward, erhielt den kaiserlichen Commissarius Zenophilus zur Seite. Aus den Handlungen dieser kaiserlichen Beauftragten ist uns aufbehalten, daß eine Untersuchung gegen den im J. 305 in Cirta zum Bischofe dieser Stadt erwählten Silvanus, der zu den Separatisten gehörte, actenmäßig darthat, daß er ein Traditor gewesen und daß der als Bekenner geltende, für ihn auftretende Zeuge Victor ebenfalls ein Traditor vor, daß also dieselben Leute, die für die Reinheit der Gemeinde angeblich eiferten und Cäcilian so lange fälschlich verfolgt hatten, selbst zum Theile mit ihrem Eifer nur ihre eigne Schande bedecken wollten. In Folge dieser Entdeckung ward Silvanus in die Verbannung gesandt. Die separatistischen Verehrer des Märtyrerthums wurden aber durch alle solche Vorgänge nicht zur Besinnung gebracht, sondern betrachteten sich nun, weil sie abermals im Zustande der Verfolgung seyen, grade allein als die ächte Kirche und Gemeinde Gottes und dagegen die Katholische Kirche als unrein.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 7. August. № 63.

Donatus und Augustinus oder der erste entscheidende Kampf zwischen Separatismus und Kirche.

(Schluß.)

Majorin war 315 gestorben und ihm folgte als Bischof der Separatisten von Karthago ein zweiter Donatus, nach welchem sich nachher die separatistische Partei als Donatisten bezeichnete und den sie selbst mit dem Prädicate „der große" auszeichnete. Dieser Donat war nicht nur ein höchst begabter Mann, sondern auch eine Persönlichkeit, die ihre Gaben in ihrem Kreise geltend zu machen wußte, und bald war er in dem Grade der herrschende Geist unter diesen Separatisten, daß sie den Namen Donatisten mit vollem Rechte führten. Sie waren stolz auf dies Haupt ihrer Secte und glaubten von Donat, er stehe in unmittelbarem Verkehre mit Gott. So machen sich überall die Bedürfnisse einer Einheit unter Vielen und des bewegenden Motives unter sonst starren, mit einem Worte der einheitlichen Energie, der Substanz, da, wo Leben seyn soll, geltend — Donat war nun die incarnirte Substanz dieser Secte und sein vermeintlicher directer Verkehr mit Gott gab seiner Persönlichkeit die Macht, als Ausgangspunkt neuer Bewegung aufzutreten. Er zunächst hielt die reine Gemeinde in ihrer Schwärmerei aufrecht, als die kaiserlichen Commissare ihre Thätigkeit in Africa begannen. Damals nun waren die Zustände der kleinen Landleute in Africa ziemlich trostlos; viele derselben waren dem Steuer- und anderem Drucke bereits erlegen und besitzlos geworden; sie suchten Trost in dem Gedanken an und in der Hoffnung auf ideale christliche Grundlagen der menschlichen Gesellschaft. Ascetische Schwärmereien waren zunächst aus diesen Zuständen erwachsen und die sich ihnen hingebenden, besitzlosen Leute zogen nun als Bettler in Schaaren durch das Land; weshalb man diese s. g. Agonistici auch Circumcellionen nannte. Dies Wesen hatte sich schon vor dem Entstehen der Separatistengemeinde entwickelt; schon die heidnischen Feste hatten diese Agonistici besucht, um durch ihren Trotz gegen das Heidenthum einen Märtyrertod zu suchen. Allein nicht bloß hierin trat ihr gewaltsames Wesen zu Tage, sondern sie bedrohten auch in Schaaren den, der gegen sie oder ihre Freunde und Anhänger unter den Landleuten Schuldforderungen geltend machen wollte. Sie nahmen sich der Sklaven an gegen die Herren, und so auch der eifrigen Separatisten gegen die Kirche; mißhandelten Separatisten, die sich in die Kirche wieder aufnehmen ließen, namentlich Geistliche; zerstörten Kirchen, legten Häuser in Asche oder plünderten sie aus. Ihr Streben, dem ja auch kirchliche Ideale zu Grunde lagen, ward zu solchem Fanatismus, daß das wirkliche Leben für sie diesen idealen Forderungen gegenüber allen Werth verlor; ja! der Fanatismus artete in einen Wahnsinn aus, der ihnen oft selbst ihr Leben beendigen ließ, indem sie von Felsen herab, oder ins Feuer oder in tiefe Gewässer sprangen. Ihr Tod ward dann auch häufig als durch die Gegner veranlaßt in Rechnung geschrieben und sie wurden als Märtyrer betrachtet. Den Männerhaufen dieser Circumcellionen gesellten sich aber Weiberschaaren zu und Unordnung aller Art entstand natürlich in diesem gewaltsamen, vagabundischen Leben. Aus Furcht vor ihnen ließen sich Viele wiedertaufen. Es waren furchtbare Rotten voll Müßiggang, Bettlerfrechheit und Mordlust. Es war aber natürlich, daß dieser Fanatismus sich besonders des donatistischen Separatismus annahm, der die Circumcellionen als Helfer brauchte und keineswegs entschieden von sich abwehrte. Ihre Losung war: Deo laudes! und ihre Keulen nannten sie: die Keulen Israels. Viele Donatisten waren freilich selbst voll Entsetzen vor diesen Leuten; aber diese betrachteten sich nichtsdestoweniger als die Bundesgenossen der Donatisten gegen die Kirche und gegen den die Kirche schützenden Staat. Noch war damals, als Ursacius und Zenophilus im Auftrage des Kaisers auftraten, das Unwesen nicht ganz erwachsen; nur einzelne Gewaltthaten waren vorgekommen und man brachte sie noch nicht mit den Donatisten in Verbindung. Constantin milderte in den nächsten Jahren seine Maßregeln wieder; ermahnte die Kirche zur Einigkeit; ermahnte sie in Geduld, das Kreuz Christi zu tragen, was die Widerspenstigkeit der Donatisten ihr auflege. Diese seyen zwar vom Teufel, aber man thue am Besten, man lasse ihnen, was sie an sich gerissen haben, und befehle die Rache dem Herrn. Der Kaiser hatte eingesehen, daß er mit Gewalt die Bekehrung der Donatisten doch nicht erreiche; daher gewährte er ihnen (321) vollständige Toleranz. Der Donatismus fand unter dem Volke den verbreitetsten Anhang und ohne den Zusammenhang Africa's mit dem übrigen, vom Donatismus fast unberührten Reiche *)

*) Nur in Rom war eine kleine Donatistengemeinde, aber fast ganz aus übergesiedelten Africanern bestehend — außerdem noch zwei ganz unbedeutende Gemeinden anderwärts.

würde er ohne Zweifel in Africa vollständig gesiegt haben. — Eine Secte, deren Doctrinen unter dem gemeinen Volke einmal weit und breit Anklang gefunden, in ihrer Art Helden- und Märtyrerthum erzeugt haben, ist allerdings mit Gewalt schwer mehr zu unterdrücken; die herrschenden Sympathieen treten vielmehr, wenn Gewalt angewendet wird unter solchen Umständen, auf die Seite der Unterdrückten und geben ihnen vielmehr Zuwachs. Indessen ist es schon Pflicht des Zeugnisses von Seiten der Regierung, trotzige Haufen nicht in ihrem Uebermuthe zu toleriren. Den äußeren Erfolg zum Maaßstabe des Urtheils zu nehmen, ist wenigstens nicht christlich; und Constantins Nachfolger Constans ward durch das Benehmen der Donatisten und des pöbelhaften Anhanges derselben dreimal zu Reactionen gegen die Donatisten bewogen. Ganz verfehlt aber war ein jedesmal vorgängiger Versuch, die Donatisten durch Gratificationen u. dergl. geneigt zu machen, sich der Kirche wieder anzuschließen. Dadurch erhielten des Constans Reactionsversuche einen durch und durch büreaukratischen, im Verhältniß zur Kirche tief unsittlichen Charakter und waren also mit Recht von vornherein mit Erfolglosigkeit geschlagen. Die blutigen Verfolgungen, welche jedesmal den fruchtlosen Bestechungsversuchen nachfolgten, gaben erst recht Gelegenheit, die Verehrung der donatistischen Märtyrer zum Fanatismus zu steigern und das Unwesen der Circumcellionen nun aufs Höchste zu entwickeln, die ganze Provinz mit Schrecken zu erfüllen. Die erste Verfolgung fällt ins Jahr 340 und ein Ursacius war dabei Agent des Kaisers — sey es der früher schon aufgetretene, sey es ein anderer dieses Namens. Bei der zweiten im Jahr 345 war Gregorius der Agent des Kaisers und hier nun trat Donatus von Karthago als Held seiner Partei mit furchtloser Consequenz den kaiserlichen Befehlen entgegen, indem er an der Spitze derselben Partei, die dreißig Jahre früher selbst den Kaiser gegen die Kirche angerufen und die Regierung in den ganzen Kirchenstreit hereingeführt hatte, die völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate als Princip aussprach und durch nichts in der Durchführung dieses Principes eingeschüchtert werden konnte. Durch alle donatistische Gemeinden sandte er Circulare, Niemand solle die kaiserlichen Almosen annehmen, und an Gregorius selbst richtete er ein Schreiben voll leidenschaftlicher Schmähungen. Gregorius richtete wirklich nichts aus. Er scheint ohnehin verhältnißmäßig mild verfahren zu haben und Constans sandte nun 347 eine Commission von drei Männern (Paulus, Macarius, Taurinus) an seine Stelle — und in diesem Falle folgte der, auch diesmal anfangs versuchten, Bestechung eine wirklich energische, blutige Verfolgung. Donatus blieb bei seinem Ausspruche: Was geht dem Kaiser die Kirche an? — Aber freilich waren die Separatisten nicht bloß die Ersten gewesen, die früher die Regierung zu ihrer Hülfe gerufen hatten, sondern die Gewaltthätigkeiten der Circumcellionen überboten auch weit die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Beamteten, die wenigstens stets in festgestellten Formen und nach geordneten Regeln verfuhren — und hauptsächlich den Circumcellionen galt auch die Strenge

der kaiserlichen Commissare. Ohngeachtet die Kirche den Donatisten antworten konnte: „was gehen uns die Verfolgungen des Macarius an! wir haben sie nicht angeordnet" — nannten die Donatisten die zur Kirche haltenden: Macarianer. In allen Donatistengemeinden strömten Schmähreden gegen die Kirche und deren Bischöfe, so wie gegen die kaiserliche Regierung über. Die Kirche treibe Hurerei mit den Fürsten dieser Welt; die Bischöfe seyen Sklaven des Kaisers und der Kaiser sey ein Heuchler, der die Gemüther mit unlauterer Freundlichkeit zu berücken suche und, wo dies nicht gelinge, zu blutigen Verfolgungen fortschreite. Die wüthende Schaar der Circumcellionen ward in ein Souveränetätsgefühl hinein fanatisirt, in welchem sie sich, als seyen sie die Herren der Welt, Alles glaubten erlauben zu dürfen. In dieser Zeit besonders kamen alle jene Gewaltthätigkeiten vor, die den Circumcellionen zur Last fallen; und an den Gräbern der Märtyrer und der für solche gehaltenen Selbstmörder soff sich das vagabundische Volk, welches dieselben verehrte, in Weine voll und gab sich allen Lastern hin. Die Circumcellionen brachen Nachts in die Häuser der zur Kirche haltenden, besonders der Geistlichen, bewaffnet ein; plünderten sie aus oder mißhandelten oder verstümmelten die Bewohner; gossen ihnen Essig oder schmierten ihnen Kalk in die Augen und was der Gräuel mehr waren.

Die edleren Donatisten, unter ihnen Bischof Donatus selbst, sagten sich nun allerdings alsbald entschieden von diesem Gräuelwesen los — ja! Donatus selbst schrieb an Taurinus, er möge doch mit seinen Soldaten diesem Wesen ein Ende machen — und mit großer Energie griff Taurinus dann auch ein. Aber zu viele Donatisten waren doch mit diesen Circumcellionen in Verbindung gewesen oder waren von ihnen so weit eingeschüchtert, daß sie nur schwer von ihnen zu trennen waren, und so traf also nothwendig die Verfolgung der Circumcellionen auch wieder viele Donatisten. Ein dritter Donatus (Bischof von Bagai) und Marculus (von dem ungewiß ist, ob er sich nicht selbst von einem Felsen herunterstürzte, als er gefangen war) fanden, und der erste sehr verdientermaßen, bei diesen Actionen den Tod, ohngeachtet sie zu den hervorragendsten Donatisten gehörten. Donatus von Karthago ward in die Verbannung geschickt und nachdem so Ruhe geworden zu seyn schien, hörte die Verfolgung auf. Wenn in Beziehung auf diese Verfolgungen nun eingewendet wird, man habe dadurch die Separation befördert, weil man sie mit einer Leidenschaftlichkeit erfüllt habe, in der eine Verständigung nicht mehr möglich gewesen sey, so ist darauf zu erwidern, daß grade dadurch eine Separation geschlagen wird — einmal ist nun eine feste Kluft zwischen ihr und der Kirche und Niemand kann aus der Kirche allmälig zu ihr hinüber gezogen werden, sondern das Uebertreten erfordert einen großen, momentanen Entschluß, dessen nur wenige fähig sind — sodann gewinnt die Separation durch jene Leidenschaftlichkeit einen Charakter, der ein wahrer nur so lange ist, als der Fanatismus wirklich vorhanden ist — die nächste Generation, die ohne diesen Fanatismus aufwächst, aber die Last seiner

Folgen im übrigen Leben zu tragen hat, findet die eingenommene Lage insofern als eine unwahr gewordene, als die äußere Stellung und Gestaltheit nicht mehr der vorhandenen Parteisubstanz entspricht; und bei dieser Unwahrheit ist die Lage auch noch langweilig und, da sie Opfer auflegt für abgestorbene Interessen, höchst unbequem. Dadurch entstehen dann nothwendig in der Besatzung der Festung selbst Meutereien und der innere Untergang der Partei ist, nachdem diese einmal momentan auf einem Gipfel gestanden hat, entschieden. So war es auch bei den Donatisten. Ihre spätere Entwickelung ist in der That eine Zersplitterung, wenn sie auch äußerlich wieder Umfang gewinnen, ja! seit Kaiser Julian dem Apostaten, der sie begünstigte, erst ihre äußerliche Glanzperiode erlebten. Zunächst aber hatten diese Streitigkeiten die wichtige Folge, daß die Kirche nach mehr als einer Seite klar ward über die Behandlung von Separatisten und daß das Concil von Karthago, welches der auf Cäcilian (der kurz vor der letzten Verfolgung der Donatisten gestorben seyn wird) folgende Bischof Gratus abhielt, zwei Ergebnisse dieses Aufgeklärtwerdens fest als Grundsätze der Kirche aussprach, nämlich: 1) die in richtiger Form, d. h. auf den dreieinigen Gott vollzogene, wenn auch von Ketzern gespendete, Taufe darf nicht wiederholt werden (so daß folglich die Wiedertaufe unerlaubt, gegen den wahren Glauben und gegen die Zucht der Kirche sey) — und 2) die Kirche hat die mit ihren Censuren zu belegen, welche die Märtyrer verlästern; darf aber auch nicht leiden, daß in Wahnsinn oder ähnlichen Zuständen Umgekommene Märtyrer genannt werden.

Man faßt wohl Julian nicht richtig auf, wenn man ihm, weil er gewisse Resultate des christlichen Lebens festhalten will, nicht die volle Feindschaft gegen das Christenthum zuschreibt. Wenn er von den Christen zu seinen Heiden sagt: „ihre Menschenliebe gegen Fremde und Arme, ihre Sorgfalt für die Todten und ihre Heiligkeit des Lebens, das muß alles auch in Wahrheit von uns geübt werden“ — so folgt daraus nur, daß das Heidenthum in seiner alten Gestalt bereits völlig zu Grunde gegangen und geistig besiegt war; nicht aber, daß Julian das Christenthum liebte, denn in solchen Aeußerlichkeiten, die sich der Heide auch aneignen kann, besteht eben das Christenthum gar nicht. Julian sah ein, daß das Christenthum principiell der Feind des Römischen Staatswesens sey, deshalb haßte er es; und er sah ein, daß dies Römische Staatswesen (so wenig wie irgend ein anderes) ohne Religion bestehen könne; daß aber das Heidenthum, welches diesen Staat gebaut, längst geistig todt sey. Da wollte er ein doctrinäres Heidenthum an die Stelle setzen — ein todtgeborener Versuch, wie alle doctrinären Versuche. Als Alliirte des doctrinären Heidenthums gegen die Kirche begünstigte er alle deren Widersacher, also die Juden vornämlich und die Separatisten, d. h. Donatisten. Er proclamirte neben seiner heidnischen Staatsdoctrin und gewissermaßen als eine Consequenz derselben allgemeine Toleranz — von welcher Toleranz nur die Kirche ausgenommen ward. Dieselben Donatisten aber, welche in der Zeit, wo sie die Verfolgung des

Staates zu tragen hatten, ausriefen: was geht dem Kaiser die Kirche an? — suchten jetzt auch ihrerseits in aller Weise die Gunst des Kaisers und schmeichelten ihm (dem Apostaten vom Christenthum sie die Verfolger der Traditoren) als dem alleinigen Gerechten. Julian ließ ihre verbannten Geistlichen aus der Verbannung zurückkommen. Den Parmenian, den Nachfolger des Donat als separatistischer Bischof von Karthago, ließ Julian unter militärischem Schutze in sein Amt einsetzen und gab den Donatisten die ihnen früher entrissenen Kirchen zurück. Da diese Kirchen hie und da von den Anhängern der Kirche, die dieselben in Besitz genommen, gegen die tumultuarisch heandringenden Donatisten noch vertheidigt wurden, kam es von Neuem zu Blutvergießen und allen möglichen Gräueln. Die kaiserlichen Behörden mußten am Ende solchen Gewaltthaten steuern. Natürlich war zunächst der Donatismus der Magnet für allen christlichen Pöbel vornehmen und geringen Standes — und eben feierte er einen vollständigen äußerlichen Triumph, als Julians Tod allen zu Gemüthe führte, daß dieser Triumph wirklich nur ein äußerer gewesen war. Es folgte nun eine Zeit wesentlich theologisch geführter geistiger Kämpfe zwischen der Kirche und dem Donatismus. Der letztere aber ward bald durch die in ihm auftauchenden verschiedenen Richtungen und durch die ihm nun anhängenden lauen Massen ebenso sehr geschlagen, als durch die geistige Ueberlegenheit der ihm gegenüber tretenden kirchlichen Vorkämpfer: Optatus (Bischof von Mileve) und Augustinus (Bischof von Hippo). Als verfehlt dürfen wir wohl noch den Gedanken bezeichnen, daß in Augustin zwei einander bekämpfende Gesinnungselemente mit einander gerungen hätten. Die Sache scheint vielmehr die zu seyn, daß der Verf. sich das meiste des von Augustin gesagten aneignen kann, manches aber nicht; daß er also in Beziehung auf Augustin in Zwiespalt ist; diesen Zwiespalt aber in Augustin hinein verlegt, weil er für sich den Standpunkt noch nicht gewinnen kann, wo die Aussprüche, die er annimmt, und die, welche er verwirft, in Harmonie sind — weil er also den wirklichen Standpunkt Augustins noch nicht zu gewinnen vermocht hat. Nicht in Augustin, sondern in Ribbeck ist wohl das Ringen zu suchen. H. Leo.

Ueber den Indischen Aufstand, nach eignen Anschauungen.

Nichts schärfte Gott der Herr seinem Volke mehr ein, ehe sie das gelobte Land einnahmen, als sich fern zu halten von dem Götzendienst der Völker, die der Herr in ihre Hand geben würde; sie sollten sich vor all den Gräueln hüten, wodurch diese das Maaß ihrer Sünden voll gemacht und der gerechten Strafe Gottes, der völligen Ausrottung, anheimgefallen waren, ja sie sollten nicht einmal die Namen der heidnischen Götter nennen. Wie nothwendig diese wiederholten Warnungen waren, sehen wir aus dem Verlauf der Geschichte des jüdischen Volkes. Ein

so herrliches Volk (Deutr. 4), das so gerechte Sitten und Gebote hatte, zu dem Gott der Herr sich so nahe that, so oft sie ihn anriefen, das die großartigste und herrlichste Geschichte hatte, die Wunder und großen Thaten Gottes, wodurch es aus der Knechtschaft in Aegypten freigemacht worden — dies Volk ward verlockt von dem Pomp und Sinnenreiz des heidnischen Götzendienstes und wandte sich ab vom Herrn und kehrte sich zu den Götzen. Womit der Mensch sündigt, wird er gestraft. Heidnischen Götzendienst wollten sie in ihr Land einführen; statt auf die Heiden heilsam und wohlthätig einzuwirken, ließen sie sich von den Heiden verführen — da schickte Gott der Herr heidnische Könige, um über sie zu herrschen, bis sie sich reumüthig und demüthig wieder zu ihm, dem wahren Gott, wandten. Dann kehrte Er auch sein Gnadenantlitz wieder zu ihnen — wie aber die Könige das Volk immer mehr zum Götzendienst verführten, da ließ der Herr sie wegführen in die Babylonische Gefangenschaft, damit sie sähen, was denn das Heidenthum eigentlich ist — denn in ihrem Lande war es noch immer durch die Treuen und Stillen im Lande und durch den Tempel und die Gottesdienste gehemmt und in Schranken gehalten. — Unter den Heiden inmitten aller heidnischen Gräueln, die ohne Schranke und Hemmung ihnen täglich vor Augen traten — ach da gedachten sie an Zion, an ihre herrlichen Gottesdienste und ihre schweren Versündigungen gegen den Herrn ihren Gott traten ihnen lebhafter wie je vor die Augen. Und wie sie sich von ganzem Herzen bekehrten, da erbarmte der Herr sich ihrer wieder und brachte sie wieder in ihr Land und der Tempel ward wieder gebaut.

Die Geschichte der Juden, des auserwählten Volkes Gottes, ist nicht eine einmalige, es ist eine ewige Geschichte.

Die neuesten Ereignisse in Indien bestätigen die ewige Wahrheit und stete Gültigkeit dieser Geschichte, und da sie nicht nur welthistorische Bedeutung haben, sondern auch für die Ausbreitung der Kirche Christi von der allergrößten Bedeutung sind, abgesehen von der Lehre der Wiedervergeltung schon hienieden, die uns so ganz klar vor Augen gestellt wird, so kann wohl eine Evangelische Kirchen-Zeitung nicht umhin, von der großen Militairrebellion Notiz zu nehmen und sie nach ihren religiösen Beziehungen zu beleuchten.

Es ist freilich kaum an der Zeit, so kurz nach diesem Ereigniß, das ja noch immer nicht beendigt ist, sondern vielmehr droht, sich sehr in die Länge zu ziehen und ernstlichere und betrübendere Folgen zu haben, wie man anfangs erwartete, die Geschichte desselben zu schreiben, es ist aber auch das nicht unsere Absicht, nur Andeutungen wollen wir geben, die uns die Bedeutung und Wichtigkeit desselben vor Augen stellen sollen.

Es giebt kaum ein Land, was von solcher Bedeutung und so großem Einfluß in der Geschichte gewesen, als Indien, freilich mehr mittelbar als unmittelbar, seit mehr als dreitausend

Jahren. Durch seine unerschöpflichen Schätze hat es Wohlstand über alle Länder Westens verbreitet und welche Veränderungen in unserer Lebensweise und in unserem Verkehr sind durch die Produkte dieses Landes eingetreten. Die Völker, welche Vermittler nur des Ostindischen Handels waren, haben sich bald aus ihrer früheren Unbedeutendheit und Geringheit zu bedeutender Stellung erhoben; so in der alten Welt, Arabien, Syrien, Phönizien, Aegypten. Wenn nun schon die Träger und Vermittler des Ostindischen Handels reich und mächtig wurden, wie viel mehr dann die Eroberer und Plünderer des Landes? Die muhamedanischen Herrscher, wie sie immer weiter nach allen Seiten ihre Herrschaft ausdehnten, kamen auch nach Indien und in zwölf erfolgreichen Eroberungszügen ward das Land zu verschiedenen Zeiten verheert und die schönsten Städte zerstört, Wallfahrtsörter und Tempel geplündert und unschätzbare Beute von den fanatischen Heeren fortgeführt nach den öden Steppen Afghanistans. Fast acht Jahrhunderte hindurch dauerten die Streif- und Eroberungszüge und Kriege der Muhamedaner in Indien. Der Westen blieb lange fern von dem Verkehr und Handel mit Indien, bis auf die zurückkehrenden Kreuzritter, die allerlei Produkte des Orients mit sich führten und dadurch, wie durch ihre übertriebenen Erzählungen die Begierde ihrer Landsleute reizten, einen Handelsweg nach dem Orient zu eröffnen. Italiens Lage eignete sich ganz vorzüglich dazu, dies auszuführen, und Venedig und Genua gewannen bald das Monopol des Indischen Handels für sich, besonders die erstere. Der ritterlich romantische Sinn der Kreuzritter war abgekühlt und verwandelte sich nun in ein Ringen und Trachten nach den materiellen Gütern. Eine neue Straße nach dem goldreichen Indien mußte gesucht werden. Könige, Kaufleute, Matrosen, Alles war ergriffen von diesem Geiste. Den Columbus trieb dieser Geist, er wollte einen neuen Weg nach Indien suchen und fand Amerika. Seine Erfolge trieben nur noch mehr an zu Versuchen, Indien zu erreichen, und wie erst der Weg gefunden und Indiens Schätze dem Westen zugeführt wurden, da entstand ein Wetteifer unter den Völkern. Die Portugiesen waren die ersten, die festen Fuß faßten in Indien und Handelsplätze anlegten an der Küste — Holländer und Franzosen folgten und auch die Engländer blieben nicht lange aus.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In das Referat über die Berliner Pastoral-Conferenz (Nr. 57) hat sich ein Irrthum eingeschlichen, der berichtigt zu werden verdient. Das Porst'sche Gesangbuch findet sich nicht, wie pag. 664 angegeben, in 114 Gemeinden, sondern in 1445 Gemeinden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 11. August. № 64.

Ueber den Indischen Aufstand, nach eignen Anschauungen.

(Fortsetzung.)

Im Mai 1601 segelte die erste Flotte von drei Schiffen, von der Engl. Ostindischen Compagnie ausgerüstet, die drei Jahre vorher sich gebildet und vom König auf 15 Jahre privilegirt worden, nach Indien ab. Nur Handel und Gewinn, weiter suchten sie nichts. Sie gewannen nach und nach bald kleine Punkte und Plätze an den Küsten in der Nähe von Bombay und Madras, so wie auch Calcutta, die ihnen theils vertragsmäßig waren abgetreten oder verkauft, oder aber durch Verdienst Einzelnen geschenkt worden von den muhamedanischen Herrschern des Landes. Hat aber eine christliche Macht erst einen Fuß breit Landes in einem heidnischen Lande, so ist damit die nothwendige Folge gegeben, daß das ganze heidnische Land früher oder später dem christlichen Volk anheimfallen muß, eben weil ein heidnisches Volk keine Lebenskeime in sich trägt, vielmehr in Fäulniß gerathen ist und sich also einem christlichen Volke gegenüber nicht halten kann. Die Mittel und Wege, welche die Engländer anwandten, sich immer fester anzusiedeln, immer mehr Land zu gewinnen, rechtmäßig oder unrechtmäßig, sollen hier durchaus nicht in Schutz genommen werden. Von der Zeit, wo ihr Handel begann, hatten sie ein ganzes Jahrhundert hindurch eine sehr precäre Existenz; nicht nur mit den eingebornen Königen und Fürsten hatten sie zu kämpfen, sondern auch mit Europäischen Nebenbuhlern, namentlich mit den Franzosen. Den beständigen Streit und Krieg zwischen den einzelnen kleineren und größeren Königen wußten sie sehr schlau zu ihrem Vortheil zu benutzen, und da es ihnen nach und nach erlaubt worden war, ihre Handelsniederlassungen zu befestigen und auszudehnen und Englische Truppen zu halten, so gab grade ihr Beitritt und ihre Entscheidung für oder gegen einen König oft den Ausschlag, und wenn nun ihre Truppen in Verbindung mit einem einheimischen Könige dessen Feinde geschlagen hatten, so war ganz natürlich die Belohnung, die die Engländer dafür forderten, Land. Zu der Zeit, da die Verwicklungen zwischen dem Mogul König in Delhi und den Hindu Königen in Bengalen sehr groß waren, war ein junger Schreiber nach Indien gekommen, der schon dreimal versucht hatte, sich das Leben zu nehmen. Die Aufregung, die diese Zustände in Indien ihm darboten, war, was ihm gefehlt hatte — mit ganzer Seele stürzte er sich dahinein, durchschaute mit durchdringendem, kühnem Blick bald alle Verhältnisse und machte sich zum Herrn derselben. Mit einer kleinen Handvoll Truppen schlug er ein großes Heer seiner Feinde und gewann ein Reich für England, fast so groß wie Südeuropa in einem Tage. Freilich Wort- und Treubruch scheuete er nicht. Bei Unterzeichnung des Friedensbündnisses ward ein anderes untergeschoben, was ganz dem entgegen lautete, was dem Könige war vorgelesen worden. Wie die Aufregung vorbei war, endete Lord Clive doch noch als Selbstmörder!

Wie nun ein Königreich nach dem andern fiel vor den Waffen der Engländer, so sahen sie sehr bald ein, daß sie diese Länder nicht durch eigne Truppen aus England würden halten können, sondern daß sie sich der eingebornen Truppen würden bedienen müssen. Sie nahmen diese also in ihren Sold und gaben ihnen Englische Officiere, die sie auf Europäische Weise heranbildeten. Ferner, bei Verwaltung der ihnen so anheimgefallenen Länder trat die Ostindische Compagnie an die Stelle der überwundenen oder abgesetzten Könige. War der König unumschränkter Herr und Gebieter aller seiner Unterthanen gewesen, so wurde nun die Compagnie (die beiläufig gesagt in Indien viele Jahre hindurch und von den Unwissenden und Ungebildeten noch bis heute für eine alte Frau gehalten wird, die ihre Söhne und Enkel nach Indien schickt und durch sie das Land regiert) in ihren Stellvertretern und Beamten dasselbe. Wenn nun der König alle Angelegenheiten des Götzendienstes zu ordnen hatte und das Vermögen der Götzen, was durch Betrug und List der Priester und Brahmanen erworben war, oder aber durch fromme Stiftungen der Könige und Kaufleute oder anderer reicher Privatpersonen ihnen anheimgefallen, zu verwalten, so thaten das jetzt die christlichen Beamten der Englisch-Ostindischen Compagnie. Die Götzenpriester wurden von der christlichen Regierung besoldet, die Tempel und Götzenbilder ausgebessert oder neue errichtet und angefertigt auf Kosten der Regierung — die Götzenfeste gefeiert auf Befehl der Regierung — die Pilgertaxe floß in die Schatzkammer der Regierung — die Sudras, die den colossalen Wagen des Juggernath ziehen mußten, unter dessen Rädern sich Hunderte zermalmen ließen, wurden dazu beordert von der Regierung — Wittwen verbrennen, Kinder

morden, indem sie den Krokodilen von den eignen Müttern vorgeworfen wurden, Aussetzung der Kranken und Selbsterträuken der Aussätzigen, das Alles geschah mit Wissen der Regierung. Zuerst waren alle diese Gräuel nicht bekannt in England und was kümmerte man sich viel um Indien, wenn die Inhaber der Ostindischen Papiere nur gute reiche Dividende erhielten und wenn nur reiche Kaufmannsgüter aus England ins Land kamen und abgesetzt wurden, das andere war ja Nebensache. Wir müssen nun hier etwas von der Religion und dem Kastenunterschied, der innig mit der Religion zusammenhängt, sagen. Die Brahmanen scheinen unzweifelhaft aus Aegypten eingewandert zu seyn, ihr Ehrentitel bis auf den heutigen Tag ist Mizer-ji, d. i. Herr Aegypter, auch finden wir ja Kastenunterschiede oder doch sicherlich die Ansätze dazu unter den Aegyptern zur Zeit Moses, so wie die religiösen Abwaschungen, wie das sich deutlich aus Stellen ergiebt, wie 1 Mos. 43, 32. 2 Mos. 2, 4; 7, 15. Sie sind nach Indien eingewandert, haben die Buddhaisten nach Süden, Osten und Norden verdrängt; im Herzen von Indien, nahe bei der heiligsten Stadt der Hindus Kasi (Benares), sind noch Buddhaistische Tempelruinen, ziemlich gut erhalten. Die untergeordneten Stämme und Ureinwohner traten gleich in ein abhängiges Verhältniß und es muß sich nach und nach das Kastenwesen, was den Buddhaisten gänzlich fehlt, was aber alle diejenigen unter ihnen, die jetzt mit den Brahmanen in Berührung gerathen, annehmen, ausgebildet und festgestellt haben. Der Brahmane ist der zweimal geborne — mit dem achten Jahre wird ihm unter großer Feierlichkeit, Gebet und Segen, d. i. Zauberformeln und Horoscopstellen, die Janeo oder Brahmanenschnur umgehängt, das ist die Wiedergeburt — alle anderen Kasten können diese Wiedergeburt natürlich nicht erlangen, der Brahmane steht über Menschen und Göttern, seinen Mantras, Gebets- und Zaubersprüchen, müssen die Götter gehorchen. Keiner von den Sudras durfte sich dem heiligen und reinen Brahmanen auf fünf oder sechs Schritte nahen; trat er mit seiner unreinen Atmosphäre diesem Heiligen zu nahe, so wurde er ergriffen und auf die grausamste Weise von ihren Königen bestraft (siedendes Oel, geschmolzenes Blei ꝛc. in den Mund gegossen). In der ganzen Haltung und im Betragen des Brahmanen ist der unbegränzte Stolz und Uebermuth zu lesen und die höchste Verachtung aller niedrigen Kasten, aller Europäer. Im Besitz seiner Religion ist er ganz sicher. Alle Religionen sind gut und von Gott und jeder muß in der Religion bleiben, in welcher er geboren ist. Das ist dem Hindu unfaßbar, daß irgend eine Religion falsch seyn könne — wie wäre das möglich, da würde sie ja nicht existiren; Alles, was ist, ist vernünftig, ist göttlich, und die Vorstellung, daß ein Hindu seine väterliche Religion verlassen könne und eine andere annehmen, ist ihm die schrecklichste und abscheulichste, die er sich denken kann. Ebenso ist es reine Unmöglichkeit für jemanden aus einer andern Religion, Hindu zu werden. In welche Kaste sollte solch ein Unglücklicher gesteckt werden? Es ist vorgekommen, daß ein Englischer Officier, von der Consequenz des Brahmanischen Pantheismus angezogen, sein Christenthum, was natürlich nicht weit her gewesen, ganz dran gegeben und offen und frei sich zum Brahmanismus bekannt und alle religiösen Gebräuche, Ablutionen, Gebetsübungen, Ascese u. s. w. mitgemacht hat, aber die Brahmanen hielten ihn für verrückt, was er denn auch war, sie erkannten ihn nicht an, aßen nicht mit ihm, ließen ihn nicht in ihre Nähe kommen, ebenso wenig die niedrigen Kasten, wenn sie aßen. Er stand ihnen noch ebenso fern, wenn nicht ferner, wie früher. Die Religion der Hindus nun besteht in Essen und Trinken. Das Ringen und Streben nach Heiligkeit und Reinheit hat sich rein aufs Alleräußerlichste auf ihre Nahrung geworfen. Es giebt wohl schwerlich eine Religion auf der Erde, die so viel Elemente der Wahrheit in sich trägt, als die der Hindus, wo aber diese Elemente so gräulich versetzt und verkehrt worden sind in Lüge und Unwahrheit. Wenn unser Heiland sagt, was in den Mund hineingeht, das verunreinigt den Menschen nicht, sondern was aus dem Munde herausgeht, denn das kommt aus dem Herzen, das verunreinigt den Menschen, und wenn Paulus den Christen zu Corinth befiehlt, den, der unter ihnen eine so große Sünde gethan, wie auch unter den Heiden nicht einmal erhört ist, auszuschließen und nicht mit ihm zu essen oder zu trinken, so handelt der Hindu grade umgekehrt. Die gröbsten Sünden nach dem christlichen Gewissen mögen begangen werden, aber die Gemeinschaft und der innige Verkehr hört nicht auf — ißt aber Einer die Speisen, die Jemand aus niedriger Kaste bereitet hat, so ist die Verunreinigung vollständig, und derjenige, der so gegessen hat, wird ohne alles Erbarmen ausgestoßen und darf sich sogar seinen allernächsten Verwandten nicht wieder nahen. Er ist ein Auswurf der Erde und des Himmels, hat nirgends Gnade und Aufnahme zu hoffen, weil er den ihm von Gott angewiesenen Rang und Stand eigenwillig verlassen hat. Im Wasser liegt die Verunreinigung — trockene Stoffe und Speisen, die ohne Wasser bereitet und genossen werden, verursachen keine Verunreinigung. Es kann der höchste Brahmane solche von Leuten aus niederer Kaste annehmen — (die kosten Geld, Wasser aber erhält er umsonst auf jeder Straßenecke!). Alles aber, was mit Wasser bereitet wird, darf nicht angerührt werden, und wenn der Höhere sich sein Essen bereitet, was wo möglich draußen im Freien geschieht oder in einem eigens dazu bestimmten Gemach, so darf ihm keiner aus niederer Kaste nahen. Der höchste religiöse Act ist sein Essen. Ein Kreis wird gezogen rund herum, fast alle Bekleidung abgelegt, Mund und Hände und Füße gewaschen, und nun fängt der Hindu an, im Kreise auf zwei Steinen oder auf aufgeworfener Lehmerde seinen Kessel zu setzen und sich sein Essen zu kochen — und nachher, wenn es gar ist, in demselben Kreise zu verzehren; erst dann, nachdem er sich wieder gewaschen, Kleidung und Schuhe angelegt hat, kann er mit der äußern Welt wieder in Berührung treten, ohne verunreinigt zu werden — wehe dem, der einem Hindu in seinen Kreis tritt

während er dort kocht oder ißt — Alles wird weggeschüttet, alle Gefäße müssen von außen und innen wieder gereinigt werden, die irdenen aber zerbrochen.

Ueber ein solch Volk nun herrschen die Engländer, die von ihnen mit allen Europäern und allen andern Völkern zusammen für Unreine und Barbaren gehalten werden. Es ist dem Hindu ein Leichtes, auch dem höheren, sogar dem Brahmanen, sich einem Engländer, namentlich wenn sich etwas damit erreichen läßt, zu den Füßen zu werfen und mit der Stirne die Schuhe desselben zu berühren, ja ihn anzubeten und als eine Incarnation des heiligen Geistes zu verehren. Das kann er und thut er, kommt aber der Engländer oder Ausländer überhaupt in sein Haus, insonderheit in seine Küche, und sey er General-Gouverneur, so wird das ganze Haus unrein und muß mit Ziegenblut und Kuhdung (was das höchste Reinigungsmittel ist und innerlich sowohl wie äußerlich angewandt wird!) ganz bestrichen und durch die Gebetsformeln der Brahmanen wieder gereinigt werden.

Was muß nun alles in einem solchen Lande vorgehen, wo der herrschenden und regierenden Engländer so wenig sind, kaum 30,000 unter 200 Millionen vertheilt, und wo höchstens die Chefs der verschiedenen Büreaus Engländer sind und alle Unterbeamten aus den Eingebornen theils Hindus, theils Muhamedanern genommen — wo kein Europäer ins Innere der Häuser gehen darf und wo keine Treue und Glauben herrscht unter den Unterbeamten, wo auch nicht einer zuverlässig und glaubwürdig, wo Heuchelei und Lug und Trug für Tugend, und Wahrheit und Aufrichtigkeit für Dummheit und Laster gehalten wird, wo für ein Paar Groschen Zeugen erkauft werden, die alles beschwören, was ihnen vorgesagt wird.

Es kann nicht anders seyn, als daß die schändlichsten Geschichten, die von den Göttern der Hindus erzählt werden in ihren heiligen Büchern, auf sie den allerunseligsten Einfluß ausgeübt haben. Diese Gräuelgestalten, mit Blut beschmiert, mit Schlangen umwunden, halb Mensch halb Elephant, sieht man an allen Straßenecken stehen und in den Häusern. Die Kinder, so wie sie heranwachsen zum Bewußtseyn und sich entwickeln, haben all diese Gräuelgestalten vor sich. Die schändlichsten Laster und Sünden der Götter werden von ihren Eltern ihnen von Jugend auf mit Wohlgefallen erzählt und immer wieder erzählt. Wie dem Hindu die größte Sünde ist, Leben zu nehmen, irgend etwas Lebendiges zu tödten, sey es noch so klein, sey das Thier noch so schädlich und lästig, so ist ihm eben das erzeugende Princip die höchste Gottheit und wird in den allerabscheulichsten Symbolen im Hause, auf jeder Straßenecke und in jedem Tempel verehrt. Was muß aus einem solchen Volke werden, das in solch einer Religion aufwächst? Denn was der Mensch verehrt und anbetet, danach bildet er sich und dem wird er ähnlich — wer nun solche sinnlichen und grausamen Götter anbetet, wie kann der anders als ihnen gleich werden? Ferner Sünde ist dem Hindu Armuth, wer reich ist und mächtig, der kann ja thun, was er will, wer wills ihm wehren? der kann nicht sündigen.

Die Lehren der Muhamedaner sind bekannt und wir wissen, wie bei ihnen Fanatismus und die allergrößte Sinnlichkeit mit der ausgesuchtesten Grausamkeit Hand in Hand geht. Wenn wir nur noch dies eine im Auge behalten, daß Hindus sowohl wie Muhamedaner den Opium, aber noch vielmehr den Bhang, einen Extract von Hanfsamen und Saft, essen und dadurch sich in die brutalste Berauschung versetzen, die es giebt, so wird uns nicht befremdend seyn, von solchen Leuten die größten Grausamkeiten und Gräuel verübt zu sehen, wenn sich ihnen Gelegenheit dazu darbietet.

Nach dem, wie wir die Hindus oben geschildert haben, was, meinen wir wohl, werden sie denken und sagen zu einer Europäischen Macht wie die der Engländer, die nach und nach ihre Regierung weiter und weiter über sie ausdehnt, die in jeder Beziehung so unendlich hoch über ihnen steht, so daß sie selbst dies Volk als eine Incarnation Gottes verehren, wenn sie sehen, daß diese in ihren Gesetzen und ihrem täglichen Umgang und Verkehr mit ihnen, die größte Achtung und Ehrerbietung sogar vor ihrem Götzendienst bezeugen und alle eingebildeten Vorrechte ihrer Kasten respectiren. Wenn sie sehen, wie der Kastengeist, den die meisten, wenn nicht alle Eingebornen (mit Ausnahme natürlich der Brahmanen) für eine schwere Last und großen Zwang ansehen, dem sie sich aber nicht entziehen können, weil sie eben darin geboren und keine Möglichkeit des Entkommens ihnen gegeben ist, sogar die Engländer so angesteckt hat, daß sie, die von Kasten nichts wissen, von Hause aus, in Indien auf nichts so sehr sehen, als Diener aus den höchsten Kasten zu haben und auch unter sich selbst in Indien den Unterschied des Standes und Ranges im bürgerlichen Verkehr fast kastenartig starr und steif und streng geschieden haben ausbilden lassen — was werden sie denken und sagen, wenn sie sehen, wie die Engländer ihre eigene Religion und Religionsübungen, man möchte fast sagen verbergen und verstecken, damit die Heiden es nur nicht sehen und dadurch beleidigt werden möchten, wenn sie aber den Hindus sowohl wie den Muhamedanern erlauben, die schändlichsten und schmutzigsten Bilder und Scenen vorbeizuführen und aufzuführen auf offner Straße und öffentlichem Markte bei ihren Götzenfesten?

Statt durch eine solche Politik Liebe und Achtung einzuflößen und Dank und Anhänglichkeit sich zu erwerben, haben sie sich Verachtung und Verspottung, Haß und Ungehorsam dadurch zugezogen. So sehr nun der durch und durch religiöse Hindu das offene und frei Verkündigen des Wortes Gottes von Seiten der Missionare und diese selber ehrt und achtet, die es ihm offen und frei bekennen, es ist uns um Eure Bekehrung zu thun, es ist uns darum zu thun, daß ihr Eure falsche Religion, die Euch keinen Frieden mit Gott, keine Seligkeit geben kann, verlaßt und die allein wahre Religion annehmt — eben so sehr verachten sie die weltlich gesinnte Politik und alle weltlich ge-

sinnten Englischen Richter und Beamten, die ihre eigene Religion verachten oder auch nur nicht ausüben und einen Respect und Achtung vor dem Götzendienst der Hindus und dem falschen Propheten der Muhamedaner zur Schau tragen. Jeder offene und ehrliche Widerstand ist ja viel ehrenwerther dem Feinde und Widersacher, als eine versteckte oder offene Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die höchsten Wahrheiten und wichtigsten Interessen des Menschen und in nichts bewegt sich, wie bekannt, der Hindu so sehr, als in den tiefsten metaphysischen Fragen über Gottes Wesen und Eigenschaften, ob Gott sich offenbaren kann oder nicht, ob er Nichts oder Alles, er fragt und sucht Aufschlüsse darüber, so wie über das Verhältniß der Menschenseele zu Gott. Wenn nun die hoch über ihm stehenden Engländer alles dies verachten und ihre eigene Religion so ganz hinten ansetzen — so entsteht in dem abergläubigen und schlauen Hindu die Frage: warum thut die Regierung das? — Sie kanns nicht ehrlich und offen mit uns meinen, wenn sie ihren Beamten befiehlt, unsere Religion zu respectiren und zu achten, es kann das nicht von Herzen kommen — es muß ihr doch darum zu thun seyn, uns zu Christen zu machen, und da das nach den Begriffen des Hindu am allerleichtesten dadurch geschieht, daß ihnen ihre Reinheit und Heiligkeit, die in ihrem Essen besteht, genommen werde, so wäre es ja das Leichteste, denken sie, daß die Regierung irgend ein Mittel erfände, wodurch dem Volk als einem Ganzen die Vorrechte ihrer Kasten genommen und die Heiligkeit derselben untergraben würde und das könne ja am besten geschehen, wenn den Sipahis, die solch bedeutende und wichtige Stellung in Indien einnehmen, irgend eine unreine Substanz gegeben werden könnte, wodurch sie befleckt und verunreinigt würden; wäre die Kaste mit ihrer Heiligkeit nur erst fort, so käme dann das andere: Christ werden und englisch ja von selbst (daher der Schreck vor den fettigen Patronen) und wenn dem niedern Volke irgend wie mit ihrem Mehl etwas verkauft werden könnte, wodurch auch sie ihre Kastenreinheit verlören, so wäre ja alles ganz leicht, daher die Gerüchte, daß auf Befehl des General-Gouverneurs Mehl von Menschen- und Thierknochen, dem Gerste- und Weizenmehl beigemischt sey von allen Kaufleuten, die die Regierung dazu bestochen habe. Alle diese Gerüchte von den in den Regierungsschulen erzogenen Unterbeamten und den Leitern des Aufstandes durchs ganze Land verbreitet, die wohl alle die Ungereimtheit und Lächerlichkeit einsahen, wurden von Tausenden geglaubt. Wer den wahren Glauben nicht hat, ist allen möglichen abergläubischen Befürchtungen Preis gegeben.

(Schluß folgt.)

Zur Frage von der Absolution.

Es war im Herbst des vorigen Jahres, wo ich an das Sterbebette eines zu Falle gekommenen Mädchens gerufen ward. Der mich abholende Schwager dieses Mädchens theilte mir in der Kürze mit, wie diese seine Schwägerin in Folge ihrer Entbindung von Zwillingskindern sterbenskrank geworden sey und von der Nähe ihres Todes überzeugt die Ihrigen flehentlich gebeten habe, schleunigst den Pastor zu ihr zu holen; man habe ihr darüber Vorstellungen gemacht und entgegnet, der Pastor werde sehr böse auf sie seyn; sie aber habe erwidert: „Holt ihn nur, der Pastor ist ja nicht da für die Gerechten, sondern für die Sünder." Durch diese Mittheilung für die richtige Art, wie diese sterbende Sünderin seelsorgerlich zu behandeln sey, gehörig vorbereitet, trat ich hin an ihr Bett, und da ich an den Symptomen ihrer nahen Auflösung erkannte, daß keine Zeit zu verlieren sey, so faßte ich mich in meiner Unterredung möglichst kurz. Bei ihrem Taufnamen sie anredend fragte ich: „Warum hast du mich rufen lassen?" Sie antwortete: „daß Sie mir meine Sünden vergeben sollen." Ich: „welche Sünden?" Sie: „meine Hurereisünde." Ich: „es steht aber geschrieben: die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten." Sie: „es steht aber auch geschrieben: das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde." Ich: „wenn du wahrhaftig glaubst, daß das Blut Jesu dich von aller deiner Sünde rein macht, dann sind dir deine Sünden schon vergeben, dann brauche ich nicht erst dir deine Sünden zu vergeben." Sie: „Ja, aber wenn Sie als Gottes Diener mir die Sünde vergeben, dann kann ich es besser glauben, daß Gott mir vergeben hat." Als sie das gesagt hatte, ertheilte ich ihr sofort die Absolution unter Handauflegung mit den Worten: „Wie du glaubest, so geschehe dir; und ich aus dem Befehl unsers Herrn Jesu Christi vergebe dir deine Sünde im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." Diese Absolutionsworte nahm sie entgegen unter den Zeichen der tiefsten Andacht, mit geschlossenen Augen, gefalteten Händen und betenden Lippen. Zwei Stunden darauf ging sie heim, wie ich zuversichtlich zur Barmherzigkeit des Herrn hoffe, als eine wahrhaftig absolvirte und begnadigte Sünderin.

Es war dies der erste Fall in meiner amtlichen Praxis, wo sich mir ein bestimmtes, aus der klarsten Anschauung von dem Wesen und der Kraft der Absolution hervorgegangenes Verlangen nach derselben kund gab, und die Ueberzeugung von der unbeschreiblichen Wohlthat der Absolution als des allerheilsamsten Balsams für verwundete Gewissen durchdrang mein Inneres wie nie zuvor.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 14. August. № 65.

Ueber den Indischen Aufstand, nach eignen Anschauungen.

(Schluß.)

Und die Bibel, die ja allein den wahren Glauben lehrt und den Menschen wahrhaft frei und selbstständig macht, war den Hindus ganz vorenthalten, man möchte sagen verboten. Wenn uns ein Hindu, der es nach seiner Religion ernst meint mit seiner Seelenseligkeit, was für falsche Vorstellung er auch immerhin davon haben mag, der sich quält und martert und aufs Pünktlichste und Gewissenhafteste alle ihm von seinem Priester vorgeschriebenen religiösen Gebräuche und Ceremonien befolgt, trotz unseres Mitleids und Bedauerns doch ehrenwerth erscheinen muß, wie muß uns nun derjenige erscheinen, der in den Regierungsschulen erzogen, wo die Hindureligion, so wie die der Muhamedaner von den eingebornen Priestern gelehrt wird, und wo die Englischen Lehrer, bei Strafe ihrer Entsetzung vom Amte, angewiesen sind, weder in noch außer der Schulzeit vom Christenthum weder zu lehren noch zu reden — dernun nach und nach durch Europäische Wissenschaft die Lügen und Unwahrheiten seiner Religion kennen gelernt hat, aber nicht die Wahrheit der christlichen Religion — der nun die schweren und harten Uebungen seiner väterlichen Religion sogleich abwirft als unbequem, veraltet und zu hart für ihn, und das schändlichste und verruchteste davon, die ausgesuchteste Sinnlichkeit und Grausamkeit beibehält, ja darin, weil ihm eben nun seine strenge Ascetik genommen ist, wächst und zunimmt? — Die Saat, welche die Regierung seit einem Jahrhundert aufs Fleisch gesäet hat in den Regierungsschulen, ist aufgegangen und sehr gepflegt worden und hat nun furchtbare Früchte getragen und in solcher Menge! Es sind bei den verübten Gräueln und Grausamkeiten hauptsächlich diese in den Regierungsschulen erzogenen eingebornen Beamten thätig gewesen und haben den Pöbel geleitet und angeführt.

Je mehr das Britto-Ostindische Reich wuchs, desto mehr mußte das Heer wachsen, und da Europäische Truppen sehr theuer und kostspielig zu erhalten sind in Indien, so mehrte man vor allen Dingen das Heer aus den Eingebornen. Es gab in Indien drei Heere von Sipahis, in jeder der drei großen Präsidentschaften eins, das Bombay-, Madras- und Bengal-Heer, und da ist es sehr bemerkenswerth, daß, während in den beiden ersten Heeren Leute aus den verschiedensten Kasten aufgenommen wurden, so wußte sich das Bengalheer von Anfang an sehr rein und frei zu erhalten von Leuten aus niederer Kaste — so daß außer den Muhamedanern nur Brahmanen und Radschputs aufgenommen wurden, und in den Werbeinstruktionen des Bengalheeres ist ausdrücklich befohlen, alle Leute aus niederen Kasten, woran die Brahmanen sich stoßen würden, nicht aufzunehmen und anzuwerben. Je reiner sich nun dies Heer von allen anderartigen Bestandtheilen zu erhalten wußte, desto starrer, ausschließlicher und übermüthiger wurde es. Jede Neuerung, jeder Befehl, der ihnen nicht behagte, wurde von den Sipahis sogleich als ein Eingriff angesehen, der mit ihren Kastenvorrechten, die von ihren Officieren respectirt werden mußten, nicht bestehen könne. Auf das Bombay- und Madrasheer sah das Bengalische mit der größten Verachtung herab, und nicht nur die Sipahis, sondern die Englischen Officiere theilten das Gefühl. Ja die Bengalischen Sipahis verachteten ihre eigenen Officiere als ganz unwürdig, ihnen zu befehlen, die ja viel heiliger und reiner und von weit edlerer Abkunft seyen, und wehe dem Officier, und wäre es der höchste General selber gewesen, der dem gemeinen Brahmanen oder Hindu Sipahi sich genahet hätte, während der zwei Stunden Morgens und zwei Stunden Abends, wann er beim Kochen und Essen seiner Mahlzeit beschäftigt war.

Das Christenthum durfte in keinerlei Weise den Sipahis auch nur nahe gebracht werden; jeder Officier verpflichtete sich als solcher, die Kasten und die religiösen Vorurtheile, die gar nicht einmal Vorurtheile genannt wurden, nicht nur zu schonen, sondern sogar zu respectiren. Kein Missionar durfte sich den Hütten der Sipahis nähern, kein eingeborner Christ oder Catechist ihnen dort christliche Bücher und Traktate zum Verkauf anbieten. Der erste Christ von ihnen, ein Brahmane von großem Ansehen, der aus innerer Ueberzeugung sich bekehrt hatte und getauft worden war im Jahr 1820, ward auf Befehl der Regierung ausgestoßen und durfte nicht mehr dienen, obgleich keiner sich über ihn beklagt und keiner irgend eine gegründete Klage gegen ihn vorgebracht hatte. So verbreitete es sich ja gleich wie ein Lauffeuer durchs ganze Land, daß die Ostindische Regierung verboten habe, daß die Sipahis und überhaupt die Hindus Christen werden sollten. Wird nun die Ausbreitung

der wahren Religion gehindert und ihr gewehrt, so breitet sich die falsche aus, und es ist Thatsache, daß in den letzten Decennien der Muhamedanismus sehr um sich gegriffen hat und sogar Hindus aus sehr vornehmer Kaste und Radschputs in ganzer Anzahl Muhamedaner geworden sind. Die Muhamedaner nahmen von den Hindus den Begriff der Kaste an, aßen nicht mit einem Europäer, ja nicht einmal von einem reinen Teller eines Europäers, obgleich beides unbedenklich in muhamedanischen Ländern geschieht. Die Hindus dagegen näherten sich in ihren Religionsansichten den Muhamedanern insoweit, daß sie deren Feste mitfeierten und sich vielfach von den stärkeren und willenskräftigeren Muhamedanern influenciren und bestimmen ließen. Der Christenhaß der Muhamedaner, der nie aufgehört hatte, sondern nur geschlummert, ging von den Muhamedanern auch besonders auf die höheren Kasten der Hindus über; denn nur die hatten durch die Herrschaft der Engländer ihr Ansehen und ihren Einfluß verloren, so wie die Muhamedaner ihre Herrschaft, während die Masse des Volkes nur gewonnen hatte und dies auch laut und rühmend anerkannte. Alles dies ging im Stillen vor sich. Der große Abstand der Engländer von den Eingebornen in Indien, ihre geringe Anzahl, ihre große Unkunde des Charakters des Volkes, der Kastenunterschied desselben, so daß kein Europäer in ihre Häuser gehen darf und mit ihnen verkehren kann, dann auch der sichere Stolz und das übermüthige Selbstvertrauen der Engländer ließ sie keine Gefahr ahnen.

So gährte Alles im Volke, d. h. unter den Vornehmen und unter den Sipahis, und die einzigen, die vermöge ihres Amtes und ihrer Stellung den Volkscharakter kannten, die Missionare, die in und mit dem Volk lebten und verkehrten, wurden nicht gehört — sie schildern, hieß es, Alles viel zu schwarz, es herrscht nicht solche Gährung und Erbitterung gegen die Regierung in den höheren Ständen und Kasten. Das Feuer hat lange unter der Asche geglommen, es bedurfte eines kleinen Windzuges und es brach aus mit fürchterlicher Wuth — Brennmaterial war genug in der Nähe. Wären die Sipahis ihrer Sache nicht so gewiß gewesen und hätte ein Regiment nicht aufs Genaueste die wahre Gesinnung des andern Regiments und aller Regimenter in Bengalen gekannt und hätten sie nicht gewußt, daß wenn ein Regiment hören würde im Norden, daß eins im Süden ausgebrochen sey in offene Rebellion, es auch alsobald Aufruhr anstiften werde und alle Officiere ermorden — es wäre bei der natürlichen Feigheit und Unfähigkeit des Volkes, irgendwie selbstständig und mit Entschiedenheit zu handeln, nicht von Anfang an zu so großen Gräuelscenen und allgemeinem Blutbad gekommen; aber sie waren ihrer Sache alle zu gewiß, sie waren der Stimmung des ganzen Heeres gewiß und rechneten nun auch wohl aufs Volk und auf die vielen kleinen Könige. Wie konnte es ihnen fehlschlagen! 120,000 Mann gut einexercirter Soldaten durchs ganze Land verbreitet und die Hauptposten, Festungen, Magazine mit ungeheuren Vorräthen in ihrer Hand, und die wenigen Englischen Truppen, kaum 20,000 Mann, bald aufgerieben von der Hitze und Krankheit und von ihnen geschlagen — es ist offenbar, daß sie so gerechnet haben. Mit den Entsetzen erregenden Gräuelthaten fingen sie an in Mirut und Delhi und nachher später in Caunpur. Was da vorgegangen, kann keine Feder beschreiben. An der Wand des sogenannten Schlachthauses in Caunpur hat man Worte gelesen, die mit zitternder Frauenhand in Bleistift geschrieben waren, daß die schrecklichen Leiden bei der Zerstörung Jerusalems denen nicht gleichkommen könnten, die in dem engen Raum geschehen, wo so viele auf drei Tage und Nächte eingesperrt gewesen, ohne daß Jemand hinein oder heraus durfte vor ihrer Niedermetzelung! Der Gräuel und Unthaten sind zu viele und zu unerhörte geschehen von diesen Knechten des Mörders von Anfang, und die meisten wird erst jener Tag enthüllen. Diejenigen, die diese Schandthaten abläugnen wollen, kennen die menschliche Natur nicht, wenn allen dämonischen Mächten preisgegeben, wenn ihnen das einzige Mittel, diese Natur zu erneuern oder doch wenigstens in Zucht zu halten, vorenthalten und ganz entzogen worden — kennen die Religion der Hindus und Muhamedaner nicht, nicht die Wirkungen der Stimulente, die sie täglich zu sich nehmen, und ohne die sie nie in Streit und Krieg ziehen.

Namentlich sind es die Muhamedaner und die in den Regierungsschulen erzogenen Hindus gewesen, die die gräßlichsten Gräuelthaten verübt haben.

Wir hoffen dargelegt zu haben, daß die Militairrebellion in Indien ein ganz naturgemäßes Produkt ist der Politik, die die Englisch-Ostindische Compagnie bisher durchweg verfolgt hat, und es ist nichts abgeschmackter, als den Ursprung derselben in russischem Golde und Persischen Intriguen, oder auch in Annexirung des Königreichs Audh oder in fettigen Patronen oder andern Nebensachen und äußern Veranlassungen zu suchen. — Es haben sich Stimmen genug in England vernehmen lassen, die es laut und immer lauter der Regierung zugerufen haben: „Du bist der Mann! Dein Nachgeben, dein Respectiren und Unterstützen der heidnischen Gräuel ist die Ursache dieser Strafgerichte Gottes. Du hast die höchste Gabe und das herrlichste Besitzthum, das du hast, den armen unwissenden Heiden vorenthalten. Darum hat Gott dich so schwer gedemüthigt.“ *)

*) Dies ist die große Sünde, die von der Engl.-Ostind. Compagnie begangen — im Uebrigen so schwer sie sich sonst auch namentlich gegen die Ackerbauer in Indien versündigt hat — ist sie doch, im Vergleich mit der frühern Tyrannei der Muhamedaner und der Herrschaft der eingebornen Hindu-Könige, ein großer Segen gewesen für Land und Volk, für die Armen und Niedrigen namentlich. Der Druck und die Torturen bei Eintreibung der Steuern sind fast durchgängig ohne Wissen der Engl. Beamten, deren viel zu wenig sind, von den heidnischen oder muhamedanischen Unterbeamten verübt worden. Die Eingebornen beklagen sich darüber, daß der Engl. Beamten viel zu wenig und daß sie nicht Einsicht nehmen in ihre Verhältnisse, son-

Wer kann Aussprüche, wie sie im 5. B. Moses im 4. und 11. Capitel stehen, lesen, und ferner Warnungen und Drohungen, wie sie durch die Propheten ans jüdische Volk ergingen, damit vergleichen, wie z. B. Hesek. 16, 39—41 und 23, 25. 26. 30 ff., und nicht an die Engländer in Indien denken? Ist nicht alles buchstäblich erfüllt vor unsern Augen? Darum sagten wir am Anfang, die jüdische Geschichte ist eine ewige Geschichte — jedes einzelnen Menschen, jedes Volkes, sie ist uns zur Warnung und zur Lehre gegeben! Daß wir sie doch dazu benutzten und nicht bei Seite liegen ließen! Aber hat denn die Regierung der Ostindischen Compagnie in den letzten 50 Jahren etwas gelernt? Damals rief ein Director der Compagnie, wie es sich darum handelte im Parlament, ob Missionare im Lande zu dulden seyen (früher waren sie ausgewiesen worden) oder nicht — mit Entsetzen aus: „Viel lieber schickt eine Bande Teufel als ein Schiff voll Missionare nach Indien." Und jetzt, wie der Ausbruch der Rebellion in England bekannt wurde, rief wieder ein Director derselben Compagnie aus: „Gott sey Dank! nun wird man doch endlich die verdammten Heiligen aus dem Lande jagen!" Also hat die Compagnie nichts gelernt in dieser Zeit und ihr Untergang ist wohl verdiente Strafe. Möchte nun nur mit der Herrschaft der Königin über das große Land auch eine wahrhaft königliche und christliche Regierung beginnen und der Krämer- und Handelsgeist und das Haschen nach Geld aufhören, dem die höchsten Interessen geopfert worden.

Uebrigens ist es eine Lection, die Gott der Herr unserer ganzen Zeit und Zeitrichtung giebt. Wir haben zu wenig für die Bekehrung der Heiden gethan — darum dringt heidnisches Wesen ins Christenthum ein. Wir haben uns der Juden nicht angenommen, die unter uns wohnen, ihnen den Geist und das Wesen des Christenthums nicht gezeigt, nicht nahe gebracht, nun ist ihr Geist, der Mammonsdienst, das Leben einzig und allein für materielle Interessen so tief in die Christenheit eingedrungen, daß wir in Gefahr sind, ganz in die Hände der Juden zu gerathen. Früher hatte ein König zwei oder drei Juden als seine Bankiers, nun hat ein Jude drei, vier Königreiche durch Geldleihen aufrecht zu erhalten und zu unterstützen und mischt sich in alle Politik der christlichen Mächte. Die Christenheit hat sich schwer verschuldet und muß nun dafür büßen. Von dem Augenblick an, wo England die Römisch-Katholischen ins Parlament hineinließ, hörte es auf, eine rein protestantische Macht zu seyn, und von dem Augenblick, wo der Jude ins Parlament kommt, wird es aufhören, eine rein christliche Macht zu seyn. Die antichristlichen Mächte des Judenthums und Heidenthums wirken schon jetzt zu mächtig. Der bessere Kern, und der ist Gott sey Dank noch sehr groß, wird aber doch nicht widerstehen können der Zeitrichtung! Und den Eid, den der jetzige Jude leisten kann, kann auch der Muhamedaner und Feueranbeter und gebildete (?) Hindu ebensowohl leisten und also auch im Parlament seinen Sitz nehmen. Ist ja doch schon ein schmutziger Feueranbeter (Parsi), der sich ein ungemein großes Vermögen in Bombay erworben hat und spottweise von seinen eignen Leuten der Flaschenmensch heißt, weil er als Knabe mit den von den Engl. Officieren weggeworfenen leeren Flaschen zu handeln anfing, in den christlichen Adel Englands erhoben worden und zum Baron gestempelt, bloß weil er aus seinem Vermögen mehrere Hospitäler erbaut und andere allgemein wohlthätige Anstalten gestiftet oder dazu mit Geld beigetragen hat. Ist ja jetzt eben, worüber sogar die der Zeitrichtung dienende Zeitung, die Times, spottet und höhnt, der grausame und versunkene König von Nepal zum Lohn für seine in diesen gefährlichen Zeiten der Regierung bewiesene Hülfe ebenfalls zum Baron ernannt worden, ein Titel, der freilich nichts kostet an Geld, um so mehr aber an sittlicher Ehre und sittlicher Würde; — das wird freilich wenig in Anschlag gebracht heut zu Tage — der aber dem Rajah auch nichts einbringt und also von ihm im Grunde seines Herzens verachtet wird und somit nicht nur seinen Zweck verfehlt, sondern durch die hervorgerufene Mißstimmung und Erbitterung nur noch schadet, und den Rajah (der, wie er zuerst von der Rebellion gehört, ausgerufen haben soll: „Was wird die Times dazu sagen?" denn er war in England gewesen und hatte die Macht dieser weltberühmten Zeitung kennen gelernt —) leicht bestimmen könnte, dem Rufe und der Lockung der in offenem Aufruhr stehenden andern Könige zu folgen und sich ihnen gegen die so schlecht lohnenden Engländer anzuschließen.

Unsere Sympathieen sind mit England. Was würde Frankreich, was Rußland, was Amerika aus Indien gemacht haben oder noch machen? Was würden diese Länder für die Ausbreitung des Reiches Gottes in dem mächtigen Indien, was fast ⅙ aller Bewohner der Erde enthält, thun? Wir beten für den Sieg der Englischen Waffen, aber auch für die Erleuchtung der Englischen Regierung und aller Englischen Beamten durch den Geist Gottes. In der diesjährigen Jahresversammlung der großen kirchlichen Missionsgesellschaft in London sagte einer der berühmtesten Redner unserer Zeit: „Ich will frei und frank ohne Furcht oder Gunst oder Aengstlichkeit meine eigne Seele retten, indem ich sage, daß ich glaube, daß das Unrecht — zu-

---

dern alles den Unterbeamten überlassen, die nur nach Bestechung entscheiden und die härteste Tyrannei über ihre eigenen Brüder und Verwandten ausüben. Kein Heide traut dem andern.

Wie so ganz anders würde es jetzt seyn, wäre dem Worte Gottes freier Lauf gewährt worden! Eine Verfolgung mit Feuer und Schwerdt hätte schwerlich so viel Schaden thun können, als diese gänzliche Verachtung und Verspottung der eingebornen Christen von Seiten der Engländer, mit sehr ehrenwerthen Ausnahmen im Einzelnen. Kein Amt, keine Anstellung dem Christen! — Wer seine Religion verläßt, in der er geboren und erzogen, dem kann man nicht trauen, war ein offen ausgesprochener Grundsatz der Engl. Beamten. So drang der Geist des Heidenthums in die Engländer ein und in die Engl. Regierung. Und dieses hat die schweren Gerichte Gottes herabgerufen.

nächst hier zu Hause zu suchen ist, und daß wir nimmer in Indien das, was die Regierung anlangt, in den rechten Weg bringen werden, so lange das, was falsch und unrecht ist hier zu Hause, geduldet wird, von wo aus ja die Regierung handelt." „Wenn wir die Literatur von Griechenland, Rom und England verbreitet haben, was haben wir gewonnen, wenn wir das Christenthum nicht ausgebreitet haben? — Es ist eine sehr große Frage, ob ein gebildeter Ungläubiger besser ist, als ein roher Heide." Derselbe Redner sagt: „Der regierende Körper dieses Landes ist nicht mehr unterschiedlich christlich, er hat aufgehört christlich zu seyn — ist ein gemischter Körper, der über eine gemischte Bevölkerung regiert, und hat den Grundsatz aufgestellt, ob gut oder falsch laß ich dahingestellt, daß die Regierung als solche kein Christenthum haben sollte. Die Regierung entscheidet über Abgaben, aber nicht über Theologie, da soll Jeder für sich selbst entscheiden. — Was ist die Folge davon? Zweifel und Ungewißheit in allen Gemüthern in Bezug auf das, was nun eigentlich Wahrheit ist." Es kann in Indien unmöglich eine andere Politik befolgt werden, ehe nicht eine andere in England befolgt wird, und wir sehen es ja in Indien, daß alle Vorgänge die Engländer nicht klüger gemacht haben — es werden nach wie vor muhamedanische und heidnische Beamten angestellt — die keine Treue und Glauben kennen, die sich heute noch gegen ihre Wohlthäter kehren würden, wenn es ihr Vortheil heischt. Wir können darum nur für die Englische Regierung beten, daß ihr Grundschaden geheilt werden möge — das Ringen und Streben nach materiellen Interessen, das Fragen nach dem, was zuträglich oder angemessen, expidient ist, statt zu suchen das Kommen des Reiches Gottes und zu fragen, was ist recht vor Gottes Augen und darnach zu handeln und darnach zu regieren. Daß doch alle Regierungen bedenken und beherzigen möchten, daß alles, was für Individuen gilt, auch für sie gilt, und daß, was man für Gott und Gottes Reich thut, hundertfältig wird vergolten werden.

Nachrichten.

Schreiben an den Herausgeber aus Marburg.

Vorgestern ist mir das Juniheft der Ev. K. Z. und damit ein darin befindlicher Bericht über die Luth. Diöcese Marburg zugegangen, dessen Inhalt mich nöthigt, Ew. Hochw. mit einigen Zeilen zu belästigen. Es ist darin von mir in einer Weise die Rede, die geeignet ist, meine Freunde aufs Schmerzlichste zu berühren; wie ich denn nicht anders glauben kann, als daß auch Ew. Hochw. dadurch schmerzlich berührt worden sind.

Genehmigen Ew. Hochw. die Versicherung, daß dieser Artikel keine treue Berichterstattung über die Sachlage ist, sondern, namentlich in Rücksicht meiner, auf einer völligen Entstellung der Wirklichkeit beruht. Es ist nicht meines Ortes, dem Angriffe im Einzelnen nachzugehen und dem falschen Zeugnisse Punkt für Punkt die einfache Aussage der Thatsachen entgegenzustellen. Ich darf meine Rechtfertigung von anderswoher erwarten. Ich erwarte sie von der Kraft der Wahrheit selbst, die auch ohne meine Feder lauter, wie sie ist, an den Tag kommen wird; ich erwarte sie von ihrem Einfluß auf das Innere meines Widersachers selbst, welcher, jetzt zwar verblendet, später gewiß zu dem Bewußtseyn kommen wird, daß er sich durch diesen Bericht an mir schwer vergangen hat; vor Allem erwarte ich sie, im Aufblick zu Gott, von der Zukunft, welche mir durch Gottes Gnade Gelegenheit bieten wird, kraft der beiden wichtigen Aemter, die mir anvertraut sind, der werthen Hessischen Kirche und besonders der Diöcese Marburg noch recht viele treue Dienste zu leisten.

Was meine Theilnahme am Gutachten der theol. Facultät vom J. 1855 anlangt*), so werde ich in einer unter der Presse befindlichen, hoffentlich bald erscheinenden Schrift (Ueber den Fortbestand des herkömmlichen Pericopenkreises) mich darüber näher aussprechen, und bemerke nur, was Ew. Hochw. mir zwar ohnehin gern glauben, was ich aber des Artikels halber mit Nachdruck aussprechen muß: daß ich fern davon gewesen bin und noch bin, mit den Citaten auf S. 20. 22. 33 und 36 des Gutachtens irgendwelche Schmähung der Lutherischen Kirchenlehre vom heil. Abendmahle zu verbinden, oder, worauf man S. 48 gedeutet hat, sie eines Abfalls von der Reformation zu beschuldigen.

Mit der Bitte, diesen Zeilen einen Raum im nächsten Heft Ihrer Kirchenzeitung zu gönnen, und der Bemerkung, daß mich so eben Einer der ältesten und treuesten Diener der Luth. Diöcese Marburg in dem nun ausgeführten Vorsatz, mich mit dieser Erklärung an Ew. Hochw. zu wenden, aufs Lebhafteste bestärkt hat, verharre ich in größter Hochachtung

Ew. Hochwürden

ergebener

Ernst Ranke,

ord. Prof. der Theol. an der Hessischen Landesuniversität und Consistorialrath.

Marburg, den 22. Juli 1858.

---

*) Das ist der Punkt, über den der Herausgeber nicht hinwegkommen kann. Seines Erachtens hätte Herr Dr. Ranke das aus solcher Feder geflossene, nur den Schein der Unparteilichkeit tragende, innerlich durch und durch parteiische Gutachten nicht unterzeichnen sollen. Anm. des Herausg.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 18. August. № 66.

Zur Charakteristik des „Spiritualismus" auf dem alten Continent und in Nordamerika.

Wir haben jüngst unser Urtheil über die Maria Kahlhammer in diesen Blättern niedergelegt. Ist es begründet, so liegt hier eine Exaltation vor, die mit bewußter Absicht und nicht ohne bedachte Täuschung ihre Rolle durchspielt. Die Geister anderer Medien urtheilen freilich hierüber anders. Wenigstens im J. 1856 führten zwei in Regensburg befragte Medien die Offenbarungen der Crescentia Wolff auf Somnambulismus, die der Kahlhammer auf „magnetisch" (wie es scheint, von deren Schutzgeist) „inspirirte Kraft" zurück. Von Beiden heißt es: „Es schlummert in diesen Beiden ein himmlisches Genie; denn Gott selbst legt geistige Geschenke in das Menschenherz. Der Schutzgeist beschützt, begleitet seinen ihm anvertrauten Zögling; weckt dann allmälig die himmlische Gabe und vervollkommt sie zur höchsten Veredlung" u. s. w. Wir entnehmen dies Urtheil der eben erst erschienenen Schrift von Daniel Hornung, Rendanten in Berlin, Neueste Erfahrungen aus dem Geisterleben. (Leipz., bei Friedr. Fleischer, 1858. S. 61.) Er selbst sagt noch im J. 1858 von der Kahlhammer, die er gesehen hat, sehr anerkennend: „Das ganze Gepräge ihres Wesens zeugt von sittlicher Reinheit, kindlicher Natürlichkeit und Offenheit, verbunden mit Demuth und Gehorsam gegen die Vorschriften und Gebote ihrer (der katholischen) Kirche." (S. 92.) Ob die Mittheilungen, die doch Herr Hornung gelesen hat, dieses Urtheil begründen, mögen Andere jetzt entscheiden. Der Gehorsam gegen ihre Kirche war schon damals und ist seit der Zeit durch neuere Hergänge mehr als problematisch geworden. Man kann diesen Ungehorsam vielleicht lobenswerth finden; aber man sollte nicht den Ruhm des Gehorsams der Kahlhammer andichten. Und wenn nicht die Geister allein die Schuld tragen, so findet man in den Mittheilungen zwar viel Kindisches, aber wenig Kindliches; und die Natürlichkeit der Seherin vermögen wir wenigstens nicht in dem Sinne zu entdecken, in welchem Göthe sagt: „O wie freut es mich, mein Liebchen, daß du so natürlich bist" u. s. w., will man nicht das Reimwort „Mist" metaphorisch auf die Offenbarungen der Geister übertragen. *)

*) Es heißt bekanntlich bei Göthe weiter:

Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist.

Immer aber bleibt, wenn unser Urtheil über die Mittheilungen der Kahlhammer richtig ist, der Kreis der hier zu Tage kommenden Erscheinungen ein beschränkter, und das Urtheil gilt nicht ganz und unbeschränkt dem Gebiet aller der Vorkommnisse, die man mit dem Namen des „Spiritualismus" zu belegen pflegt. Denn da kommen eine Menge von Dingen vor, die zum Theil viel grauenhafterer Art sind, anderen Factoren angehören, und mit dem Vorwurf bewußter oder unbewußter Täuschung weder abgemacht, noch in ihrer vollen Verwerflichkeit erkannt werden können. Wir wollen, da der Wust der hieher gehörenden Literatur nur mit der peinlichsten Selbstüberwindung zu lesen, geschweige denn Anderen auszugsweise mitzutheilen ist, uns nur auf die angeführte neueste Schrift von Hornung beschränken. Aus ihr mag gezeigt werden, was in ganz andern Kreisen sowohl als verwandt mit den Mittheilungen der Kahlhammer sich darstellt, als das was heterogenen Charakter hat, aber in beiden Beziehungen merkwürdige Streiflichter auf die Verkommenheit eines guten Theils der gegenwärtigen Generation wirft.

1. Das Formverwandte anderer Erscheinungen.

Es ist auffallend, wie sehr fast durchgängig und an den verschiedensten Orten die Geister an einem erbärmlichen Styl und höchst platten, süßlichen Gedanken leiden. Eine Ausnahme bilden bloß die zweideutigen Geister, wenn sie sich, wie Heinr. Heine, oder der Ritter Eppelein u. A., zur Ironie und Satyre herbeilassen. Außerdem ist die Prosa in der Regel ziemlich Kahlhammerisch, und die Verse sind auch nicht viel besser.

In einem Kreise zu Stallupönen, welcher (S. 156) „wissenschaftlich gebildet" und der „evangelischen Confession" zugethan genannt wird, führt sich ein Geist W. mit einem Selbstgeständniß in folgender, höchst abgeschmackter Phraseologie ein (S. 160): „Verübet habe ich manchen fröhlichen Weinwitz. Ich wohne fern von euch unter unreinen Wesen. Verunreinigt — weil die Kraft des Glaubens gebricht, so (sic) fehlen mir die Schwingen, mich empor zu tragen zu den Räumen des Lichts. Frei und offen nenne ich mich; prunke nicht mit erdichteten Namen, wie mancher unreine Geist es thut. Quellen rieseln hervor aus kaltem Gestein. Oede bleibt nie das Becken, das den Strahl ausstößt. Freundlich schmücket es ein duftiger Blumenkranz. Das ist der Dank der Quelle. Kalt ist der Stein, er treibet nie Blumen; doch der Strahl, dem er das Leben giebt,

weint Dankesthränen — diese sich einend mit dem immer wehenden Staube bilden den Grund, der den lieblichen Schmuck schaffet.“ Man erwartet, der wissenschaftlich gebildete Kreis werde den Geist gebeten haben, er möge doch nicht so mit seiner Freimüthigkeit und Offenheit unter Quellengerieſel und Blumenkränzen coquettiren, und sich vor allem der abgeschmackten Redensarten enthalten. Aber was ist die erste Bemerkung? „Du bewegst dich ja so sanft!“ Worauf der unreine Weinwitz-Verüber entgegnet: „Ein feiner Geist muß seine Bewegungen machen.“ Man acceptirt natürlich jetzt sofort dieses Schwänzeln und richtet an den Genossen der unreinen Wesen die zweite Frage: „Du bist wohl ganz vergnügt?“ (!) Ueber die Antwort: Es sey nicht erfreulich, von Verdammten umringt zu seyn, hatte man sich freilich nicht zu verwundern.

Eine Geistin, um mit J. Kerner zu reden, spricht in Stallupönen in demselben Styl. Er muß dort endemisch seyn. Gleichwohl ist dieser Geist kein unreiner, sondern ein gereinigter und seliger „nahe der achten Stufe.“ Er lispelt: „Treue Wünsche führten mich her. Ueber Wolken schwebe ich oft in (sic) liebenden Seelen. Nicht vergessen kann der Geist seine Sympathieen. Unsterbliche Dankesgefühle trägt er hinüber in die Räume des Lichts. — Weihe rufe ich dir, liebende Seele, vernimm den Dank der Seligen! Weit über dir weile ich dennoch in der Region, die dir erreichbar. Oft bewegt dich die Andacht, dich aufzuschwingen zu diesem Raume. Dann bin ich dir geeint. Vernimmst du dann nicht eine Befriedigung deines Sehnens? Weilest du nicht gern bei diesen ernstfeierlichen Betrachtungen, die uns einander einen? Ueberwinde den Schmerz — traure nicht über Gottes weise Fügung; dann erwirbst du dir den Lohn christlicher Ergebung. Dein wird die Krone des (sic) Gerechten. Unsere Seelen werden dann wieder nahe bei einander seyn.“ Gott bewahre uns vor der Gemeinschaft solcher faselnden Seelen! Wenn in dieser Gemeinschaft dereinst die Krone der geist-magnetischen „Gerechten“ besteht, so hat die comödiantenhafte Andacht des Verkehrs mit Geistern sich wenigstens nicht über unverdienten Lohn zu beklagen.

Vorläufig möge als Krone widerwärtigster Abgeschmacktheit noch ein Gebet mitgetheilt werden, welches dieselbige Verklärte „ihren Lieben weiht.“ Sie hebt, ohne besorgt zu seyn, an und spricht (S. 181 flg.): „Ich will euch gerne sagen, daß mein Gemahl mich oft sein Herzensweibchen nannte. O, ich will euch ein Anderes sagen, es lautet: Mein Geistesblümchen. Dazu füget noch ein Gebet, das ich meinen Lieben weihe. „„Eisern legt des Todes Hand sich auf die Theuern meines Herzens. Doch der Gott, der sie zum Leben weckte, wird sie sicher in Empfang nehmen bei dem Scheiden aus demselben. Die Gnade, welche mein Leben schmückte mit Blüthen der Freude, wird auch die welkenden ersetzen mit immergrünen Ranken des Glaubens an ein Jenseits. Die Herrlichkeit, welche mir entgegenleuchtet beim Aufschauen zum Himmel, wird noch viel seliger die entfesselten Geister meiner Theuern umschweben. Deshalb, o großer, heiliger Gott! lehre mich deine Fügung anbeten· laß mich

in Demuth bitten: o mache mich fromm und geduldig, den Schmerz der Trennung zu besiegen; lehre mich freudig entbehren in dem Glauben an deine Bestimmung. Denn einst führest du mich ein in das Land der Herrlichkeit, führest mich an deines Thrones Stufen, wo ich schaue, unter den Erprobten, meine Lieben.““ — Was sagen die Leser zu diesem „Geistesblümchen?“ Und dieses gottesläſterliche Gebräu von Syrup und Mistjauche schluckt der wissenschaftlich gebildete Kreis evangelischer Confession hinunter, statt den Geist zu ersuchen, er möge doch den Mund halten und seines Weges gehen!

Oder hatte auch der Kreis in Stallupönen solche Lobsprüche von Geistern erhalten, wie jener Herr in Wien? Diesen tröstet ein Abschied nehmender Geist darüber, daß er jetzt nichts mehr von ihm zu hören bekomme, indem er sagt: „Und du, der du so fleißig jede unserer Offenbarungen so kostbar aufbewahrest und zum Nutzen der Menschheit arbeitest, tröste dich über die Verkürzung der Materialien zu deinem Werke“ (S. 220). — Ich gestehe daß ich mich sehr getröstet hätte, wenn man in Stallupönen und Wien gar nichts aufzuschreiben bekommen hätte. Aber was ist verlockender, als der Lobspruch aus Geistermund: O du, der du so fleißig jede unserer Offenbarungen so kostbar aufbewahrest?! —

Daß die Poesie bei dem neuen Geisterverkehr nicht besser fährt, als die Prosa, und daß die in der Schrift von Hornung mitgetheilten Gedichte sich nicht sehr über das Niveau der Kahlhammer'schen erheben, möge mit einigen Beispielen belegt werden. Die zwei ersten Proben rühren von einer Dame in Dresden her, welche 60 Jahre alt wurde, ohne Verse zu machen, und dann erst durch einen ekstatischen Zustand, in welchem sie auch mit Geistern verkehren wollte, das Unglück hatte, neben Anderen Dichterin zu werden. Wir beklagen aufrichtig entweder die Indiscretion der Veröffentlichung, wenn zu derselben keine Erlaubniß vorlag, oder die Größe der Selbstverblendung, wenn die Veröffentlichung mit Erlaubniß geschah. Aber charakteristisch sind diese Gedichte sowohl für die Art der Dichtkunst, als für die Sorte der Frömmigkeit, zu welcher man durch den Verkehr mit Geistern kommt. So z. B. wenn die ekstatische Dame (S. 137) zu Gott singt:

Legst du mir eine Bürde auf,
So hilf sie tragen mir;
Es sey mein ganzer Lebenslauf
Ein Bildungsact nach dir.
Du, lieber Vater, giebst mir ja
Der größten Liebe viel,
Dir nachzustreben, will ich da
Mir bilden gleiches Ziel.

Nach dieser Probe religiös-dichterischen Bildungsaktes werden wir uns nicht wundern, wenn dieselbe Dame anderwärts dem lieben Gott ein Blumenkränzchen windet und dedicirt, wobei das bekannte Vergißmeinnicht herhalten muß, um die Dame bei Gott mit folgendem Vers ins Andenken zu rufen (S. 138 flg.):

Ein Blümchen, mein Vater! weih' dir ich vor allen:
„Vergißmeinnicht"! laß dir von mir wohlgefallen;
Es bitte für mich: O bleibe mir gut,
Und wenn ich oft fehle, erhalt mir den Muth.

Von dieser Dame werden eine Menge von Aufsätzen und Gedichten mitgetheilt (S. 119—139), aus welchen man nur mit wehmüthiger Theilnahme entnimmt, wie Jemand, der früher in schlichter und achtbarer Weise thätig war, in solcher ekstatischen Ueberströmung dazu kommt, in ungereimter Weise über alles Mögliche, wovon man nichts versteht, zu schreiben und zu dichten. Oder wozu sind sonst diese Ergüsse mitgetheilt? Um die Wirkung des Verkehrs mit Geistern zu veranschaulichen? Die Geister in Regensburg wollen ja von dieser Dame in Dresden nichts wissen. Denn auf die Frage: Wer spricht aus der Frau N. N. in Dresden, welche meint, daß Geister durch sie reden? antworten die zwei Medien in Regensburg, indem sie gemeinschaftlich den Bleistift anfassen: „Meistens Phantasie und Trugbilder". (S. 62). Wir werden später noch an andern Beispielen sehen, welche geringschätzige Meinung von dem Geisterverkehr und dessen Offenbarungen uns glücklicher Weise die Geister selbst beibringen.

Dagegen sind es zur Zeit noch unbestrittene Geister, welche in Stallupönen viele Gedichte durch den Psychographen zu Tage förderten. Sie machen Gelegenheitsgedichte für Geburtstage, Tauffeste, wobei sie Glaube, Liebe, Hoffnung anbringen, und vergleichen den Tod der Menschen mit der Rose, die vom Strahl der Sonne entblättert wird, wobei es dann schließlich zum Troste heißt:

Thronet nicht über Gräber Gottes Himmel
Ueber Rosen, Perlenkranz und Seelenscheiden?
Schauet auf vom öden Weltgetümmel,
Ruhe strömt herab für herbe Leiden (S. 177).

Scheint dieser Geist in den vorangegangenen Strophen etwas mit der Prosodie broullirt, so dichtet desto tapferer der Geist „Osten" bald scherzhaft, bald ernsthaft; wirft einem Doctor vor, daß er:

— — „will an Versesknoten
Fest erproben Gottesboten" (S. 201);

schärft ihm die Psychographie ein mit den Worten:

Andachtsübung ist das Rücken (d. h. das Tischrücken),

und hält in Reimen, welche stark an die Kahlhammer und an das: Nos Polŏni non curămus quantitătem syllabărum erinnern, die Lehre vor, daß zu einem erleuchteten Auge nur Gebet und Demuth verhelfe; denn:

Nicht des Malers kühne Staffel
Mit der Unschuld Bildertafel (—taffel),
Nicht des Reichthums Silbermine
Hilft euch zu des Aug's Gewinne (—wiene). S. 195.

In solcher Weise erheitern die Geister den „wissenschaftlich gebildeten" Kreis in Stallupönen mit Gedichten, welche nur den Vortheil bieten, daß man sie gratis erhält, während ein armer Dachstubenpoet dafür doch mindestens einige Silbergroschen fordern dürfte. Sonst hat die Prosa und Poesie der Geister höchstens dieselbe Bedeutung für Sprachbildung, wie Salzmann's Krebsbüchlein für die Erziehung, nämlich die, an Beispielen zu zeigen, wie Menschen es nicht machen sollen.

2. Die Wesensverwandtschaft anderer Offenbarungen mit denen der Kahlhammer.

Nicht so detaillirt, wie bei der Kahlhammer, erfahren wir gleichwohl im Allgemeinen auch aus den Geistermittheilungen bei Hornung, daß jenseits die Geister durch allerlei Stufen hindurch sammt und sonders der Seligkeit zupilgern. Was der fragende Herr in Wien selbst glaubt und einem Geiste vorhält, daß mit der Liebe Gottes sich ewige Höllenstrafen nicht vertragen (S. 271), sagt ihm natürlich auch der Geist des protestantischen Superintendenten J. J. Rambach, der urplötzlich und unaufgefordert sich einem katholischen Kreise manifestirt. „O bitte dich", sagt der in seinem Leben orthodoxe Superintendent, „dieses Wort nicht mehr zu denken! Der Gott, der Allbarmherzige, der Liebe — nur Liebe ist für seine Geschöpfe — der die Menschen mehr liebt, als der liebevollste Vater seine Kinder — wo sind da ewige Strafen oder gar ewige Pein (möglich?), o ich bitte dich, lasse mich hierüber schweigen." Insbesondere werden die Nordamerikaner von Voltaire mit einer ausführlichen Erzählung seiner jenseitigen Bekehrung regalirt (S. 399 flg.). Auch in Deutschland, und zwar in der guten Stadt Regensburg, offenbart sich plötzlich der früher so satyrische, unsaubere Ritter Eppelein ein paar Monate später unter dem Namen Louis de Vernon als ein bekehrter Geist, und erzählt die Geschichte seiner Gräuelthaten zur Zeit der ersten Französischen Revolution und seiner jenseitigen Bekehrung in einem Style, dessen sich kein Feuilleton irgend eines städtischen Schmierblattes zu schämen braucht (S. 80—89). Wer sich über die Verdammniß Sorge macht, kann fortan auf Louis de Vernon und auf Voltaire zu Jedermanns Tröstung sich berufen.

Ebenso begegnen wir in andern Geistermittheilungen der Hoffnung einer noch auf Erden zu erwartenden großen Union. Und zwar weist darauf ein ungenannter katholischer Geist hin, der ebenfalls ungerufen auf einmal einem protestantischen Kreise von Psychographen sich offenbart (S. 55). „Es muß werden ein Hirt und eine Heerde", sagt er. Aber er denkt sich die Sache anders, als die Kahlhammer, obwohl er mit ihr den katholischen Glauben als den preist, der schon Jahrtausende (sic) bestehe und dessen Ceremonieen schön seyen, aber auch mit ihr die „Vorsteher" dieses Glaubens tadelt, daß sie nicht mehr so treu nach dem Gebote ihres Herrn leben. Dieser katholische Geist scheint sich nämlich die Union als einen großen Bruch mit allen Confessionen zu denken. Und darin mag er im Ganzen die Fortbildung der Union sehr richtig prognosticirt haben. Der Nordamerikanische Spiritualismus ist mit seinen 2—3 Millionen Anhängern bereits so ziemlich bei diesem Ziele

angelangt.*) Nur weiß man aus einem andern Grunde nicht recht, warum der angeführte katholische Geist so großes Gewicht auf die Union legt. Sagt er doch (S. 56): „Wer allein an einen Gott glaubt und seinen Nächsten liebt wie sein eigenes Ich, wird ins Himmelreich eingehen, Katholik, Protestant, Jude, Grieche und Heide, ohne Unterschied.“ Wir bezweifeln keinen Augenblick, daß der, welcher Gott liebt aus ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe und seinen Nächsten gleich sich selbst, in das Himmelreich eingeht. Aber noch mehr, er braucht auch keinen Erlöser und Sündenvergeber, und somit auch keine Union zu einer Heerde unter diesem einen Hirten.

Wir werden uns jedenfalls die auf Erden zu hoffende Union nach jenem Bild jenseitiger Vollendung zu denken haben, wie es ein anderer Geist (S. 96) entwirft. Der wird im jenseitigen Leben vom Stuttgarter Dann, von Reuchlin, Melanchthon, Luther und Zwingli unterrichtet. Die Geister haben keinen Confessionsunterschied mehr. Sie wissen, daß z. B. in Bezug auf die Abendmahlslehre Luther und Zwingli gleich sehr Unrecht gehabt haben. Luther sey in seiner Lehre zu „wenig geistig“ und Zwingli zu „lau“ gewesen. „Ich hätte bei jeder Confession zu berichtigen“, sagt der Geist (S. 97). Aber auf die Frage, „worin besteht der Irrthum der einen oder der anderen Kirchenlehre?“ weiß der Geist keine Antwort, als die überaus klare und tröstliche: „Luther und Zwingli nimm zum Vorbild!“ — Vielleicht macht der Geist, eben weil er nichts, als diesen Rath, weiß, mit den katholischen Ordinariaten Opposition gegen die Wolff und die Kahlhammer, und verbietet seinem Schützling Emilie, deren Schriften zu lesen (S. 97). Jetzt haben wir glücklich auch noch ein Interdict und eine Excommunication der Geister gegen die Geister der Crescentia Wolff und der Maria Kahlhammer. Wo in aller Welt soll denn da die geist-magnetische Union herkommen? —

Aber sie kommt doch und zwar bald. Denn warum schreiben jetzt so plötzlich und in allen vier Welttheilen die Geister? Die Antwort lautet: „Und es werden Zeichen geschehen, die die ganze Welt in Erstaunen setzen.“ Wer sagte es? wird der Geist gefragt. Johannes der Evangelist, antwortet der wohlunterrichtete Geist. Er fügt hinzu, das Geisterschreiben sey das Zeichen, daß bereits das vorletzte Siegel erbrochen sey (S. 248). Mit diesem in Wien sich offenbarenden Geiste stimmt auch jener andere überein, der später ebendaselbst das Geisterschreiben als ein Zeichen der sich nahenden letzten Zeit verkündet (S. 277 flg.). Ja wir erfahren zu unserm großen Troste, daß dieses Schreiben nicht mehr lange dauere, nur in einzelnen Familien noch 12 Jahre (ebendas.). Wollen wir hoffen, daß wenigstens diese Prophezeiung der Geister sich erfülle.

Sonderbar ist es, daß die Geister in Wien zwar toleranter gegen die Freimaurerei sind, als die Maria Kahlhammer in München, aber im Ganzen doch auch nicht viel Respect vor ihr haben. Und noch dazu erklärt sich so ein ganz eingeweihter Geist, ein ehemaliger Secretär einer Freimaurerloge. Zwar hebt er an und sagt (S. 302): „Die Gesellschaft der freien Maurer, nur mit Unrecht ein „königlicher Orden“ genannt, ist als solcher aller Achtung und alles Schutzes werth.“ Allein er fährt fort: „Nicht zu läugnen aber ist, daß namentlich zu meiner Zeit, das ist in den 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts und noch früher, der tadelnswertheste Mißbrauch mit den edlen Geheimnissen dieser hohen Kunst getrieben wurde, wo doch die wahre Deutung ihrer mystischen Symbole schon längst verloren gegangen war. In neuester Zeit möchte ich ihr kaum mehr irgend eine große Wichtigkeit beilegen, und kann sie nur mehr vom Standpunkt der Humanität als schätzenswerthe Einrichtung gelten lassen. Ihr, meine Lieben, glaubt mir, ihr, denen die Geister geneigt sind, ihr werdet bald in Besitz von Geheimnissen kommen, welche euch höher erleuchten werden, als wenn ihr das Wort des erschlagenen Meisters gefunden hättet.“ So ist denn die Freimaurerei auch hier bedroht, und die Tischklopferei und der magnetische Geisterrapport tritt als Kronprätendent gegen dieses ehrwürdige Institut auf. Vielleicht giebt sich damit die Maria Kahlhammer zufrieden.

3. Wie die Geister selbst die Geisteroffenbarungen discreditiren.

In der Thatsache, welche die Aufschrift dieses Abschnittes constatirt, besitzen wir eine gute Rechtfertigung, warum wir uns nicht viel bei dem aufhalten, was wir in der Hornung'schen Schrift als neue Offenbarungen neben denen der Kahlhammer finden. Sonst wäre Wunderliches zu berichten, wie z. B. von alten manichäischen oder auch zoroastrischen Anschauungen, wenn man sie so nennen will, welche gemischt mit anderm Wahnwitz neu auftauchen. So erfahren wir, daß nicht Gott das All durchdringe, sondern daß der Erdgeist oder die Weltseele die systematische Opposition gegen Gott, das verkörperte böse Princip, der Ahriman der Perser sey. Dieser werde erst am Ende der Tage von Gott gebändigt (S. 290). Desgleichen hören wir, daß das Innere der Erde von ganz eigenen Wesen, nämlich von Gnomen und Erdgeistern bewohnt werde (S. 294 flg.), wie denn auch die Paracelsischen Elementargeister wieder zu Ehren kommen (S. 301).

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. bei Hornung Bericht aus Nordamerika S. 333: Die Anhänger des Spiritualismus bilden ein kolossales Gemisch, eine Babylonische Verwirrung, von aus den verschiedenen Sekten Uebergegangenen und aller Art von ungläubig Gewesenen. Nur Eines steht fest unter ihnen, deren Anzahl man schon auf ein paar Millionen in den Vereinigten Staaten anschlägt, und das ist die Gewißheit eines zukünftigen Lebens und der Geisterverkehr. NB. Dies ist der Bericht eines Spiritualisten selbst.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 21. August. № 67.

Zur Charakteristik des „Spiritualismus" auf dem alten Continent und in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Aber, wie gesagt, wir können das Alles getrost auf sich beruhen lassen. Denn die Geister machen uns selbst sehr zweifelhaft, ob nicht das Alles entweder Lügen böser Geister, oder aus dem Kopf der Media entnommene Phantastereien seyen. Dieser Aufschluß ist der dankenswertheste, welchen uns die modernen Geister bringen. So sagt uns (S. 306 flg.) ein Geist, daß ein angehendes Medium von hundert verschiedenen Geistern umschwärmt werde, und in einem bestimmten, dort bezeichneten Fall haben böse Geister den Namen eines anderen Geistes mißbraucht, um „tolles, hirnverbranntes, widersinniges Zeug" zu sagen.*) Ja man erfährt zum größten Erstaunen, daß nach Gottes Willen selbst bessere Geister bemüßigt seyen, oftmals falsche Mittheilungen zu machen, damit wir Spreu und Waizen unterscheiden lernen (S. 305). Zwar wird an einem Orte gesagt, man könne sich damit helfen, daß man die Geister eidlich versichern lasse, sie seyen gute Geister und schöpften aus sich ihre Offenbarungen. Aber nach einer andern Aussage gewährt auch dieses Mittel nicht ausreichende Sicherheit. Einestheils heißt es nämlich, die Geister müßten bei ihrem Erscheinen gewissermaßen die Bedingungen ihres bereits abgelaufenen Lebens wieder auf sich nehmen, und sich denselben Schwächen, Leidenschaften und Unzukömmlichkeiten aller Art unterwerfen, denen sie im Leben unterworfen waren (S. 299). Wenn das ist, werden die weiland Lügner trotz aller abverlangten Schwüre auch als Revenants wieder lügen. Anderntheils wird auf das Bestimmteste verneint, daß es ein Mittel gebe, uns vor Täuschungen zweifellos zu schützen. Denn es wird (S. 281) gefragt: „Auf diese Art ist man also nie recht sicher, ob uns nicht unser eigener Geist oder der eines noch lebenden fremden Menschen" (denn auch solche sollen sich, wie z. B. der noch lebende Ge. Herwegh, einstellen können) „äffe oder mystificire?" Und darauf lautet die entschiedene Antwort des Geistes: **Nein, leider nicht.** Ja, die Geister sind so ehrlich, zu erklären (S. 131): „Wir bedienen uns eurer Kenntnisse und Worte, die wir in euren Gedanken, in den Organen des Gehirnes vorfinden; und welche ihr oft selbst nicht mehr kennt; sie liegen aber doch in eurem Gedächtnisse, denn wir selbst können euch eigentlich nichts geben, als was in euch schon selbst liegen muß." Deshalb sagt ein Geist zu dem Medium: „Dein Kopf ist meine Bibliothek", und gesteht, daß das Medium und der Geist sich gegenseitig unterstützen müssen, wenn „schöne und großartige Antworten" kommen sollen (S. 252). Und es wird endlich unumwunden zugegeben, daß des Menschen eigener, innerer Geist „durch's Tischl" schreibe (S. 253). Ist das des Pudels ganzer Kern, so ist es ein schlechter Trost, zu erfahren, daß „wenn der eigene Geist es unter dem Namen eines entkörperten Geistes thue," er ein lügenhafter Geist sey, den die Lüge gar nicht quäle, sondern dem die Lüge zur Lust geworden sey. Die Geister selbst bekennen, daß es gegen solche Aefferei keinen Schutz gebe. Aber trotzdem laufen die modernen Wunderjäger diesen Trugorakeln nach. Welche Bildungszustände, welche sittliche Verkommenheit! Sie gehen den Geistern nach, um durch sie, wie durch Hebammen, alberne oder frevelhafte Gedanken ihres eigenen Gehirns an das Tageslicht bringen zu lassen. Die Geister versichern es selbst und lassen es durch ihre Gläubigen schwarz auf weiß drucken. Und dennoch zählt man in Nordamerika, dem Vaterlande aller Humbugs, diese Gläubigen nach Millionen!*) Und in der Welt alter Bildung ist ihre Zahl lange noch nicht im Abnehmen. Wollte Gott, man könnte hiebei bloß von kindischer Albernheit reden! Aber der Schaden liegt tiefer. Von dem nichtswürdigen, ja grauenhaften Frevel, der hiebei zu Tage kommt, reden wir im nächsten Abschnitt.

4. Die Frevel des modernen Spiritualismus.

Wir müssen zu dem, mindestens unnützen, Frevel auch jene Experimente rechnen, bei welchen es auf Geisterverkehr zunächst nicht abgesehen ist und von welchen uns Hr. Hornung im Eingang seiner Schrift mehrere mittheilt. Sind die Thatsachen richtig, so ergiebt sich, daß durch gewisse Apparate, ohne allen Somnambulismus, sich ein magnetischer Rapport herstellen läßt, kraft dessen das mit dem Apparat in Verbindung stehende Individuum Fragen, welche der Fragende bloß in

*) Vgl. den Bericht über Wiesbaden S. 108. Anm., aus Nordamerika S. 336 flg.

*) Nicht bloß nach der Marktschreierei der Spiritualisten, sondern auch nach andern zuverlässigeren Angaben.

Gedanken stellt, richtig beantworten, schwierige Rechenaufgaben lösen, in fremde Sprachen sich hineinfinden kann u. dgl. mehr, und zwar, wie angegeben wird, aus dem Geiste derjenigen Anwesenden heraus, welche der Lösung der Aufgaben fähig sind. Was man also hiebei erfährt, ist nichts, als was dieser oder jener Anwesende aus sich heraus ohne alle weitere Zurüstung sagen könnte, und nur die künstliche Befähigung des an sich hiezu unbefähigten Individuums ist das Auffallende und nach unserer bisherigen Kenntniß der hiebei wirksamen Kräfte nicht recht Erklärliche. Ist denn nun aber der Mensch nicht mehr werth, als ein Frosch, daß man ihn zu Experimenten mißbraucht, die ihn selbst und Andern in gar keiner wesentlichen Lebensbeziehung fördern und von welchen ausdrücklich zugestanden wird (S. 67. 89), daß sie bei einzelnen, sonst gesunden Personen ungemeine Aufregung der Nerven und Nervenzittern hervorrufen? Ist es erlaubt, so mit der Menschen Gesundheit zu spielen, und statt der gottgewollten natürlichen Uebung seiner Geisteskräfte den Menschen mit einem künstlichen Mittel leiblich und geistig zu reizen, nach dessen Wirkung das Medium für sich selbst im besten Falle so wenig davon hat, als ein galvanisirter Frosch von seinen Zuckungen? Meint ihr auf den Geist zu säen, und vom Geiste ewiges Leben zu ärndten, wenn ihr mit Magnetisiren und Galvanisiren auf das Fleisch säet, um auf eine halbe Stunde lang Geistlose zu Erleuchteten zu machen? Ihr sperrt den Mund vor Verwunderung auf, und wenn das Mirakel vorbei ist, ist weder euer Medium, noch seyd ihr selbst gescheidter, als ihr vorher waret. Im Gegentheil. Bis jetzt war nichts zu entdecken, als daß man hinterdrein Trivialitäten, Geschmacklosigkeiten, Unsinn und Lügen wie höhere Aufschlüsse verehrte. Das ist der ganze greifbare Fortschritt und Triumph spiritualistischer Erleuchtung.

Was sagen wir aber vollends zu solchen Experimenten, wie sie S. 47 flg. aus Sasana bei Triest berichtet werden? Da läßt ein Herr unter Benützung eines Kreuzpsychographen und eines fünfzehnjährigen Italieners als Mediums einem „Ungläubigen", der mit Andern Karten spielt, die Mütze vom Kopfe werfen, die Lichter am Spieltisch ausblasen, oder er hebt einen Knaben vom Boden einige Fuß gegen den Plafond des Zimmers, wirft dagegen einen andern Herrn vom Stuhl, so daß der Knabe und der Herr nebenbei Krämpfe bekommen, u. dgl. mehr — alles dies durch unsichtbare Kräfte, auf einen in Gedanken ausgesprochenen Wunsch hin (!). Wir wollen das Alles wahr seyn lassen. Nur sey eine Bemerkung erlaubt. Ein alter Bericht sagt uns, daß im dreizehnten Jahrhundert ein „Philosoph" sich einmal das Niederfallen eines Kameels lebhaft gedacht habe und — das Kameel sey hingefallen.*) Der Fortschritt der Gegenwart wird der seyn, daß man mittelst des Kreuzpsychographen auch ein Kameel wird befähigen können, die Philosophen zu Falle zu bringen. Wenigstens wünsche ich lebhaft, daß es für das Mützenabschlagen und vom Stuhle Werfen

*) S. Guilielm. Paris. opp. ed. Venet. 1591. p. 581.

gelinge, vierfüßige Media ausfindig zu machen, statt fünfzehnjähriger Christenkinder.

Ohne weiteres Medium macht bereits das alte jüdische Experiment des „Tischaufgehenlassens" der vielgenannte Herr Hume (Home) nach einem Bericht des Baron Du Potet aus Paris vom 25. Nov. 1857.*) Ein fünf Fuß langer und fünf Fuß breiter Tisch, belegt mit Büchern bis zu 150 Pfund Gewicht, erhebt sich vom Boden, balancirt im Raume und senkt sich darauf ohne Geräusch und Stoß sanft auf den Fußboden nieder. Auch reißt Hr. Home hochgestellten Personen durch unsichtbare Mächte das Schnupftuch aus der Hand. Seine Geister kneipen, drücken oder packen da und dort Herren und Damen, daß sie vor Schrecken in Ohnmacht fallen, was man nicht ohne einige Schadenfreude lesen kann. Denn der neue Cagliastro soll ja, wenn es wahr ist, nach seiner eigenen Angabe (S. 323) dies Alles durch „satanische" Gewalt thun. Und die Herren und Damen laufen hin, lassen sich es vormachen, sehen zu und kritisiren, bleiben Skeptiker oder werden Gläubige, ohne daß man nur von einer einzigen Person zu hören bekommt, entweder: sie habe Bedenken gehabt, sich solchen Frevels durch passive Theilnahme selbst theilhaftig zu machen, oder: sie habe gewußt, daß sie kraft aufrichtigen und wahrhaftigen Christenglaubens nicht bloß die Macht, sondern auch die Pflicht habe, dem Spuck, wenn er wirklich solchen Ursprungs war, mit einem Schlage ein Ende zu machen. Man erfährt nach einem solchen Hauptspektakel nichts, als daß „eine trübe Aengstlichkeit aller Anwesenden sich bemächtigt und die Gesellschaft sich bald, fast lautlos, getrennet habe." (S. 322.) Ja wohl: das ist der Fortschritt und die Hauptstärke des neunzehnten Jahrhunderts! Mit Dingen spielen, deren das Abklärricht der modernen Erleuchtung nicht Herr ist, und dann, wenn es sie packt, abziehen wie begossene Hunde. — Als heidnische Gaukelei und verdammliche Magie war all' dies Wesen, wie das „infamirende" Anrufen der Seelen Verstorbener, die Gesichte durch das Medium unschuldiger Kinder**), das Tischweissagen, nebst weissagenden Raben und Ziegen***) (zu welchen wir es hoffentlich auch bald bringen werden), von Alters her den Vätern der christlichen Kirche bekannt. Die heutige Christenheit läuft diesem Wesen nach als einer Quelle neuer Erleuchtung. Man kennt, sagt Einer von jenen Alten, nach dem Evangelium (post evangelium) solche Leute nur als „gründlich Bestrafte."†) Wir kennen sie als „gründlich Geehrte." In Paris wundert man sich nur darüber, daß Mr.

*) Bei Hornung a. a. O. S. 48 flg. Vgl. den Bericht eines Herrn von Voigts-Rhetz vom 1. Jan. 1858, ebendas. S. 318.

**) Wenn nicht αἱ ἀδιαφθόρων παίδων ἐποπτεύσεις, Justin. Mart. oper. 1, 18 wie das pueros in eloquium oraculi elidunt Tertull. apologet. 23 auf die Beschauung geschlachteter Kinder geht.

***) αἶγες ἐπὶ μαντικὴν ἠσκημέναι καὶ κόρακες, Clem. Alex. protrept. p. 9. caprae Tertull. apologet. c. 23.

†) Tertull. de idolot. c. 9.

Home kein Geld annimmt. Die Häretiker, sagt ein Kirchenvater*), kenne man am Umgange mit solchen Praestigiatoren. Heutzutage erkennt man daran die „Gläubigen", gläubig, auch wenn, oder grade weil zerfallen mit den alten Confessionen. Die magnetischen circulatores mit ihren Offenbarungen bilden den Mittelpunkt eines neuen Glaubens und eines neuen Cultus. Die Gläubigen der alten Christenheit verachteten all' diesen Spuck und wußten und fühlten sich als souveräne Herren über dieses Wesen. Die sogenannten „Gläubigen" der heutigen Christenheit adoriren diesen Quark und werden elende Sclaven dieses Götzen.

Und hiebei ist unseres Erachtens die Hauptfrage gar nicht die, ob alle die unzähligen Thatsachen erklärlich oder nicht erklärlich, ob sie Betrug oder Wirklichkeit, ob sie magnetischen, gespenstigen oder diabolischen Ursprungs sind. Der Hauptpunkt ist der, ob es einem Christen zukomme, auch nur einen Augenblick Phänomenen zuzugaffen, die in ihrer äußern Manifestation fratzenhaft, und in ihren geistigen Offenbarungen nicht bloß aller evangelischen Wahrheit, sondern auch aller gesunden Vernunft und allem guten Geschmack zuwider sind. Was die äußern Manifestationen betrifft, so bietet da Nordamerika, in welchem der Bodensatz moderner Fäulniß zu den groteskesten Pilzen aufschießt, die ekelhafteste Musterkarte dar. Was das für Kräfte sind, welche unsichtbar auf Instrumenten spielen, mit Wirbeln und Glocken im Hause einen abscheulichen Lärmen vollführen, künstlich zusammengeschnürte und in einen wohlverwahrten Kasten gesetzte Jungen von den Stricken frei machen, oder auch sie wieder künstlich zusammenschnüren u. dgl., dies zu wissen ist ganz einerlei. Ein Skandal aber ist es, wenn man den Betrug nicht entdeckt; ein noch ärgerer Skandal, wenn Christen nicht im Stande sind, kraft ihrer Macht in Christo Spuckgeistern das Handwerk zu legen; der allerärgste Skandal aber, wenn sie durch unbekannte Kräfte solch' elenden Spektakel selbst veranstalten. Und während die Christen das, was sie von dem Weg zum Leben und von ihrer zukünftigen Bestimmung zu wissen nöthig haben, dem Evangelium entnehmen können und sollen, lassen sie Mosen und die Propheten, Christum und die Apostel im Rücken, und laufen Offenbarungen nach, welche ihnen die angeblichen Geister selbst als mitunter höchst trüglich, zweideutig, ja betrügerisch bezeichnen. Freilich sind aber auch die Spiritualisten in Nordamerika bereits dahin gekommen, das Christenthum nur „als eine nothwendige Stufe in der Entwicklung des Menschengeschlechts" zu betrachten und „Christus als ein außerordentliches Medium anzusehen, der in direkter Verbindung mit den Geistern stand. (Bericht aus Nordamerika bei Hornung a. a. O. S. 350. 51. Anm.) Ja, wie es ebendaselbst heißt, „die Spiritualisten werden in allen Stücken auf ihre eigene Vernunft angewiesen, und die Geister nehmen keine Autorität für sich in Anspruch und warnen die Menschen vor Autoritätsglauben." Das letzte ist jedenfalls die Hauptfinte. Sonst hätte der ganze Spuck keinen Sinn. Denn haben die Geister keine Autorität, so lasse ich sie laufen; und bin ich allein auf meine Vernunft gewiesen, so brauchen mir das nicht erst die autoritätslosen Geister zu versichern. Aber in der Praxis sieht es anders aus. Die Vernunft ist bereits so weit herunter, daß sie sich von den albernsten Geister-Sottisen imponiren läßt. Und die Geister sind es auch schon müde, keine Autorität haben zu sollen. Sie treiben bereits ihr Wesen im Namen der höchsten Autoritäten. Daß sie das Recht magischer Operationen von Moses, dem größten Magiker, ableiten, und die magische Kunst eine Kunst nennen, welche Gott gegeben habe und kein Mensch nehmen könne (S. 65), ist das Geringste. Auf dem Genfer-See liegt ein einem Herrn von Mestral gehöriges Schrauben-Dampfschiff, dessen Construction bis in das Einzelnste, nebst der Bemannung vom Capitain bis zum Schiffsjungen herab, der Herr Christus durch ein Medium angeordnet haben soll. Das Schiff soll die Bestimmung haben, die neue Lehre an der Savoyischen Küste zu verbreiten (S. 117). Und in Chemnitz existirt eine Rotte, in deren Mitte Gott der Vater und Christus persönlich durch die Hand ihrer Medien schreibt. Auch haben sie bereits im J. 1854 eine Broschüre, betitelt: „Psychographische Depesche Gottes an die Menschheit" drucken lassen (S. 62). Bei dieser Spitze blasphemischen Frevels ist man schon in Europa angelangt; aber die gelehrten und ungelehrten Herren Deutschlands haben ihre Schlafmützen über die Augen gezogen, und sehen oder wollen nichts von den Abgründen sehen, die sich wahrlich nicht umsonst bereits aufgethan haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Tertull. de praescript. c. 43.

Nachrichten.

Provinz Sachsen.

Der Hirtenbrief des Gen. Superint. Dr. Lehnerdt vom 23. Juni 1858.

Schriftstücke wie das obige dürfen in der Ev. K.-Z. nicht unbesprochen bleiben. Es ist zwar zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Es ist aber von Anfang an so öffentlich gewesen, daß Berliner Zeitungen Mittheilungen daraus gebracht haben, ehe die meisten Pastoren in der Provinz Sachsen nur wußten, daß es existire. Zudem ist es, Angesichts der Zeitverhältnisse, seiner Natur nach ein in die Oeffentlichkeit eingreifendes und sich derselben unwillkürlich aufdrängendes Wort, welches an seiner eigenen Stirn den Stempel trägt, daß es nicht in die vier Wände einer Kirchenprovinz eingeengt bleiben will. Zeitungen und Kirchenzeitungen aller Art, Geistliche und Laien verschiedenster Bildung reden darüber. So muß es denn auch in diesen Blättern besprochen werden; und es ist nur zu verwundern, daß es nicht schon eher geschehen ist.

Der Verf. vindicirt am Schlusse seinem hirtenbrieflichen Worte den Charakter, daß es gutgemeint sei. Jedenfalls ist es das. Es

ist der Ausdruck eines persönlich auf Christum gegründeten und für Christum begeisterten Herzens, welches nicht sich und seine Ehre meint, sondern den Dienst Christi und die Seligkeit der Seelen. Was wäre das auch für ein Hirtenwort, welchem man nicht einmal die gute Meinung nachsagen könnte, oder welches seine gute Meinung erst nachweisen müßte?

Ob das Wort nun auch objectiv betrachtet ein gutes ist, wie der Verf. natürlich wünscht, das wird sich aus seinem Inhalte ergeben.

Uebergehen wir die Persönlichkeiten, welche fast die ganze Hälfte einnehmen, und fragen nach dem Glaubens- und Bekenntniß-Standpunkt des Verfassers, so bezeichnet er selbst denselben ausdrücklich also: „Ihr wisset mit mir die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, daß, ob Er wohl reich ist, Er doch arm ward um unsertwillen, auf daß wir durch Seine Armuth reich würden." Das sei „der Fels" und „das Centrum" seines Glaubens und Bekenntnisses. Natürlich, er würde ja sonst aufgehört haben, überhaupt ein Christ zu seyn. Es ist mit diesem Worte also, mit welchem alles gesagt sein sollte, doch eigentlich nichts gesagt. Und doch, wie ein jedes Wort immer Angesichts der Zeit, in welcher und in welche hinein es gerufen wird, erst seine bestimmte Signatur und Deutung empfängt; so läßt auch dieses sofort erkennen, daß der Verf. auf subjectiv-christlichem, nicht auf objectiv-kirchlichem Boden steht. So zeigt es sich sofort in dem was folgt. Sehen wir ab von dem, was er von seinem persönlichen Glaubensleben sagt, daß er, „obwohl ein Erlöseter, doch in seinem Neigungsleben noch nicht gänzlich von aller sündlichen Excentricität geheilt" sey (St. Paulus, der apostolische Oberhirt und „Apostel der Evangelischen Kirche," sagt von sich, er sei der vornehmste unter den Sündern, die Augsb. Conf., in welcher der Verf. „mit Freuden sein eigenes Bekenntniß wieder erkennt," behauptet, daß alle Menschen voller böser Lust und Neigung sind); so ist ihm die Kirche „die mütterliche Erzieherin für Christum und sein Reich," also nicht die Mutter selbst, nicht das Weib mit der Sonne bekleidet und den Mond unter ihren Füßen; nicht die Freie, die droben ist, die unser aller Mutter ist, und der wir also gehorchen, ihr dienen und Gehorsam zu leisten schuldig sind, nicht eine göttliche Institution mit Macht und Recht über den Menschen; nicht eine Säule und Grundveste der Wahrheit; sondern eine Erzieherin, gegen die man einige Pietät beweiset, auch wenn man mündig geworden ist, die man aber ihres Amtes entläßt, weil mans im Grunde nun ebenso gut versteht als sie. Daher ist das Glaubensbekenntniß, welches die Kirche dem Verf. überliefert hat, von ihm immer erst wieder einzutauchen „in dieses Centrums quellenreiche Tiefen," nämlich in jenen Satz von Jesu Christo. Es wird sonst ein „dürres verwelktes Reis," und bleibt kein „grüner, blühender Zweig, entsprossen dem Lebensbaume der H. Schrift." Denn die H. Schrift ist allein „aus göttlichem Geiste gezeugt;" das Glaubensbekenntniß aber, welches die Kirche darreicht, ist „durch angestrengte menschliche Denkarbeit gefunden." Die Schrift, das Individuum, und der H. Geist in beiden, die sind vollkommen im Stande, den letztlichen Abschluß einer Glaubenseinigkeit aller Völker zu erzielen.

Daß der Verf. daher in das Oekumenische und Augsburgische Bekenntniß einstimmt, das ist Schuld der Schrift und des H. Geistes, wie sie sich grade an ihm bezeugt haben. Da aber auch die Reformirte Kirche die Schrift und den H. Geist hat, so ist es doch

nur Zufall, daß er grade dem Lutherischen Bekenntniß zugethan ist statt dem Reformirten. Subjectiv steht er daher wohl für das Augsb. Bekenntniß, so wie den Luth. Katechismus ein; aber objectiv nicht, die Reformirten mögen in ihrer Art eben sowohl Grund und Recht haben. Daher macht er „keinen Anspruch auf den Ruhm, ein Lutheraner zu seyn," kennt keine Lutherische Kirche, sondern nur die Evangelische; und ist ein Freund der Union. Gegen die Katholische Kirche aber macht er Front, wenn er sie auch nicht nennt, denn sie ist freilich der Meinung, daß Schrift und Individuum allein unmöglich einen reinen und vollen Glaubensinhalt herausbringen, weil der H. Geist nicht zunächst dem Einzelnen, sondern der Kirche insgesammt, und dem Einzelnen nur insofern er mit der Kirche verbunden bleibt, gegeben ist.

Dr. Lehnerdts Standpunkt ist also klar genug. Persönlich betrachtet, ist es der Standpunkt der subjectiven Reproduction; kirchlich betrachtet, der Standpunkt der Confession, und nicht der Kirche, und daher historisch betrachtet, der Standpunkt der positiven Union. „Nicht um eines Menschen willen, welchen edlen ehrwürdigen Klang auch immer sein Name habe, und wie rein und kräftig auch immer das Zeugniß der Wahrheit aus seinem Herzen und Munde laute," glaube und bekenne ich, sondern „an der Hand der H. Schrift und begleitet von der Geschichte, trete ich an die Bekenntnißüberlieferung prüfend heran" und finde da, daß ich „mitbekennend einstimmen" kann. „Nicht weil die Reformatoren also geglaubt und bekannt haben, sondern weil ich täglich in der Schrift gesucht und geforscht habe, ob sichs also hielte, und durch Gottes Gnade dahin gelangt bin, mit ihnen dasselbige zu glauben und zu bekennen." Das ist der Standpunkt der subjectiven Reproduction aus der Unmittelbarkeit des Verhältnisses des Einzelnen zu Christo. „Ich anerkenne keine Union, welche nicht die Confession in sich wahrete, und keine Confession, welche nicht zur Union hinstrebte." Das ist der Standpunkt der Confession, welche zwar bekennende Individuen oder höchstens Gemeinden annimmt, aber vor Allem keine bekennende Kirche, und daher wohl das Bekenntniß als einen Act oder Zustand oder Rechtsbestand oder irgend etwas Sachliches wahren will, aber die Person hintansetzt, welche dieses Sachliche erst erzeugt hat und daher weiter überliefert und für alle Zeit garantirt, nämlich die Kirche. „Ich bin ein Freund der Union und bins von Herzen," das ist der Standpunkt der Union, und zwar hier der positiven.

Dies alles ist in dem Hirtenbriefe mit sehr dankenswerther Offenheit dargelegt. Auch ist es kein Zweifel, daß der Christ an und für sich das Recht hat, so zu stehen, und Niemandem als seinem Gewissen dafür Rechenschaft schuldig ist. Aber nicht so unseres Erachtens der Oberhirt einer ganzen Kirchenprovinz, welche, trotz der Union, rechtlich nie aufgehört hat, lutherisch zu seyn, und factisch bis heute nur eine ganz verschwindende Zahl reformirter Gemeinden in sich enthält. Der Oberhirt dieser Provinz vindicirt sich das Recht, im Namen Christi und im H. Geiste selbständig in der Schrift zu forschen. Bis jetzt ist das Resultat davon ein Bekenntniß gewesen, welches mit der Augsb. Conf. und dem Luth. Katechismus übereinstimmt. Es ist und bleibt also doch immer Dr. Lehnerdts Bekenntniß. Wie nun, wenn Dr. Lehnerdt eines Tages aus derselben Schrift in demselben H. Geiste, also nach seiner Meinung ganz auf demselben Wege wie Luther, — ein Bekenntniß gewinnt, welches, wenn er es mit den geschichtlichen vergleicht, etwa

mit dem Heidelberger Katechismus, oder gar mit dessen Consequenz, dem Baptismus, übereinkommt? Nach seiner Auffassung von Schrift und Bekenntniß, H. Geist und Kirche, Gesammtheit und Individuum, ist er dann noch genau ebenso berechtigt, Oberhirt dieser Kirchenprovinz zu seyn. Er ist ja dann auch noch christlich, auch noch evangelisch, auch noch unirt. Jede luther. Gemeinde der Provinz hat Anspruch auf einen luther. Hirten. Die ganze Provinz aber hat, wenn Dr. Lehnerdt's Anschauung die richtige ist, keinen Anspruch auf einen luther. Oberhirten. Der jetzige ist nur zufällig grade einer.

Aber ist er auch wirklich einer? Er bekennt in der Augsb. Conf. sein Bekenntniß wiederzufinden. Ein Anderes aber scheint aus seinen eigenen Worten hervorzugehen. Sie mit der Reformirten Kirche zu einer Evangelischen zusammenschließen wollen, das kann nur der, welcher sich nicht zu den Worten der Augsb. Conf. bekennt: „Derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen" (Art. X.); nicht zu dem Wort: — „durch die Taufe und den H. Geist wiedergeboren werden" (Art. II.); nicht zu dem Wort: „daß die zwei Naturen, göttliche und menschliche, in einer Person, also unzertrennlich vereinigt, ein Christus sind (Art. III.); welcher überhaupt, bei scheinbarer Uebereinstimmung in der Rechtfertigung allein durch den Glauben, die grundverschiedenen Vorbedingungen übersieht, welche beiden Kirchen zu Grunde liegen, der Lutherischen nämlich die Reinigung der allezeit bestandenen Kirche, der Reformirten der Aufbau einer neuen Kirche, und die grundverschiedenen Tendenzen beider Kirchen, der Lutherischen nämlich die wahre Einheit des Objectiven und Subjectiven, die rechte Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen, der Reformirten dagegen die strenge Sonderung des Subjectiven und Objectiven, des Göttlichen und Menschlichen, welcher das „gut Lutherische" ohne Weiteres mit dem „wahrhaft Evangelischen" zusammenwirft, das heißt mit dem unentwickelt Evangelischen, als wenn sich nicht daneben ein fälschlich Evangelisches mitentwickelt hätte, oder als wenn man über dies letztere harmlos hinwegsehen könnte, wie ein unschuldiges Kind über ein anderes; welcher bei dem Urtheil über Lutherisch und Reformirt auf Alle hört, nur nicht auf die legitimen und zugleich lebendig-gläubigen Vertreter der nie durch Union verdunkelt gewesenen Lutherischen Kirchen, die doch, unverworren und unbeirrt, am ehesten, sollte man meinen, Auskunft zu geben wüßten.

Eben daher allein, weil Dr. Lehnerdt zunächst Evangelisch sein will, womit sich das Reformirte eben so gut versteht, und nicht zunächst Lutherisch, womit sich das Evangelische ganz von selbst verstünde, das Reformirte aber nicht: eben daher ist er nothwendig ein Freund der Union. Die Unionsfrage hat ihm, nach eigenem Eingeständniß, „viel zu schaffen gemacht." Das unbestimmt Evangelische und das explicirt Evangelische haben also in ihm gerungen, bis das letztere in ihm unterlegen ist. So pflegt es solchen Naturen zu gehen, die eine Neigung haben, ins Subjectiv-Breite, Verschwimmende, Ideale, Phrasen- und Katheberhafte sich zu ergießen, statt streng aus einem Punkte eine ganze Entwickelung geordnet zu durchlaufen. Was sich ergießt, das will alle Unebenheiten unter sein rieselndes Wasser begraben und zudecken, und gewinnt damit den Schein thatsächlicher Milde. Was sich entwickelt, stößt unbarmherzig alle früheren Momente der Entwickelung, wie alle falschen und fremden Momente in der Entwickelung, von sich aus.

Solche Milde, die persönlich vortrefflich gemeint, sachlich aber ebenso falsch und verderblich ist, will nun Dr. Lehnerdt in dem Unionsstreit bewiesen wissen. Zunächst bevorwortet er: die Union an sich dürfe unter uns ja „nicht in Frage gestellt werden," weil sie „in ihrem thatsächlichen Bestande zu Recht bestehe." Schon das können wir nicht als richtig anerkennen. Die Union ist ein fait accompli, aber darum noch nicht rechtsbeständig; ein Recht der Verjährung wird doch auf diesem Gebiete nicht gelten sollen. Im Gegentheil, die bedeutendsten Autoritäten behaupten, daß in der Union von Anfang bis heute ein Unrecht sey, welches zu dulden und tragen sey, bis man es auf geordnetem Wege wieder beseitigen könne, etwa wie das allgemeine Jagdrecht oder die Geschwornengerichte. Gegen obigen Satz des Hirtenbriefs, so unschuldig und unscheinbar er dasteht, ist daher aufs ernstlichste und lauteste Protest zu erheben.

Weiter aber, wie soll nun der Streit über Union und Confession geführt werden? Antwort: er soll gar nicht mehr geführt werden, es soll „an dessen Stelle ein Streit anderer Art treten, der Wettstreit der Liebe, die langmüthig ist und freundlich" ꝛc. Als wenn der Streit über Union und Confession das als unveräußerliches Merkmal in sich enthielte, daß er nothwendig ohne Liebe müßte geführt werden. Oder als wenn die Liebe das als unveräußerliches Merkmal in sich enthielte, daß sie um heilige Güter nicht streiten dürfte. Das ist wieder jene falsch berühmte Liebe unserer Zeit, die sich auf Kosten der Treue spreizt. Nicht ein Wort im ganzen Hirtenbrief deutet auf Bewahrung dieser edlen Tugend, nach welcher doch der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage seine Knechte und Haushalter richten will. Hätte Dr. Lehnerdt daran nur ein wenig gedacht, wahrlich, er hätte die „unverdrossene Treue," welche er seinem greisen Amtsvorgänger zuspricht, nicht bloß auf Treue im Amt und Dienst im Allgemeinen, sondern auf Treue gegen Kirche und Bekenntniß insbesondere bezogen, in welche der hochwürdige Greis je länger je mehr hineingewachsen war, und aus welcher er noch in der letzten Zeit seines vielbewegten Amtes an schlüpfriger Stelle ein so lauteres Zeugniß abgelegt hat. Den Mann sehe sich Dr. Lehnerdt an, und frage sich darnach noch einmal, ob Kampf für lutherische Confession und evangelische Liebe so disparate Dinge sind, als welche sie ihm erscheinen. Und wenn einmal, was ja nöthig ist, zur Bewahrung der Liebe im Streit ermahnt werden soll, so wollen wir nur wünschen, daß Dr. L. hier allezeit treu und gerecht in der Vertheilung seiner Mahnsprüche sey, und den Ton z. B. seiner Freunde und Parteigenossen, des Dr. Jacobi und Dr. Stier einerseits, und z. B. der Gnadauer, Wittenberger und Neudietendorfer Conferenzen andrerseits, scharf und bestimmt von einander unterscheide.

Dies führt uns darauf, welche Wirkung, Angesichts der verschiedenen Parteien in der Kirche, der Hirtenbrief haben werde. Dies kann keiner Frage unterliegen. Da er durch und durch ein Produkt des subjectiven Geistes ist, wenn auch des edleren und positive-

ren, so wird er allen subjectiven Geistern eine willkommene, allen dagegen die sich nach Objectivität strecken, eine schmerzliche Erscheinung seyn. Wittenberg, Gnadau und Neudietendorf werden seufzen. Halle wird sich zu ihm bekennen; wenn gleich in dieser noch so ungaren Vereinigung nur die rechte Seite unter C. R. Frobenius eigentlich auf seinem Standpunkt steht. Noch viel weiter links liegende Elemente werden ihn vor der Hand alle mit Freude begrüßen. Ist er doch antilutherisch und antikatholisch. Ist doch das Objective, was er enthält, an einer Stelle sogar bis zu dem „Christus des Evangeliums" verflüchtigt. Wie schön stimmt das mit der Prot. K.-Z. und mit Bunsen. Und so geschiehts bereits. Blätter bis zum baaren Rationalismus heben den neuen Hirten und seinen Hirtenbrief auf den Schild. Die Welt hat das Ihre lieb, und hat es stets herauszukennen gewußt. Das war bei Luther so in seiner ersten Periode, da huben ihn die Humanisten und die Ritterschaft auf den Thron, weil er die subjectiven und die einseitigen Elemente noch nicht vollständig ausgeschieden hatte. Bei Dr. L. gehts ähnlich. Der Subjectivismus ist selbst den Rationalisten und Freimaurern angenehm. Ist das wahr, was wir aus der Provinz Sachsen aus Magdeburg, Halle, Halberstadt ꝛc. hören, wie der neue Generalsuperintendent allerwärts von dem Lobe dieser Leute umgeben wird, die er doch so weit an Wahrheit und Frömmigkeit überragt, so ist er bereits an dem Anfang einer schiefen Ebene, und hat sich wohl vorzusehn, daß er nicht weiter gleitet. Vielleicht daß ihm, ähnlich wie Luthern, an den Consequenzen seines eigenen Subjectivismus, wenn sie ihm recht vor die Augen treten, die Augen aufgehen, und er sich einer Seite zuwendet, welcher Vieles zur Beglaubigung und Bewährung fehlet, nur Eines nicht — der Haß der Welt. Wo am meisten für ihn gebetet wird, ob dort wo man ihn lobt oder wo man ihn tadelt, das wird Gott einmal ans Licht bringen.

Der Hirtenbrief schließt mit einer Prophezeiung. Wenn man seinem Rathe folge, so werde „die Sache bald gethan seyn, und wir würden die Evang. Kirche dann desto gründlicher von ihren Gebrechen genesen und desto kräftiger sich erheben sehen zu einem neuen, frischen, fröhlichen Gedeihen." Wir schließen auch mit einer Prophezeihung: man wird seinem Rathe nicht folgen. Der Confessionsgeist ist zu mächtig geworden, und wird sich, gegenüber den neueren Anfechtungen Seitens der Union, nachdem er dadurch von den Schwachen und Halben geheilt, vielmehr zum Kirchengeiste emporschwingen. Dem gegenüber wird man sich, wenn man ihn erfolgreich bekämpfen will, entschlossen auf den Sectengeist stützen müssen, wie seit der Evang. Alliance bereits vorliegt. Objectivismus und Subjectivismus werden immer weiter auseinandergehen, und man wird sie durch fromme Persönlichkeiten nicht versöhnen. Siegt jener, so werden diese zu den Todten gelegt. Siegt dieser, so werden sie gleichfalls zu den Todten gelegt. Die Sache der Union, welche sich geberdet wie ein tieferes Erfassen auseinandergehender Wahrheiten an der gemeinsamen Wurzel, wird sich beiden Seiten, dem Kirchen- wie dem Sectengeist, dem Objectivismus wie dem Subjectivismus, darstellen als ein Hinken auf beiden Seiten, und als eine Hülle die man sprengt, nachdem man darunter reif geworden.

Für Dr. Lehnerdt aber haben wir den Wunsch, er möge bei nächster Gelegenheit, wo er wieder öffentlich hintritt, ebenso entschieden, wie jetzt gegen das Lutherthum, sich gegen das Logenthum und den Rationalismus erklären. Das wird ihm auch den Ruhm sicher stellen, den er so sehr beansprucht, nämlich: keines Menschen Knecht zu seyn.

Die Kirche Norwegens.

(Fortsetzung.)

Wir kommen auf einen wichtigen Punkt, die Anschauungen, die man von der Staatskirche, und die Wünsche, die man in Beziehung auf dieselbe hat. Die wiederholten Austritte mußten allen Ernstgesinnten die Frage nahe legen, ob ein solcher unumgänglich nöthig sey, aber auch nach den Veranlassungen zu forschen, welche den Gedanken an einen Austritt in so Vielen hervorriefen. Diese Frage wurde behandelt auf der Laienversammlung zu Hamar 1856, zu Havslo, in Stördalen und Tönset, in Nordfjord 1857. Sie wurde überall verneinend beantwortet, zum Theil mit innig herzlichen Worten. So sehr hie und da von den Mängeln der Staatskirche gesprochen wurde, so wurde doch auch anerkannt, daß die Gnadenmittel in ihr noch rein seyen, und daß auch eine bessere Zeit sey, als früher. Nur in Stördalen kam man wegen der Menge der zur Discussion gestellten Fragen zu keinem bestimmten Resultat und behielt sich eine nähere Erwägung vor. Von Tromsö aus erschien ein Zeugniß gegen den Austritt, welches einen tief christlichen Schmerz über die dort geschehene Trennung in Form eines (freilich etwas langen) Gebets ausspricht. Von großem Gewicht war Lector Johnsons Wort gewiß für Viele, daß er zwar einen Austritt aus der Staatskirche (nicht aus der Lutherischen Kirche) nicht unter allen Umständen für verwerflich, auch für seine Person nicht unbedingt unmöglich halte, daß er aber gegenwärtig trotz aller Gebrechen der Staatskirche noch keinen Grund dazu sehe.

Ein Laie (Schullehrer zu Skien) hielt den Umstand, daß nicht vollkommen rein überall in der Staatskirche gepredigt werde, daß ungläubige Lehrer das Sacrament austheilen, oder Gottlose dasselbe empfangen, nicht für hinreichenden Grund zum Austritt, so lange nicht die Kirche falsche Lehre zu der ihrigen mache, sie als ihr Bekenntniß vertheidige und die Gläubigen bedränge und an der Erbauung auf ihren Glauben hindere. Gegen die Behauptung, daß man auch dann austreten könne und solle, „wenn man in seinem Gewissen gebunden" sey, sprach die Norw. Kirchenz. ihre Bedenken aus. So sehr auch viele Glieder der Kirche sich gedrückt fühlen und über verschiedene Mängel klagen, so hat eine lutherische Freigemeinde sich doch noch nicht gebildet, sondern nur Dissentergemeinden.

Vernehmen wir zunächst die Gravamina, welche auf den Laienversammlungen geäußert sind. Theils wurde geklagt über zu große Einmischung des Staates in die Angelegenheiten der Kirche, so daß diese behandelt würde wie eine andere Staatseinrichtung, ohne genügende Berücksichtigung ihrer geistlichen Bedürfnisse und ohne ihr die nöthige freie Bewegung zu gestatten. Namentlich wurde geklagt, daß die Gemeinde zu wenig Antheil habe an der Wahl ihrer Prediger (eine Klage, welche ich auch sonst aus manchem Munde hörte), daß es an einer gehörigen Gemeinderepräsentation fehle, welche deren Interessen und Rechte wahrnehmen und ausüben könne.

Hervorgehoben wurde der Mangel an Kirchenzucht, welcher sich unter Anderem darin zeige, daß Jedermann ohne Unterschied zur

Absolution und zum Abendmahl gelassen würde. — Bei der Absolution, um das hier zu bemerken, findet allerdings eine ganz eigenthümliche Praxis statt. Die Confitenten sammeln sich in der Kirche, in den Städten Freitags, auf dem Lande Sonntags vor dem eigentlichen Gottesdienste; der Pastor hält eine Beichtrede, nach deren Endigung die Anwesenden am Altare niederknieen, und der Prediger mit den Worten beginnend: „Kraft meines Amtes, im Namen und auf Befehl des Herrn Jesu sage ich euch zu" unter Handauflegung zu je zweien spricht: „die gnädige Vergebung aller Eurer Sünden," ohne daß irgend welches Bekenntniß gethan, oder auch nur auf irgend eine Frage ein „Ja" oder „Nein" geantwortet wäre. Das Ungehörige eines solchen Gebrauches dürfte wohl von den verschiedensten Standpunkten aus anerkannt werden.

Es wurde geklagt über den Taufzwang, und an Einer Stelle gefordert, daß man es dem Gewissen der Eltern überlassen solle, ob sie ihre Kinder wollten taufen lassen oder nicht.

Ebenso wurde der Zwang zur Confirmation und die Abhängigkeit bürgerlicher Vortheile von derselben gerügt, und als wünschenswerth betrachtet, daß die Confirmation eine freie Sache persönlichen Begehrens und geistlichen Bedürfnisses sey, daß auch andererseits die Geistlichen mehr sich von dem geistlichen Zustande der Confirmanden unterrichteten. — Wie äußerlich polizeilich die Kirche regiert wurde, bezeugt die hier einschlagende Thatsache, daß nach Verordnungen von 1759 und 1764 Personen über 19 Jahre alt zum Zuchthause verurtheilt wurden, um dort confirmirt zu werden. Jetzt geschieht solche Verurtheilung nur noch, „um dort zur Confirmation vorbereitet zu werden." Von 1831—1851 waren in Christiania-Stift 118 Männer und 25 Frauen auf diese Weise verurtheilt (die Meisten früher oder gleichzeitig auch als Verbrecher verurtheilt); 10 von diesen Männern und 2 Frauen wurden als Erwachsene ohne nachfolgende Confirmation getauft. In demselben Zeitraume wurden 130 Männer und 8 Frauen unter Verurtheilten in den Strafanstalten confirmirt.

Drei Prediger in Throndsjem forderten im städtischen Localblatte die Eltern auf, den in der Woche nach dem Confirmations-Sonntage üblichen gegenseitigen Besuchen der Confirmanden zu steuern, welche zu vielem Aergerniß Anleitung gäben wegen der damit verbundenen Bewirthungen, und wenigstens diese letztern zu hindern. Sie erklärten dabei bestimmt, Jeden vom Abendmahl ausschließen zu wollen, der in der Confirmationszeit Anlaß zum Aergerniß gäbe.

Als weitere Mängel der Staatskirche wurden angegeben: Ehescheidung durch die Obrigkeit ohne Vorhandenseyn der biblischen Gründe; der Zwang, ohne solche Gründe Geschiedene wieder zu trauen; Ueberbürdung der Geistlichen mit weltlichen Verrichtungen; Mangel an nothwendiger Seelenpflege; der bestehende Parochialverband, welcher wie in Dänemark gelöst werden möge.

Die Frage über Schlüsselamt und Beichte wurde auf einer Predigerversammlung zu Christiania, bestehend aus 90 Gliedern, worunter mehrere Universitätslehrer und Candidaten, schon 1855 in Behandlung genommen. Hierbei machten sich verschiedene Ansichten bemerklich, nicht nur über das Wesen der Beichte und Absolution, sondern auch über deren kirchliche Verwaltung. Mehrere forderten die Einführung einer speciellen Beichte, privat oder öffentlich, und Aufhebung der gezwungenen Verbindung der Beichte mit dem Abendmahl, welche nur zur Bestärkung und Sicherheit dienen; eine solche Verbindung werde sich, je mehr das geistliche Leben erwache, von selbst einführen. Andere dagegen wollten diese Verbindung beibehalten, die Privatbeichte nur für diejenigen eingeführt wissen, welche sie begehrten. Doch erklärten sich Alle bis auf Eine Stimme für nicht zufrieden mit der gegenwärtigen Praxis. Die Versammlung beschloß mit 60 gegen 30 Stimmen, bei dem Kirchenregiment anzutragen, daß der Gemeinde und der Geistlichkeit Stimme darüber gehört werde, entweder so daß eine allgemeine Kirchenversammlung einberufen, oder die Sache den Landesgemeinden durch die Prediger vorgelegt werde, damit sie nach gehöriger Erwägung sich darüber äußern könnten, wiefern sie eine Veränderung in der Verwaltung von Beichte und Absolution wünschten. Dies geschah unter Einsendung eines Referates über die gesammte Verhandlung; über einen Erfolg aber hörte ich noch nichts. — Eine Predigerversammlung in Bergen 1856 hielt es ebenfalls für wünschenswerth, daß die Beichte vom Abendmahl getrennt und der besonderen Seelenpflege überlassen werde; nur gebiete Weisheit und Liebe, das Bestehende nicht plötzlich zu ändern, sondern die Gemeinden vorzubereiten.

Eine im September desselben Jahres gehaltene Versammlung eines theologischen Vereins in Vang erklärte sich dahin, daß eine Veränderung des Bestehenden vor der Hand nicht rathsam sey, da ein Widerspruch gegen jede Neuerung zu erwarten, und das Volk nicht reif sey, ein Urtheil in der Sache zu haben. Die Einführung der Privatbeichte werde wegen localer Hindernisse nicht wohl möglich seyn. Manche suchten sich einigermaßen mit dem Gedanken zu beruhigen, daß ja das Erscheinen zur Absolution auch als ein Bekenntniß zu betrachten sey; Andere dagegen haben die unbedingte Absolutionsformel in eine bedingte verwandelt, wogegen wieder Andere einwenden, daß eine solche Absolution gar keine sey, und man sie lieber ganz vor dem Abendmahle wegfallen lassen solle. Einzelne Stimmen äußerten sich geneigter zum Letzteren, als zur Widerherstellung der Privatbeichte, welche doch bei sehr Vielen nur Heuchelei erzeugen werde. Ueberhaupt haben so manche Stimmen darauf hingewiesen, daß die Absolution eigentlich eine selbstständige Stiftung sey, und nicht ein bloßes Annex zum Abendmahl, und daß es wünschenswerth sey, wenn sie auch wieder zu ihrem alten Rechte käme. Wexels meint sogar in einem Aufsatze, daß es Fälle geben könne, wo man Jemanden die Absolution verweigern könne, ohne daß er deswegen vom Abendmahle ausgeschlossen sey. Es könne Fälle geben, wo er zu Jemanden sagen würde: „Ich darf dich nicht richten, ich will gern das Beste von dir glauben, aber dein Seelenzustand ist nicht so vor mir hervorgetreten, daß ich Freudigkeit fühle, dir die Absolution zu ertheilen. Auf der andern Seite wage ich auch nicht, dich von des Herrn Tisch abzuhalten. Bist du dir bewußt, daß du in deiner Reue und deinem Glauben aufrichtig vor Gott bist, so wird meine Bedenklichkeit, dich zu absolviren, nicht bewirken, daß du das Sacrament zum Gericht empfängst." Näher hat W. nicht ausgesprochen, in welchen Fällen dies eintreten könne, und ich gestehe, von einem Zustande, der ein solches Verfahren veranlassen könnte, keine Anschauung zu haben.

Die ganze Angelegenheit ist somit noch eine der Erledigung harrende Frage.

Eine andere wichtige Frage ist die Kirchenzucht. Sie wurde besonders gründlich behandelt auf einer Versammlung der „geistlichen Vereinigung" zu Christiania im Februar 1856. Dieser Versammlung wurde in der protestantischen Kirchenzeitung vorgeworfen, sie habe sich

dahin vereinigt, die Kirchenzucht müsse sich erstrecken von der Wiege bis zum Grabe, und dieses als ein Zeichen des unter den jüngern Geistlichen herrschenden hierarchischen Fanatismus angeführt. Dagegen muß ich hier berichtigend anführen, daß die bezüchtigte Aeußerung im Laufe der Discussion von Einem Gliede ausgesprochen wurde, welches ich persönlich kenne, und welches weder ein Jüngling, noch ein Fanatiker ist. Er meinte mit der Kirchenzucht bei der Wiege nichts Anderes, als daß die Kirche eine Sicherheit fordern solle von den Eltern, daß die Kinder, wenn sie zum Bewußtsein kommen, mit dem Taufbunde bekannt gemacht werden; daß man die Kinder offenbar ungläubiger und gottloser Eltern nicht taufen solle (ein nach Grundvigianismus klingender und allerdings etwas bedenklicher Satz) und notorisch gottlose Personen nicht zu Gevattern nehmen. Die Kirchenzucht beim Grabe sollte nichts weiter heißen, als daß die Kirche keine Hoffnung über Personen aussprechen könne, deren Leben und Wandel im offenen Gegensatz gegen das Christenthum gestanden hat. Uebrigens ist es vielleicht nicht uninteressant, zu wissen, daß außer den „hierarchischen Geistlichen" z. B. der Professor der Philosophie Monrad zugegen war, und sich an der Debatte betheiligte.

Ein kurzes Resumé der Verhandlung wird wohl am Besten den Geist der Versammlung zeigen. Der damalige Zuchthausprediger Hald leitete die Discussion ein mit einem Vortrage über Kirchenzucht, worin er dieselbe biblisch zu begründen suchte, und einen Blick auf die Geschichte derselben mit besonderer Beziehung auf die dänisch-norwegischen kirchengesetzlichen Bestimmungen warf, wie auch über die Ursachen des Verfalles der Zucht sich aussprach. Er sprach als seine Ueberzeugung aus, daß auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Kirchenzucht möglich sey, wenn auch nicht in der Art und Weise, wie in der ersten christlichen Kirche. Das Recht der privaten Ermahnung als erste im Kirchengesetz angedeutete Stufe müsse auch jetzt dem Prediger noch freistehen, wenn sie auch manche Unannehmlichkeit mit sich führen würde. Ebenso müsse ihm weiter freistehen eine provisorische Abhaltung vom Abendmahl, wo die Ermahnung nicht fruchte und großes Aergerniß obwalte, eintreten zu lassen, bis er nach Berathung mit seinen Mithelfern, weiter mit dem Propst und Bischof die Ausschließung vom Abendmahl, die sogenannte excommunicatio minor verhängen könne. Dazu sei er durch das Kirchengesetz ernstlich verpflichtet, und er dürfe es gewissenshalber nicht unterlassen.

Wexels bemerkte, daß eine Staatskirche nicht der Idee der Kirche Christi entspreche, ja oft dem größten Theile nach aus Gliedern bestehe, die das Gegentheil von Gliedern Christi seyen; in einer solchen sey eine Kirchenzucht, wie in der Kirche in ihrer ursprünglichen Stellung, unmöglich, noch unmöglicher, wenn man jeden Ausdruck des irdisch-menschlichen und volklichen Lebens als Sünde und unvereinlich mit christlichem Leben betrachte. Kirchenzucht setze Leben voraus, vor Allem Leben bei den Geistlichen, und lasse durch Gebote und Regeln sich nicht herstellen. Was man fordern könne, sey Freiheit für den Geistlichen, auf kirchlichem Grunde und nach kirchlicher Regel zu wirken, wie er es nach den Umständen für recht und ersprießlich ansehe. Können lebendige Kirchenglieder sich nicht in die unter den obwaltenden Verhältnissen unvermeidliche Nothwendigkeit finden, mit einem Theil unwürdiger Gäste zum Abendmahl zu gehen, so bleibe ihnen kaum etwas Anderes übrig, als auszuscheiden. Er für sein Theil sehe diese Nothwendigkeit noch nicht ein, und könne nur rathen, im Kleinen und Geringen zu wirken und zu thun, was möglich sey, wobei allerdings auch Fälle eintreten können, in denen außer Predigt und Ermahnung auch die sogen. excommunicatio minor nothwendig werde.

Lector Johnson war damit einig, daß eine nur auf das Aeußerliche sich erstreckende Kirchenzucht nicht eine eigentlich kirchliche sey; diese könne nur geübt werden an wirklichen, mündigen Gliedern, welche durch freiwilliges Bekenntniß solche seyen. Die Staatskirche wolle eine rechte Kirche Christi seyn, und er könne beide nicht als absoluten Gegensatz betrachten. Freilich sey die Staatskirche in einen Selbstwiderspruch getreten, dadurch, daß sie sich durch den Staat eine Menge Glieder mit Zwang habe zuführen lassen, welche nach Analogie der ersten Kirche auf dem Katechumenenstandpunkte hätten bleiben müssen, wodurch eine rechte christliche Kirchenzucht allerdings erschwert sey. Müsse man überzeugt seyn, dieser Zustand sey unheilbar und erkläre die Staatskirche, daß eine recht christliche Kirchenzucht ihrer Idee widerspreche, so höre sie damit auf, Christi Kirche zu seyn, und man müsse sich von ihr trennen. Darüber könne indeß erst die Zukunft entscheiden. Vor der Hand müsse man allerdings sich mit einer gewissen vorbereitenden Zucht begnügen; doch müsse es dem Prediger, der eine lebendige Gemeinde um sich habe, gestattet seyn, die Kirchenzucht weiter auszudehnen und ihrem rechten Ziele näher zu führen; dadurch leide allerdings die Uniformität, indeß sey diese ja kein absolutes Gute.

Auch Grimelund endlich sprach sich dahin aus, daß, sofern die Staatskirche nichts sey, als eine Volksverbindung, gestiftet zu dem Ende, den Bewohnern des Landes die Sacramente in einem gewissen Alter zu reichen, ohne Rücksicht auf deren geistlichen Zustand, das Wort zu allgemeiner Belehrung zu verkündigen, ohne damit die Glieder zum Bewußtseyn ihres Berufes zu wecken, mit welchem sie in der Taufe zu Christi Gliedern berufen seyen, so müsse man sie so schnell als möglich verlassen. Er könne aber namentlich die Norwegische Lutherische Staatskirche nicht so betrachten. Dieselbe habe in ihren Kirchengesetzen bezeugt, daß sie ein anderes Ziel habe und eine Kirche mit Zucht seyn wolle. Bei allem dermaligen Verfall müsse man doch die neuerwachte Lebensregung nicht übersehen und nicht vergessen, daß Kirchenzucht wohl eine Lebensäußerung sey, aber nicht das Leben schaffe, daß dieses vom Wort und Sacrament ausgehe. Könne man nicht gleich das Ideal erreichen, so dürfe man darum nicht auf dem halben Wege stehen bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 25. August. № 68.

Zur Charakteristik des „Spiritualismus" auf dem alten Continent und in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

5. Schlußbetrachtungen.

Der Abgrund, der sich aufgethan hat, besteht unsern Dafürhaltens nicht in den unheimlichen Erscheinungen an sich, von welchen uns vor der Hand ganz gleichgültig ist, wie man sie sich erkläre und wie viel Realität oder wie viel Täuschung man in ihnen finde.*) Denn ob man sich von Täuschungen, d. h. von vermeintlichen Realitäten, oder ob man sich von wirklichen auf Irrwege führen lasse, das ist im Effect ein und dasselbe. Wenn ich mich mit Kopf und Herz von schlechten Doctrinen gefangen nehmen lasse, so ist es zuletzt einerlei, ob ich mich dafür auf einen Geist oder auf einen Professor berufe. Kein Geist und kein Mensch vermag in üblen Dingen etwas über mich, wenn ich nicht eine schlechte Disposition zur Verführung mit mir bringe. Nun bezweifle ich keinen Augenblick, daß es Tausende giebt, welche zu den Geisteroffenbarungen sich äußerst nüchtern und skeptisch verhalten. Nur sollten sie sich nicht viel darauf einbilden, noch weniger meinen, die Sache sey damit abgemacht. Diese Skepsis ist außerordentlich wohlfeil, zumal da die Meisten zu ihr ohne alle Prüfung der Thatsache und ohne alles weitere Nachdenken aus puren Vorurtheilen kommen. Nichtsdestoweniger giebt es genug Leute, welche stolz darauf sind, an Geister nicht zu glauben, aber doch es sich zum Ruhme anrechnen, an dieselben Phantastereien zu glauben, für welche neben jenen Geistern Niemand einsteht, als ihr eigenes Gehirn und das Gehirn anderer Menschen. Was hilft denn diesen ihre Skepsis? Ich wiederhole noch einmal: Mir ist es ganz einerlei, ob mich ein Geist, oder ein Mensch, oder ob ich mich selbst dupire. Dupirt bleibe ich so wie so. Es wäre freilich gut, wenn ich in mir selbst die Sicherheitskarte trüge, vor Täuschungen gewappnet zu seyn. Besitze ich aber diese Karte als Individuum, womit beweise ich diesen Besitz gegen Andere? Besitze ich die Sicherheitskarte als Mensch kraft meiner Vernunft wie alle Andern, warum sind denn nicht alle Andern mit mir Eins in dem, was ich Täuschung nenne? Die allgemeine Sicherheitskarte erweist sich namentlich in Sachen des modernen Spiritualismus als sehr bedenklich. Schützt die Vernunft bloß Einzelne, so ist sie nicht im wirksamen Besitz Aller; ist sie im Besitz Aller, wie will ich Andern unvernünftige Täuschung vorwerfen? Und doch schilt jetzt der eine Vernünftige den andern einen unvernünftigen Thoren. Beweises genug, wie mich dünkt, daß auf diesem Gebiet das sogenannt vernünftige Raisonnement zu gar nichts führt, wenn die Vernunft der streitenden Parteien die Magnetnadel und den Polarstern, ich meine Gott und seine Offenbarung im Wort, aus den Augen verloren hat. Denn so viel ist zweifellos, daß die Quintessenz des modernen Spiritualismus jetzt gar nicht mehr in den sinnenfälligen Erscheinungen, dem Tischtanzen, Möbelgerappel u. dgl. mehr, sondern in jenen vermeintlichen Aufschlüssen über ein Lebensgebiet besteht, von welchem wir aus uns heraus nichts wissen und über dessen Beschreibung und deren Wahrhaftigkeit wir auch dann nicht ins Klare kämen, wenn es uns gelänge, einen solchen Geist zu fangen, in ein Zuckerglas zu setzen und mit einer Schweinsblase einzukerkern. Der eingefangene Geist wäre grade so viel werth, wie das, dem Wandsbecker Boten gehörige, eingekapselte Ohr des Hofmarschalls Seiner Japanischen Majestät. Also Geist hin, Geist her! Es mag damit bestellt seyn, wie es wolle — nicht sie, die Geister, sondern die Worte, die sie reden oder schreiben lassen, die Offenbarungen, die sie bringen, die sind das eigentlich Bedeutsame, worüber zu Gericht zu sitzen ist, und über dessen Werth oder Unwerth wir nicht nach unserer Vernunft, sondern nach jenem Worte zu richten haben, welches auch uns Alle dereinst richten wird am jüngsten Tage (Joh. 12, 48).

Zwar will ich nicht läugnen, daß namentlich seit den Tagen der Offenbarung in Christo auch die Form, in welcher Irrlehren und Verführungen sich einkleiden, nicht ohne charakteristische Bedeutung ist. Die besondere Gestalt, d. h. im gegenwärtigen Falle die angebliche Vermittlung durch Wesen einer andern Welt, tritt als etwas massenhaft und auf einige Zeit constant Vorkommendes nirgend geschichtlich auf, wo nicht irgend

*) Was die älteren Lehrer der Lutherischen Kirche mit den früheren Kirchenvätern wie Tertull. de anima c. 57 autor quaestion. ad Antiochenum in den opp. Athanas. quaest. 19. 25. 35. Chrysost. hom. 29 in Matth. hom. 4. de Lazaro u. A. von den angeblichen Erscheinungen der Seelen Abgeschiedener gehalten haben, ist bekannt. Daemones operantur sub obtentu earum, sagt kurzweg Tertullian. Vgl. Luther Schrift vom Mißbrauch der Messe §. 161. W. W. Hall. A. Th. XIX. S. 1385 flg. §§. 172. 175. Ebendas. S. 1392 flg. Hauspostille W. W. Th. XIII. S. 1167 flg. Kirchenpostille Th. I. W. W. Th. XI. S. 942 flg. u. s. w.

eine, im größeren oder kleineren Kreise herrschende Geistes- und Gedankenrichtung dem Phänomen vorausgeht und ihm Bahn bricht. Dann kommt der Spuck hinterdrein, nicht als Urheber der Geistesrichtung, sondern als angeblicher Bestätiger und Besiegler. Die ersten Hellseherinnen der Christenheit traten auf, als eine dem Worte Christi theilweise abgewendete und heftig erregte Richtung nach neuen Offenbarungen des heiligen Geistes verlangte. Es ist die Zeit des Montanismus und der Berichterstatter ist Tertullian. Was Tertullian in Bezug auf die Beschaffenheit der Seele vorher glaubte, das sieht die Seherin, die nebenbei auch mit den Engeln und Christus verkehrt, nachher in einer Vision auch, so zu sagen leiblich.*) Nachdem Augustin ohne Schriftgrund ein künftiges Reinigungsfeuer als möglich gedacht hatte**), erschienen zur Zeit Gregors des Großen die Seelen der Abgeschiedenen und bestätigten den Irrthum.***) Die stehende Meinung von einer heilskräftigen Bethätigung Lebender für Verstorbene führte zu verschiedenen Zeiten und in bestimmten Kreisen zu einem stehenden Verkehr angeblicher Seelen der Abgeschiedenen mit den Lebenden. †) Und es bedarf gar nicht des direkten Zusammenhanges irgend einer, die Menschen heftig bewegenden Frage mit dem Gedanken an das Jenseits, um das Phänomen des sogenannten Geisterverkehrs entstehen zu sehen. Ja nicht einmal eine bestimmte, religiöse Verkehrtheit und Erregtheit bildet immer die Voraussetzung solcher Erscheinungen. Es geht ebenso oft, wie in der Zeit vor der ersten Französischen Revolution, eine dem Worte Gottes und dem Christenthum abgewandte Richtung vorher, die mit einer weitverbreiteten Blasirtheit endigt. In deren Natur liegt es, nach einer Reaction durch außergewöhnliche Reizmittel zu verlangen. Und diese pflegen sich dann auch einzustellen und werden, statt des nüchternen und einfältigen Evangeliums, mit Begierde aufgesucht und bevorzugt. Als z. B. nach den heftigen religiös-politischen Stürmen der Cromwell'schen Periode in England vergleichsweise Ruhe eingetreten war und die negative Richtung der sogenannten Freidenker sich auszubreiten begann, da scheint es gleichzeitig nicht an häufigen Phänomenen, wie sie

*) Tertull. de anima c. 9.

**) Augustin. Civ. Dei 21, 13. Enchirid. §. 69 (ignis quidam purgatorius).

***) Gregor. dial. IV. c. 40. 55. Gregor fragt in der ersten Stelle grade so, wie die Leute heutzutage: Quid est, quaeso te, quod in extremis his temporibus tam multa de animabus clarescunt, quae ante latuerunt, ita ut apertio revelationibus atque ostensionibus venturum saeculum se nobis inferre atque ostendere videatur?

†) Um von den unzähligen Beispielen nur eines herauszuheben erinnere man sich an das, was von einzelnen Klöstern hierüber als etwas ganz Regelmäßiges berichtet wird, z. B. vita beati Stephani abb. monasterii Obazinensis (Obeize im Limousin) lib. II. c. 6 bei Baluz. miscell. lib. IV. p. 113. Nach der dort gegebenen Skizze haben die Geister im 13. Jahrhundert viel vernünftiger und christlicher conversirt, als die heutigen.

gegenwärtig in Nordamerika auftauchen, gefehlt zu haben. Verständige und ehrenwerthe Männer wollten darin eine göttliche Zulassung erkennen, um mit solchen Thatsachen die dem Christenthum Feindseligen zu bekehren.*) Der geschichtliche Verlauf erwies vollständig das Irrige dieser Meinung. Als Symptome von Auflösung und Verfall treten solche Erscheinungen massenhaft hervor; aber nirgend bezeichnen sie die Epoche gesunder religiöser Umkehr im Leben eines Volkes. Dies zu erkennen und festzuhalten ist die Hauptsache. Die Frage, ob die vorhandene krankhafte Geistesstimmung die Phänomene durch eine Art Selbsttäuschung aus sich heraussetzt, oder ob Mächte, die den Grund ihrer Existenz nicht in der Imagination oder irgend einer natürlichen Kraft des Menschen haben, an dieser krankhaften Stimmung den Anknüpfungspunkt für ihre Manifestation besitzen — diese Frage scheint mir eine sehr untergeordnete. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß, die Richtigkeit einzelner Erzählungen und Beobachtungen vorausgesetzt, eine Reihe von Fällen sich nicht als subjective Täuschung und nicht als Ausfluß einer dem Menschen inhärirenden Kraft erklären läßt. Aber dieser unbekannte Factor geht mich nichts an, und ich hüte mich, mit ihm in Berührung zu kommen. Ich mag nicht fingerbreit mich an jenen faulen Zuständen und jenen bedenklichen, persönlichen Stimmungen betheiligen, welche die Thätigkeit dieser unbekannten Factoren ermöglichen. „So auch ein Engel vom Himmel", sagt der Apostel Paulus, „euch würde Evangelium predigen, anders, denn das wir euch geprediget haben, der sey verflucht", Gal. 1, 8. Und ich sollte auf die bodenlosen Abgeschmacktheiten hören, welche uns die modernen Geister über den Gang des Reiches Christi auf Erden und über die jenseitigen Zustände vorfaseln? Wenn mich aber gelüstet, geknebelte Jungen, abgeschlagene Mützen, vom Stuhl geworfene Herren, gekneipte und gezwickte Damen zu sehen, so miethe ich dafür doch lieber einen Gassenjungen, als daß ich Geister citire oder citiren lasse. Was aber das Musiciren betrifft, so mögen sich meinetwegen die Nordamerikaner ihr Yankee doodle oder gar „einen Sturm auf dem Meer" (S. 340) — was bekanntlich einen ausgezeichneten musikalischen Geschmack verräth — auf dem Piano von Geistern vorspielen lassen. Wir Deutsche verstehen, unsere Zukunftsmusiker abgerechnet, zur Zeit das Musiciren besser, als die Nordamerikanischen Geister.

(Schluß folgt.)

*) In solcher Meinung wurde z. B. von dem bekannten presbyterianischen Geistlichen Richard Baxter († 1691) die Schrift: The certainty of the world of spirits fully evinced — neue Deutsche Uebersetzung, Reutlingen 1838 — geschrieben. Sie ist leider zugleich auch eine sehr kritiklose Zusammenstellung des Verschiedenartigsten aus verschiedenen Perioden.

Nachrichten.

Die Kirche Norwegens.

(Fortsetzung.)

Von hierarchischen Tendenzen war so wenig die Rede, daß Lector Johnson daran erinnerte, daß die entscheidende Auctorität nicht dem Einzelnen, dem Amtsinhaber, überlassen werden könne, das sey Tyrannei. — Allerdings wünschte man, daß es in dieser Sache nicht bei schönen Worten bleiben möge, und daß auch diese Verhandlung ein Saamenkorn für die Zukunft seyn möge — aber solcher Wunsch muß doppelt begreiflich seyn, wenn man sieht, wie Sectirerei in die Kirche eindringt, und der elende Zustand der Kirche ihnen Angriffswaffen genug darbietet, wenn ernste Christen sich verblenden lassen, die Kirche zu verlassen, welche ihnen so wenig geistliche Befriedigung bietet, und deren Gnadenmittel unterschätzen, von denen sie so wenig Frucht sehen. So wie die Sachen jetzt in Norwegen stehen, würde man durch Nichtbeachtung der sittlichen Uebelstände und der lauten Mahnstimmen der besten und lebendigsten Glieder Viele aus der Kirche heraustreiben, und dieser einen bedeutenden Schaden zufügen.

Auch sonst mild gesinnte Geistliche, die an nichts weniger als an Rigorismus leiden, sind doch darin einig, daß etwas geschehen muß. — Schon eine unter dem Vorsitze des Bischofs von der Lippe in Christiansand gehaltene Predigerversammlung sprach sich 1855 dahin aus, daß eine ernstere Kirchenzucht wünschenswerth sey, obgleich sie den Gegenstand nicht speciell zur Behandlung gestellt hatte. Derselbe Bischof empfahl 1856 einer Predigerversammlung zu Stavanger ganz besonders unter den verschiedenen Berathungsgegenständen die Kirchenzuchtsfrage in Erwägung zu ziehen, welche sich dahin aussprach, daß, so schwer auch die Hindernisse seyen, doch etwas gethan werden müsse.

Einen praktischen Anfang hat man übrigens schon 1846 in den Strafanstalten gemacht damit, daß man die, welche zum Abendmahl gehen wollten, einer Probe unterwarf, und die als ungeeignet befundenen zur Predigt zuließ, aber vom Abendmahl ausschloß. Als Gründe des Ausschlusses galten: 1) Unwissenheit in den christlichen Heilswahrheiten, 2) Läugnung der erwiesenen Schuld, 3) offenbar gottloses Verhalten, ein gleichgültiger oder wohl gar feindseliger Sinn gegen das Heilige.

Hald berichtet, daß anfangs die Einrichtung großes Aufsehen gemacht habe. Die nächste Folge aber sey eine lebhafte Besprechung des Gegenstandes unter den Gefangenen gewesen, so daß in einer Woche vielleicht mehr vom Abendmahl gesprochen sey, als sonst in einem Menschenalter. Immer Mehrere hätten sich zur Prüfung gemeldet, auch Viele von den ersten und schlimmsten Widersachern. Die Nachfrage nach Lehrbüchern sey immer stärker geworden. Rückfälle, welche eine neue Ausschließung nöthig gemacht hätten, seyen selten gewesen. Freilich hätten Manche sich der Sache entzogen in der Hoffnung, „daß sie, wenn sie in Freiheit kämen, genug das Abendmahl bekommen würden." — Man kann Hald gewiß nicht Unrecht geben, wenn er es für etwas Betrübendes hält, daß in solchen Aeußerungen Wahrheit liege.

Das Kirchenregiment wird, das wurde in Christiania mehrfach ausgesprochen, einem besonnenen Vorgehen nicht hinderlich seyn.

In Verbindung mit der Kirchenzuchtsfrage und unter den Wünschen für die Kirche kamen auch zwei zu Tage, welche die Kirchenorganisation betreffen. Der Eine bezog sich auf Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung. Ein Antrag dazu wurde 1852 von einer Predigerversammlung in Bergen an das Kirchenregiment gerichtet, von einer gleichen Versammlung in Christiania, wie wir gesehen, in einer besondern Angelegenheit. Die vorhin gedachte Versammlung in Christiansand beschäftigte sich speciell mit der Frage, ob die Berufung einer solchen Kirchenversammlung wünschenswerth und zweckmäßig sey?

Die Versammlung mit wenigen Ausnahmen war der Ansicht, daß eine Veränderung im Kirchenregiment nothwendig sey, daß es aber nicht geeignet sey, eine solche durch eine Synode anzubahnen, zumal man keine Garantie habe, daß die Wahl, deren Modus für das ganze Land derselbe seyn müsse, eine Versammlung zu Wege bringen werde, welche wirklich die besten Resultate erzielen könne, eine Versammlung von gläubigen, christlich- und kirchlichgesinnten Gliedern. — Es sey wünschenswerther, wenn Versammlungen in kleinern Kreisen häufiger zusammenträfen und die Mängel der Kirche in immer neue Erwägung zögen. Solche Versammlungen könnten nach und nach eine allgemeine anbahnen, und hätten ohnehin den Vortheil, daß obwaltende Differenzen sich leichter ausglichen, während zu befürchten stände, daß auf einer Synode ein Streit schroffer hervortrete, abgesehen von der Oeffentlichkeit, die er gewinne. Ebensowenig sey anzunehmen, daß eine solche Synode jetzt geeignet sey, die übrigen Fragen in der Kirche zu lösen und deren Gebrechen zu heilen. So sehr die Versammlung überzeugt war, daß die Zeit kommen werde, wo eine solche Synode nothwendig sey, hielt sie eine solche doch gegenwärtig für noch nicht an der Zeit.

Eine andere vielbesprochene Angelegenheit war die Bildung eines Gemeinderathes, welcher dem Geistlichen zur Seite stehen sollte und zugleich eine Gemeinderepräsentation z. B. bei Pfarrwahlen ꝛc. bilden. In ersterer Beziehung bestehen nach altem Kirchengesetz bereits Mithelfer, welche nach demselben z. B. in Gemeinschaft mit dem Geistlichen betreffende Gemeindeglieder ermahnen, wenn dessen erste seelsorgerische Ermahnung fruchtlos geblieben ist, somit an der Kirchenzucht Theil nehmen. Dieses Institut sollte nun zu einem Rathe umgebildet werden.

Lector Johnson brachte die Sache auf einer Predigerversammlung zu Christiania im December 1856 zur Sprache, und motivirte in einem besondern Vortrage ein solches Institut aus dem Anspruch der Kirche auf „Freiheit zur organischen Entwickelung auf ihrem eigenthümlichen Lebensgebiet" und der damit zusammenhängenden Freiheit, sich selbst zu regieren. Er verlangte aber für Glieder eines solchen Instituts eine höhere christliche, intellectuelle, wie moralische Bildung, da nicht alle in übriger Beziehung mündigen Glieder der Kirche befähigt seyen, in Angelegenheiten derselben das Wort zu führen. Deshalb aber trug er Bedenken, ein Gebot zur Einführung zu fordern, sondern wollte die Errichtung eines Gemeinderathes da den Gemeinden anheim gegeben wissen, wo sich die tauglichen Elemente fänden.

Die Sache sollte am vorjährigen Storthing zur Verhandlung kommen. Es wurden drei Vorschläge zur Einrichtung eines solchen Gemeinderathes an das Kirchendepartement zur Vorlage gesandt. Das Kirchencomité im Storthing, der Mehrzahl nach aus Laien bestehend, entwarf mit Benutzung der drei Vorschläge und des in Dänemark abgefaßten Gesetzentwurfes über dieselbe Angelegenheit einen eigenen Gesetzesvorschlag. Vom sogenannten Odelsthing (der Abtheilung, welche zuerst die vorliegenden Gegenstände behandelt) wurde

der Vorschlag zum sogenannten Lagthing gesandt; hier aber nach fünfstündiger Debatte beschlossen, den Entwurf ad acta zu legen. Im Storthingsplenum fand das Gesetz nicht die nöthige Stimmenmehrheit von 2/3 Stimmen (es waren 64 gegen 42). Bei den Debatten fiel die merkwürdige Aeußerung im Lagthing von einem Mitgliede, als von der Einstimmigkeit die Rede war, mit welcher Geistliche und Gemeinden das Gesetz wünschten, „eben diese Einstimmigkeit schrecke ihn ab, auf das Gesetz einzugehen." Daß die Sache, welche während der schwebenden Verhandlungen mit großer Spannung verfolgt wurde, verschiedene Beurtheilungen fand, ist natürlich. Die Tagespresse äußerte sich zuweilen ziemlich spöttisch und nicht grade evangelisch-christlich. Auf der andern Seite waren auch gläubig ernste Glieder der Meinung, daß an manchen Orten ein Gemeinderath zu Stande kommen könne, der mehr hemmend, als förderlich für das Gemeindeleben sey.

Die Lösung des Parochialverbandes, welche auf mehreren Laienversammlungen zur Sprache gekommen war, die in Dänemark von den Grundtvigianern angeregt und durchgesetzt ist, und auch in Schweden Vertreter hat, wurde auch auf Predigerversammlungen besprochen. So z. B. 1854 in Stavanger. Die Versammlung erklärte sich für den Parochialverband mit Ausnahme Eines Mitgliedes, welches den Verband gelöst wünschte, da er nur äußere, nicht innere Ordnung befördere, und Jeder am besten für seine Erbauung und Belehrung sorge, wenn er sich seinen Lehrer wählen könne. Ebenso der zweite Satz wurde bis auf Eine Stimme bejaht. Daß die Versammlung im Princip Recht hatte, liegt am Tage, so sehr auch in einzelnen Fällen Uebelstände und Ausnahmen eintreten können.

Ueber eine Ueberbürdung der Pfarrer mit fremden Geschäften klagen diese selbst, und die eben genannte Versammlung hob besonders Einen Punkt hervor, die Stellung des Geistlichen in Beziehung auf das Armenwesen. Er ist Präses der Armencommission, und ist nicht nur, wenn diese zusammentritt, Tage lang von Morgens bis Abends in Anspruch genommen, sondern hat außerdem viele Zeit raubende Geschäfte, Schreibereien ꝛc., und kommt noch in die mißliche Stellung, als Prozeßführer auftreten zu müssen. Aenderungen darin sind daher auf dieser, wie andern Versammlungen als dringend wünschenswerth erkannt. —

Von Seiten der Laien wird viel geklagt, über Gebrechen der Prediger, über Mangel an geistlichem Leben bei denselben. Die Laienversammlung zu Hamar legte diese Beschwerde dem Kirchenregimente vor; sie spricht von weltlichem Sinn, welcher die Frommen verwunde, die Uebrigen in ihrer Gleichgültigkeit bestärke, unschriftmäßigem Vortrage der Heilsordnung, so daß die Lehre von der Bekehrung, dem Glauben, der Heiligung, der Entsagung der Welt und des Fleisches nicht kräftig und fleißig getrieben werde, von dem Vortrage selbsterdachter Lehren, welche dem Bekenntniß und der Lehre der ältern Lutherischen Kirche zuwider seyen, und christlich gesinnten Eltern Angst für ihre Kinder verursachten, über Mangel an der speciellen Seelsorge, so daß Gemeindeglieder entweder keinen Zugang zum Pfarrer erlangen könnten, oder schlechten und unglücklichen Rath erhielten ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Großherzogthum Weimar.

Im Verlauf dieses Jahres ist in unserem Lande doch manches geschehen, was wohl werth ist referirt zu werden, da auch hieraus für die Beurtheilung der Gegenwart manches sich ergeben wird. Insbesondere war Thüringen der Schauplatz mancher Versammlungen, in denen die Stimmungen der Gegenwart auf das mannigfaltigste zu Tage traten. In der Pfingstwoche tagte zuerst die allgemeine Lehrerversammlung in der Hof- und Garnisonkirche zu Weimar. Dieses ist die Lehrerversammlung, an der, wenn ich nicht irre, preußische und sächsische Lehrer nicht theilnehmen dürfen. Es ist wohl überhaupt zweifelhaft, ob durch derartige Vereinigungen für die Schule etwas herauskommt. Die Methode des Lehrers ist so eng mit der ganzen Individualität verwachsen, daß es nicht gut möglich sein wird, sich dieser Eigenthümlichkeit zu entkleiden, um in die ganze Denkart eines andern einzugehen. Außerdem waren auch die zur Behandlung kommenden Fragen zum Theil so untergeordneter Natur, daß über deren Lösung gar kein Zweifel obwalten konnte, denn daß die Klassenzimmer gesund sein müssen und daß überhaupt der Lehrer die körperliche Gesundheit der Schüler im Auge haben müsse, darüber ist die Antwort sehr leicht und einfach zu geben. Viel wurde über nationale Erziehung, über deutschen Unterricht u. s. w. gesprochen. Von dem was doch eigentlich den nervus in der Volksschule bilden muß, von dem Religionsunterricht war keine Rede, die Versammlung wurde von einigen Nordländern Dr. Hofmann und andern aus Hamburg beherrscht, und man kann wohl mit Bestimmtheit sagen, daß einfache Dorfschulmeister zum Theil gar nicht verstanden haben, was hier verhandelt wurde, und dies kann in gewisser Weise zur Beruhigung dienen. Ueber die Frage, in wie weit landwirthschaftlicher Unterricht in die Schule hereinzuziehen sei, fehlt dem Referenten alles Verständniß, da er glaubt, daß, wenn in der Dorf- und Bürgerschule die Schüler tüchtig in der Bibel und dem Katechismus, im Rechnen und Schreiben und in der vaterländischen Geschichte unterrichtet werden, sie für das Leben gut vorbereitet sind. Es ist ohnedem ein Zeichen der Zeit, daß man gar nicht früh genug mit dem praktischen Leben in Verbindung gesetzt werden kann. Nach unserer Meinung muß der Sinn für das höhere vollständig ertödtet werden, wenn man landwirthschaftliches schon in die Schule verpflanzen will. Auch dies ist ein Zeichen der Zeit, daß die Schulmeister immer höher hinaus wollen, daß sie sich an Dinge machen, für die ihnen das Verständniß schlechterdings abgeht. Was wird man sagen, wenn ein Schulmeister aus Tiefurt bei Weimar in der von Dr. Laukhard herausgegebenen Reform berichtet, über die neuesten Resultate der physiologischen Untersuchungen ꝛc.? An der Festtafel, welche die Lehrerversammlung hielt, nahmen auch Dr. Dingelstedt, Liszt und andere Theil, insbesondere wußte Dingelstedt die Lehrer dadurch für sich zu begeistern, daß er sich in Erinnerung seiner Gymnasiallehrerlaufbahn in Cassel und Rinteln ihren Collegen nannte, über diese Collegenschaft wurden die versammelten Herren in andauernden Enthusiasmus gesetzt. Dr. Dingelstedt hatte seinen Zweck vollkommen erreicht, für seine lebhafte Betheiligung wurde ihm von Seiten des Präsidenten Hofmann in der Schlußsitzung in der Hofkirche ganz besonders noch gedankt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 28. August. № 69.

Zur Charakteristik des „Spiritualismus" auf dem alten Continent und in Nordamerika.

(Schluß.)

Um aber zum Hauptpunkt zurückzukehren, so besteht das Grauenhafte des aufgedeckten Abgrundes in dem massenhaft sich verbreitenden Gelüsten nach verstand- und zwecklosem Hocus-pocus, in der massenhaft herrschenden Halt- und Widerstandslosigkeit gegen die kolossalsten Unsinnigkeiten, Geschmacklosigkeiten und Schriftwidrigkeiten der sogenannten Geisteroffenbarungen. Der Nordamerikaner ist freilich ein smart fellow. Er schlägt die Zeitersparniß und den Kostenpunkt an und empfiehlt die Geisteroffenbarungen vom Gesichtspunkt ihrer Wohlfeilheit und leichten Zugänglichkeit aus. Und das thut, zur Schmach unserer Deutschen Nation, ein Deutscher aus Nordamerika, Herr Otto Kunz, in einem Schreiben an Herrn Hornung. Da heißt es (S. 361): „Das, was die Wissenschaft nur mit unsäglicher Mühe constatirt, wird durch den Seher mit Leichtigkeit erforscht, und was für uns sinnliche Menschen unerforschlich ist, wird nur durch die Geister offenbart" (hier wird in blasphemischer Weise Matth. 18, 3 citirt). „Dadurch fallen nicht nur kostspielige Versuche und Reisen weg, sondern einem Jeden wird die Gelegenheit, die Kenntnisse zu erlangen, die ihn für sein zukünftiges Leben vorbereiten." (!) Ja wohl: „Und wer nicht denkt, dem wird es geschenkt" u. s. w. cito et jucunde et gratis obendrein, in einer neuen Auflage der ars notoria des Mittelalters.*) Wer unter uns Deutschen mit solchen Gründen die Geisteroffenbarungen zu empfehlen Lust hat, der beliebe doch gefälligst bald nach Nordamerika auszuwandern. So weit herunter sind wir in Deutschland denn hoffentlich doch noch nicht, daß wir an solchen „Ausverkauf"-Empfehlungen für Lösung der höchsten Fragen Geschmack finden.

Was uns, diese „Nation tiefer Denker", gegenwärtig in Versuchung führt, an den Abgeschmacktheiten der Geister-Media Geschmack zu finden, ist anderer Art. Einestheils hat der Rationalismus sich mehr und mehr von den Höhen, die er früher einnahm, herab in die Schichten der gar nicht oder halb Gebildeten gesenkt. Die Entfremdung vom positiven Christenthum hat in die Gemüther eine Leere gebracht, welche der Materialismus, der statt des Brodes Steine reicht, nicht zu befriedigen vermag. Anderntheils wuchert ein religiöser Subjectivismus, der mit allem geschichtlichen Bestand von Kirche zerfallen ist und von Zukunftskirchen träumt. Was von der Tribüne der evangelischen Alliance gepredigt wird, das klopfen getreulich die Geister nach, und verkehren das Wort des Herrn: „Und wird ein Hirt und eine Heerde seyn" zu einem Sinn, den es nicht hat. Eine allgemeine politische und religiöse Mißstimmung wendet sich unbekannten Fernen zu und sucht Aufschlüsse, welche die Schrift nicht bietet, bei anderen Quellen. Dazu kommt eine den Deutschen eigenthümliche Sentimentalität. Ich glaube, kein Volk läßt sich leicht so viel Ungesalzenes bieten, wenn es darauf ankommt, etwas zu vernehmen, was uns eine Detailbeschreibung des jenseitigen Zustandes „unserer Lieben" an die Hand giebt. Wir haben das ja schon erhalten bis herab zu den weißen Kleidern mit rosafarbigen Bandmaschen. Obendrein ist die kernhafte Katechismusbildung unseres Volks großentheils durch die moderne Schulmeisterei und das Lesen unserer nichtswürdigen Leihbibliotheken-Literatur gründlichst zerstört. Das Ungeheuerlichste und Abenteuerlichste, das Sinn- und Geschmackwidrigste stößt nicht mehr die ruinirten Gaumen und Mägen ab. Dazu kommt noch, daß unser Volk von einer ernsthaften, sittlich geheiligten und entrüsteten Reaction gegen das um sich greifende Unwesen von Seite der höher Gebildeten wenig zu vernehmen bekam. War ja doch Hoch und Niedrig beeifert, jenem Spiel des Tischrückens, mit welchem der ganze Handel den Anfang machte, in gedankenloser Neugierde und Zerstreuungssucht warmen Antheil zu schenken. Ja die sogenannte Wißbegierde fand selbst dann noch nicht Worte der Strafe und Verwerfung, als im Verlaufe des Unwesens Unsinn und Ruchlosigkeit immer deutlicher an den Tag kam. Eritis sicut deus scientes, sagte man. Nicht einmal an das malum et bonum dachte man mehr. Man wollte wissen, wissen um jeden Preis, und schlang gut und bös in einer trüben Mischung gierig hinunter. Die Wirkung ist bereits ersichtlich. Die Leute sehen und hören Geister; aber prüfen können sie dieselben nicht mehr. Besser wäre es, sie wären blind und taub.

*) Ueber diese ars notoria kann man Näheres nebst einer artigen Anekdote in der margarita philosophica des Freiburg'schen Karthäuser-Priors Gregorius Reisch, Lehrers des Kanzlers Joh. Eck, im 26. Capitel nach der Ausg. von 1496. 4. lesen.

Wie die Sachen bei uns jetzt stehen, erachte ich es nicht bloß für eine christliche, sondern für eine allgemeine patriotische Pflicht, jede Betheiligung an dieser um sich greifenden Verrücktheit, auch die der sogenannten Untersuchung, als einen Frevel an der Deutschen Nation zu prostituiren. Was ist denn da noch viel an der Wurzel zu untersuchen, wenn in solchem Maaße bereits die Frucht sich als total faul herausstellt? Dies danken wir allerdings nicht einem geringen Theile nach auch den „Untersuchungen" des Herrn Hornung. Aber da das Resultat in Bezug auf Werth oder Unwerth der Frucht ausreichend klar ist, so bitten wir inständig, man möge jetzt auch die Untersuchung der Wurzel auf sich beruhen lassen. Nicht: rerum cognoscere causas, sondern: morbis adhibere curationem — das ist die Aufgabe. Und das beste Mittel wider all' diesen Spuck hat schon längst Luther empfohlen; es heißt Verachtung.

Nachrichten.

Großherzogthum Weimar.

(Schluß.)

Schulrath Laukhard, der im vorigen Jahre Präsident der Versammlung in Frankfurt war und als solcher die Freude hatte, in der illustrirten Zeitung sein wohlgetroffenes Bildniß aufgenommen zu sehen und somit unter Deutschlands berühmten Männern auch ein Plätzchen gefunden zu haben, betheiligte sich sehr wenig an der Debatte. Wir wünschten recht herzlich, daß in unserm Lande die Schule recht gedeihen möchte und daß eben jetzt an die Stelle des verstorbenen Seminardirektors Hanschmann ein Mann gewonnen würde, der erfüllt von der Heiligkeit seines Berufes uns einen Lehrerstand heranbilden helfe, der gegründet in Gottes Wort an seinem Theile an wahrhafter Veredlung des Volkslebens arbeiten wollte. Dr. Hanschmann war Nachfolger des Schulraths Schweitzer, der um die Technik des Volksschulwesens gewiß seine Verdienste sich erworben hat, in religiöser Beziehung aber vollständiger Rationalist war und Hanschmann selbst war ein Mann, der vielfach bewundert und vielwissend doch zu wenig Takt besaß, um eine gedeihliche Wirksamkeit zu erlangen und in der Gesellschaft eine würdige Stelle sich zu verschaffen. Es giebt gewiß in unserm Lande Männer, die vertraut mit unserer Art und unserem Wesen geeignet wären, diese so wichtige Seminarinspectorstelle zu verwalten. Für Inländer hat es etwas niederdrückendes, wenn gerade zu den einflußreichern Stellen immer wieder Fremde herbeigezogen werden, so sehr wir auch sonst unter gewissen Verhältnissen das Fremdartige für ganz ersprießlich halten. Wenn freilich es dem Schulrath L. überlassen ist für die Seminarinspectorstelle einen Mann zu wählen, so haben wir wenig Aussicht, die passende Persönlichkeit zu erlangen. In der neuesten Zeit hat Dr. L. von den verschiedensten Seiten her die ungünstigsten Urtheile über seine schriftstellerischen Leistungen vernehmen müssen, Herr Diesterweg hat in seiner Zeitschrift Leuchtkugeln gegen ihn geworfen, ebenso hat in der von Langbein in Stettin herausgegebenen pädag. Revüe ein Dr. G. rund heraus erklärt, daß es nach den Büchern und Volksschulblättern Laukhards zu bedauern sey, daß ein solcher Mann an der Spitze des Volksschulwesens stehe. Es scheint demnach, daß Dr. L. seine pädagogischen Freunde zum großen Theile unter den Vertretern der Schule der Zukunft zu suchen habe.

Am 8. u. 9. Juni fand in Arnstadt das Missionsfest statt. Der nach Arnstadt als Consistorialrath berufene Drenkmann hielt die Festpredigt. Die Verhandlung selbst hatte die Kindertaufe zum Gegenstande. Kurz vorher waren in dem Weimarer Sonntagsboten leitende Gedanken zum Verständnisse und Brauche der lutherischen Kindertaufe von dem Thesensteller Pastor Thinzel (im Meiningschen) mitgetheilt worden, so daß auf diese Weise die Theilnehmer passend vorbereitet waren. Die Betheiligung war eine sehr lebhafte, von nah und fern hatten sich Theilnehmer eingefunden. Es konnte natürlich nicht fehlen, daß in den öffentlichen Blättern, die meistentheils auf der breitesten Grundlage ruhen, die Versammlung als eine erzreactionäre in kirchlichen und politischen Dingen geschildert und so bei dem Volke verdächtigt wurde. Auch wir müssen es als ein frohes Ereigniß betrachten, wofür wir dem Herrn der Kirche zu danken haben, daß in unserer nächsten Nähe in Arnstadt ein treuer Diener am Worte seine Stelle gefunden hat; denn es wird sicherlich nicht fehlen, daß dieser begabte Mann eine reiche Wirksamkeit in seiner neuen Heimath finden wird, von der vielleicht auch die Nachbarschaft Gewinn zieht.

Am 15., 16. und 17. Juni wurde in Neu-Dietendorf die Thüringer Pastoral-Conferenz abgehalten. Namentlich Preußische Geistliche hatten sich zahlreich betheiligt. Zur Verhandlung kamen von dem Evangelisch-Lutherischen Pastor Eyle in Mühlhausen über den Erlaß des Oberkirchenraths vom 7. Juli v. J., die liturgischen Parallelformulare betreffend, gestellte Thesen. Es ist immerhin interessant, eine Correspondenz aus Erfurt mitzutheilen, die in einer der gelesensten Weimarischen Zeitungen stand. Da heißt es: „Die letzte Pastoralconferenz in Neudietendorf war mit geringen Ausnahmen nur von Preußischen Pfarrern besucht. Man nennt sie hier die Rechtgläubigen, ich denke, man sollte Rechtsgläubigen sagen, ohne damit anzudeuten, daß sie dem höchsten Präsidentenstuhle näher sitzen, als die auf der linken Seite In Thüringen, wo überhaupt die geistige Gesundheit gedeiht, sind diese Conferenzen weder beliebt, noch werden sie als ein Mittel betrachtet, sich gefällig zu machen." Man kann nicht wissen, welche Anzahl geistig Gesunder dieser Erfurter in seiner Correspondenz vertritt, aber originell ist der Gedanke von Thüringens Gesundheit in diesem Bezuge durchaus nicht. Gott sey Dank, daß wir in Thüringen doch immer eine größere Anzahl finden, die das Wort Gottes von Herzen lieb haben, die mit Treue festhalten an der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Ja wenn unser liebes Thüringen seiner Geschichte und der Gewohnheiten seiner Väter eingedenk ist, so wird es sich immer mehr wieder hinwenden zu dem Quell alles Lebens, zum Worte Gottes. Auch heute noch trotz der veränderten Zeiten übt es seine unwiderstehliche Gewalt auf die geistige Gesundheit der Thüringer. Haben wir doch die Freude, daß in den letzten Jahren ein einfältiger schlichter Hufschmiedegeselle Wüstemann aus einem Dorfe nahe bei Weimar, gezogen von der Kraft des Wortes, den Entschluß faßte, sich zum Missionar auszubilden. Der Herr hat ihm geholfen; in Leipzig und Dresden wurde er wohl vorbereitet, so daß er im vorigen Jahre nach Amerika abgehen konnte, um dort dem Herrn zu dienen. Auf

gleiche Weise hat sich eine Tochter eines hochstehenden Beamten dem Dienst der Mission gewidmet. Anfänglich hatte sie nur den Vorsatz, sich in der Anstalt des reichgesegneten Fliedner als Lehrerin auszubilden, doch gar bald änderte sie ihren Entschluß und wurde Diakonissin. Gegenwärtig ist sie in Smyrna in der von Fliedner gegründeten Anstalt. So hat unser Großherzogthum doch auch Leute, die sich dem Dienste des Herrn aus vollem Herzen und mit ganzer Seele geweiht haben. Ach daß doch noch recht viele sich dem Worte Gottes zukehren möchten, um zu empfinden, wie köstlich es ist!

Am 1. Juli endlich trat der Thüringer Kirchentag in Eisenach unter dem Vorsitze des Oberhofpredigers Dr. Dittenberger zusammen. Gegenstand der Verhandlung war das Wesen der christlichen Kinderzucht. Zum Referenten war der treffliche Dr. Ludwig, Superintendent in Kaltennordheim, dem sein Amt eine wahre Herzenssache ist, zum Correferenten Gymnasialrector Dr. Heiland aus Weimar bestellt worden. Den Verhandlungen selbst wurden, wenn ich nicht irre, die Thesen Heilands zu Grunde gelegt. Diese Thesen lauten folgendermaßen:

1. Die christliche Kinderzucht muß auf das Evangelium gegründet werden.

2. Unsere Zeit hat diesen Grund vielfach verlassen. Darum ist die Kinderzucht im Verfall.

3. Der Verfall zeigt sich in Impietät und Frühreife der Jugend, so wie in Arbeitsscheu und Genußsucht.

4. Der Verfall der Kinderzucht hängt innig zusammen mit dem Verfall der christlichen Sitte und Selbstzucht.

5. Insbesondere ist die christliche Hauszucht gesunken. (Leichtfertigkeit in Schließung der Ehen — Mangel des rechten Geistes der Andacht und Gottesfurcht in den Häusern — Weichlichkeit und falsche Liebe der Eltern — Aergerniß durch böses Wort und böses Beispiel.)

6. Der dem Evangelium entfremdete Zeitgeist hat die von Gott gesetzten Autoritäten vielfach untergraben (Emancipation).

7. Zu der socialen Auflösung kommt die materialistische Richtung. (Abschwächung des historischen Sinnes — weltliche Lust und ungöttliches Wesen.)

8. Die Pädagogik wird nicht immer im Geiste dessen getrieben, der da spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“

9. Die Schule hat grade in neuerer Zeit ein Wissen von Vielerlei höher geachtet, als Tüchtigkeit und sittlich-religiöse Gesinnung.

10. Auch die Kirche ist ihres Berufes gegen die Unmündigen nicht immer eingedenk gewesen (Sacrament der Taufe — Katechese — Seelsorge — Gebet).

Die Art nun, wie Dr. Heiland seine Sätze vertheidigte, machte auf alle Anwesenden einen bedeutenden Eindruck und fand keinen Widerspruch. Doch konnte es nicht fehlen, daß in der gelesensten Zeitung „Deutschland“ in einem längern Artikel nachzuweisen versucht wurde, daß die Anschauungen des Dr. Heiland in seinem Vaterlande (Preußen) allerdings begünstigt würden, in unserem Lande stehe aber eine solche Auffassung der Dinge ziemlich isolirt u. s. w. Wir müssen uns aufrichtig freuen, daß wir an Dr. Heiland, der vor einigen Jahren aus Stendal als Nachfolger des Hofraths Sauppe als Director des Gymnasiums nach Weimar berufen wurde, einen Pädagogen bekommen haben, der weiß, worauf es bei der Erziehung ankommt und der mit der Tüchtigkeit in seinem wissenschaftlichen Berufe eine entschiedene christliche Ueberzeugung verbindet. Unter der Leitung eines solchen Mannes muß, wenn sonst die Verhältnisse nicht ganz ungünstig sind, eine Schule gedeihen. Aus diesen Mittheilungen sehen Sie, wie es auch bei uns und in unserer Umgebung an Anregung nicht gefehlt hat; helfe Gott, daß wir immer fester werden in der Erkenntniß und daß sich auch bei uns die Zahl aufrichtiger Bekenner mehre.

Der Sonntagsbote für Thüringen, der seit dem Tode des früheren Redacteurs Thölden von Herm. Hunnius, Pfarrer in Nermsdorf, fortgeführt wird, gewinnt, wenn nicht alles trügt, immer mehr an Terrain, zumal sich der Herausgeber alle Mühe gibt, das Blatt seinem Zwecke entsprechend zu machen. Es hat diese Zeitschrift besonders Thüringen im Auge und in allen Theilen dieses Landes findet sie Betheiligung. Trotz der Anfechtungen, die das Blatt hie und da erfährt, geht der Bote unbeirrt seinen Weg, klopft an mancher Hütte an und wird gewiß auch freundlichen Einlaß finden. Natürlich ist es schwer, allen es recht zu machen, und so zweifeln wir nicht, daß auch der Sonntagsbote unter seinen Lesern Unzufriedene haben wird, die auf der einen Seite mehr Entschiedenheit, auf der andern mehr Milde wünschen. Wo das Wort Gottes und die Bekenntnißschriften unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche das Richtmaaß bilden, wird sich nach und nach schon die rechte Art von selbst einstellen. Pflicht aller aufrichtigen Bekenner des Herrn ist es, dem Boten auf seiner mühevollen Bahn nach Kräften Beistand zu leisten. Einen treuen Arbeiter hat dieses Blatt durch den Tod des Schullehrers Vetterlein in Apolda verloren. In der Blüthe seines Alters wurde dieser treue Bekenner unseres Herrn abgerufen aus seinem Wirkungskreise, eine zahlreiche Kinderschaar, die den Lehrer aufrichtig liebte, weinte an seinem Grabe und eine Mutter mit ihren Kindern trauerte um den treuen Gatten und Vater. Auch dieser Trauerfall hat uns gezeigt, daß der gnädige Gott ein Vater der Wittwen und Waisen ist; überall her flossen Beiträge zur Unterstützung der verwaisten Familie, so daß auch bei uns sichtbar geworden ist, daß sich um den Sonntagsboten eine kleine Gemeinde gesammelt hat. Ein andres kirchliches Blatt, was im Großherzogthum erscheint, ist der Bote des Gustav-Adolf-Vereines aus Thüringen. Die Mittheilungen (aus dem) über die Wirksamkeit des Vereins haben Interesse, wenn man auch sagen muß, daß der Standpunkt der an diesem Blatte Betheiligten ein gar zu wenig entschiedener und bestimmter ist. Ich glaube, wenn ich den Schluß eines kleinen Referates über den päpstlichen Nuntius Vergerius mittheile, den Standpunkt dieses Boten am besten zu charakterisiren. Ein gewisser A. Hübschmann sagt nämlich, nachdem er über das Büchlein: Petrus Paulus Vergerius, päpstlicher Nuntius, kathol. Bischof und Vorkämpfer des Evangeliums. Von Chr. H. Sixt. Volksausgabe, bearb. von J. G. Findel. Braunschw. 1856, referirt hat: „Verger ist ein lehrreiches Bild auch für die Gegenwart. Denn nichts kann das Elend unserer Zeit heilen, die Herzen befriedigen, die Gemüther versöhnen und die verfallene Kirche bauen, als der lebendige Christusglaube. Nichts Aeußeres, kein Confessionseifer, keine Amtsautorität und keine Kirchenzucht

kann hier Hülfe bringen, wo es sich um das Innerlichste handelt, sondern einzig das Evangelium, sei es auch in der freiesten Gestalt. Schirme und segne der Herr seine Kirche und mache er allem Buchstabendienste ein Ende!" — Ob wohl Jemand außer Herr Hübschmann glaubt, daß es wirklich Leute gibt, die behaupten, daß etwas Aeußeres, Confessionseifer u. s. w. Hülfe bringen kann? Das ist aber sicher, daß nach Befinden das Evangelium in der freiesten Gestalt von dem Evangelium, wie es die Evangelisch-Lutherische Kirche kennt und glaubt, himmelweit verschieden ist. Solche Herren, wie Herr Hübschmann, meinen mit Phrasen, wie Aeußeres, Confessionseifer, Buchstabendienst u. s. w. ihre Gegner gekennzeichnet, bezüglich besiegt zu haben. Wenn sich diese Eiferer nur recht in das Evangelium, das heißt nicht in das Evangelium in der freiesten Gestalt, und in die Bekenntnißschriften unserer Kirche, versenken wollten, es würde dann des Geredes über Buchstabendienst, Confessionseifer u. dergl. gewiß weniger werden! Von Interesse war mir in dem Boten (Jahrg. 1857) ein Brief des Bruders des Herausgebers, Bernh. Schmid, der seit Jahren Missionar ist, der aber in diesem Jahre auch nach gesegneter Thätigkeit heimgegangen ist. Dieser schreibt nämlich Calicut a. d. Malabarischen Küste (Ostindien) 31. Juli 1857: Die jetzigen Empörungen in Oberindien sind sehr unerwartet und ernstlich. Der Herr allein kann Gutes aus gegenwärtigem Uebel — nicht allein durch diese Empörungen, sondern auch aus dem Chinesischen Kriege — hervorbringen. Und das wird er thun! Discite justitiam moniti et non temnere divos! Diese Lection wird die Ostindische Compagnie und die Englischen Kaufleute im Allgemeinen nun lernen können. Denn Gold war der Gott, den die Ostindische Compagnie anbetete, und wer einem Englischen Soldaten die Bibel oder ein anderes christliches Buch gab, konnte gestraft werden — wenigstens war es ausdrücklich verboten. Jetzt sehen sie die Früchte. — Pastor Steinacker in Buttelstädt hat, wie man hört, wegen seiner poetischen, mit dem Wesen eines evangelischen Pfarrherrn sich nicht vertragenden Verherrlichung der sogenannten Zukunftsmusik einen Verweis erhalten; sonst sucht er übrigens hie und da durch schönwissenschaftliche Vorträge und durch Gedichte veredelnd auf die Menschen einzuwirken. — Zu den Jubiläen, die in diesem Jahre schon in Danzig und Bielefeld gefeiert worden sind, kömmt in der Mitte des August noch das 300jährige Jubelfest der Universität Jena, einer Hochschule, die für die Gestaltung und Entwicklung der Evangelisch-Lutherischen Theologie von der größten Bedeutung gewesen ist. Schon am 2. Februar 1558 wurde die Universität, nachdem sie bereits zehn Jahre als ein Gymnasium academicum bestanden hatte, als Hochschule eingeweiht, und es verfehlte deshalb der derzeitige Prorector Prof. Dr. L. J. Rückert, als er an diesem Tage nach altem Herkommen sein Amt antrat, nicht, auf die historische Bedeutung des Tages in seiner Rede hinzuweisen. Zum Gegenstande seiner Rede machte er: die Aufgabe der Jenaischen Theologie im vierten Jahrhundert der Hochschule. Die Aufgabe unserer Theologie, sagt der Redner (S. 7), kann für die Folgezeit nur die seyn, die sie bis daher gewesen, die eine, die sich alle Theologie zu setzen hat, aber die heutige vielfach zu vergessen und zu verläugnen scheint, Wissenschaft zu seyn und evangelische Wissenschaft. In diesen beiden Stücken liegt, so weit des Redners Urtheil reicht, das Ganze. Was würden wohl Theologen wie Matthias Flacius, Joh. Gerhardt und andere zu einer solchen Art von Theologie sagen. Ausgesprochenermaßen war Jena die erste Universität in Deutschland, die, wie die Statuten ausdrücklich erklären, einzig und allein zur Erhaltung und Fortpflanzung der evangelisch-lutherischen Lehre gestiftet wurde. Im Jahre 1527 war bereits von dem um die Beförderung der Reformation hochverdienten Landgrafen Philipp von Hessen die Universität Marburg gestiftet und mit Privilegien von Carl V. versehen worden. Jena aber ist die Universität, bei deren Gründung die Beförderung und Verbreitung des Protestantismus die besondere Veranlassung und Hauptzweck war (vgl. literar. Museum für die Großherzogl., Herzogl. Sächs. Lande, von Güldenapfel, Jena 1816, S. 52). Die Professoren sollten nach Vorschrift der Statuten die symbolischen Bücher vor Augen haben, vergl. zuverl. Unterricht von der Verfassung der Herzogl. Sächs. Gesammtacademie zu Jena, Jena 1772, S. 49. So hat sich im Laufe der Zeit in Jena die Theologie so gestaltet, daß sie mit derjenigen Theologie, zu deren Erhaltung und Fortpflanzung diese Hochschule gegründet wurde, in einen feindlichen Gegensatz tritt, daß sich Mitglieder der theologischen Facultät in Jena bei einer theologischen Zeitschrift betheiligen, die es darauf absieht, alle Confession zu vernichten. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Jenaischen Theologen des Zweckes der Stiftung ihrer Hochschule eingedenk geblieben wären!

Als Einladungsprogramm zur Jubelfeier ist von dem berühmten Philologen Carl Göttling eine Biographie des ersten und einige Zeit hindurch auch des einzigen Professors der Universität Johann Stigel erschienen. Joh. Stigel interpretirte die lateinischen und griechischen Classiker und gab Anleitung zur Beredtsamkeit und Dichtkunst. Victorin Strigel, der andere Professor, lehrte Physik, Moral, Dialectik, Geschichte und Theologie. Die Studenten standen unter specieller Aufsicht der Lehrer, diese wohnten mit ihnen im Collegium zusammen und speisten beide gemeinschaftlich mit den Commensalen im Convictorium.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 1. September. № 70.

Die Restauration der Kirchengebäude in England.

Reiseerinnerungen nebst angehängten piis desideriis.

Die Englische Kirche besitzt einen Schatz, um den sie jede andere Evangelische Kirche beneiden muß, — das sind ihre Kirchengebäude. Wer einmal ihre Kathedralen gesehen hat, wird daran nicht zweifeln. Machte doch der verewigte Dr. Chalmers in Schottland einmal eine Reise durch ganz England zu dem einen Zweck, seine sämmtlichen Kathedralen zu sehen. Lebendig steht vor unserer Erinnerung zuerst die Zierde Gothischer Baukunst in England, die Westminster-Abtei in London. Wie wohl thut es, in der geheimnißvollen Stille dieser hehren Räume des ewigen Getöses der Weltstadt zu vergessen; wie laden die hochgewölbten und halbdunkeln Räume das durch das bunte Gewirr der Straßen zerstreute Gemüth zur Sammlung ein, — wie treiben doch die schlank aufstrebenden Pfeiler und das kühn über ihnen sich wölbende Dach unsere Seele an, sich über sie hinaus zu ihrem Gott zu erheben. Sehnsüchtig schauen wir zurück nach der Kathedrale zu Wells mit ihrer prachtvollen Westfaçade, von der „der heiligen zwölf Boten Zahl und die lieben Propheten all, die theuren Märtrer allzumal", den Herrn selbst an ihrer Spitze, auf Jahrhunderte herabgeschaut haben. Oder wir denken zurück an den Säulenwald dieser Kathedrale, in dem wir hinter dem Hochaltar bis in die den östlichen Abschluß des Gebäudes bildende Kapelle zu U. L. Frauen hinschritten. Hier wandelten wir zwischen den Gräbern der Bischöfe mancher Jahrhunderte. An ihren Grabsteinen konnten wir etwas von Englischer Kirchengeschichte studiren, nicht bloß, wie das in einer Deutschen, der Evang. Kirche gehörigen Kathedrale auch wohl möglich wäre, von Kirchengeschichte des Mittelalters, sondern auch der neuesten Zeit. Denn wandelten wir nicht zwischen den Grabsteinen der Bischöfe des 19ten Jahrhunderts sowohl wie derer des Mittelalters? — Oder sollen wir bewundernd auf Salisbury Cathedral zurückblicken, auf das stolze Gebäude von seltener Regelmäßigkeit in seinen Formen? Man sieht, es ist der ursprüngliche Plan, wie er auf dem Papier stand, in dieser Kathedrale vom Anfang bis zum Schluß, man möchte sagen, bis zum Punkt auf dem i, durchgeführt worden. Der Grund davon ist, daß Salisbury in nur 60 oder 70 Jahren fertig geworden ist. Sieht man diese Kathedrale, geschmückt mit ihrem prachtvollen Thurm, dem höchsten in England, auf der grünen Rasenfläche vor sich, so meint man schier, sie sey in einer Nacht fertig aus dem Boden hervorgewachsen.

Welchen Schatz hat England ferner an seinen Kirchengebäuden in Oxford und Cambridge! Magdalen chapel in Oxford und Kings-College-chapel in Cambridge sind die kostbarsten unter den vielen schönen Gebäuden dieser Städte und die schönsten Erinnerungen an das, was man in den beiden „Augen" Alt-Englands gesehen, gruppiren sich stets unwillkürlich um diese beiden Kapellen.

Doch wir beabsichtigen nicht, den Leser mit einer Beschreibung dieser, — man möchte sagen, — hohen Aristokratie unter den Kirchengebäuden Englands aufzuhalten. Wenden wir uns alsbald zu etwas Anderem. — Es mag wohl wenige Länder geben, in denen sich eine so reiche Zahl schöner alter Pfarrkirchen in Städten und namentlich auf dem platten Lande befindet, als in England. Deutschland namentlich kann sich, was besonders die Dorfkirchen betrifft, nicht im Entferntesten mit England vergleichen. Der verhältnißmäßig frühen Ausbreitung des Christenthums verdankt England die alten Kirchen in Stadt und Land; der soliden Bauart der Kirchen und dem conservativen Sinn seiner Bewohner ihre Erhaltung bis auf diesen Tag. — Wenn es ganz richtig ist, was Reisende in England rühmen, daß eine Tour durch das Land, wegen der großen landschaftlichen Schönheit, wie eine Spazierfahrt durch einen endlosen Garten erscheint, so läßt sich alsbald hinzusetzen, daß diese landschaftliche Schönheit durch die aus grünem Gebüsch oder malerischen Dörfern oder Flecken hervorblickenden Kirchlein wesentlich gehoben wird. — Man denke sich ein niedriges und sehr langes Gebäude mit flachem Dache, aus zwei fast gleich langen Abtheilungen bestehend, deren erstere das Schiff, die zweite schmalere und niedrigere den Altarchor bildet (ohne Ausnahme mit glattem, einfenstrigem Chorabschluß gegen Osten), man denke sich in dem Gebäude große Fenster mit ziemlich flachen Spitzbögen, man denke sich am westlichen Ende einen dicken, viereckigen Thurm ohne Spitze, wie die uralten Befestigungsthürme Deutscher Städte, man denke sich über Dach und Thurm eine Garnirung von Mauerzinnen, wie an alten Ritterburgen — man denke sich endlich das ganze altersgraue Gebäude von schönen alten Ulmen und Linden beschattet, und man hat den Grundtypus der Alt-Englischen, vielleicht noch aus Normännischer Zeit herrührenden Kirchen.

Aber im Inneren dieser schönen alten Kirchen sah es noch vor Kurzem traurig aus. Daß selbst die Kathedralen sehr in Verfall gekommen waren, zeigt der Umstand, daß jetzt noch immer an vielen unter ihnen, namentlich auch an den drei obengenannten, mit großem Geldaufwande Renovationen vorgenommen werden. Der Verfall war aber in den Pfarrkirchen viel größer und allgemeiner. Vieles, was zur Schönheit der Kirche beitrug und was in unserer Reformation unseren Kirchen erhalten blieb, ging wohl schon in der Reformation theils auf gesetzlichem, theils auf ungesetzlichem Wege verloren. — Im April 1548 — so wurde noch im vorigen Jahre in dem später noch zu besprechenden Proceß Westerton v. Liddell angeführt — erschien eine Verordnung, die den „Verkauf oder die Wegnahme von Kelchen, silbernen Kreuzen, Glocken oder anderen Zierrathen verbot; denn diese dürften von den Gemeinden nicht je nach Belieben entfernt werden, sondern sollten ihrer ursprünglichen Bestimmung erhalten oder zu einem anderen nothwendigen oder nützlichen kirchlichen Gebrauch erhalten bleiben." Da kann man sich freilich aus der Nothwendigkeit dieser einen Verordnung schon denken, wie mit den Verzierungen der Kirchen umgegangen, wie mancher Schatz kirchlicher Baukunst damals verloren gegangen seyn muß. Fielen doch damals viele nicht römische, sondern christliche Embleme, Kreuz ꝛc. dem Puritanischen Eifer zum Opfer. Aber Vieles mag wohl erst später geschehen seyn, um die Kirchen einem Gotteshause möglichst unähnlich zu machen. — Die riesengroße Kanzel steht in dem Mittelgange der Kirche; sie scheint nach dem Modell jener colossalen fahrbaren Indischen Götzentempel des Juggernaut und anderer gearbeitet zu seyn. Häufig enthält sie drei Stockwerke. Parterre sitzt der Vorleser, der die Gebete und Responsorien der Gemeinde intonirt, in der Bel-Etage sitzen die Geistlichen bei der Liturgie, und zwei Treppen hoch ist dann, mit Schalldeckel versehen, die Kanzel für die Predigt. Natürlich ist durch diesen Thurm die Aussicht auf den Altarplatz der ganzen Gemeinde entzogen. Unsichtbar sind die Geistlichen, wenn sie von dort aus die Abendmahlsliturgie lesen. Die Stühle der Gemeinde sind etwas, was bei dem Beschauer der ersten Englischen Kirche lebhafte Verwunderung hervorruft, aber keineswegs ihm Beifall entlockt. Bekanntlich ist das Absonderungssystem in England sehr beliebt. In Hotels und Restaurationen schon sitzen die Gäste nicht zusammen, sondern durch hohe Verschläge (wie die Pferde im Stalle) von einander getrennt. Dies Absonderungssystem ist auch in der Kirche mit Erfolg durchgeführt. Jede Familie hat ihren „pew", der durch einen sehr hohen Verschlag von dem der nächsten getrennt ist. Der Verschlag ist so hoch, daß man schlechterdings Nichts, was im nächsten pew vorgeht, — oft sogar kaum über ihn hinweg den Prediger auf der Kanzel sehen kann. (Wie süß ist der Schlaf in diesen pews. Heißen sie doch deswegen sleeping-pews.) Entweder ist in dem pew nur eine Bank, oder er ist so groß, daß die ganze Familie rund herum an den vier Wänden sitzt und man sich also ansehen kann. Wo die pews nun in gewisser Ordnung, einer hinter dem andern stehen, wie anderwärts auch die Kirchensitze, da geht die Sache. Wenn aber eine Familie hier, die andere da ihren pew baut, unbekümmert um die Symmetrie, wenn man sich nicht mehr zu ebener Erde hält, sondern Schwalbennestern gleich, seine pews zwischen die Bogen der Kirche einklemmt, — wenn dann Emporkirchen hier und da — und zwar fast immer da entstehen, wo sie nicht entstehen sollen, dann wird allerdings die Kirche jämmerlich entstellt. Doch ist dies nicht der eigentliche Uebelstand der pews. Da die pews alle vermiethet sind, und zwar an solche, die gut bezahlen können, da der ganze Raum der Kirche durch die pews eingenommen wird, — so sind die Armen des Kirchspiels dadurch ohne Gnade aus ihrer Pfarrkirche hinausgedrängt. Es mag vielleicht noch außer den pews etwas Platz, vielleicht auf einigen niedrigen Bänklein, vorhanden seyn. Aber soll man dem Armen zumuthen, auf solchen Armen-Sünder-Plätzchen zu sitzen und das erdrückende Gefühl zu haben, durch die hohen ihm entgegenstarrenden Wände der pews von den in ihnen wohlhäbig dasitzenden Gemeindegliedern abgesondert und nichts anderes als ein Pariah, ein out-cast im Gotteshause zu seyn? Die pews sind ein Hauptgrund, weshalb die Armen aller Orten schaarenweise in die Dissenter-Kapellen hinübergezogen sind. Aber wir würden dennoch kleinlich erscheinen, wenn wir bloß in dem Vorhandenseyn dieser pews den Verfall Englischer Kirchengebäude und die Nothwendigkeit einer Restauration finden wollten. Es war mehr da. Der innere Verfall der Kirche, dem ja auch England im vorigen Jahrhundert so wenig entgangen ist wie wir, nur daß er dort in anderer Form auftrat, zog den Verfall der Kirchengebäude nach sich. — Eine oder zwei Kirchen, die die Signatur jener Zeit noch an sich trugen und an denen noch Nichts gethan war, sah ich, nachdem ich sie freilich durch mehrere Grafschaften ganz erfolglos gesucht hatte. Die alten Mauern und der alte Thurm standen wohl noch, — aber im Inneren hatte man die alte Farbe mit weißer Tünche überstrichen, die ihrerseits durch Altersschwäche verschiedene, aber dem Geschmack von Künstlern und Liebhabern gleich wenig entsprechende Schattirungen angenommen hatte, — die Wände der pews, die hier wirklich das non plus ultra von Durcheinander erreicht hatten, neigten sich ihrem Fall zu, — eine Wand hierhin, die andere dorthin, — der alte morsche und wackelige Communiontisch sah doch auch wirklich zu ultra-reformirt aus — und wenn auch endlich das Licht durch Gothische Fenster hineinschien, so konnte man doch an diesen geflickten alten Fenstern keine sonderliche Schönheit finden. So, wurde mir berichtet, hätten vor nicht langer Zeit die meisten Kirchen auf dem Lande, sehr viele in den Städten ausgesehen. Der geistige Tod, der dazumal auch über der Englischen Kirche weit und breit lastete, das high and dry, das uns neulich in diesen Blättern mit kundiger Feder geschildert wurde, war hier sichtbar geworden, hatte hier Fleisch und Blut angenommen.

Doch haben wir den ganzen Nothstand der Englischen Kirche, der endlich zu einer umfassenden Abhülfe gedrängt hat, noch nicht erschöpft. Die Bevölkerung nahm in einer außerordent-

lichen Weise zu, es fehlte an Kirchen. Wie sehr es in London gefehlt hat und was dort gethan ist, brauche ich kaum mehr zu berühren; das ist seit Jahren weltbekannt; aber es fehlte in anderen Städten, es fehlte auf dem Lande, und die Dissenters bauten Kapellen und fischten der Kirche die Leute weg.

Und nun? Der Schreiber dieser Zeilen hat im vorigen Jahre Gelegenheit gehabt, während eines längeren Aufenthaltes in England sich durch den Augenschein, wenigstens in einigen Grafschaften, von dem zu überzeugen, was in den letzten Jahrzehnten für die Restauration der alten, und für den Bau neuer Kirchen gethan ist. Er hat es nicht sehen können, ohne den Eifer und die Thatkraft zu bewundern, die solche ungeheuren Erfolge haben hervorbringen können, — er findet sich in einiger Verlegenheit, wie er den Lesern das, was gethan worden ist, einigermaßermaßen in seiner ganzen Größe anschaulich machen soll. Man reise in irgend eine der südlichen Grafschaften Englands, — ich will beispielsweise Wiltshire oder Somersetshire vorschlagen, — man nehme sein Quartier in irgend einer der Städte, — man wandere von der Stadt aus auf's Gradewohl nach den Pfarrkirchen der benachbarten Städte, Märkte oder Dörfer, — man wird fast ohne Ausnahme — ich glaube sogar, ich kann das Wörtchen „fast" streichen — den Kirchen es ansehen, daß sie in der allerneuesten Zeit eine durchgreifende und kostspielige Restauration erlebt haben. Man wird unter den Kirchen, die man so im Laufe eines Tages zu Fuß oder zu Wagen erreichen kann, sicherlich wenigstens eine finden, die in den letzten Jahrzehnten neu erbaut ist.

Man lasse sich z. B. in Salisbury nieder. — Man sehe zuerst an, was an der Kathedrale bereits gethan ist und was in diesem Augenblicke daran gethan wird. — Als ich da war, wurde grade die letzte Hand an die Renovation des Capitelhauses gelegt. Der Mosaikfußboden sowohl, wie die gewölbte Decke waren fertig, — es wurde noch der Decke das alte Colorit gegeben. In den übrigen Stadtkirchen wird man das Restaurationswerk mit derselben Rührigkeit betrieben finden. Man mache sich auf und gehe ¾ St. weit nach Wilton. Unterwegs auf dem Hinwege wird eine, auf dem Rückwege die zweite restaurirte kleine Kirche oder vielmehr Kapelle besichtigt. In Wilton selbst finden wir die wundervolle große Kirche, die Sir Sidney Herbert kürzlich dort gebaut hat. Sie ist ganz in Italienischem Basiliken-Stil gehalten und eine Zierde der Gegend, man kann sagen, als einzige Kirche dieses Stils eine Zierde des ganzen Landes. Ich habe nie eine Kirche in diesem Stil gesehen, die einen so erhebenden Eindruck auf mich machte. Namentlich ist z. B. die Friedenskirche in Potsdam ihr nicht im Entferntesten an die Seite zu stellen. Man mag der Friedenskirche künstlerische Vollendung zugestehen, — sie ist, obwohl mit viel mehr christlichen Symbolen, Kreuz, Altar-Leuchtern geschmückt, als jene, — die als Engl. Kirche verhältnißmäßig kahl ist, — nicht im Stande, den Ernst und die feierliche Stimmung in uns zu wecken, die wir in Wilton-church mit ihren massiven Säulen und großen, spärlich erleuchteten Räumen empfanden.

Jenseits Salisbury, — die zweite Station der Eisenbahn, — liegt Romsey. Wir halten an. Die Kirche hier ist eins der interessantesten kirchlichen Gebäude Englands, da in ihr sich die sämmtlichen sonst auf der Insel vorkommenden Baustile vereinigt finden. Da finden wir den Normännischen Stil, da die hufeisenförmigen Bogen, die uns an Alhambra erinnern, — weiter gegen Osten in der Kirche vordringend, haben wir die verschiedenen Abarten des Gothischen Stils, bis endlich der Perpendicularstil den Chorabschluß bildet. — Und auch hier hat die liebende Sorgfalt, die nicht die Zeugen des Glaubens der Väter verwittern lassen will, Hand angelegt zur Conservirung und Restauration des Gebäudes. — Dicht bei Romsey, etwas von der Eisenbahn entfernt, fanden wir gleich wieder ein neues Kirchlein, an seiner Seite ein reizendes Pfarr- und Schulhaus, — eine Dame hatte vor Kurzem Alles auf ihre Kosten erbaut, Pfarre und Lehrerstelle aus ihren Mitteln dotirt.

Man suche eine andere Gegend; in Frome Somersetshire z. B., in dem nicht weit entfernten Bridgewater, Taunton ꝛc. wird man, so wie in den umliegenden Landkirchen, ganz dieselben erfreulichen Beobachtungen machen können.

Dies sind Thatsachen, von deren Richtigkeit mich der Augenschein überzeugt hat. — Es mag allerdings in anderen Gegenden trauriger aussehen, das gebe ich zu. Aber blicken wir nicht auf das, was noch zu thun ist, sondern auf das, was jetzt geschieht, so will ich außer dem selbst Gesehenen die Notiz geben, daß der Guardian, das bekannte Organ der hochkirchlichen Partei, der wöchentlich einmal erscheint, fast in jeder Nummer von der Einweihung mindestens zweier oder dreier entweder ganz neu erbauter oder so vollständig restaurirter Kirchen berichtet, daß sie eben neu geweiht werden müssen. Sagen wir, daß 100 Kirchen in England jährlich entweder neu gebaut oder gänzlich restaurirt werden, so ist das doch in der That eine Summe, die imponiren kann.

Die ganze Bewegung auf diesem Gebiete charakterisirt sich nun dadurch, daß man nicht bloß Kirchen bauen und restauriren, sondern sie schön bauen und schön restauriren will. Man will die christliche Kunst zur Geltung bringen. — Der Leser würde erstaunen über das Interesse der christlichen Kunst, namentlich des Mittelalters, und über die Kenntniß derselben bei so manchem Geistlichen, der uns in seiner restaurirten Dorfkirche umherführt. — Der Leser würde erstaunen über den Eifer, über die Hingabe an diesen Zweck, schöne, im edlen kirchlichen Stil gehaltene Gebäude zu vermehren, der in ganzen Kreisen von Geistlichen, — ich sage vielleicht nicht zu viel, — in ganzen Synoden herrscht. *)

Es besteht in London eine eigene Gesellschaft, die in ihrer

*) Man erlaube mir, um die Sache anschaulich zu machen, einen Fall zu erwähnen. Ein Geistlicher, dessen Kirche durch die Hülfe der Gemeinde schon fast ganz restaurirt worden, hatte nun selbst die Kunst der Glasmalerei erlernt und auf den Fenstern seiner Kirche manches Stück aus der heiligen Geschichte dargestellt.

Mitte bewährte Kunstkenner hat und die Baupläne neuer oder zu restaurirender Kirchen nach ihrem Kunstwerthe prüft und die später näher zu besprechende church-building-society gibt in der Regel nur dann Beiträge zu einem Kirchenbau, wenn der Plan vor jener Gesellschaft Anerkennung gefunden hat.

Ist man in dem Bestreben, schöne, künstlerischen Anforderungen entsprechende Kirchen zu bauen und die alten so zu restauriren, erfolgreich gewesen? Die Beantwortung würde einen Kunstkenner erfordern. Das aber können wir wohl sagen: Der Geist, der einst die herrlichen Kirchen des Mittelalters ins Leben gerufen hat, und den der, welcher mit Liebe jene Gebäude anschaut, wohl spürt, weht uns von diesen neuen Kirchlein und Kirchen aus auch an. Den Eindruck nehmen wir wohl mit, daß diese neu erbauten Kirchlein auf dem Lande schön, sehr schön, daß sie wirklich Kirchen sind. Man sieht's ihnen eben auf den ersten Blick an, daß sie Nichts anderes seyn könnten, als Kirchen. Sie sind so einfach und doch so edel. An ein einfaches Langhaus mit gewöhnlichem spitzen Dache schließt sich etwas schmaler und niedriger der langgestreckte Altarchor an, der im Osten platt abgeschlossen ist. An dem westlichen Ende des Langhauses ist in der Regel ein kleiner spitzer Glockenthurm, in dem die Gothische Thür, — in der Regel die einzige, — in das Innere führt. — Das ganze Gebäude, meist von Sandsteinen, ist dunkel gefärbt und das Dach in der Regel von Schiefer. Kleine Spitzbogenfenster sind an den Seiten, und über dem Altarplatz im Osten ein großes. Das ungefähr, so gut man es ohne Zeichnung beschreiben kann, der Grundriß der meisten kleinen, neuen Kirchen. Daß es natürlich an größeren, prächtigeren, z. B. Kreuzkirchen nicht fehlt, versteht sich von selbst. Wer Gelegenheit hat, die London-Illustrated news zu sehen, wird darin häufig Abbildungen von verschiedenen dieser neuen Kirchen finden und nach deren Anblick das beifällige Urtheil nur bestätigen können.

Wir treten nunmehr ein in das Innere einer dieser neuen, einer dieser restaurirten Kirchen. Wir werden durch das geheimnißvolle Helldunkel, das uns umgibt und sofort gegen die Außenwelt abschließt, unwillkürlich in eine ernste Stimmung versetzt. Wir sehen uns nach der Ursache dieses Helldunkels um, wir finden, daß die ohnehin kleinen Fenster fast sämmtlich mit buntem Glase und Glasmalereien versehen sind. Bunte und gemalte Glasfenster sind augenblicklich das höchste Ideal der Freunde kirchlicher Renovationen in England, man möchte sagen, daß die Engländer eine wahre Manie für solche Fenster ergriffen hat. Aber die Sache ist's auch werth. Jenes schon genannte Helldunkel, das durch sie in dem ganzen Gebäude hervorgebracht wird, ist für die Andacht schon von großer Wichtigkeit. Von größerer Wichtigkeit noch ist es, daß in der Regel die Fensterreihe einer Kirche eine vollständige Bilderbibel ist. Das große Chorfenster im Osten stellt in der Regel die Kreuzigung dar (der gekreuzigte Christus ist danach grade über der Mitte des Altars); die Fenster zu beiden Seiten sind den Darstellungen aus dem Leben des Herrn geweiht. In den weiteren Fenstern der Nordseite der Kirche finden wir Bilder aus dem A. T., in denen der Südseite aus dem N. T. Häufig stellt man namentlich in größeren Kirchen einzelne Verse aus dem Tedeum dar, z. B. in dem einen Fenster das Lob der Cherubim und Seraphim, in dem zweiten das der „heiligen zwölf Boten", in dem dritten das der „lieben Propheten all", in dem vierten das der „theuren Märt'rer allzumal." Es tritt uns hier in einem einzelnen Falle recht deutlich entgegen, wie die schroffsten Gegensätze in der Engl. Kirche unvermittelt nebeneinandergehen können. In der Kirche ist jedes Bild verboten, auf dem Altar kein Crucifix erlaubt. In den Fenstern der Kirche sind alle Bilder erlaubt, Bilder, die zur Verherrlichung der Heiligen dienen, — auf wie vielen finden wir nicht die berühmtesten Englischen Bischöfe, z. B. in Frome den Bischof Ken, den Märtyrer, wie er genannt wird, — von dem Fenster über dem Altar schaut der gekreuzigte Heiland auf seine Gemeinde nieder. Wir kommen auf diese Sache noch zurück.

Schön ist die Art und Weise, wie die Kirchen zu diesen Fenstern kommen. Es sind in der Regel Gedächtniß-Fenster, memorial-windows. Die Gemeinden stiften Fenster zum Gedächtniß an verstorbene Wohlthäter der Kirche oder Gemeinde, Gatten, Eltern, Kinder zum Gedächtniß ihrer entschlafenen Gattinnen, Kinder und Eltern.

Doch der Leser, dem wir beim Eintritt in die Kirche zuerst die gemalten Fenster zeigten, wird begierig seyn, sich weiter umzusehen. Wir passiren zuerst beim Eingang den Taufstein, der dort seine richtige Stelle hat, — denn durch die Taufe tritt man in die Kirche ein, — und jetzt sehen wir das ganze Gebäude vor uns. Wo ist die furchtbar große Kanzel, die sonst im Mittelgang stand, den Altarplatz und das Fenster dahinter verdeckte? Sie hat sich jetzt, wesentlich in ihren Formen verkleinert, an die Seite am Anfange des Altarchors zurückgezogen; in einzelnen Kirchen hat man auch ihre alte Stelle in einer Mauernische wiedergefunden. Diese Kanzeln, besonders wenn sie nun zierlich in Stein gearbeitet sind, sehen reizend aus. Wo sind die pews? Sie sind dahin, sie sind, freilich oft gleich der Kanzel, unter großem Widerspruch ihrer schläfrigen Besitzer gefallen. Offene niedrige Bänke, häufig mit sehr geschmackvollen Verzierungen, sind an ihre Stelle getreten. Der Kasten-Unterschied ist gefallen. Die Armen haben Zutritt zu dem Hause ihres Gottes. In einigen Kirchen, z. B. in der obgenannten Wilton-church, wird kein Platz vermiethet, in den meisten anderen dürfen ganze Reihen von Bänken und keineswegs die schlechtstgelegenen niemals vermiethet werden, um allezeit den Armen offen zu stehen. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt" wird hier wieder zur Wahrheit, nachdem es lange vergessen war. Weiter sehen wir, wie der Altarchor restaurirt ist. Schöne Stühle, nach dem Muster alter Chorstühle, stehen zu beiden Seiten. Der sonst so nackte Communiontisch ist jetzt häufig durch eine schöne Altarbekleidung geziert — und an einigen Stellen auch durch hinaufgestelltes Kreuz und Leuchter zum Altar geworden. Ueberall an den Wänden der Kirche, die auch im Inneren in der Regel die Naturfarbe des Steins behalten haben, so wie am Altar, Orgel, Taufstein u. s. w. sind passende Inschriften aus der heil. Schrift.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 4. September. № 71.

Die Restauration der Kirchengebäude in England.

(Fortsetzung.)

Wir lassen uns in unserer Beschreibung des Inneren der neuen oder renovirten Kirchen nicht aufs Detail ein. Wir haben nur versucht, dem Leser einen allgemeinen Eindruck zu geben. Man nehme noch hinzu, daß überall die allergrößte Sauberkeit und Nettigkeit einem entgegentritt, daß die Kirche gehegt und gepflegt ist wie ein Schmuckkästchen. Man muß gestehen: Hier ist's eine Wahrheit, — wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth, — ja wo das Gebäude also ist, da verlanget und sehnet sich meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn.

Daß dieser Eifer für Kirchenbau, daß dies erfolgreiche Bestreben, schöne Kirchen zu bauen, im kirchlichen Leben des Volkes Früchte tragen muß und Früchte getragen hat, das brauchen wir wohl kaum zu sagen. Näher darauf eingehen könnten wir nur, wenn wir zugleich uns die Aufgabe gestellt hätten, von dem Eifer in Predigt, in Seelsorge ꝛc., von dem Eifer zu berichten, mit dem die Beförderer des Baues der Kirchen auch das Volk, auch namentlich die Armen in die Kirche einladen, hineinführen, nöthigen hineinzukommen. Das würde uns aber jetzt zu weit von unserm Gegenstande abziehen. Eine Thatsache wollen wir aber anführen, die sehr laut und deutlich spricht. Es kommt über die Dissenters aller Arten, die doch sammt und sonders mehr oder weniger ultra-reformirt sind, stellenweise ein Trieb, statt ihrer geschmacklosen, jetzt Bethäuser in streng-kirchlichem Baustil aufzuführen. Dissenters setzen gemalte Fenster mit Darstellungen Christi in ihre Kirchen, Dissenters setzen das Kreuz oben auf den Giebel ihrer Bethäuser, Dissenters setzen ihren Entschlafenen Kreuze aufs Grab. (Ich habe einen Dissenter-Gottesacker gesehen, auf dem Kreuz neben Kreuz stand.) Woher das Alles? Sollte sich in der Liebe zu den Bauwerken der alten Kirche Liebe zu ihr selbst spiegeln, sollten die Dissenters, die Helden der Evangelischen Allianz, plötzlich für die Continuität der Kirche schwärmen? Das bezweifeln wir von denen, die doch so sehr „von gestern" sind. Oder woher diese Liebe zu Bildern in der Kirche, zu christlichen Symbolen, wie Kreuzen, bei den treuen Nachfolgern der Puritaner und Bilderstürmer? Es sind diese Thatsachen nur daraus zu erklären, daß die Dissenters erkennen, nicht durch Widerstand, sondern durch Nachgeben in dieser Bewegung mit der Kirche noch länger erfolgreiche Concurrenz machen zu können.

Und so haben wir die Lichtseite dieser Bewegung zu schildern versucht. Leider hat sie auch ihre Schattenseite. Welche Richtung in der Engl. Kirche die Trägerin dieser Bewegung ist, kann nach dem Berichteten nicht mehr zweifelhaft seyn. Man sucht bei dem Bau der Kirchen das Alte, — man bringt die Symbole, die der ganzen christlichen Kirche eigen, aber der Engl. Kirche durch Puritanischen Eifer theilweise geraubt sind, wieder in die Kirchen hinein, — es ist die Hochkirchliche Partei, die dies thut, die hierauf augenblicklich sich mit ganzer Kraft geworfen hat. — Natürlich bricht der Sturm gegen sie los. Es scheint wirklich, als ob in diesem Augenblick nicht so sehr baptismal-regeneration, die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi, — als ob in diesem Augenblick church-decoration in den Augen der Evangelischen (niedrig-kirchlichen) das Hauptkastell der Hochkirchlichen Partei sey, gegen das sie mit ihrem ganzen Troß zu Felde zu ziehen haben. So feuern sie denn wacker mit dem groben Geschütz ihrer Redensarten, als da sind: Puseyitisch, Römisch, popish, Antichristlich ꝛc. ꝛc. — Vor jetzt einem Jahre ungefähr entlud sich das Gewitter in dem großen Proceß Westerton c. Liddell. Weil die Sache hierher gehört und uns auch einen Blick thun läßt in die wunderbare Vermischung der allerconträrsten Dinge, die in der Engl. Kirche ist, so erwähne ich mit zwei Worten aus der Erinnerung, — die Quellen sind mir in diesem Augenblicke nicht zur Hand, — diesen Proceß. Liddell war Pfarrer zu Knightsbridge bei London. Er hat seine Kirche restaurirt und sehr hochkirchlich decorirt. Ein gemauerter Altar mit befestigtem Kreuz — oder gar Crucifix — Leuchter darauf, die beim Gottesdienst brannten, und ein großes Kreuz über dem Eingang aus dem Schiff ins Chor waren die Hauptdecorationen. Westerton, der Kirchenvorsteher, verklagte ihn deshalb, weil er Neuerungen eingeführt habe, die in der Engl. Kirche ungesetzlich seyen. Der Proceß kam in letzter Instanz vor das Staats-Ministerium. — Als Grundsatz zur Beurtheilung von solchen Neuerungen in Kirchen-Decorationen wurde aufgestellt, daß nach Engl. Kirchengesetze solche Decorationen (ornaments) erlaubt seyen, die in den ersten Jahren der Regierung Eduard des Sechsten geduldet gewesen seyen. Dort seyen aber alle die Zierrathe, die nur die Andacht fördern ꝛc. sollten, erlaubt, dagegen die verboten worden, die eine Versuchung zur Abgötterei

darbieten könnten. Es wurde danach festgesetzt, daß Crucifixe nicht erlaubt seyen, wohl aber Kreuze, — das große obgenannte Kreuz bleibt. Ein gemauerter Altar ist verboten, ebenso ein in den Altar hineingelassenes Kreuz. (Jedenfalls um nicht der Lehre von dem auf dem Altar darzubringenden Meßopfer Vorschub zu leisten.) — Es ist nur ein Communiontisch erlaubt (der Unterschied ist, daß ein Altar feststeht und gemauert ist, ein Communiontisch transportabel seyn muß). Leuchter auf dem Altar sind erlaubt, sie dürfen aber nicht beim Gottesdienst angezündet werden. Erlaubt sind ferner Altar- oder vielmehr officiell Communiontisch-Bekleidungen, erlaubt auch, daß man je nach den verschiedenen kirchlichen Zeiten sie von verschiedener Farbe nehme. Und so Mehreres. — Das das officielle Ende dieses Streits, der ganze Streit in der Kirche ist nicht zu Ende. Er wird fast in jeder Kirche, in der auch die jetzt erlaubten Decorationen angebracht werden, wieder lebendig werden. Nach welcher Seite der Sieg sich neigt, wird theilweise von der Gemeinde, theilweise von der Energie des Geistlichen, zum großen Theil auch von der Stellung des Bischofes zu der ganzen Sache abhängen. Die durch diese Sachen entstandene Aufregung, die Zwietracht zwischen den kirchlichen Parteien ist gewiß zu beklagen. Sie würde freilich auch da seyn, nur sich auf andere Dinge werfen, wenn die Hochkirchliche Partei niemals mit der Renovation der Kirche nach ihren Grundsätzen den Anfang gemacht hätte.

Sollen wir ein Urtheil in dieser Sache abzugeben suchen? Daß wir das Bestreben, die Kirchen künstlerisch schön zu bauen, und die unbestritten christlichen Symbole, Altar, Kreuz, Leuchter, sowie die bildlichen Darstellungen hineinzubringen und dadurch den so kahlen Gotteshäusern den Stempel als christlichen Kirchen aufzudrücken, mit Freuden begrüßen, das ist wohl klar. Wir würden ja durch ein entgegengesetztes Urtheil den Ast absägen, auf dem wir selbst sitzen. Und den fanatischen Eifer von Geistlichen, ja von Bischöfen (aus der Zeit Palmerston's), die alle diese Dinge als Römisch verketzern, kann man wirklich nur beschränkt nennen. Man läßt sich dergleichen vom Volke gefallen, das so leicht, namentlich in England, nicht über seine Vorurtheile hinweg kann und einmal die Anti-popery mit der Muttermilch einsaugt, aber Geistliche sollten einen weiteren Blick haben. (Zuletzt wird, wenn das Kreuzeszeichen römisch ist, auch der Apostol. Glaube, ja der Glaube an den dreieinigen Gott, den die Römische Kirche ja auch hat, römisch seyn und also von den Reformatorischen Kirchen verworfen werden müssen.)

Und so stellen wir uns in dieser Sache entschieden auf die Seite der Hochkirchlichen Partei. Aber wir können ein Bedenken nicht unterdrücken. Wir glauben, daß Einige ihrer Mitglieder, namentlich jüngere Geistliche, bei ihrem Fortschritt nicht allezeit das Wort Pauli vor sich haben: „Es ist Alles erlaubt, aber es frommt nicht Alles." Es mangelt oft an der gehörigen Vorsicht. Man hat sich einmal, namentlich durch archäologische Studien, klar gemacht, daß ein Kirchengebäude so und so aussehen müsse, daß es diese oder jene Decorationen haben müsse, man hält dafür, daß Nichts in der Welt hindern dürfe, das Kirchengebäude grade so auszuführen, wie man sich's im Ideal vorgestellt hat, — man glaubt, daß das Wohl und Wehe, die Existenz der Kirche davon abhänge, daß die Kirchengebäude auch mit allen Decorationen, Altar, Kreuz, Leuchter u. s. w. versehen seyen. Man ruht demnach nicht, bis man das als richtig anerkannte auch wirklich ausgeführt sieht, — und man geht rücksichtslos, ohne Hinblick auf die Folgen, ans Werk. — Durch diese rücksichtslose Einführung bis dahin nicht vorhandener Decorationen in die Kirchen reizt man die Opposition. Die Folge ist daher in vielen Fällen, daß man den allerdings schon vorhandenen Riß in der Kirche noch vermehrt, ja daß man in vielen Fällen einen schwer zu heilenden Riß in die Gemeinden hineinbringt und dadurch, statt erfolgreich gegen den Dissent zu operiren, Viele und oft nicht die Schlechtesten, den Dissenters oder wenigstens den fanatisch Niedrig-Kirchlichen in die Hände spielt. — In Deutschland würden die durch ein solches Vorgehen Verletzten wohl nur liberale Schreier seyn, die in jedem Zurückgehen auch auf den Glauben der Väter, in jedem Gegründetseyn auf das Bekenntniß Katholicismus wittern und die Gemeinden aufhetzen. Um deren Verlust würde es nicht schade seyn. In England sind, das muß man bei aller Vorliebe für die Hochkirchliche Partei dennoch offen gestehen, die Gegner dieser Fortschritte in schönem Kirchenbau und christlichen Verzierungen oft die ernstesten und in ihrem Evangelischen Glauben festesten Gemeindeglieder. Da muß man den dem Engländer eigenen Haß gegen das Papstthum und die Furcht vor ihm bedenken. Ja, jene zu eifrigen Geistlichen der Hochkirchlichen Partei sollten deshalb schon um so vorsichtiger seyn, weil ja wirklich Manche, die sich noch als Geistliche der Englischen Kirche gar eifrig auch der Decorationen angenommen haben, hernach wirklich zur Römischen Kirche übergegangen sind. Da haben ja doch die treuen Glieder der Kirche wirklich einen Grund, wenigstens einen sehr guten Vorwand für ihr Mißtrauen und ihre Opposition gegen die von ihnen für „Danaergeschenke" gehaltenen Renovationen.

In anderen Dingen hat sich die Hochkirchliche Partei durch dieses rücksichtslose Vorschreiten unendlich geschadet. So z. B. ist die Errichtung von Diaconissen-Häusern (Sisters of mercy) durch das offenkundige Romanisiren in einigen Häusern, namentlich zu Plymouth, sowie auch in der letzten Zeit durch die bekannten Vorgänge zu Lewes, gänzlich unpopulär geworden, und es wird alle Zeit dauern, ehe dieser auch in einer Evangelischen Kirche so nothwendige Zweig der Liebesthätigkeit in England grünen und blühen wird. So sollte man sich warnen lassen, und nicht die Kirche verlieren, um Kirchengebäude zu gewinnen.

Aber überblicken wir, nachdem wir hier auch die an einzelnen Orten hervortretende Schattenseite der Bewegung gezeichnet haben, noch einmal das, was gethan ist, so sind wir freudig bereit zu erklären: Daß die durch den Eifer der Hochkirchlichen

Partei im Kirchenbau und in Renovation und Decoration alter Kirchen erstandenen Gebäude, die das ganze Land überziehen, derselben Kirche einen gar schönen Ehrenkranz gewunden haben, den ihr alle Feinde mit allen Schmähungen und Verdächtigungen nicht rauben können, und — um den wir sie beneiden.

Und damit kehren wir zurück ins Vaterland. Weil wir unser Vaterland lieb haben, und nicht wollen, daß eine andere Kirche den Ruhm unserer Deutsch-Evangelischen Kirche verdunkele, darum wird's uns wehe! — Wir gehen hinein in die alten, schönen Gothischen Kirchen. Sie sind schöner, denn irgend eine in England. Die hohen Gewölbe fehlen dort, wo fast nur Holzdecken und dazu niedrige Seitenschiffe sind. — Aber was an den Gothischen Kirchen schön und herrlich ist, das ist vor Jahrhunderten, vor der Evangelischen Zeit gethan, — später sind hinzugekommen die Risse und Spalten, die nur fragen lassen: Wie lange wird dies Gebäude noch stehen? und wird dann ein ähnliches ihm folgen? In unseren Zeiten sind hinzugekommen die grauenhaften Emporkirchen, die alle Schönheit des Gebäudes verdecken. — Aber dieser Zustand der Gothischen Kirchen ist's noch nicht, was uns das Herz wehe macht. Wohl dem, der noch solche Kirche hat. — Auch das kann uns nicht so sehr bekümmern, daß namentlich die Landkirchen im nördlichen Deutschland, die nicht mehr aus der vor-reformatorischen Zeit herrühren, fast sämmtlich aller Schönheit, ja alles kirchlichen Gepräges entbehren, oben viereckige Kasten sind. — Aber was uns traurig stimmt, das ist z. B. jene rasch groß gewordene Stadt, wo wir vor stattlichen Wohnhäusern und mächtigen Fabriketablissements die eine Kirche kaum finden. Und haben wir sie gefunden, siehe, sie trägt alle Zeichen des Verfalls an sich. Man sieht ihr an, daß Nichts an ihr gethan wird, daß ihr von dem Gelde der reichen Fabrikherren Nichts zufließt. — Was uns wehe thut, das ist, in so manchem Dorf die schönen massiven Viehställe und die alte schiefe Kirche von Fachwerk zu sehen, — was uns wehe thut, das sind die schönen neuen Häuser und die schlanken, thurmartigen Schornsteine der adeligen Brennereien und Zuckerfabriken und daneben die Kirchen mit verfallenen Mauern und Fenstern und taubenschlagähnlichen sogenannten Thürmlein. Wehe thut es uns, in der Kirche, die feuchten, grünen Mauern, die morschen Bänke, die alte gebrechliche Kanzel und zu ihren Füßen, mit fadenscheinigem Tuche bekleidet, den Altar zu schauen, auf dem so schief Kreuz und Leuchter stehen, als ließen sie das Haupt hängen über den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte. — Ist Letzteres eine Uebertreibung? Ich fürchte, in vielen Fällen nicht. Man rühmt sich bei uns und mit Recht, daß wir die Zierden christlicher Kirchen, die in England der Puritanische Eifer verbannte, Altar, Kreuz ꝛc. behalten haben, und daß daher unsere Gotteshäuser viel mehr den Charakter christlicher Kirchen an sich trügen als jene. Aber durchgeht man einen großen Theil Englischer, ja Schottischer Presbyterialkirchen, durchgeht man die Bethäuser der Dissenters, die oft so geschmacklos wie möglich sind, und durchgeht man dann eine Anzahl Märkischer, wir

wollen beispielsweise sagen, Uckermärkischer Kirchen, so wird man von dem Gefühl durchdrungen seyn, daß in jenen Gebäuden eine unendlich viel größere kirchliche Weihe ausgeprägt ist, als in diesen trotz Altar, Kreuz und Leuchtern!

Abhülfe ist da nöthig, — nicht etwa deshalb, weil wir uns sonst vor den Engländern schämen müßten, sondern weil wir uns schämen müssen vor dem Herrn, dem Gott Zebaoth. Denn der will nicht, daß der Menschen Wohnungen und des Viehes Ställe lieblicher seyn sollen, denn sein Haus!

Aber wir vorzüglich, die wir kirchlich seyn und uns die Güter unseres Evang.-Lutherischen Glaubens nicht rauben lassen wollen, haben allen Grund, diesem Nothstand verfallender oder verfallener Kirchen abzuhelfen. Man meint ja jetzt in einflußreichen Kreisen, daß mit den paar kirchlichen (oder lutherischen) Geistlichen man bald fertig seyn würde, da sie ja doch die Gemeinden nicht hinter sich hätten. Es ist demnach unsere Aufgabe, die ja auch allgemein erkannt wird, das kirchliche Bewußtseyn in den Gemeinden zu heben und sie zu festigen im Glauben der Väter, im lauteren Wort und Sacrament, wie es in der Augsb. Conf. uns übertragen ist. — Belehrung und Unterricht ist da wohl gut, aber die allein thuts wahrlich nicht. Mit bloßem Reden pflanzt man wahrlich die Liebe zur Kirche noch nicht in die Herzen. Es ist nöthig, auf eine materiellere Weise sie dem Volke einzuflößen. Sollte uns nicht die Hochkirchliche Richtung in England, die denselben Zweck hat, nicht nur christlichen, sondern auch kirchlichen Sinn zu heben, die Mittel dazu rathen? Sie hat kein erfolgreicheres Mittel zur Belebung der Liebe zur Kirche gekannt, als den Bau schöner Kirchen. Das verfallene Kirchengebäude ladet nicht zum Besuch ein, ja selbst das Kirchengebäude, das nicht lieblicher und stattlicher aussieht, als das Zimmer daheim, zieht nicht sonderlich an. Und wie sollen die Leute Liebe zur Kirche haben, wenn sie nicht in das Gotteshaus hineingehen? wie Liebe zum Wort Gottes und Sacrament, so sie nicht dazu kommen? Darum lasset uns eifrig seyn, die Kirchen zu verschönern, lasset uns eifrig seyn, die Leute selbst anzutreiben, beizusteuern zur Verschönerung ihrer Kirchen. Ein Kirchengebäude, was dem Geldbeutel der Leute theuer geworden ist (d. h. das Geld muß ihnen nicht durch physische Kraft, z. B. durch den Gensdarmen oder Steuereinnehmer, sondern durch moralische Kraft abgenommen werden) — wird auch ihrem Herzen theuer werden. Habe ich dafür bezahlt, will ich auch davon etwas haben! Ich wünschte beinahe nicht, Alles fertig in meiner Kirche zu haben. Ich hätte dann diesen mächtigen Hebel, die Kirche der Gemeinde lieb zu machen, nicht mehr.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Oesterreich.

In den „Protestantischen Jahrbüchern für Oesterreich" lesen wir einen Aufsatz, in welchem die freie Waadtländische Kirche mit der Evang. Kirche in Oesterreich verglichen wird. Die Wahrheitsliebe, mit welcher der als „Theophilus" unterfertigte Verfasser dabei zu Werke geht, verdient alle Anerkennung und veranlaßt uns, aus dem Aufsatze Folgendes mitzutheilen.

Nachdem der Verfasser in Beziehung auf die protestantisch-theologische Lehranstalt in Wien bemerkt hat, daß dieser Heerd der Gottesgelehrtheit für das Evang. Oesterreich in jüngster Zeit immer kleiner und bescheidener geworden ist, glaubt er auf die Hoffnung eines künftigen würdigen Zustandes derselben nicht verzichten zu müssen, „sofern auf Grund des Sprüchwortes: „Selbst ist der Mann", dieser Selbstmann den rechten Geist der allgemeinen und brüderlichen Liebe im Herzen trägt." „Ist dieses der Fall, so braucht man nicht so ängstlich die Hülfe bei fremden Glaubensgenossen zu suchen. Mit dieser Liebe allein könnte für die kirchliche Nothdurft in Oesterreich so gesorgt werden, daß auch für die theolog. Facultät etwas übrig bliebe. Allein an dieser allgemeinen Liebe sind wir in Oesterreich noch etwas arm, und wohl ärmer, als an Geld, und weil wir diese schwache Seite fühlen, so trauen wir uns nicht einmal ein Luftschloß auf dieser allgemeinen brüderlichen Liebe zu bauen. Die Einzelgemeinde denkt und sorgt für sich, dann noch etwa für den Distrikt, Seniorat, dem sie angehört, für entferntere protestantische Interessen in Oesterreich aber bloß, wenn von oben her (d. i. von kirchl. und weltl. Behörde) eine mehr oder minder nöthigende Aufforderung kommt. Und wenn dann in solchem Falle, beispielsweise, für eine bedürftige Gemeinde eine Sammlung im Umfange der ganzen Monarchie angeordnet wird, so weist das Ergebniß derselben höchstens 400 Fl. aus. Es ist wahr, wir entbehren in Oesterreich einer gemeinschaftlichen Kirchenverfassung, welche viel zur Kundgebung der brüderlichen Liebe beitragen würde, aber wo ist bis jetzt eine Stimme für ein solches Band öffentlich laut geworden? Aber auch wenn das äußere Band da wäre, so würde dann mit diesem allein noch nicht viel geholfen seyn. Die Kirchenverfassungen allein helfen der Kirche nicht auf die Beine. Die Buchstaben thun es nicht, sondern der Geist.

Wo man im Evangelio eine seligmachende Kraft Gottes erkennt, da wird die gläubige Dankbarkeit auch Mittel erfinden, um in brüderlicher Liebe zumal der geistlichen Noth der Glaubensgenossen zu begegnen. Es könnte bei uns viel mehr geschehen, besonders zum gemeinen Nutzen, wenn nicht die Strömungen der Zeit so vielfach die Evang. Glaubensfreudigkeit gestört und ermattet hätten. Darum fehlt uns der Muth an die Möglichkeit einer Vereinigung der Evang. Oesterreicher zu Gunsten der evang.-theologischen Facultät zu denken, um dieser zu gewähren, was schließlich der ganzen Evang. Kirche in Oesterreich so sehr zu Gute käme. Was aber evang. Sinn ohne Beihülfe des Staates vermag, und zwar zum Gemeinbesten, das könnte uns die freie Evang. Kirche im Waadtlande zeigen."

Nach einer kurzen Darstellung Waadtländischer Zustände fährt der Verfasser also fort: „Diese Darstellung gibt uns zerfahrenen und in kirchlichen Nöthen so oft jammernden Oesterreichern recht annehmbare Andeutungen und Winke, warum es in unserer Evang. Kirche noch gar so schwach, kalt, dürftig und unvollkommen aussieht. Und da wollen wir die Wahrheit nicht verläugnen, damit aus der Erkenntniß, so Gott will, auch Besserung hervorgehe. Wir leiden einmal noch unter den kalten Strömungen des Rationalismus, für den an den Oesterreichischen theolog. Schulen in früherer Zeit viel ist gearbeitet worden. Und was von den Lehrern des Wortes vor Jahren ist gesäet worden, bringt unter den Zuhörern jetzt seine Frucht. Wir leiden an einem unevangelischen Sonderungsgeist, der den Evang. Gemeinden und ihren Gliedern es nicht recht erlauben will, sich zu fühlen als Theile einer Oesterreichischen Landeskirche, die Leiden und Freuden, Armuth und Ueberfluß im Gefühle der Zusammengehörigkeit mit einander tragen sollen. Darum fehlt uns auch eine Centralkasse, eine Art G.-A.-Stiftung, welche regelmäßige Beiträge der Gemeinden zu allgemeinen Zwecken der Kirche und für schreiende Bedürfnisse derselben verwaltet. Wenn Viele noch die Armuth unserer Evang. Kirche anführen möchten, so wollen wir, bis wir nicht eines Besseren belehrt werden, diesen Mangel an der Gesammtkirche Oesterreichs nicht gelten lassen, wenn wir auch zugeben wollen, daß für den Ueberfluß nichts vorhanden seyn dürfte."

Indem wir dieser Stimme in der Wüste unsere Anerkennung zu Theil werden lassen, meinen wir noch hinzusetzen zu müssen, daß die Evangelischen in dem von der Natur so reich gesegneten Ungarlande in vielen Fällen leichter die Deutschen Brüder unterstützen könnten, als daß sie es nöthig hätten, sich von diesen unterstützen zu lassen. Der Magyare bedarf der Gabe aus dem Glaubensschatze des Deutschen Bruders, weil ihm selbst dieser Glaubensschatz fehlt. Mit äußeren Mitteln dagegen ist er reichlich versehen. Wir vernehmen aber nur sehr wenig von freiwilligen Opfergaben für Kirchen- und Schulzwecke, wenn wir die uns vorliegenden öffentlichen Berichte und Programme lesen, während wir mit eigenen Augen gesehen haben, wie von einzelnen, reichbegüterten Protestanten in Ungarn (die die Wohlthat der segensreichen Anstalt in Oberschützen für ihre Kinder genossen haben, für diese Anstalt aber kein dankbares Herz, keine mildthätige Hand hatten) für das Aufspielen eines Csárdás (Ung. Nationalmusik) in aufgeregter Sinnenlust die Banknote von 50 Fl. C. M. hingeworfen wurde. Schließlich nur noch die Nachricht, daß in der Superintendentur A. C. jenseits der Donau seit dem Jahre 1833 keine Kirchenvisitation stattgefunden hat und daß Schreiber dieses in derselben Superintendentur noch im vorigen Jahre einen Schneider persönlich kennen gelernt hat, der als Evang. Schullehrer mit dem Jahresgehalte von 12 Fl. W. W. oder 4 Fl. 48 Xr. C. M. besoldet wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 8. September. № 72.

Die Restauration der Kirchengebäude in England.

(Schluß.)

Erreichen wir das weit und breit, daß den Leuten das schöne, erneute Gotteshaus ans Herz wächst, so wird auch die Kirche der Väter, deren sichtbarer Ausdruck das Gotteshaus ist, ihnen ins Herz hineinwachsen. Weil in ihrer lieben Kirche sie Gottes Wort und unverfälschtes Sacrament empfangen haben, darum werden sie fester werden in Bewahrung von lauterm Wort und Sacrament gegen alle die Anfechtungen von oben und unten.

Um aber die Gemeinden für die Sache der Renovation ihrer Kirchen recht zu erwärmen, um über ihre Herzen und Geldbeutel etwas Macht zu gewinnen, — müssen die Geistlichen zuerst selbst recht dafür interessirt, ja begeistert werden. Wer sich nicht mit ganzer Macht dahintersetzt, der wird Nichts ausrichten. Das sollten uns die Engl. Geistlichen zeigen, die mit Leib und Leben sich diesem Zweck hingegeben. Was sie aber so eifrig gemacht hat, das wird auch bei uns seinen Zweck nicht verfehlen. Studiren wir etwas die Geschichte der christlichen Baukunst! Dies Studium christlicher Baukunst sollte, ganz abgesehen von diesem praktischen Zweck, kein Geistlicher ganz links liegen lassen. Es ziemt sich doch für den, der im Hause Gottes zu predigen und das Sacrament zu verwalten hat, etwas näher mit der Bauart der Gotteshäuser in der ganzen christlichen Kirche und zu allen Zeiten vertraut zu seyn. Treibt man auch nur etwas dies Studium, nun man wird freilich nicht eine Gothische Kathedrale in sein Dorf oder seine Stadt zu setzen unternehmen, — aber man wird doch ein Ideal vor sich sehen und diesem Ideal gegenüber wird die Wirklichkeit des verfallenden sogenannten Gotteshauses so unerträglich werden, daß man zuletzt bei Tag und Nacht auf Abhülfe sinnt. Und in den meisten Fällen wird's dann heißen: Was man will, das kann man auch. Denn Matth. 21, 21. 22 wird nimmer unerfüllt bleiben.

Aber wir sind mit unseren piis desideriis nicht zu Ende. In einem der letzten Jahresberichte der church-building-society zu London stellte es sich heraus, daß die Muttergesellschaft im Abnehmen, dagegen die unter dem Vorsitze des Bischofes in den meisten Diöcesen bestehenden Tochtergesellschaften im Zunehmen begriffen seyen. Und weiter stellt es sich erfahrungsmäßig heraus, daß in einigen Diöcesen mehr, in anderen weniger geschieht. Und warum wohl geschieht in den Diöcesen Oxford und Salisbury mehr, als in vielen anderen? Weil die Bischöfe von Oxford und Salisbury, die Zierden der Hochkirchlichen Richtung, mit ganzer Energie diesen Zweck verfolgen. Sie flößen den Eifer ihren Geistlichen und dadurch indirect, aber auch durch persönliche Anregung bei Visitationen direct, den Gemeinden ein. — Wir erwähnen hier, daß in einer Diöcese der Mark Brandenburg man im Laufe von drei Jahren die Renovation dreier Landkirchen in Angriff genommen hat; eine derselben wurde auf alleinige Kosten der Bauergemeinde so vollständig renovirt, daß sie neu consecrirt werden mußte. Sie kann eine Zierde der Umgegend genannt werden. — Was folgt aus dem Allen? Daß General-Superintendenten und Superintendenten sehr, sehr viel thun können, um dem Nothstande unserer Kirche abzuhelfen. Sie können auf die Geistlichen, aber auch direct auf die Gemeinden wirken. Denn wir meinen, daß das Wort eines General-Superintendenten, den der Eifer um des Herrn Haus treibt, das da schwer wiegt schon durch das Amt dessen, der es spricht, so leicht nicht im Winde verklingt. — Es mag ein schönes Denkmal seyn, was sich ein Gen.-Superintendent setzen kann, die Kirchengebäude seiner Diöcese den oben zum Theil genannten der Synoden Salisbury und Oxford gleich gemacht zu haben.

Und immer noch ein neuer Wunsch drängt sich uns auf. Wir brauchen ja nicht bloß Renovation der alten, wir brauchen nicht bloß neue, sondern wir brauchen schön renovirte, schön gebaute Kirchen. Wir wünschen, daß die christliche Kunst im Leben sich zeige, daß sie sich schaffend beweise. Wie der einzelne Christ in dem Rennen und Jagen dieser Zeit die Zeiten der Sammlung und inneren Einkehr so nöthig braucht wie's tägliche Brod, um nicht geistlich zu verschmachten, so bedarf unser Volk, das durch den steten Anblick der Fabriken, Bahnhöfe, moderner Wohnhäuser, überhaupt der Erzeugnisse moderner Architektur immer mehr zerstreut und immer mehr in den Strudel dieser Zeit hineingerissen wird, soll's anders ein christliches bleiben, der alten, dem Baustil unserer Zeit diametral entgegengesetzten Gotteshäuser; die sollen ehrenfest, gewaltig und feierlich hinabschauen auf die luftigen coketten Gebäude der Gegenwart. Nicht bloß die großen, sondern auch die kleinen Kirch-

lein auf dem Lande müssen dieser Anforderung entsprechen. Da ist denn freilich mehr erforderlich, als daß ein beliebiger Maurermeister einen Plan mache, der dann ohne weitere Frage nach der Schönheit des Baues, sobald er nur Garantie gegen das Einstürzen bietet, von der Königl. Regierung bestätigt wird. Da müssen auch Künstler und Kunstkenner helfen. Und wünschenswerth wäre es, daß solche Herren sich herbeiließen, einmal außer den Plänen für gewaltige Kirchen, die wegen Kostspieligkeit fast nie ausgeführt werden können, solche für eine einfache kleine Landkirche auszuführen. So viel man es in seinem Laienverstande übersehen kann, müßte es doch möglich seyn, eine hübsche, den Regeln der Kunst entsprechende Kirche ebenso billig herzustellen, als einen viereckigen, häßlichen Kasten. Man hat doch im 13ten und 14ten Jahrhundert schöne Landkirchen mit Schiff, Chor, ja in Deutschland oft mit rundem Chorabschluß und schönem spitzen Glockenthurm gebaut, — warum jetzt nicht? Die schönen, kleinen Landkirchen Englands, die ich geschildert habe, könnten in unserem Lande nicht theuer seyn.

Es ist möglich, daß diese Zeilen eine Anregung geben, etwas ins Werk zu setzen. Um praktische Winke zu geben, zeichne ich Einiges von der Art des Wirkens der London-diocesan-church-building-society auf. Diese Gesellschaft ist Muttergesellschaft, in jeder Diöcese ist eine Tochtergesellschaft. Der Erzbischof von Canterbury ist Vorsitzender der ersteren, jeder Bischof Vorsitzender in seiner Diöcesan-Gesellschaft.

Die Beiträge fließen den Gesellschaften zu:

1) Durch Legate. 2) Durch Schenkungen. 3) Durch Subscriptionen unter den Hirtenbriefen der Bischöfe. Letzteres würde besonders für den Fall, daß unter dem Vorsitz unserer General-Superintendenten Gesellschaften entständen, zu berücksichtigen seyn. Der Gen.-Sup. würde eine Subscriptionsliste in seinem Sprengel herumzusenden haben, an deren Spitze ein die Sache empfehlender Hirtenbrief stände.

Die Gelder werden verwandt:

1) Zum Neubau. 2) Zur Vergrößerung. 3) Zur Renovation von Kirchen.

Hier ist man besonders darin außerordentlich praktisch, daß man stets den Gemeinden verspricht, — wenn ihr in dieser bestimmten Zeit so viel für eure Kirche gethan habt, so geben wir euch so und so viel Unterstützung. Der Eifer der Gemeinden wird natürlich dadurch angespornt, sie selbst durch die verheißene Beihülfe zum Geben williger gemacht. Es ist noch zu bemerken, daß nur dann diese Gesellschaften Beihülfen gewähren, wenn die Baupläne von der Archäologischen Gesellschaft für Kirchenbaukunde genehmigt worden sind.

Schließlich noch eine Bemerkung. — Der Guardian, das Organ der Hochkirchlichen Richtung, berichtet über Alles, was in dieser Sache gethan wird, namentlich über die Einweihung restaurirter oder neuer Kirchen in jedem einzelnen Falle mit großer Ausführlichkeit. Das geschieht sicherlich nicht, um das Geschehene einfach zu registriren, sondern um den Eifer für die Sache überhaupt anzuspornen. **Es wird gewiß im Sinne der Redaction seyn, wenn wir bitten, von Aehnlichem, was bei uns geschieht, auch zu demselben Zweck in diesen Blättern Kenntniß zu geben.** Besonders wird es gut seyn, 1) von der Art und Weise, wie das Interesse für die Restauration oder den Neubau geweckt ist, 2) von den zur Beschaffung der Geldmittel zum Bau angewandten Mitteln, 3) von dem Ansehen des Gebäudes nach der Restauration oder der ganz neu erbauten Kirche, 4) von der Einweihungsfeierlichkeit selbst zu berichten. So sind die Berichte des Guardian immer, — und augenscheinlich, um Anderen die Wege, zu demselben Ziele zu gelangen, zu zeigen, höchst zweckmäßig — abgefaßt.

Der Herr unser Gott aber fördere das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern, auf daß seine Wohnungen erstehen lieblich in unserer Kirche.

Dr. J. T. Beck, christliche Reden. I. bis V. Sammlung. 1836—1858.

Erster Artikel.

Wenn wir auf die Aufforderung der Redaktion es unternehmen, die in den letzten zwanzig Jahren veröffentlichten „christlichen Reden" des Tübinger Professors J. T. Beck in diesen Blättern zu besprechen, so wird Niemand erwarten, daß dies geschehe ohne Rücksicht auf die, von Pfarrer Dr. Liebetrut hier und in einer besonderen Broschüre wider denselben erhobene Anklage. Diese wird vielmehr einen Hauptpunkt unserer Besprechung bilden. Aber nicht den einzigen. Dr. Beck ist eine so besondere, einsame Erscheinung in dieser Zeit und unserer Kirche, seine Reden zugleich, besonders seine späteren, in so bestimmter Absicht auf die Zeit, mit so ganzem und schneidendem Ernste aus dem göttlichen Worte geschöpft, daß es ganz gewiß nicht wohlgethan wäre, sie zu überhören. Wir mögen zuerst von Dr. Beck Etwas lernen. Und zwar nicht etwa nur als von einem Abfälligen und Gegnerischen, wie er von Liebetrut gekennzeichnet worden. Er hat auch eine positive, tief und scharf angehende Seite. Beck ist eine ernste Warnungs- und Weckstimme, wenn auch, daß wir das sogleich hinzusetzen, eine nicht ohne eigene Schuld des vollkommen reinen Klanges entbehrende. Und zwar eine Stimme nicht nur ins Allgemeine hin, sondern ganz besonders für das wieder erwachte Christen- und Kirchenthum — eine Stimme für uns. Und wahrlich, es sähe wirklich so schlimm und noch schlimmer aus, als Beck es ansieht, wenn wir sie nicht wollten zu Herzen nehmen, wenn wir uns nicht wollten sagen und weisen lassen die faulen und gefährlichen Flecke, auf die sie deutet. Oder wäre es etwa heute nicht „Zeit, daß anfange das Gericht am Hause Gottes?" Nicht Zeit, daß wir uns selbst richten, damit wir nicht gerichtet werden? Referent, der über dem Lesen der Beck'schen Reden damit bei sich selbst den Anfang gemacht, hofft wenigstens, wenn er vor Allem

diese Seite an Beck hervorkehrt, allen aufrichtigen und demüthigen Seelen einen heilsamen Dienst zu thun.

Aber wir sind vorausgeeilt, und indem wir nun doch nicht ohne alle Besorgniß sind, wir selbst möchten sammt Beck von Manchen für einen allzu düsteren und ängstlichen Betrachter angesehen werden, führen wir sogleich die Beck'schen Reden selbst ein.

Es sind, wie schon bemerkt, vorzugsweise die jüngsten, auf die wir vorderhand unsere Aufmerksamkeit richten. Denn erst in diesen tritt die eigenthümliche Mission, zu der Beck sich allmälig immer mehr ausgebildet, scharf und entwickelt hervor. Indem diese aber auf einer gewissen charakteristischen Beurtheilung der Gegenwart und ihrer christlichen und kirchlichen Bestrebungen — und mit diesen hat es Beck in den späteren Reden vornehmlich zu thun — beruht, müssen wir ihn erst darüber hören.

Das Christenthum von heute entbehrt der alten reinen Ursprünglichkeit: das ist eine Hauptklage Beck's. „Die jetzigen Christen sehen jenen ursprünglichen, welche das Sündengift der Welt überwanden, so unähnlich, als die jetzigen Deutschen den alten, welche das Römische Weltreich bezwangen. — — Jetzt ist das Christenthum bei aller Kunst und Feierlichkeit, bei allem ins Große Fahren mit Worten und Werken, bei allem äußeren Eifer und geistlichen Getreibe, es ist so herzarm und glaubensarm, so kleinlich und empfindlich, so lau und lahm für wesentliche Wahrheit und unparteiische Gerechtigkeit, so eitelgeschwätzig, aufgeblasen vom Wind der Zeit und leer an himmlischem Geist und Sinn. — — — Bei uns ist Alles voll Rücksichten auf Menschen bei wenig Rücksicht auf den höchsten Herrn und seine Verbote, große Furcht vor weltlichen Verlusten bei geringer oder keiner Furcht vor Gott, großes Vertrauen auf die sichtbaren Mittel und kein Vertrauen auf das, das man nicht sieht, ein interessirtes Wesen, das auch die Religion und das Wort Gottes den äußeren Interessen dienstbar und einträglich machen will, bei dem es nicht mehr heißt: der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft! sondern: die Welt lieb haben heißt Gott lieben!" (IV, 811 f.) Ganz besonders liebt es das heutige Christenthum, sich falsche Stützen und falsche Hoffnungen zu machen. „Wie große Dinge verspricht man sich bei uns von einem starken Kirchenbesuch, und wie viel Schönes sagt man den Leuten, wenn viel Volks aus Stadt und Land zu geistlichen Reden eilt — so aber der Herr nicht, ob es gleich bei ihm hieß: alle Welt läuft ihm nach! Er sagt den Leuten nicht: das freut mich, das ist gut und löblich von euch, daß ihr es doch am Hören nicht fehlen lasset, Gott wird euren Eifer nicht unbelohnt lassen u. dergl. Im Gegentheil, ohne Umstände geht er grade auf das los, woran es der größte Theil von ihnen fehlen lasse und weshalb sie von all' ihrem Kommen und Hören die göttliche Frucht nicht bekommen. Er sagt auch seinen Jüngern nicht: sehet, welch eine Erweckung unter dem Volk ist, daß sie in Masse herzueilen zum Evangelium! wie doch das Reich Gottes mit Macht kommt! gebt nur die Hoffnung nicht auf für unser liebes, schönes Vaterland, welches ja Gott von Alters her bis heutzutage mit so vielen auserlesenen Rüstzeugen begnadigt hat; haltet euch nur fest an den herrlichen Verheißungen Gottes, die unserem Volk von den Vätern her gegeben sind; es wird und muß gehen; nur müßt ihr weitherzig seyn, daß ihr es mit dem Reiche Gottes aufs Breite und Hohe anlegt, müßt den Weg dazu nicht zu eng machen, daß ihr die Leute abstoßt mit harten Worten, sondern so Viele als möglich müßt ihr anzuziehen suchen, und namentlich Solche, die Gewalt und Vermögen haben, auf eure Seite bringen. Nein, meine Freunde, dergleichen Gedanken brachte der Herr seinen Jüngern niemals bei, sondern immer das Gegentheil. — — Er hielt strenge Wache vor der Thüre des Himmelreiches, daß nicht Leichtsinnige, Weichliche, Unlautere, irdisch und weltlich Gesinnte sich und Andere betrügen mit eitelen Himmelreichs-Gedanken; statt es auf viele oder viel geltende Leute abzusehen, hielt Er ihnen bei ihrem Zudrang die Schneide der Wahrheit entgegen, und suchte aus dem gemischten Haufen immer nur die Wenigsten, die Besten heraus zu bekommen, die eben das Licht der Wahrheit vertrugen und liebten. Wie nun, m. F., kann es gleichgültig und wohlgethan seyn vor dem Herrn, wenn man in unserer Zeit so vielfach das Gegentheil thut? — — — wenn man das Christenthum mit unseren Zuhörern vergleichungsweise so leicht abmachen zu können glaubt? Sollte denn das, was unsere schnell gemachte Rednerei und Hörerei, Schreiberei und Leserei in die Menschen bringt, sollte denn dies das gleiche Christenthum seyn können, wie das, das der Herr seinen Jüngern beibrachte? der geheime Reichsschatz Gottes, göttliche Kraft und göttliche Weisheit, Himmelreichs-Geist und ewiges Leben? Oder haben wir etwa andere Schlüssel zum Himmelreich, als der Herr selber, und ist der Acker, den wir anzubauen haben, nicht mehr das alte Menschenherz?" (V, 68. 69. 70. 72.) — „So ist es weiter die Herrlichkeit dieser Welt, die viele, auch christliche Herzen im Banne hält, zwar nicht immer in der Art, daß die Herrlichkeit der Welt für sich selber ihres Herzens Schatz ist; aber nur in weltlichem Glanze glänzt ihnen auch das Christenthum und ohne denselbigen nicht. Wir meinen so gern, zur Verherrlichung Christi, zur Kraft und zum Segen des Christenthums gehöre nothwendig auch äußerliche Macht und Herrschaft, äußerliche Siege und Güter, und darüber machen wir uns viel Sorgen und Mühe, und bleiben mit all' unserem Christenthum Knechte dieser Sinnenwelt. So lange es äußerlich gut geht mit dem Christenthum, oder die Hoffnung dazu vorhanden ist, so lange glauben wir und heben unsere Häupter empor; wenn aber einmal solche Hoffnung zu Schanden wird, wie es denn seyn muß nach dem übersinnlichen Gesetz des Reiches Gottes, wenn die geträumte Herrlichkeit verschlungen wird in Kreuz und Grab: dann ist es nun freilich nicht mehr die Herrlichkeit, sondern der Tod dieser Welt, welcher die Herzen in Bann schlägt; todt sieht es da nicht nur aus in unserer eigenen Seele, es ist uns, als ob der Herr selber nicht mehr lebe und Nichts vermöge ohne Macht und Gut, das in die Sinne fällt; wir trauern über den Tod unserer selbstgemachten

Bilder und Hoffnungen, treiben uns um in einer unruhigen Geschäftigkeit wie Menschen, die nur im Sichtbaren ihren Halt haben; ja wo die unsichtbare Macht des Herrn einen Schlag thut in das Grab dieser Welt, die Bande zerreißt, die uns mit Liebe und Furcht an das todte Menschenwesen ketten, um seinem eigenen Geist und Leben bei uns Raum zu schaffen: da entsetzen wir uns, als ob der Tod selber uns ergreife, während doch der Herr grade da Anstalt macht, seine wahre Herrlichkeit uns zu offenbaren als der, den die Menschen weder begraben können mit ihren Grabsteinen, noch salben können mit ihren Specereien, sondern der von Gott gesalbt ist in sich selber mit Geist und Kraft des unüberwindlichen Lebens." (V, 91 f.) „Wie groß steht Er doch da, dieser Mann von Nazareth! in welcher Majestät, ohne alle irdische Majestät, wahrhaft als König der Wahrheit! Und wie klein stehen neben Ihm die großdenkenden Menschen, die Christus und Christenthum für verloren halten, wenn sie sie nicht zu Etwas von dieser Welt machen können!" (IV, 573.) „Aber gewiß, zu spüren gab es uns Gott reichlich die letzten Jahre herein im Weltlichen und im Geistlichen, daß wir, so viele berühmte Namen wir haben und so Vieles wir anfangen, so Großes den Worten nach wir unternehmen, daß wir doch im Ganzen nichts ausrichten, daß wir dazu einen Mann haben sollten, wie wir ihn nicht haben und selber nicht machen können. Hätte es nur auch gefruchtet, was wir zu erfahren bekamen, nur auch die alte, einfache Wahrheit wieder in den Herzen lebendig gemacht, daß, um mit Johannes dem Täufer zu reden, die Menschen, so viel ihrer zusammenstehen, sich Nichts nehmen können, es werde ihnen denn gegeben vom Himmel, daß kein Menschenwitz und Bemühen die fehlende Gottesgabe oder Naturgabe, wie man es heißen will, ersetzen kann. Aber was thun wir seither, wenn man dem menschlichen Treiben von der Oberfläche auf den Grund sieht? Man will den fehlenden Mann, den Gott uns zu verweigern für gut findet, man will den Mann, wie ihn Niemand machen kann, doch ersetzen mit gemachten Männern, damit, daß da ein Haufe, dort ein Haufe Einen oder Mehrere aufwirft, um die sie sich schaaren, meinend, ihrer Viele müßten doch wohl zusammen Etwas von dem Großen und Außerordentlichen vollbringen, das früher Ein Mann vollbrachte; und dabei will man noch die Sache in ganz anderem Geist und mit ganz anderen Mitteln zu Stande bringen, als jene göttlichen Rüstzeuge. So läuft man, wo Gott nicht sendet, will nehmen, was Gott vom Himmel herab nicht gibt, oder weltlich zu reden, was die Natur an Gaben und Kräften versagt; man will Außerordentliches mit gewöhnlichen Menschen durchsetzen, will reformiren, neu schaffen Staat und Kirche, was in keiner Zeit gewöhnliche Menschen, allein oder in Haufen, vollbracht haben, wozu immer nur wenige außerordentlich begabte Menschen berufen und befähigt waren. — Aber man sieht herab auf alle frühere Zeiten, ihre Lehren und Erfahrungen: was da galt, sagt man, gelte nicht mehr für unsere vorangeschrittene Zeit; jetzt dürfe und könne man nicht warten, bis Gott und Natur Etwas machen, wir müssen es selber machen; die alten Ordnungen und Schranken, welche von jeher den gewöhnlichen Menschen und Christen angewiesen sind, seyen jetzt zu eng, darum schreiten und greifen wir darüber hinaus nach Allem bis zum Höchsten, treiben Alles in großem Maaßstab, wenn wir schon unserer eigenen Größe keine Elle können zusetzen, nur immer weiter, höher, ausgedehnter: Gott mit seinem Gedeihen werde und müsse dann nachkommen, denn das heiße im Glauben handeln. Vor Gott aber und seinem wahrhaftigen Wort heißt das menschlicher Hochmuth, der vor dem Fall kommt, habe dieser Muth nun ein weltliches oder christliches Gewand, einen Propheten-Mantel oder einen Philosophen-Mantel." (IV, 374 f.)

So wird auch im Einzelnen Manches verdorben. „Wie ist es durch das eitele Sehen auf Menschen, z. B. mit unserem Almosen geworden! Der Herr sagt, wenn es christlich gegeben seyn soll, dürfe es so wenig Andern unter die Augen gerückt werden, in die Oeffentlichkeit gebracht werden, daß sogar unsere eigene linke Hand keine Kenntniß davon nehmen soll, was die rechte thut, daß wir es auch für uns selber nicht nachrechnen sollen; Gott dem Vergelter sollen wir das Nachrechnen und Bekanntmachen, die Frucht und den Lohn überlassen, wir aber sollen einfach und in der Stille das Werk der Barmherzigkeit vor uns hinthun als eine Schuldigkeit vor Gott. Wie wird dagegen bei uns so Manches, das nur den Leuten zu lieb, nicht Gott zu lieb geschieht, gepriesen als ein christlich Liebeswerk, das der Vater im Himmel noch lohnen werde, während der Herr davon sagt: sie haben ihren Lohn dahin. Wie wird das, dem der Herr die Axt an die Wurzel gelegt haben will, die Eitelkeit und Heuchelei, bei uns großgezogen, indem in Wort und Schrift ausposaunt und zusammengerechnet wird, welche Summen den Armen gegeben werden, was für das Reich Gottes, für wohlthätige Anstalten und dergleichen gethan werde; und wie werden für diese gerühmten christlichen Werke Mittel in Bewegung gesetzt, die gar nicht Christi Geist, sondern dem Weltgeist und dem Fleische angehören und Vorschub leisten; z. B. Lotterien, an denen sich die menschliche Gewinnsucht entzündet und weidet, sollen auf Gottes Altar wohlgefällige Opfer herbeischaffen; üppige Tafelfreuden, Tanzfreuden und andere Dinge, an denen sich die Genußsucht, die Augenlust und das hoffärtige Wesen gütlich that, sollen Erquickungsmittel seyn für die Kranken und Darbenden. So nimmt man sich zum voraus den Lohn, einen irdischen, fleischlichen Lohn, für die Brocken, die für Nothleidende abfallen, wo man sagen muß: was ist das unter so Viele? und zu alle dem fehlt es nicht an menschengefälligen Wohlrednern, die dafür noch heilige Versicherungen ausstellen auf einen Lohn im Himmel." (V, 29.)

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 11. September. № 73.

Dr. J. T. Beck, christliche Reden. I. bis V. Sammlung. 1836—1856.

Erster Artikel. (Schluß.)

Aber vielleicht gilt hier und sonst doch eine Entschuldigung. „Wie, wenn aufs bloße Wort des Evangeliums hin doch die wenigsten Menschen glauben — haben denn da die Diener des Herrn nicht wenigstens nachzuhelfen mit Kunst oder Gewalt? mit weltlichem Arm und Gepränge, mit Dazuthun zum Evangelium und Davonthun, daß es lieblicher wird zu hören? Leider ist eben das der Fallstrick, wodurch so viele, auch gut meinende Christen von der Einfalt Christi abgeführt werden, — — der Herr that Nichts der angegebenen Art, obgleich die Meisten an Ihm sich ärgerten und nicht glaubten. Er bleibt einfach dabei: „wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme; wer von Gott ist, der höret Gottes Wort.“ Wer das nun nicht höret, zeigt eben damit, daß er nicht von Gott ist und daß für ihn Gottes Reich nicht ist — ob daher auch ein Solcher zum Herr-Herr-Sagen mit allerlei Kunststücken gebracht wird, der Herr kennet ihn nicht; Er nimmt ihn nicht an. — — „Ja, m. Fr., nicht was schreckt, wie ein Strafmittel, nicht was die Lust erweckt, wie ein Reizmittel, nicht was die Sinne rührt und entzückt, wie Schaugepränge, süße Worte und liebliche Reden — alles Solches hilft nicht zum Glauben, der da selig macht, zum wahrhaft christlichen Glauben; denn dieser hat es nicht mit natürlichen Gemüthsbewegungen und Wahrheiten zu thun, sondern mit geistlichen Sachen, und diese können dem Menschen nur geistlich beigebracht werden.“ (IV, 576 f.)

Aber „gährt es nicht gegenwärtig namentlich in so vieler Christen Herz und Mund, daß man des äußerlichen Dings müsse viel machen und zu halten annehmen, um Glauben und Gottesdienst zu heben und den Unglauben zu bezwingen? — — — Und doch heißt das Dazuthun zum göttlichen Worte nicht, dasselbe bewahren und halten, ist so wenig als das Davonthun Etwas, was vor Gott als Glaube und Gehorsam gilt, als wahre Frömmigkeit, wenn es auch dem Herzen noch so geistlich und heilig vorkommt, noch so gläubig und erbaulich scheint und lautet. So hatten fromme Aelteste unter den Juden im eigenen Herzenseifer zu dem Sabbathsgesetz, zu dem Gesetz von den Reinigungen, Fasten, Almosen und zum ganzen Gottesdienst Allerlei hinzugethan; sie hatten das im göttlichen Wort Gesagte über sein Maaß und Ziel getrieben, und so allerlei fromme Lehren und Werke angehängt, als könnte des Guten nicht zu viel geschehen. Aber wie das schon seinem Anfang nach eine Uebertretung des göttlichen Grundgesetzes war: ihr sollt Nichts hinzuthun zu dem, das ich euch gebiete; wie es ein Grundfehler war gegen die Furcht Gottes, gegen den Respekt vor seinem Worte, so führte es auch weiter zu allerlei Bösem. Einmal das Vielerlei und Ueberhäufte der frommen Lehren, Gebräuche und Werke, wovon man Nichts dahinten lassen will, macht, daß das Herz nicht dabei seyn kann, wie es soll, und so gewöhnen sich die Menschen allmälig an einen frommen Lippendienst und äußeren Werkdienst, über dem sie das Innere zu überwachen und zu reinigen immer weniger Zeit, Kraft und Lust haben; so geriethen auch die Juden unvermerkt in Heuchelei und Lügenhaftigkeit. Ferner weil die Menschen das am liebsten haben und am höchsten halten, was sie selber erfinden und machen, wird grade das, was von ihnen zum göttlichen Wort hinzugethan wird, am eifrigsten geehrt und gepflegt als der rechte Gottesdienst, und was Gott unmittelbar befohlen hat, erscheint zu einfach, wird nachlässig abgemacht, am Ende, wenn es dem eigenen, frommen Gemächte im Wege steht, übertreten, und durchs Ganze weht immer der Geist einer eigenliebigen Weisheit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit.“ (IV, 530. 342 f.) —

Die heutige Christenheit hat über dem Allen vornehmlich Eines vergessen. „Das Denken an die Zukunft des Herrn und noch mehr das rechte herzliche Warten darauf ist unter Christen immer seltener geworden, nachdem man theils Aberglauben und Schwärmerei allerlei Vorwitz damit treiben sah, theils auf den Gedanken gekommen ist, daß man, weil ja doch der Herr verziehe zu kommen, besser thue, statt auf die Zukunft das Herz zu richten, die Gegenwart in die Hand zu nehmen, um da selber mit aller Macht und allen Mitteln dem Christenthum die Herrschaft verschaffen zu helfen, die ihm über alle Völker verheißen ist, und dem Hause Gottes seinen abwesenden Herrn und Meister indeß so gut als möglich zu ersetzen in allerlei Weise. Das leuchtet Vielen ein in guter Meinung, aber es führt grade ab vom geduldigen Warten auf die Zukunft des Herrn, führt in eine Geschäftigkeit hinein, welche dem Herrn selber, der Ihm vorbehaltenen Macht und seiner Erfüllungszeit vorgreift.“ (IV, 649.) Aber „so lange der Herr nicht kommt, wird es auch nicht besser in der Welt, wir mögen anfangen, was wir wollen; es wird in den Menschen nicht besser, in den

Familien nicht, in den Staaten und Kirchen nicht. Es bleibt die alte Schlange, die alle Welt verführt; es bleibt die alte Sünde, welche alles Gute verdirbt; es bleibt der alte Tod, welcher Schmerz und Leid in Alles bringt; es bleibt bei den Auserwählten Gottes selbst der Kampf zwischen Fleisch und Geist, zwischen Licht und Finsterniß, den sie außer und in sich durchkämpfen müssen. — — — Alles das ändert kein Mensch und soll keiner ändern wollen; das zu ändern ist denn der Macht des Einzigen vorbehalten, der das Erlösungswerk allein angefangen hat und allein es vollendet, welchem der Vater die Gewalt über Himmel und Erde gegeben hat; wenn der auf die Erde zurückkommt als der Herr derselben, dann wird das Alles anders; dann muß alles Böse und alles Uebel zur Welt hinaus. — — Die Kinder Gottes, die zerstreut waren, bringt der Herr zusammen, und der kleinen Heerde wird das Reich, die Herrschaft beschieden." (IV, 646 ff.)

Bis dahin soll es nur eines Jeden eifrige Sorge seyn, sich die Zugehörigkeit zu der kleinen Heerde zu sichern. Dafür ist aber und bleibt „das Hauptgeschäft, dem Bibelwort recht nachgehen und abwarten und dazu unser Herz recht stellen. — — Darum beherzigt es wohl, Gel., und immer wieder: was ihr am Wort des Herrn, an eurer Bibel versäumt, das büßet ihr ein am Reich und Leben Gottes und könnet es mit nichts Anderem gut machen; was euch Gottes Wort verkleinert, verfälscht, verderbt, das verderbt euch, wie sehr ihr auch euer Vertrauen darauf setzet, euer himmlisches Erbe, und dafür gibt euch nichts Gegenwärtiges einen Ersatz. — Also zur Quelle, zur Quelle, m. Fr., daß ihr selber daraus schöpfet und trinket! die Quelle und nichts Anderes, soll euch auch wirklich Quelle seyn, Jesus Christus und sein Wort, und wer euch die Quelle verdächtigen und trüben will, oder irgend eine Person, irgend ein von Menschen gestelltes Wort zur Quelle machen will, oder von der Quelle dadurch euch ferne halten will: den höret nicht, sondern höret den, der da sagt: ich bin es, der mit dir redet; wen da dürstet, der komme zu mir. — Was die Jünger hatten, habt ihr auch, oder könnt es haben — sie hatten keinen Lehrer außer Christum selber und keinen Ausleger seiner Worte außer Ihm; und eben das, was Er selber sie lehrte und ihnen auslegte, haben sie, nicht für Meister und Gelehrte, sondern für Jünger aus allem Volk schriftlich hinterlassen. — — Aufs Erkennen kommt es daher bei dem christlichen Glauben vor Allem an." (IV, 548. 684. 719. 578.) Aber auf das Erkennen des wahren Christus. „Nicht auf jedem Weg kommt man zum Herrn und der Herr zu uns. — — Mit dem Geist befaßt sich der wahre Christus und das wahre Christenthum, Er geht als ein Geist auf das Innere los." (IV, 292. 290.) „Er drang von Anfang bis zum Ende auf Innerlichkeit, auf Geist und Wesen, und that vorher keinen Schritt, wo Er dessen nicht gewiß war." (IV, 85.) „Ist es euch also Ernst, Gel., um's Seligwerden, so gehet der göttlichen Kraft nach, aus welcher der seligmachende Glaube geboren wird; bleibt nicht beim Buchstaben, sondern gehet dem Geist von oben nach, welcher durch seine geistliche Geburt das ewige Leben des Reiches Gottes so euch einzeugt, wie euch durch die fleischliche Geburt das zeitliche Leben eingezeugt ist, so nämlich, daß es euer eigenes Leben ist." (V, 125.)

Aber von diesem eigenen innerlichen Leben muß dann auch der äußere Wandel gebührendes Zeugniß geben. Es muß mit des Herrn Vorschriften genauer genommen werden. „Wir sagen immer, wir haben Glauben, aber den Glauben haben wir doch nicht, daß Etwas recht gelingen könne, wenn wir wirklich bei Jesu Worten bleiben." (V, 28.) „Mit dem bloßen Wissen oder mit den Rührungen und ergreifenden Empfindungen" ist es nicht gethan. „Vielmehr weiset der Herr alle Jünger, die bereits in seiner Liebe stehen, den Einen Weg: Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote; dann wird der Vater euch den Geist der Wahrheit geben, daß er in euch ist; wer meine Gebote hat und hält sie: der ist es, der mich liebet. Also, ihr Jünger des Herrn, eure Liebe darf nicht in bloßen Worten und Gefühlen stehen, darf nicht von Geboten Nichts wissen wollen, wenn ihr zum Geist kommen wollt; aus eurer Liebe müßt ihr That machen — — — ihr müßt euch binden und halten rein an den Willen des Herrn, an sein Gebot; das müßt ihr erforschen und erwählen aus seinem Wort der Wahrheit, müßt es haben und bewahren im Herzen, und darnach thun." (III, 262 f.) Und auch hierauf kommt Beck öfters zurück. Es ist ihm angelegentlichst darum zu thun, daß mit den Geboten der Schrift in dem christlichen Leben Ernst gemacht werde.

Werfen wir nun von hier aus einen Blick zurück, so werden, bei all' den Aber, welche die Leser, die wir in diesem Abriß so ziemlich mit den Beck'schen Klagen über die christliche Gegenwart und seinen eigenen Forderungen dem gegenüber bekannt gemacht, hier und da in Betreff derselben mögen erhoben haben, und die auch wir im Verlauf unserer Besprechung nicht unterdrücken werden, dennoch alle gestehen müssen, daß wir es in Beck vor Allem mit einem unserer wieder christlich gewordenen Zeit heilsamen Zeugen zu thun haben. Es gilt Beck um ein lebendiges, aufrichtiges, innerliches und kräftiges Christenthum, wie es rein und ursprünglich in der Schrift und den Worten des Herrn und nur in diesen erscheint, und Nichts fürchtet er mehr, als Abschwächung, Verunreinigung, Entstellung desselben in und durch menschliche Zuthaten. Dergleichen erblickt er aber in dem christlichen Treiben der Gegenwart reichlich. Die heutige gläubige Christenheit erscheint ihm im Großen und Ganzen von der, allem weltlichen Wesen feindlichen, allein in Kreuzes-Gestalt einhergehenden, christlichen Einfalt abgekommen. Sie macht ihm zu viel unlauteres fleischliches Geräusch. Und selbst ihr heiliger Eifer, in welchem sie sich um christliche Dinge abmüht und allerlei eigene Veranstaltungen zu ihrer Förderung trifft, kommt ihm nicht frei von unvorsichtig zufahrendem selbstischen Wesen vor. Es ist ihm mit Einem Wort zu viel Gemachtes, Forcirtes, Manierirtes in dem heutigen

Christenthum. Und wer — fragen wir — der die christlichen Zustände mit nüchternem Auge betrachtet, dürfte ihm darin völlig entgegen seyn? Dem aufmerksamen Beobachter drängen sich Züge genug auf, die mehr oder weniger dem von Beck entworfenen Bilde entsprechen. Wir sind wirklich nicht vorsichtig, nicht nüchtern, nicht einfältig genug, aus keinem anderen Grunde, als weil wir nicht innerlich, nicht ursprünglich genug sind, weil wir es nicht verstehen, die Wünsche und Neigungen des eigenen Herzens genug den Weisungen des göttlichen Wortes zu unterwerfen, weil wir, allzu ungeduldig, dem eigenthümlichen, von dem unseren verschiedenen, Leben und Gang des christlichen Wesens in und außer uns nicht die gebührende Zeit lassen. Es drängt sich uns dabei zufällig Ein recht schlagendes Exempel neuesten Datums in die Feder, das wir um so weniger unterdrücken mögen, als die Ev. K. Z. ohnehin an der betreffenden Erscheinung nicht stillschweigend wird vorüber gehen wollen. Nur daß wir im Voraus bitten, es möge Niemand uns beschuldigen, daß wir damit irgend Jemand hätten weh thun wollen.

Was wir meinen, ist die vor Kurzem der evangelischen Geistlichkeit dargebotene, in christlich-entschiedenen Blättern warm empfohlene Herstellung eines Breviers. Der evangelische Pastor soll ähnlich, wie in der Römischen Kirche, täglich sechs bestimmte Gebetsstunden halten: Matutin, Laudes, pro Pace, Meditatio, Vesper, Kompletorium. Die Matutin soll bestehen aus: Introitus, Kyrie, Gloria, Collecte, Lectio, Preces, Versikel, Credo, Sanctus, Pater noster, Benedictio; das Kompletorium aus: Introitus, Hymnus, Collecte, Lectio, Antiphon, Memento, Pater noster, Versikel, Benedictio; und so ähnlich, nur in weniger Abtheilungen, die übrigen Horen. — Daß das in unserer Kirche etwas vollständig Neues, bisher Unerhörtes ist, daß auch vorher die Sache gar nicht etwa öffentlich und reiflich besprochen worden, wie das doch sonst vor solchen wichtigen Neuerungen geschieht, sondern daß sie so auf einmal wie vom Himmel heruntergefallen, und daß hier aus der kirchlichen Andacht in die Privat-Andacht übertragen ist, was ganz gewiß für diese unpassend ist, davon wollen wir nicht viel Aufhebens machen. Aber das wollen wir geltend machen, was ganz deutlich die h. Schrift an die Hand gibt. Wenn man, meinen wir, mit einfältigem Blick in diese erwägt, wie der Herr Seine Jünger zu beten anweist, daß, erst nachdem die Jünger den Herrn gebeten, sie beten zu lehren, wie auch Johannes seine Jünger gelehrt, und Christus zuvor sie feierlich gewarnt, viele Worte zu machen, und anders als im Verborgenen zu beten, daß Er ihnen dann erst die allereinfachste Gebetsformel mittheilt, so wird man doch hierin unfehlbar einen bedeutsamen Wink finden müssen. Und wenn dieser, wie es auch die Natur dieses allerinnerlichsten Vorganges ergibt, kein anderer seyn kann, als daß doch ja hier Nichts außer in der reinsten Einfalt und ungekünstelter Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit geschehe, daß dies Gebet in Nichts ein äußerlich gemachter Akt seyn solle; und wenn man dazu weiter erwägt, wie trotz all' dem, bei der Schwäche und Aeußerlichkeit der menschlichen Natur, das Gebet so leicht zu einem bloß mechanischen und gewohnheitsmäßigen herabsinkt, und von dem gefördertsten Christen stets solche Anfechtung zu bekämpfen ist; wenn man endlich sich erinnert, zu was für einem sündhaften Unfug die Horen, und gewiß nicht bloß vor der Reformation in den Klöstern, Veranlassung gegeben, und dabei auch das in gebührenden Anschlag bringt, daß die Kirche Deutscher Reformation, die nicht abstrakt aufgelöst, sondern weise erhalten hat, das Brevierbeten der Geistlichen nicht dahin zu rechnen sich getraut, daß vielmehr Luther es für „ein sehr groß Marter und Stockmeisterei erklärt, davon wir durchs Evangelium erlöst seyen"*), und zuletzt nicht vergißt, daß grade unsere Zeit, ohne daß wir sie darüber tadeln dürften, in diesen Dingen besonders reizbar und empfindlich ist, besondere Scheu davor hat, Religiöses, „durch äußerliche Beweggründe getrieben, als ein äußerlich Werk zu üben": so ist auch der gute und eifrige Wille, mit welchem das Brevier von den Herausgebern der evangelischen Geistlichkeit dargeboten worden, und der gar keine Ahnung davon zu haben scheint, daß, indem es die Absicht ist, „so solle der evang. Pastor dem Herrn täglich sein Opfer darbringen", damit wirklich diesem ein „Gewissen" gemacht ist über bestimmte „Gebetsstunden" (Kol. 2, 16), damit wirklich „Menschengebot und Lehre" aufgerichtet ist, — so ist dieser, an dem wir gar nicht zweifeln, nur ein Zeugniß mehr, was für ein bedenklicher Zug der kirchlichen Gegenwart hiermit an den Tag getreten ist. Denn auch, daß, wenn die Herausgeber klagen, „unsere Zeit siecht an Zuchtlosigkeit dahin", und wenn sie wollen, daß der Pastor „sein ganzes Leben in die ewigen Gottes-Ordnungen einfasse, und an sich selbst die heilsame Gebetszucht übe", daß sie meinen, jener Zuchtlosigkeit, die doch jedenfalls zuerst und vornehmlich eine innerliche ist (denn „aus dem Herzen kommen die argen Gedanken"), könne durch so äußerliche Anordnungen, wie das Brevier-Beten — das deswegen noch lange keine „ewige Gottes-Ordnung" ist — wirksam begegnet, es könne der innerlichste Vorgang in äußerlicher „Zucht" gebunden werden: das wird die Sache nicht besser, sondern schlimmer machen. Es zeigt erst recht das unevangelische Mißverständniß, das der ganzen Sache zu Grunde liegt. Und dabei hat sie auch noch einen charakteristischen Anhang. Ein evangelischer Geistlicher erlaubte sich dort, wo das Brevier empfohlen worden, seine Bedenken, mit Berufung auf einige Aeußerungen Luther's und ein Wort von Stahl und der dankverheißenden Bitte um Lösung derselben, ganz bescheidentlich laut werden zu lassen. Und wenn nun in zwei Antworten

*) Um hier noch Ein Wort von Luther anzuführen, so sagt er in der Praefatio maior zum großen Katechismus: „Und daß sie (die Pfarrherren) doch so viel thäten, weil sie des unnützen, schweren Geschwätzes der 7 Gezeiten nu los sind, an derselbigen Statt Morgens, Mittags und Abends etwa ein Blatt oder zwei aus dem Katechismo, Betbüchlein, neuen Testament oder sonst aus der Biblia läsen, und ein Vater Unser für sich und ihre Pfarrkinder beteten.

die eine jene Bedenken Anfangs für einen „kleinen Spaß“ angesehen zu haben bekennt, und der anderen es schwer fällt, „keine Satyre zu schreiben, und die eine meint, das Brevierbeten sey doch jedenfalls besser, als Klatschen und Schlechtschwätzen, die andere aber, als sich in einen Nebel von Tabakswolken hüllen; und wenn keine von beiden kaum Ein gründliches, zur Sache gehöriges Wort beibringt, keine nur die Bedenken versteht: so denken wir, verdiene das die Aufmerksamkeit Aller, die nicht auch so zuversichtlich und naiv sind, zu meinen, uns läge, weil wir nun einmal auf dem Princip der Rechtfertigung allein durch den Glauben stehen, die Gefahr Römischer Veräußerlichung ganz und gar fern; und so wird Niemand mehr sagen dürfen, daß Stimmen, wie die Beck'sche, wenn sie solch selbsterwählter, und dennoch in gewissem Sinne binden wollender Menschensatzung gegenüber vielmehr auf das gewissenhafte Halten der göttlichen Gebote, auf innerliche Zucht, dringt, ganz und gar nicht an der Zeit seyen. Die „Ordnung“ — nicht die ewige göttliche, welche will, daß der Mensch von Neuem geboren werde, ehe er das Reich Gottes sehe, und daß „die Gläubigen und Neugeborenen gute Werke zu thun schuldig sind, ihren Gehorsam und Dankbarkeit gegen den gnädigen Vater im Himmel damit zu beweisen“ — aber die von Menschen gemachte Ordnung will in der That etwas zudringlich werden, die „äußerlichen Geberden“ machen sich schon hier und da breit genug. Und auch das möchte noch seyn, die Bedürfnisse und Naturen sind verschieden, es möge es damit ein Jeder für sich halten, wie er will — das ist christliche Freiheit —: aber wenn solche „Aufsätze“ mit dem Anspruch auftreten, allgemein zu seyn, mindestens einen besonderen auserwählten Kreis um sich zu sammeln, so ist es Zeit, so wird es wenigstens Anderen auch verstattet seyn müssen, sich dagegen zu verwahren. Und als eine solche Verwahrung mindestens möchten wir diese Hinweisung auf die Beck'schen christlichen Reden betrachtet haben. Daß die Ev. K. Z. damit in keinen übelen Verdacht fällt, auch bei den Strengsten nicht, daß sie keinerlei antinomistische und ordnungswidrige Gelüste und Hintergedanken hegt, das weiß man, das hat sie auch erst neulich wiederholt in der Besprechung der Baumgarten'schen Doktrinen gezeigt. Das will Referent nun aber auch noch in der Fortsetzung dieser Besprechung des Prof. J. T. Beck zeigen, zu der wir uns jetzt wenden.

Gegen die Ausnahme der Jungfrau Maria von der Erbsünde, und das neue päpstliche Dogma darüber.

Wenn der h. Apostel Paulus in seinem großen Lehrbrief an die Römer 5, 12 behauptet, daß durch Einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und der Tod durch die Sünde, und der Tod also zu allen Menschen durchgedrungen ist, dieweil sie alle gesündigt haben, so hat er dieser für Alle betrübenden alten Erbschaft nur die Eine große Ausnahme entgegenzusetzen, von der zugleich die Umwandlung jenes tödtlichen Schadens in einen neuen Segen des Lebens und der Gnade ausgeht, das ist der zweite Adam, der Herr vom Himmel (1 Cor. 15, 47) und Sohn der Jungfrau Maria, Jesus Christus, der Welt Heiland. Wie Paulus, so erkennen nach ihm auch schrifttreue Väter der Kirche, wie Ambrosius und Augustinus *), neben deren hellem Licht und großem Gewicht die gegenwärtigen Bischöfe sammt ihrem Papste nur leichte Schatten sind, bloß jene Eine große Ausnahme an, von der die neue Creatur beginnt. Daß der alte Stammbaum des adamitischen Geschlechts nicht durch einen aus ihm selbst natürlich erwachsenen Sproß, sondern nur durch einen aus höherem Grund heilig entsprossenen und eingeimpften Zweig wieder veredelt und erneuert werden konnte, oder daß der Erlöser von der Sünde selbst frei von ihr und als Heiland durchaus heilig seyn müßte, dies ließe sich auch wohl ohne factisches Zeugniß aus Gründen a priori behaupten und erhärten. Wir finden auch Anklänge hieran in der heil. Schrift, z. B. in der Epistel an die Hebräer 7, 26 ff. Jedoch auf solchen theologischen Schlüssen allein stehet nicht der apostolische Glaube der ganzen Christenheit an Jesum Christum, Gottes einigen Sohn unsern Herrn, der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria. Diese heilig wunderbare Empfängniß und Geburt ist nicht sowohl ein hypothetisches Dogma, als vielmehr eine außerordentliche Thatsache, deren Wahrheit auf dem Zeugniß höherer heiliger Botschaft und Nachricht beruht. Dieses tritt uns in dem Kindheits-Evangelium des Herrn bei Matthäus und insbesondere bei Lucas auf die würdigste, keuscheste und zuverlässigste Weise entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) S. Chemnit. Exam. Conc. Trid. P. I. loc. 5. de conceptione b. virginis. Ueber das sehr gewichtige Zeugniß des heil. Bernhard gegen die unbefleckte Empfängniß Maria's in seinen Briefen an die Domherren von Lyon vgl. die Frage der unbefleckten Empfängniß, nach dem Französischen des Eduard Caboulaye, Berlin 1856, S. 16—19.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 15. September. № 74.

Gegen die Ausnahme der Jungfrau Maria von der Erbsünde, und das neue päpstliche Dogma darüber.

(Fortsetzung.)

Nicht ein trüglicher Mensch, dem sie nicht hätte glauben können, sondern ein heiliger Engel, ein Bote Gottes verkündigt es der Jungfrau, was ihr widerfahren sollte von Gott durch Wirkung des heiligen Geistes, und was sie in und an sich selbst erfahren würde von seiner wunderbaren Gnade.*) Wie sie die Botschaft in Gehorsam und Demuth aufnimmt, wie sie der hohen Offenbarung sich nicht überhebt, nichts davon ihrem Verdienste oder ihrer Würdigkeit zuschreibt, sondern Gott allein die Ehre gibt, der die Niedrigkeit seiner Magd angesehen, davon zeugt ihr heilig inspirirtes herrliches Magnificat Luc. 1, 46 ff.**), wie auch der spätere tief anspruchlose, stille Wandel, der uns aus ihrem Munde nur vernehmen läßt das eine Wort an den Sohn, den schmerzlich gesuchten, Luc. 2, 4, und das andere, von ihr auf ihn hinweisende: was Er euch saget, das thut, Joh. 2, 5. Sie behielt alle Worte, die sie von ihrem einzigen Sohn und über ihn hörte, in ihrem feinen, guten, vom h. Geist erfüllten Herzen, und auf ihrem lauteren, zuerst der h. Elisabeth vertrauten und später durch den Evangelisten treu bewahrten Zeugniß beruht daher unsere sichere Kunde dessen, was wir von den Geheimnissen seiner Empfängniß und Geburt in das menschliche Leben und überhaupt von seiner Kindheit wissen und glauben. Durch die Erkenntniß seiner göttlichen Natur, welche sich mit der menschlichen zu Einer Person vereinigt hat, was nur durch eine ganz heilige, unmittelbare und übernatürliche Incarnation geschehen konnte, wird uns diese auf das Gewisseste noch bestätigt, so daß ein wahrer Christ nicht den geringsten Zweifel an dieser großen Exception von der natürlichen Propagation hegen kann. Es hat auch die christliche Kirche nie und nirgends an dieser vollkommen sündlosen, heiligen und einzigen Menschwerdung gezweifelt. Dagegen wurde die völlige Ausnahme der Jungfrau Maria von der Erbsünde des menschlichen Geschlechts auch in der Katholischen Kirche früher wegen des völligen Mangels canonischer Bezeugung nicht geglaubt, sondern nach und nach von Einzelnen problematisch und controvers angenommen, und ist erst in unseren neuerungssüchtigen Zeiten durch Pius IX. (hierin nicht pius) als ein unzweifelhaftes Glaubens-Dogma für leichtgläubige Katholiken, ohne irgend einen neuen Beweis ihrer Wahrheit festzusetzen, unternommen worden.*) Das allgemeine Concil zu Trient hat bekanntlich die Streitfrage noch unentschieden gelassen. Der jetzige Papst erhebt sich über das Concil und alle seine Vorfahren. So hoch und so absolut hat sich noch kein Papst über Bibel und Kirche erhöhet, als dieser früher nur zu liberale Pio nono; wer sich aber selbst erhöht, bleibt nicht hoch.

Der schöne Schein, Gott den Herrn in seinen Dienern und Heiligen und durch sie zu ehren, noch mehr aber in Wahrheit die alte abgöttische Neigung, nicht Gott allein, sondern auch eminenten Menschen göttliche Ehre zu geben, hat vielfach dazu verleitet, das Maaß der Verehrung, die wir laut des vierten Gebotes denen, die Gott uns vorgeordnet und über uns erhoben hat, schuldig sind, ins Maaßlose zu übertreiben, und wider das erste Gebot, andere Götter neben ihm oder Nebengötter zu machen, an die gleichwohl das Herz**) sich hängt in Zuversicht, oder auch in Furcht vor dem Verlust ihrer Gunst, und daher nicht nur im Leben knechtisch ihnen huldigt, sondern auch nach ihrem Ableben einen göttlichen oder halbgöttlichen Cultus ihnen widmet. Solche Menschen- und Geistervergötterung ist geistiger als die, welche dem Mammon oder Bauche fröhnt, und wenn sie sich weniger auf natürlich als auf heilig hervorragende Personen richtet, so hat sie auch einen sittlicheren Charakter als die bloße Naturvergötterung, ist aber doch nur eine feinere Abgötterei. Unter allen der Hauptperson der heiligen Geschichte vorangehenden und nachfolgenden Personen ist es

*) Daher wird auch im Kalender der Kirche der Tag der unbefleckten Empfängniß Christi als Mariä Verkündigung bezeichnet, weil die Gewißheit dieses Geheimnisses auf dem Zeugniß seiner Verkündigung beruht, während Maria's präsumirt unbefleckte Empfängniß nirgends in der Schrift verkündigt, nirgends bezeugt, sondern nur ersonnen ist.

**) S. die herrliche Auslegung dazu von Luther.

*) S. das apostolische Schreiben des Papstes Pius IX. über die dogmatische Entscheidung der unbefleckten Empfängniß vom 8. December 1854. Die pomphaften Promulgationen desselben sind bekannt.

**) Das Herz ist's, welches Abgötter macht; vgl. Luthers Auslegung des ersten Gebots im großen Katechismus.

Maria, die Gebenedeite unter den Weibern, die nicht sowohl durch eine hervorragende Bethätigung, als vielmehr durch eine einzige große Begnadigung vor allen übrigen Sterblichen ausgezeichnet ist, indem sie auserwählt und angenommen ward, durch eine wunderbare Gnadenwirkung des heiligen Geistes der Menschwerdung des ewigen Sohnes Gottes als leibliche Mutter zu dienen, und so in eine überaus innige Verbindung mit der Gottheit aufgenommen zu werden. Deshalb ist ihr auch allezeit unter allen Heiligen die höchste Hochachtung erwiesen worden. Sie selbst erkannte wohl, wie tief gnädig in ihr der hohe und heilige Herr die Niedrigkeit seiner Magd angesehen, und wie große Dinge Er an ihr nach seiner großen Herablassung gethan, und sieht es auch im Geiste voraus, wie sie werde selig gepriesen werden von der Menschenkinder Geschlechtern. Gewiß sie war erfüllt vom h. Geiste, der den Hoffärtigen widersteht, aber den Demüthigen Gnade gibt. Darum bei aller Größe der empfangenen Gnade doch keine Spur von Selbstgefälligkeit, oder selbstischem Trachten, die Ehre von Gott auf sich, auf ihre zuvor schon einwohnende Gerechtigkeit und Heiligkeit zu ziehen, oder zu ihrem Lob und Ruhm zu reizen, sondern ihre Seele erhebt nur den Herrn und ihr Geist freut sich ihres Gottes und Heilandes, zu dem sie auch nachher stets in einem untergebenen Verhältnisse steht. Dagegen haben spätere übertreibende Verehrer Maria's, aber nicht Nachfolger ihrer Demuth, der Versuchung nicht widerstehen können, sie selbst, wie ihren Herrn und Heiland, zu erheben, und ihr neben ihm, ja als Mutter vor ihm die Ehre zu geben. Dies war der Weg zu ihrer abgöttischen Verehrung, welche es besonders liebt, sie in der Gestalt der Majestät als Himmelskönigin und Jesum nur als Jesulein von ihrem Arme gehalten anzuschauen. Um sie über alle Heiligen zu erheben und der höchsten Würde, Mutter des Herrn, der wahrer Gott und Mensch ist, zu werden, ganz würdig erscheinen zu lassen, wurde ihr eine beständige vollkommene Sündlosigkeit und zwar immer weiter bis in ihres Lebens verborgene Anfänge zurück, ja hypothetisch bis in dessen ersten Moment, bis in ihre Empfängniß hinein zugeschrieben. Obwohl jene ihre überspannten Verehrer nicht leugnen konnten, daß an ihres Lebens Ende der Tod, der Sünde Sold, auch zu ihr hindurchgedrungen, so soll doch am Anfang ihres Lebens nichts von der Sünde mit eingedrungen seyn, auch für die kürzeste Zeit nicht. Hiernach soll sie nicht etwa zuerst von ihren Eltern erzeugt und empfangen, dann aber als schon lebender oder eben beseelter Fötus von der mitempfangenen Unreinigkeit durch Wirkung der Gnade gereinigt worden seyn (vgl. Luc. 1, 15), sondern in einem und demselben heiligen Momente soll sie ganz rein entstanden seyn *), wie Eva vor dem Falle, doch nicht, wie diese, ohne eine geheiligte Vermittlung natürlicher Eltern.

*) In dem oben citirten Schreiben des Papstes wird es sehr bestimmt als eine falsche und dem Geiste der Kirche fremde Meinung bezeichnet, daß „die Kirche nicht die Empfängniß selbst im ersten Moment, sondern die Heiligung in einem zweiten ehre."

Diese vielbestrittene, aus losem Gespinnst gewobene Hypothese ist es, welche der gegenwärtige Papst durch einen Machtspruch ohne gleichen in eine unbestreitbare These und Thatsache für die Katholische Kirche umzuwandeln, sich unterwunden hat, weil es ihm in scrinio pectoris oder auch seinen jesuitischen Hoftheologen also beliebte, und die davon in Kenntniß gesetzten Bischöfe seiner Kirche jetzt meistentheils *) mehr papistisch als katholisch sind.

Allerdings wird Maria durch dieses Dogma von ihrer unbefleckten Empfängniß oder ihrer vollkommenen Freiheit von der Erbsünde noch nicht dem ewigen Sohne Gottes, seiner allmächtigen göttlichen Natur nach, gleich und zur Seite gestellt. Wohl aber wird sie dem in ihr zur Erlösung der Welt mit der menschlichen Natur als Menschensohn verbundenen Gottessohn, dem Gottmensch Jesus, sündlos wie Er, bei- ja vorgeordnet. Als Gottmensch ist Christus nicht sowohl Schöpfer, was nur seiner ewigen Gottheit zukommt, als vielmehr Erlöser, Versöhner und Mittler zwischen Gott und Menschen, weil er ebensowohl göttlicher als auch menschlicher Natur ist. Da nun Maria, weil rein gedacht von aller Sünde, keiner Erlösung, und weil heilig empfangen und geboren, keiner Heiligung bedarf, so bringt ihr auch ihr gottmenschlicher Sohn kein Heil, ist ihr kein Heiland und Seligmacher, gibt ihr überhaupt nichts, sondern empfängt nur von ihr sein menschliches Wesen und den Leib, den er für die Sünde der Welt dahingibt, und das Blut, das er für alle Menschen vergießt, mit Ausnahme Maria's. Jene erlöst er von allen Sünden, und erwirbt und erkauft sie mit seinem heiligen theuren Blut und seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß sie sein eigen seyen und in seinem Reiche unter ihm leben und ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Maria, wie der Papst sie denkt, säße sie auch in dem höchsten Chor der heiligen Engel, so gehört sie doch nicht in die Mitte der seligen Gemeine des Lammes. Sie selbst, weil auch mit der allen gemeinsam erblichen Sünde nie behaftet und darum auch nie erlöst, steht nicht gemeinsam mit andern Erlösten, Seligen und Heiligen in dem Gnadenreiche des Versöhners als seine höchst begnadigte, sondern einsam stehet sie darüber als majestätische Königin-Mutter, die der heilsamen Gnade ihres Sohnes nicht bedarf, und ihr ewiges Heil ihm nicht verdankt. Sie ist bei dem ganzen Werk der Erlösung nur als selbstgnädige Patronin, oder als Mithelferin und beifällige Zuschauerin betheiligt, nicht aber auch als dankbare Empfängerin der rechtfertigenden Gnade Christi, nicht als eucharistische Communicantin des heiligen Sühnopfers seines Leibes und Blutes. Sie hat überhaupt von seiner Menschwerdung keine wesentliche Hülfe, sondern nur die Ehre, den Ruhm, die auserwählte leibliche Mutter zu seyn, obwohl auch darauf der Sohn keine Ausschließlichkeit der Verwandtschaft gegründet wissen will, Matth. 12, 49 f., was die Vertheidiger ihrer ver-

*) Der Bischof Diepenbrock von Schlesien und einige andere sollen vor den Folgen gewarnt haben.

einsamten Einzigkeit gern ignoriren. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht; dieses Wort des Herrn, Luc. 5, 31, ist nach dem neuen Dogma auf die vollkommen gerechte Maria völlig anwendbar. Sie würde, als durchaus sündlos, des Arztes gar nicht bedurft haben, aber darum würde er zu ihr als ihr Arzt und Heiland auch gar nicht gekommen seyn, und doch spricht sie selbst: mein Geist freuet sich Gottes meines Heilands.

Es scheint wohl, als wäre hier auch der Spruch Luc. 15, 7 heranzuziehen, wonach Freude im Himmel seyn wird über Einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Da jedoch gewiß dieser Spruch nicht auf wahrhaft gerechte und geheiligte Menschen, sondern auf eingebildete Selbstgerechte geht, welche sich selbst der Buße überheben, so würde es ungerecht seyn, daraus gegen die Gerechtigkeit Maria's, die wir, wenn auch nicht für ganz vollkommen, so doch sehr hoch halten, argumentiren zu wollen. Das sey ferne, sie mit solchen eingebildeten Personen zu vergleichen, die auf ihre phariſäiſche Gerechtigkeit pochend nicht seyn wollten, wie andere Leute, Luc. 18, 11. Wir erkennen vielmehr mit hoher Würdigung die unvergleichliche Größe ihrer Begnadigung und die reine Wahrhaftigkeit ihrer Heiligung an, womit sie als jungfräuliche Mutter durch und durch von den unsaubern Früchten der Erbsünde und Werken des Fleisches gereinigt war und ihr Geist sammt Seel und Leib unsträflich behalten wurde. Ihre tiefe Demuth, womit sie den Herrn erhebt und sich als eine arme Magd, deren Niedrigkeit er gnadenreich angesehen, vor ihm bekennt, und nicht ihre Würdigkeit, sondern nur seine Barmherzigkeit preist, womit er die Hoffärtigen demüthigt und die Niedrigen erhebt, dann die Hingebung ihres Gehorsams, ihr fester Glaube, ihre treue Liebe, die Stille ihres Leidens und Selbstlosigkeit ihres ganzen keuschen Wesens bürgt uns für die Gottgefälligkeit und Reinheit ihres geheiligten Lebens, wonach wir sie mit Fug und Recht die heilige Jungfrau Maria nennen. Um so weniger ist es hiebei eine Selbstgerechtigkeit, der wir huldigen, als eben Maria alle ihre Vortrefflichkeit nicht sich selber verdankt sondern sie aus der wahren ewigen Lebens- und Gnadenquelle geschöpft hat, wie uns die heilige Geschichte des Evangeliums klar zu erkennen gibt. Denn ihr, der unberührten Jungfrau, wurde ja die bestimmte Verheißung, wie gegeben, so erfüllt, daß sie Jesum als Sohn empfangen und daß der h. Geist über sie kommen und die Kraft des Höchsten sie überschatten und darum das Heilige, das von ihr geboren, Gottes Sohn genannt werden würde. Also der Grund ihrer Heiligkeit ist nicht sie selbst, nicht ihre eigne Kraft, noch Tugend, sondern der heilige Sohn, der nun ihr, die Gnade bei Gott funden (Luc. 1, 30), beschieden, und der heilige Geist, der ihr, der Begnadigten und Gesegneten (Luc. 1, 28), gegeben wird, daß er sie als die jungfräulich heilige Mutter erfülle und durchdringe und bleibend ihr einwohne. An diesem Grunde, der auf lauter göttlicher Heilsgnade ruht, halten wir fest, und auf diesem untrüglichen Zeugniß unbefleckter, heiliger und heiligender Empfängniß ihres Sohnes stehend, sind wir um so entschiedener gegen die grundlose, durch nichts bezeugte, sondern nur erdachte Behauptung, daß bereits lange vor der Empfängniß Christi, bei ihrer eignen Empfängniß Maria in ihrer Mutter Leibe ganz rein von jeder Influenz der Erbsünde entstanden oder erschaffen sey. Obwohl dieser Gedanke zu einem Glaubensartikel vor Kurzem gestempelt worden, so ist er doch keines Glaubens würdig, weil er gar kein Zeugniß thatsächlicher Wahrheit für sich hat. Weder auf die Schrift, noch auch auf Tradition kann dieser gegründet werden, weil eine geschichtliche Tradition in ihrem Anfange nicht auf Invention, sondern auf Zeugniß beruhen muß, woran der erste Ring ihrer Kette zu haften hat, wenn sie nicht ganz hinfällig seyn und nur als Dichtung erscheinen soll. Ein solches Zeugniß aber kann hier gar nicht angenommen werden.

Das Zeugniß der Jungfrau selbst spricht nicht für ihre unbefleckte Empfängniß und kann nicht dafür sprechen; denn bei ihrer Empfängniß war sie noch nicht, sondern sie sollte erst werden, konnte also davon weder etwas wahrnehmen noch bezeugen. Wir werden also, da eine Empfängniß unmittelbar vom heiligen Geiste nicht gewagt wird zu behaupten, auf Maria's Eltern, die nach apokryphischen Nachrichten Joachim und Anna geheißen haben sollen, zurückgeführt. Wie konnten diese aber eine erbsündenreine Tochter erzeugen, wenn sie selbst zuvor nicht unbefleckt von der Erbsünde waren? oder wenn auch des Kindes Fleisch nur unrein gewesen, wie konnte eine ihm nachher etwa noch eingeflößte Seele davon unberührt bleiben? Wir müssen also auch für die beiden Eltern und dann auch hinsichtlich der vier beiderseitigen Großeltern und so weiter rückwärts eine Aufhebung der Erbsünde behaupten*), d. h. überhaupt sie verneinen, oder wir müssen uns zu der beispiellosen Annahme entschließen, daß momentan während der Dauer der Empfängniß Maria's die Erbsünde gleichzeitig in Joachim und in Anna wie durch einen wundersamen Ruck suspendirt gewesen und nachher erst wieder in ihren früheren Verlauf zurückgetreten sey. Wer aber würde uns dieses wunderbare Wunderwerk und Naturwerk zugleich bezeugen und beglaubigen können? Etwa als Zeugen in eigner Sache die betheiligten Eltern selbst, die es später nicht ohne Verführung zur Eitelkeit der jungfräulichen Tochter erzählt, wie sie, die Eltern, zur Zeit der ehelichen Vereinigung rein und frei von jeder Regung sündlicher Concupiscenz sich gefühlt hätten. Dies wäre in ebenso hohem Grade unziemlich, wie unzuverlässig! All solches eitles Eigenlob, das von ernsten und würdigen Personen gar nicht anzunehmen, wird zu nichte durch das Wort Johannis, 1 Joh. 1, 8—10: so wir sagen, wir haben nicht gesündigt, so verführen wir uns selbst und das Wort Gottes ist nicht in uns. Auch sonst zeugt die h. Schrift nur von der Allgemeinheit der Erbsünde, nirgends aber für Maria's Ausnahme von ihr, und doch müßte grade die Ausnahme besonders bezeugt seyn, wie es die Em-

*) Dies ist es, was schon der h. Bernhard gegen die unbefleckte Empfängniß Maria's besonders urgirt.

pfängniß des Herrn selbst ist. Darum lasse sich doch keiner verführen und wolle doch Niemand so leichtgläubig seyn, an die grundlose und schriftlose Satzung von Mariä eigner wunderbar unbefleckter Empfängniß in dem Schooße ihrer Mutter Anna, die nur in die Legende gehört, zu glauben.

Es ist kein Grund dafür, als nur der Scheingrund der Meinung und Absicht, durch die Voraussetzung einer zweiten, wenn auch nur passiv wunderbaren Empfängniß der h. Jungfrau sie und ihren Sohn und Herrn noch mehr zu heben und zu ehren. Was den Heiland selbst anlangt, so beruht jenes Vorurtheil auf der pelagianischen Ansicht, als bestände seine Ehre mehr in der passiven, die er empfängt, als in der activen, die er gibt, wie etwa ein Fürst durch ein großes Gefolge oft mehr geehrt wird, als es durch ihn. Hienach erscheint es dem natürlichen Verstande nöthig, daß der allerheiligste Heilsmittler nur von Heiligen und Reinen empfangen und aufgenommen werde, nicht aber, weil er sonst durch die Berührung verunreinigt zu werden fürchten müßte, von Unreinen oder Sündern, Matth. 9, 12 ff. Nach geistlichem und christlichem Verstande dagegen ist es unendlich viel würdiger, ehren- und gnadenvoller, daß der Sohn Gottes, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit, als heiliger Versöhner kommend in diese Welt und in das sündliche Fleisch dieses reinigt von aller Unreinigkeit und in Mitwirkung des heiligen Geistes sich den edlen Tempel seines menschlichen Leibes daraus erbaut, den er nachher in tiefster Erniedrigung die Sünde der Welt tragend als allerheiligstes Sühnopfer dahingibt. Auch dies geschah nicht etwa, wie jene beschränkte Ansicht annehmen müßte, an allerheiligster und reinster Stätte, sondern am Kreuz des Fluchs, an der Schädelstätte, deren Fluch er in Segen wandelt, und deren Schmach in Ehre. Nicht von der sterblichen Magd *empfängt* der unsterbliche heilige Herr seine Reinheit, sondern er *gibt* sie ihr gnädiglich; das ist seine Ehre. Obwohl die Pharisäer darüber murren, nimmt Jesus doch nicht die Gerechten an, sondern die Sünder, die armen Sünder, die er durch seine Armuth reich macht; nicht die Engel, sondern den Samen Abrahams nimmt er an sich (Hebr. 2, 16), der in Maria kein anderer war, wie in Isaak und Israel; denn Gott denket der *Barmherzigkeit* und hilft seinem Diener Israel auf, wie er geredet hat unsern Vätern Abraham und seinem Samen ewiglich — so schließt Maria ihren Lobgesang, Luc. 54 f. So gibt sie der Stetigkeit der göttlichen Barmherzigkeit über Israel, nicht aber einer ihr abrupt anerschaffenen Heiligkeit die Ehre. *Allein* Gott in der Höh sey Ehr, das ist der Sinn des Magnificat, und das ist auch der unsere. Ehre sey Gott in der Höhe, singen die Engel zur Weihnacht; denn da Gott einführt seinen Erstgebornen in die Welt, spricht er: es sollen *ihn* alle Engel Gottes anbeten, Hebr. 1, 5. Nicht wegen seiner hohen Geburt von einer hochheiligen und erhabenen Mutter beten sie den hohen Sohn an, sondern wegen seiner kindlich tiefen und gnadenvollen Herablassung zur Niedrigkeit der demüthigen Magd, durch die er sich in diese arme Welt einführen läßt. Die wahre Ehre des Herrn wird durch ihre demüthige Niedrigkeit nicht geniedrigt, sondern erhöht. Der Papst verkleinert jene Ehre um so mehr, je mehr er die Ehre der Maria über alles Maaß der Wahrheit zu vergrößern trachtet, ebendamit aber auch ihre wahre Ehre beeinträchtigt; denn wer falsch erhöht, erniedrigt.

Es gehöret nicht zur wahren, sondern zur falschen Ehre Maria's, ihre Heiligkeit von ihrer eignen, absonderlich und wunderlich ersonnenen Procreation abzuleiten. Ihrer wahrhaft unbefleckten und wunderbaren Empfängniß des Sohnes Gottes wird dadurch unwahr präveniert und anmaßlich vorgegriffen. Ihre in Wahrheit heilige Ehre bestehet nach dem untrüglichen Zeugnisse des heiligen Evangeliums darin, daß der heilige Geist über sie gekommen und die Kraft des Höchsten sie überschattet und so sie den Sohn empfangen hat, der auch in Vereinigung mit der von Maria angenommenen menschlichen Natur wahrer Gott ist, also daß ihr mit Recht der Name *Gottesgebärerin* zukommt, den auch wir in treuer Uebereinstimmung mit der rechtgläubigen Kirche des Alterthums ehrfurchtsvoll ihr beilegen.*) Diese in Re- und Conception empfangene höchste Ehre ist wesentlich zuvor die Ehre des höchsten Gebers, und zwar nicht sowohl die hohe Ehre seiner über alle Engel erhabenen Majestät, als vielmehr die tiefe Ehre seiner erbarmenden Gnade, die unter ein armes menschliches Mutterherz sich herabläßt, damit aus dessen Blut das ewige Wort Fleisch würde in der Zeit und unter uns erbarmend wohnete und seine Herrlichkeit offenbarete voller Gnade und Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Credimus, confitemur et docemus, quod virgo Maria non nudum aut merum hominem duntaxat, sed verum Dei filium conceperit et genuerit, unde recte Mater Dei et appellatur et revera est. Form. Concord. p. 607. Dieser heilige Name, der ihr nur in Folge der gnadenvollen Menschwerdung Gottes, als der Mutter des Gottmenschen, der da heißt Wunderbar, zukommt, soll, weil Gottes Name darin ist, nicht unnützlich, nicht mißbräuchlich, noch mißdeutig geführt werden, was gegen das zweite Gebot verstößt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 18. September. № 75.

Gegen die Ausnahme der Jungfrau Maria von der Erbsünde, und das neue päpstliche Dogma darüber.

(Fortsetzung.)

Je mehr man, dem unapostolischen Schreiben des Papstes folgend, schon von ihrem Ursprung her der Jungfrau Maria eine angeborne, „Gott selbst, so viel es einer erschaffenen Natur zukommt, am nächsten kommende und über alle sowohl englische als menschliche Lobeserhebungen erhabene" Vollkommenheit zuschreibt, um so mehr trübt man den wahren Ruhm der göttlichen Menschwerdung in ihr, der nicht in der Verbindung nahe sich berührender Vollkommenheiten, sondern in der barmherzigen Einigung tiefer und großer Gegensätze besteht, wie die begnadigte Jungfrau selbst bezeugt: Er, der Hocherhabene, hat nach seiner großen Barmherzigkeit die Niedrigkeit seiner Magd angesehen, vgl. Ps. 113, 5 ff. Ihrer Wahrhaftigkeit und Demuth glauben wir mehr, als der hochfliegenden Einbildung des schwärmenden Verehrers oder päpstischen Anbeters, der es gänzlich übersieht, wie angelegentlich der Apostel es als besonderes Zeugniß der göttlichen Barmherzigkeit hervorhebt, daß der Sohn Gottes nicht die höhere und vollkommenere Natur der Engel, sondern den armen Samen Abrahams an sich genommen, Hebr. 2, 16 ff. Eben diese vertiefte Hoheit und erhöhte Niedrigkeit ist es, die wir hoch preisen, während die Phantasie des Papstes nur von einer höheren Zugabe zu der schon durch ihre Erschaffung über alle Geschöpfe erhöhten Hoheit Maria's weiß. In der heiligen Schrift beginnt ihre Geschichte nicht mit ihrer Empfängniß, sondern mit der wunderbaren Empfängniß Christi, womit sie alles empfängt, was ihr selbst zuerst das erfüllte Heil der Erlösung, und für die ganze Kirche ihre hohe mütterliche und heilige Bedeutung gibt. Von ihrem Leben zuvor ist uns nichts offenbart. Es ist uns daher nicht erlaubt, weder von ihrer Heiligkeit vorher etwas Außerordentliches oder Uebernatürliches und Uebergesetzliches uns auszusinnen, noch andererseits ihrem Antheil an der allgemeinen Erbsündlichkeit etwas besonders Unordentliches oder Widergesetzliches beizulegen, so daß sie einer der thörichten Jungfrauen oder etwa einer begnadigten Maria Magdalena ähnlich werden würde. Dazu ist nicht der mindeste Grund. Sie war vielmehr — dies zu sagen berechtigt und verpflichtet uns der ganze Zusammenhang des Textes Luc. 1 und 2 — sie war eine dem ganzen Kreise der Frommen und Gottesfürchtigen, welche auf den Trost Israels warteten (Luc. 2, 25. 38), angehörige, in stiller Verborgenheit lebende, untadeliche Jungfrau, von der dasselbe galt, was von dem Priester Zacharias und der Priestertochter Elisabeth, ihrer Gefreundtin, gesagt wird: sie waren beide fromm vor Gott und gingen in allen Geboten und Satzungen des Herrn*), nach dem Urtheil der Frommen**), untadelich, Luc. 1, 6. Aus dieser Gemeine der alttestamentlichen Frommen, d. h. der gläubig hoffenden, der geheiligten Kinder Gottes unter den Kindern Israels, wurde, als die Zeit des N. T. erfüllt war, die Jungfrau Maria in dem armen Nazareth, wohl nicht als die durch Werke verdienteste — dann wäre Gnade nicht Gnade — wohl aber, wie es nahe liegt, als die kindlich demüthigste auserwählt und hochbegnadigt und heilig gebenedeiet unter den Weibern, den menschwerdenden, aller seiner göttlichen Herrlichkeit sich entäußernden Sohn des Höchsten als Frucht ihres keuschen Leibes unter ihrem und als heiliges Kind an ihrem von der Gnade des heiligen Geistes erfüllten Herzen zu tragen und ihm dann mit treuer, immer mehr bewährter und geheiligter Mutterliebe auf seiner Leidensbahn bis zu den Todesschmerzen am Kreuz in stiller Geduld nachzufolgen. Darum sollen sie nun selig preisen alle Kindeskinder der Christen, Luc. 1, 48, selig, weil sie geglaubt und empfangen hat den Sohn der Verheißung, ebend. 45, und sollen sie als heilig hohes, weibliches und mütterliches Vorbild ehren, und ihrer Demuth und Geduld, ihrem Glauben und Gehorsam treulich nachwandeln, wie auch Gott hoch loben und danken für die großen Dinge, welche er an ihr und durch sie auch uns gethan***), und mit ihr Gott allein, dem Vater,

*) Diese beziehen sich so vielfach auf Sünde und Sühne, daß, wenn Maria ohne Sünde gewesen, sie den Cultus des A. T. nicht hätte mitfeiern und dem Gesetz nicht hätte unterthan seyn können, es sey denn, wie Christus, stellvertretend, was ihr nicht zukommt. Ebenso hätte sie auch im N. T. das Vaterunser nicht mitbeten können.

**) Darum bleibet doch in und vor Gott das höhere Urtheil über seine Heiligen völlig wahr, Hiob 15, 14 f., vgl. 4, 18. Er findet Tadel auch da, wo menschliche Augen keinen sehen.

***) Die Lutherische Kirche begeht daher auch als Feste die Tage von Mariä Verkündigung, Heimsuchung und Reinigung mit ihren trefflichen Evangelien.

Sohn und heiligen Geist, die göttliche Ehre geben. Nicht sie direct, die nun ferne von uns ist, sondern den Sohn und den h. Geist, der sie mit der ganzen betenden Gemeine der Heiligen innig verbindet, rufen wir an auch als Vertreter und Mittler des fürbittenden Gebets für uns am Thron der Gnade (mediatores intercessionis). Eine unmittelbare Anrufung abwesender menschlicher Wesen oder endlicher Geister erkennen wir als mit dem ersten Gebot streitend und dem verordneten Gebet im Namen Jesu des einigen Mittlers zuwider. Daher wird der in der Katholischen Kirche übliche Cultus Maria's und der Heiligen und ihrer Bilder von uns als abgöttisch zurückgewiesen. Allein Gott in der Höh sey Ehr und Dank für seine Gnade, die wir auch an seinen Heiligen erkennen, aber nicht in ihnen anrufen.

Dies ist unsere Lehre von der heiligen Jungfrau Maria und ihrer gottgefälligen Verehrung. Wir nehmen hiebei im Allgemeinen Bezug auf das, was von der Verehrung der Heiligen überhaupt und dann der h. Jungfrau besonders im 21. Artikel der Augsb. Conf. und dem dazu gehörigen Abschnitte ihrer Apologie gesagt ist, so daß die Argumente, die gegen Verächter derselben von katholischen Schriftstellern gerichtet werden, uns unberührt lassen. Hiebei stehen wir aber jetzt in besonderem und scharfem Gegensatz gegen des Papstes eitles neues Dogma von der unbefleckten Empfängniß oder völligen Erbsündlosigkeit Maria's. Die päpstlichen Behauptungen gehen indeß unverkennbar noch weit darüber hinaus, der Jungfrau Maria nur einen negativen Vorzug vor allen Menschen, nur eine Ausnahme von der Regel der Erbsünde, die man ja überhaupt schon durch die Taufe im Menschen verschwinden läßt, zuzuschreiben. Die Ausnahme von aller erb- und wirklichen Sünde nimmt sie ihrerseits auch von allen Gnadenwohlthaten der Erlösung und Heiligung aus. Sie würde sich daher für sie neutralisiren und ihre Bedeutung für die Kirche indifferenziren, wenn nicht zu der Negativität der Ausnahme und Nichtbetheiligung einerseits, zugleich anderseits eine Positivität des Vorzugs und der Einwirkung hinzukäme, welche aus der nicht miterlösten Jungfrau eine miterlösende macht, und dem männlichen Heilande eine weibliche Heilandin zur Seite stellt. Auch rein von aller Sünde gedacht würde Maria doch nur als Weib, wie Eva vor dem Falle, die reine Unschuld eines Weibes, also eines rein menschlichen Wesens mit der ihm vom Schöpfer bestimmten Umschränktheit und persönlichen Eigenthümlichkeit dargestellt haben. Hiernach wäre sie dem göttlichen Gesetz der menschlichen Natur gemäß als irdisches Geschöpf nicht nur den hohen himmlischen Geschöpfen untergeordnet, sondern auch durch das von Gott geordnete Verhältniß zum männlichen Geschlecht bedingt und beschränkt gewesen, so daß sie jedenfalls, wenn auch als ein reines, doch darum noch nicht als ein großes, alle menschlichen Gränzen überragendes und mit aller Fülle nahezu göttlicher Vollkommenheiten überschüttetes Wesen erschienen wäre. In dieser unnatürlichen Uebertreibung, in dieser nahehin bis zur

Gottheit aufthürmenden Cumulation mühet sich schwülstig das päpstliche Glaubensdecret vom 8. Dec. 1854 die Jungfrau Maria den Römischen Christen zur Verehrung darzustellen, indem es alles, was je von ihr in den Homilien, Liturgien, Sermonen, Orationen und Perorationen*) ihrer Verehrer, selbst solcher, welche die unbefleckte Empfängniß bestritten, auch nur rhetorisch**) oder poetisch gerühmt worden ist, zusammenhäuft, und daraus hochtönende Assertionen bildet und diese wo möglich noch überbietet. Demnach heißt es bald im Anfang des Schreibens: „Gott hat Maria so wundersam vor allen englischen Geistern und vor allen Heiligen mit allen himmlischen Gnadengaben aus dem Schatze der Gottheit überhäuft, daß sie frei von durchaus jeglichem Makel der Sünde und ganz schön und vollkommen in einer Fülle von Unschuld und Heiligkeit erglänzte, deren nach Gott keine größere denkbar ist und die außer Gott Niemand zu erfassen vermag." Sodann weiter gegen das Ende lesen wir: „Es geziemte sich, daß der Eingeborne, wie er im Himmel einen Vater hat, den die Seraphim dreimal heilig preisen, so auf Erden eine Mutter habe, die nie des Glanzes der Heiligkeit entbehrte — schöner als die Schönheit, anmuthiger als die Anmuth, heiliger als die Heiligkeit selbst — die allein ganz die Wohnung aller Gnaden des heiligen Geistes geworden, die über allen steht, die von Natur schöner, vollendeter und heiliger als selbst die Cherubim, Seraphim und das ganze Heer der Engel, und die zu preisen, die Zungen des Himmels und der Erde keineswegs genügen." So ist also Maria keineswegs nur eine zweite, unschuldig entstandene und auch unschuldig gebliebene Eva, sondern sie ist das vollkommenste und heiligste unter allen Geschöpfen, wie Christus über alle Engel erhaben, gleichsam ein arianischer Christus weiblichen Geschlechts und nicht bloß in der göttlichen Tochter-, sondern auch in der göttlichen Mutterwürde glänzend, die dann wohl auch über ihren rechtgläubigen Sinn noch hinaus gedeutet wird. Demnach nimmt sie dann auch, obwohl nur ein Geschöpf (freilich mehr der Phantasie als Gottes), doch kraft ihrer heiligen Vollkommenheit und Gottverbundenheit zugleich mit Christo einen großen activen Antheil an dem Werke der Erlösung und Heilsbereitung, wie folgende Stelle des päpstlichen Schreibens klar bezeugt: „Wie Christus der Mittler zwischen Gott und Menschen nach angenommener menschlicher Natur die Handschrift des Urtheils, die gegen uns war, auslöschend, dieselbe als Ueberwinder an das Kreuz heftete, ebenso hat die heiligste Jungfrau, durch das engste und unauflöslichste Band mit ihm verbunden, zugleich mit ihm und durch ihn in ewiger Feindschaft gegen die giftsprühende Schlange und über dieselbe einen vollständigen Sieg

---

*) Darunter kommen sogar Stellen vor, worin „auf ihre Entstehung auch jene Worte übertragen worden, welche in der h. Schrift von der unerschaffenen Weisheit und ihrem ewigen Ursprung gesagt werden."

**) Die Theologie der Rhetorik macht sich dabei sehr breit.

davon tragend, deren Haupt mit unversehrtem Fuße zertreten." *) Am Schlusse wird sie noch „des ganzen Erdkreises mächtigste Mittlerin und Versöhnerin bei ihrem eingebornen Sohn, und der h. Kirche festeste Schutzwehr und stete Vernichterin aller Irrlehren" genannt.

Es bedarf hiernach keines weiteren Beweises, daß der Papst den Christen zumuthet, an Maria als ein bis nahe zur Würde der heiligen, göttlichen Vollkommenheit vergottetes Geschöpf oder eine geschaffene Göttin zu glauben, die, wenn auch nicht an der Schöpfung aller Dinge, doch an dem Gotteswerk der Erlösung und Heiligung von Sünde, Tod und Teufel, je weniger sie dessen für sich bedarf, einen um so selbstständiger mit- und einwirkenden Antheil nimmt. Dieser beschränkt sich keineswegs nur auf ihre Fürbitte für uns. Sie soll uns vielmehr, obwohl nicht göttlichen Wesens, doch um der ihr anerschaffenen göttlichen Gaben willen, als weibliche Miterlöserin, als Christa, gelten, die mit Christus als ihrem Verbündeten und durch ihn (als den Stärkeren, der wiederum auch durch sie wirkt) „den vollständigen Sieg über den Satan davon getragen", also auch ihrerseits die Welt von ihrem Verderben gerettet hat. Dadurch ist sie auch ihre Herrin und himmlische Königin und Trösterin zu werden gewürdigt worden, die als „mächtige Mittlerin" und zugleich in Adjunctur des h. Geistes die Gnade und das Verdienst Christi sammt dem ihrigen den Sündern, die sie anrufen, hülfreich zuwendet und als der Kirche festeste Schutzwehr alle Irrthümer in ihr vernichtet und demnach sie auch in aller Wahrheit befestigt, weshalb ihr, der Jungfrau, auch die vertrauensvollste Hingebung zu widmen ist. So wird sie, das endliche Geschöpf, dem Sohn und dem h. Geist, wenn nicht völlig gleichgesetzt, so doch nahe beigeordnet; ja als weich-barmherziges Weib wird sie den armen Sündern wo möglich noch näher gebracht und lieber gemacht als der inwendige Tröster und Mahner, der h. Geist und der gnadenvolle Gottmensch selbst, durch dessen Wunden nur wir heil werden. Von seinem heiligen Mitleiden mit uns Sündern schreibt die hohepriesterliche Epistel an die Hebräer herzrührend 2, 17 f. und 4, 15 f., während Maria's dabei nicht mit einer Silbe gedacht wird, die der Papst mehr als stolz „die mächtigste Versöhnerin ihres eingebornen Sohnes" nennt. **) Was sie in ihrem Leben bis zum Tode, der auch zu ihr hindurchdrang, gelitten, was sie besonders als schmerzenreiche Mutter, der ein Schwerdt durch die Seele drang, unter dem Kreuze des Sohnes empfunden, das hat sie nach päpstlicher Lehre nicht etwa auch um ihretwillen zur Vollendung ihrer Heiligkeit, die schon vollkommen, erduldet, sondern um seinetwillen aus tiefem mütterlichem Mitgefühl *), und dann mittelbar als überfließendes Verdienst auch um unsertwillen oder für uns, auf die daher auch ihr Tod zu ziehen ist, dem die gloriöseste Verklärung der Seele und des Leibes (nach der Legende) alsbald folgte. Was fehlt ihr nun also noch zum weiblichen Christus? und wie wird sie als solcher nicht über und vor allen Heiligen und Engeln, und wenn auch nicht allerhöchst, so doch höchst zu verehren und anzurufen seyn in überschwänglicher Hyperdoulie! Dies ist der Ausdruck, womit die ihr specifisch zugeeignete Verehrung katholischerseits bezeichnet wird. Der allerheiligsten Dreieinigkeit, Gott dem Vater, Sohn und Geist, von deren schöpferischer Gnade Maria alle ihre supereminenten Gaben und Vorzüge empfangen, soll die allerhöchste Verehrung und Adoration (λατρεια) zukommen, den Engeln und Heiligen dagegen, obwohl sie selbst nur Mitdiener Gottes (Off. 19, 10), die Doulie (δουλεια), d. i. der Dienst der Andacht und Anrufung, die nach der Schrift auch nur Gott zukommt. Endlich aber der Maria als dem heiligsten und höchsten Geschöpfe soll der alles Creatürliche überragende (d. i. schon göttliche), der überschwängliche Andachtsdienst, d. i. die Hyperdoulie, gewidmet werden. Diese griechischen Ausdrücke sind nicht etwa ausgeprägte oder deutliche Begriffe; sie sind nur verschiedene Worte, die keinen bestimmten, wesentlichen, sondern nur einen graduellen und fließenden Unterschied setzen zwischen Gottes- und Menschendienst, und die Hyperdoulie um so leichter überfließen lassen in die göttliche Verehrung oder Anbetung **), als in der heiligen Schrift eine Ehre über alle geschöpfliche Namen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erden sind, nur dem aus dem Stand der Erniedrigung wiederum über alles erhöhten Gottes- und Menschensohn Jesus zugeschrieben wird, Phil. 2, 9 ff., Eph. 1, 20 ff.

Wir können hienach leider nicht anders — es geschieht mit tiefem christlichem Schmerz — wir müssen nach der Wahrheit und Klarheit der göttlichen Offenbarung, die von Maria nicht mehr offenbart, als wir bekennen, jenes, weder aus der Schrift, noch einer irgend verbürgten Tradition, sondern nur aus frommer Imagination und trüglicher Speculation geschöpfte Dogma von der erbsündlosen Empfängniß Maria's, wie auch die damit in Verbindung stehende Hyperdoulie derselben, so weit sie auch in der Röm.-Katholischen Kirche sich verbreitet hat, doch als eine große abgöttische Verirrung bezeichnen und verwerfen. Diese

*) Dies hängt bekanntlich mit der Uebersetzung der Vulgata von Gen. 3, 15 ipsa conteret statt ipse zusammen; aber auch diese Uebersetzung enthält nichts vom unversehrten Fuß, deutet aber wohl auf die für uns verwundete Ferse. Die Zertretung des Hauptes ist die vollbrachte Erlösung.

**) Wer aber ist Maria's Versöhnerin, wenn sie ungnädig werden sollte, oder Unmuth in ihr sich erhebt gegen die, welche sie für barmherziger oder versöhnlicher halten als ihren Sohn, den Versöhner?

*) In geringerem Grade fühlten dies auch die Töchter Jerusalems, Luc. 23, 28.

**) Diese Hyperdoulie ist es, welche auch den ganzen Psalter auf die anbetende Verehrung Maria's travestirt hat. S. das abgöttische Product bei Chemnit. Exam. Concil. Trident. P. III. loc. 4 de invocatione Sanctorum.

Verirrung, welche die Fallibilität dieser Kirche sattsam beweist, gehört nicht in die heilige Theologie der Kirche, sondern in ihre Mythologie, die keinen Theil hat im Hause Gottes mit jener wahren Tochter desselben, sondern hinaus gehört, wo der Paganismus, dessen Wesen Geschöpf-Vergötterung ist, anfängt. Dies fühlt man auch auf der Seite unserer Gegner da, wo sonst aufrichtige Männer die Entblößung des Marien-Cultus von jedem apostolischen Zeugniß zu rechtfertigen sich bemühen, wie z. B. Alban Stolz in dem diesjährigen Kalender für Zeit und Ewigkeit, wo er nicht ohne Naivität sagt S. 5 und 6: „Wenn man den Heiden, welche Christen wurden, gleich mit der Verehrung Mariä gekommen wäre, so hätten sie leicht das Verehren mit Anbeten verwechselt und hätten die Maria für eine Göttin gelten lassen nach Heidenart.*) Darum ist es räthlich gewesen, vor der Hand nichts davon anzupreisen." Wir tadeln hiebei nur das, wenn auch jesuitische, doch höchst unapostolische „vor der Hand", weil auch nach der Hand und zu allen Zeiten und jetzt der hyperdoulische Marien-Cult die Verehrung nur zu leicht in Anbetung übergehen läßt, und stets das Christenthum mit dem Heidenthum zu kämpfen hat, welches Götter und Göttinnen in gar mannigfaltigen Graden und Arten anruft und anbetet oder sein Herz an sie hängt. An der Spitze aller Offenbarungs-Zeugnisse Gottes stehet das erste Gebot, das heiligste in der Lade des Zeugnisses im Allerheiligsten. Dieses Gebot der Gebote sammt allem, was daran hängt, weiß nichts und will nichts wissen von solchen künstlich erdachten Abstufungen religiöser Verehrung, wie die Latrie, Hyperdoulie und Doulie. Es leidet keinen Cultus der Höhen neben dem Höchsten, und das ganze Gesetz und alle Propheten zeugen dagegen. Mit der entschiedensten Exclusivität verbietet es, andere Götter zu haben oder zu machen, zu bilden oder zu dichten weder im Himmel noch auf Erden, oder andern zu dienen (δουλευειν, עבר) als dem allein wahren Gott, der aus dem Diensthause des abgöttisch vielen Göttern und Göttinnen dienenden Aegyptens herausgeführt hat, und der als starker und eifriger Gott keinen Cult oder Dienst anderer höherer Wesen um, neben oder unter sich duldet, als den, welchen sie ihm selbst leisten in der Weise des anbetend dienenden Cherubs, oder der vor dem Dreieinig-Heiligen ihre Angesichte verhüllenden Seraphim, die sammt den Aeltesten droben und dem ganzen himmlischen Heer allein Gott und dem Lamm die Ehre geben immerdar, Offenb. 4 und 5. Im Widerspruch mit dem so heiligen als festen Grund der ganzen Bibel A. und N. T.'s führt die doulische und hyper-

*) Dem hätten sie ebensowohl steuern können, wie ihrer eignen Vergötterung, Apgsch. 14, 11—15.

doulische Verehrung Maria's und der Heiligen zu einem polytheistischen Wesen, welches der Wahrheit und wahren Ehre Gottes nicht minder entgegen, als dem Heile der Seelen gefährlich ist. Nicht eine Stufenleiter steigender Vollkommenheiten, worauf Maria nächst Gott die höchste einnähme und darum hyperdoulisch zu verehren wäre, führt nach der Schrift vom unvollkommenen Menschen zur allerheiligsten Vollkommenheit Gottes hinan. Vielmehr zwischen ihm dem ewig Unendlichen und allen endlichen Geschöpfen besteht der Wesensunterschied, der Gegensatz des Schöpfers und Geschöpfs, des absoluten Herrn und seiner Knechte und Mägde, die nichts von sich selber haben, die alles ihm verdanken und, wenn auch in unter sich verschiedenen Ordnungen und Gliederungen, doch alle vor seinem hohen Thron und Hochaltar zu knieen, nicht aber Nebenaltäre doulischer Verehrung gegeneinander aufzurichten haben. Auch das Heidenthum nimmt einen Stufenunterschied zwischen seinen Gottheiten an, und ordnet Götter und Halbgötter, wie auch vergötterte Menschen und Naturmächte dem Vater Zeus unter und diesen wiederum dem verborgenen Schicksal. Es gelangt jedoch damit noch keineswegs zum wahren Monotheismus, sondern bleibt eben wegen der verschiedenen cultischen Dienste und mannigfachen doulischen Anrufungen im Polytheismus verstrickt, oder versinkt in den Pantheismus schwärmender Weltvergötterung oder endlich in Atheismus. Aber auch dieser liebt nicht nur den Bauch- oder Mammonsdienst, sondern verträgt sich auch wieder leicht, wie die Erfahrung es gibt, mit dem Cultus des Genius, oder der Genien oder Ingenien (Genies) und ihrem Bilderdienst im Denkmäler-Setzen, Libationen-Bringen und Hochrufen, das nah an Anrufen gränzt. So versuchlich, so gefährlich nah liegt seit alten Zeiten die Neigung zur Vielgötterei dem natürlichen Menschen, daß stets dagegen zu wachen und zu kämpfen ist. Die Kirche thut daher sehr übel daran, wenn sie dieser abgöttischen Neigung durch den schönen Schein und Namen und Ruhm Maria's und der Heiligen Vorschub thut. Gewiß zwar ist, weil es christliche Heiligen sind, der kirchliche Cultus derselben sittlich reiner als der weltliche des Genius und der Genien; aber auch das edlere Heidenthum hatte im Cultus seiner Götter und Heroen anerkennenswerthe sittliche Momente.*)

(Schluß folgt.)

*) Vgl. Nägelsbach, homerische Theologie.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 22. September. № 76.

Gegen die Ausnahme der Jungfrau Maria von der Erbsünde, und das neue päpstliche Dogma darüber.

(Schluß.)

So wie daher die Verehrung der Heiligen, die jetzt unsichtbar drüben im Jenseits weilen, sich zu einer unmittelbaren zuversichtlichen Anrufung derselben erhebt, versteigt und verirrt sie sich. Welche Wohlthaten sie dann auch, und wenn auch nur die einer fürbittenden Vermittlung, von den hohen Patronen erbitten möge, so wird sie auch immer schon Anbetung (invocatio implorans), deren Wesen ja nicht in den dabei üblichen Ceremonien besteht. Sie lenkt des Herzens Zuversicht von dem allmächtigen, allgegenwärtigen und barmherzigen Gott auf endliche Geschöpfe ab, die abwesend und im Tode von uns abgeschieden sind, so daß sie in keiner irgendwie gewissen Verbindung mehr mit uns stehen, und durch die Voraussetzung schon, daß sie gewiß unsere Gebete hören, vergöttert werden. *) Damit geht die Verehrung in das Abgöttische und Heidnische über und widerstreitet dem Dekalog und dem ganzen Gesetz Gottes, wie nicht minder dem Evangelium von Christo dem einigen vollkommenen Mittler (mediator redemtionis et intercessionis) und von dem großen Tröster, dem heiligen Geist, der besser tröstet und unsere Seufzer, die er auch selbst erregt, besser kennt und tiefer stillt, als alle erschaffenen Geister es je vermögen. Je mehr nun zur Förderung jener Anrufung die Tugenden und Verdienste, die Wohlthaten und Gnadenerweisungen einzelner Heiligen amplificirt und cultisch celebrirt werden, desto mehr steigert sich innerlich und äußerlich die abgöttische Verirrung; und je höher übertrieben alle denkbare, ja auch undenkbare Vollkommenheiten auf Ein menschliches Wesen, das als heilig im Schooße natürlicher Eltern erschaffen, präconisirt wird, auf Maria mit hyperdoulischem Ueberschwang zusammengehäuft und betend gefeiert und verherrlicht worden, um so intensiver, um so abfälliger vom wahren zu einem unwahren Gott oder Halbgott wird die Abgötterei *), und um so widerwärtiger für den wahren Christen. Sie ist ihm zuwider, weil sie dem wahrhaftigen Gott und seinem infallibeln und heilig zürnenden Wort zuwider ist; sie ist ihm zuwider, weil sie dem wahren, wahrhaft göttlichen Christus eine unwahre, nur menschliche Christa, und dem wahren ewigen Paraklet eine unwahre zeitliche Parakletin abergläubisch zur Seite stellt oder unterstellt (substituta) und dadurch die Seelen verwirrt und ihre Zuversicht spaltet; sie ist ihm zuwider, weil sie der heilig dienenden Mutter des Herrn, deren höchste Tugend in der Tiefe ihrer Demuth besteht, durch den unerträglichen Schmeicheldunst und Lobqualm, den sie ihr als hoher Herrin bringt, zuwider seyn muß; sie ist ihm unerträglich, weil sie unverträglich ist mit dem Deo soli gloria et in solo ejus nomine salus.

Wir wissen wohl, wie man die Glorie Gottes mit der Glorie Maria's zu vereinbaren und den Vorwürfen abgöttischer Versündigung gegen Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist zu entrinnen sucht. Man sagt nämlich, es werde ja weder ihr, noch den Heiligen ein selbstständiges, unerschaffenes, göttliches Wesen, das als solches anzubeten wäre, zugeschrieben, sondern alle ihre Vorzüge und Verdienste beruhten nur auf Gaben und Mitwirkungen der Gnade des höchsten Gottes und also nicht auf eigner Göttlichkeit. Dies behauptet der Papst in seinem Schreiben von Maria auch da, wo er sie in Ueberbietung aller Sprachen und Lobpreisungen der Engel und Menschen „ein unaussprechliches Wunder Gottes" nennt. Wohl hält er hiebei noch ihren geschöpflichen Charakter fest; aber er verfällt auch mit seinen maaßlosen Uebertreibungen um

*) Daß es sich hiemit wesentlich anders verhält, wenn ein Lebender den andern um seine Fürbitte angeht und sie erhält, und daß auch Verstorbene noch für Lebendige bitten werden, wie der reiche Mann im Evangelio für seine Brüder, ist ebenso wenig zu leugnen, als daraus etwas für die Anrufung der Verstorbenen folgt. Vgl. Apol. Confess. August. p. 224 sq. Conscientia nihil potest certi de illa invocatione habere — ideo ex fide fieri nequit.

*) Auch die crassesten und abergläubischesten Excedirungen in dieser Hinsicht werden zwar von der Kirche nicht anerkannt, aber doch auch nicht entschieden verworfen oder gehindert, und dadurch im Volke dauernd erhalten. Es ist eine alte Klage: nullus est locus, in quo a dogmatibus suis discernant manifestos abusus, s. Apolog. l. c. p. 231. Wie weit es mit dem Marien-Cult schon zur Zeit der Reformation gekommen war, darüber s. ib. p. 228: publica persuasione beata virgo prorsus in locum Christi successit; hanc invocaverunt homines, hujus misericordia confisi sunt, per hanc voluerunt placare Christum, quasi is non esset propitiator, sed horrendus judex.

so tiefer in das Aergerniß der Geschöpf- oder Menschenvergötterung, die von allen wahren Heiligen perhorrescirt wird. Er bezieht dabei zugleich das Gnadenwunder ihrer heiligen Vollkommenheit, ganz entschieden und von dem ersten Moment ihres Entstehens an, nur auf ihre Erschaffung oder sündlose Entstehung, nicht aber auf ihre Erlösung und Heiligung und die darin für die sündigen Menschen geoffenbarte Gnadenfülle, weil sie ja ohne alle Sünde war. Daraus erhellt, wie unabhängig er Maria diesen hohen Gnadenoffenbarungen gegenüber oder im Gegensatz aller andern Menschen sie darüber stellt, und welchen selbstständigen Antheil an der Heilsökonomie des Sohnes und des h. Geistes für die sündige Welt er ihr beimißt. Zwar heißt es am Schlusse des vorerwähnten ärgerlichen Ausschreibens, „daß die seligste Jungfrau im ersten Augenblick ihrer Empfängniß vermöge einer besonderen Gnade und Bevorzugung von Seiten des allmächtigen Gottes im Hinblick auf die Verdienste Jesu, des Erlösers der Menschheit, von jeglicher Makel der Erbschuld frei bewahrt worden.“ Da aber die Verdienste Jesu als Erlösers der Menschheit gar nicht auf die ursprünglich reine Schöpfung, sondern eben nur auf die Erlösung der Menschen von der Unreinheit der Sünde, die in Maria von ihrem ersten Ursprung an negirt wird, sich beziehen, so ist jener „Hinblick auf die Verdienste Jesu“ entweder nur eine zweideutige Redensart, worin sich die active Betheiligung Maria's an der Erlösung der Menschen versteckt, oder ein eitles Feigenblatt, womit ihre Entblößung von jeder receptiven Theilnahme an der Heils- und Heilands-Gnade verdeckt, und das Evangelium von Christo mit dem andern von seiner schon vor ihm sündlosen Mutter, die des Versöhners Versöhnerin ist, irgendwie noch den Worten nach im Zusammenklang erhalten werden soll. Für Jünger des Papstes mag dies zu täuschender Beruhigung bei ihrem Mariendienst genügen. Jünger Christi aber können dieser Vermengung eines andern apokryphischen Evangelii von einer Miterlöserin und zweiten Mittlerin mit dem wahren kanonischen Evangelium vom einigen wahren Mittler und Heiland, dem allein die volle und ganze Ehre der Erlösung aller Menschen ohne Ausnahme gebührt, nur das apostolisch-kanonische Wort Gal. 1, 8 entgegensetzen: So auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium würde predigen, als wir euch gepredigt haben, der sey Anathema. Es ist dem Herzen schwer, solchen Spruch zu sprechen; aber es ist eine unabweisliche Pflicht des theologischen Dienstes wie der Väter, so auch der Söhne der Kirche, solchen scheidenden und schneidenden Widerspruch dem abgöttischen Irrthume entgegenzusetzen und besonders dann, wenn er, wie jetzt, keck wieder sein Haupt erhebt und durch neue dogmatische Satzung für immer sich festzusetzen bestrebt ist. Wie der Apostel sein Anathem erhebt gegen diejenigen, welche die Christen wieder in das Judenthum zurückführen wollten, so sind wir schuldig, es auch denen entgegen zu halten, welche uns darum verdammen, weil wir ihre zu heidnischer Geschöpfvergötterung und schriftwidrigen Culten verführende Irrlehren verwerfen. Unser keiner

kann, noch will, noch wird je mit dem Papste singen: meine Seele erhebt die stets höchst heilige und mächtige Maria, und mein Geist freuet sich ihrer als meiner himmlischen Heilsvermittlerin; sondern mit Maria, der Gebenedeiten, die wir selig preisen und holdselig in ihrer hohen huldvollen Demuth, wollen wir gläubig und selig singen: meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes; denn er sieht meine Niedrigkeit an, und seine Barmherzigkeit währet immer für und für bei denen, die ihn fürchten. Gloria in excelsis soli Deo! Hütet euch vor den Abgöttern, 1 Joh. 5, 21.

S — s.

Ulrich von Hutten und seine Stellung zur Reformation. *)

I.

Ulrich von Hutten gehört zu den Geschichtsbildern, welche durch bittern Haß und unklare Bewunderung in gleichem Maaße verzerrt worden sind. Daß die vom Geiste der Römischen Kirche inspirirte Feder kein gutes Härlein an ihm läßt, darf nicht verwundern; er hat ja durch seine schonungslosen Angriffe gegen ihre Schäden solchen Haß provocirt. Protestantischerseits aber hat eine verwaschene Geschichtsschreibung ihn zu einem Hort Deutscher und Evangelischer Freiheit hinaufgeschraubt, so daß er lange für einen faden Liberalismus und Rationalismus als willkommenes Aushängeschild hat dienen müssen, und wer Hutten nur aus derartigen Lobpreisungen kennen gelernt hätte, hätte die Meinung fassen müssen, er sey so ein Geselle wie Johannes Ronge frischen und miserablen Andenkens gewesen, und wirklich scheinen Manche so ziemlich dieser Meinung zu seyn. Aber es war doch noch ein ganz anderer Gehalt in dem Fränkischen Ritter, als in dem luftigen Kaplan von Laurahütte, und wir hoffen auch, es sey jetzt einer richtigern Würdigung Huttens der Weg gebahnt. Ranke ist in seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation in seiner maaßvollen Weise auch hierin der Wahrheit und Hutten gerecht geworden, und durch die neueste Biographie H.'s, welche die gegenwärtige Darstellung veranlaßt hat, ist Jedermann in den Stand gesetzt, sich über diesen merkwürdigen Menschen klar zu werden, denn der Verf. hat nicht nur das historische Material getreu und durchsichtig dargelegt, sondern er wehrt auch durch manche treffende Bemerkung jener Confusion, welche Charaktere und Richtungen, die sich zeitweilig in manchen Punkten berühren, sofort miteinander identificirt, und namentlich hat er die Gränze zwischen Hutten und Luthern sehr scharf aufrecht zu halten gesucht. Wenn er dabei mitunter mehr Sympathieen für H.'s humanistischen Standpunkt zeigt und ihm derselbe weitherziger erscheint als Luthers theologischer, so ist das seine Sache und

*) Auf Veranlassung der Schrift: Ulrich von Hutten. Von David Friedrich Strauß. 2 Thle. Leipzig 1858.

braucht uns weiter nicht zu irren, die wir wissen, worauf Luthers Kraft und Größe gebaut ist.

H. war ein eigenthümliches Gemisch von Ritter und Literaten: der Ritter ging bei ihm oft mit dem Literaten durch, er konnte nicht wie so viele seiner Freunde an den wissenschaftlichen Studien als solchen sein Genügen finden und konnte sich unmöglich darauf beschränken, sich wie sie durch ein Witzwort im Kreise der Freunde oder allenfalls ein ausgestreutes Epigramm an den Gegnern der classischen Bildung zu rächen, sondern er wollte praktische und zwar schnelle Resultate und stürmte auf diese mit dem Stolz und Rücksichtslosigkeit eines Ritters los, der sein Recht am liebsten seinem Schwerte verdankt. Gleichwohl gaben ihm seine beschränkten Verhältnisse keine solche Mittel in die Hände zu solchen Unternehmungen wie dem Sickingen, und der Ritter mußte zuletzt doch froh seyn, wenn der Poet für ihn die Feder als Schwert führte, wie er ja auch bei dem Poeten zu Tische gehn mußte. Was nun insbesondere seine Stellung zur Reformation betrifft, auf die es uns hier besonders ankommt, so drängt sich dabei die Frage auf, welcher Antheil denn überhaupt den Freunden und Vertretern der wiedererwachten classischen Studien oder den Humanisten, wie man sie nennt, an der Reformation gebühre. Vollständig erschöpfend ist diese Frage noch nicht beantwortet, so viele tüchtige Vorarbeiten dazu vorliegen. Es ist hier nicht der Platz dafür und Referent ist von der Anmaßung entfernt, zur Entscheidung dieser Frage einen Beitrag liefern zu wollen, aber einige Bemerkungen darf er sich in dieser Beziehung doch erlauben, und diese können doch vielleicht diesem oder jenem Leser dazu dienen, sich auf dem Schauplatze zu orientiren, auf welchem wir H. auftreten sehen.

Der bedeutende Einfluß, welchen das Wiedererwachen der classischen Studien geübt hat, die Bewegung der Geister, welche dadurch hervorgerufen worden, und der große Vorschub, welcher der Reformation dadurch geleistet worden ist, sind oft genug dargestellt worden. Wir brauchen das Alles nicht zu wiederholen und wollen auch die Uebertreibungen bei Seite liegen lassen, die man sich dabei mit erlaubt hat. Das aber wird wohl erlaubt seyn zu sagen, daß der Humanismus für sich allein eine Reformation der Kirche herbeizuführen nicht im Stande war, auch gar nicht darauf ausging; ja, wenn wir einige treffliche Männer ausnehmen, an welchen das Reformationswerk Vor- und Mitarbeiter fand, wird es keine zu harte Behauptung seyn, wenn wir sagen, daß die Humanisten ganz und gar nicht dazu angethan waren, eine heilsame reformatorische Thätigkeit in der Kirche zu üben. Dreierlei ist's, was sie dazu unfähig machte: es fehlte ihnen vor Allem an tiefem und liebendem Sinn für die Kirche, ja es waren ihrer Viele daran, ein nacktes Heidenthum in die Kirche einzuführen und haben mehr zur Deformation als zur Reformation derselben beigetragen. Ferner fehlte es den Vertretern des Humanismus, der Mehrzahl seiner Häupter wie dem großen Heer, an der erforderlichen sittlichen Berechtigung. Endlich vermissen wir auch bei dem Humanismus im Ganzen alle Volksmäßigkeit, man lebte zu sehr in wissenschaftlicher Abgeschlossenheit: erst durch die Reformation ist derselbe praktisch geworden und hat er sich herbeigelassen, von seiner Höhe herabzusteigen und dem Volke zu dienen. Zu diesen Behauptungen werden die nachfolgenden flüchtigen Skizzirungen, bei denen wir uns hauptsächlich an die treffliche Charakterisirung in K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik anschließen, die Belege liefern.

Die meisten Belege wird uns Italien liefern, und die Thatsache, daß Italien, das Vaterland des Humanismus, nicht zur Wiege der Reformation, sondern der Mittelpunkt aller reformationsfeindlichen Bestrebungen geworden ist, daß der Römische Hof trotz alles Coquettirens mit den schönen Wissenschaften irreformabel geblieben ist, könnte ein hinreichender Beleg seyn. Sehen wir uns gleichwohl die Sache ein klein wenig genauer an.

Mit Achtung bleiben wir zuvörderst vor den drei großen Schriftstellern in der lingua volgare, Dante, Petrarca und Boccaccio stehen, deren Letzterer zwar sein Andenken durch die Lascivität einiger seiner im Geiste Florentinischer Frivolität geschriebenen Novellen besudelt, diese seine Jugendsünden aber auch gebüßt hat. Alle drei waren Freunde und Förderer der classischen Studien, alle drei waren auch scharfe Censoren des Verderbens in der Kirche; aber Niemand wird sagen können, daß sie, was sie waren, allein durch die classischen Studien geworden wären und sie waren keine Philologen von Profession, wie die späteren, welche auf diese großen Geister um ihres verdächtigen Lateins willen geringschätzig herabblickten und für ihre großartigen Werke in der Volkssprache nur Verachtung hatten. Uebrigens blickt auch bei ihnen bereits eine seltsame Vermischung des Heidnischen und Christlichen durch, und wie weit diese bereits damals um sich gegriffen hatte, zeigt Petrarca's Dichterkrönung, wo sich die Kirche mit den heidnischen Göttern in die dem Gefeierten darzubringenden Ehrenbezeugungen theilte und tanzende Faunen, Satyren und Nymphen ihn zur Peterskirche führten.

Auch unter den nachfolgenden Häuptern der classischen Studien gibt es achtungswerthe Charaktere, welche bei einseitiger Verehrung der alten Classiker und Mißachtung der Landessprache doch gottesfürchtige Männer waren und ihre Schüler vor der Ansteckung heidnischer Gesinnung zu bewahren suchten. Als solche werden Guarino von Verona (geb. 1370) und Vittorino von Feltre (geb. 1378) gerühmt, welche mit ihren Schülern auch die heilige Schrift lasen und sie zur Uebung der Gottesfurcht anleiteten. Als ein heller Stern leuchtet vor Allem ein Jahrhundert später der bekannte Graf Picus von Mirandola (geb. 1463), ein Mann von universeller Bildung und tiefem Geiste, der namentlich in seinen letzten Lebensjahren, als er allen weltlichen und gelehrten Eitelkeiten den Abschied gegeben hatte, sich dem Studium der heiligen Schrift und der Liebe seines Erlösers ungetheilt hingab und mit dem Plane umging, sein Vermögen den Armen zu geben und mit dem

Kreuze die Länder zu durchreisen und Christenthum zu predigen. Ihn charakterisirt der Ausspruch: Philosophia quaerit veritatem, Theologia invenit, Religio possidet.

Bei der großen Menge der Italienischen Humanisten aber finden wir nicht allein eine große Einseitigkeit, ein geistloses, mechanisches Betreiben der classischen Studien in sclavischer Nachäffung der großen Muster, sondern dabei auch und grade bei den Koryphäen eine jämmerliche Eitelkeit, gränzenlosen Neid und schamlose Frivolität, womit sie ihre Talente erniedrigt haben. Dies wird besonders ersichtlich in den Fehden zwischen Poggius Bracciolini einerseits und Franz Philelphus und Laurentius Valla, dem berühmten Vorgänger und Vorbilde Erasmus andererseits (sämmtlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wirkend), und es ist unbegreiflich, wie Männer, die als die gebildetsten ihrer Zeit gefeiert wurden, so über die Maaßen gemein und unflätig schreiben konnten. Valla zwar schrieb gemäßigter und ist vielleicht von dem schmähsüchtigen Poggius ungerecht verläumdet worden, aber was für Dinge sagt dieser dem Philelphus vor aller Welt nach! Und doch war dieser Virtuos im Schimpfen nicht bloß ebenso eitel, giftig und rachsüchtig, wie sein Gegner, sondern auch ebenso unzüchtig, denn er ist der Verfasser einer Sammlung der allerschmutzigsten Geschichten, Facetiae genannt. Wenn er sich rühmen durfte, daß dieses Schmutzbuch nicht allein in ganz Italien, sondern auch in Frankreich, Deutschland, Spanien und England verbreitet sey, und wenn es allerdings erwiesen ist, daß es v. J. 1470 — 1500 zwanzig Auflagen erlebt hat, so kann man von diesen saubern Früchten auf den Gehalt des Baumes schließen, und es sage uns Jemand, ob man die Bildung der Zeit, die Neubelebung der Kirche in die Hände dieser Humanisten legen wollte. Und daß wir nicht die Verirrungen einiger einzelnen Männer vor uns haben, zeigt ja der Erfolg, den sie bei ihrem Publikum mit solchen Unflätereien erreichten. Auch stehen sie gar nicht allein da. Selbst Männer von würdigerer Haltung, wie Angelus Politianus (geb. 1454), dem der edle Lorenzo von Medici die Erziehung seiner Söhne anvertraute, besudelten ihren Ruf in dieser Weise. Politian hat es seinen zweideutigen Epigrammen zuzuschreiben, daß man ihn unnatürlicher Sünden beschuldigte, und was soll man sagen, wenn in seinen Gedichten zwei Hymnen an die Jungfrau Maria ein Spottgedicht auf ein altes Weib vorangeht, welches, wie v. Raumer sagt, durch Ekel erregenden Schmutz ähnliche Horazianische Epoden überbietet. Und das war der Lehrer des nachmaligen Papstes Leo X., der auf eine Reihe von Päpsten folgte, welche sich in Schandthaten aller Art wahrhaft überboten haben. Sein Hof war der Zusammenfluß aller schönen Geister, aber auch alles Unglaubens und aller Sittenlosigkeit. Ueber Leo selbst sind Geschichtchen im Umlauf, die ihn als einen offenbaren Epikuräer und Spötter charakterisiren *); wenn sie aber auch unverbürgt sind, so steht doch als gewiß fest, daß Leo von ganz leichtsinniger, sadducäischer Gesinnung war. Pomponatius, welcher das Christenthum verspottete und die Unsterblichkeit der Seele leugnete, fand bei ihm und seinem Kardinal Bembo Schutz, und dahin war es gekommen, daß das zehnte lateranische Concil im Namen der Kirche festsetzen mußte, man solle an eine Unsterblichkeit der Seele glauben. Paul Sarpi, welcher Leo große Kenntniß der schönen Literatur, eine ungemeine Leutseligkeit und Milde, Freigebigkeit und Begünstigung gelehrter Männer nachrühmt, meint, er würde ein vollkommener Papst gewesen seyn, „wenn er von Religionsmaterien gründlichere Kenntnisse und mehr Neigung zur Frömmigkeit gehabt hätte; aber von beiden hielt er nicht viel", und Pallavicini setzt hinzu, er könne dem nicht widersprechen. Ein Spiegelbild Leo's war der eben erwähnte Kardinal Bembo, ein Mann von hervorragendem Talent, feiner Bildung und Sitte, auch im Vergleich zu dem unglaublich sittenlosen, ja viehischen Leben der Römischen Geistlichkeit unbescholten (denn er behielt seine Concubine lebenslänglich bei sich und begnügte sich mit ihr), war er doch nichts als ein glatter Weltmann, ein vornehmer Sadducäer, der in seinem glaubenslosen Sinne sich über Melanchthons Beschränktheit verwundert haben soll, weil dieser an dem Dogma der Auferstehung der Todten und dem ewigen Leben in allem Ernste festhalte. Die Sprache der Schrift und Kirche war diesen gebildeten Weltleuten zu barbarisch, in seinen als Secretair Leo's abgefaßten Briefen vermeidet er sorgfältig jeden unclassischen, kirchlichen Ausdruck, und nicht bloß in seinen Werken, sondern selbst in kirchlichen Ausschreiben redet er gradezu die Sprache des Heidenthums. Auch er schämte sich nicht, sein elegantes Latein zur Verherrlichung der größten Gemeinheit zu mißbrauchen, so daß Scaliger sagt, daß seine Elegieen obscoenissimam elegantiam et elegantissimam obscoenitatem zur Schau trügen. Und dies war einer der feinsten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Quantum nobis nostrisque ea de Christo fabula profuerit, satis est omnibus saeculis notum, soll er in übermüthiger Laune gesagt haben und bei einer Disputation über die Unsterblichkeit der Seele soll er zu dem, der sie vertheidigte, gesagt haben: „Es scheint wohl, daß du recht und wahrhaft redest, aber deines Widerparts Meinung und Rede macht ein fröhliches Angesicht."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 25. September. № 77.

Johannes Evangelist Goßner.

Erster Artikel.

Es liegt uns ein lateinischer Tauf- und Confirmationsschein vor, nach welchem G. am 14. December 1773 getauft worden. Sein Geburtsort ist das Dörflein Hausea bei Ober-Wallstadt. Von seiner Jugendgeschichte und Erziehung ist wenig bekannt. Zeugnisse liegen vor vom Jahre 1793 von der Universität Dillingen, wo er ornatus ac perdoctus D. Phil. Baccalaureus Joan. Evang. Gossner Hussanus Suev. genannt wird und worin sein Fleiß und sittliches Betragen gar sehr gerühmt werden. Ferner vom 20. Juli des Jahres 1796 von Ingolstadt, wo er sogar kanonisches Recht gehört. Sein Ordinations-Zeugniß zum Presbyter ist vom 9. October 1796. Unter seinen hinterlassenen Papieren findet sich ein „Tagebuch oder Notaten — Resultate meines Denkens, Empfindens, Lectüre, Umgangs und Nachdenkens. — Geschichtbuch meines Herzens. Angefangen in meinem einundzwanzigsten Winter am Ende des Decembers im georgianischen Collegium in Ingolstadt." Auf der Kehrseite des Titels steht: „Viele wissen Vieles, aber sich selbst hat keiner ausgelernt." Das Buch beginnt folgendermaßen: Den 22. Dec. 1794. Absicht dieses Buches. Ein fleißiger Oekonom führt ein vollständiges Diarium aller seiner Einnahme und Ausgabe; er zählt, berechnet, vergleicht Alles, um ein guter Haushalter zu seyn. Sollt ich mir nicht auch so ein Diarium meines Denkens, Empfindens, Lebens, meiner Leiden und Freuden ꝛc., ein Register meiner Erkenntnisse und Bemühungen — Notaten von dem Rück- und Fortgang in der Moralität, in den Wissenschaften halten? Ja! das soll ich und das will ich! dazu sollen diese Blätter bestimmt seyn. Ich will hier alles eintragen und aufzeichnen, was mich zu meinem Stande tauglicher macht, was mich in der Erkenntniß und Erfüllung meiner Pflichten weiter bringen kann; alles, was meine Einsichten, Menschenkenntnisse, Kenntniß meiner selbst, und derer besonders, die in meinem Zirkel sind — meiner Lage — erweitert — alles endlich, was ich durch Umgang, Lectüre, Nachdenken ꝛc. erobere. Kurz es soll mir dieses Tagebuch ein Geschichtsbuch meines Herzens seyn, eine Sammlung alles dessen, was zur Aufklärung des Verstandes, zur Bildung des Herzens — zur Glückseligkeit beiträgt u. s. w. Am Schlusse dieser Einleitung heißt es: „Mein Endzweck soll dieser seyn, daß ich es in Uebung der Tugend, in Erkenntniß der Wahrheit und im Streben nach Weisheit und Glückseligkeit immer weiter bringe, am Ende besser, weiser und seliger werde." Dies Tagebuch ward unter den Papieren des Verstorbenen versiegelt gefunden mit der Aufschrift: noli me tangere! und ist von großer Wichtigkeit für den künftigen Biographen. Wir theilen nur Einiges mit daraus, was uns einen Blick in sein Herz gibt. 27. Febr. 1795, Abends in der 9ten und 10ten Stunde: Todesnachricht meines besten Freundes Robert. Noch hör ichs: „Haben Sie den Boiger gekannt? — o ja! Er ist mein bester Freund; — der ist jetzt todt — — gewiß, der ist todt — — —." Blaß und stumm stand ich lange da, fiel endlich auf die Bank zurück und noch weiß ich nicht, was ich dachte oder wie mir war. Die ganze Stunde (nämlich heut von 3—4 Uhr im Collegio der Dogmatik) hörte ich den Professor nicht: Schwermuth hatte mich ganz bemeistert und ihr muß ich mich noch überlassen; sie ist mir sonst wie eine Freundin willkommen und ich finde an ihrer Gegenwart manchmal Vergnügen; aber heute ist sie mir zu lästig. Jetzt liegt sie zu schwer auf mir, kann sie nicht mehr los werden. Robert — dahin, todt und verscharrt — doch nein, er ist nicht todt, er lebt — lebt glücklicher als ich. Er glaubte an Jesus und wer an den glaubt, der wird ewig leben und ins Gericht kommt er nicht. — Er lebt also noch, wird ewig leben! — aber doch todt für diese Welt, für mich; — hier seh ich ihn nicht mehr — hier lächelt, umarmt, küßt er mich nicht wieder — hier kann ich nicht mehr freundschaftlich mit ihm umgehen. Er ist nun in einer reinern, edlern, glücklichern Gesellschaft, genießt der Freundschaft Jesu — Gottes. — O wäre ich auch schon in dieser Gesellschaft u. s. w. 24. Mai 1795, am Pfingstfeste: Heute ergoß sich der Geist des lebendigen Gottes über die ersten Herolde unserer Religion aus, der Geist der Wahrheit, der Liebe und Eintracht, und durch die Stärke, den Trost dieses Wahrhaftigen befestigt, konnte sie nichts von der Liebe Gottes abbringen, nichts konnte sie von ihrem Eifer, das ihnen Aufgetragene zu erfüllen, schwächen, nichts ihren Muth, für Jesum den Gekreuzigten zu leiden, benehmen. Sie standen fest und harrten bis ans Ende aus — — möcht Er auch mich mit einem Strahl seines allbelebenden Lichts erleuchten, mein Herz entzünden, daß ich mich gehörig zu dem Amte zubereite, das ich künftig antreten muß, damit ich nicht als ein unwürdiger Miethling ins Heiligthum eintrete, sondern als ein treuer Schüler des Jesu von Nazareth, dessen Reich

ausbreiten helfe, daß ich im Ton der Wahrheit und Ueberzeugung und mehr noch durch meinen Wandel die Menschen in der Lehre dieses Gottes Sohnes unterrichte." — Die Predigten von Niedermayr hatten bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht, denn es finden sich viele Auszüge daraus vor. Am 14. Juni 1795 heißt es: „So rührend und mit so großer Empfindung hörte ich Hrn. Niedermayr noch nie als wie heute. Hier das Skelette seiner Rede. Freuet Euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war, Luc. 15, 6. Die Kennzeichen eines guten Hirten, unter dessen Bild sich Jesus öfter darstellt u. s. w." Unter dem 28. Juni desselben Jahres heißt es u. A.: „— So klagte und jammerte ich oft, daß ich hier gar keinen wahren Freund fände, dem ich mich mittheilen könnte und der im Innersten harmonirte. Ich kannte zwar immer einige, die ich anfangs schätzte als Freunde, aber es zeigte sich allzeit bald, daß wir ein wenig nur zusammenträfen und nicht dauerhaft Freundschaft knüpfen könnten — den einen fand ich unmoralisch, bei all seinem Gefühl gegen mich, dabei aber doch etwas Eigennutz und Falschheit unterlief, den andern u. s. w. Oft von Schmerz und Kummer beinahe zu Boden gedrückt und ganz trostlos ohne Freund zu leben, hatte ich endlich das Glück, so einen zu finden, wie ich mir ihn schon lange wünschte u. s. w. 29. Juni. Am Petri- und Paulitag. Ich hatte gestern das erstemal Hrn. Niedermayr besucht und ihm gebeichtet und ich fand den Mann ganz wie ich ihn erwartet. Heute nun war seine Predigt wieder der Abdruck seines Herzens und Beweis seiner Liebe zu Jesu und seinen Zuhörern. Hier folgt das Skelett: Man kann das ganze Evangelium in dem Worte zusammenziehen, das wir diesen zwei großen Männern zu verdanken haben. I. Glauben a) mit dem Herzen innerlich und b) mit dem Munde äußerlich, c) thu was du glaubst — thätig. So glaubt auch Petrus und Paulus, wie es ihr ganzes Leben beweist. II. Leiden a) wegen Jesus, b) wie Jesus, c) was Jesus litt. Des Petrus und Paulus ganzer Lebenslauf war eine Kette von Leiden, sie litten wegen und wie Jesus, und was er gelitten, litten sie auch. III. Lieben a) Gott über Alles, b) den Nächsten wie dich selbst, das that auch Petrus und Paulus, das zeigt ihre ganze Geschichte und ihre Briefe. Nehmt dies mit nach Hause, diese kleine Handbibel, und leset beständig darin und lebet darnach und erfüllet es, sonst seyd ihr keine Christen. Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet, wer nicht leidet, der wird nicht verherrlicht werden, wer nicht liebt, der bleibt im Tode. Glaubet, leidet und liebet und ihr werdet nicht gerichtet, ihr werdet verherrlicht, ihr lebet ewig. Amen. Dieser vortreffliche Mann! wie rührend redet er mir wieder ans Herz. So oft ich ihn höre, so oft lieb ich ihn mehr, weil er mir allzeit besser gefällt, der heutige Tag ist mir aber vor allem der merkwürdigste in Rücksicht auf ihn — heute speiste, labte, erquickte und stärkte er mich mit dem Wort des Lebens und mit dem Brod des Lebens, das empfing ich heute auch aus seiner Hand, jenes aus seinem Munde. Was ist mir theurer, jenes oder dieses, sein Mund oder seine Hand? Beides geschah aus Liebe und beides empfing ich mit Empfindung und beides mit solcher Rührung, Gefühl und innerlicher Freude, wie ich es in meinem Leben noch nie aufnahm und wie es mir noch nie gereicht wurde u. s. w. 7. Dec. Gestern erhielt ich den titulum provisionis von dem H. E. Dom-Capitel in Augsburg — gepriesen sey die Vorsehung, die so väterlich für mich sorget — ich hoffe auf den Herrn, er wird auch ferner mein Vater seyn — es sey ferne, daß ich ein undankbares Kind gegen ihn werde. — — Heute mußt ich eine Rede auf das academische Fest Mariä Empfängniß halten im academischen Tempel. Da ich das Katheder bestiegen und zu peroriren anfing, wankten meine Füße und zitterten meine Hände, so daß ich kaum vor Zittern mehr lesen konnte, endlich wurde ich ganz beherzt, so daß ich es selbst bewunderte und den meisten Beifall erhielt. Was ist der Mensch? Er zittert vor Menschen auch da, wo er nichts zu fürchten hat — und doch ist er noch stolz, auch wenn er zittert, hascht nach Ehre und Ruhm, wenn er gleich zittert" — Weiterhin heißt es an einer Stelle: „Engelhardt sagte und las mir so viel Gutes, Kostbares besonders von Lavater und Pfenninger, das mir Herzensfreude und Seelengenuß und unbeschreibliche Wonne verschaffte u. s. w. — Am 30. März besuchte ich Sättler mit Seitz. Gleich der erste Empfang machte einen angenehmen Eindruck; er nahm uns so liebreich und freundlich auf, wie mich noch nie ein Mensch aufnahm, hieß uns dann beim Mittagessen bei ihm bleiben und bis er Messe gelesen hätte sein Zimmer nach unserem Belieben zu brauchen. Ich fand unter seinen vielen Büchern meistens schöne, christliche, sinnreiche, auch einige Jugendschriften. Sein ganzes Betragen ist edel, liebevoll, sanft, delikat, zuvorkommend, wohlthuend, freundlich ernsthaft, kurz er ist der liebevollste Johannes — so einen Menschen sah ich noch nie, wie ich in Sättler einen sah. Er las uns viel Schönes, Unterhaltendes, Witziges und Lehrreiches vor, z. B. die schönsten Gedichtchen aus Pfeffel, auch etwas aus Asmus und aus Manuscripten, darunter auch der arme Joseph war." — — — Nun finden sich viele Auszüge aus Lavaters Schriften und noch immer Predigtauszüge von Niedermayr. Es liegt ein langer Aufsatz vom 27. Juli 1796 vor über sein theologisch-seminaristisches Leben und namentlich sein Ausscheiden aus demselben, der Abschied und die Trennung von seinen Freunden, namentlich von Göbel und Böck, der sehr wichtig ist und uns einen tiefen Blick thun läßt in seinen strebenden Geist und sein Unbefriedigtseyn mit dem gewöhnlichen alltäglichen Unterricht. Es heißt darin unter andern: „O wie oft fühlte ich recht stark das Bedürfniß, einen Freund zu haben, unter dessen Leitung und Führung ich mir hätte feste Grundsätze sammeln und zur Ruhe gelangen können, und da wünschte ich mir nie einen andern als Sailern; ich reiste 1795 im August in der Absicht nach München zu ihm, um mit ihm näher bekannt und vertraut zu werden, war entschlossen, länger mich dort aufzuhalten, um durch seinen Umgang im Moralischen und durch seine Belehrung in anderen Grundsätzen zu profitiren, aber theils kannte er mich nicht — doch soll er nachher zu seinen Freunden gesagt haben,

ich wäre ein ganz anderer Mensch geworden, als der ich in Dillingen war — theils konnte und getraute ich mir nicht, mich zu erklären, was ich von ihm wollte. Dann war der gute Mann damals im Exil, in einer Lage, in der er sich nicht ohne Unterschied jedem Hergelaufenen vernünftig anvertrauen durfte, ich verließ also München gleich wieder und ging unbefriedigt, Gott weiß wie ungerne und wie tief fühlend den Schmerz, diesen Mann, von dem ich mir so viel versprach, unbenutzt verlassen zu müssen." — „Im ersten und zweiten Jahre meines theologischen Cursus war ich so ziemlich mit der Theologie, wenigstens mit der Dogmatik zufrieden, aber doch nie ganz, ich lernte zwar die Beweise so auswendig fürs Examen, las freilich auch noch andere, damit übereinstimmende Deutsche Schriftsteller, besonders protestantische, als Jerusalem, Kleuker, Döderlein, diese beruhigten mich mehr, so daß ich am Ende des zweiten Jahres ein festes unüberwindliches System inne zu haben glaubte, ich that mir auch viel zu gut auf mein Vielwissen, weil ich gute Atteste, viel Lob und Zufriedenheit vom Professor und allenthalben von den Mitschülern großen Ruhm und Beifall als ein guter Theologe einerndtete. Blieb aber nicht lange in diesem Wahn. Ich sah bald das Krüppelhafte meines Systems; nachdem ich und auch andere nur ein Bischen daran rüttelten, fiel es endlich ganz zu Boden. Im dritten Jahre gab ich anfangs der Theologie den Abschiedsbrief ohngeachtet alles Bittens und Dringens meines Professors und meines Subregenten, die beide sich alle Mühe gaben, mich mit der Theologie zu versöhnen, ja sie wollten durchaus haben, ich sollte graduiren oder doch defendiren — — ich schlug es aus und ladete mir dadurch die Ungunst dieser beiden Männer auf den Hals, dessen unbekümmert weihete ich mich das ganze Jahr dem Studium der Pastoral, darin ich freilich viel mehr hätte thun können." — Zweimal predigte er in dem letzten Jahre in Lichtenau und Hohenwarth, womit er sich sehr unzufrieden erklärt. Dann sagt er: „Ich habe in diesem Jahre disharmonirende Bücher gelesen, z. B. Kant, Feßler, Steinbart ꝛc., hernach Sailer, Lavater, Pfenninger ꝛc. und mit disharmonirenden Freunden Umgang und Unterredung gepflogen, so konnte ich nie mit mir eins werden." — „Meine besonderen Freunde im Collegio sind wenige, aber doch die edelsten und besten aus allen: Ströbel und Böck." — — „Bei meiner Abreise am 21. Juli in der Frühe um 4 Uhr begleiteten mich sechszehn von ihnen bis Borkheim und schieden unter brüderlichen Abschiedsgesängen — zwei gingen noch bis Neuburg mit mir — so viel Freude diese Begleitung mir auch verursachte und so angenehme und rührende Empfindungen sie in mir erregte, so wäre ich doch lieber in stiller Vertraulichkeit mit meinem Ströbel allein entwichen, den ich zum ersten gleich oberhalb der Spitzelmühl mit einem Kusse, einem Lebewohl und einem Wink ohne Geräusch verabschiedete, das mehr sagte, als all das Jubelgeschrei der Uebrigen. Mehr aber und inniger noch empfand ich den Abschied des lieben Böcks; tief und stark fühlte ich, wie er mich zum zweitenmal küßte und wir beide vor stiller Wehmuth schweigend nur durch Blicke sprachen, endlich ich an der

Treppe das letzte Mal zurücksah, mich umwandte, ohne Hoffnung des Wiedersehens und mit dem Bewußtseyn, ihn nicht genugsam geschätzt und geliebt zu haben, schwer leidend und stark empfindend die Stiege hinunter eilte." Unter dem 26. März 1797 heißt es: „Jesus ein Opfer der Sünde. Jesus fiel, mußte fallen nach dem Auftrag seines Vaters als Opfer für der Welt Sünde — — der Tod Jesu das köstlichste Opfer für der Welt Sünde, sollte die Achtung, Liebe des Gesetzes, und Verachtung, Haß der Sünde, Gesetzlichkeit allgemein unter den Menschen machen, Lehren einflößen. — — Hierin erkenne ich die große Liebe des Vaters, der freilich viel, das Köstlichste zum Opfer für die Sünde forderte, aber nur aus Liebe — aus Achtung fürs Gesetz, aus Liebe zu den Menschen — sie gut und selig zu machen. — Hierin erkenne ich die Liebe des Sohnes — die große, große Liebe des Sohnes, der nur aus Liebe als Opfer für der Welt Sünde, aus Achtung fürs Gesetz, aus Liebe zu den Menschen fällt, sie gut und selig zu haben, und ich schäme mich vor mir selbst und bereue meine Thorheit, diese Liebe des Vaters und des Sohnes nicht eher erkannt und geschätzt zu haben. Ewige Liebe und Wahrheit! führe du mich weiter in der Erkenntniß deiner Liebe und Wahrheit und erwecke in mir Gegenliebe, damit ich dich, Vater! und den, den du gesandt hast, Jesum Christum, erkenne und in dieser Erkenntniß immer wachse und das ewige Leben habe!! Herr, hilf meinem Glauben an deine Liebe, an die Wohlthat deines Todes! damit der Werth desselben nicht an mir verloren gehe, damit ich dein heilig Gesetz allezeit achte und aus Liebe zum Gesetz handle, damit ich die Sünde hasse, nie gering achte — gut und selig werde!!!" Dies ist gleich nach dem Austritt aus dem Seminar geschrieben, den er als eine Erlösung von Tyrannei und Knechtschaft ansah und den er einen glücklichen Tag nennt, der ihm „eine vom Himmel geborene Wohlthat wieder gab und die Wonne wieder kosten ließ, frei und ungescheut athmen zu können." „Da lebte ich auf ein neues wieder auf und war eigentlich wieder existent." 11. Nov. 1797. Gestern besuchte mich unvermuthet Langermayr mit Somer, das war mir eine überaus große Freude, diesen treuen Diener des Herrn bei mir zu haben und zu sehen. Ich versprach mir recht viel mit ihm vom Herrn zu reden und viel von Ihm zu lernen, und ich konnte nichts sagen, ich mußte immer nur ihn betrachten und reden lassen. Einmal sagte ich: man ist halt so untreu! Ja, sagte er, der Herr muß treu seyn, der Herr selbst! Das merkte ich mir sehr! — — Wie er weg war, kam's mir immer wieder, was er sagte: der Herr muß treu seyn! nicht wir, und das verstand ich vorher nie so wie ichs jetzt zu Gemüth führte — nach und nach fühlte ich den Herrn so in mir und ließ ihn machen und wirken in mir und hielt mich zurück. — Es kam mir immer dies in Sinn und Mund: Zurück Teufel! stirb Adam in mir! Es lebe Jesus! Ja fiat! Das geschah und war auch heut den ganzen Tag hindurch all mein Gebet, daß ich es immer wiederholte, pereat Adam, vivat Jesus! und dabei gab ich mich allzeit ihm so hin, und er wirkte in mir, stillte die Unruhe und

Affekte, wenn sie aufsteigen wollten. Ich fühlte den Herrn noch nie so wie heut, nie so anhaltend, oft und lange, nur selten unterbrochen, und so lebhaft und freudig. — Der Herr sey gelobt und beweise seine Kraft immer mehr an mir armen Sündenklumpen." 14. Nov. „So nahe wie gestern war mir der Herr im Gebet noch nie: freundlich und lieblich gab er mir zu fühlen und zu verstehen Seine Zukunft ins Fleisch, wie er sich gleichsam in mir gestalte und zeuge — wie er gänzlich in mir wirke und ich Nichts sey, empfand ich ziemlich deutlich. Unser Unterreden war kindlich und einfältig — —." Nun folgen köstliche Erfahrungen und herrliche Gebete mehrere Tage hindurch. Dann am 25. Nov. heißt es: „Die Hochzeitstage waren bald vorüber. Diese waren freilich lustig und fröhlich. Da gings ans Springen, Pfeifen und Singen, aber hernach ging gleich 's Nothen an. Zuerst wollte die Braut wissen, was an ihr dem Bräutigam noch mißfalle, sie bat ihn, er möchte ihrs zeigen, damit sie's Ihm wieder zeigen und Er dann die Flecken abwischen und heilen sollte, und er thats und zeigte ihr ihre scheußlichen Muttermahle und Schandflecke, unter andern Heuchelei, Scheinheiligkeit, Verstellung, große Meinung von sich selbst ꝛc. — sie bereute und schämte und grämte sich und überließ sich Ihm.

Darauf bat ich den Heiland nochmal öfters, er möchte mir mein Nichts, meine Sünde recht zu erkennen geben und Er ließ michs gar erfahren. Jetzt schon acht Tage her war ich ganz von Ihm verlassen und da kann man sich leicht einbilden, wie ich da ohne ihn war — lau, träg, nachlässig im Beten, Selbstverläugnen, Selbstbekämpfen, es war mir alles unerträglich im Haus. — — —

Nach und nach kam mir's: sieh' so bist du, allein dir überlassen, ohne den Herrn, was du also sonst bist, ist der Herr. — — Da erschrak ich ob mir selbst, wie ists möglich, Herr, du konntest mit mir seyn? sagte ich und dachte ich oft! wie hast du doch mit mir anfangen können und so gnädig! — —"

Und nun nur noch einen Auszug: „Es ist nur Ein Gott und den trag ich in mir. Adam, Adam sterbe — Jesus in mir leb, dem ich mich ergeb, damit er verderbe. Ich: Herr, was willst du doch in mir? Dominus: Nichts will ich in und von dir. Ich: Ja das kannst du im Ueberfluß haben: nichts hab ich, nichts ich bin — noch einen Haufen Sünden nimm dazu hin." — Solcher und ähnlicher Ergießungen und köstlicher Gebete finden sich viele in dem Tagebuche, hier aber müssen die mitgetheilten genügen, die nur den Zweck haben, den Entwicklungsgang von G.'s Glaubensleben anzudeuten und zu zeigen, wie er das geworden, was er war — wie der Herr ihn durch Sein Wort, durch viel Gebet und Stillesеyn und durch den Herzensumgang mit Ihm zu einem so kräftigen und eindringlichen Prediger der Gerechtigkeit sich herangebildet, und auch um einen Blick in sein innig liebendes, nach christlicher Freundschaft sich sehnendes Herz zu gewähren. Wohl wenige waren so voll, innig und herzlich wie Goßner für alle, die ihm

näher standen und ihn näher kannten auf dem einen Glaubensgrunde. — Auch darum sind in dieser Skizze so reichliche Auszüge grade aus dieser Zeit mitgetheilt, um seinen ganz naturgemäßen Entwicklungsgang zu zeigen — wie das Studium des Wortes Gottes, das Lesen frommer Bücher, die Predigten des Prof. Niedermayr und der Umgang mit gläubigen Männern jeglicher Richtung ihn immer weiter führte von einer Stufe zur andern. Es erhellt hieraus, wie ganz falsch die Ansicht ist, als sey Goßner ein Schüler von Boos und durch Boos erweckt worden. Goßner war selbstständig durch das Wort Gottes erweckt, wie er das schriftlich und mündlich vielfach bekannt hat, und wer Boos aus seiner Biographie kennt und Goßner aus persönlichem Umgang gekannt hat, so wie aus seinen Büchern, der wird gleich erkennen, daß trotz dem, worin beide Eins waren, sie doch zu verschieden und selbstständig ausgeprägte Individuen sind, um auch nur den einen Lehrer und den andern Schüler nennen zu können. Daß Goßner gleich sich innig eins wußte mit Boos und an ihm sich erquickte und stärkte, ist natürlich, er war aber viel zu selbstständiger Natur, um nachzuahmen oder zu copiren. (Forts. folgt später.)

Ulrich von Hutten und seine Stellung zur Reformation.

(Fortsetzung.)

Was uns von Leo X. und seinem Hofe berichtet wird, genügt zu beweisen, daß in seinem Italienischen Humanismus auch nicht eine Ader reformatorischen Zuges und Berufes sey und daß von daher die Römische Curie nicht das Geringste zu fürchten hatte. *) Durch dieses Verhöhnen aller Religion und Sitte hat dieser Humanismus sich tief unter das Heidenthum erniedrigt, dem er neue Bildungselemente entnehmen wollte. Statt dem verborgenen Zuge der Sehnsucht nach dem zukünftigen Heil, welches sich durch die ganze antike Welt hindurchzieht, nachzuspüren, vergnügten sie sich damit, die Cloaken des Heidenthums zu öffnen und es in seinen Unflätereien zu überbieten.

Mit Stolz dürfen wir behaupten, daß die Richtung, welche das Studium der classischen Wissenschaften bei den von den übermüthigen und weichlichen Italienern als Barbaren verachteten Deutschen nahm, in aller Beziehung weit über diesem Italienischen Humanismus steht, an wissenschaftlicher Leistung nicht minder, wie an Tiefe, Lauterkeit und Ernst der Gesinnung, nichtsdestoweniger aber müssen wir an der Behauptung der reformatorischen Impotenz auch in Betreff des Deutschen Humanismus festhalten. (Fortsetzung folgt.)

*) Um gerecht zu seyn, müssen wir bemerken, daß es unter den Humanisten und auf den Lehrstühlen Italiens zur Zeit Leo's X. auch Männer von tiefer, aufrichtiger Frömmigkeit gab, die nicht in den an Leo's Hofe herrschenden frivolen Ton einstimmten. Wie ein Menschenalter früher der edle Graf Pico de Mirandola den verächtlichen Gelehrten Philelphus und Poggio, so steht dem divino Aretino ein Aonio Paleario, der wahrscheinliche Verfasser des neuerlich wieder aufgefundenen goldenen Büchleins „vom Verdienst Christi" gegenüber. Für solche Männer freilich hatte die Römische Curie keine andern Ehrenbezeigungen, als das Martyrium, welches der 70jährige Greis nach dreijähriger Gefangenschaft erlitt. Diese bessere und wahrhaft reformatorische Richtung unter den Gelehrten Oberitaliens dürfen wir aber wohl als von Deutschland und der Deutschen Reformation influirt betrachten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 29. September. № 78.

Ulrich von Hutten und seine Stellung zur Reformation.

(Fortsetzung.)

Was die Deutschen Humanisten vor ihren Italienischen Vorbildern auszeichnet, ist nicht in dem Wesen des Humanismus begründet, der vielmehr auch bei ihnen sich mit allen den Schwächen behaftet zeigt, die wir oben gekennzeichnet haben, sondern sie verdanken es dem doppelten Umstande, daß Deutscher Charakter und Deutsche Sitte sie vor den Verirrungen bewahrte, welchen das durch und durch verderbte Italien Vorschub leistete, und daß ihnen von ihrer Geburtsstätte her eine gewisse religiöse Weihe verblieb, von der sich auch etwas auf ihre Schüler vererbte. Als die erste Trägerin der neuen Bildung ist nämlich die ehrwürdige Verbindung der Hieronymianer oder Brüder vom gemeinsamen Leben zu betrachten, und von hier aus empfingen auch die ersten ausgezeichneten Lehrer Deutschlands ihre erste Anregung. Thomas von Kempen gab sechs seiner ausgezeichnetsten Schüler den Rath, ihre wissenschaftliche Ausbildung in Italien zu suchen, und diese haben wieder eine große Zahl trefflicher Schüler gezogen. Die größte wissenschaftliche Bedeutung unter ihnen erlangte wohl Rudolph Agricola, der zuerst wieder das classische Latein in Deutschland einführte und dabei doch nicht die Pedanterie der meisten nachfolgenden Gelehrten hatte, seine Muttersprache zu verachten, der als ein Freund Wessels mit ihm über das Verderben der Kirche Leide trug und noch im 41. Lebensjahre das Hebräische erlernte, um seine reife Kraft dem Studium der Schrift zuzuwenden, der aber dabei doch ein hypochondrischer und unpraktischer Gelehrter blieb, von dem ein unmittelbares Eingreifen nicht zu erwarten stand. In letzterer Beziehung stand weit über ihm Rudolph von Lange, welcher noch im hohen Alter den anbrechenden Tag der Reformation begrüßte, indem er bei dem Lesen von Luthers Thesen in die Worte ausbrach: „Jetzt naht die Zeit, daß die Finsterniß aus den Kirchen und Schulen vertrieben wird, Reinheit in die Kirchen und reine Latinität in die Schulen zurückkehrt", eine charakteristische Aeußerung, wie bei diesen guten Leuten die Heiligkeit der Kirche und gute Latinität auf einer Linie standen, eine Anschauung der Dinge, welche freilich in Italien nicht zutreffend war. Durch die Bemühungen solcher und ähnlicher Männer, wie Agricola und Lange, war die Liebe zu den classischen Wissenschaften weit verbreitet worden und bei dem Anbruch der Nation im höchsten Flor. Von höchster Bedeutung auch für Deutschland war ein Mann, der zwar selbst kein Deutscher war, Erasmus. Seine eminenten Gaben und Leistungen sind zu bekannt, als daß darüber ein Wort nöthig wäre, und wir wollen hier nur einen Punkt hervorheben, wo des Erasmus feiner Tact ihn zugleich im Interesse der Kirche handeln ließ. Nach den Italienischen Vorbildern war auch in Deutschland unter den Humanisten eine so sclavische und mechanische Nachahmung der Sprache der alten Classiker eingerissen, daß damit zugleich ein förmliches Heidenthum in die Kirche eingeführt wurde. Erasmus nun, der in seiner geistvollen Weise das Latein nicht wie eine überlieferte todte Sprache behandelte, sondern den antiken Ausdruck in freier Behandlung den Vorstellungen der neuen Welt so überaus glücklich anzupassen verstand, hielt sich nicht allein von solcher pedantischen Einseitigkeit ganz frei, sondern hat sie auch in seinem Ciceronianus mit der ganzen Macht seines Witzes gegeißelt. Er hat es hier zwar speciell mit denen zu thun, welche mit Verachtung aller andern Autoren zur sclavischen Nachahmung des einzigen Cicero drängen, aber er bekämpft zugleich das Bestreben dieser Leute, welche darauf ausgingen, die Christen wieder zu Heiden zu machen. Wie weit es in dieser Beziehung bereits gekommen war, beweisen die von Erasmus angeführten Beispiele, welche wirklich aus dem Leben gegriffen sind und für die sich aus den Schriften der damaligen Humanisten hinlängliche Parallelen auffinden lassen. So erzählt einer der Redenden in diesem Dialog, wie er am Osterheiligenabend einen Ciceronianer vor Julius II. habe predigen hören. Der größte Theil der Rede habe Lob des Papstes enthalten, welchen der Redner Jupiter optimus maximus genannt, der mit allmächtiger Hand den dreifachen Blitz halte und schleudere und durch bloßen Wink thue, was er wolle. Dann habe derselbe von dem Decier und Qu. Curtius gesprochen, welche sich zum Besten der Republik den Diis manibus geweiht, weiter von Cecrops, Iphigenie und Andern, denen das Vaterland lieber gewesen, als ihr Leben. Solchen seyen im Alterthum Bildsäulen gesetzt, Christus dagegen sey für alles Gute, was er den Juden erwiesen, gekreuzigt worden. „Kurz der Römer sprach so römisch, daß vom Tode Christi nicht die Rede war. Und doch urtheilten die Ciceronianer in Rom, er habe bewunderungswürdig gepredigt, römisch, ciceronianisch."

Aber trotz des Verdienstes, welches Erasmus durch den Angriff auf diesen neuen Paganismus sich erwarb, ein Verdienst,

das man ihm so hoch anrechnen darf, als seine Ausgabe des N. T., wird grade an ihm, als dem ersten seiner Zeit, recht offenbar, daß von diesen Humanisten eine Reformation der Kirche nicht ausgehen konnte. Bei allen Kenntnissen fehlte es dem Erasmus und seinen Genossen an der rechten Erkenntniß des Heils, es fehlte ihnen an dem rechten Herzschlag für die Kirche Gottes, und sie begnügten sich damit, über deren herzbrechenden Jammer zu lachen und zu spotten. Erasmus und seine Genossen waren ferner Gelehrte und keine Männer des Volks, hatten kein Herz für dasselbe und verachteten in ihrem Gelehrtendünkel die barbarischen Landessprachen. Dabei liebten sie, Erasmus wiederum oben an, ihre gelehrte Behaglichkeit über Alles und waren nicht gemeint, irgend etwas, am wenigsten ihre ganze Person und Existenz daranzusetzen. Endlich kamen zu den jede gemeinnützige Thätigkeit hemmenden Gelehrtenuntugenden der Eitelkeit, des Neides, der Reizbarkeit, Eifersüchtelei, parteilicher Lobhudelei und grimmiger Bissigkeit auch noch andere sittliche Gebrechen, namentlich eine von den heidnischen Schriftstellern angewöhnte Leichtfertigkeit, die zwar nicht bis zu den ekelhaften Erscheinungen führte, welche wir bei den Italienischen Humanisten wahrnehmen, aber doch aus ihren vertraulichen Aeußerungen unangenehm hervorblickt, wie denn auch selbst Erasmus manchmal grade in den Gesprächen, welche eine moralische Tendenz zur Schau tragen, eine geheime Lüsternheit nicht verleugnen kann. — Kurzum Männer von selbstständigem reformatorischen Geiste können wir in den damaligen Vertretern der humanistischen Studien nicht erblicken; wenn aber diese Studien keinen durchgreifenden Einfluß auf das kirchliche und Volksleben geübt hätten, dann wären sie wie in Italien nur ein gleißender Firniß gewesen, unter dem die sittliche Fäulniß doppelt schnell um sich gegriffen hätte.

Es sollte anders kommen. In der Zeit vor der Reformation standen die Humanisten Deutschlands, trotz aller Verschiedenheit im Einzelnen und einzelner Reibungen unter ihnen, doch wie ein geschlossenes Ganze, wie eine compacte Masse da, wie sich dies namentlich in dem Reuchlinschen Streite zeigte. Die großen Bewegungen aber, welche in Folge des Auftretens Luthers, der zu jenen wissenschaftlichen Größen ganz bescheidentlich aufblickte, entstanden, machten auch in dem Lager der Humanisten sich geltend und brachten ganz neue Gruppirungen hervor. Die Stunde der Entscheidung hatte geschlagen. Nicht alle, die früher zu der Fahne der neuen wissenschaftlichen Bildung geschworen hatten und sich zu den schönen Geistern zählten oder zählen ließen, traten auf die Seite, wo die Wahrheit und das Recht war, sondern Viele blieben auf der, wo es Gold, Ehren und fette Pfründen zu verdienen gab und sie liehen selbst dem alten System ihre Waffen. Cochläus, Emser und Eck haben sich in dieser Beziehung besonders berüchtigt gemacht. Auch Männer gab es, welche, nachdem sie das anbrechende Licht mit Jubel begrüßt hatten, es später gerathener fanden, sich der Römischen Kirche wieder zuzuwenden: einem solchen werden wir später in Crotus Rubeanus begegnen. So fehlte es auch nicht an Poeten, die jetzt ihre Epigramme gegen Luther spitzten, wie ehedem gegen die Dunkelmänner, und in Wittenberg selbst hatte sich 1538 ein solcher eingeschlichen.

Eine andere große Anzahl von Humanisten, und unter ihnen sehr bedeutende Leute, nahm eine unentschiedene Stellung zur Reformation ein. Sie scheuten den Kampf, theils aus natürlicher Furchtsamkeit und Bequemlichkeit, auch wohl aus andern eigennützigen Beweggründen, theils weil sie den Bestand der schönen Wissenschaften dadurch gefährdet sahen, sie stießen sich an Luthers und seiner Kampfgenossen Heftigkeit, glaubten auf dem Wege der Vermittlung weiter zu kommen, und, was die Hauptsache war, die evangelischen Wahrheiten, um die es sich handelte, standen ihnen nicht so hoch, um alles daran zu setzen. Manche von ihnen hatten Luthers Auftreten anfangs mit Freuden begrüßt und wurden später erst verstimmt, wie Botzheim, Mutian, Pirkheimer, Andere nahmen gleich anfangs eine mehr zurückhaltende Stellung ein und traten später in offene Opposition, wie Julius von Pflug und vor allem das Haupt und der Repräsentant dieses juste milieu — Erasmus.

Endlich aber gab es auch eine Partei unter den Humanisten, welche sich von ganzem Herzen in den Dienst der Reformation stellte und aus welcher nicht bloß eine Zahl der tüchtigsten Mitstreiter der Reformation, sondern vorzüglich auch der gesegnetsten Bildner Deutscher Nation hervorgegangen ist. Es wird aber noch sehr die Frage seyn, wer dem andern zu größerm Danke verpflichtet ist, die Reformation den humanistischen Studien oder diese der Reformation, denn durch diese sind jene nicht bloß im Allgemeinen gefördert, sondern vorzüglich erst in eine recht praktische, mannigfach gesegnete Wirksamkeit eingeführt worden. Als Stammvater dieser Partei ist der ehrwürdige Reuchlin zu betrachten, als ihr Haupt aber sein großer Schüler Melanchthon. Wenn Reuchlin schon durch seine Gesinnung und seine Studien der Reformation näher stand und mehr vorgearbeitet hat, als alle andern Humanisten, so hat er ihr den größten Dienst erwiesen, indem er ihr einen Melanchthon erzog und von seinem prophetischen Segensgruß begleitet zuführte*), einen Melanchthon, der sich nicht bloß den Ehrennamen eines praeceptor Germaniae erworben hat, sondern der auch ein aufrichtiges Gotteskind war, das mit seinen großen Gaben und lauterem Sinn bei manchen Schwächen seiner schüchternen Natur der Kirche gedient hat, wie kein Anderer, und ihr dabei eine unabsehbare Schaar tüchtiger Arbeiter herangezogen hat.

Nicht alle aber von den Freunden der schönen Wissenschaften, welche damals in den Dienst der Reformation traten,

---

*) „Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will, und ich will dich zu einem großen Volk machen und dich segnen und will deinen Namen groß machen und sollst gesegnet seyn. So heißt es Genes. 12 und so sagt mir mein Geist voraus und so hoffe ich von dir, mein Philippus, du mein Werk und mein Trost. Geh also mit frohem und fröhlichem Herzen." Mit diesen Worten entließ R. den Melanchthon nach Wittenberg.

waren von dem lautern Melanchthonischen Geiste erfüllt. Es gab da Leute von allerlei Volk; bei der gewaltigen Gährung, welche die Geister ergriffen hatte, war es natürlich noch nicht bei allen zu einer ruhigen Klärung gekommen, Göttliches und Menschliches ging da neben und durch einander, manche wurden mehr von dem Strome getragen, statt klar zu wissen, wohin sie steuerten, es gab auch zweifelhafte und bedenkliche Charaktere und Parteigänger, welche ihr natürlicher Sinn dahin trieb, wo sie den fröhlichsten Muth sahen und es am meisten zu wagen gab.

Mit einem Kinde dieser bewegten Zeit, mit einem der Hauptrepräsentanten dieser Richtung haben wir es hier zu thun. Betrachten wir nun seinen Lebensgang. Referent wird sich, was das Factische betrifft, an die vorliegende Biographie halten, behält sich aber dabei natürlich vor, vorkommenden Falls seine eigenen Bemerkungen einzuschalten oder seine abweichende Meinung zu sagen. (Fortsetzung folgt.)

Die beiden Interpellationen des Grafen Giech bei der Generalsynode des Consistorialbezirks Bayreuth.

Es ist bereits bald ein Jahr verflossen, seit die Generalsynode in Bayern getagt. Die meisten Worte derselben sind verklungen und hallen vielleicht nimmer wieder. Nur zwei Punkte sind es, die noch rumoren, und deren Nachklänge sich da und dort in greller Weise kund geben: die beiden Interpellationen des Grafen Giech. Es sind an und für sich unbedeutende Dinge, die Interpellationen und ihr Gewicht liegt gemeiniglich erst in ihrer Folge. Aber die vorliegenden wohl bekannten ließen sich gleich in ihrem Entstehen groß an. In der Stellung, welche das Bayerische Ministerium ihnen gegenüber einnahm, liegt ein Prüfstein des Verhältnisses der Bayerischen Protestantischen Landeskirche. Es mag darum wohl der Mühe werth seyn, noch einmal darauf zurückzukommen, zumal manche Dinge in einiger Entfernung gesehen erst ihr rechtes Licht erhalten.

Ueber Protestantische Kirchenverhältnisse kann nur der eine vollständige Anschauung gewinnen, der in Mitte der Verhältnisse und Zustände der Kirche lebt und webt, an den Verhandlungen der Kirchenvorstände Antheil nimmt, den jährlichen Synoden beiwohnt und sonst in stetem Verkehr mit den geistlichen und weltlichen Freunden der Kirche steht. Ein solcher aber, besitzt er dazu ein warmes Herz und ein offenes Auge, wird nicht gar lange brauchen, um sowohl an den Mauern des Kirchengebäudes, als an seinen innern Einrichtungen Schäden zu entdecken. Die Zeiten Abels sind, Gott Lob, vorüber, aber die Partei, deren Beschützer und Freund Abel war, besteht nicht nur noch, sondern es hat dieselbe durch Verhältnisse, welche sie klug zu benutzen wußte, an Macht und Einfluß so sehr zugenommen, daß sie den Regierungen über den Kopf zu wachsen droht. Die Schutzlosigkeit der Protestantischen Kirche in Bayern in Sachen des Uebertritts von einer Kirche zur andern, sowie in den Angelegenheiten der Kindererziehung in gemischten Ehen geben hievon lautes Zeugniß. Ist es doch auch schon dahin gekommen, daß das Cultusministerium bestehende Bestimmungen der Verfassung nicht mehr zum Vollzuge bringt. Es wäre eine große Ungerechtigkeit, den Grund dieser Mißstände in einem entschiedenen Uebelwollen des Königs und seines Ministeriums zu suchen. Vielmehr gibt sich in beiden das Streben kund, der Bewegung der Kirche in den freilich nur enge gesteckten Gränzen gerecht zu werden. Allein die Stellung einer Protestantischen Landeskirche einem Katholischen Regenten gegenüber ist und bleibt eine höchst unnatürliche und unsichere. Sie gleicht einem Stiefkinde, welchem das Herz der Eltern entfremdet ist; und darum sieht sie auch so verkümmert aus, wie die Pflanze, der die Sonne nicht scheint. So ungünstig diese Lage ist, so würde sie die Kirche doch in Stilleseyn und Demuth ertragen, denn sie weiß ja, daß ihre Stellung einmal durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung gegeben und daher eine Thatsache ist, der man sich fügen muß, um so mehr, als sie auch zum Recht auf Seite des Katholischen Fürsten erwachsen ist; aber wie ein Dämon verfolgt sie unabläßig der Argwohn des Katholischen Regiments, daß sie ein zersetzendes Element in sich trage, welches die Auflösung des Staates beschleunige. Und das ist der Grund eines ewigen Unfriedens und einer ewigen Unruhe. Bayern und Sachsen haben in dieser Beziehung analoge Verhältnisse. Aber die Protestantische Kirche in Sachsen umgeben bekanntlich sehr bestimmte Garantieen, während dieselben in Bayern fehlen und auch nicht neu geschaffen werden können. Ist es in solcher Lage den Bayerischen Protestanten zu verargen, wenn sie die Stellung ihrer Kirche einem Katholischen König und einem Katholischen Cultus-Ministerium gegenüber ängstlich betrachten und überwachen?

Eine wesentliche Garantie für die Protestantische Landeskirche in Bayern gegen unbefugte Eingriffe des Katholischen Fürsten in die innern Kirchenangelegenheiten derselben, bilden bekanntlich nebst einigen allgemeinen Sätzen der zweiten Beilage zur Verfassungs-Urkunde die feierlichen Versicherungen der Könige Maximilian Joseph und Ludwig vom 28. November 1824 und vom 2. Juli 1831 (s. z. B. Stahls Protestantische Kirchenverfassung, Erlangen 1840, S. 235, und die Urkunden über die Verfassung der Protestantischen Kirche im diesseitigen Bayern, Erlangen 1857), daß in den innern Angelegenheiten der Protestanten ohne Mitwirkung des Oberconsistoriums keine Anordnungen getroffen werden sollen.

Mehr als eine Bedrohung wesentlicher Rechte der Kirche muß es aber angesehen werden, wenn der Geistlichkeit ohne wahre Mitwirkung des Oberconsistoriums durch eine bloße ministerielle Ordonnanz das Predigen über bestimmte kirchliche Fragen verboten werden kann. Denn kann dieses geschehen, so ist es auch möglich, der Protestantischen Geistlichkeit das Verbot zugehen zu lassen, über dieses oder jenes Dogma zu predigen. Zu diesem in der Weise, wie es gegeben wurde, durch-

aus ungerechtfertigten Verbote, welches den Inhalt der ersten Interpellation des Grafen Giech bildet, trat aber noch ein Umstand hinzu, der geeignet war, dasselbe in das grellste Licht zu stellen. Es waren dies die Nürnberger Vorgänge, wie sie in der zweiten Interpellation wahr, treu und zuverlässig aus den sichersten Quellen geschöpft dargestellt sind. Angesehene Beamte waren die handelnden Personen, welche die, wie man behauptet, von München her angeknüpften Fäden nicht nur nicht zerschnitten, sondern ihre Abwickelung sogar begünstigten. Allerdings ward die Bewegung hervorgerufen durch das zwar wohlgemeinte, aber zu rasche Vorschreiten des Oberconsistoriums und man sollte glauben, daß ein Blick auf die jüngste Vergangenheit der Stadt Nürnberg, welche sich als eine treue Tochter der modernen Zeit dargestellt hatte, die drohende Gefahr hätte erkennen lassen; aber nimmermehr hätte die Bewegung so schnellen Fortschritt gemacht, wenn die Behörden eine andere Haltung angenommen und sich dem Strome entgegengestellt hätten. Darum bleibt es immerhin ein Zeichen tiefer sittlicher Schwäche, wenn man damals der Geistlichkeit in Nürnberg von officieller Seite mit kurzen Worten sagte: „Ihr seyd es, welche den Sturm verschuldet habt, man kann Euch nicht mehr schützen."

Auf der einen Seite diese Zustände, eine fast officielle Begünstigung der Bewegung, auf der andern Seite Schließung des Mundes auf der Kanzel, in Folge dessen den Gemeinden die theils ungekannten, theils mißverstandenen, theils böswillig verdrehten Anordnungen des Kirchenregiments nicht mehr erläutert und vor denselben nicht mehr vertreten werden konnten. Das waren Erscheinungen, die das Rechtsgefühl eines jeden Freundes der Kirche empfindlich berühren und in ihm eine tiefe Besorgniß für die Zukunft derselben rege machen mußten. Es konnte, es durfte da nicht geschwiegen werden. Und von wem anders war in solcher Noth zumeist ein kräftiges Wort zu erwarten, als von dem Mann, der einst ohne zu wanken um eines angeblich zu Nürnberg gestifteten Vereins zur Ausbreitung der Protestantischen Kirche in Bayern willen die kränkendsten Vexationen eines ultramontanen Ministeriums erlitt und bald darauf in der Kniebeugungsangelegenheit demselben Minister abermals mit kühnem Muthe entgegentrat und unumwunden dessen Zumuthung, daß auch der Protestantische Soldat vor dem Venerabile der Katholischen Kirche die Kniee beugen solle, mit Hintansetzung der königlichen Gunst und Aufopferung seiner hohen Stellung im Staate als verfassungswidrig darstellte. Wie jetzt war auch damals Nürnberg der Ausgangspunkt der Bestrebungen dieses Mannes für die Kirche. Aber seltsam! Während jene denselben bis auf den höchsten Gipfel der Volksgunst hoben, raubten ihm die jüngsten aus dem nämlichen Rechtsgefühl hervorgegangenen den letzten Rest derselben, so daß ihn sogar die Organe der dortigen Strafgewalt gerne in ihre Kreise gezogen haben würden, wenn nicht ein Ausspruch des höheren Gerichtshofes schützend dazwischen getreten wäre. Die Zeit der Synode, deren Mitgliedschaft Graf Giech

nicht im Entferntesten sucht, die ihm vielmehr aufgedrungen wurde, kam, und gab das Wort. Man braucht nicht gar lange an der Seite dieses Mannes gegangen zu seyn und man wird bald die Ueberzeugung gewonnen haben, daß derselbe nicht in eine so bedeutungsvolle Versammlung eintreten konnte, ohne sich zuvor seines Zieles und seines Weges dahin klar bewußt worden zu seyn. Nicht Gefühle und Reminiscenzen waren seine Begleiter, sondern die längst gewonnene Erkenntniß beides, der Noth und des Rechtes seiner Kirche, sowie ein demselben angeborner Rechtssinn, der den Verlassenen und Unterdrückten gerne beisteht und immer bereit ist, seine Sympathieen für dieselben auszusprechen. Er erwog, daß es für die Protestantische Kirche in Bayern in Rücksicht auf die Nichtbeachtung ihrer verfassungsmäßigen Rechte durch die Katholische Kirche und angesichts der nicht wirksamen Vertretung, welche derselben bei der Staatsbehörde zu Theil wird, Noth thut, daß sie durch ihr gesetzliches Organ im Allgemeinen kund gebe, wie sich dieselbe ihrer Rechte bewußt ist, und einer Schmälerung dieser Rechtszuständigkeit, von wem sie auch komme, nicht mit bloßer Passivität zusehe. Er erwog ferner, daß das Oberconsistorium, welches durch die Hindernisse, auf die es in seinem Vorgehen gestoßen, des Muthes beraubt und irre gemacht worden war, einer Anregung und Aufmunterung durch Hinweisung auf seine verfassungsmäßige Stellung dringend bedürfe. Er erwog endlich, daß es die Würde der Kirche gebiete, wo möglich festzustellen, ob und welche Genugthuung den Nürnberger Geistlichen und in denselben der ganzen Kirche geworden sey. Dem Grafen Giech war es klar, daß eine General-Synode nicht bloß die Aufgabe habe, dogmatische Fragen und Fragen der kirchlichen Verwaltung zu verhandeln, daß ihr das Recht der Anträge und Wünsche in allen Angelegenheiten, welche „dem Wohle der Kirche dienen", durch die Geschäftsordnung ohne alle Beschränkung und Ausnahme zugestanden ist, und daß die Kirche nicht bloß mit einer Seele, dem Glaubensleben, sondern auch mit einem Leibe, der Verfassung begabt sey, deren Aufrechterhaltung ihre zweite Sorge seyn muß, wenn sie sich vor Auflösung bewahren will. Wird doch wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß einer Generalsynode in einem Lande mit einem Katholischen Fürsten weit eher Veranlassung gegeben sey, auch kirchen-staatsrechtliche Fragen in den Kreis ihrer Verhandlungen zu ziehen, als einer Generalsynode unter einem Protestantischen Fürsten, wie z. B. in Würtemberg und Baden, wo die Stellung der Kirche zur Staatskirchengewalt eine klar und bestimmt ausgesprochene ist, und wo nur deshalb eigentliche kirchliche und dogmatische Fragen ausschließend den Gegenstand der Synodalberathungen bilden. Die Generalsynoden von 1844 und 1849 geben Belege hiefür, indem dort sehr belangreiche Fragen der Verfassung und der äußern Rechtsverhältnisse der Kirche angeregt und mit Erfolg verhandelt wurden. Warum sollte aber im Jahre 1857 das nicht gethan werden, was selbst unter einem Ministerium Abel nicht gehindert wurde.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 78.

Geleitet von diesen Erwägungen stellte Graf Giech seine beiden Interpellationen, die erste wegen des Predigtverbots, die zweite hiemit im innigsten Zusammenhang stehende wegen der Nürnberger Adreßbewegung. Die Haltung der Regierung ihnen gegenüber ist bekannt. Sie verbot sie als ungesetzlich; das Warum vermag sie nicht zu beantworten. Ihre Deductionen wenigstens, wie sie die öffentlichen Blätter lieferten, sind nicht im Geringsten geeignet, das gehandhabte Verfahren zu rechtfertigen. Vielmehr muß jener Ansicht beigepflichtet werden, wornach die Interpellationen die einzige Form für das Aussprechen in der Synode über beide Vorkommnisse waren. Allerdings hätte das gefürchtete Wort „Interpellation", da es sich in der Geschäftsordnung nicht findet, weggelassen und durch die bescheidene Bezeichnung „Anfrage", als was sich ja in der That die Interpellationen darstellen, gesetzt werden können; es wäre vielleicht dann nicht geschehen, was geschehen ist. Denn es versteht sich von selbst, daß man da, wo Hülfe erheischt wird, auch erforschen muß, inwiefern und inwieweit die Noth dieselbe erfordert. Die Erforschung aber geschieht durch die Stellung von Fragen. Aus diesem Grunde haben alle Versammlungen, die berufen sind, ein Gebäude zu erhalten und weiter fortzuführen, also auch die Synoden das Institut der Anfrage an diejenigen, welche zunächst mit der Leitung der Geschäfte betraut sind. Aus diesem Grunde haben auch die frühern Synoden der Protestantischen Kirche Bayerns Anfragen oder, wie sich die neue Zeit ausdrückt, Interpellationen gestellt. Es fällt schon hiemit der Vorwurf weg, der dem Interpellanten gemacht wurde, daß er durch Uebertragung der Formen des Landtags auf die Synoden den Charakter der letzten verkehrt und dadurch selbst die Kirche in Gefahr gebracht habe. Das braucht überhaupt gar nicht mehr zu geschehen, auch nicht durch die Praxis, das ist schon längst geschehen durch diejenigen, welche durch gesetzliche Bestimmungen den Gang der Synoden in modernem Sinne organisirt haben, wir meinen das Protestantische Kirchenregiment selbst. Man lege doch die Geschäftsordnung für die Protestantischen Generalsynoden vom 31. August 1853 und die Geschäftsordnung für den Landtag neben einander und vergleiche, und man wird sich wundern, wie ähnlich die Copie dem Original sieht. Um nur einige Fälle anzuführen, so gibt sich eine entschiedene, manchmal wörtliche Uebereinstimmung kund in den Bestimmungen über die Theilung der Verhandlung, über die Tribüne, über die Modificationen, über die Bitte ums Wort und über dessen Ordnung, ferner in den Bestimmungen über die Reihenfolge der Plätze, die Fragestellung, die Abstimmung, über die Unterzeichnung und Verlesung der Protokolle, über die Veröffentlichung der Verhandlungen ꝛc. Davon wußte wohl Luther nichts und ebenso wenig die Synoden älterer Zeit. Aber man braucht sich gar nicht in den Kreis der Berathung zu versetzen, um parlamentarische Anwandlungen zu bekommen, schon das erste Wort, das gesprochen wird und die Berathung eröffnet, reißt die Versammelten mit Gewalt aus der geistlichen Gemeinschaft in Christo und hinein in die Selbstsucht der Gegenwart. Die alten Synoden wurden nämlich von dem Vorsitzenden mit der Anrede begrüßt: „Geliebte Brüder in Christo"; jetzt hört man von dieser Seite die Anreden: „Hochwürdige, hochzuverehrende Herren", oder „Meine sehr geehrten Herren", oder „Meine theuern Herren", oder „Hochwürdige Generalsynode" ꝛc. Die Herren der Zeit haben die Synoden in ihren Zusammensetzungen und Einrichtungen zu etwas Anderm gemacht, als was sie ursprünglich gewesen. Das Einfache, Patriarchalische geht leider auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens verloren. Es ist das tief zu beklagen; aber wer hat die Macht, die alten Formen aufrecht zu erhalten?

Abgesehen aber von der Einführung dieser äußern Formen politischer Versammlungen in die Generalsynode hat man auch noch durch andere innere Momente die Synoden durch Anordnung des Protestantischen Kirchenregiments bewußt oder unbewußt zu etwas Anderm gemacht, als was sie früher gewesen. Sonst nämlich wurden die Mitglieder auf einfachen Vorschlag des Kirchenregiments bestimmt und ernannt, jetzt besteht eine ausführliche „Wahlordnung für die Protestantischen Generalsynoden vom 31. Juli 1853." Die Mitglieder gehen aus der Wahl der Diöcesansynoden hervor, indem dieselbe genau nach dem Modus geschieht, welcher bei der Wahl für politische Repräsentativkörper gehandhabt wird. Zwar bedürfen die Mitglieder noch der Königlichen Bestätigung, aber eben der Begriff der Bestätigung involvirt ein Sichselbstbinden an die Resultate der Wahl und negirt das Hervorgehen der Mitglieder aus der freien Bestimmung des Königs. Die Diöcesansynoden beruhen wiederum auf einer eigenen Diöcesansynodalordnung vom 30. August 1851 und auf einer Verordnung vom 24. August 1851 über die Wahl der weltlichen Abgeordneten zu den Diöcesansynoden. Hienach treten die geistlichen Mitglieder kraft ihres Amtes ein, die denselben gleiche Zahl weltlicher Abgeordneten wird nach einer eignen Wahlordnung vom 24. August 1851 von den Kirchenvorständen als wirkliche Abgeordnete und als Ersatzmänner durch Wahlzettel und absolute Stimmenmehrheit gewählt und von dem Consistorium bestätigt oder bei vorliegenden formellen Mängeln eine neue Wahl angeordnet. Die weltlichen Mitglieder der Diöcesansynoden (Kirchenvorstände?) gehen aber selbst aus der Wahl aller männlichen selbstständigen Mitglieder der Kirchengemeinde nach zurückgelegtem 21. Lebensjahr, sowie aus den geistlichen und weltlichen Mitgliedern des Kirchenvorstandes hervor. Wählbar sind die wahlstimmberechtigten weltlichen Mitglieder der Kirchengemeinde, welche das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben. Die Wahl geschieht durch Wahlzettel oder zu Protokoll unter Leitung eines eigenen Wahlausschusses. Die Bestätigung der Wahl oder deren Verweigerung wegen Formfehlern geht vom Dekan oder unter Umständen vom Consistorium aus. Siehe die Königl. Entschließung vom 7. October 1850 über die Einführung von Kirchenvorständen.

Nach dem Vorstehenden kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die Generalsynode aus einem vollständig organisirten System indirekter Wahlen hervorgeht, daß somit für die Kirche eine äußere Orga-

nisation besteht, welche, von der Gemeinde anfangend, systematisch gegliedert ist bis zur Generalsynode. Noch weniger zweifelhaft aber ist, daß diese Gliederung sowohl in ihrem Ineinandergreifen als in der Wahl und innern Einrichtung der Organe, der Gliederung und Organisation der politischen Organe nachgebildet ist. Die Kirchengemeinde sendet die Männer ihres Vertrauens in den Kirchenvorstand, der Kirchenvorstand in die Diöcesansynode, die Diöcesansynode in die Generalsynode. Wer Mitglied der Generalsynode seyn soll, wird ursprünglich schon in der Kirchengemeinde vorbereitend bestimmt, sie legt den ersten Grund zu dieser Wahl, ihr Wille äußert seine Wirkung durch alle Stufen der Wahlkörper hindurch bis zu dem obern und letzten. Die Kirchenvorstände, Diöcesansynoden und Generalsynoden erscheinen demnach sämmtlich als vertretende Organe. Die Kirchenvorstände vertreten die Kirchengemeinde, die Diöcesansynoden den Dekanatsbezirk, die Generalsynode alle Kirchenvorstände und Diöcesen, somit die Kirche oder einen bestimmten geographischen Theil derselben, denn aus Gemeinden, Dekanaten und Consistorialbezirken besteht die Kirche und außer denselben besteht keine sichtbare Protestantische Landeskirche. Einen Organismus aber, der auf dem System der Vertretung (nicht im Sinne eines Mandats, sondern im Sinne einer juristischen Vertretung, also eines Handelns für einen andern nach eigenem Ermessen) beruht, nennt man einen repräsentativen. Es muß darum die gegentheilige Ansicht, daß die Betheiligung der Gemeinden bei Synoden nur in der Zuziehung von weltlichen Vertrauensmännern behufs des Beiraths, der Vernehmung der Wünsche und Bedürfnisse der Gemeinden bestehen könne, und daß geistliche und weltliche Synodalmitglieder keineswegs Repräsentanten der Gemeinde oder gar der Kirche seyen, welche deren Rechte der Kirchenbehörde gegenüber zu wahren hätten, wie der Landtag die des Volkes, verworfen werden. Nur wenn die Frage historisch aufgefaßt und von dem ausgegangen wird, was die ursprüngliche Einrichtung ist, wie es von den Kirchenrechtslehrern Richter und v. Scheurl geschieht, mag dieser Ansicht beigepflichtet werden. Allein man hat sich, wie oben ausführlich dargethan worden ist, von dieser Doctrin losgesagt und es bestehen insbesondere in der Protestantischen Landeskirche Bayerns andere thatsächliche Verhältnisse. Wenn man einen Vertrauensmann bedarf, so wählt man sich denselben. Nach der jetzt in Bayern bestehenden Einrichtung geschieht dieses aber nicht mehr, denn nicht der König als Haupt der obersten Kirchengewalt wählt sich als solches seine Vertrauensmänner, sondern dieselben werden ihm gewählt. Er muß sie annehmen, wie sie eben aus der Wahl hervorgehen, welche er bloß zu bestätigen hat und an deren Stelle eine neue Wahl tritt, wenn die Bestätigung versagt wird. Die Generalsynodalmitglieder sind demnach dem König aufgedrungene Vertrauensmänner, welche ohne alle Rücksicht darauf gewählt werden, ob sie das Vertrauen des Kirchenoberhaupts besitzen oder nicht. Solche Organe aber mögen wohl nicht mit Recht Vertrauensmänner genannt werden können. Vertrauensmänner sind sie allerdings, jedoch im ganz entgegengesetzten Sinn, und nicht im Sinne der ursprünglichen Kirchenverfassung, denn sie gehen ja aus dem Vertrauen der Wähler hervor. Solche Vertrauensmänner können der Staatskirchengewalt und dem Kirchenregiment zuweilen sogar auch sehr unangenehm seyn und trotzdem müssen sie dieselben annehmen. Dieser letztere Umstand hebt den Begriff des Vertrauens vollends auf, denn Vertrauen kann nicht aufgedrungen werden.

Ist nun, wie nachgewiesen, für die Mitglieder der Generalsynode an die Stelle der Berufung durch den König die freie Wahl der Kirchenglieder getreten, so hat sich hiedurch nothwendig auch ihre Stellung zu demselben ändern müssen. Indem die Synodalmitglieder aus einem Willen hervorgehen, welcher ein anderer ist als derjenige, von dem einst die Berufung ausgegangen, so erscheinen dieselben als der Kirchengewalt gegenüber gestellt. Folge hievon ist, daß sich Ansichten gegen Ansichten, Bedürfnisse gegen Bedürfnisse, Interessen gegen Interessen geltend machen, Aufgabe der Synodalmitglieder ist, diese Gegensätze zu vertreten. Soll das aber wirksam geschehen können, so darf denselben nicht von vornherein der Mund durch Entziehung des Rechts der Anfrage geschlossen werden. Vielmehr ist es grade das repräsentative Element, das vorzugsweise dieses Recht als einen Theil seines Inhaltes gewährt, und es mag nun der wichtige Satz ausgesprochen werden: das repräsentative Element ist gegeben, folglich auch die Berechtigung zu Interpellationen. Daß übrigens der Charakter der Generalsynoden meistens nur ein berathender ist, das kann die stellvertretende Eigenschaft derselben, mithin die Zulässigkeit der Interpellationen nicht verändern. — Aber warum ist man diesem Institute so abgeneigt, und warum sucht man seiner auf alle Weise los zu werden? Der Grund hievon ist zu suchen in dem aggressiven Charakter, den man demselben beizulegen pflegt, und es läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß Interpellationen in repräsentativen Versammlungen etwas dazu benutzt werden, um den Regierungsorganen Verlegenheiten zu bereiten. Je unbefangener man jedoch dem Feinde ins Angesicht schaut, je mehr schwindet die Furcht vor ihm. Interpelliren heißt nicht: Jemanden fragen, was er Ungeschicktes und Unrechtes gemacht habe, Interpellation ist vielmehr nur die förmlichere Art der Anfrage, welche im Schooße einer parlamentarischen Versammlung an ein Mitglied der obersten Verwaltungsbehörde gerichtet wird, um Auskunft beziehentlich Rechenschaft über gewisse in sein Departement fallende Acte oder Vorgänge zu erlangen, oder, wie ebenfalls gesagt werden kann, Interpellationen stellen sich als Aufschlüsse und Erklärungen dar, welche ein Minister oder sein Stellvertreter in einer Ständeversammlung auf Verlangen geben kann, aber zu geben durchaus nicht verpflichtet ist. Das Gesetz vom 25. Juli 1850, den Geschäftsgang des Landtags betreffend, selbst und die auf dasselbe gegründeten Geschäftsordnungen handeln nur von Anfragen (Interpellationen) und die Motive zu dem Gesetze sprechen aus, daß die an Interpellationen geknüpften bekannten Cautelen nur gegeben seyen, um nicht durch Mißbräuche die Aufstellung einer Tagesordnung illusorisch zu machen. Wenn darum immerhin noch Mißstimmung dagegen vorhanden ist, so kann der Grund desselben nicht mehr im Institute gesucht werden, sondern in der Person des Interpellirten. Dieser Grund wäre aber dann kein anderer, als das böse Gewissen.

Was nun insbesondere Interpellationen in den Synoden anbelangt, so kann hier von einer rechtlichen und politischen Verantwortung um so weniger die Rede seyn, als das Oberconsistorium eine collegiale Verfassung hat, und der Präsident an und durch die Beschlüsse seines Collegiums gebunden, resp. gedeckt ist. Eine moralische Verantwortung, nur das zu thun, was Pflicht und Gesetz gestatten, hat aber unbezweifelt jedes Organ im Leben des Staats und der Kirche, sey es ein Einzelner, sey es ein Collegium, also auch die Verpflichtung, vor dem Berechtigten thatsächliche Aufschlüsse zu geben.

Nichts anderes als thatsächliche Aufschlüsse suchen auch die beiden Interpellationen des Grafen Giech. Ein kurzer Blick auf dieselben läßt das erkennen. Die erste wegen des Verbots der Predigten bezweckte Aufschlüsse über ein Verhältniß, welches dem Interpellanten und sämmtlichen Synodalmitgliedern gänzlich fremd geblieben war. Es wußte Niemand, welche Stellung das Oberconsistorium dem Ministerium gegenüber bei Erlassung des Rescripts vom 13. December 1856 eingenommen habe und darum die einfache Frage: ob und in welcher Weise von dem Königl. Oberconsistorium in dieser Angelegenheit mitgewirkt worden ist. Fiel die Antwort dahin aus, daß das Oberconsistorium gesetzlich mitgewirkt, so waren die Gemüther beruhigt und die Sache abgemacht; ergab sich das Gegentheil, so war gleichfalls die Interpellation erledigt, aber damit freilich auch ein Nothstand der Kirche entdeckt, dem seiner Zeit Abhülfe geschehen mußte. Kann es darum dem Grafen Giech zum Vorwurf gemacht werden, wenn er, eingedenk seines abgelegten Handgelöbnisses, das Wohl der Evangelischen Kirche auf Grund des bestehenden Bekenntnisses gewissenhaft zu befördern, ein Verhältniß berührte, welches nach seiner innigen Ueberzeugung die Interessen der Kirche sehr nahe berührte? Kann ihn ein Vorwurf treffen, wenn er das hergebrachte und noch nie beanstandete Interpellationsrecht, dem die bemerkten formellen und materiellen Rechtfertigungsgründe zur Seite standen, wie geschehen in Ausübung brachte? Graf Giech kämpfte für die Rechte seiner Kirche und um die Behauptung der Stellung des Oberconsistoriums. Gegen das Ministerium war der Schritt nicht gerichtet; fühlte sich dasselbe aber demohngeachtet getroffen, so lag dies in den Verhältnissen, das Ministerium hatte es selbst verschuldet und die Möglichkeit einer Verstimmung auf dieser Seite konnte den Interpellanten nicht abhalten, das zu thun, was er als seine Pflicht erkennen mußte.

Noch mehr thatsächlicher Natur war die zweite Interpellation, welche zur Ehre und zur Beruhigung der Mehrheit der Geistlichen Nürnbergs und durch diese für die gesammte Geistlichkeit der Landeskirche constatiren wollte, ob und welchen Erfolg die Anzeige der Nürnberger Vorfälle durch das Oberconsistorium gehabt habe. Was bezüglich der Verneinung oder Bejahung der ersten Interpellation gesagt worden ist, gilt auch hier. Oberconsistorium und Ministerium waren in keiner Weise unmittelbar betheiligt. Erachteten sich andere Behörden für betheiligt, so ist der Grund hievon wohl nur in ihrem Schuldbewußtseyn zu suchen. Eine Darstellung der vorausgegangenen Vorfälle war um deswillen unerläßlich, weil diese allein die gestellte Anfrage zu motiviren vermochte. Indem Interpellant dieselben einfach und wahr, aber mit Verschweigung des noch Aergern darstellte, erfüllte er zunächst diesen Zweck, leistete aber zugleich auch dem Allgemeinen den Dienst, daß er zeigte, welche große Mißgriffe von untergeordneten Vollzugsorganen geschehen können, wenn sie, freilich irrthümlich, wähnen, höhern Intentionen zu entsprechen.

Aus dem Allen erhellt, daß nicht Graf Giech, sondern die Kirchengewalt selbst es ist, welche die Stellung der Generalsynoden verkehrt haben; aber es ist kurz noch zweier weiterer Momente zu gedenken, welche gleichfalls das Wesen derselben nach ihrer inhaltigen Seite modificirt haben. Das erste Moment liegt in dem Umstande,

daß die Generalsynoden durch den ihnen eröffneten Weg der Wünsche und Anträge ein Gebiet des Wirkens zugestanden erhalten haben, welches sie in dieser Beziehung von den Vorlagen des Kirchenregiments unabhängig macht und denselben dadurch eine Stellung verleiht, welche über die der befragten Rathgeber und Vertrauensmänner weit hinausgeht. Das andere Moment liegt in §. 41 der Geschäftsordnung, durch welchen die Veröffentlichung der Protokolle durch den Druck, also das Preisgeben der so innerlichen Angelegenheiten einer Kirche an die Oeffentlichkeit in officieller Form, das Hingeben solcher Verhandlungen in dieser Weise an das Urtheil der andern Kirche als statthaft erklärt ist. Und dazu mag noch als drittes Moment treten, daß die beiden Generalsynoden des vorigen Jahres selbst mit entschiedener Majorität den Beschluß gefaßt und den Antrag gestellt haben, es möchten künftig ebenso viele weltliche Mitglieder als geistliche die Synode bilden, die sogenannte Parität.

Ist nun das Recht der Interpellation festgestellt, ist ferner kein Zweifel, daß die beiden Interpellationen des Grafen Giech das Wohl der Kirche im Auge hatten und in der That geheime Schäden derselben aufdeckten, welche dringend Abhülfe erheischen, so erscheint es im Grunde überflüssig, jenem Vorwurfe zu begegnen, den ein halbofficielles Bayerisches Blatt dem Interpellanten gemacht hat, daß er nämlich eine kirchliche Versammlung von der ersprießlichen und umsichtigen Berathung geprüfter Vorlagen, Anträge und Wünsche abzulenken und in die Erörterung specieller Vorgänge und Tagesereignisse hineinzuziehen gesucht habe. Aber doch ist's nothwendig, mit einigen Worten hierauf zu antworten. Der Weg der Interpellation war der kürzeste, um zum Ziele zu gelangen. Ein formell gestellter Antrag hätte die nicht abzuweisende Veranlassung zur Erörterung nach den verschiedensten Seiten hin dargeboten, während über eine Interpellation nie eine Discussion stattfinden darf und dieselbe nicht mehr Zeit in Anspruch nimmt, als zu ihrer Vorlesung und zur Verlesung der Antwort nöthig ist. Siehe Art. 21 des Gesetzes, den Geschäftsgang des Landtags betreffend, und die Geschäftsordnung der beiden Kammern. Wenn übrigens dieser Vorwurf ein subjectiv berechtigter seyn soll, so hätte nicht eine Spaltung der sonst vereinigten Synoden in zwei getrennte Synoden zu Ansbach und Bayreuth vorausgehen dürfen, wodurch am meisten eine ersprießliche und umsichtige Berathung gehindert wurde.

Ebenso unbegründet als dieser Vorwurf ist der, daß Graf Giech die Sache in die Oeffentlichkeit gebracht und also den Frieden gestört habe. Die erste Interpellation war in wenigen Minuten in allem Frieden abgethan worden und es wurde weder vorher noch nachher von irgend einer Seite eine Bemerkung dagegen gemacht. Die zweite Interpellation hätte denselben Verlauf genommen, wenn sie von dem Präsidenten des Oberconsistoriums mit einer Versicherung etwa dahin lautend beantwortet worden wäre, daß die von ihm bewirkte Anzeige über die Nürnberger Vorfälle zu einem für das Oberconsistorium befriedigenden Resultat geführt habe. Es darf wenigstens eine solche Erwiderung als wahrscheinlich angenommen werden nach der Andeutung des obenerwähnten halbofficiellen Blattes, welches sagt, daß es ein Leichtes gewesen sey, dem Interpellanten eine bündige Antwort auf seine Frage zu geben, indem die ange-

regten Vorgänge ohnlängst am geeigneten Orte Würdigung und Bescheidung gefunden hätten. Die dieser Andeutung beigefügte Frage, ob es wegen der bereits stattgefundenen Bescheidung angemessen und rathsam gewesen, diese Vorgänge aus der jüngsten Vergangenheit zur Sprache zu bringen, erscheint als ungehörig, da es ja grade Veranlassung und Zweck der Interpellation gewesen, sich darüber Aufschluß zu verschaffen, ob jene Würdigung und Bescheidung stattgefunden. Statt der erwarteten Antwort aber erfolgte aus Veranlassung der ersten Interpellation das unerwartete Inhibitorium des Cultusministeriums. An dieses knüpfte sich die Verwahrung der General-Synode, daß ein Herkommen vom Ministerium gänzlich unbeachtet geblieben. Hand in Hand damit ging der in Folge des bei der Synode angenommenen Verfahrens einiger Mitglieder, ihre wichtigeren Anträge u. s. w. drucken und vertheilen zu lassen, geschehene Druck der Interpellation. Endlich begann das Ministerium eine öffentliche Discussion in den Zeitungen, die sich in einigen Artikeln für und wider fortspann, plötzlich aber wieder verstummte. Es schienen sich hiemit die aufgeregten Wogen beruhigt zu haben. Graf Giech wenigstens hatte sich vorgenommen zu schweigen und nur auf erneuerte Angriffe zu antworten, zumal es ihm die inzwischen geschehene Beschlagnahme der Interpellation unmöglich machte, zu seiner Rechtfertigung die Nürnberger Vorfälle näher zu beleuchten, und weil den Artikeln des Ministeriums alle Blätter zu Gebote stehen. Da geschah vom Ministerium der zweite nicht minder unerwartete Schlag. Graf Giech wurde in Folge höherer Veranlassung vor den Untersuchungsrichter des Bezirksgerichts Bayreuth geladen wegen Preßpolizei-Uebertretung.

Uebersieht man diese Reihe von thatsächlichen Momenten mit unbefangenem Blick, so kann wohl kein Zweifel seyn, wer der so einfach begonnenen Angelegenheit eine die Augen Vieler auf sich ziehende Wichtigkeit verliehen hat, der Graf Giech oder das Ministerium des Cultus. Es wird diesem Blicke auch nicht entgehen können, von wem die Angelegenheit in die Oeffentlichkeit eingeführt wurde und in derselben erhalten wird. Die Generalsynode hatte keine Oeffentlichkeit, die Veröffentlichung und Versendung der Aktenstücke derselben war eine erlaubte und von vielen Mitgliedern benutzte. Erst das Ministerium hat durch seine gegen den Grafen Giech eröffnete Polemik in den bekannten Artikeln das eigentliche Gebiet der Publicität betreten und durch den gegen denselben eröffneten Preßproceß je mehr und mehr erweitert. Was insbesondere noch den letzteren anbelangt, so darf nicht verhehlt werden, daß sich derselbe auf Bestimmungen stützt, die in der Weise, wie sie gegen den Grafen Giech in Anwendung gebracht werden sollen, bisher nie in Anwendung gekommen sind. Unmöglich kann das Ministerium mit dieser Maßregel etwas gewinnen. Es wird vielmehr von dem öffentlichen Urtheile gerichtet werden, daß dasselbe eine kleinliche, seiner nicht würdige und ganz rücksichtslose Verfolgung gegen einen Mann erhebt, den seine Antecedentien allein schon gegen ein solches Einschreiten hätte schützen sollen. Es wird Jedermann klar seyn, daß es nur um die Vernichtung der Interpellation zu thun war, welche, da sie wegen ihres Inhalts auf Grund eines strafrechtlichen Verfahrens mit einem bleibenden Verbot nicht belegt werden konnte, nun durch das preßpolizeiliche Verfahren auf Grund eines Formfehlers, der alle Tage nicht bloß von den Privaten, sondern auch von den öffentlichen Behörden und höchsten Staatsbeamten begangen wird, unterdrückt werden soll. Das Ministerium konnte keine Maßregel ergreifen, welche geeigneter gewesen wäre, die bereits bald vergessene Angelegenheit wieder aufzuregen und nun erst recht zum Gegenstand der öffentlichen Erörterung zu machen. Es mag darum auch die Folgen seines Vorgehens tragen und insbesondere der Protestantischen Kirche nicht verargen, wenn sie in der oben erwähnten Spaltung der Synoden, in dem gegen die Interpellationen erlassenen Inhibitorium, in der Beschlagnahme derselben und endlich in dem gegen den Interpellanten eingeleiteten Preßproceß Glieder einer Kette erblickt, in die das Katholische Regiment den sich emporringenden Geist des Protestantismus zu legen sucht. Nicht allein aber, daß die absichtslose Vernachlässigung eines so kleinen Formfehlers, der, obwohl täglich vor den Augen der Regierung begangen, bis jetzt noch gar nie geahndet wurde, auch nicht den geringsten Schatten auf den Interpellanten zu werfen vermag, wird vielmehr die um des Rechts seiner Kirche willen erlittene Verfolgung seinem Namen einen immer helleren Klang verleihen und ihm den Dank der Glaubensgenossen erwerben. *)

*) Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, ist die Verurtheilung des Grafen Giech in eine Geldstrafe zum allgemeinen Erstaunen in der That erfolgt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 2. October. № 79.

Der zehnte Deutsche Evangelische Kirchentag zu Hamburg.

1. Am Vorabend.

Die Eröffnung des zehnten Deutschen Evangelischen Kirchentages steht bevor. Die Zurüstungen sind fast zu Ende geführt; die Gaben, welche in Bereitschaft sind und dargeboten werden sollen, sind schon angezeigt. Die Zeit des Wartens wird mit mancherlei Betrachtungen ausgefüllt. Stoff zu denselben liegt genügend vor in der Geschichte der letzten Kirchentage und in der Vorgeschichte desjenigen auf den wir warten. Diese Vorgeschichte ist nicht von der erfreulichsten Art. Auf dem Kirchentage zu Stuttgart lud ein Hamburger im Namen von Freunden den großen Reiseprediger ein, daß er seine Vaterstadt besuche. Es wurde von vielen Seiten die Einladung als eine verfrühte betrachtet. Hamburg, so wurde gesagt, ist nicht genugsam vorbereitet auf jenen Besuch — und der Kirchentag gerade jetzt in einem Stadium seiner Entwickelung, wo ihm die Kraft fehlt, in einer Stadt wie Hamburg ein energisches Zeugniß abzulegen. Die Bedenklichen waren wohl nicht im Unrecht. Denn sobald die kleine Schrift des Pastor Wendt über den Kirchentag die Hamburger über den zu erwartenden Gast aufklären und auf sein Kommen vorbereiten sollte, brach ein Sturm in der Tagesliteratur los. Es erschienen Aufsätze über Aufsätze, von denen manche ihren boshaften Ursprung deutlich genug zu erkennen gaben, die aber alle ein Zeugniß ablegten, welch ein Maaß von Unwissenheit in göttlichen, in kirchlichen Dingen unter uns vorhanden sey. Es soll freilich nicht verschwiegen werden, daß sich dagegen selbst Laien fanden, welche dem Kirchentage mit Geschick und mit Wärme öffentlich das Wort redeten. Zwischen den Zeitungsartikeln erschienen auch Broschüren; eine derselben von einem entlassenen Schleswig-Holsteinischen Prediger verfaßt, der ein Mystiker zu sein affectirt und den Geistreichen spielt, mischt Eisenacher Conferenz, Allianz und Kirchentag durch einander und bietet dem Kirchentage Thesen dar, deren Bitterkeit man gleich aus der ersten ersehen kann: „Beim Zusammentreffen theologischer Männer ist auf den Kirchentagen der Kuß abzustellen.“ Die letzte lautet: „der Hamburger Kirchentag sei hierdurch aufgefordert, bei allen Kirchenbauten darauf Bedacht zu nehmen, daß sich das Kreuz nicht nach der Wetterfahne drehe.“ Von anderer Seite wurde die Baumgartenschen Sache in diese Broschüren-Literatur hineingelegt. Lic. Löwe fragte an, ob der Kirchentag den Prof. Baumgarten unter seine Mitglieder aufnehmen werde oder nicht. — Durch alle diese Verhandlungen wurde die Stille unterbrochen, die in der letzten Zeit auf Hamburgs kirchlichem Gebiete stattgefunden hatte. Aber es wurde auch eine Opposition, die sich in Thaten aussprach, gebildet. Die Collegien, welchen die Verfügung über die Kirchengebäude zusteht, schlugen die Benutzung derselben für den Kirchentag zum großen Theile ab. Zwar wurden einige Entscheidungen wieder umgestoßen; anderen Collegien aber gelang es, ihre anfängliche Entschließung durchzuführen — und es konnten in der großen Stadt nur zwei der größeren und zwei kleine Kirchen für die Abendgottesdienste eingerichtet werden. Aber freilich, dieser Eifer der Gegner weckte neuen Eifer der Freunde. Derselbe zeigte sich sowohl in der Bereitwilligkeit, mit welcher man Wohnungen für die Gäste darbot, als auch in dem freudigen Aufbringen der nöthigen Geldmittel. Auch die großartige Theilnahme, welche die Vorbereitung einer Aufführung von J. S. Bach's Matthäus-Passion gefunden hat, erklären wir uns nicht blos aus künstlerischem Interesse, sondern auch aus dem Eifer, der für die Kirchentags-Angelegenheit erwachte. Hinsichtlich der großen Zahl aber, welche die Nummern der aus Hamburg angemeldeten Theilnehmer erreichte, sind wir zweifelhaft. Trotz der Erinnerung, daß nur Solche eingeladen seien, die sich auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse befänden, meldeten sich Glieder der früheren freien Gemeinde und Solche, deren Theilnahme am kirchlichen Leben sehr fraglich war. Was sie bei ihrer Meldung meinten, was sie beabsichtigen, ist eine Frage, welche die kommenden Tage erst beantworten werden. — Der Kirchentag ist also auf einen sehr bewegten Boden getreten. Ob in ihm die Kraft sein wird, auf diesem Boden nicht zu wanken? Die Zahl der Gäste thut es nicht. Sonst dürften wir hoffen. Schon die erste Zusammenkunft für die Begrüßung war eine zahlreichere als sie wohl je gewesen. Aber wir fürchten auch nicht um deßwillen, weil manche bedeutende Namen fehlen. Was uns besorglich machen könnte, wären allein die Hergänge, wie sie z. B. in Stuttgart stattfanden. Wird der Hamburger Kirchentag immer Einheit, rechte Frische und Energie entfalten? Wird es geschehen, dann braucht er wegen des Bodens, auf dem er tagt, nicht besorgt zu sein. Würde er dagegen an einer inneren Schwäche und Mattheit laboriren, so möchte einerseits

ihm selber jener Boden gefährlich sein, und andererseits würde für das kirchliche Leben Hamburgs mehr verloren als gewonnen seyn, dadurch, daß man ihn hieher einlud. Am Vorabend läßt sich hierüber noch nichts sagen. Wir sprechen: Der Herr wird's versehen! (Fortsetzung folgt.)

Dr. J. T. Beck, christliche Reden. I. bis V. Sammlung. 1836—1858.

Zweiter Artikel.

Daß wir selbst schon in dem, was wir bisher aus Beck's christlichen Reden uns selbst und Andern zu heilsamer Selbstprüfung haben vorhalten zu dürfen geglaubt, an Einzelnem Anstoß genommen, ist angedeutet worden. Die Reden beobachten nicht fein, und unterscheiden nicht rein genug, sie mischen verschiedene Klassen von Christen und deren eigenthümliche Verfehlungen in und durch einander. Eine Schilderung, die treffend angefangen, schließt mit offenbarer Uebertreibung. Und dies noch mehr in Stellen, die wir nicht mitgetheilt, und auch in manchen, die wir mitgetheilt, mehr, als wir in unserem Referat haben sehen lassen. Beck's Blick ist offenbar einseitig getrübt. Aber das scheint mit einer anderen bedeutenderen Abspurigkeit zusammenzuhängen.

Beck findet an den meisten gläubigen Christen dieser Zeit einen wesentlichen Mangel. Sie sind nicht bis zu einem gewissen, von ihm bezeichneten Punkt oder Zustand hindurchgedrungen. Das bezeugt er in mancherlei Wendung. Es giebt „Gutes in der Welt, was die Menschen mit Hülfe Gottes hervorbringen, und das doch noch nicht das Reich Gottes im neutestamentlichen Sinne ausmacht" (IV, 240). Man kann „das Gute und Göttliche annehmen und betreiben, aber nicht nach dem göttlichen Sinn und Gesetz es behandeln" (IV, 276). Man kann „Glauben haben, aber wo man aus dem Reiche Gottes auch wieder ein äußerliches Staats- und Kirchen-Wesen macht, aus dem Werk und Verdienst Christi und aus der Gnade Gottes auch wieder eine äußere Gerechtigkeit macht, wie die Juden aus dem Gesetz Gottes und seinen Gnadenverheißungen, wo man dann auch auf solchen Gnaden- und Glaubenswahn hin für einen Erben des Reiches Gottes sich ansieht, ohne daß man das Geisteswerk des Reiches Gottes im Inwendigen hat, ein neues Leben von oben, das Geist ist aus dem Geiste Gottes" (V, 118, vergl. III, 291). Man kann u. A. mancherlei menschliche gute Gedanken haben vom Leiden Christi, und das Kreuz Christi ist doch keine Gotteskraft für uns, sondern wir meinen ihm erst Kraft geben zu müssen mit unsern guten Gedanken und feinen Reden" (II, 10. 11). Ja man kann in der Person Christi „eine helle Anschauung bekommen von dem Wesen und Wirken des göttlichen Geistes;" man kann „mit Treue und Ernst Jesum Christum betrachten, wie Er ist, was Er sagt und thut," und dann auch „allerlei geistige Wirkungen an sein Herz gelegt" bekommen, und doch hat man „damit den göttlichen Geist selbst noch nicht in sich, aber Er ist gegenwärtig" (III, 259. 260). Es muß also zu noch etwas Anderem, Entscheidendem kommen. Das ist: „der innerste Seelengrund in uns muß sich immer mehr gegen Jesum Christum aufschließen, um den Samen seines Geistes in sich selbst zu empfangen" (III, 260). „Ein solcher gläubiger Mensch hat dann selber einen aus Gott geborenen Geist in sich, und dies macht es eben, daß er das ewige Leben hat" (V, 124). „Die Liebe des Vaters und des Sohnes steht dann nicht mehr blos vor ihm als eine äußerliche Geschichte und Lehre, sie steht in ihm als sein lebendiges Eigenthum — — —; und solche Geistesliebe ist dann auch der Quell einer neuen Weise der Offenbarung, von welcher die Welt Nichts weiß" (III, 263. 264). So Beck. — Daß er hiermit das beschreibt, was in der kirchlichen Sprache nach der Schrift die Wiedergeburt heißt, ist wohl klar — die vorletzte Stelle ist aus einer Predigt über Johs. 3 entnommen. Aber das Wort selbst braucht er bei diesen Beschreibungen nicht; wir haben es überhaupt nur Einmal bei ihm gefunden, und da nicht selbstständig. Er spricht einmal von der Taufe, die, fügt er hinzu, „eben deshalb das Bad der Wiedergeburt heiße" (VI, 110). Und das ist charakteristisch. Was Beck heißt: „einen aus Gott geborenen Geist in sich bekommen," das ist ihm offenbar ein besonderer punktirter Vorgang, über dessen Zusammenhang mit der h. Taufe er im Ungewissen läßt. Denn wenn er doch auch sagt: „so wird ferner der Mensch in das göttliche Reichsleben versetzt dadurch, daß ein neuer Mensch, eine neue Person gezeugt wird aus Wasser und Geist, aus der Verbindung des unsichtbaren Geistes mit dem leiblichen Elemente des sichtbaren Wassers in der heiligen Taufe, die eben deshalb das Bad der Wiedergeburt heißt, die Waschung am Leibe mit reinem Wasser (Ebr. 10, 22 f.);" und weiter bekennt: „so wird auch der neue Mensch fort und fort genährt und erquickt dadurch, daß der Geist mit der himmlisch verklärten Leibeskraft und Bluteskraft Christi eingeht in die irdischen Elemente des Brodes und Weines im h. Abendmahl, daß Christus, wie er leibt und lebt in der himmlischen Kraft Gottes, wahrhaft unsere Speisung und unser Trank wird" (IV, 110 f.): wenn also durch die Taufe ein neuer, in das göttliche Reichsleben versetzter Mensch bereits da ist, und wenn eben dieser neue Mensch im h. Abendmahl genährt wird, und wenn nun doch erst noch der innerste Seelengrund aufzuschließen und der Same seines Geistes zu empfangen ist, also daß wir „Leben haben, wie Er lebendig ist, Geist haben, wie Er Geist ist" (IV, 22 f.), so ist das wohl nicht anders mit einander zu reimen, als wenn mit dem Einen oder mit dem Andern kein voller Ernst gemacht wird. Wohin da aber nun bei Beck der mindere Ton fällt, das ist nicht wohl zu verstehen. Seine ganze Polemik beruht ja darauf, daß die heutige gläubige Christenheit so wenig zu dem entscheidenden Punkte durchdringt; darauf kommt ihm Alles an. Daß bereits ein neuer Mensch da ist und auch gestärkt wird, daran wird gar nicht erinnert. So lange es nicht zu

dem gewissen pointirten Empfang des Geistes kommt, wenn selbst schon die deutlichsten „geistigen Wirkungen" vorhanden sind, so lange scheint für das eigentliche Reich Gottes so gut wie Nichts vorhanden. Der in der Taufe geborene neue Mensch ist wie verschwunden. Oder sollte jener von Beck so scharf hervorgehobene Moment nur das Wiederhervortreten des neuen Menschen seyn? Beck sagt das nirgends, und so bleibt nur so Viel gewiß, daß Beck, obgleich er sie lehrt, die dem Menschen in der Taufe widerfahrene That Gottes, den sakramentalen Akt der Wiedergeburt unterschätzt, und dafür allein den in das spätere Leben fallenden Moment, und zwar als Einen, ganz specifischen, hervorhebt, ohne ihn im wirksamen Zusammenhang mit dem Taufakt erscheinen zu lassen. Die Beck'sche Wiedergeburt ist eine abrupte, man weiß nicht recht wie? fundirte. Jedenfalls tritt bei Beck die Wirksamkeit des Sakramentes zurück. Und das ist ein bedeutsamer, wenn auch noch etwas unklarer Punkt, auf den wir den Finger legen. Es treten aber noch andere neben ihn.

Was eine besondere Klage Beck's bildet, ist, daß sich in das gläubige Christ-Sein der heutigen Zeit so leicht etwas Gewohnheitsmäßiges, Hergebrachtes, menschlich dazugethanes einmische, und sich an Stelle der eigentlichen, lebendigen, kräftigen Geist-Regierung aus Gottes Wort setze. „Nicht, wie das eigene Wort Gottes zu erkennen gibt, untersuchen sie ernstlich, sondern wie die im Ansehen stehenden frommen Menschensatzungen das Wort Gottes deuten, wie Gott und Christus und sein Reich hergebrachtermaßen ihnen abgebildet wird, so nehmen sie es an, und was dagegen anstößt, verwerfen sie blindlings" (IV, 338). „Nicht darf man Gott dienen, Jeder in seiner eigenen Weise oder nach Väter Weise, sondern nur nach dem Worte Gottes" (IV, 541). „Darum mußten die wahren Gläubigen aller Zeiten immerdar hinausgehen über den Zaun, in welchen die Menschen glaubten Gottes Wort und Werk eingezäunt zu haben für immer — — —, sie durften nicht auf das sehen, was die Menge und das Ansehen für sich hatte, sondern auch, was noch Nichts galt und zum Aergerniß ward, durfte sie nicht abschrecken. — So führte auch Gott auf dem gewiesenen Weg, auf dem mit der öffentlichen Gewalt und Würde schon ausgestatteten Glaubensweg seinen Sohn nicht in die Welt ein und nicht durch die Welt hindurch" (V, 65. 57). Aber „auch über dem Grunde des Neuen Testamentes, über seinem einfachen Wort und Gottesdienst haben die Menschen und die christlichen Parteien in frommer Meinung selbsterdachte Lehren, Gebote und Gebräuche aufgerichtet, als vermeintliche Stützen und Förderungsmittel des christlichen Glaubens und Gottesdienstes, mit denen man nicht Jeden es halten läßt, wie er will, sondern jede Partei hält ihre Satzungen so heilig, als wären sie von Gott selbst eingesetzt, und durch sie als durch eine Brille liest man auch jetzt wieder Gottes Wort" (IV, 531). Das ist schon deutlich genug. Wenn man aber nun noch Aeußerungen findet, wie diese: „Ja, euer Herr mit seinem ächten Christen-Glauben hatte das Alles gegen sich, die einstimmige Meinung der bedeutendsten Lehrer, die ganze Kirche, Alter und Ansehen" (IV, 863); und: „nicht nach einer bloßen Schule und Kirche dieser Welt; ihr werdet Christen im wahren lebendigen Sinn, Geistes-Christen statt Buchstaben-Christen und Formen-Christen" (V, 127); oder: „nicht, wie es dem eigenen Geist zusagt oder dem Geist einer Partei, einer Kirche oder Schule, oder dem Zeitgeist, sondern wie es dem ewigen Geist der Wahrheit gemäß ist" (IV, 412); oder wenn die bloßen Kirchen-Christen den Menschen Gottes entgegengesetzt werden (IV, 670): wenn also die Kirche nicht blos in Eine Reihe mit Schule, Partei, Zeitgeist und eigenem Geiste gestellt, sondern auch ausdrücklich zu verstehen gegeben wird, die ganze Kirche, Alter und Ansehen könne unter Umständen wider den wahren Christus seyn: so ist das selbst viel mehr, als Beck im Interesse seines Eifers für reine Innerlichkeit zu behaupten nöthig hat. Will er fürchten, es möge die Kirche mit dem, was sie ist, hat und gibt, so allein und ausschließlich vor Eines Blick treten, daß sie ihm eine Mittlerin und Vormünderin in übelem Sinne würde — eine Gefahr, die man gewöhnlich nur in der römischen Kirche sieht; oder es möge wenigstens Einen die Kirche mit ihrer Lehre und ihrem Kultus auf- und abhalten, sich aus der Schrift selbst in ursprünglicher Ueberzeugung mit den Schätzen des göttlichen Wortes vertraut zu machen und seiner, durch Nichts zu ersetzenden Kraft theilhaftig zu werden, oder es möge Einer der Schrift nur so weit glauben, als er auch der Kirche glaubt: und mag das Eine und auch das Andere wirklich mehr oder weniger oft der Fall sein, so ist das wohl ein Grund zu warnen vor solchem Mißbrauch der Kirche, aber kein Grund, die Kirche darüber scheel anzusehen. Das will die Kirche des Evangeliums nicht, das will die Kirche nicht, die in ihrem ausgeprägtesten Bekenntniß vor Allem und von vornherein auf die Schrift, als die Regel und Richtschnur alles Glaubens und aller Lehre weist, und die ja recht eigentlich auf der Schrift und dem eigenen freien Zugang zu ihr beruht. Nicht das, sondern das Gegentheil will sie. Und wenn man ihr nun doch einen Makel anheftet, weil Der oder Jener, statt ihres freien Dienstes auf lebendige Weise zu gebrauchen, an ihr, als einer bloßen Aeußerlichkeit, hängen bleibt, so kann man das nur thun in übeler Verblendung und Verstimmtheit wider dieselbe. Und das ist der Fall bei Beck. Er scheint der Kirche schon aus ihrem bloßen Daseyn einen Vorwurf zu machen. Das verrathen manche Aeußerungen desselben. Oder was heißt das, wenn die Kirche in Einer Reihe aufgeführt wird mit Schule, Partei, Zeitgeist, eigenem Geist, was heißt das anders, als daß sie mit diesen den gleichen, zufälligen, und keinen anderen Grund und Ausweis habe? Oder, wenn ihr der ewige Geist der Wahrheit entgegengesetzt wird, was anders, als daß sie auf solchen ewigen Wahrheits-Geist keinen Anspruch machen könne, nicht von ihm geleitet sey, und nicht selbst ihn mittheilen oder seine Mittheilung vermitteln könne? Was anders mithin, als daß sie neben und aus dem Worte Gottes eine ebenbürtige Berechtigung ihrer Existenz nicht aufweisen könne? Und

wenn darum endlich der „Christ, der am Entscheidungstag nicht überfallen werden wolle wie vom Dieb in der Nacht," geheißen wird, sich zu entscheiden zwischen dem „Zeit-Christenthum, das gar vielerlei Formen und Gestalten angenommen habe in Kirchen und Sekten, und zwischen dem ewigen Christenthum der Bibel," und zu „verlernen die aus Menschenlehren eingesogenen Vorstellungen von Christus und Seinem Reich, von Kirche und Volk Gottes" (IV, 165), und wenn dann wieder einmal gesagt wird, „Gottes Wort sei kein finsterer Irrgarten, in den man sich nicht wagen dürfe ohne eine menschliche Lampe" (V, 78), wenn also der Einzelne mit Gottes Wort isolirt, und dies als die höchste, als die eigentlich christliche Stufe gepriesen wird: so ist mit dem Allem klar, daß die Kirche, wie sie besteht, so gut wie zu einem leidigen Superflum gemacht wird, gut genug für die, welche sich mit einer Stelle im äußerlichen Vorhof behelfen, aber höchstens zu dulden für die, welche in des Himmelreiches Heiligthum eindringen wollen. Das sagt Beck einmal ganz deutlich, wenn er behauptet (IV, 106): „Ist es nun wenigstens der wahre Gott und Christus, dem man mit einem gesetzlichen Dienste dient, mit äußerlichen Heiligkeiten, mit Tempeln und heiligen Tagen und Ceremonieen, so ist es für sich selber noch kein falscher Gottesdienst, so wenig als es der jüdische war, und wenn alles rechtschaffen und treulich dabei zugeht, ist es Gott angenehm, und auch die geistigen Anbeter können daran Theil nehmen, so weit es sich thut, daß kein Zwang daraus gemacht wird, und die innere Hauptsache, der Geist und die Wahrheit nicht darüber zu kurz kommt. Aber immerhin ist solcher Gottesdienst eine Schwachheit." Und mehr noch. Denn da, wie wir schon gehört haben, den wahren Gott und Christus zu erkennen, durch der Kirche Lehren, die das Ansehen haben, erschwert ist, da Geist und Wahrheit eigentlich immer über den Menschensatzungen, deren „frömmste selbst Mißgeburten" sind (IV, 341), zu kurz kommen: so ist klar, daß die Kirche für die „geistigen Anbeter," für die eigentlichen Himmelreichs-Menschen, im besten Fall eine Art Aergerniß ist. Sie ist und bleibt höchstens das große Arsenal, durch dessen grobes Geschütz der christliche Geistes-Mensch fortwährend Mühe hat, sich unangefochten und heiler Haut hindurch zu retten. Es wäre fast besser, er hätte sie gar nicht.

Denn man braucht sie auch gar nicht zu haben, und kann doch mit den Patriarchen im Himmelreich sitzen. „Während — viele Christen, die jetzt als Kinder des Reiches seine Gnaden genießen, an jenem Tage werden durchfallen, wird der Herr auch unter den Weltvölkern Schafe seiner Heerde, Gerechte, suchen und finden, Leute, die ihrem Gewissensgesetz folgsam nachgegangen sind und nach ihrem Wissen und Gewissen Liebe und Gerechtigkeit an ihren Nebenmenschen geübt haben" (IV, 804). „Jeder Mensch, auch der noch keine Bibel hat, auch der Heide, so lange er noch Heide ist, kann in seiner Art Glauben haben, kann ein Gläubiger sein oder ein Ungläubiger" (IV, 743). „Und wenn der Herr in allerlei Volk auch unter den Heiden diejenigen gnädig (!) ansieht, die bei ihrer abergläubischen (!) Weise doch Gott (!) (den sie aber nicht kennen und an den sie nicht glauben, sie sind ja nach Beck selbst abergläubisch) von Herzen fürchten und recht thun, so sind das nicht solche, welche gegen die Wahrheit gleichgiltig sind, auch wo sie sie haben können, und mit ihrem Aberglauben sich begnügen, sondern das sind Seelen, die immer mehr suchen nach Gott und mit Freuden an's Licht kommen, wenn das wahre Licht ihnen aufgeht, wie jener heidnische Hauptmann zu Kapernaum und Kornelius" (IV, 400), die aber bekanntlich den Gott des A. T.'s, also den wahren Gott, schon kannten. Und darum werden wir auch hier, indem wir ja gar nicht das getrübte Wahrheitselement in diesen Behauptungen verkennen, doch wieder nichts Anderes, als in dem Schlusse bestärkt werden, daß bei Beck eine große Verstimmung und grobe Verkennung des eigentlichen Wesens der christlichen Kirche vorliege. Und in solcher Verstimmung läßt er endlich der Kirche nicht einmal den Ruhm einer Kulturanstalt. Er klagt (IV, 94): „das Christenthum, das nicht von dieser Welt ist, das es mit dem himmlischen, überirdischen Wesen einer ewigen Lebens-Welt zu thun hat, schmücken sie aus mit den Reizen eines irdischen Beglückungsmittels und eines geistigen Kulturmittels für diese Welt — — —. Allein, was ist's? Solches Rühmen blendet wohl eine Zeit lang die unwissende Menge, sonst aber weder die Klügeren in der Welt, noch unter den Christen diejenigen, die gesunde Glaubensaugen haben. Die weltklugen Leute wissen recht wohl, daß Wohlstand und bürgerliche Ordnung, feine Sitten, Künste und Wissenschaften, die ganze Civilisation in der Welt schon blühte, ehe es ein Christenthum gab, und daß die alten Heiden, wie Griechen und Römer, auf solche Dinge besser sich verstanden, als die neuen Christen."

Kurz, die Kirche ist in Beck's Augen, so weit wir bisher gesehen, mit und in ihren menschlichen Festsetzungen eine leidige „Mißgeburt," die besser thäte sich nur möglichst unsichtbar und ohnmächtig zu machen.

Wie Beck bis zu dieser Stellung der Kirche gegenüber gekommen, wie er sie zu rechtfertigen sucht, das ist in seinen bisherigen Aeußerungen hier und da beiläufig schon hervorgetreten, das wollen wir uns aber jetzt noch eines Näheren vergegenwärtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 6. October. № 80.

Der zehnte Deutsche Evangelische Kirchentag zu Hamburg.

(Fortsetzung.)

2. Die erste Hälfte.

Wir haben dem Kirchentage etwas trüben Blickes entgegen gesehen, und glaubten uns dazu berechtigt durch die Vorzeichen, die ihm vorangingen. Wir fühlen uns jetzt gedrungen, uns ob unsers Kleinglaubens vor dem Herrn zu demüthigen. Er hat sein Werk nicht im Stiche gelassen, er hat dem Feinde Zügel angelegt, daß er uns nicht schaden konnte und das Saatwerk ist ungestört in einer Weise vor sich gegangen, daß wir hoffen dürfen, es werde wie bei allen Versammelten, so auch bei der Stadt Hamburg nicht ohne Frucht bleiben. So viel sei der Darstellung vorangeschickt, das eigentliche Urtheil über diesen Kirchentag und namentlich in seinem Vergleich mit anderen sparen wir uns auf für den Schluß.

Es war offenbar gegen die Sitte früherer Kirchentage, wenn die Eröffnungspredigt nicht von einem Geistlichen des Ortes, wo derselbe tagte, gehalten ward. Worin diese Abweichung begründet war, wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß der rechte Mann an seinem Platze stand, wenn Herr Generalsuperintendent Hoffmann aus Berlin jene Predigt hielt. Er hatte Röm. 12. V. 1 u. 2. zum Text gewählt. Seiner Predigt sei Folgendes entnommen. „Dem Kirchentage predigen ist eine schwere und verantwortliche Aufgabe. Denn welcher Einzelne wird es leicht wagen hinzutreten, da wo so manche erfahrene Jünger und Diener des Herrn sich zusammenfinden!“ Das kann nur erleichtert werden durch den bestimmten Auftrag und durch das Bewußtseyn von dem Gebete so vieler Gläubigen getragen zu werden. Die Wahl des Textes ist getroffen, weil wir von Manchen wohl verstanden, von Manchen aber auch übel gedeutet zu unserer Versammlung zusammentreten, weil es theils eines Bekenntnisses bedarf, theils auch eine Ermahnung für uns Alle nicht überflüssig ist. Deßhalb betrachten wir die apostolische Ermahnung an den Kirchentag auf Grund seines Bekenntnisses. 1) Das Bekenntniß. Der Kirchentag hat erklärt, auf dem Grunde des Bekenntnisses der Reformatoren zu stehen. Was anders ist der Kern und Stern dieses Bekenntnisses, als die Zueignung des Heiles, das der Vater bereitet hat in seinem Sohne! Die Ermahnung des Apostels in unserm Text hat dieselbe Grundlage, es sind die Erbarmungen Gottes, die mannichfachen und vielseitigen, die ein Jeglicher von den Lesern in irgend einem Maaße kennen gelernt hatte an sich selber. Den Römischen Christen konnte er sagen, nachdem sie die ersten Kapitel des Briefes gelesen hatten: Ihr kennet das Verderben der abgefallenen Natur; Ihr wisset, daß das Gesetz Juden und Heiden gleichmäßig verdammt; Ihr wisset, daß es für Alle nur Ein Heil gibt, das in Christo; Ihr kennet den inneren Gang der an ihn Glaubenden bis zu der seligen Wonne der Kindschaft und der Erbschaft des ewigen Lebens. Euch ist in der Geschichte der göttlichen Wahl die freie, erbarmende Gnade Gottes kund geworden; Ihr wisset, daß sowohl das Volk, als der einzelne Mensch, die derselben verfehlt haben, nur darum zurückgestellt sind, weil sie diese Wahl nicht ergriffen — und wenn Ihr zuletzt nach dem Grunde Eures eignen Friedens forschet, so findet Ihr denselben in dem Erbarmen Gottes.“ — Sollten die Ermahnungen für uns auf minder breiter Grundlage des Bekenntnisses ruhen? — Gewiß nicht. — Bekennen wir uns nämlich wirklich zu den reformatorischen Zeugnissen, so müssen auch wir die Erbarmungen Gottes an uns erfahren haben. Man redet in unseren Tagen viel vom Bekenntniß. — Mit Recht. — Aber können wir bekennen, daß wir im wirklichen Besitz der Kindesrechte sind, daß unser Leben, das früher gefesselte, frei gemacht ist? Dieß die erste dringende Frage beim Kirchentag; und hat Jemand auf sie keine genügende Antwort, hat er kein Herz für diese Erbarmungen, so kehre er lieber um vor der Pforte des Kirchentags und gehe in sein Kämmerlein, bis der Herr ihn auf den Felsengrund seiner Erbarmungen gestellet und er sie kennen gelernt hat. — Ein Kirchentag, begangen von ungesegneten, weil unerlösten Seelen ist ein Zerrbild dessen, wofür er sich ausgiebt. — Es mag uns immerhin noch viel fehlen; wir können noch Knaben, noch Säuglinge in der Gnade seyn, und es können sehr verschiedene Grade des Habens und des Genusses der göttlichen Dinge unter uns seyn, aber das muß allen Kirchentagsgästen gemeinsam sein, zu wissen: Ich bin Christi Eigenthum, theuer erkauft durch sein Blut. So erst können wir die Ermahnungen an uns herantreten lassen. 2) Die Ermahnung. „Stellet Euch nicht dieser Welt gleich!“ — Was ist diese Welt, und welche Gefahr ist für den Kirchentag, sich ihr gleich zu stellen? — Die Römer verstanden den Apostel. Er meinte die natürliche von Christo noch nicht durchleuchtete

Welt. Diese ist zwar nun dahin; aber sie hat ihr Leben, wenn auch nicht ihre Herrschaft fortgepflanzt durch alle Jahrhunderte. Ueberall ist diese Welt, wo man die Wahrheit der Lehre von der Verdammungswürdigkeit aller Menschen leugnet, wo der Gedanke der Sünde, des Todes und der Hölle mißliebig geworden ist. Ueberall ist diese Welt, wo man die großen Risse im Leben mit Redensarten von Entwickelung u. dergl. zu bedecken trachtet, und wo man das Kranke nur durch vermeintlich Gesundes heilen will, wo man durch lauter Dinge zu helfen versucht, die aus derselben Quelle kommen. Auf dem Bekenntniß stehend sind wir vor der Gleichstellung mit der Welt — der groben — gesichert. Darum vorüber an ihr! Aber wir wissen, der Satan verstellt sich bisweilen in einen Engel des Lichts. Wisset Ihr nicht, daß die Welt durch Zahlen, durch die Menge wirkt und daß sie die großen Massen reden läßt, um mit diesem Schwergewicht jeden Widerspruch niederzuschlagen. Das ist eine Versuchung für uns; wir könnten denken, weil wir etwas beschlossen haben, müsse es wahr seyn. Aber wir wollen nicht unsere Beschlüsse vortragen, sie sollen uns vielmehr tragen. Demüthig soll der Kirchentag seyn. Ist nicht auch die Gefahr vorhanden, daß dem Redenden das Herz anschwelle bei dem Beifall, den er findet? Gibt's nicht ferner Gefahr der falschen Klugheit, der Menschengefälligkeit? — Gibt's nicht auch andrerseits die, kleinmüthig zu seyn, als müsse der Herr Jesus sich vor den großen Unternehmungen der Welt in den Winkel drücken? — Und noch feinere Gefahren! — Es ist die Art der Welt, jetzt auf dieses, dann wieder auf Jenes zu verfallen und nun von ihm alles Heil zu erwarten. Wir haben gar verschiedene Wege der Hülfe für die Noth in's Auge zu fassen. Sind wir nicht auch in Gefahr, bald von dem einen, bald von dem andern zu viel zu erwarten, der von der Sonntagsheiligung, jener von der Verbesserung unserer Strafanstalten, ein Dritter von der Förderung des Armenwesens, und wieder ein Anderer von einer neuen begeisterten Jugendpflege? Dieß Alles thun, aber nicht vergessen: Es heilet weder Kraut noch Pflaster; nur Dein Wort, o Herr allein, das Alles heilet. — „Verändert Euch durch Verneuerung Eures Sinnes. Die Römische Gemeinde, heilige Abgewaschene von Sünden, sollen sich verändern. Der Kirchentag kann sich unmöglich für eine Gesellschaft halten, die zu hoch stehe, als daß ihr Buße gepredigt werden dürfe. Womit ist Jeder hierher gekommen? Der Herr weiß es, ich weiß es von mir, und wenn Jeder es weiß, so haben wir Alle Ursach, die Buße an die Pforte des Kirchentags zu stellen. Wo ist das Zeugniß, daß der Herr Wohlgefallen habe an unserm Thun? Wir können es nicht sehen in der guten Aufnahme u. dergl., sondern nur dann haben wir das Zeugniß, wenn der Kirchentag uns tüchtiger macht zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht. Daher erst Reinigung; damit wir die Zuversicht erlangen, daß wir als des Herrn geweihte Knechte das Werk angreifen. — Verneuerung des innersten Sinnes, die dann von da aus sich auf alles Denken, Wollen und Suchen erstreckt. In dieser Verneuerung werden wir erst prüfungsfähig. Der Kirchentag ist nicht eine Gesellschaft, die mit ihrer menschlichen Klugheit die Mittel auffinden soll, um unseren Schäden abzuhelfen, er soll den Willen Gottes prüfen. Wenn wir wissen wollen, was der Wille Gottes sey, so schlagen wir die Bibel auf; da begegnet uns zunächst das Gesetz. Wir wollen nicht nach Gutem streben über Gottes Gesetz hinaus: Uns ist böse, was Gott verbeut, mag es mit Volks- und Zeitverhältnissen so oder so passen. Unsere Aufgabe ist entschieden, was Gott verbeut, verboten sein zu lassen, und was Gott gebeut, geboten sein zu lassen. Aber das wäre recht schön, wenn wir über jede Frage nach dem Willen Gottes so klare Antwort bekämen, wie wir sie über zehntausend Fragen in den zehn Geboten empfangen. Doch wir sind ja nicht allein an die zehn Gebote gewiesen. Erst im Lichte des Evangeliums verstehen wir unsere Volksschäden recht. Wohl uns, daß wir in Jesu Christo, dem Arzt, zugleich Den haben, der uns die Krankheit kennen lehrt. Wir werden Dinge erkennen, die uns das Gesetz nimmermehr würde kennen gelehrt haben. — Den vollkommenen d. i. den harmonischen Willen Gottes kennen zu lernen, ist die Aufgabe der erlösten Seele. Still steht sie vor Allem, was ihr begegnet, auch vor den gerichtlichen Thaten Gottes und erkennt, daß Alles doch nur auf das endliche, vollkommene Heil hinausgeht. Sie betrachtet die Weltgeschichte mit ihrem Mittelpunkte Christus — und welch weiter Blick geht ihr da auf für die Treue Gottes! Da kann sie nicht anders als mit dem Apostel ausrufen: „O welch eine Tiefe des Reichthums u. s. w. — in Ewigkeit." Amen. — Diese, nur in dürftigen Umrissen wiedergegebene tiefe und ernste Predigt war umschlossen von dem Lutherpsalm, den die Gemeinde sang: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir!" Der ganze, auch von Hamburgischen Gemeindegliedern stark besuchte Gottesdienst bildete ein ansprechendes Portal zu den nach einer halben Stunde in derselben St. Michaelis-Kirche beginnenden Verhandlungen.

Nach dem von Pastor Dr. Rehhoff aus Hamburg gesprochenen Anfangsgebete stattete Herr von Bethmann-Hollweg den Bericht des Ausschusses ab: Das vom Prälaten von Kapff verfaßte Sendschreiben an die evangelischen Gemeinden Oesterreichs ist an die beiden Consistorien gesandt und von diesen der Wiener Facultät mitgetheilt, so wie in 70 Exemplaren an hervorragende Männer Oesterreichs versandt und in 3000 Exemplaren durch den Buchhandel in Oesterreich vertrieben. Der Erfolg ist noch nicht bekannt. An diesen ersten Auftrag, den die Ausschüsse von dem Stuttgarter Kirchentage empfingen, schließt sich als zweiter die Vorbereitung des gegenwärtigen Kirchentages. Hinsichtlich desselben sagte der Berichterstatter: Lange schon hatten wir gewünscht, diese zweite Metropole des nördlichen Deutschlands zu besuchen. Denn wir schämen uns des Evangelii von Christo nicht, des Evangelii, das nicht nur den Juden d. i. den stolzen Heiligen ein Aergerniß, sondern auch in seiner Erhabenheit den Griechen d. i. den Weisen dieser Welt eine Thorheit ist, uns aber sich erweist als eine Gotteskraft zur

Seligkeit. Wir sind nicht der Meinung, daß wir Euch etwas Neues bringen; wir wollen uns mit Euch stärken. Der Kirchentag ist der einzige Zeuge der Einheitsbestrebungen aus dem Jahre 1848. — Als wir vor sechs Jahren in Bremen tagten, sagte mein Gastfreund zu mir: Uns berührt eigentlich, was in Newyork vorgeht, weit mehr, als was in dem deutschen Vaterlande geschieht. Bei Euch Hamburgern ist es ebenso. Euer Blick ist doch vorzugsweise über die Oceane gerichtet, von denen Ihr Eure Handelsflotten erwartet. Darum kommen nun deutsche Männer — o daß ich sagen könnte, aus allen Gauen! — um sich unter Euch und Euch zugleich zu erinnern, daß dieses Hamburg ein wichtiges Glied im deutschen Vaterlande ist, und daß es von jeher — von Bugenhagen bis in die Zeit der neusten Kämpfe — tief eingegriffen in das deutsche Leben. Oder wem ist es unbekannt, daß der Kampf von 1780, da einerseits eine scharfe Kritik und andrerseits eine wohlgemeinte, aber schlecht begründete Orthodoxie wider einander zu Felde lagen, hier in Hamburg seinen Anfang nahm (die Fragmente)? Hat nicht später der Wandsbecker Bote sein einfaches Zeugniß von hier aus in das deutsche Vaterland getragen? Und jener israelitische Jüngling ohne Falsch, der am Anfang des Jahrhunderts nach Halle zog, um sich dort zu den Füßen Schleiermachers, eines andern Lessing, zu setzen — Neander — ging er nicht von Hamburg aus? Und auch damit schließt die Geschichte nicht ab. Der Segensstrom des neuen Lebens ist immer reicher durch unser Vaterland gegangen — und Hamburg hat überall seinen Antheil gehabt. Genug, um uns zu erinnern, daß es die Gemeinschaft am Evangelio ist, die uns hier zusammenführt." — Der Redner ging nun auf den Gedanken der Eröffnungspredigt ein und sagte, daß der Kirchentag weder dem zwingenden Methodismus, noch dem weltflüchtigen Pietismus eine Zufluchtsstätte eröffnen wolle, sondern daß er es auf Erneuerung des ganzen Menschen und Prüfung des vollkommenen Gotteswillens abgesehen habe; darnach seien auch die Themata gewählt. — Die Erinnerung, daß wer auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehe, sich an der Besprechung betheiligen könne, hatte wohl besonders ihren Grund darin, daß sich Manche als Mitglieder des Kirchentags hatten einzeichnen lassen, deren entgegenstehende Sinnesrichtung bekannt war und von denen man nach den vielen Aufsätzen der Tagespresse annehmen mochte, daß der Eine oder Andere von ihnen sich einmal zum Worte melden werde. Der Schluß der Ansprache des Herrn Präsidenten hob hervor, daß die Beschlüsse des Kirchentags anzusehen seien nur als Meinungsäußerungen der hier anwesenden Freunde.

Es waren mehrere schriftliche Begrüßungen des Kirchentages eingegangen, z. B. von der freien Kirche des Cantons Waadt, von der Reformirten Kirche der Vereinigten Staaten Nordamerika's und derjenigen zu Genf. Sie wurden nicht verlesen. Von den Deputirten kam am ersten Tage nur Einer zum Worte, der Abgeordnete der Lippeschen Pastoral-Conferenz, Pfarrer Meyer. Derselbe sprach seinen Dank gegen den Kirchentag aus, weil unstreitig sein Zeugniß dazu mitgewirkt habe, daß der Heidelberger Katechismus der Lippeschen Kirche als Symbol wiedergegeben und nun in diesem Jahre auch in die Schulen wieder eingeführt sey.

Der Anspruch der Gemeinde auf specielle Seelsorge. Das war der Gegenstand der ersten Verhandlung. Generalsuperintendent Dr. Jaspis aus Stettin erschien als Referent, und bemerkte gleich am Eingange, daß er wünsche, der vorliegende Gegenstand möge nicht sowohl discutirt, als zum Inhalt eines Zeugnisses gemacht werden, das der Kirchentag ablege. „Die specielle Sorge, die Pflege des Geistes- und Herzenslebens aller Gemeindeglieder mit dem Ziele, daß eine kirchlich-gesunde Frömmigkeit in der Gemeinde gefördert werde, ist — woran theils um der Gemeindeglieder, theils um der Geistlichen willen erinnert werden muß — für Viele gar nicht mehr vorhanden. Sie wollen den Pfarrer nur so weit sich nahe treten lassen, als es ihnen beliebt; er soll copuliren, taufen und durch seine Vorträge über die Außenwelt erheben; ja er mag als geistliche Polizei gegen die Rohheit des Volkes wirken oder nach Knechtes-Art den groben Schmutz wegräumen. Aber die Kirche soll zwar nicht Herrin, doch auch nicht Magd seyn. Sie ist Mutter mit einem Rechte an jedes ihrer Kinder. Denn gegenüber begegnen wir in der Gemeinde theils einer passiven Indolenz, theils einer bitteren Renitenz. Beiden muß das Recht der Seelsorger an die Gemeinden zum Bewußtseyn gebracht werden. Aber ebenso sehr den Geistlichen. Nicht bloß unter dem Rationalismus ist die Seelsorge vernachlässigt, sondern auch die Abschwächung der Lehren von der Sünde, von der Gnade und von der Ewigkeit hat, wo sie sonst vorkommt, dazu beigetragen. Es gibt wohl manche Geistliche, die das Capitel von den geistlichen Anfechtungen nicht kennen, andere führen — entnervt — ein weltförmiges Leben (wollen außer ihren Amtsfunctionen nicht als Geistliche erkannt werden, auch nicht auf Reisen). Wie können diese Seelsorge tragen? Dazu bei Vielen die Ueberhäufung von Geschäften. So geben selbst ernste Geistliche Alles verloren. Und wenn nun — wie es besonders auch in großen Städten der Fall ist — hie und da ein Verlangen nach Seelsorge hervortritt, so beruhigen sich die Einen mit dem Amtsbegriff, die Anderen häufen Gottesdienste und Erbauungsstunden, mit welchen doch das erwünschte Ziel nicht erreicht wird. — Jedes Gemeindeglied kann — innerhalb gewisser Schranken — unmittelbare Einwirkung des geistlichen Amtes auf sich beanspruchen. — Zwar soll ein seelsorgerisches Element sich durch alle seine Thätigkeiten hindurchziehen und auch in seiner erbaulichen Haltung bei allen Acten hervortreten, aber das rechte Creditiv eines Seelenhirten ist doch, daß die Schaafe zum Hirten kommen, wie er zu ihnen eilt. Die Gemeinde darf erwarten, daß der Seelsorger einen Zeitraum festsetze, in welchem er jeder Familie und jedem Einzelnen nahe tritt. Wie soll dieser Anspruch geltend gemacht werden?

1. Er muß flüssig gemacht werden durch gläubige Geist-

liche. Fallen auch nicht sogleich die Mauern Jerichos; wenn auch nur eine Rahab selig wird!

2. Gläubige Gemeindeglieder müssen die Seelsorge mehr suchen. Selbst ein David brauchte einen Nathan, ein Petrus den Paulus, ein Paulus den Ananias.
3. Die Gläubigen müssen Alles daran setzen, die Einzelnen auf die Seelsorge hinzuweisen.
4. Die Kirchenpatronate müssen bei der Besetzung geistlicher Aemter speciell zur Seelsorge berufen.
5. Die Kirchenbehörden dürfen die Seelsorge nicht zufälligen Gestaltungen überlassen, sondern haben dieselbe zu regeln (Vorschrift regelmäßiger Hausbesuche).
6. Die unförmlichen Gemeindecolosse in großen Städten müssen mit aller Energie amtlichen Einflusses gesprengt werden.
7. Meine hauptsächliche Hoffnung für die Zukunft knüpft sich an die Jugend. Von den Alten werden wohl noch viele in der Wüste sterben. Unsere Kinder müssen in der Schule mehr Seelsorge erfahren. Viele Lehrer sind nur Lehrer, nicht Seelsorger; zum Theil, weil manche Geistliche so wenig Seelsorger der Lehrer sind.

Es ist hier von Pflichten geredet. Der Reichthum heiliger Pflichten ist aber auch ein Reichthum, und jeder Reichthum in der Kirche ist auch ein Segen.

Das Correferat des Pfarrers Taube aus Barmen enthielt im Wesentlichen Folgendes: Die Physiognomie unserer Zeit ist wesentlich eine andere, als vor einem Lustrum. Die Kirche muß sich jetzt recht auf sich selbst besinnen. Hätte sie es nur schon früher gethan! Jetzt kommen uns manche Hülfen aus der inneren Mission. Dankbar nimmt die geordnete Amtskirche diese freie Liebesthätigkeit an. Der Gegenstand unserer Verhandlung läßt sich in zwei Fragen zerlegen. Worauf beruht der Anspruch der Gemeinde auf specielle Seelsorge? Und wie ist er zu befriedigen? Es gibt eine allgemeine Seelsorge (hervortretend in Predigt, Katechisation, Liturgie); mit dieser haben wir es nicht zu thun. Die specielle Seelsorge, die uns hier beschäftigt, ist Einwirkung auf das einzelne Gemeindeglied. Es wäre auch über sie nicht viel zu sagen, wenn nicht ihre Unmöglichkeit und ihre Unnöthigkeit geltend gemacht würde. Wie steht Baxter dem Löhe entgegen! Löhe will, der Geistliche soll sich selten machen. Aber der alte Adam, der da spricht: Herr, schone Deiner! ist zu kreuzigen. Die Schrift, der Evangelischen Kirche Wesen und Amtsbegriff fordern es, und der Zustand der Gemeinde ist ein Nothschrei nach Seelsorge. Dem Christenvolke, das seine Bibel hat, ist das Bewußtseyn darüber nicht abgestorben. Was aber aus der Schrift ist das besonders Bindende? Sind es allein die Bestimmungen über das Hirtenamt, wornach die Schaafmütter gesammelt werden sollen und das Finden einer einzigen Seele ein Jubiläum der himmlischen Heerschaaren austragen wird? Oder sind es die Flüche über die Untreue, die wir bei Jeremias und anderen Propheten lesen? — Daß in Christo der gute Hirte Fleisch geworden, daß Gott selbst in ein Hirtenverhältniß zu den Menschen getreten ist — das ist das Größte. Nun ist ein Urbild der Seelsorge da; nun kennt man ihren Grund. Dies Urbild soll der Magnet für alle Seelsorger seyn. Die Nachbilder stehen uns in den Aposteln da. Paulus, der Allen Alles war, konnte bezeugen, daß er täglich angelaufen werde und Sorge trage für alle Gemeinden, daß er drei Jahre lang Tag und Nacht mit Thränen ermahnt habe. — So bindet uns die Schrift, aber ebenso der Evangelischen Kirche Wesen und Amtsbegriff. Die Kirche muß es anlegen auf ein persönliches Christenthum; mit einem objectiven Saatauswurfe kann sie sich nicht begnügen. So wird denn auch die Seelsorge ein Commentar für die Predigt und eine Schule für die volksmäßige Rede. Meinen wir, daß die Gemeinde mitbete, wenn wir beten? Sie kann es nicht, weil, was wir beten, nicht Allen gemeinsam ist. Durch die Seelsorge erst kommen wir zu dem Pulsschlag der Gemeinde. Bengel sagt: Privatbesuch thut mehr als öffentliches Zeugniß. Oettinger: Je treuer ich in meiner Seelsorge bin, um so mehr gehen mir die Augen auf. Aehnlich spricht auch Rauschenbusch. Das Alles gewinnt eine große Zugkraft, wenn wir endlich auch auf den Zustand der Gemeinde einen Blick werfen. Die innere Mission hat hier ans Licht gebracht, was verborgen war. Von ihr ist der Kirche ein scharfer Spiegel über ihren eignen Zustand vorgehalten. Der Nothstand ist uns zu Häupten gewachsen. Die Kirche muß helfen. — — Aber wie ist grade jetzt jenen Ansprüchen zu genügen? Die Antwort ist nicht so leicht, weil das Verhältniß zwischen Amt und Gemeinde ein so gelockertes geworden ist. Schon Oettinger thut den Ausspruch: „In meiner Gemeinde besuche ich alle Tage; aber was ist's? Man setzt mir ein Glas Wein vor und discourirt über Dinge, die ich nicht gern höre." — Es fragt sich, was das Amt selbst durch seine Träger leisten kann und was es zu seiner Ergänzung bedarf? In kleineren Gemeinden reicht wohl das Amt aus. Aber wie muß sich dasselbe gestalten? Es kommt hier vor Allem an auf die persönliche Hingabe, auf die selbstverleugnungsvolle, mitleidige Liebe zu den Seelen, auf Liebe von seiner Liebe. Die höchste Würde des Amts steht in der Knechtsgestalt. Im Seelsorgerherzen muß jedes Haus der Gemeinde seine Nummer haben. — Aber wo das Amt nicht ausreicht? — Hier sind zunächst wohl zu unterscheiden die Ansprüche, welche in erster und die, welche in zweiter Reihe stehen. Obenan stehen die Kranken, Wittwen, Waisen u. dgl. Bengel sagt: Der Geistliche soll sich die Ersten (die Jugend) und die Letzten (die Sterbenden) erobern. Wer die Jugend hat, hat Alles. Ueberall wirke mit das seelsorgerische Gebet im Kämmerlein. Denn ein betendes und brennendes Seelsorgerherz steht unter einer besonderen Direction des Herrn. — Zur Ergänzung des Amtes aber müssen alle möglichen Hebel in Bewegung gesetzt werden. Es kommt auf drei Stücke an: 1. auf Erleichterung des Amtes, 2. auf Gründung eines Helferamts, 3. auf Verbindung mit der freien Vereinsthätigkeit. Die Erleichterung besteht sowohl in Vermehrung des seelsorgerischen Personals, als in der Creirung neuer Pfarrstellen. — Die Presbyterialverfassung leistet dem Begriff des allgemeinen Priesterthums gesegneten Vorschub. In meiner Gemeinde, die 14000 Seelen umfaßt, reichen drei Seelsorger nicht aus, aber das geordnete Aeltestenamt leistet treulich Hülfe. Ihm aber wurde noch ein Hülfsältesten-Amt beigefügt. Die Hülfs-Aeltesten gehen in die verschiedenen Quartiere der Gemeinde, fragen nach Kinderzucht, Kirchenbesuch u. dgl. Sie statten darüber Bericht ab. Wir können nur von großem Segen dieser Einrichtung reden. Außerdem ist die Lehrerschaar zu einer Helferschaar heranzubilden. — — Das dritte der erwähnten Stücke umfaßt die Diaconie. Das ganze Werk der innern Mission ist eine solche. Es ist eine gebieterische Nothwendigkeit, daß der Seelsorger sich an ihr betheilige. — — Bengel sagt: Ecclesia nostra ist nicht pura, aber doch vera; man muß nicht auf das sehen, was durch Menschen verderbt ist, sondern auf das, was Gott noch darin hat. Wer Wohlgefallen hat an den bereits zugerichteten Steinen Zions, der hat auch Mitleid mit ihrem Staube. —

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 9. October. № 81.

Der zehnte Deutsche Evangelische Kirchentag zu Hamburg.

(Schluß.)

Nitzsch: Es ist ein wichtiges Thema, das wir besprechen. Der Anspruch der Gemeinde aber muß begränzt werden. Bei allen speciellen seelsorgerischen Bemühungen muß doch dem Geistlichen für die allgemeine Seelsorge Zeit bleiben, namentlich auch für das fortgehende Studium. Die Sorge für die Seele von der Kanzel und die von Herz zu Herz, von Mund zu Mund hängen zusammen. — Die Aufgabe ist groß. Doch fange man nur in Einfalt und Demuth des Herzens an, über die gewöhnlichen Gränzen seiner Amtsthätigkeit hinauszugehen. Der Herr läßt keinen im Stiche. Man versuche es, die Confirmirten weiter zu führen, man lasse sie einzeln kommen und erhalte ein väterliches Verhältniß. — Gewöhnlich wird der Geistliche finden, daß sein Zuspruch nicht unwillkommen ist. — So gibt es eine Menge maaßgebender und ermunternder Gedanken.

Generalsup. Hoffmann: Es sind uns viel ernste Dinge gesagt worden; aber ich fürchte, es sind fast zu viel. Ich wende mich an die Pastoren. Ich selbst habe als junger Pfarrer den Baxter gelesen. Das Buch traf mich. Ich theilte meine Gemeinde. Aber das Ende war schon beim Anfang. Das eine Mal traf ich beim Besuchen die Leute nicht zu Hause. Nach meinem Plane konnte ich nun fürs Erste nicht wiederkommen. Anderswo kam ich und war selbst unbrauchbar. Es ging mir immer siedend heiß durch die Seele. Ich las Baxter wieder und fand die Hülfe. Er wies mich aufs Gebet, und das setzte ich fort und bat den Herrn nicht allein um Rettung der einzelnen Seelen, sondern daß er mir den Weg zu ihnen auch äußerlich bahne. Ich könnte hier Geschichten erzählen, die ins Wunderbare gehen. Die Leute kamen nun zu mir. Ich mußte Sprechstunden ansetzen; diese waren in Kurzem Bibelstunden geworden, und das hat mich praktisch auf denselben Weg geführt, den Phil. Matth. Hahn schon vorher empfohlen hatte. Hahn hat besonders durch Abendandachten gewirkt, die er zwei, drei und vier Mal wöchentlich hielt. Ich gebe meinen Amtsbrüdern nun den Rath: Fangt mit dem Gebete an für die Einzelnen, für die Nächsten, die in Noth und Elend sind. Dann, wenn du so betest, hat's mit den Hausbesuchen keine Noth. Dem Betenden geht's wie dem Schornsteinfegerjungen, der einen Groschen an die Mission gegeben hatte und der in die Missionsstunde lief, weil er doch sehen müsse, was aus seinem Groschen geworden sey. — Unser Predigen wird dadurch ganz anders. Wenn wir aus dieser Seelsorge predigen, gibt's einen andern Ton. Es ist mit unserm Predigen, wie wenn Einer mit verbundenen Augen auf ein Brett schägt; hier hört er einen Holzton, dort, daß er einen Nagel getroffen. Das ganze Brett soll durchs Gebet voll Nägel geschlagen werden — dann gibt's keinen Holzton mehr! Das Ziel der Seelsorge ist, Hauspriester zu erziehen und bei keinem Hause eher aufzuhören, als bis das geschehen.

Dr. Sander: Worauf es ankommt, ist Seelsorge, verbunden mit der Kirchenzucht. Die Reformation hat damit angefangen, daß Luther im Beichtstuhl Mehreren die Absolution verweigerte. Bei meinem Bemühen, jeder Seele nahe zu treten, sind die Versuche gescheitert, weil ich mir sagen mußte: Hier fängst du nichts an, wenn du nicht mit dem Nathansworte kommst. Dazu fehlt der Muth. Was wird in vielen Fällen aus dem seelsorgerischen Besuche? Eine gemüthliche Unterredung über dies und das. Wo Jemand mein ernstes Wort nicht will, muß ich auch Macht haben, den Staub von meinen Füßen zu schütteln, und die Gemeinde muß eintreten. Presbyterien, mit kirchlicher Macht bekleidet, thun uns noth.

Generalsup. Wiesmann: Das Recht der Gemeinde an den Pastor ist anerkannt, und wenn auch dies Recht in Anspruch genommen und nicht anerkannt wurde, muß ich doch sagen: In der Gemeinde ist das Bewußtseyn über dasselbe vorhanden. Ich habe nie gehört: Unser Pastor kommt uns zu oft ins Haus; wohl aber: Unser Pastor kommt nicht. — Ungerufen soll der Seelsorger kommen. — Je mehr wir den Gemeindegliedern ins Haus kommen, um so mehr kommen sie uns in die Kirche. Was die Jugend anlangt, genügt es nicht, daß wir recht erwecklich reden und unterrichten; wir müssen mit unsern Confirmanden Seelsorge treiben; das ist schwer, nimmt viel Zeit in Anspruch, ist aber heilsam und nothwendig. — So oft wir einen Besuch in der Gemeinde gemacht haben, muß man wissen, der Pastor sey da gewesen. Wo wir solche Besuche nicht machen können, da sollen wir auch keinen geselligen Verkehr unterhalten.

Nachdem der Schluß begehrt ist und Jaspis die Klage erhoben, daß dem Thema durch die Discussion nicht sein Recht widerfahren sey, eine Klage, die auch Taube widerholt und motivirt, spricht von Bethmann-Hollweg die Meinung aus, der

Grund hiervon liege wohl darin, daß die Laien sich an der Discussion nicht betheiligt hätten. Er selbst bekennt als Laie, daß es ihm anfänglich schwer geworden sey, die Seelsorge in Anspruch zu nehmen, daß er aber großen Segen von ihr gehabt habe. Die Versammlung erklärte sich hierauf zustimmig zu folgenden fünf Resolutionen:

1. Die Versammlung erkennt die Scheidewand, welche zwischen Geistlichen und Gemeinden jetzt zum Theil sich findet, als ein großes Uebel an.
2. Sie spricht es aus, daß die ganze Gemeinde ein Recht an die specielle Seelsorge hat.
3. Sie bezeugt, daß glaubensernste Gemeindeglieder specielle Seelsorge zu suchen und ihre Angehörigen dazu anzuleiten haben.
4. Sie erklärt es als Obliegenheit der Kirchenpatrone, die Geistlichen zur Seelsorge zu verpflichten und sie ihnen zu ermöglichen.
5. Sie bezeugt ihre herzliche Uebereinstimmung von Seiten des Amts, wie der Gemeinde, die vom Herrn bereits angewiesenen Gaben und Helferkräfte bereitwillig in Dienst zu stellen und anzunehmen.

Von dem Mißbrauch der gerichtlichen Eide. Referent: Kreisrichter Dr. Elvers aus Höxter. Daß ein Mißbrauch mit dem gerichtlichen Eide getrieben werde, wird man mir zugestehen. Ich habe in meinem Amte Ursache und Gelegenheit, diesen Mißbrauch oft wahrzunehmen, und das Schwere der Sache zu fühlen. Ernste Christen sind schon bei Wahrnehmung desselben dahin gekommen, das ganze Institut des Eides mit Mißfallen anzusehen. Aber unsere Grundanschauung ist wohl eine andere. Nach unsern Bekenntnißschriften — der große Katechismus Luthers und der Heidelberger Katechismus sprechen sich übereinstimmend über diesen Gegenstand aus — ist der Eid ein dem Christen erlaubtes Mittel, um die Lüge zu strafen und die Wahrheit zu offenbaren. Der Meineid ist aber nicht die einzige Sünde, die dabei begangen werden kann. Sünde ist es auch, wenn Einer einen Eid schwört, obgleich er die Wahrheit auch in anderer Weise offenbaren könnte, oder wenn er den Nächsten schwören läßt, obschon er weiß, wie derselbe schwören werde. Der Mißbrauch besteht überhaupt darin, daß 1) zuviel Eide geschworen werden, daß 2) die Art und Weise nicht die rechte ist, und daß 3) der geschworene Eid nicht den Glauben findet, der ihm zukommt. — 1) Zu der Häufung der Eide trägt viel bei die Formlosigkeit unsers Verkehrs. Es ist ja meistens nicht nöthig, daß zwei oder drei, die einen Vertrag abschließen, ihren Willen vor Gericht erklären; so entstehen nebelhafte Uebereinkünfte — bei welchen das letzte Beweismittel ist der Eid. — Eine gleiche Häufung der Eide wird herbeigeführt durch die in der Gegenwart so viel geforderte Beschleunigung der Processe. — Anderswo wird mit den Manifestationseiden ein großer Mißbrauch getrieben. — In dem Strafrechte hat die Gesetzgebung zwar den Reinigungseid beseitigt, aber andere Eide sind dafür eingeführt. — Auch durch die Schwurgerichte — ob sie sonst gut oder schlecht seyen, soll hier nicht erörtert werden — ist eine Häufung der Eide herbeigeführt, indem die Geschworenen in kurzer Zeit viele Eide leisten müssen. Selbst ernste Geschworene erklären, daß sie dadurch gegen diese heilige Handlung stumpf geworden seyen. — Dazu kommt, daß in den meisten Ländern jetzt die kleinste polizeiliche Sache vor Gericht gebracht werden kann. So müssen denn Zeugen vernommen, Zeugen-Eide geschworen werden. Die Richter suchen hier den Schutz in der angedrohten Strafe des Meineids, das Religiöse erklären sie nur für ein Beiwerk. Aber für sie ist der Eid im vollsten Sinne ein Ende alles Haders. Auf die kürzeste Weise wird die Handlung abgemacht. Wegen einer Differenz von wenigen Groschen wird geschworen. Man fragt: Wollen Sie einen Eid schwören? Antwort: Mit dem größten Vergnügen! — Es fehlt die heilige Scheu vor dem Eide. Manche haben sie vielleicht beim ersten Schwören, aber ist sie da geschwunden, so fehlt auch bald alle Furcht vor dem Meineide. Die alte Kirche excommunicirte den, der wissentlich einen Gegner zum Meineide kommen ließ; Augustin nennt einen Solchen einen Mörder; — davon weiß unsere Geschäftswelt nichts mehr. Sehen Sie nur in den Gerichtszimmern die diabolische Freude, mit welcher man den Gegner meineidig werden läßt. Solche Erfahrungen mache ich in Gegenden, wo der Sonntag geheiligt, das Amt geehrt wird: wie mag es erst anderswo aussehen! — — 2) Die Art der Eidesleistung ist nicht die rechte. Hast und Eile bei der Abnahme sind gewöhnlich. Diese Handlung ist von den anderen Handlungen, die bei Gericht vorgenommen werden, nicht genug ausgeschieden. Man hat mancherlei Versuche zum Anderswerden gemacht. Man hat versucht, Todesfurcht hervorzurufen. Aber ob man auch die Eide in schwarz behängten Zimmern abnahm, durch die Hast wurde Alles paralysirt. Die Betheiligten sollen sich erst gesammelt haben und die Funken des christlichen Glaubens, die in ihnen sind, sollen erst angefacht seyn. Dazu sind mancherwärts Eidesvorhaltungen eingeführt — aber meist ohne christlichen Geist. Anderswo ist die Hülfe der Kirche in Anspruch genommen; aber in erschöpfender Weise ist es nirgends geschehen. Die Leute geringeren Standes müssen an einigen Orten eine Bescheinigung des Geistlichen beibringen, daß sie eine Eidesbelehrung empfingen. Aber einerseits ist schon die Beschränkung auf die geringeren Stände nicht zu billigen, andererseits ist der Geistliche bei diesen Belehrungen der Versuchung ausgesetzt, zu tief in die juristischen Verhältnisse einzugehen. Anderen Orts hat man die Richter ermächtigt, in bedenklichen Fällen den Geistlichen herbeizuziehen. Aber diese exceptionelle Stellung ist eine mißliche, weil der Richter durch diese Wahl sein Mißtrauen ausspricht. Auch steht der Geistliche in der Gerichtsstube auf ganz fremdem Boden. Zu der Ungehörigkeit rechnen wir auch die Veränderung der Eidesformel, welche vielerwärts vorgenommen und durch welche das Confessionelle beseitigt ist. Anzuerkennen sind zwar diese Eide mit der abgekürzten Formel, aber die Motive

nicht, welche dieser Abkürzung zu Grunde lagen. — 3. Der Eid findet nicht den Glauben, den er beanspruchen kann. Zwar hält der Meineid einen furchtbaren Umzug durch unser Vaterland, aber schon das, daß man von den Eiden, die geschworen werden, viel mehr für Meineide hält in unserm Volke, als es sind, ist ein Zeichen von der Eidesnoth. Selbst wo beide Theile das Gegentheil beschwören wollen, sollte man annehmen, daß sie ein jeder in seiner Anschauung Recht haben, oder daß ihnen — was gewiß bei Vielen der Fall — die Eidesformel zu künstlich und unverständlich ist. Aber aus jenem Mißtrauen kann man sehen, daß der Eid keine Gewalt mehr über den Menschen hat. — Als Zwangsmittel der Wahrheit will man aber doch den Eid beibehalten, trotzdem daß man ihm nicht glaubt. — — Was ist gegen diesen Mißbrauch zu thun? Eine Regeneration des Eides darf nicht mehr lange auf sich warten lassen. Bei ihr ist nöthig, daß die überflüssigen Eide aufhören und die Leistung in rechter Weise geschehe. Doch ist die Hülfe nicht allein von der Gesetzgebung zu erwarten. Jeder Einzelne muß sich erst der Eidesheiligkeit bewußt werden. Er befleißige sich der Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit in allen Verhältnissen. Jeder Einzelne, namentlich jeder Geschäftsmann, thut am Besten, auf neue Geschäftsordnung hinzuarbeiten. Daneben haben aber einzelne Stände besonders den Beruf, gegen die Eidesnoth thätig zu seyn; die Richter dadurch, daß sie ein zu voreiliges Herzuziehen zum Eide verhüten, die Anwalte, daß sie den pecuniären Vortheil ihrer Clienten nicht als die Hauptsache ansehen, die Lehrer und Geistlichen, daß sie die heilige Scheu vor dem Namen Gottes erwecken, die Letzteren auch dadurch, daß sie öffentlich von den Kanzeln auf die Eidesnoth hinweisen. Die alte Zeit hatte Eidespredigten. Diese sollten wieder allgemein werden. Auch werde bei dem Sacramente des Altars darauf hingewiesen, daß sich zum Gerichte den Leib und das Blut Christi genießt nicht blos wer den Meineid schwört, sondern auch wer einen Andern denselben schwören läßt. — Dennoch geschieht hiermit noch nicht genug. Die Gesetzgebung hat auch ihre Verpflichtung hinsichtlich des Eides. Es kann hier nur der Wunsch ausgesprochen werden, daß diese Aufgabe ernstlich in's Auge gefaßt und besprochen werde. Ich verlange nicht Abschaffung des Zeugeneides oder Anwendung desselben in wichtigen Angelegenheiten, wo es sich etwa um große Summen handelt; wohl aber Beseitigung, wo er blos um der Form willen geleistet wird. Und was die Form anlangt, so muß die Kirche beim Eide eine Mitwirkung haben; weil der Staat hier eine Institution benutzt, die auf dem Boden der Kirche erwachsen ist, und weil er selbst nicht die Mittel hat, dieser Handlung die Weihe zu verleihen, welche ihr zukommt. Einen Dienst der Kirche am Eide fordere ich, aber nicht eine Herrschaft der Kirche über den Eid. Bei jeder Eidesleistung eines evangelischen Christen sei ein Geistlicher dieser Confession anwesend. Dieser soll nicht blos die Controle führen, sondern er soll allen Betheiligten Gottes Wort vorhalten, und, damit er auf dem fremden Boden einen Halt habe, statte seine Kirche ihn mit einem liturgischen Worte aus. Woher aber die Geistlichen alle? Und wie soll der Richter bei all dieser Umständlichkeit fertig werden? Grade diese Umständlichkeit wird den Eid seltener machen. — In Betreff des Eides ist lange nicht öffentlich verhandelt, mit Ausnahme dessen, was in der ersten Kammer von Hessen-Darmstadt geschehen ist. Gegen Sonntagsentheiligung, Ehescheidung u. s. w. ist überall etwas geschehen und auch auf Veranlassung des Kirchentags. Daher beantrage ich, daß der Kirchentag folgende Resolutionen sich aneigne:

1. Der Kirchentag erkennt an, daß der gegenwärtige Verfall des Eides allen evangelischen Christen die Pflicht auflege, kräftig dahin zu wirken, daß das Bewußtseyn von der Heiligkeit des Eides in unserm Volke erstarke;
2. der Kirchentag beauftragt den engeren Ausschuß mit der Anfertigung einer Denkschrift über den Mißbrauch der gerichtlichen Eide, welche an die höchsten und hohen Regierungen unsers Vaterlandes zu befördern ist.

Hofprediger Krummacher beantragte, daß der gehaltene Vortrag zu jener beantragten Denkschrift umgearbeitet werde. Pfarrer Ball aus Kreuznach erweiterte den Antrag dahin, daß neben der Denkschrift ein Sendschreiben an das deutsche Volk abgefaßt werde, oder ein Tractat, oder ein Hirtenbrief, wie überhaupt ein jeder Kirchentag einen solchen möge ausgehen lassen. Pastor Treviranus aus Bremen, der auf die Wirksamkeit des Unterrichts hinwies, wollte nur mittheilen, daß in Bremen die kürzere Eidesformel (So help mi Gott) die ursprüngliche und noch immer gebräuchliche sey. Nach ihm trat Dr. Schulze, ein Candidat aus Mecklenburg, auf, der die Eidesnoth als Frucht der Lüge überhaupt darstellte und zum ernsten Auftreten gegen alle Lüge ermahnte. Der junge Mann, der sich auch an den Debatten der folgenden Tage mehrfach betheiligte, machte auf die Versammlung einen ungünstigen Eindruck, der sich durch Zeichen des Unwillens bei den folgenden Verhandlungen mehrfach an den Tag legte. Wir finden es überhaupt nicht angemessen, wenn die Jugend in anderer Weise als hörend sich an den Versammlungen erfahrener Männer betheiligt; aber auch in dem Munde eines Greises wird uns die Bußpredigt bedenklich, wenn sie wie ein sich überstürzender Strom daherbraust und das strafende Wort den Ton einer scheltenden Rede annimmt. Pastor Mallet aus Bremen erinnerte daran, daß jeder erwachsene Christ ein Gelübde abgelegt habe; dieß Gelübde werde am Allerersten vergessen, auch von uns Pastoren. Wann fällt es uns ein, die Leute an dieß Gelübde zu erinnern? Was Wunder, wenn man dann auch den Eid nicht mehr achtet! Nachdem der Referent auf das Wort verzichtet hatte, glaubte der Präsident erklären zu können, daß der engere Ausschuß den Auftrag annehmen werde, daß aber die Abfassung solcher Denkschrift etwas sehr Schwieriges sey, und das Referat sich nicht wohl zu einer solchen eigne. Er sagte gleichfalls Erwägung zu für den erweiterten Antrag des

Pastors Ball. Generalsup. Wiesmann beschloß mit Gebet die Verhandlungen des ersten Tages.

Am Mittwoch d. 15. September führte Probst Nitzsch das Präsidium, und der Generalsuperintendent Hoffmann sprach nach dem Gesange das Eingangsgebet. Professor Herrmann aus Göttingen hielt seinen Vortrag über die Vereinigung der kirchlichen und bürgerlichen Gemeindeämter. Wenn die Kirche unserer Tage ihre Leistungen mit ihrer Aufgabe vergleicht, kann die Beschämung nicht ausbleiben. Allerdings haben die Geistlichen, welche das Wort predigen, zugenommen, und evangelische Männer und Frauen haben sich zusammen geschlossen zu der Arbeit der dienenden Liebe. Doch ist der Ertrag von dem Allen noch gering und dürftig. Die Ernte ist groß; Zahl, Weisheit und Treue der Arbeiter reicht nicht aus. Unter den Hemmnissen des Besserwerdens ist die Verbindung der bürgerlichen und kirchlichen Gemeindeämter geltend gemacht. Sie kommt besonders in großen Städten vor, und diese Stadt bietet zu jener Verbindung die sprechendsten Belege. — Wir betrachten 1. ihren Sinn, 2. die Veränderung, welche mit dieser Verbindung vor sich gegangen ist, und 3. Sinn und Werth der gegenwärtigen Verbindung. Die fragliche Verbindung war schon im Mittelalter nicht unbekannt; doch ist sie erst in der Reformationszeit verfassungsmäßig festgestellt. Das von der Wahrheit der Reformation ergriffene Volk wollte sein Gemeinwesen auf evangelische Weise geordnet sehen. Es war freilich ein Unterschied zwischen den fürstlichen Gebieten und den Städten. Sank auch nach dem dreißigjährigen Kriege die Selbständigkeit der meisten Städte, so daß sie dem fürstlichen Regimente unterworfen wurden, so blieb es doch anders da wo sich 1527—9 an die Durchführung der Reformation eine festere Gestaltung des Stadtregiments angeschlossen hatte. Die in Hamburg damals erwählten Gotteskastenverwalter hatten zugleich politische Vollmacht erhalten. Aus ihnen gingen die Sechsziger und Hundertachtziger hervor. Der Gedanke eines einheitlichen evangelischen Gemeinwesens lag dabei zu Grunde. Nur für die Kirchgenossen ist auch in der bürgerlichen Gemeinde Raum. Dabei schließen sich die Anforderungen an die Diakonen (Sechsziger) an 1 Tim. 3, 8 flg. an, (in den Worten: dieselben lasse man erst versuchen u. s. w. ist die Grundlage des Subdiakonen-Dienstes [der Hundertachtziger]). — Gegenwärtig haben Manche Wohlgefallen an dieser Ordnung, von der sie meinen, daß sie nur von Trübungen zu befreien sey. Aber sie anticipiren einen Zustand, welcher der Zukunft aufbehalten ist, und übersehen den Lauf der Geschichte. Es muß uns schon daraus ein Bedenken erwachsen, daß wir in der erwähnten Ordnung die Nachwirkung mittelalterlicher, katholischer Vorstellungen wahrnehmen. So lange nur Eine Kirche vorhanden ist, ist es nicht der Staat, welcher über die religiöse Wahrheit entscheidet. Sobald aber mehrere Kirchenthümer sich über die Wahrheit streiten, so ist der Staat, der sich mit Einer unter ihnen verbindet, derjenige, welcher das Urtheil übernimmt. Freilich bei der ersten Durchführung der reformatorischen Gedanken war es nicht eigentlich der Staat, sondern das vom Evangelium ergriffene Volk, und so mochte fürs Erste noch verborgen bleiben der Zusammenhang, welcher mit dem alten katholischen Wesen bestand. Aber dieser Schein mußte schwinden. Die evangelische Kirche kann ohne Untreue gegen ihre Prinzipien nicht anerkennen, daß der Staat die bürgerlichen Rechte Denen verkümmere, welche seiner Confession nicht angehören. Sie sieht es zwar als einen Act der Gerechtigkeit an, wenn er sie als eine hochgeachtete Institution behandelt, aber den Grund für diese Achtung will sie durch ihr eignes Wirken legen. Daher verlangt die evangelische Kirche Toleranz für Andersgläubige, und verwirft ihre Ausschließung von gewissen politischen Rechten. Zu demselben Resultate sieht sich aber auch der deutsche Staat gedrungen, sofern er die behütende Macht ist, die sich auch auf das religiöse Leben erstreckt. Er kann keine Bestandtheile darum von sich ausschließen, weil sie dem mitbekennenden Volke einer Confession nicht angehören. Ist nun unser Volk leider ein confessionell gespaltenes, so kann der Staat nicht auf einer Basis ruhen, welche Confessions-Einheit voraussetzt. Der Verlauf war also: erst Austreibung, dann Duldung, dann Anerkennung der Andersgläubigen. Die letztere erfolgte nach den Befreiungskriegen; seitdem giebt es in Deutschland keine evangelischen und keine katholischen Staaten mehr. Läßt man trotzdem nun die alten Institute fortbestehen, obschon die Basis eine andere geworden ist, so haben sie einen ganz andern Sinn. Man glaubt durch einige kleine Modifikationen den dringenden Uebelständen abhelfen zu können. Aber so wird vielleicht ein theoretischer Widerspruch gehoben, doch das praktische Bedürfniß nicht befriedigt. Eine jede Gemeinschaft wird nur dann gesund und bringt Frucht, wenn sie einzelne tüchtige Glieder zu handelnden Organen werden läßt; jeder muß das Recht gewahrt werden, sich dieselben selbst zu wählen. Das geschieht da nicht, wo die Anordnung getroffen ist, daß die Stellung in der bürgerlichen Gemeinschaft ohne Weiteres die Stellung in der Kirche bedinge. Es ist zwar wahr, daß keine Verfassung die Pflichttreue der handelnden Personen ersetzen könne, aber doch gehen von der Verfassung die größten Wirkungen auf die Personen aus. Wenn die Verfassung selbst das kirchliche Officium als Beigabe bezeichnet, was soll man da von denen erwarten, die in den Aemtern stehen? Staat und Kirche sind in gleicher Weise bei den Nachtheilen betheiligt, welche aus jener Verbindung hervorgehen. — Die vorgeschlagene Resolution lautet: „Mit der Anerkennung der Kirchengemeinde ist auch ihr Recht und ihre Pflicht zu den Thätigkeiten und Functionen anerkannt, durch welche sie ihre eigentliche Aufgabe ausrichtet. Dazu bedarf es kirchlicher Gemeindeämter, die dann versagt sind, wenn die bürgerlichen Aemter zugleich die kirchlichen sind." — Prediger Mönckeberg aus Hamburg dankt dem Referenten für sein besonderes Eingehen auf die Hamburgischen Verhältnisse. Er bezeugt, daß die ganze Geschichte unserer Stadt

zeige, wie man stets Unterordnung der Kirche unter den Staat beabsichtigt habe; 1549 sey die größte Blüthezeit der Kirche hier gewesen, der Streit gegen das Interim sey von Hamburg, von unsern Superintendenten ausgegangen; der Rath aber habe die Macht der Geistlichkeit durch Aufhebung der Superintendentur zu brechen gesucht. Die Priesterstreitigkeiten haben erst aufgehört, als die Kirche eingeschlafen sey. Jetzt haben wir Frieden, weil die Kirche schläft. Wir wollen keine Hierarchie. Die Kirche soll nicht herrschen, sondern zeugen; dies Zeugniß aber soll frei gegeben werden. Nachdem Sander besonders darüber seine Freude ausgesprochen hatte, daß die Laien-Betheiligung an kirchlichen Ordnungen als etwas gut Lutherisches nachgewiesen sey, nahm Mallet das Wort. „Es ist viel über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat geredet und es wird auch wohl noch viel darüber geredet werden. Allein in der Praxis sind wir trotz aller Rede nicht weiter gekommen. Dies wohl daher, weil auf beiden Seiten Fleisch und darum Hochmuth ist. Viele werden zwar nicht mit der Krone auf dem Kopfe, aber mit einer Krone im Kopfe geboren. Es sind wohl die Klagen der Kirche über den Staat begründet, aber auch der Staat muß auf seiner Hut seyn vor einer Herrschaft, die — ich hätte bald gesagt: auf Deutsch — Hierarchie heißt. Sie ist dem Herrn Jesu ein Gräuel. Das rechte Verhältniß zwischen Staat und Kirche ist ein eheliches; an eine Scheidung ist deshalb gar nicht zu denken, ohne daß die Herzen zerrissen werden. Wir dürfen sie nicht machen, sondern haben vielmehr zu fragen, wie man wohl in dieser Ehe am Friedlichsten lebe. Der Mann das Haupt, die Frau die Gehülfin. Je mehr die Frau dient, desto größer ist ihr Einfluß im Hause. Der Staat hat von Gott bekommen das Schwert und die Krone, dagegen ist der Kirche das Dienen zugewiesen. Durch Demuth, Liebe und weltüberwindenden Glauben erlangt sie Einfluß auf den Staat. — v. Bethmann-Hollweg sprach kurz seinen Dank gegen den Referenten aus, dann ging Professor Baumgarten etwas mehr in die Breite und Weite. Derselbe bezweifelt, daß die Verbindung der kirchlichen und bürgerlichen Aemter in der Reformationszeit habe ein Segen seyn können und jetzt nicht. Es habe die Kirche damals etwas geordnet, wovor sie jetzt zurückschrecke. Darin liege eine Frage. Jede solche Frage könne nur aus Gottes Wort beantwortet werden. Nitzsch bezweifelt, daß diese Frage aus der Schrift zu erledigen sey. Ehe aber derselbe die Verhandlung über diesen Gegenstand schloß, und der Kirchentag die Herrmannsche Resolution annahm, hatte Generalsup. Hoffmann aus der Erfahrung eines unter verschiedenen Kirchenregimenten geführten Amtslebens nachgewiesen, daß die Verfassung nicht nothwendig die Gestalt des kirchlichen Lebens bedinge. Er empfahl das Gebet um den die Kirche allein bauenden heiligen Geist.

Am Nachmittage des Mittwochs hielt Consistorialrath Dr. Carus aus Posen den Vortrag über die Stellung des Christen zum zeitlichen Gut. Wenn auch alle Gaben leiblicher und geistlicher Natur, selbst die Gaben des heiligen Geistes eine zeitliche Seite haben und insofern als zeitliches Gut bezeichnet werden könnten, so haben wir es hier doch nur zu thun mit Silber und Gold. Es kann nicht die Absicht seyn, in einer erschöpfenden Behandlung nach allen Seiten auf die Stellung des Christen zu demselben einzugehen. — Woher Armuths- und Reichthumsnoth? Stehen sie blos mit der Cultur im Zusammenhang? Dieser haben wir uns gewiß zu freuen. Nicht in Telegraphen und Dampfmaschinen liegt des Elendes Grund, sondern in der Emancipation des Fleisches, durch welche die Nahrungsmittel an die Stelle der Gnadenmittel, die Küche an die Stelle der Kirche traten. Kein Wunder, daß der Begriff des Eigenthums dieser Zeit abhanden gekommen ist, woran Einer sündigt, daran wird er auch gestraft. — In der göttlichen Heilsökonomie wurzeln die allein richtigen Principien der Nationalökonomie. — Ihr liegen also die drei Sätze zu Grunde: Gott der oberste Herr der Welt; der Mensch sein Verwalter; der gefallene Haushalter um Christi willen wieder zu Gnaden angenommen. — Das Eigenthum ein Lehen, so zeigt es die Geschichte Israels (daher Zehnten, Opfer, Speisegesetze.) Darin ist auch der rechte Gebrauch angewiesen. Es soll Gott dienen. So schon nach dem Gesetz. Christus aber hat das Gesetz vertieft, nicht blos durch seine Predigt vom Schätzesammeln, von dem Freundemachen durch den Mammon. Sein Wort ist zugleich That. Er hat auch als Priester das Gesetz erfüllt, er hat mit seinem Verdienst unsre Pracht- und Weltliebe gebüßt. Auch als König hat er es erfüllt, als das gottmenschliche Haupt der Gemeinde, deren Glieder er mit seinem heiligen Geist begabt. Dieser Geist erzeugt Gemeinden, wie jene zu Jerusalem. Aus seinem Wort und Thun entstehen die Folgerungen über Erwerb und Besitz, sowie über Gebrauch und Mißbrauch, die für den Christen entscheidend sind. Die ersteren erstecken sich auf das gute Recht des Eigenthums, auf die Eingriffe in dieses Recht und auf das Wiedererlangen. — Der Christ hat das Recht sich Eigenthum zu erwerben. Der Communismus bedauert, daß man nicht bis zur Ausgleichung aller Unterschiede fortgeschritten ist. Doch ist der heutige ein anderer, als der sich bei Plato findet. Der heutige hat seinen Ausgangspunkt in dem Gelüsten des Subjects nach Befriedigung seiner Triebe, der platonische kennt eine selbstverleugnende Liebe. Der Idealstaat Platos hat einen sittlichen Kern, der auf eine civitas Dei prophetisch hinausweist. Plato steht mit dem Gesicht zu Christo hingewendet, der moderne Communismus wendet ihm den Rücken. Man hat unter Berufung auf Stellen der Bergpredigt selbst die göttliche Offenbarung als im Widerspruche mit dem Eigen-

thumsrechte stehend bezeichnet. Aber die Stellen sagen nur, daß der sündige Mensch Gott gegenüber rechtlos dastehe. — Beim Erwerb des Eigenthums ist Geiz, Gewinnsucht und alles daraus hervorgehende unrechtmäßige Eingreifen in fremden Besitz verboten. Damit sind auch die Hazardspiele gerichtet. Bereits 1844 hat die Bundesversammlung sich gegen dieselben gewendet. Dennoch bestehen 12 Banken in sieben Bundesstaaten fort. Börsen, Banken, Actien sind verworfen, nur sofern sie das Maalzeichen des Thieres an sich tragen. Der Herr ist über unsere Zeit gekommen und hat große Häuser gestürzt. Wir sehen darin eine züchtigende Hand Gottes, der gegenüber wir uns vor dem Richten hüten wollen. Bei einem Seesturm soll es erschütternd seyn, wenn die Schiffsglocke von selbst zu läuten anfängt, so soll für uns die Bußglocke läuten. In Nordamerika ist es geschehen, wenngleich uns die dortigen „Erweckungen" nicht zusagen können. — Die rechte Buße ist die des Zachäus. Ist die bestimmte Person, der wir entwendet haben nicht zu ermitteln, so gebe man es dem obersten Besitzer (für die Kirche die innere Mission). Zu der bezeichneten Pflicht gehört auch die Ausgleichung der Erwerbsverhältnisse, so daß es jedem Arbeiter möglich werde, sich in seinem Stande zu ernähren. Daß es nicht geschieht, hat seinen Grund in der Vernichtung des corporativen Lebens, in der Zertheilung des Besitzes. Zur Besserung dieser Zustände mögen sich alle die Hand reichen; hüte sich Jeder vor Verkürzung des Lohnes, (Mancher, der im Großen wohlthut, ist ein Knicker, wo es sich um Abtragung kleiner Verpflichtungen handelt. Der Staat aber hat für organische Mittel zu sorgen, daß ein Meister- und Gesellenthum wieder hergestellt werde. — — Was den Gebrauch anlangt, so darf der Christ sich des rechtmäßigen Gutes freuen und soll sich seyn bedienen zu seiner Nothdurft und nach Gottes Willen zu Gottes Ehre. Mißbrauch des zeitlichen Gutes ist Alles, wodurch wir in der Ausübung unsers himmlischen Berufs gehindert werden. Ein wichtiges Kriterium des rechten Verhaltens in Absicht auf das zeitliche Gut ist des Christen beständige Opferbereitwilligkeit. Hier macht das Muß der freien, dankbaren Liebe sich geltend. Nur daß das Opfer rein sei! — — Das tiefste Elend unserer Zeit liegt nicht in dem Proletariat. Die einzig wahre Noth liegt in der Sünde und der daher stammenden Fäulniß. Unsere Zeit ist der römischen Kaiserzeit gleich. Die Sucht ist da, schnell zu erwerben und schnell zu genießen. Wird das moderne Heidenthum sich von den Kräften Gottes überwinden lassen, oder wird es gehen wie bei Rom, das in ihm unterging? Die Zeichen sind bedenklich. — Wir sollen wacker seyn, um zu retten, was zu retten ist, vor Allem die eigene Seele!" Hofpr. Krummacher: Ein betrübendes Licht wirft auf den Kirchentag die Lauheit, womit eine Erscheinung aufgenommen ist, die ich als eine der allererfreulichsten aus der neueren Zeit ansehe, eine Erscheinung von solcher Art, daß es sehr natürlich und begreiflich ist, wenn die meisten politischen Zeitungen, ja selbst christliche Tagesblätter von ihr schweigen zum Beweise, welcher Confessionalismus unsere Zeit zerreißt; ich meine die geistige Auferstehung von den Todten, welche durch Nordamerika hindurchgeht. Berichterstatter der nüchternsten Art aller Nationen kommen darin überein, diese nordamerikanischen Erweckungen für ein Werk des lebendigen Gottes zu erklären. Männer aller Stände beugen ihre Kniee vor dem Kreuze; 200,000 Menschen haben dem Dienst der Sünde entsagt, ganze Collegien junger Leute sind dem Herrn zu Fuße gefallen. In Frankreich, Holland, Schweden danken Gott alle Gläubigen für diese Erscheinungen und beten um ähnliche für ihre Lande. Uns Deutschen sagen sie nicht zu, wie ich heute gehört habe. All unser Reden über irdisches Gut nützt nichts, bis daß Aehnliches unter uns geschieht. Gott lasse es uns bald erleben!" Carus lehnte hierauf den Vorwurf ab, daß confessioneller Haß über die „Erweckungen" aus ihm gesprochen habe. Dann ging von Tippelskirch auf die praktische Seite des besprochenen Themas ein: „Wie soll man es doch machen, daß man in eine rechte Verwaltung des Erdengutes eintrete? Die Freiheit schließt die Ordnung nicht aus. Sollte man nicht eine bestimmte Quote seines Einkommens dem Herrn weihen? Ich glaube, das wäre eine große Erleichterung. Die wenig haben, geben jetzt wohl viel mehr, als die viel haben." Der Redner erinnerte an das Beispiel der Corinthischen Gemeinde, in der man am Tage des Herrn ein Bestimmtes darlegte, und empfahl die von Marriott herausgegebene Schrift: „Die geordnete Liebesthätigkeit." — Sander hätte eine Resolution gewünscht; in Erinnerung an eine alte Frau, die er im Gefängniß getroffen, weil sie eine zurückgebliebene Garbe aufgenommen habe, weist er darauf hin, daß wir aus dem Alten Testamente noch viel zu lernen hätten. An seinen Hinweis auf die Wichtigkeit der Wiedererstattung knüpft von Kapff an: „Leute waren aus schwerer Anfechtung gar nicht zu retten, bis man sie auf die Wiedererstattung aufmerksam gemacht hatte. Ein Weber kam zu mir, der durch die Predigt erweckt war. Ich verkündigte ihm das Evangelium. Er schien beruhigt; aber bald stellten die alten Anfechtungen sich ein. Ich fragte ihn, ob er nicht unrechtes Gut auf seinem Gewissen habe. Er dachte an seine Jugend, wo er seinem Meister etwas entwendet habe. Darüber habe ihn bisher, so erklärte er, das Blut Jesu Christi getröstet, das von aller Sünde rein mache. Nnn ging er an die Wiederstattung; 5 Meilen weit mußte er reisen, der Weg war nicht leicht. Er kam wieder als heiterer Christ. Der Meister, der sich dessen nicht erinnert habe, sei gerührt gewesen, erzählte er, habe das Geld nicht begehrt, man sei übereingekommen, es den Armen zu geben. Vor 5 Jahren kam ein Kaufmann zu mir; er wünschte Hülfe in innerer und äußerer Noth. Ich brachte mit meinen Fragen endlich heraus, daß sein Großvater sein Gut mit Unrecht zusammen gebracht habe. Er erkannte Gottes Gerechtigkeit in dieser Führung. — Ich habe oft über die Wiederstattung gesprochen und die Folge war, daß wohl über 1000 Gulden in kleineren und größeren Summen mir zurückerstattet sind. Man warnt vor falscher Gesetzlichkeit, aber man warne auch vor faulem evangelischen Wesen. — Mir ist während des Vortrags Oberlin

eingefallen, der vor allem seinem Einkommen den Zehnten gab. Ihm sind Fabrikherren u. s. w. nachgefolgt. Man möge an Sonntagen und Freudenfesten in ein kleines Kästchen (Opfer-, Armen-Casse) etwas niederlegen. Was dahin gelegt ist, gehört uns nicht mehr. Aus diesem Kasten geht es dann leichter als aus dem eignen Beutel heraus. — In meiner Gegend machen sich viele Bedenken über die Theilnahme an Lebensversicherungen. Gern möchte ich hierüber etwas hören. Im Uebrigen wünsche ich mit Krummacher, daß uns dasselbe zu Theil werden möge, was jetzt Nordamerika bewegt." — Superint. Wächtler aus Essen: „In dem irdischen Gute selbst liegt eine unheimliche Macht. Es ist wahr, es ist ein Lehen. Aber der Lehensbrief ist verloren gegangen. Das Gut ist jetzt im Besitz des Mammon, des Fürsten dieser Welt. Es muß dem Herrn erst wieder erobert werden." Dr. med. Possner: „Die Stellung des Christen zu Einem Gute ist gar nicht erwähnt, ich meine die Gesundheit. Als ich gestern Abend auf meinen Knieen vor dem Herrn lag, hat er mir in's Herz gegeben, darüber heute ein Wort zu sagen." Schon diese Worte genügten, um die Versammlung gegen den Redner einzunehmen; als er nun aber ankündigte, von der Verweichlichung, der Ueberreizung und der Art, wie man sich in kranken Tagen benehme, speciell auch von dem Sündlichen des Tabackrauchens zu reden, wurde er, eine Special-Conferenz zu halten angewiesen. Bethmann-Hollweg bedauert, daß dieser Kirchentag so vorherrschend das Gepräge einer Pastoral-Conferenz an sich trage und seine Hoffnung, daß in Hamburg grade Laien Zeugniß ablegen würden, nicht erfüllt sei. Er hätte gern die Unterschiede von ererbtem und erworbenem Gut hervorgehoben gesehen, erklärt aber die Hinweisung auf die Ordnung in Verwaltung des Gutes für sehr wichtig. Der Kaufmannsstand, fuhr er fort, liegt mir sehr am Herzen. Ich muß die Kraftübung des Mannes, die er durch seine Wagnisse veranlaßt, als etwas sehr Ehrenwerthes bezeichnen, nur wünschen, daß dieselbe dem Reiche Gottes zu Gute komme. Männer erzeugt dieser Beruf, auch wegen des Mißgeschicks, das der Herr grade diesem Stande auflegt. Das letzte, von welchem grade diese Stadt so sehr betroffen wurde, ist wohl nicht als ein Erzeugniß ihrer besonderen Sünde, aber als ein Gericht Gottes anzusehen. Es hat seine Frucht gebracht, wenn auch nicht in Nordamerikanischer Weise. Ueber diese Weise schreibt mir ein nicht confessioneller Freund, daß wohl ein von Gott gewirkter Keim in ihr sei, aber auch viel Nordamerikanische Aeußerlichkeit. Jener Keim ist auch hier gewiß. Gott möge ihn wachsen lassen!" Dr. Abendroth aus Hamburg spricht nur, weil sonst kein Laie aus Hamburg sich zum Worte gemeldet hat. „Ich will nur ein Bekenntniß ablegen. Es scheint mir, daß man von einem Reichen zwar nicht verlangen kann, sein ganzes Vermögen herzugeben. Er mag sich und den Seinigen erlaubte Genüsse verschaffen. Aber die Forderung des Zehnten ist nicht übertrieben. Ich erinnere sie, daß wir vor einigen Jahren, als das Rauhe Haus in Geldverlegenheit war, viele Gaben bekamen, uns aber darunter ein Geschenk von sechs silbernen Theelöffeln als das größte erschien, weil der Geber bemerkte: Ich komme mit zinnernen aus." — Die Beispiele des erwähnten Dr. Schulze von Gemeinheit aus dem geistlichen Stande lassen wir bei Seite; ihre Erwähnung macht dem Sprechenden zu wenig Ehre. Mit liebenswürdiger Sanftmuth lenkte der folgende Redner, Generalsup. Hoffmann wieder ein; er forderte aber die geistlichen Brüder, namentlich die über 50 Jahr alten, auf, die Bibel einmal ganz durchzulesen mit Bezug auf dasjenige, was sie über das zeitliche Gut enthalte, so würden wir bei einem zweiten oder dritten Kirchentage noch ganz anders darüber sprechen können. Mallet will von einer Pflicht des Christen, Eigenthum zu erwerben, nichts wissen. „Wir Geistlichen, sagt er, sollen in Allem Vorbilder der Gemeinde sein; aber in dieser Hinsicht würde ich schlecht bestehen. Man möge uns das Recht lassen, aber die Pflicht, Eigenthum zu erwerben, nehmen. — Und was die Vermächtnisse anlangt, so möchte ich so unbedingt das Lob des Referenten über sie nicht theilen. Sie können auch eine Frucht des Geizes und der Furcht sein." Carus stimmt den beiden Bemerkungen bei, daß in dem irdischen Gute selbst etwas Sündliches sey und daß Vermächtnisse besser bei Lebzeiten ihre Verwendung finden. Das Versicherungswesen scheint ihm ein Zeugniß zu seyn, daß die Liebe fehle. Er schließt: „Was dein ist, das ist dein, und was mein ist, das ist mein", sagt der Gesetzesmensch. Was dein ist, das ist mein, sagt der Dieb. „Was dein ist, das ist mein, und was mein ist, das ist dein, sagt der Communist. Der Christ aber spricht zu seinem Herrn: Was dein ist, das ist dein, aber was mein ist, das ist auch dein!" Zu einer Resolution kam es, wie das im Wesen des Gegenstandes lag, nicht. Treviranus empfahl nur noch den bei Valett erschienen Traktat: „Herr oder Knecht".

v. Bethmann-Hollweg: Lange nachdem das Protokoll des engeren Ausschusses geschlossen war, gelangte an mich ein Schreiben von Gliedern der Lutherischen Gemeinde in Rostock, die ihren Schmerz aussprachen, daß Professor Baumgarten seines Amtes entsetzt sey. Sie beklagten, daß sie den Segen seiner Predigten entbehren müßten und daß sie selbst durch jene Amtsentsetzung in Gewissensunruhe geführt seyen. Sie wünschten Behandlung der Angelegenheit auf dem Kirchentage. Ich stellte ihnen vor, daß die Sache bedenklich sey. Sie erneuerten den Antrag, den ich nun an die Ausschüsse brachte. Diese haben ihn in reifliche Erwägung genommen und sind zu dem Entschluß gekommen, daß die Angelegenheit hier besprochen werden solle. Doch waren sie darüber einstimmig, daß unsere Versammlung über die dogmatische Seite der Frage kein Urtheil abgeben könne, der juristische Gang ihr auch nicht in den Acten vorliege, mithin nur ein Ausdruck des Schmerzes möglich sey. Daher wird folgende Resolution, über die nicht discutirt, zu welcher auch kein Amendement gestellt werden kann, zur einfachen Annahme empfohlen. Da die Angelegenheit des Professors Baumgarten durch Glieder der Lutherischen Gemeinde

zu Rostock an den Kirchentag gebracht worden ist und dieser in seinem Statut Hülfe und Rath in solchen Fällen zu bringen versprochen hat, so glauben die vereinigten Ausschüsse in ihrer Majorität sich diesem Antrage nicht entziehen zu dürfen. Der Kirchentag erklärt, daß er zwar weder ermächtigt, noch im Stande sey, ein theologisches Urtheil über das Verhältniß der Lehre zu dem Bekenntniß der Kirche oder ein juristisches über die Gesetzmäßigkeit des Verfahrens gegen ihn auszusprechen, aber als Versammlung evangelischer Christen beklagt er es tief, daß ein schriftgläubiger und in akademischen und bürgerlichen Kreisen so gesegneter Kirchenlehrer seiner Wirksamkeit entlassen worden, und ist der Ueberzeugung, daß in diesen und ähnlichen Fällen, wenn mit Waffen des Geistes auf beiden Seiten gekämpft wird, solche schmerzliche, die Kirche am meisten verletzende Risse vermieden werden können und müssen. — Diese gewiß weder den Rostockern, noch dem Prof. Baumgarten genügende Resolution wurde per maiora angenommen. — Hiermit schloß der eigentliche Kirchentag, nachdem die Verlesung aller Namen der Ausschußmitglieder stattgefunden hatte und dem Ausschusse anheimgegeben war, zwischen einer noch nicht zu nennenden Stadt und Barmen für den nächsten Kirchentag sich zu entscheiden.

Der Kirchentag und Dr. Baumgarten.

Der in Hamburg versammelt gewesene Kirchentag leistet darauf Verzicht, in der Angelegenheit des Dr. Baumgartens ein theologisches oder ein juristisches Urtheil abgeben zu können. Nichts desto weniger spricht er ein Bedauern und einen Wunsch aus, welche beide sehr stark ein Urtheil theils enthalten, theils voraussetzen. Die Erklärung, daß der Mann, um den es sich handelt, ein schriftgläubiger Lehrer sey, scheint einem theologischen Urtheil sehr nahe zu kommen. Und der Wunsch, derlei Streitigkeit nur durch Waffen des Geistes entscheiden zu lassen, setzt das allerdings vielleicht weder theologische noch juristische Urtheil voraus, daß ein (doch gewiß in guter Absicht zum Besten der anvertrauten Landeskirche unternommenes) Verfahren der zuständigen Behörde gegen einen ihrer Aufsicht untergebenen öffentlichen Lehrer nur ein Kampf mit fleischlichen Waffen sein könne. Der Kirchentag hat in andern Jahren über und für die Nothwendigkeit kirchlicher Zucht verhandelt. Will er die Zucht innerhalb der Lokalgemeinde für nothwendig halten und zugleich die Zucht innerhalb der Landeskirche, über Pastoren, Professoren ꝛc. Waffen des Fleisches nennen? Der Zweck dieser Bemerkung ist nicht, über die streitenden Parteien irgend eine Entscheidung herbeiführen zu helfen; nur den in Hamburg zum Kirchentage Versammelten möchte sie die Frage ins Gewissen rufen, woher sie, die sich die Fähigkeit zur gründlichen Beurtheilung selbst absprechen, die Berechtigung sich zuschreiben, eine solche Erklärung, welche das öffentliche Urtheil nicht aufklären, sondern nur trüben kann, öffentlich abzugeben.

J. S.

Nachrichten.

Würtemberg.

Das Werk: „Reisen in Ostafrika in den Jahren 1837—1855", oder: „Meine Erlebnisse, Missionsthätigkeit und Reisen in Ostafrika, von Dr. L. Krapf, vormals Missionar in Abessinien und den Aequator-Gegenden", hat so eben in zwei Theilen die Presse verlassen und ist zu haben in Stuttgart, Christophsstraße Nr. 6, bei Wilhelm Stroh. Dieses für die Beförderung der Ostafrikanischen Erd- und Missionskunde wichtige Werk kostet 2 Thlr. Ein namhafter Theil des Erlöses ist für wohlthätige Zwecke, namentlich für die Abessinische Mission bestimmt. Eine Karte, die manches Neue über Ostafrika enthält, ist dem Werk beigegeben.

Ratzeburg, den 20. September 1858.

Der Dr. Baumgarten hat in seiner Schrift: „Schild und Schwert", unter anderm es sich auch zur Aufgabe gestellt, mich wegen meiner Broschüre: „Herr Prof. Dr. v. Hofmann und die Actenstücke ꝛc., Berlin 1858", zu bekämpfen. Da derselbe aber zur Sache gar nichts beigebracht, sondern es vorgezogen hat, sich lediglich in allerlei Schmähungen gegen mich zu ergehen, so erkläre ich hierdurch, daß ich noch immer der Meinung bin, daß seine Lehre eine verwerfliche sey. Es wird nach wie vor die Aufgabe Baumgartens seyn, nachzuweisen, daß seine vom Rostocker Consistorialerachten als falsch bezeichneten Lehrsätze der Lutherischen Kirche mindestens nicht widersprechend sind. Auf das Einzige, was Baumgarten wider mich als zur Sache gehörig, in der Lehre von der Rechtfertigung nämlich, vorgebracht hat, halte ichs für unnütz, zu antworten, unter andern Gründen besonders deshalb, weil Dr. Krabbe in seiner neuesten Schrift: „Ueber das in der Sache des Prof. Dr. Baumgarten in Rostock erforderte und abgegebene Erachten ꝛc., Schwerin 1858", ausführlich und klar dargelegt hat, was die Lutherische Kirche vom Glauben in der Rechtfertigung als actus forensis lehrt. Was Dr. Baumgarten in seiner Schrift: „Schild und Schwert", wider mich, in diesem Punkte mich belehren wollend, vorgebracht hat, halte ich für ganz verkehrt.

A. Brömel.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 13. October. № 82.

Der zehnte Deutsche Evangelische Kirchentag zu Hamburg.

3. Zweite Hälfte. Der Congreß für die innere Mission.

Prälat von Kapff eröffnet die Donnerstags-Sitzung mit Gebet, worauf der Präsidirende von Bethmann-Hollweg für den abwesenden Herrn von Mühler den Geschäftsbericht vorträgt. Wir heben aus demselben nur folgende Facta hervor. Der Lübecker Kirchentag hatte dem Ausschusse den Auftrag gegeben, in den Angelegenheiten der Jünglingsvereine und des Herbergswesens vorzugehen. In der ersteren Hinsicht ist eine kleine Schrift von Meyeringh und ein Adreßbuch für Handwerksgesellen, das sie überall an die rechten Leute und Vereine weist, erschienen. Hinsichtlich des Herbergswesens und des Wanderlebens hat der Ausschuß Gutachten von höheren Polizeibeamten eingeholt, eine Arbeit, die noch nicht zum Abschluß gekommen ist; sie ist Prof. Perthes in Bonn übertragen und wird sich wohl zu einer Denkschrift an die Regierungen gestalten. — Das Werk der 50 Arbeiter, die in verschiedenen Brüderanstalten gebildet werden, ist in ein neues Stadium getreten durch die Gründung des Johannisstiftes in Berlin, welchem heute zwölf Brüder des Rauhen Hauses sollen übergeben werden. — Die Waisenanstalt zu Warschowitz ist vom Centralausschuß übernommen und als Missionsposten für jene Gegenden benutzt worden. Neuerdings hat sie durch eine Collecte in der Provinz neue Theilnahme gewonnen und ihr Bestand ist dadurch gesichert, daß die Preußische Regierung sich anheischig gemacht hat, ihr jugendliche Verbrecher zur Erziehung zu übergeben. Es wird zu einem neuen Proteste gegen die Hazardspiele und Lottos, die noch fortbestehen, aufgefordert. — Was die wandernde Bevölkerung anlangt, so ist in Rotterdam für sie, so wie für die dort sich aufhaltenden Deutschen Matrosen ein Werk unternommen, dem bis dahin Ostertag seine Kräfte widmete, der jetzt durch einen andern Arbeiter ersetzt werden soll. In Folge einer mit Nordamerika angeknüpften Verbindung hat die dortige Reformirte Kirche in ihre officielle Liturgie ein Formular aufgenommen für die Aufnahme in die dortige kirchliche Gemeinschaft abseiten der Einwanderer. Es wird von dort die Ausarbeitung eines Deutschen Gesangbuches gemeldet und die Gründung von Stipendien für solche Candidaten, welche Deutsche Universitäten besuchen, um dann zu Mercersburg als Gehülfslehrer einzutreten. Alle diese Arbeiten werden der Versammlung für Herz und Hand empfohlen. Nach diesem Berichte werden die erschienenen Deputirten genannt, aus deren Zahl einige das Wort nehmen. Das Mitglied der Berthelsdorfer Unitätsdirection, Levin Theod. Reichel, lange in Amerika zu Hause, erklärt, daß ihm das gestern von Krummacher Gesagte aus der Seele gesprochen sey. Der Herr habe in Nordamerika ein großes Werk begonnen. Unter vielem Strohfeuer sey auch manche Kohle angezündet. Die Zahl der Gotteshäuser mehre sich von Jahr zu Jahr. Möge Deutschland mehr Kräfte senden! — Nach den kurzen Begrüßungen durch Pfarrer Dr. Schneider aus Nordamerika und Rev. Woodman aus London beginnt der Vortrag des Oberbürgermeisters Lischke aus Elberfeld über die bürgerliche Armenpflege in großen Städten. Der Congreß für die innere Mission hat schon oft über die Armenpflege verhandelt. Die bürgerliche ist aber nur beiläufig berücksichtigt und zwar insofern, als es sich um ihre Abgränzung gegen die kirchliche und gegen die der Vereine handelt (s. Frankfurter Verhandlungen). Ich bekenne, daß ich die bürgerliche Gewalt nur in bedingter Weise für gleichberechtigt mit der Kirche halte. Die weltliche Obrigkeit soll sich der Armen nur annehmen, sofern es die Kirche nicht kann und ihre Mittel nicht ausreichen. Die Armenpflege ist der Kirche vom Herrn befohlen. Es ist also nicht die Sache einer freien Wahl, ob die Kirche bei [illegible] wiedererwachten neuen Leben sich der Armenpflege unterziehe. Sie muß. Die Spendung des Almosens durch andere Hände ist nur ein Nothbehelf. Sagt man, es gebe Gebiete, wohin die Kirche nicht kommen könne, so werde erwidert: Sie müsse sich dieselbe wieder erobern. Die bürgerliche Armenpflege hat durch Gesetze organisirt werden müssen, damit die Armen nicht ohne Pflege bleiben; aber gewiß wird die weltliche Obrigkeit den Tag hoch preisen, wo sie die Armenpflege wieder in die Hände der gekräftigten Kirche legen kann. — Die bürgerliche Armenpflege, welche ihre Mittel meist auf dem Steuerwege empfängt, ist seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zur Herrschaft gekommen; aber allgemein sind schon die Klagen über sie, namentlich die, daß sie ungeheure Summen verschlinge und die Verarmung sich mehre. Im Jahre 1849 sind in 60 großen Städten Preußens mit 1,730,000 Einwohnern 1,370,000 Rthlr. und 1,400,000 Rthlr. auf das Armenwesen verwendet, wovon 60 pCt. auf dem Steuerwege her-

beigeschafft wurden und wodurch von je eilf Bewohnern zwei Unterstützung erhielten. Dieser Sachlage gegenüber ertönt der Ruf nach einer Reform. Es kann aber unter den gegebenen Verhältnissen nur das verhältnißmäßig Richtige erstrebt werden. Nicht wie die gegenwärtige Einrichtung zu beseitigen, sondern wie sie zu verbessern ist, ist die Frage. — Die bürgerliche Verpflichtung ruht auf dem weltlichen Gesetz, und es genügt die Thatsache, daß ein Mensch sich in einem bestimmten Raume eine Zeit lang aufgehalten habe, um die mit ihm in diesem Raume Wohnenden zur Unterstützung zu verpflichten. Die Gesetze sind äußerlich, daher werden sie auch äußerlich gehandhabt. Für die Obrigkeit ist der Arme nichts weiter als ein Gegenstand, an welchem sie dem Gesetze zu genügen hat. Jeder Hungernde kann gewiß seyn, daß er Brod bekomme. Das scheint viel zu seyn; ist aber wenig, wenn nichts weiter geschieht. Almosen sind gefährliche Gaben, sie bahnen den ersten Schritt auf einer sehr abschüssigen Bahn. Armuth ist eine Krankheit, die nur in sehr seltenen Fällen allein durch äußerliche Mittel gehoben werden kann. Es ist nun zwar nirgends ein rein amtliches und äußerliches Verfahren vorgeschrieben, aber der Erfolg zeigt, daß die Vorschriften in den meisten Fällen nicht genügt haben, um einen todten Schematismus zu verhindern. Es sind wohl Armenpfleger da, aber die meiste Thätigkeit ist in den Händen der Armenboten u. s. w.; so werden auch die meisten Almosen ständige. Dem Allen liegt zum Grunde, daß der Arme als Gegenstand, nicht als Persönlichkeit angesehen wird. Daher Umkehr zu einem lebendigen Organismus, welcher im Kampf gegen jene Erstarrung zu erringen und zu erhalten ist. In Elberfeld (53000 Einw.) war die Armenpflege bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts allein in den Händen der Kirche. Da nahm die Zahl der Bettler zu (bei 19000 Einw. war die Jahresausgabe 18000 Thlr.) und der Staat legte sich ins Mittel. 1816 verlangte man eine Centralisations-Wohlthätigkeits-Anstalt. Die drei Gemeinden (luth., ref., kathol.) vereinigten sich und versprachen Versorgung der Armen. Aber diese Verbindung war nicht lebensfähig; 1820 mußte sie Schulden halber aufgegeben werden. Die Central-Wohlthätigkeits-Anstalt bestand bis 1853 als rein bürgerliches Institut. Es wurden freiwillige Beiträge gegeben; aber zuletzt verweigerten auch die willigsten Geber ihre Beiträge, weil sie bei der Steuer nochmals in Anspruch genommen wurden. Dabei wuchs die Zahl der Unterstützungsbedürftigen. Vollständige Aenderung des Systems war nothwendig, wenn einer Zerrüttung des bürgerlichen Wohlstandes vorgebeugt werden sollte. Es kam zu einem neuen Statut, welches aber in seinen Grundzügen so wesentlich von dem alten abwich, daß man es nicht ohne Besorgniß ins Leben treten sah. Demselben lagen drei Sätze zu Grunde: 1. Unbedingte Verpflichtung der Pfleger zur persönlichen Untersuchung und fortwährender Controle der Armen unter gänzlichem Ausschluß aller Vermittlung durch Beamte. 2. Unmittelbare Bewilligung durch die Pfleger ohne den Einspruch der vorstehenden Verwaltungscollegien. 3. Beschränkung der Pfleger auf eine kleine Zahl von Unterstützungsfamilien. Ad 1. Die natürliche Scheu des Menschen vor den Erscheinungen, um welche es hier sich handelt, ist zu überwinden. Nur durch persönlichen Verkehr mit den Armen kann man die Noth bemessen und die rechte Art ihrer Abhülfe erkennen. Nur so kann der Arme die brüderliche Hand wahrnehmen, die sich aus Liebe nach ihm ausstreckt. Jede Vermittlung zwischen Pfleger und Armen, sey es, daß der Dritte die Untersuchung vornimmt oder controlirt oder die Gaben überbringt, muß den amtlichen Charakter des Verhältnisses mit seinen verderblichen Folgen in den Vordergrund treten lassen. Ad 2. Das Recht, die Almosen zu bewilligen, ist in den mir bekannten Armenordnungen nicht den Pflegern, sondern einem vorgeordneten Collegium zugewiesen; es soll dadurch Willkür des Verfahrens verhindert werden. Aber man hat damit die Entscheidung aus den Händen der Sachkundigen genommen und den Pflegern die Quelle der Freudigkeit verschlossen, indem man sie zu bloßen Antragstellern und Vermittlern machte. Ad 3. Eine Armenpflege, wie sie seyn soll, ist nur dann möglich, wenn Jeder in jedem Stande sie üben kann. Dies kann aber nur bei einem kleinen Arbeitsfelde geschehen. — Eine so große Anzahl von Pflegerbezirken setzt freilich die Bereitwilligkeit von eben so viel Männern voraus. In Elberfeld waren 252 Bezirke einzurichten. Die Zweifler sind beschämt; seit dem sechsjährigen Bestehen hat sich unausgesetzt eine große Anzahl der tüchtigsten Kräfte bereit gefunden. Zuerst schon fanden sich Viele gewilligt, an die Spitze des Ganzen, in das vorgesetzte Collegium zu treten. Für die Wahlen der Bezirksvorsteher und Pfleger erbat sich die städtische Behörde die Vorschläge der kirchlichen Presbyterien. Gleich von vorn herein genoß das Institut die Achtung der Bevölkerung. — Während der sechs Jahre seines Bestehens ist es auf dem Prüfstein schwerer Zeiten bewährt worden; kein Jahr bot eigentlich normale Verhältnisse dar. Aber die Freudigkeit wurde nicht verändert. Fast 300 Männer arbeiten täglich persönlich in stiller, aufopfernder Liebe. Das ganze lehrreiche Bild ihrer Arbeit kann nicht aufgerollt werden. Nur Folgendes daraus: Zunächst ist es gelungen, auszuscheiden alle die, welche nicht von der Gemeinde, sondern von anderen Corporationen zu verpflegen sind. Ebenso ist eine zweckentsprechende Behandlung derer, welche durch eigene Schuld in Armuth kamen (Trunkenbolde u. s. w.), angenommen. Vornämlich hat man dem zerrütteten Familienleben sein Augenmerk zugewandt. Grundsätzlich werden die Bande zwischen Kindern und verworfenen Eltern nicht getrennt. Die Zahl der Unterstützten ist wesentlich beschränkt auf diejenigen, die sich selbst nicht zu helfen vermögen (wegen Alters, Krankheit u. s. w.), die Gaben auf das Nothwendigste zurückgeführt — doch aber größer, als sie früher seyn konnten. — So ist die Stadt aus der Verwirrung ihrer Finanzen gerettet und vor fernerer Verwüstung bewahrt. Vermindert hat sich die Zahl der Unterstützungsbedürftigen und die Summe der Kosten, und der Bettel ist verschwunden. Möchte durch diesen Bericht der Weg zu einer Umgestaltung denen gewiesen seyn, die sich unter ähnlichen Verhältnissen

befinden." Wichern vertritt die Frankfurter Unterscheidung der drei Gebiete gegen den Referenten. Sowohl der Verein, als auch die kirchliche und die bürgerliche Gemeinschaft haben ihre Berechtigung zur Armenpflege für immer. Die allgemeine christliche Diaconie hat sie früher in Händen gehabt, als die Kirche, welche erst im Mittelalter (Synode zu Tours) Bestimmungen über dieselbe traf. Aber auch die bürgerliche Obrigkeit hat einen Beruf am Reiche Gottes zu erfüllen, und ihre Armenpflege ist das Feld. von Kapff will die jetzige Elberfelder Armenpflege nicht mehr als eine bürgerliche angesehen wissen. Aber wie, wenn solcher Geist nicht in der Gemeinde ist, wie dort? So muß denen, die das Christenthum nicht kennen, grade gezeigt werden am Armenwesen, daß das Christenthum das alleinige Heilmittel sey. Aehnliche Erfahrungen, wie in Elberfeld, sind in Stuttgart gemacht, aber mit Hülfe der Presbyterien. So ist auch dort der Straßenbettel verschwunden. Brandt, Deutscher Prediger aus Amsterdam, theilt mit, daß in Holland, welches als ein Land mit reichem Wohlthätigkeitssinne bekannt sey, die Kirche die Armenpflege nicht aus der Hand gegeben habe. Die Gemeinde von 136,000 Seelen hat 330,000 Fl. auf das Armenwesen verwandt. Die Gemeindeverhältnisse sind dort andere. Es findet keine Confirmation statt, sondern Jedem steht es frei, wenn er will, Glied der Gemeinde zu werden. Aber nicht eher, als bis dies geschehen ist, hat er Anspruch auf das Geld der Gemeinde. Die nicht kirchliche Gemeindeglieder sind, werden von der bürgerlichen Obrigkeit unterstützt. Diese aber pflegt um ihrer selbst willen die Leute an die Presbyterien zu schicken, damit sie Gemeindeglieder werden. Die Verbindung ist nicht die rechte. Der Staat sagt: Wir unterstützen die Armen, damit sie nicht Revolution machen (verhungern könnten sie gern). Darum mag die Kirche die Hülfe des Staates nicht. Die Diaconie hat Schulen für die armen Kinder der Gemeinde errichtet, und das ist nothwendig, weil der Staat in seinen Schulen die Bibel verbietet. Aber sonst ist unsere kirchliche Armenpflege nicht, wie sie seyn soll. Ihr gegenüber muß man die Elberfelder nicht eine bürgerliche, sondern eine kirchliche nennen. Generalsup. Hoffmann stimmt gleichfalls für die Berechtigung der drei Arten der Armenpflege; nur sollen sie alle christliche seyn. Sodann betont er das in dem Referat Gesagte über die kleinen Armenbezirke, und führt als Beispiel von dem Segen dieser Einrichtung seine frühere Gemeinde Winnenden an, wo aber die Pfleger außer zwei bis drei unterstützungsbedürftiger zehn nicht arme Familien in ihrem Bezirke zu besuchen hatten. Oberbürgermeister Lischke verzichtet auf das Wort; die Versammlung nimmt folgende Thesen an: 1. Die bürgerliche, d. h. die den weltlichen Körperschaften durch das Landesgesetz auferlegte Armenpflege ist in den meisten Fällen ungenügend zur Gewährung rechter Hülfe; sie ist unwirksam gegen die Vermehrung der Armuth und in ihren Folgen verderblich für den Armen, wie für die Gesammtheit, so lange sie lediglich um der Erfüllung jenes Gesetzes willen und nach seinem Buchstaben geübt wird; sie fällt nothwendig einem äußerlichen, todten und daher machtlosen Wesen anheim. 2. Nur die freudige Unterordnung aller Organe der bürgerlichen Armen-Verwaltung unter das göttliche Gebot der Nächstenliebe und der erste, beharrliche Wille, die Armenpflege als eine Christenpflicht um Gottes willen zu üben, kann jenes Wesen überwinden. 3. Dieser Geist der Liebe muß sich durch nachhaltige persönliche Hingebung an die Arbeit der Armenpflege, insbesondere durch persönliche Ausübung derselben in fortgesetztem, unmittelbarem Verkehr mit dem Armen und seiner Familie bethätigen. 4. Das wesentlichste Erforderniß einer guten Verfassung des Armenwesens ist, daß sie durch entsprechende Einrichtungen diese persönliche Hingebung fördern und erleichtern.

Am letzten Tage stand auf der Tagesordnung voran der Vortrag des Prof. Wuttke aus Berlin über den Aberglauben in unserm Volke als Hinderniß des christlichen Lebens. „Während unser Volk in vielen anderen Hinsichten eine innere Zerklüftung zeigt, geht durch alle Stämme Eintracht auf dem Gebiete des Aberglaubens. Dies beurkundet, daß Alles aus Einem Grunde, dem Deutschen Heidenthum, hervorgeht, und dieses wieder seine wesentliche Stütze hat an dem natürlichen Menschen. Der Aberglaube unterscheidet sich von jeder anderen falschen Meinung durch seinen religiösen Charakter. Er ist religiös, sofern er über dem einzelnen Menschengeiste höhere, göttliche Mächte anerkennt, denen die einzelnen Dinge — auch der Mensch — unterworfen sind. Heidnisch ist er, sofern er diese Mächte nicht als Einheit, sondern als Vielheit, oder als unpersönlich und unbewußt wirkende betrachtet, zu welchen der Mensch in keinem geistig-sittlichen Verhältniß steht. Diese heidnische Weltanschauung hat sich in dem Volke neben christlichen Gedanken forterhalten und ist unter christlicher Form vielfach aufgetreten. I. Das Wesen des Aberglaubens besteht in der Beschränkung des göttlichen Seyns und Waltens a) durch die Idee eines außergöttlichen Schicksals und b) durch die Zauberkraft des Menschen. — a. Die erst im Christenthum überwundene Idee des Schicksals ist im verschiedenen Grade in allem Aberglauben vorhanden. In Ostpreußen und Sachsen werden Verbrechen mit dem Schicksal entschuldigt. Sonst bezieht man dasselbe nicht auf sein Thun, sondern auf seine Erlebnisse. Der Aberglaube nimmt einen ursprünglichen Dualismus des Schicksals an, insofern dieses immer als glücklich oder unglücklich auftritt. An die Stelle einer Wahl zwischen Gut und Böse tritt die Wahl zwischen glücklichen und unglücklichen Zeiten. Man unterscheidet die einzelnen Jahres- und Monatstage, wie der Schicksalskalender sie bezeichnet. An solchen, die als unglückliche gelten, wird nichts unternommen. Diese Tagewählerei geht durch ganz Deutschland und hier durch die höchsten Schichten der Gesellschaft. Die alten heidnischen Ueberlieferungen sind hier die hauptsächlichen Grundlagen, sofern der Sonntag und Dienstag als Glückstage, Montag, Mittwoch und Sonnabend meistens, vor Allem aber Donnerstag und Freitag als Unglückstage gelten; bei dem letzteren wirkt die christliche Ueberlieferung mit. — Die jährlichen Naturperioden haben auch ihre besondere

Geltung. Die zwölf Nächte um die Zeit der Wintersonnenwende sind unglücklich; in ihnen hauft der wilde Jäger; Haus und Garten muß mit Zauberschutz umgeben werden. — Die Nachwirkungen der heidnischen Frühlingsfeier lehnen sich meistens an das Osterfest. Am Reinsten aber hat sich das heidnische Element erhalten in den Hergängen der Walpurgisnacht, ebenso in der reichen Zauberwelt, welche den Johannistag umgibt. Merkwürdig ist, daß sich dabei die Astrologie erhalten hat. Die unsinnigsten Planetenbücher sind noch jetzt eine gewinnreiche Marktwaare. — Das Schicksal und seine Zeichen zu erkennen, ist die Sache der Wahrsagerei. Die Weissagung in der göttlichen Heilsgeschichte ruht auf dem Gedanken der freien göttlichen Selbstoffenbarung an den menschlichen Geist. Der Prophet hat es nur mit Gottes Wort zu thun. Dagegen erscheint die Wahrsagerei auch für den Abergläubigen nicht als besondere Gnadengabe, sondern als eine Kunst, die erlernt werden kann, und die zu ihrer Basis hat ungeistige Naturdinge. — Der größte Theil der Schicksalszeichen stammt aus der heidnischen Zeit; andere haben sich an christliche Institutionen angelehnt. Dabei ist wichtig die Uebereinstimmung vieler Zeichen durch ganz Europa. Allgemeine Unglückszeichen sind es z. B., wenn man beim Ausgehen einer alten Frau oder einer Schweineheerde, Glückszeichen, wenn man einem jungen Mädchen oder einer Schaafheerde begegnet. — Die Wahrsagung aus Träumen unterscheidet sich wesentlich von dem, was die Bibel hierüber verkündigt. In ihr erscheinen einzelne Träume als wirkliche Offenbarungen der Sache; bei der Wahrsagung ist es das Hereinziehen der an sich zufälligen Erscheinung in das Gebiet der inneren Anschauung. Daher die Auslegungskunst. Auch jetzt noch gehören die Traumbücher zu der verbreitetsten Volksliteratur. — Das Gebiet der Ahnungen enthält viele sehr unzweifelhafte Thatsachen; aber die abergläubischen Schicksalszeichen haben nicht den Charakter von Ahnungen. Die verschiedenen Arten der Weissagungskunst tragen alle das Gepräge des unfrommen Eingreifens in göttliche Rechte. Sie werden nur übertroffen von der nicht dem Volke angehörenden Thorheit derer, welche die klopfenden Tische und die Psychographen fragen. — b. Das andere Kennzeichen des Aberglaubens, die Beschränkung des göttlichen Waltens durch das positive Eingreifen des menschlichen Thuns, liegt in der Zauberei. Sie ist das Zerrbild des Wunders, von dem sie sich dadurch unterscheidet, daß sie nur vereinzelte und irdische, nie allgemeine und Heils-Zwecke hat, und daß sie nie durch einen bewußten Willensact, sondern durch bestimmte sinnliche Mittel geschieht. Die feststehenden, überkommenen Formeln sind meist immer ganz sinnlos. Dieselben, welche erlernt werden müssen, sind niedergelegt in Büchern, die noch überall zu haben sind. Diese Formeln erheben sich nie zum Gebete; sie bitten nicht; sondern befehlen. Sie sind ihrem ganzen Wesen nach gottlos, und diese Gottlosigkeit geht so weit, daß Manche mit dem Teufel einen Vertrag schließen und ihm ein Anrecht auf die eigne Seele geben. „Faust's Höllenzwang" ist in neuester Zeit wieder gedruckt worden. Die Zauberei steht theilweise im Dienste der Bosheit (das Behexen). Die Hexen vollbringen den Schaden durch bestimmte Formeln, böse Blicke u. s. w. Theilweise dient die Zauberei zur Bannung des Glücks und zur Abwehr des Unglücks. Sie bezweckt den Schutz vor drohender Gefahr (Zaubersegen, Amulete, sympathetische Curen in Krankheiten) und die Erwerbung von Glücksgütern, gleichfalls durch sympathetische Mittel. Merkwürdig ist die Wirkung, welche den Reliquien der Hingerichteten, namentlich ihrem Blute zugeschrieben wird, welche letztere an die Art erinnert, wie die Heiden das Blut der bei Opfern getödteten Menschen ansahen, besonders, da die Selbstmörder oder Gemordeten ausgeschlossen sind. — II. Eine eigne Betrachtung fordert der Aberglaube in Beziehung auf die verschiedenen Menschenkreise, in denen er sich findet. Der Aberglaube sieht die Welt als ein Gebiet an, auf welchem der Einzelne nur durch Berechnung der Schicksalszeichen dem Unglücke ausweicht, und wo nicht der Geheiligte, sondern der Kluge den Preis davonträgt. Gar mancher Lichtfreund beobachtet alle Tage der Woche, nur den Sonntag nicht. Unter den Gebildeten bildet sich der Aberglaube noch besonders aus. Die dem Worte Gottes nicht glauben, fragen die Tische. Hier gilt von dem durch bloße Verstandesaufklärung vertriebenen Aberglauben, was der Herr sagt Luc. 11, 25. Mit dem Aberglauben der Gebildeten kann der eigentliche Volks-Aberglaube, was die Gottlosigkeit anlangt, gar nicht verglichen werden; jener trägt den Charakter der subjectiven Phantasie an sich und ist krankhafte Ueberspanntheit, dieser mehr geschichtlich und mit dem Gepräge der Rohheit. Der der Gebildeten weist auf einen Fäulnißproceß hin. — III. Wie hat die Kirche sich dazu zu verhalten? Während die Rationalisten ihre Hauptaufgabe darin setzen, in Volkssitte u. s. w. Alles auszurotten, was nicht gleich erklärt werden kann, neigen jetzt Manche dahin, den Volksaberglauben schützend zu pflegen. Der christliche Lehrer hat nicht den Beruf, alle Sagen und irrigen Meinungen und Sitten des Volks hastig zu zerstören. Er soll überhaupt nicht verneinend, sondern läuternd und verklärend wirken. Wo es sich jedoch um entschieden Widerchristliches handelt, gilt das Wort Deut. 18, 10 — 12. Daran ist nicht zu deuteln. Der christliche Lehrer darf nie in das Flachland der alten Verstandesaufklärung hinabsteigen. Damit ist auch für das christliche Leben nichts gewonnen. Ja es ist Manchem mit dem Aberglauben der Glaube genommen. Es ist eine schlechte Wohlthat, dem hungernden Bettler das schimmelnde Brod wegzunehmen, ohne daß man ihm besseres gibt. Zwei Abwege sind besonders zu vermeiden: 1. daß man nicht Alles für Einbildung voreilig erkläre, was nicht gleich begriffen werden kann, 2. daß man nicht leichtgläubig alle geheimnißvolle Erscheinungen als wirkliche anerkenne. — Das Gebiet des Glaubens soll besonnen geschieden werden von dem des Meinens und dem des Wissens." — Es wäre gewiß für die gründliche Behandlung des Gegenstandes sehr erwünscht gewesen, wenn es Lic. Mannhart aus Berlin gelungen wäre,

Beilage.

seine Nachträge zu dem Referat in extenso an die Versammlung zu bringen. Aber die Kürze der jedem Redner zugemessenen Zeit veranlaßte den Präsidenten, ihn zu unterbrechen. So konnte er nur einerseits gegenüber der neuen Wissenschaft, die in den gesammelten Sagen ihre Bausteine hat, und von Manchen mit heiliger Scheu betrieben wird, das Zeugniß ablegen, daß das Fortleben des Heidenthums zu den tiefsten Schäden unserer Zeit gehöre, und darauf hinweisen, daß der Aberglaube eine doppelte Wurzel habe, einerseits die innere Sündlichkeit, andererseits Irrthum und Mißverständniß, gegen die erstere habe die Kirche, gegen die letztere die Wissenschaft zu kämpfen. Generalsup. Hoffmann erwähnt, daß er schon einmal von der Regierung der Beförderung des Aberglaubens angeklagt, aber vom Könige freigesprochen sey. Er meint, der Boden, auf dem wir wandeln, habe drei Schichten, die oberste ist die christliche, die zweite die heidnische, dazwischen liege wohl die christlich-katholisch-heidnische. „Ich war, erzählt er, Diaconus auf einem Dorfe, in welchem es eine schöne Anzahl gläubiger Seelen gab und die übrige Bevölkerung aus willigen, wenn auch nicht christlich lebendigen Leuten bestand. Da entdeckte ich eine Zerklüftung im Familienleben, die ich mir lange nicht erklären konnte. Zuletzt wurde ich auf eine Hexengeschichte geführt, die sich zehn Jahre vor meinem Kommen sollte zugetragen haben. Nun wußte ich den Grund der Spaltung und konnte ans Helfen gehen. Wie tief die Sache in unser Leben eingedrungen sey, ersehen wir aus den Sympathieen, aus dem Glauben an Besessenheit. Ich bin an einer Irrenanstalt Seelsorger gewesen. Man fragte mich: Bin ich besessen? Ich antwortete: Darauf bin ich keine Antwort schuldig. Der Teufel ist ein Verführer" — und nun hielt ich den Leuten ihre Sünde vor. Da war aller Reiz, besessen zu seyn, verschwunden. Es wird unsere Aufgabe seyn, vielfach homöopathisch zu curiren — und die Gebote in unserm Unterricht viel deutlicher zu machen, als wir's thun. Ich habe vornämlich auch die Missionsstunden dem Aberglauben entgegengesetzt." Dr. Schulze aus Mecklenburg will sein Vaterland von dem Vorwurfe befreien, daß in demselben sich viel Aberglaube befinde, und bedient sich dabei eines Ausdrucks, durch welchen der Lehrerstand sich leicht hätte gekränkt fühlen können, und den Bethmann-Hollweg hernach redressirt. Pf. Luck erzählt eine einfache Geschichte aus seiner seelsorgerischen Erfahrung. — Hiermit war die Verhandlung über das letzte Thema der Tagesordnung geschlossen. Es folgten noch einige Begrüßungen und die Erstattung der Berichte aus den Special-Conferenzen.

Pfarrer Bahnhofer aus Ungarn: Das Land, aus dem ich komme, ist Ihnen eine terra incognita nicht blos in politischer und ethnographischer, sondern auch in kirchlicher Beziehung. Wenn wir unsre Fühlfäden ausstrecken, werden sie uns an unsrer Gränze abgehauen, oder wir ziehen sie zurück. Ich möchte hier gern Manches sagen, aber theils gebrauchte ich viel Zeit dazu, theils weiß ich meinen Rücken nicht genug gedeckt. Es ist das Bedauern ausgesprochen worden, daß man nicht wisse, wie es dem Sendschreiben des Kirchentags in Oesterreich ergangen sei. Dazu bemerke ich: Wir haben in Oesterreich vollkommene Preßfreiheit. Alles — selbst die Kirche — darf gedruckt werden. Wenn's aber gedruckt ist, kommt's auf die Polizeibehörde. So erlebt manches Werk die zweite Auflage, ehe es in's Publicum gekommen ist. Diese Zustände bitten wir zu berücksichtigen, ehe man uns beurtheilt. — Prediger Krüger aus Berlin bringt Grüße von der Juden-Missions-Gesellschaft und von dem evangelischen Bücherverein. Pred. von Bodelschwingh gibt ergreifende Schilderungen der Zustände, in welcher sich die evangelischen Deutschen in Paris befinden, und es gelingt ihm und Past. Rautenberg, welcher nach ihm das Wort ergreift, an Ort und Stelle eine nicht geringe Summe für das Pariser Evangelisations-Werk zusammen zu bringen. — Past. Mönckeberg aus Hamburg referirt, daß 17 Bibelgesellschaften sich zur Annahme desselben — nämlich des Canstein'schen — Textes vereinigt haben. Past. Roosen aus Hamburg theilt mit, daß sich 18 Traktatgesellschaften vereinigt haben. Ebenso bringen Pred. Klee aus Berlin aus der Conferenz für die Judenmission und Past. Volquardts aus Wedel aus derjenigen für die Enthaltsamkeitssache kurze Notizen bei. Dr. Asher aus Hamburg theilt die Thesen mit, zu welchen sich die Conferenz für das Gefängnißwesen vereinigt hat und welche lauten: Es werde dahin gewirkt 1) daß gesetzliche Anordnungen herbei geführt werden, die es den Staatsbehörden möglich machen, Verbrecher, welche der Strafe auf eine gewisse Zeit verfallen sind, schon vor dem Ablauf dieser Zeit unter bestimmten Voraussetzungen und auf Widerruf in Freiheit zu setzen. 2) Daß Vereine, vom Geiste christlicher Lehre und Liebe durchdrungen, gegründet und gefördert werden, mit welcher die betreffenden Staatsbehörden sich in Verbindung setzen können, damit sie der Obhut und Fürsorge solcher der Freiheit bedingt wiedergegebenen Bestraften sich im Geiste jener Lehre und Liebe unterziehen. Past. Sengelmann aus Hamburg berichtet, daß man von dem Kirchentage in Hamburg namentlich den Vorwurf gemacht habe, er wolle das Volk katholisch machen, daß aber die dafür angeführte Richtung auf ernstere Sonntagsfeier im Süden grade von den Katholiken zum Beweise gebraucht sey, man wolle das Volk evangelisch machen. Er legte folgende Thesen vor, welche die Conferenz für die Sonntagsheiligung angenommen hatte: 1) Nicht blos um des Gesetzes willen feiern wir den Sonntag. Er ist uns eine Gnadengabe des Herrn,

welche mit dankbarer Liebe angenommen und mit evangelischer Freiheit verwendet werden soll. 2) Die Sonntagsfeier soll durch weltliche Mittel Keinem aufgedrungen werden. Die obrigkeitliche Hülfe darf nur da von der Kirche angerufen werden, wo einzelne Personen oder Stände und nichtchristliche Genossenschaften den Gliedern der Kirche den Sonntagssegen durch äußere Ordnungen verkümmern. 3) Das christliche Volk kann nur dann den Sonntag würdig feiern, wenn es zum Verständniß des Sonntagssegens gelangt ist. Es dahin zu führen, ist die Aufgabe des geistlichen Amtes, das für Belebung der sonntäglichen Gottesdienste zu sorgen hat. 4) Ohne Erweckung und Kräftigung des Gemeindebewußtseyns keine Förderung der Sonntagsfeier. Daher sind dem Gemeindeleben solche kirchliche Handlungen zurückzugeben, die an vielen Orten blos zu häuslichen Feiern geworden sind, Taufen, Confirmationen, Copulationen, wenigstens wenn dieselben an Sonn- und Festtagen vollzogen werden. 5) Der Segen der Sonntagsfeier ist durch häusliche Andachten vorzubereiten und fortzupflanzen. Die Pfarrhäuser sollen in dieser Hinsicht Vorbilder der Gemeinde seyn. 6) Denen, die sich der Sonntagsfeier entziehen, sollen heilsame Erinnerungen an den Tag des Herrn gegeben werden durch das Einläuten des Sonntags, durch geistliche Instrumentalmusik von den Thürmen, oder anderen öffentlichen Gebäuden, durch geistlichen Straßengesang von Currenden u. s. w. in geeigneten Sonntagsstunden. 7) Außerdem ist für die würdige Sonntagsfeier zu wirken durch Verbreitung solcher Schriften, welche von dem Tage des Herrn und seinem Wesen handeln, sowie durch Aufsätze in den geeigneten Tagesblättern. — Aus der Special-Conferenz für christliche Kunst berichtet Bethmann-Hollweg, daß die derselben vorgelegten 24 Thesen mit einem ausführlichen Referat in dem zu Stuttgart erscheinenden „christlichen Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus" würden gedruckt werden. Zwei Vereine für christliche Kunst seyen bereits vorhanden, der eine in Berlin, der andere in Stuttgart; ein dritter würde demnächst in Hamburg gegründet werden (was bereits geschehen ist). Derselbe Berichterstatter spricht sodann als Präsident der Versammlung, den Behörden, dem Localverein, den Einwohnern Hamburgs den Dank des Kirchentages aus, dem eine Erwiderung folgt abseiten des Past. Möncke berg. Das Schlußwort sammt Gebet spricht Generalsup. Hoffmann. Dem ersteren entnehmen wir Folgendes: „Man sagt vielleicht: Der Kirchentag ist nicht interessant gewesen, weil es an Debatten gefehlt hat. Wir erwidern: Er ist wohl interessant gewesen, weil sich nämlich gezeigt hat, daß dessen sehr viel sey, was uns zusammenhält. Es ist wohl schön, daß wir von den vielen Streittagen des Jahres vier diesem Frieden weihen konnten. Wir sind auf sehr verschiedene Gebiete geführt mit manchem Wort, das noch nicht in unsern Seelen verklungen ist. Ich habe bei meiner Predigt Röm. 12, 2 übergangen. Dieß rufe ich Euch jetzt zu: Begebet Euch selbst, Eure Person, Gott zum Opfer in Christo Jesu. Wir haben uns zuletzt mit der innern Mission beschäftigt. Wenn wir als Männer der inneren Mission vom Kirchentage weggehen wollen, so kann es nur geschehen, in dem Opferwillen. Haben wir diesen, so wird der Kirchentag nicht ohne Segen für uns gewesen seyn."

Das sind die Verhandlungen, welche beim Kirchentage gepflogen wurden. Das festliche Element, das mit ihm verbunden ist, trat namentlich auf drei Wegen hervor. Der erstere ist der der Abendgottesdienste. Zu denselben standen 3 lutherische und eine Reformirte Kirche zu Gebote. Es predigten Sander, Jaspis, Volkening, Scheele, Baumgarten, Ball, Krummacher, Mallet u. A. — und alle Kirchen waren gedrängt voll. Der andere war die Jubelfeier des Rauhen Hauses, deren zweite Hälfte am Donnerstag begangen wurde. Sie fand eine zahlreiche Theilnahme, doch war dieselbe anderer Art als die der Abendgottesdienste. Im Rauhen Hause waren die Festfeiernden theils die Fremden, theils diejenigen Hamburger, welche immer schon ein Herz für jene Hütte Gottes hatten; die Abendgottesdienste waren dagegen ihrer Bestimmung gemäß der größeren Zahl nach von Hamburgern, und wohl auch eben von solchen besucht, die sonst sich am Kirchentage nicht betheiligten. Die dritte Weise in welcher das festliche Element sich geltend machte, war die Aufführung von J. S. Bachs Matthäus-Passion, bei welcher wohl Viele nur einen Kunstgenuß hatten, die aber Anderen eine Erbauung schufen, so tief, wie keins der am Kirchentage gesprochenen Worte es vermochte. Von dem Eindringen des festlichen Elements in so manches Haus, das diesen oder jenen Gast beherbergte, kann hier nicht die Rede sein, weil dieß dem öffentlichen Leben nicht angehört.

4. Rückblick und Kritik.

Wenn der Generalsup. Hoffmann in seinem Schlußwort die Befürchtung ausspricht, es werde gesagt werden, daß der Kirchentag nicht interessant gewesen sey, so können wir diese Befürchtung nur bis zu einer gewissen Gränze theilen. Es wird der Vorwurf nur von denen gemacht werden können, denen die Debatte allein das Interessante ist. Wer sonst den Vorträgen der verschiedenen Redner folgte wird nicht leugnen können, daß nach allen Seiten hin des Interessanten viel geboten sey. Es lag in den Themen und in der geschickten Behandlung, die fast alle fanden. Man wird auch das anerkennen müssen, daß die ersteren mit weiser Umsicht gewählt waren und namentlich mit richtiger Anpassung an die localen Verhältnisse, unter denen der Kirchentag tagte. Aber wie interessant auch die Vorträge waren, wie sehr auch die Wahl und die Behandlung der Gegenstände für Hamburg paßte. Ein Bedenken ist uns nicht gehoben worden. Ist dieß wirklich — so fragen wir uns — der Weg, auf welchem die Versammlung, von welcher wir reden, zu einem wirklichen Kirchentage werden kann? Daß der Name jetzt noch zu weit greife, werden — so meinen wir — alle Freunde uns zugeben. Aber wird das Ziel, das in dem Namen vorgesteckt ist, wirklich auf diesem Wege sich erreichen lassen?

— Und hier müssen wir allerdings etwas, das in dem von Generalsup. Hoffmann erwähnten Vorwurfe liegt, als berechtigt bezeichnen. Die Discussion ist für einen Kirchentag keineswegs etwas Unwesentliches. Sie verhindert es allein, daß die Rednerbühne zum Katheder eines Docenten wird. Das aber ist nöthig, damit nicht der Kirchentag lahm oder gar todt geredet werde. Auf früheren Kirchentagen wurde mehr discutirt als auf dem gegenwärtigen. Man sagt: Es kam nichts dabei heraus. Wir geben dieß zu und wollen auch nicht jeder Art der Discussion das Wort reden. Aber eine wohl geordnete wird allein das rechte Mittel sein, den Kirchentag wach, lebenskräftig und folgenreich zu machen. Eine solche aber hat zu ihrer nothwendigen Voraussetzung, daß die Versammlung diejenigen Punkte, auf welche bei der Behandlung des Gegenstandes das Absehen des Referenten gerichtet ist, nicht erst aus der Anhörung des Vortrages kennen lerne. Wo dieß der Fall ist, wird die Discussion sich immer nur — wie schon jetzt — auf eine kleine Zahl von Rednern beschränken, die bei jedem Thema aufsteigen und in vielen Fällen nichts weiter thun als dem Referenten ihren Dank aussprechen oder Wiederholungen und Zusätze darbieten, für welche die Versammlung schon mit zehn Minuten ein zu großes Opfer bringt. Ganz unabweisbar nothwendig ist, daß der Referent für seinen Vortrag nur einen kurzen Zeitraum zugewiesen erhalte und bestimmte Thesen darreiche, welche mit dem Programm des Kirchentags rechtzeitig publicirt werden. Auf diese Weise wird mancher Beitrag, manche Berichtigung von Solchen kommen, die jetzt — so lange es währt — dem Kirchentage schweigend nachziehen; und wenn auch die Zahl der zu behandelnden Gegenstände würde beschränkt werden müssen, so würden doch die zur Besprechung gelangenden eine vielseitigere Beleuchtung erhalten. Schon die Abwechselung der Personen, welche vortreten, ob sich auch unter ihnen solche fänden, denen man ein: Bleibe in Jericho! zurufen möchte — würde die Versammlung frischer erhalten, als sie beim Anhören stundenlanger Vorträge sich präsentirt. Wir haben zu den Organen, welche die Anordnung des Kirchentages vermitteln, das Vertrauen, daß sie diesen vielfach gefühlten Uebelstand beseitigen werden, um so mehr, als dieselben eine andere Klippe, welche der Kirchentag zu umschiffen hat, mit großer Umsicht immer zu vermeiden bemüht gewesen sind, die nämlich, daß er zu einer Pastoralconferenz werde.

Was die Entschließungen betrifft, zu welchen der dießmalige Kirchentag gelangte, so ist zwar nicht abzusehen, welche Tragweite sie für die Kirche im Ganzen und für einzelne Landeskirchen haben werden: doch würde es schon ein Segen sein, wenn verschiedene Körperschaften einen Anstoß erhalten hätten, diesen oder jenen Vorschlag in nähere Erwägung und Ueberlegung zu ziehen. Lassen sich aber über den Segen, den grade Hamburg davon haben wird, Vermuthungen aussprechen? Es ist des literarischen Sturmes gedacht, den schon das Herannahen des Kirchentages hervorrief. Derselbe hat fortgedauert, während er tagte; und manche der lieben Gäste aus der Fremde werden in jenen Tagen in Lokalblättern gelesen haben, was an die achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erinnerte. Ja einige Streiflichter zogen sich noch über den Kirchentag hinaus und wurden dadurch vermehrt, daß der Prediger der Reform-Juden Dr. Frankfurter am Versöhnungsfeste eine Predigt hielt gegen Dr. Mallet, der die Juden in seiner Gastpredigt sollte verflucht haben. Dieser Predigt wurde ein größeres Gewicht beigelegt als sie hat dadurch, daß Dr. Röpe in einer Broschüre die Frage beantwortete: „Hat Dr. Mallet die Juden wirklich verflucht?“ Diese Hergänge griffen aber nicht in das eigentliche Leben ein; wohl aber that dieß ein Hergang, den die Schmutzblätter in solcher Weise ausbeuteten, daß eins von ihnen fünf Auflagen erlebte. Der Thatbestand ist noch nicht ermittelt. Wäre aber das Factum wahr, so würde in ihm allerdings eine Demüthigung liegen für Alle, die sich am Kirchentage betheiligen und ein ernster Mahnungsruf, daß er sich nicht überhebe. Es soll, so wird uns gesagt, namentlich bei manchen, sogenannten kleinen Leuten, die eben erst ein Herz gefaßt hätten für den Kirchentag, der Segen desselben durch jenen Hergang und die Berichte über ihn verkümmert sein. Jedenfalls ist eine Bewegung hineingebracht in die Hamburgische Bewohnerschaft, es ist zu einem Fragen gekommen. Manchen ist auch der Segen in's Haus getragen. Unmittelbar auf den Kirchentag folgte bei den Juden die sogenannte „lange Nacht“. Wir hoffen, daß er bei den Christen in Hamburg ein anderes Gefolge habe.

Nachrichten.

Provinz Sachsen. Gustav-Adolphs-Sache.

Am 11. August d. J. wurde in Burg das Jahresfest des gesammten Gustav-Adolphs-Vereins der Provinz Sachsen gehalten. Die den Verhandlungen desselben vorangehende Predigt hatte auf die Bitte des Specialvorstandes für Burg der Superintendent Markgraf aus Grabow bei Burg, ein der confessionell-lutherischen Richtung von ganzem Herzen ergebener und dabei von allen seinen Diöcesanen wegen seiner gediegenen Gelehrsamkeit und seiner evangelischen Milde hochgeachteter und geliebter Diener des Wortes, bereitwillig übernommen und in derselben über Nehemia 2, 17 ohne irgend welche Parteidemonstration in ebenso kräftiger als erbaulicher, und ächt evangelischer Weise von dem Bau der Mauern Jerusalems geredet. In der Vereins-Conferenz waren nicht bloß zahlreiche Deputirte aus den einzelnen Zweigvereinen der Provinz, sondern auch — auf besondere Einladung — fast sämmtliche Geistliche der Diöcese Burg, sowie auch ein nicht unbedeutendes Publicum von Herrn und Damen der Stadt Burg gegenwärtig, und war daher wohl vorauszusetzen, daß in dieser großen Versammlung doch wenigstens einige Genossen der strengeren kirchlichen Richtung sich befinden würden. Der Präsident des gesammten Provinzial-Vereins, Professor Ulrici aus Halle leitete die Verhandlungen ein durch einen längeren berichtenden Vortrag. Er gedachte darin

bald — gestützt nach seinen eigenen Worten auf einen Bericht des Erfurter Zweigvereins — der Angriffe, welche in letzter Zeit dem Verein entgegengetreten wären. Dieselben seyen hauptsächlich von zwei Seiten hergekommen: einmal von den Jesuiten, welche jedoch trotz aller Anstrengungen und Machinationen im Ganzen wider ihren Willen mehr zur Förderung als zum Nachtheil der Gustav-Adolphs-Sache gereicht hätten. Dann aber auch, so hielt es der genannte Hr. Vorsitzende für angemessen, unmittelbar weiter fortzufahren — wäre der Gustav-Adolphs-Verein mitten aus dem Schoße der eigenen Kirche mancherlei heftigen Befeindungen ausgesetzt gewesen, die freilich mit jenen jesuitischen Bestrebungen viel Aehnlichkeit und nahe Verwandschaft bekundeten, nämlich von der streng confessionellen und starr exclusiven lutherischen Partei, welche bekanntlich zum Theil jesuitische*) und hierarchische Tendenzen verfolgte und mit aller Gewalt dieselben geltend zu machen suchte, und besonders in ihrem Organ, dem Volksblatt für Stadt und Land die erbärmlichsten und niedrigsten Schmähungen gegen den Heldenkönig und gegen den nach ihm benannten Verein ungescheut sich erlaubt hätte. — Sup. Markgraf durfte zu dieser in offener Versammlung ausgesprochenen harten Beschuldigung auf jesuitische Umtriebe nicht schweigen. Er erklärte, er habe heute zum ersten Male, aber gern und mit Freuden dem Gustav-Adolph-Verein durch eine Festpredigt gedient und sey zu einer Versammlung desselben gekommen, sähe aber in dem gefallenen Worte eine ungerechte Anklage nicht nur gegen die kirchliche Richtung, sondern auch gegen sich selbst die er auf das Entschiedenste zurückweisen müsse, wobei er sich auf das Urtheil der ganzen Diöcese berufen könne. Ebenso wenig sey ihm bekannt, daß derartige Tendenzen in der ganzen Partei vorhanden seyen. Ein Archidiakonus Weike aus Halle ergriff nun das Wort und wollte sogar in der Predigt des Sup. Markgraf wegen des darin vorgekommenen Ausdruckes „Evangelisch-Lutherische Kirche" eine Gewissensverletzung finden, wurde indessen durch das bessere Gefühl mehrerer Mitglieder zum Schweigen aufgefordert, obwohl sich namentlich nachher klar heraus stellte, daß der Ausdruck evangelisch-lutherisch durchweg nicht geringen Anstoß bei der Mehrzahl erregt hat, wie auch der Bericht im Thüringer Boten des Gustav-Adolphs-Vereins des Näheren besagt. Prof. Ulrici suchte zur Beilegung der Sache und zu seiner Entschuldigung Alles auf ein Mißverständniß zurückzuführen: er habe nämlich ja nur gesagt, daß die streng kirchliche Partei zum Theil derartige Tendenzen habe, was ja auch thatsächlich nicht zu leugnen sey. Sup. Markgraf, dem man ansah, wie dieser ganze Streit ihm widerwärtig war, erklärte, daß er zwar das „zum Theil" nicht gehört habe, aber sich damit zufrieden stellen lassen wolle. Ein anderer Geistlicher, der kirchlich lutherischen Richtung angehörig, und indignirt über die festgehaltene Behauptung, daß wenigstens einem Theile der

kirchlich Gesinnten jesuitische und hierarchische Tendenzen zur Last fielen, trat nun auf, konnte aber bei dem anfänglichen Zischen der Versammlung nur wohl auf die Frage zu Worte kommen, ob die confessionelle Richtung, die hier freilich nur zwei Vertreter zu haben scheine, wirklich im Gustav-Adolph-Verein in absichtlicher Intoleranz nicht gehört werden solle. Als er nun darauf hinwies, daß für die Auslassungen des Volksblattes, welche dem Gustav-Adolph-Verein nicht genehm seyen, unter keinen Umständen die ganze confessionell lutherische Richtung verantwortlich gemacht werden könnte, und daß, wenn auch nur gegen einen Theil dieser Richtung vom Präsidentenstuhle herab ohne weitere Motivirung die schmachvolle Anklage des Jesuitismus offen erhoben würde, hierin sicher nicht ein Geist der weisen Mäßigung und der alle Parteien weitherzig umfassenden Liebe und Toleranz sich kundgäbe und daß viele kirchlich Gesinnte, die bisher mit warmem Herzen für die Zwecke des Vereins wirksam gewesen wären und auch in ihren Gemeinden dafür rege Theilnahme erweckt hätten, durch solche maßlose Beschimpfung ihrer Gesinnungsgenossen offenbar von dem Gustav-Adolph-Verein förmlich zurückgestoßen würden, so entgegnete der Präsident nur, daß er ja Niemanden persönlich zu beleidigen gedacht hätte und daß es auch künftighin dem Gustav-Adolph-Verein sehr angenehm seyn würde, Beiträge von recht vielen Mitgliedern der strengen Richtung zu erhalten. — Eine weitere Verfolgung der Sache von Seiten der wenigen anwesenden Confessionellen wäre unnütz gewesen, da sichtlich der ganze Chorus der Versammlung die größte Gereiztheit gegen sie kund gab. — Die gerühmte Weitherzigkeit der Mitglieder des Gustav-Adolphs-Vereins erscheint in Rücksicht auf das eben Erzählte als die allergrößte Engherzigkeit, die nicht einmal das Wort lutherisch tragen kann, selbst wenn es in einer rein historischen Entwickelung, wie es in der Festpredigt der Fall war, ausgesprochen wird. Und was die Anschuldigung des Vorsitzenden hinsichtlich der jesuitischen und hierarchischen Tendenzen der streng kirchlichen Richtung anlangt, so würde ein strenger Beurtheiler grade in derselben den allerschlimmsten Jesuitismus erkennen, sintemal man durch derartige Beschuldigungen die große Menge eines gemischten Publicums, dem hierüber ein klares Urtheil gänzlich gebricht, am leichtesten gewinnt. Wir wollen die Auslassungen des Herrn Vorsitzenden ganz schonend nur als eine Unvorsichtigkeit bezeichnen, müssen aber denselben dringend bitten, den Erfurter Bericht, der hierüber namentlich die nöthigen Aufschlüsse enthalten muß, zu veröffentlichen. Die Frage aber drängt sich uns im Hinblick auf obiges Ereigniß auf, wie weit es für die kirchlich Gesinnten noch möglich seyn wird, dem Gustav-Adolph-Verein, dessen Vertreter also in offener Feindschaft der Lutherischen Kirche und dem lutherischen Namen gegenübertreten, fernerhin ihre alte Theilnahme zu bewahren, oder ob sie nicht von einer Genossenschaft sich zurückzuziehen haben, von der sie öffentlich unter schweren Verdächtigungen perhorrescirt werden, und zu der sie in der That ihrer ganzen Herzensstellung nach nicht gehören. —

*) Der Bericht im Magdeburger Correspondenten hat das Wort jesuitisch verschwiegen: ist das wohl aus Versehen, oder in unlauterer jesuitischer Absicht geschehen?

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 16. October. № 83.

Der Deutsche Evangelische Kirchentag und dessen Votum in Betreff des Professor Dr. Baumgarten.

Werden Sie einem treuen Mitgliede des Kirchentages, welches zu dessen Stiftung nach Kräften mitgewirkt und seither, wenn auch nicht hervortretend, mit demselben gezeugt und geklagt, verstatten können, in Ihrer Kirchen-Zeitung auch einmal über denselben zu klagen? Ich hoffe, Sie können es — und nichts sollte mich mehr freuen, als Sie dürften mir dazu nur Raum verstatten, um alsbald die Gelegenheit zu benutzen, mit Zurückweisung meiner Bedenken zugleich diejenigen zu beschwichtigen, welche aller Orten laut werden. Schon erklären auch ganz gemäßigte Männer, die allem Parteiwesen fremd sind, nachdem der Kirchentag in solcher Weise gegen die kirchliche Obrigkeit eines Deutschen Landes Front gemacht, habe er seinen eigenen Grund verlassen; betrachten ihn als einen gefallenen Stern, der sich schwerlich wieder am Horizont unsrer Kirche erheben, und hinfort kaum noch anders, als im Lichte der evang. Allianz glänzen werde.

Was mich betrifft, so möchte ich vorweg erklären, daß ich es für überhaupt unstatthaft nicht erachten kann, daß eine freie Vereinigung von Männern, wie sie der evang. Kirchentag darstellt, eine gemeinsame Verständigung über bedeutungsvolle Ereignisse sucht, die das kirchliche, oder auch das sittliche und sociale Lebensgebiet berühren, und demnächst auch der gemeinsamen Anschauung Ausdruck gibt. Dieß ist bisher mehrfach, z. B. in Betreff der von mehren Regierungen gestatteten Hazardspiele und dergleichen, geschehen, und jedes christliche Herz hat sich gehoben, in dem Kirchentag bei dieser trüben Zeit noch ein tausendstimmiges Organ der bessern öffentlichen Meinung begrüßen zu können. Wollte der Kirchentag überhaupt hierauf verzichten, so wäre er seines Namens schwerlich werth. Aber gewiß hat er von dieser freien, sittlichen Berechtigung einen weisen und vorsichtigen Gebrauch zu machen, oder die beabsichtigte Wirkung schlägt nothwendig in ihr grades Gegentheil um.

Sehen wir denn, welcher Fall in Betreff des in der Baumgartenschen Angelegenheit abgegebnen Votums stattfindet.

Der Kirchentag hat sich nach den bisher vorliegenden Berichten für „weder ermächtigt noch befähigt gehalten, in der Sache des Dr. Baumgarten ein theologisches oder juristisches Urtheil abzugeben.“ Das ist der Lage der Dinge angemessen. Denn obschon es unter den theologischen und juristischen Mitgliedern des Kirchentags gewiß nicht an einer guten Anzahl solcher gefehlt hat, denen die entsprechende Befähigung hierfür nicht abging: so war doch die Versammlung als solche, in ihrer jedenfalls zufälligen Zusammensetzung und Vermischung mit vielen Theilnehmern, die von dem Stande der Sache gar nicht, oder doch nur sehr unzureichend, oder auch ganz falsch berichtet waren, hierzu nicht befähigt, und darum schon aus diesem Grunde auch unberechtigt.

Statt deshalb ein theologisches oder juristisches Urtheil abzugeben, hat der Kirchentag sich doch „als Versammlung evangelischer Christen“ zu dem Ausdruck schmerzlicher Klage bewogen gefunden, „daß ein schriftgläubiger und in akademischen und bürgerlichen Kreisen gesegnet thätiger Lehrer des Evangeliums dieser seiner Wirksamkeit entrissen worden“; und zu dem Ausdruck der Ueberzeugung, „daß durch einen Kampf mit den Waffen des Geistes ein die Kirche selbst so tief verletzender Riß wäre vermieden worden.“

Darüber, meine ich, wäre nicht im allgemeinen zu rechten, daß der Kirchentag, nachdem er sich einmal die Befähigung und Ermächtigung diese Sache theologisch und juristisch zu beurtheilen, so entschieden aberkannt, doch alsbald mit dem Ausdruck seiner Klage und Ueberzeugung eben so entschieden hervorgetreten. Denn es kann in dergleichen Versammlungen nicht leicht ganz regelrecht hergehen, und man hat, kann man ein Zuweitgehen nach der einen Seite hin mit Nachsicht aufnehmen, dafür den Vortheil, auf der andern Seite manches frei aus dem Herzen dringende Zeugniß einer so ansehnlichen Versammlung zu vernehmen, wie es sonst dieser Zeit uns kaum geboten werden würde.

Die Frage ist also nur, ob in diesem Fall der Schade nicht den Vortheil weit überreiche, wenn der Kirchentag mit seiner Klage und Zeugniß wider den Weg einer von Gott verordneten kirchlichen Obrigkeit hervorgetreten ist, was doch eine entsprechende Befähigung zur theologischen und juristischen Beurtheilung jenes Weges wohl voraussetzt? Die Antwort kann sich nur ergeben, wenn wir in den konkreten Inhalt des Votums und seine Motive eingehen.

1. Der Kirchentag beklagt tief, „daß ein schriftgläubiger, und in akademischen und bürgerlichen Kreisen gesegnet thätiger Lehrer des Evangeliums dieser seiner Wirksamkeit entrissen worden.“

Nun als ein beklagenswerther Gegenstand bietet sich die Baumgartensche Sache jedenfalls dar, und der Kirchentag hatte kaum irgend Veranlassung zu bezweifeln, daß sie als solche, wie überall in der Evangelischen Kirche, so besonders auch in der Kirche Meklenburgs, und vor allem von dem dortigen Kirchenregimente, dem die schwere Gewissenspflicht, zu handeln, oblag, sey empfunden worden. So scheint eine besondere Veranlassung, diese Klage laut werden zu lassen, für den Kirchentag nicht stattgefunden zu haben, selbst wenn er nicht in dem Fall gewesen wäre, sich die Befähigung, die Sache theologisch und juristisch zu würdigen, aberkennen zu müssen. Wozu sollte der Kirchentag seine knapp gemessene Zeit zur Formulirung einer Klage opfern, die bereits lange vor seinem Zusammentreten im Herzen der Evangelischen Kirche Raum gefunden hatte?

Näher eingehend beklagt der Kirchentag, daß Dr. Baumgarten als ein schriftgläubiger Lehrer seiner Wirksamkeit entrissen sey. In der That sind unsres Wissens über die Schriftgläubigkeit Dr. Baumgartens im allgemeinen noch eben keine Zweifel laut geworden. Aber jene kann ja auch etwa den Baptisten, oder den Irvingiten und anderen Parteien, die mit einander und mit der Lutherischen Kirche Meklenburgs in grodem Gegensatz stehen, nicht schlechthin abgesprochen werden; und doch dürfte der Kirchentag den Anhängern solcher Parteien kaum die Berechtigung zugestehen, ein öffentliches Lehramt in der Kirche von Meklenburg zu bekleiden. Nichts desto weniger scheint die vorangestellte Schriftgläubigkeit Dr. Baumgartens dem Kirchentag das vornehmste Motiv zum Ausdruck seiner Klage gegenüber dem Kirchenregiment von Meklenburg dargeboten zu haben. Aber der Kirchentag durfte auch über die Schriftgläubigkeit der dortigen kirchlichen Obern, die in der Sache Dr. Baumgartens nach Pflicht und Gewissen zu handeln hatten, nicht wohl im Zweifel seyn. Wie aber, wenn diese schriftgläubigen Obern, ungeachtet der allgemeinen Schriftgläubigkeit Dr. Baumgartens, und ungeachtet vieler von ihnen anerkannten Vorzüge desselben, seine Wirksamkeit als Lehrer der künftigen Diener der Lutherischen Kirche nicht allein für nicht gesegnet, sondern seine Stellung als solcher auch für unmöglich, und so sich nach Pflicht und Gewissen für verbunden erachteten, von ihrem amtlichen Recht zur Sicherung der Kirche und der studirenden Jugend gegen fremde, verirrende Lehre Gebrauch zu machen? Klar ist doch, die bloße Schriftgläubigkeit in ganz allgemeinem, unbestimmtem Sinne gab für ihr Verfahren keinen ausreichenden Maaßstab, die gesegnete Thätigkeit des akademischen Lehrers zu ermessen; es kam auf die Uebereinstimmung mit dem schriftgemäßen Bekenntniß und den bestehenden, schriftgemäßen Ordnungen dieser ihrer Kirche an, welche zu wahren und zu achten ebenso das Kirchenregiment als der akademische Lehrer verpflichtet waren und sich frei verpflichtet hatten. Ob im übrigen der dornige Weg dieser kirchlichen Obrigkeit nach Inhalt und Form sachgemäß, korrekt, und zudem ganz weise gewesen? darüber kann natürlich noch die Frage seyn und nach Umständen auch votirt werden. Daß die Frage aber sich für ein summarisches Verfahren einer gemischten Versammlung eigne, daß ein solches Votum ohne eingehende theologische und juristische Prüfung des Thatbestandes rathsam sey, wird niemand zu behaupten wagen, schon deshalb nicht, weil das zuständige Kirchenregiment seine Pflicht nicht erfüllt hat, ohne eine solche Prüfung vorausgehen zu lassen.

Man möchte nun, um den Kirchentag nicht einer verhängnißvollen Uebereilung zu zeihen, gern annehmen, der Kirchentag habe nichts weiter gewollt, als sein Bedauern über das immerhin schmerzliche Mißverhältniß aussprechen, in welches ein sonst schriftgläubiger Mann mit Bekenntniß und Ordnung der Lutherischen Kirche gerathen war. Leider ist, von allem andern abgesehen, dieß nach der ganzen Fassung des Votums unzulässig, welches ebenso, wie für Dr. Baumgarten, so gegen dessen Kirchenregiment Partei nimmt, obschon der Kirchentag erklärt hat, diese Sache weder theologisch, noch juristisch zu beurtheilen befähigt zu seyn. Es beklagt, „daß ein gesegnet thätiger Lehrer des Evangeliums seiner Wirksamkeit entrissen worden." Aber dafür hat ihn das dortige Kirchenregiment nach vorgängiger theologischer Prüfung nicht erkannt, und wie kann nur eine gemischte Versammlung evangelischer Christen ohne gewissenhafte Voruntersuchung, dafür sie sich selbst unbefähigt erkannt, dennoch über das Verfahren der kirchlichen Obrigkeit eines evangelischen Landes richten? Oder hat der Kirchentag, wenn er beklagt, daß Dr. Baumgarten seiner Wirksamkeit entrissen sey, die Deutung zugelassen, die Klage beziehe sich etwa auf Dr. Baumgartens gewaltsames, widerstrebendes Wesen, welches den beklagten Ausgang herbeigeführt, nicht aber auf das Verfahren des Kirchenregiments, welches das Unglück verschulde?

2. Der Kirchentag spricht die Ueberzeugung aus, „daß durch einen Kampf mit den Waffen des Geistes ein die Kirche selbst so tief verletzender Riß wäre vermieden worden." Also — was das zuständige Kirchenregiment gethan, war nicht mit Waffen des Geistes gehandelt? Damit würde entschieden ein Urtheil über die besondere Weise des Verfahrens desselben ausgesprochen, als wäre dasselbe, theologisch oder juristisch betrachtet, unrechtmäßig. Jenes aber wollte ja der Kirchentag nicht! Unmöglich aber konnte derselbe von der Anschauung ausgehen, daß die Entlassung eines öffentlichen Lehrers aus dem Dienst der Kirche von Seiten des Kirchenregiments überhaupt ungeistlich und deshalb unstatthaft sey. „Der Kampf mit den Waffen des Geistes," worunter in diesem Zusammenhange kaum etwas anders zu verstehen ist, als die theologische Kontroverse, stand der Evangelischen Kirche, den Kirchentag eingeschlossen, offen; haben diese ihre Pflicht versäumt, den Kampf wider Dr. Baumgarten zum Siege zu führen? Dr. Baumgarten hat nimmer Bedenken getragen, von seiner theologischen Stellung und Richtung ganz unverholen Zeugniß zu geben: so konnte, wer dazu in der theologischen Mitwelt berufen war, dessen Herausforderungen zum Kampfe aufnehmen, was denn auch, privatim und öffentlich, hier und da geschehen ist. Wenn nun Dr. Baumgarten nach Urtheil des zur Aufsicht

über die dortigen kirchlichen Verhältnisse verpflichteten Regiments dennoch in seiner, den Frieden und das Gedeihen der Kirche bedrohenden Weise ungestört fortfuhr: sollte dieses nun wirklich geduldig zuwarten, ob nicht etwa früher oder später es Dr. Baumgarten doch belieben würde, unter den Parteikämpfen der Zeit aus eignem Antrieb eine gemäßigtere Richtung einzuschlagen? Wenn es dieß aber nach Pflicht und Gewissen unmöglich könnte, und endlich seines kirchenregimentlichen Amtes, dafür es dem Haupt der Kirche verantwortlich ist, gebrauchte: so hat es damit zwar keinen Kampf mit Dr. Baumgarten gekämpft, was es in seiner Stellung nicht kann, dennoch aber keine andere, als geistliche Waffen gebraucht, wofern sonst alles ehrlich und ordentlich zugegangen — worüber zu erkennen sich eben der Kirchentag selbst die Befähigung abgesprochen hatte.

Wenn eben der Kirchentag hierüber kein Urtheil sprechen wollte: worin liegt es denn, daß die Kirche selbst durch die Entlassung Dr. Baumgartens aus dem ihm bedingungsweise anvertrauten Lehramt einen „sie tief verletzenden Riß empfangen?" Hat das Kirchenregiment, wenn kein andrer Weg übrig war, einen Diener der Kirche zur Erfüllung der übernommenen Pflicht zurück zu führen durch Entlassung desselben seine schmerzliche Pflicht gethan: worin liegt denn der die Kirche tief verletzende Riß? Wäre wohl die Kirche weniger verletzt gewesen, wenn ein schwaches Regiment nicht zu regieren gewußt hätte, und so zwar ein Diener der Kirche in seiner Wirksamkeit ungestört, aber auch die studirende Jugend den Irrungen desselben ausgesetzt geblieben wäre, gegen den diese den Kampf des Geistes zu führen unvermögend und unberufen war?

Es ist vor allem diese Wendung des Kirchentages, die mit tiefem Schmerz erfüllt. Man möchte noch immer nach einer andern Auffassung derselben suchen, aber endlich bleibt doch stehen, daß der Kirchentag damit einen Weg beschritten habe, der das Gepräge der Kirchlichkeit nicht an sich trägt, welcher zu schmerzlichen Rückschritten mahnt, oder bald dahin führen würde, wo der Kirchentag aufhörte, ein Tag der Kirche zu seyn — was Gott gnädig abwenden wolle.

Dr. J. T. Beck, christliche Reden. I. bis V. Sammlung. 1836—1858.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Beck ist nicht von Anfang an in seinen Reden so scharf, bitter und eingenommen gewesen wider das kirchliche Christenthum. Da kann er noch fragen: „Und Wem sagt Er nicht Etwas, der seine Bibel zur Hand nimmt und die Kirche aufsucht und sein Herz prüft sammt den Begegnissen seines Lebens?" Da spricht er noch davon: „Gewiß hast du indeß öfters schon an dir wahrgenommen, daß auf eine ächt evangelische Predigt, oder auf andächtiges Bibellesen und Gebet eine Art neuen Lebens allemal in dir ist." Da erwähnt er noch billigend die, welche, „weil ihr Christenthum so es ihnen eingibt, für gute Bücher und christliche Anstalten, wie Bibelverbreitung, Heidenbekehrung u. dergl. einen besonderen Aufwand machen;" da ist ihm die Kirche noch die „irdische Behausung des Himmelreichs," ja da kann er noch sagen: „so nöthig also eine Bibel und Kirche für einen Christen, so nöthig ist auch der h. Geist für ihn." (I, 200. 432. 323. 609. 497). Da ist er überhaupt noch darauf gerichtet, den Unbekehrten Bekehrung zu predigen, die noch Abtrünnigen und Ungläubigen gläubig zu machen. Da hat er es noch nicht so mit dem gläubigen, aber nach seiner Meinung verkehrten und unächten Christenthum zu thun. Darauf ist er erst später gekommen. Und man kann ja recht wohl begreifen wie? und kann recht wohl, wie wir gethan haben, den guten Grund seines scharfen Eifers wider alles Unlautere und Abspurige der heutigen christlichen Erweckung anerkennen. Aber es hätte Beck dabei nicht gehen sollen, wie es ihm gegangen ist. Er hat, indem er immer auf Einen Fleck gesehen, zuletzt nichts mehr gesehen, als diesen Fleck; er hat sich mit seinem Eifer um das inwendige, geist-kräftige Christenthum blindlings abgeschlossen und vereinsamt, und darüber ist er, wie das immer so geht, unwahr und ungerecht geworden. Denn daß er selbst nun auch glaubt, in seiner abfälligen Polemik die Schrift auf seiner Seite zu haben, nur nach dieser zu urtheilen und abzusprechen: dieser Schein ist nicht schwer zu entkräften und aufzulösen. Beck's Unrecht hebt immer erst mit den falschen Konsequenzen an, die er aus Worten und Thatsachen der h. Schrift zieht. Daß Christus der Herr in Wort und That immer auf das Inwendige losgeht und sich nirgends mit dem äußerlichen Scheine begnügt, daß Er der großen Menge den Weg in das Reich Gottes nicht leicht und breit macht, sondern eher Einen, der solche Gedanken gehegt, davon zurückschreckt, daß es überhaupt nicht die Menge ist, der Er sich überläßt, und die Er an sich heranzieht, sondern immer nur eine kleine Auswahl, und daß auch, nach dem Wort der Schrift, allein dieser Auswahl, der kleinen Heerde überhaupt das Reich beschieden ist: das sind ja Dinge, die wir alle wissen und wider deren Betonung auch kein aufrichtiger und ernster Christ Etwas wird einzuwenden haben. Der Herr mußte und wollte einen reinen Grund legen, und auch durch alle Zeiten hindurch kann und soll nur der in das Reich Gottes wirklich eingehen, der sich auf diesem reinen Grunde erbauet hat. Aber damit ist doch nun nicht verurtheilt, vielmehr anerkannt, Wer und Was „erbaut ist auf dem Grund der Apostel und Propheten, davon Jesus Christus der Eckstein ist. Auf diese Erbauung und Gründung vielmehr wird es ja ankommen. Diese aber der Kirche abzusprechen darum, weil sie sich hat auf dem gelegten Grunde erbauen wollen und erbaut hat oder zu haben glaubt, die Kirche schon nur als, doch jedenfalls in und von Menschen aufzuführenden Bau (Ephes. 2, 20), als in mannigfaltiger fester Ausprägung in Wort und That erwachsene geschichtliche und sichtbare Anstalt verurtheilen wollen: das heißt das Christenthum, weil es nicht von der Welt und nicht welt-

förmig ist, auch welt-nichtig machen; darum, weil es nicht aus der Welt existirt, soll es überhaupt nicht existiren; oder es soll existiren, aber es soll nur seine Existenz in keine entsprechende Aeußerung setzen. Das heißt aber auch dem Christenthum, das doch die Welt überwunden hat und der Welt das Leben gibt (Joh. 6, 33), die Macht absprechen, sich in derselben, als der überwundenen, eine feste Stellung zu geben. Wäre es wirklich, wie Beck will, wäre das Christenthum schon in jeder kirchlichen Gestalt und geschichtlichen Auswirkung eine verhängnißvolle „Mißgeburt“: so wäre schlechterdings nicht zu begreifen, wie es hätte in der Welt fortdauern, ja wie es nur seine, doch auch nach Beck durchaus nöthige Grundlagen die heil. Schrift, hätte rein und lauter erhalten, wie es nur fortwährend hätte eine „Auswahl“ erzeugen können. Das sichtbare Christenthum weggedacht, ist auch das unsichtbare unmöglich; oder nur das sichtbare Christenthum so durchaus verderblich und übel wirkend gesetzt, ist auch für das unsichtbare der entsprechende Faktor nicht mehr vorhanden. Und wenn sich Beck noch überdies mehrfach, um die übel notirte Beschaffenheit des kirchlichen Christenthums zu erhärten, auf Jesum beruht, der auch „mit seinem ächten Christenglauben —— die ganze Kirche gegen sich gehabt“, und wenn er doch selbst zu verstehen gibt (indem er von den Pharisäern redet, „die ja nur das verfochten, was seit Jahrhunderten in allen Judenschulen gelehrt wurde, was das Ansehen der frömmsten und weisesten Männer in der alten und in der neuen Zeit für sich hatte, und bei dem Volke, wie bei den Säulen des Staats und der Kirche als der rechte Glaube und Weg galt, bei dem man sich wohl befinde“, IV, 863), daß ihm die damalige Jüdische Kirche in der Sekte der Pharisäer und deren Satzungswesen aufging, das doch lange keine allgemeine Geltung hatte und die doch nur Eine von den drei bestehenden Sekten war: so ist ja hiermit schon von selbst jenem Beweis seine eigentliche Bedeutung genommen. Aber zugegeben auch, und wenn das, für das wahre geltende Judenthum damals wirklich in der Sekte der Pharisäer aufgegangen, wenn das die damalige Jüdische Kirche gewesen wäre: so wäre das eben eine verderbte Kirche gewesen, wie wir ja auch jetzt die Römische dafür halten, und so hatte es überhaupt mit der A. T.lichen Kirche nicht die gleiche Bewandniß, wie mit der N. T.lichen. Jene war in der Schrift und dem Gesetz schon bis in alles Einzelne fixirt, diese Fixirung machte einen wesentlichen Bestandtheil der A. T.lichen Offenbarung aus, es brauchte und konnte und sollte nichts mehr hinzugethan werden; es war Nichts hierin dem freien geschichtlichen Walten des h. Geistes überlassen. Anders aber ist es mit der Kirche des N. T., welcher der in alle Wahrheit leitende h. Geist gegeben, und für die lange nicht Alles zum Voraus und sogleich fertig festgesetzt ist, die erst mancherlei festsetzen sollte und mußte. Die N. T.liche Kirche war, weil und indem sie fest im Inwendigen wurzelte, das doch nur ein Inwendiges ist, sofern auch ein Auswendiges ist, darum dieses Auswendigen und seiner entsprechenden Aneignung und Ausgestaltung sicher und gewiß. Nur daß sie also das Inwendige rein und lauter erhielt (oder daß das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente recht verwaltet würden, daß ihr Verhältniß zum Worte Gottes das reine und rechte blieb): dann mochte und brauchte sie auch in der übrigen Ausgestaltung keine verunreinigende Abirrung fürchten, oder die nicht ihre entsprechende Korrektur sogleich bei sich trug. Und so mag unsere Kirche, weil sie das lautere Wort Gottes bekennt und gelehrt und gepredigt wissen will, jede Parallelisirung mit der Pharisäischen Kirche, die der reinen und lauteren Reichspredigt vielmehr wehrte, mit gerechtem Unwillen von sich weisen. Beck kann das nur, weil er, über der gerechten Ereiferung wider manches Unreine und Verkehrte des heutigen Kirchen- und Christenthums, zugleich in übeler Verstimmtheit und Verblendung wider das wahre Wesen der Kirche befangen ist. Beck's polemische Ereiferung hat ihn zu einem Grundfehler verleitet. Und das führt uns nun auch zu der wissenschaftlichen Stellung Beck's in seiner Konstruktion der christlichen Dogmatik, oder, wie er sich ausdrückt, der christlichen Lehrwissenschaft, welche beides, Dogmatik und Ethik, in sich begreift. *)

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Provinz Sachsen.

So eben lese ich in Nr. 233 der N. Pr. Zeit., daß ich, zufolge einer Mittheilung der Prot. K. Z., in dem Falle gewesen seyn soll, entweder einen Revers zu unterschreiben, in welchem ich eine früher von mir gegebene Erklärung wider den Hall. Unionsverein widerriefe, oder von dem Superintendenturamte zurückzutreten. — Dies veranlaßt mich zu der Erklärung:

1. daß ein solcher Revers mir niemals vorgelegt worden ist;
2. daß mir nie eine, die Niederlegung meines Superintendentur-Amtes betreffende, Andeutung gemacht worden.

Walsleben, den 9. October 1858.

Buchholtz, Superintendent.

---

*) Vgl. Einleitung in das System der christlichen Lehre ꝛc., von J. T. Beck, 1838.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 20. October. № 84.

Dr. J. T. Beck, christliche Reden. I. bis V. Sammlung. 1836—1858.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Diese geht nämlich an der kirchlichen Lehre und ihrer allmäligen dogmatischen Ausprägung rücksichtslos vorbei. „Die christliche Lehrwissenschaft unterscheidet sich durch ihre ungetheilte Darstellung des christl. Lehrsystems, wie es in sich selbst vollendet ist, mit Ausschließung kirchlicher oder theologischer Lehrmeinungen" (a. a. O. S. 44). Diese werden nicht nur als etwas Unfertiges und Unvollkommenes betrachtet, sondern für die real-genetische Methode der in sich vollendeten christl. Lehrwissenschaft sind sie gar nicht da. Diese erbaut sich in und aus dem Glauben (im Beck'schen Sinne), nur unter Einhaltung eines gewissen Verfahrens, ganz von selbst; es wird hierin grade die Bürgschaft ihrer Vollendung gefunden. Und mag man darum auch, indem Beck, die rechte Methode der Darstellung der christl. Lehre suchend, diese findet, die alle Rücksicht auf sonst schon formulirte Lehre principiell ausschließt, darin eine wissenschaftliche Erklärung und Rechtfertigung dieses seines eigenthümlichen Verhaltens zur Kirchenlehre erkennen: so ist dies Verhalten doch immer da, und würde (nicht zu reden davon, daß es dennoch, sofern es ein objektiveres und treueres seyn soll, auf Täuschung beruht — ein Reichs- und Glaubens-Leben setzt sich nicht so unmittelbar um in Lehre, beide haben ihr besonderes Wesen —) dennoch nicht da seyn, es würde nicht zu einer solchen Ignorirung der Kirchenlehre gekommen seyn, wenn nicht zuvor die Neigung dazu dagewesen, wenn nicht der Blick schon vorher anders gerichtet gewesen wäre. Denn wie viel ist doch dabei versehen, wie sehr doch die ganze Arbeit der, vom h. Geist geleiteten Kirche mißachtet; und mit welchem Selbst-Widerspruch ist dabei dies hochfahrende Unternehmen behaftet! Denn ist der „Glaube", als „Offenbarung", als „tiefgründliches und durchdringendes Geistesleben", „Ursprung und Quell des wahren Wissens und Erkennens", der „seine eigenen Gesetze, seine eigene Lebens-Oekonomie und Lebens-Form hat" (a. a. O. S. 10. 11. 16): so hat er dies Alles doch auch schon immer und von Anfang gehabt, und dann ist es unbegreiflich, daß er es nicht auch schon immer offenbart. Oder es müßte der wahre Glaube bis dahin nicht in der Welt gewesen und erst jetzt erzeugt worden und zu sich selbst gekommen seyn, was aber, denken wir, uns Andern nicht minder unbegreiflich wäre. Die Beck'sche Theologie wäre rein der Anbruch einer, bis hierher noch nicht dagewesenen, neuen Kirchen-Zeit. Das Alte wäre so ziemlich vergangen und wäre Alles neu worden. Es wäre nahezu eine radikale Umwälzung.

Und darin mag sich denn auch bezeichnend genug der gesammte formelle Charakter der bisher von uns betrachteten Beck'schen Eigenthümlichkeit zusammenfassen. Beck will und sieht anders, als wir bisher gesehen und — geglaubt. Indem Beck in Herstellung des christlichen Wohlverhaltens auf einen gewissen reinen Punkt dringt, und dieses Punktes Erzeugung rein und allein an das ursprüngliche und unvermittelte Gotteswort gebunden wissen will: indem er also das Eine mit dem Anderen isolirt und Beides gleichmäßig aus seinem eigenthümlichen übrigen Lebenszusammenhang reißt, wird er nothwendig gegen diesen letzteren schief und ungerecht. Beck verwirft die Kirche, auch die schriftgemäße, in der er doch die gleiche Geist-Gewirktheit erblicken mußte, aber die er eben nicht erblickt. Einen anderen Grund kann man dafür nicht sehen. So gut das Wort Gottes rein-gläubige Geistesmenschen zu christlichem Wohlverhalten herstellt, ebenso gut, ja mehr noch — darum, weil die Gemeinschaft die Verheißung hat (vgl. Matth. 18, 20) — muß es auch eine rein-gläubige Kirche — im evangelischen Sinne — herstellen können und wirklich herstellen; und so gut muß, wer das Eine sieht, auch das Andere sehen. Oder umgekehrt, weder das Eine, noch das Andere. Ein rein-gläubiger Geistesmensch und keine rein-gläubige Geistkirche; das heißt eine Wirkung setzen und sie zugleich wieder aufheben, sehen und zugleich nicht sehen.

Und hiemit fassen wir zugleich den Beck'schen Standpunkt von seiner anderen materiellen Seite. Beck verabsolutirt und isolirt die neubildende Wirksamkeit des h. Geistes in und mit dem einzelnen Subjecte, als auf einer von allem Uebrigen abgelösten Pointe. Das ist sein Irrthum, dogmatisch ausgedrückt. Er wurzelt in der Lehre vom h. Geist. Dieser wird als Gemein-Geist geläugnet. Er wird, sobald sein, Christum verklärendes und verkündigendes, in alle Wahrheit leitendes Amt über die Einzelnen hinaus- und in die Gemeinde hineingeht, sofort als der sich entfremdete gesetzt. Es soll keine von ihm erzeugte Gemein-Bildung geben, sondern wer sich deren annimmt, wer sich von der kirchlichen Gemein-Lehre leiten und bestimmen läßt, der irrt, der geht an jenem von B. geforderten

Punkte der eigenen Geist-Erfülltheit vorbei. Der h. Geist hat sein Dominium nur an der einzelnen Seele, und diese hinwiederum wird des h. Geistes nur so theilhaftig, wie er jedesmal nur in ausschließendem Gegensatz zu anderen Erzeugnissen existirt. Ja diese letzteren gibt es eigentlich gar nicht außer dem Worte Gottes. Was sich also ansieht oder ankündigt neben diesem, ist schon immer eine Verunreinigung dieses. Die h. Geist-Wirksamkeit ist nicht nur im evangelischen Sinne an das Wort Gottes gebunden, sie erscheint ganz an dieses abgetreten. Das Wort Gottes ist in gewissem Sinne bei Beck schon der h. Geist. Mit diesem hat sich daher auch lediglich das Subjekt zusammenzuschließen, um den Geist in sich zu haben. Zu einer geisterfüllten, auf das Wort erbauten Kirche kommt es gar nicht. — Aber auch das Subject kommt zu kurz, und das ist die andere Seite der Beck'schen Verfehlung. Denn indem es dem Subjekte verboten ist, die außer ihm bestehende Gemein-Wirkung des h. Geistes zu seiner eigenen zu machen, sich außer sich zu erblicken, muß es nothwendig — wenn es sich nicht in sich selbst versteift — an und in sich selbst unsicher werden. Oder auch dies noch auf andere, ordentlichere Weise ersetzen und completiren. Und auch davon haben wir bei Beck die deutlichste Spur entdeckt. „Nicht an dem Eifer um Seinen Namen, um Seine Sakramente, Seine Lehre, nicht an der eifrigen Theilnahme für Ausbreitung Seines Reiches und Bekehrung der Welt, noch an dem Erfolg derselben (liegt es), sondern allein an dem Eifer um das, was Er und Sein Vater von jedem Menschen und Christen will gethan haben [als ob Jenes nicht dazu gehörte! Ref.], an dem Eifer, welcher das eigene Thun und Leben nach den göttlichen Geboten einrichtet" (II, 160). Das gläubige Subjekt muß seiner selbst gewiß werden in seinem gesetzlichen Thun. „Christus knüpft, in der Bergpredigt, die Himmelreichs-Seligkeit zusammen mit dem Gesetz" (IV, 353). Es ist nicht in der Ordnung, „nur einige wohlthuende Lieblingssprüche von Glauben und Rechtfertigung herauszureißen, um sie nach Herzenslust zu deuten, und dann von ihnen zu sagen, das allein sey Evangelium" (IV, 352). „Es bleibt nicht bei dem, was wir eine zugerechnete Gerechtigkeit oder Rechtfertigung nennen — — — —, es kommt danach die richterliche Gerechtigkeit Gottes, welche die Himmelreichs-Gäste besieht, wie sie gekleidet sind, ob und wie sie die empfangene Gnade bewahrt und angewandt haben, oder nicht" (IV, 795). Eine Erkärung, welche auch die Rechtfertigung aus dem Glauben in einen mehr als bedenklichen Gegensatz bringt, worauf wir indeß nur flüchtig wollen gedeutet haben. Denn wir können nun unsere eigene Untersuchung abschließen und uns zu dem letzten Theil unserer Aufgabe wenden.

Für diesen glauben wir aber eine um so sichrere und unbefangenere Grundlage gewonnen zu haben. Wir haben unser Urtheil unabhängig von der letzten Beck'schen Reformationspredigt und der hauptsächlich darauf gegründeten Liebetrut'schen Anklage gebildet; und wenn es sich nun doch mit der letzteren sehr nahe berührt, so wird das seiner Evidenz gewiß keinen Abtrag thun. Nur daß wir in seiner noch relativ unschuldigeren Grundlage bezeichnet haben, was Liebetrut in seiner letzten vollen Consequenz ansieht und ausführt. Denn damit hat es ja Liebetrut eigentlich zu thun. Beck geht gegen die bestehende Lutherische Kirche an. „Der Erfolg dieser Richtung, wenn ihr Raum gelassen wird und sie den zureichenden Anhang findet, kann nur ein radikaler Umsturz aller bestehenden kirchlichen Ordnung und demnächst aller christl. Kultusordnung seyn" (Dr. J. T. Beck und seine Stellung zur Kirche ꝛc. S. IX). „Diese neue Schule des abstrakten Bibelchristenthums, die sich in rasendem Hochmuth aller Früchte der tausendjährigen Arbeit des h. Geistes in Lehre und Leben der Kirche baar zu machen trachtet, — — läßt grade bei kraftvollen energischen Schülern weder Stillstand noch Besinnen zu — —. Es muß die Bahn bis an ihr Ende durchlaufen seyn, bis nichts mehr hinauszuwerfen ist, als das abstrakte Bibelchristenthum, wie es ein Jeder dieser Reformatoren sich nach seinem oft noch unreifen Verständniß zurechtlegt" (a. a. O. S. 38). Das ist die Besorgniß Liebetrut's, die ihm das allerdings hart anklagende Wort in den Mund gelegt hat. Es fragt sich also, ob auch wir diese, nach unseren bisherigen Auffindungen sowohl, als nach der letzten Beck'schen Reformationspredigt bestätigt finden. Betrachten wir die letztere zuerst.

Daß Beck, indem er den „in unserer Zeit wieder neu anhebenden Streit zwischen Gottes Wort und Menschensatzung" (S. 281) zum eigentlichen Gegenstand nimmt, unter der letzteren vornehmlich oder allein die von der Kirche aufgerichteten Ordnungen versteht, das gibt er hinlänglich deutlich zu erkennen. Sagt er doch (S. 293) einlenkend, „es sey ebensowenig Sache der christlichen Freiheit, blindlings Sturm zu laufen und gar keine Rücksicht zu nehmen auf das in der Kirche Bestehende", und fügt hinzu, „das Andere, das Nichtschriftwidrige, könne natürlicherweise nöthig und dienlich seyn zur äußeren Ordnung und sey dann als Ordnung in Ehren zu halten." Es kehrt also hier derselbe Gegensatz wieder, dem wir schon oben begegnet sind. Die kirchliche Ordnung hat mit dem Worte Gottes und seiner eigenthümlichen Wirksamkeit so wenig Etwas zu thun, ist so grundverschieden von diesem, daß sie höchstens als äußere Ordnung zur Nothdurft dienen kann, daß aber, „was über die nöthige Ordnung hinausgeht, zwar noch aus Rücksicht auf die, welche es nicht besser wissen, geduldet und willfahrt werden kann, aber nur unter gewissen Einschränkungen: es darf weder irgend ein Zwang oder unverletzliches Gesetz für Jünger Christi, ein nöthiger Gottesdienst daraus gemacht werden, noch darf die eigene Nachgiebigkeit ein Bekenntniß zu solchen Dingen und eine Beförderung derselben werden" (S. 293 f.). Die kirchliche Ordnung muß überall unter das Richtscheid der christl. Einzel-Freiheit gestellt werden. Sie muß nur Ordnung seyn für die, welche und soweit sie dieselbe für nöthig halten. Darüber hinaus muß sie abgethan werden. Das heißt mit Einem Worte: Es darf sich keine Ordnung geltend machen als solche. Und wenn nun unter dieser kirchlichen Ordnung Beck nicht undeutlich auch die

Lehre mitbegreift, indem er tadelnd von den vielen scheinbaren Rücksichten spricht, „mit welchen die Seelen immer-wieder an menschliche Auslegungen und Zusätze an Gottes Wort gebunden würden“ (S. 281): so haben wir hier schließlich dieselbe schielende Stellung zu der Kirche und allem von der Kirche Ausgehenden, die sich uns schon früher als Beck'sche Eigenthümlichkeit sattsam ergeben hat. Ja es bekommen die Auslassungen der Reformationspredigt erst das rechte Licht aus den früher betrachteten Beck'schen Anschauungen. Beck eifert gegen alles Kirchenwesen darum und sofern, als er daran nur eine Verunreinigung des wahren christlichen Wesens befürchten kann, als ihm alle kirchliche Gestaltungen, außer der h Geistwirksamkeit liegend, für das Hervorbrechen des eigentlichen christlichen Geistesmenschen hemmend zu seyn scheinen. Nur daß er hier nicht undeutlich noch einen Schritt weiter geht und eine praktische Aufforderung hinzufügt. Wie Christus wider „die feste kirchliche Zucht und Ordnung, überliefert, wie man sich ausdrückt, aus der guten alten Väterzeit“, — — — „feindselig auftrat“ — —, „sich mit seinen Schülern — rücksichtslos — darüber hinwegsetzte“ (S. 270. 271. 272. 273); wie „die Reformation über gleiche Rücksichten sich weggesetzt und von der Altkatholischen Kirche wegen ihrer Menschensatzungen losgesagt hat“ (S. 274): Aehnliches thut auch heute wieder Noth (S. 281). Und eben diese Aufforderung ist's nun, die Liebetrut dem Prof. Beck besonders zum Vorwurf macht. Und wir können nicht finden, mit Unrecht, wenn auch L. sich etwas stark ausdrückt, wie das in dem Eifer des Streites um so wichtige Dinge wohl zu geschehen pflegt. Das letzte Absehen der Beck'schen Polemik läuft allerdings auf Schwächung der Kirche hinaus; und das ist's dennoch, und nicht, wie der Aufsatz aus Würtemberg (S. 116 d. Bl.) will, nur „die moderne Praxis der kirchlichen, wie unkirchlichen Parteien“, deren Geißelung sich B. zum besonderen Vorwurf gemacht hat, das haben wir wohl deutlich und unbefangen bewiesen. Es sind dem Tadel der Gegenwart, den wir ja zum Theil gerechtfertigt gefunden haben, vorausgehende Grundanschauungen, um deren willen auch wir Beck in Anspruch genommen haben, und die in ihrer wirklichen Tragweite über jenen Tadel bloß ephemerer Erscheinungen hinausgehen und die Kirche selbst in ihrem eigensten Wesen antasten. Und wenn uns jener Würtembergische wohlwollende Korrespondent einige Sätze aus einem für einen engeren Kreis bestimmten Manuscripte Beck's mittheilt, so ist allerdings B. hier viel besonnener, aber die von uns aufgefundene Grundanschauung spricht sich auch hier deutlich genug aus. Nicht das Bekenntniß, sondern nur der sich bestimmt aussprechende Wahrheitsgeist, nicht die verschiedenen kirchlichen Parteien mit ihrem Mischlingsvolk, sondern nur die, welche die bestimmte christl. Heilswahrheit in Wahrheit glauben — bilden die wahre einige Kirche. Außer diesen ist Knechtschaft, Joch der Satzung, die man, sofern sie nur keinen falschen Inhalt hat, muß bestehen lassen, wie ja auch der Herr das unfreie Volk sogar an die Pharisäer bindet, sofern sie auf Mosis Stuhle sitzen. Zumal jetzt in einer Zeit zunehmender Zucht- und Religionslosigkeit. Darin ist also auch so der eigentliche Sinn nicht schwer zu erkennen; und jedenfalls darf und muß dieser Sinn nach Beck's öffentlichen und unverholenen Aeußerungen noch bestimmter gedeutet werden. Hiernach bleibt aber auch uns das letzte wohlerwogene Resultat dieses: Indem Prof. Beck, auf Grund einer, der schriftmäßigen Wirksamkeit des h. Geistes und dem wahren Wesen der Kirche keineswegs gerechten, keineswegs gesunden evangelischen Anschauung *), wider zufällige und vorübergehende Gebrechen der heutigen gläubigen Christenheit eifert und sie unrettbar verloren glaubt und unrettbar verloren gelassen haben will **); indem er also ausdrücklich wider die bestehende Kirche und deren wiederherzustellende Ordnung allen Eifer aufbietet; und indem er sich dieser seiner völlig anderen und entgegengesetzten Stellung und Wirksamkeit mit einer gewissen Genugthuung deutlich bewußt ist: versündigt er sich, vermehrt er die vorhandene Verwirrung, lähmt und zerstört er, statt zu fördern und aufzubauen; und darf und wird sich nicht so gar verwundern, wenn er von denen, welche ebenso für, als er wider die bestehende Kirche ist, Angriffe erfährt, wie den Liebetrut'schen.

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Wenn es sich auch erst so anließ, als sollte die für den 5. und 6. October d. J. angesetzte Versammlung des Vereins in Gnadau nur von wenigen Brüdern besucht werden, so mehrte sich doch von

---

*) Wir wollen, da auch Beck sich mehrfach auf Luther beruft, nur eine Aeußerung von diesem hierhersetzen. In einer Epistelpredigt am ersten Ostertag (Erlanger Ausg. VIII, 174) sagt er: „Darum sind auch die zu strafen, so die Christenheit und der Kirchen Wesen und Regiment also vorgeben und malen, oder urtheilen wollen, als solle und müsse es allenthalben ohne alle Gebrechen und Mängel seyn; oder wo das nicht ist, soll da nicht die Kirche Christi noch rechte Christen seyn; wie sich denn viel irrige Geister, sonderlich die großen Klüglinge und unzeitigen selbst gewachsenen Heiligen, hieran feindlich ärgern und stoßen, so sie etwas Gebrechliches sehen oder spüren an den Haufen, so Christen sind und das Evangelium haben und eine solche Kirche ihnen selbst träumen, daran gar nichts Gebrechliches seyn soll, welches doch auf Erden und in diesem Leben nicht seyn kann, auch an ihnen selbst nicht funden wird.“

**) Er sagt IV, 162 f.: „Glaubt es, unsere Gnadenzeit — — geht zu Ende, und Gott kann und wird diese Kirche aushauen — — Wir dürfen nicht mit Wegen und Mitteln, wie sie Gottes Wort nicht kennt, noch befiehlt, unserer heruntergekommenen Kirche wieder aufhelfen und eine Schöne geben wollen — —, dürfen überhaupt nicht retten und aufrichten wollen, was sich nicht nach der göttlichen Heils-Ordnung und Gerichts-Ordnung retten und aufrichten läßt.“

welcher kein Aufenthalt war, bis er als Verlassener auf Ufnau endete. Die Bedingungen dazu lagen freilich in ihm, aber der äußere Schritt entschied.

Man darf annehmen, daß H. gleich mit der Absicht, die humanistischen Studien zu verfolgen, das Kloster, in dem er übrigens wohl keine üble Vorbildung genossen, verließ. Er suchte diesen Zweck auf den Universitäten Cöln, Erfurt (oder Erfurt und Cöln, wie Andere meinen) und Frankfurt a./O. zu erreichen. Woher er die Mittel genommen, ob etwa schon damals seine Verwandten ihn unterstützt haben, bleibt ungewiß, so viel ist gewiß, daß der Vater seine Hand ihm ganz entzogen hatte. Je weniger wir aus diesen seinen Lehrjahren unmittelbar von ihm selbst wissen, um so wichtiger ist es für unsern Zweck, uns in seiner Umgebung, unter seinen nächsten Freunden und Gönnern umzusehen. Cöln, ein Hauptsitz der Scholastik, möchte als wenig für die humanistischen Studien geeignet erscheinen, doch hatten auch diese, wenigstens vorübergehend, ihre Vertreter, und damals wohl noch einen der bedeutendsten in Johann Rhagius aus Sommerfeld in der Oberlausitz gebürtig, daher Aesticampius mit seinem Gelehrtennamen, einem vom Papste selbst gekrönten Dichter, der uns als ein durch sittliche Würde und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Mann dargestellt, von seinen Freunden als ein Wiedererwecker der erstorbenen Latinität gepriesen wird. H. nennt ihn selbst seinen Freund. Näher, schon an Jahren, stand ihm aber Johann Jäger aus Dornheim, bekannt unter dem Namen Crotus Rubeanus und höchst wahrscheinlich der Hauptverfasser der epistolae obscurorum virorum. Er hat dem H. zu seiner Flucht, wenn nicht den ersten Rath gegeben, so doch Beistand geliehen, und war nicht bloß Leiter, sondern auch Genosse seiner Studien, indem er eben in jener Zeit von den scholastischen Studien, die er an deren Hauptsitz getrieben hatte und wodurch er befähigt worden war, später seinen vernichtenden Witz gegen dieselben zu schleudern, zu den humanistischen übergegangen war. Schon damals wußte er die scholastischen Lehren, deren dialektische Fechterkünste er trefflich eingeübt hatte, zu parodiren, denn er war ein Mensch von bedeutenden Gaben und unerschöpflichem Witz, dessen Element das Lachen war, daher der angenehmste Gesellschafter, „ein Mann aller Stunden", wie Mutian sagte, der mit wahrer Zärtlichkeit von ihm spricht und ihn zugleich als einen redlichen Mann, aufrichtigen und treuen Freund und von der sanftesten Gemüthsart schildert. Daß aber in einem so vollendeten Lucian nicht wohl ein tiefer sittlicher Ernst, ein lauterer und beständiger Eifer für die Wahrheit gewohnt habe, möchte man schon voraussetzen, und sein späteres Leben spricht dafür. H.'s nächster Freund, Vorkämpfer in der Reuchlinistenfehde, eine Zeitlang selbst ein Bewunderer Luthers, zog er später ganz entgegengesetzte Pfade. Das hätte H. nie gethan; aber H. zürnte auch, wo Crotus lachte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Zum andern müssen wir Glauben und feste Zuversicht haben. Der Herr sagt: Ich habe euch erwählet und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe. Ein ordentlicher Gärtner setzt keinen schlechten Baum. Wir sind nun freilich alle von Natur ganz unnütze Bäume, aber der Herr reiniget und heiliget uns, ehe er uns setzt; hat er uns aber gesetzt, so ist die klare Verheißung die, daß wir erstlich Frucht bringen sollen, und zweitens, daß unsere Frucht bleibe. Er hat damit nicht gesagt, wo, wann und wie wir Frucht bringen sollen, und im Reiche Gottes wird nicht nach Quantitäten, sondern allein nach Qualitäten gerechnet, und Eine gerettete Seele ist mehr denn viel Tausend sonst. Die Apostel haben sich auf diese Verheißung ihres Herrn verlassen, und wie hat er sie ihnen gehalten! Was für Frucht haben sie gebracht, wie wie ist sie geblieben! Die nach ihnen gekommen, ein Polykarpus, Cyprian, Chrysostomus, Augustinus, Bonifacius, Luther, Spener, Franke, bis auf die neuesten Zeiten, welche herrlichen Denkmäler seiner Treue sind sie! Und dieser Glaube an die Verheißung des Herrn, welche Lust und Freude am Amte wirkt er — ein nutzlos Amt, wie kann ich das lieben? — welch einen Eifer — keine Predigt, keine Taufe, kein Abendmahl, kein Gang zu einem Kranken, einem Sünder ist ohne Frucht; scheint's so, so hat's an mir gelegen, ich thue Buße, ich verdopple dann meinen Eifer — welche Geduld — es ist mir nicht gesagt, wo? wann? und wie ich soll Frucht bringen, ist's hier nicht, so ist's dort, ist's heute nicht, so morgen, ist's in 10, 20, 30 Jahren nicht — die Frucht muß kommen, ich warte geduldig und freudig, denn ich bin gesetzt, daß ich hingehe und Frucht bringe und meine Frucht bleibe. Es gibt ein Afterbild dieses Glaubens. Manche Prediger, ob sie gleich nichts thun, trösten sich doch, die Frucht muß kommen, und thun nun noch weniger. Die aber sind nicht gesetzt von dem Herrn, die haben sich selbst gesetzt auf einen weichen Stuhl, aber der Herr wird diese faulen Knechte herunter treiben und ihnen zeigen, was er diesen gedrohet hat. Der lebendige Glaube an des Herrn Verheißung ist etwas so Großartiges, sonderlich in unserer Lage, daß Gott ihn selbst wirken muß. Hier können wir an dem Kinderspruch lernen Hebr. 11, 1. Aber wir haben's noch nicht gelernt. Wenn einer in frischer Begeisterung ins Amt tritt, dann hat er schon den Glauben, daß er Frucht bringen werde. Und die Leute kommen auch erst, nach und nach bleiben sie weg, dann fängt er Bibelstunden an, treibt innere Mission, zerarbeitet sich in der Menge seiner Wege, — es wird nichts. Er will fort, es geht nicht; da spricht er: Hilft alles nichts, läßt's endlich gehen, wie es will, wird ein fauler Knecht, oder — härmt sich zu Tode! — — Gott erbarme sich unser, daß, wenn wir auch nichts zu wirken scheinen, wir doch glauben, daß Er nicht lügen und unser nicht spotten kann, wenn Er sagt: Ich habe euch gesetzet, daß ihr hingeht und Frucht bringet und eure Frucht auch bleibe. Es ist keine andere Hülfe, und selig sind, die nicht sehen, und doch glauben! Und Er hat auch gesagt: Auf daß, so ihr den Vater bittet in meinem Namen, daß er es euch gebe. Es wird hier nichts auf Menschen gestellt, nicht die Wahl, nicht die Frucht, auch nicht das Gebet. Vom Vater soll es

kommen, und nur durch den Namen Christi. Und dieser Name ist Bürgschaft, daß es geschieht. Es ist der Name deß, der die Sünder erlöset mit seinem Blut, der sie gewonnen vom Tode und des Teufels Gewalt, der sich gesetzt zur Rechten der Kraft, dem alles, alles in die Hände gegeben — wie sollte dieser Name nicht alles thun! Das Gebet in diesem Namen ist der Sieg, der Triumph über alle Welt, Sünde, Teufel, Tod und Hölle! Wer in diesem Namen recht beten könnte, kriegte alles — und auch alle Frucht. Aber daran fehlt's; unsers Gebetes ist zu wenig — wir haben kaum einen Begriff davon, oder vielmehr gar keinen, wie Luther drei Stunden täglich beten konnte. Unser Gebet ist zu lau, Kohlen sind wohl da, aber wo ist das Feuer? Unser Gebet trifft nicht, es sind Luftstreiche! Unser Gebet hält nicht an, wir lassen gleich die Flügel sinken. Unser Gebet steht nicht allein auf dem Namen Jesu, wir können diesen Grund in der Wahrheit noch gar nicht finden, so viel Selbstgerechtigkeit, so viel Eigenwillen, so viel Zaghaftigkeit, so viel Schutt über dem Grunde! Was wundern wir uns, wenn die Frucht nicht kommen will? Aber getrost, liebe Brüder! nur rechtschaffene Buße gethan, nur zu unserm Jesu hin, nur sein Wort und Verheißung ergriffen, nur Hand in Hand weiter und hinauf. Er ist treu, der uns beruft, Er wird's auch thun! —

Nachdem wir unser gemeinschaftliches Gebet noch in einem Gesange vor den Herrn gebracht, wurde zur Tagesordnung geschritten, auf welcher zunächst die innere Mission stand. Der Vorsitzende beklagte, daß unser Verein als solcher noch so wenig thätig für dieselbe sey und theilte zu mehrerer Anregung den ihm übersandten dreizehnten Correspondenz-Bericht des Centralausschusses mit, worin ein von einem hochgestellten Geistlichen an die untergebenen Predigerconferenzen erlassenes Circular enthalten ist, worin er diese auffordert, in jeder Conferenz einen Referenten für die Angelegenheiten der innern Mission zu bestellen, der allezeit über das, was auf diesem Gebiete geschehen, berichtete, und dann auch mit ihm in Correspondenz träte, so daß ein lebendiger Austausch der Gedanken veranlaßt und eine heilsame Thätigkeit in diesem Werk in Gang gebracht würde. Namentlich schlägt er in Bezug auf bestimmte Vorgänge vor, auch einmal die Trauung vom Standpunkte der innern Mission aus zu betrachten, was dort weiter ausgeführt wird. Es wurde nun hierauf erwidert, daß unser Verein nicht ganz unfruchtbar für die innere Mission gewesen sey; aus seiner Mitte sey früher ein Verein für Sonntagsheiligung, für Schriftenverbreitung und Reisepredigt hervorgegangen, was nicht ohne gesegnete Frucht gewesen; aber einzelne Personen, wie Herr Landrath v. Kröcher, haben sich dieser Sachen besonders angenommen; das Vereinbilden habe wenig geholfen: so verspreche man sich auch nicht viel davon, wenn auf Predigerconferenzen ohne innere Nöthigung und Trieb, ohne geeignete Persönlichkeiten die Sache geführt werde. Namentlich meinte man, wenn der Geistliche bei der Trauung überall nur seine Schuldigkeit als Diener Christi thäte, so sey es nicht noth, sie erst vom Standpunkte der innern Mission aus zu betrachten. Es wurde dagegen freilich erinnert, daß, wenn die innere Mission die besondern Nothstände der Kirche ins Auge fasse, auch diese bei der gegenwärtigen Feier der Hochzeiten sich fänden, und diese daher ein besonderes Augenmerk für die Wirksamkeit seyn könnten, auch daß eine Thätigkeit für die innere Mission, die wir doch noch nicht für überflüssig erklären könnten, ohne besondere Anregung sich nicht entwickeln würde; allein die Sache schien doch heute keinen Anklang zu finden, weshalb man

zu dem folgenden Gegenstande der Tagesordnung überging, den ein Vortrag des Herrn Pastors Wegener aus Olvenstedt über den kirchlichen Gesang bildete.

Nachdem Ref. die Wichtigkeit des Gegenstandes in das Licht gesetzt hatte, beschränkte er seine Aufgabe so, daß er über die Reform des Gesanges in der Lutherischen Kirche reden wolle. Zu dem Ende gab er zunächst eine kurze historische Uebersicht. Bis zur Reformation habe das Volk die Berechtigung, an dem Kirchengesange sich zu betheiligen, verloren. Der damals übliche, eintönige Gregorische Kirchengesang ohne alle frische Bewegung habe auch in das Volk nicht kommen können. Da habe Luther einen überaus glücklichen Griff nach dem Ambrosianischen Kirchengesang gethan. Schon Augustinus berichte über den wunderbaren Eindruck, den er bei einem Besuche in Mailand von diesem Gesange empfangen. Das Wesen dieses Gesanges sey: die Verbindung der alten schweren Tonart mit dem weltlichen Rhythmus. Jene stelle die tiefen, großen Gedanken der göttlichen Offenbarung dar, dieser das freudige Bekenntniß der Gemeinde dazu. Darin liege das Ergreifende dieses Gesanges. Der Rhythmus sei schnell in das Volk gedrungen, Bettelsänger, Currenden und Stadtmusikanten haben die neuen Weisen zuerst gesungen; dann seien sie in die Kirchen gekommen; es haben sich erst fünfstimmige Chöre gebildet, bei denen die Melodie im Tenor gelegen, und als die Aeolische und Jonische Tonart hinzugetreten, sey sie in den Diskant verlegt worden. Die Gemeinde habe stets nur die Melodie gesungen. Luther habe in der deutschen Messe die ganze Sache dann geordnet, und zwar aus drei Factoren: dem Liturg, dem Chor, und der Gemeinde, die in Wechselwirkung getreten. Dieser Gesang sey nach dem dreißigjährigen Kriege immer mehr in Verfall gerathen. Das weltliche Element des Rhythmus sey in die Arie übergegangen, der Tripeltakt habe vorgeherrscht. In der pietistischen Zeit habe der Glaube sich in die Conventikeln und die Familie geflüchtet, den Bedürfnissen dieser habe die Arie am meisten entsprochen; da seyen Melodieen aufgekommen, wie: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen". Zur Zeit der Aufklärung habe man dem Rhythmus gar keinen Geschmack mehr abgewinnen können; man habe ihn in den Viervierteltakt eingezwängt; dieser schwerfällige Gesang sey auf uns gekommen; das Volk habe das natürliche Bedürfniß nach frischerer Bewegung durch allerhand Schnörkel zu befriedigen gesucht. Als der Glaube sich wieder belebt, habe man die Uebelstände gefühlt, und den vierstimmigen Gesang empfohlen. In Zürich habe die Gemeinde wohl dreißig Gesänge vierstimmig gesungen; aber begreiflicher Weise wäre es nie recht zu einer Harmonie gekommen. Von da habe diese Art des Gesanges sich nach Würtemberg verpflanzt, und Bach's Choralbuch habe den Zweck gehabt, auch bei uns sie einzuführn. Aber nicht die Harmonie, sondern die Verbesserung der Melodie habe den Gesang bessern können; und dazu seyen zuerst Schritte in Bayern geschehen, und Tucher und Layritz haben nicht allein die Rückkehr zur rhythmischen Strophe empfohlen, sondern auch ein bedeutendes Material gesammelt, das vor aller Augen liegt.

Wie stehen wir nun zur Sache? Ref. hält die Rückkehr zum rhythmischen Gesange für nothwendigen Fortschritt. Mancher, wie z. B. Reinthaler, halte die Einführung dieses Gesanges für leicht, sie sey es aber nicht, und es thue große Vorsicht noth. Zuerst und vor allem müssen wir die alten Lieder wieder haben; zu den neuen Liedern ohne Kraft und Leben passe der Rhythmus nicht. Nicht zu rathen sey, da wieder anzufangen, wo man aufgehört, nämlich beim

Tripeltakt; theils sei dieser schon eine Ausartung, theils werde dieses hüpfende Wesen die Gemeinden zurückschrecken. Man gehe vielmehr den noch vorhandenen Spuren des alten Rhythmus nach und pflege diesen. Man nehme dann Lieder, deren Melodie unverändert bleiben kann, und lege den Rhythmus hinein. Will man neue rhythmische Melodieen einüben, so suche man nach unbekannten zuerst, und lasse diese von der Schule oder Gesangvereinen erst einstudiren und vortragen. Die Hauptsache ist, daß die Gemeinde gläubig wird, dann findet sich der Rhythmus von selbst, bis dahin übe man Geduld und Weisheit.

Der Gemeindegesang muß nun auch wieder in das rechte Verhältniß zum Chor und dem Liturgen treten. Die neue Agende hat dies schon angebahnt. Aber der Chor respondirt hier allein und der Liturg singt gar nicht. Es muß die Ordnung der alten Deutschen Messe wieder hergestellt werden, worin alle drei Factoren thätig sind. Dem Chor gehört der Introitus, Gloria patri und in excelsis, der Gemeinde aber das Kyrie. In frühern Zeiten war dem Geistlichen zu singen sogar verboten; jetzt ist es erlaubt und wir müssen es wieder lernen. Die jüngern Geistlichen und Candidaten sollen eine ordentliche Schule durchmachen. Aber auch ältere Geistliche können den einfachen Altargesang sich noch aneignen. Man kann in den Wochengottesdiensten und Vespern und einzelnen Versikeln und Collecten anfangen, wie Ref. gethan hat, und dann bis zum vollständigen Altardienst, besonders an hohen Festtagen, fortgehen. Das Urtheil der Gemeinde sey verschieden gewesen. Einige haben gesagt, wir sollen katholisch werden, andere, die gute alte Zeit ist wieder gekommen. Noch sagte Ref. einige Worte über die Nebengottesdienste. In denselben haben unsere Vorfahren drei Wechselgesänge besonders geübt: das Nunc dimittis, das Benedictus, und Magnificat, welche fast ganz verloren gegangen sind. Ref. habe sie meist wieder eingeführt, zur großen Freude der Gemeinde. Das Nunc dimittis lasse er wechselnd von Chor und Gemeinde fast alle Sonntag Nachmittag singen.

Dieser Vortrag hatte das lebendigste Interesse der Versammlung erweckt, das sich auch in der nun folgenden, obgleich kurzen Besprechung kund gab. Von einer Seite stimmte man dem Ref. unbedingt bei. Es gebe kein fröhliches Christenthum mehr, das da singe im Leben und im Sterben. Dieser Schade sei sehr groß. An manchen Orten könne man kaum mehr singen; die Zahl der singbaren Melodieen schrumpfe immer mehr zusammen, wie die Vespern, die Wochenkirchen, die Currenden schon weggefallen seyen. Hülfe sey daher noth, diese liege im rhythmischen Gesange, und es sey nicht mehr die Frage, ob er in die Gemeinden zu bringen sei, sondern nur, wie? Man schlug vor, zuerst fremde rhythmische Melodieen singen zu lassen, und allmählig zur Veränderung der gangbaren fortzuschreiten. Es wurde auch noch sehr nachdrücklich an die Wiedereinführung der Litanei erinnert. Von anderer Seite wurde zugegeben, daß der jetzige Gesang oft unerträglich sey. Es habe einmal ein Schiffbauer gesagt, bei Anhörung der gewöhnlichen Predigten könne er ein ganzes Schiff fertig kriegen, wie er aber einmal einen lebendigen Prediger gehört, hat er gemeint, er habe es nicht einmal bis zu einer Planke gebracht. So sey es mit dem schleppenden und dem lebendigen Gesange. Aber der Gesang brauche nicht rhythmisch zu seyn, um Leben und Frische zu haben. Ref. scheine zu sehr für den rhythmischen Choral zu schwärmen. Einige Choräle haben einen natürlichen Rhythmus, wie: „Wachet auf". Diese müssen in der Schule erst rhythmisch eingeübt

und dann von der Gemeinde mitgesungen werden. Von einer Seite wurde sogar geäußert, man habe Versuche mit Einführung des rhythmischen Chorals gemacht, aber diese seyen so mißlungen, daß man froh sey, zum gewöhnlichen Choral wieder zurückgekehrt zu seyn. Was den Chor anlangt, so gab man dessen Nothwendigkeit zu; aus der Schule sey er vornämlich zu bilden; man warnte unter gewissen Umständen vor Bildung von Gesangvereinen; daraus werden oft Liedertafeln. Der Gesang des Geistlichen wurde empfohlen; in der Mark sey er ganz verschwunden; in Erfurt lebe er noch. Es wurde aber ein einfacher Gesang empfohlen, man höre zuweilen einen opernartigen; die Einsetzungsworte werden häufig nach der Naue'schen Composition mit der Begleitung der Orgel gesungen; das letztere sey etwas ganz Neues und die erstere nicht kirchlich.

Weiter konnte dieser Gegenstand nicht besprochen werden; er war der Versammlung aber so wichtig geworden, daß man beschloß, auf nächster Conferenz ihn wieder aufzunehmen. Behutsamkeit bei der Einführung des rhythmischen Gesanges wurde aber von allen Seiten empfohlen.

Nach dem Mittagsessen begann die Conferenz wieder um drei Uhr, und Hülfsprediger Weber aus Magdeburg hielt einen kurzen Vortrag zur Empfehlung christlicher Bilder. Er wies zunächst auf den tiefen Zusammenhang der Kunst mit dem Geiste des Volks hin. Schon beim Eintritt in eine Stube könne man den Geist des Hauses aus den Bildern an der Wand erkennen; Ref. erinnerte an den weitgreifenden Einfluß einiger Bilder zur Zeit der Revolution. Wie nun schlechte Bilder dem Bösen dienen, so sollen gute christliche Bilder das Reich Christi fördern. Ref. wolle nicht von den klassischen großen Oelgemälden der Kirchen, sondern nur von den kleinen Bildern reden, die man unter das Volk bringe. Man habe darin viel gesündigt; diese Bilder mögen gut gemeint seyn, aber sie seyen oft sehr geschmacklos, z. B. der schmale und breite Weg. Wenn man jetzt anfange, bei den Traktaten eine Kritik zu üben, solle man dies bei den Bildern auch thun. Die Meister der Kunst müssen die Bilder für's Volk machen. Schnorr v. Carolsfeld wende den Abend seines Lebens daran, Bibelbilder zu malen, und habe gesagt, wenn von allen seinen Bildern nur etliche erhalten werden könnten, so wünsche er, daß allein diese bewahrt würden. Dann nannte Ref. Prof. Richter in Dresden. Er hatte bereits ein Verzeichniß der in dem Verlage von Gaber und Richter erschienenen Bilder in mehreren Exemplaren der Versammlung übergeben und gab eine kurze Erläuterung über diese Bilder. Von größern Bilderwerken nannte er die „Christenfreude in Lied und Bild" in 49 Bildern, den „Kinderengel", „Spruchbüchlein für fromme Kinder" und das „Vater Unser"; von Bildern zum Aufhängen in Schulen und Zimmern den „Auferstandenen", „Crucifix", von dem bereits 12,000 Exemplare abgesetzt sind, „Ehre sey Gott in der Höhe!" und den „Christlichen Haussegen", der eine Darstellung des ganzen christlichen Hauses enthält (10 Sgr.); „Es ist vollbracht!", „Erscheine mir zum Schilde", „Portrait von Goßner" und „Gevatterbriefe" (100 Exemplare 1 Thlr. 10 Sgr.), wovon bereits 10,000 Exemplare gedruckt sind, so daß eine zweite Auflage erschienen, die noch billiger ist; dann ein sehr niedliches Bild: „Luther's Brief an sein Söhnlein Hänsigen" (1 Sgr.) und „Geistliche Lieder und Bilder" (100 Stück 1 Thlr.), wovon erst einige erschienen. Diese Lieder zu verbreiten, dazu muß Jeder die Hand bieten, dem das Gedeihen des Reiches Gottes am Herzen liegt. Man sollte diese Bilder

an die Lumpensammler geben, auf Jahrmärkten zur Schau stellen; und wenn man es dahin bringen könnte, daß bei den Drehorgeln gute Bilder etwa aus der vaterländischen Geschichte gezeigt würden, so wäre das sehr schön. Gewünscht aber würden vor allen wohlfeile Bibelbilder zum Unterrichte in den Volksschulen.

Hierauf sagte der Vorsitzende, nachdem er die weitere Erwägung des eben gehaltenen Vortrags den Anwesenden dringend empfohlen, er wäre über die Wahl der heute zu verhandelnden Gegenstände, und noch mehr der Referenten in großer Verlegenheit gewesen. Seine Anträge und Bitten haben erst nirgend Berücksichtigung gefunden, und er sei Herrn Pastor Rosch er aus Wilsleben sehr dankbar, daß er endlich, wiewohl mit Widerstreben, darein gewilligt, den einleitenden Vortrag zur Besprechung des Erlasses des Königl. Consistoriums vom 7. December 1857, die Kirchenzucht betreffend, zu halten. Dieser Vortrag, indem er darauf hinwies, daß der Consistorialerlaß von der Schrift ausgehe und auf die historische Entwicklung recurrire, versuchte nun in sehr ausführlicher Weise die biblische Begründung der Kirchenzucht, durchmaß ein großes Gebiet der Geschichte, um zu zeigen, was aus der apostolischen Kirchenzucht geworden, damit er so eine sichere Grundlage für die Beurtheilung dessen, was jetzt darin geschehen möge, gewinne. Die „Evangelische Kirchenzeitung" wird nicht Raum haben für die Mittheilung dieses ganzen Vortrages, daher nur die leitenden Gedanken. Während Ref. den Zusammenhang von Matth. 18 mit Zu-Hülfenahme von Marc. 9 auseinandersetzt, legt er einen besondern Werth darauf, daß der Herr den Binde- und Löseschlüssel V. 19 und 20 mit dem Gebete der Gläubigen in Verbindung setzt, und daß er den Petrus als den besondern Vertreter der Kirchenzucht, da er sich gewissermaßen eine genauere Instruction über den Modus der Vollstreckung derselben erbittet (V. 21), so entschieden auf die Selbstzucht verweiset (V. 23—35). Bei Prüfung von 1 Cor. 5 ist es Ref. wichtig, daß Paulus nur thut, was die Gemeinde hätte thun sollen, und daß er in ihrer Versammlung mit seinem Geiste den Bann über den Sünder ausspricht, und zwar nur zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde. Noch sieht er auf 1 Tim. 1, 20, und findet bei der Bestrafung von Hymenäus und Alexander auch die Absicht der Besserung. Wenn aber Ananias und Sapphira Act. 5 gleich getödtet werden, so habe dies darin seinen Grund, daß eine Sünde wider den heiligen Geist vorliege. Aus dem allen gewinnt Ref. nun das Resultat, daß die wahrhaft evangelische Kirchenzucht die Selbstzucht voraussetze, daß ihr Geist sey der der suchenden Jesusliebe, daß ihr Zweck sey vornämlich die Besserung des Sünders, daß sie aufsteige von der einfachen Brüdervermahnung bis zur furchtbaren Macht des Schlüsselamtes, aber nur da könne gehandhabt werden, wo man mit den Gaben des heiligen Geistes, namentlich der der Weisheit und des Gebets gesalbet worden sei, und daß sie nicht sowohl Sache des geistlichen Amtes, als vielmehr der Gemeinde sey, aber nur der Gemeinde der Gläubigen. Indem Ref. dann mit vieler Genauigkeit in die Specialitäten der Kirchengeschichte eingeht, das Pönitenzwesen der nachapostolischen Zeit, die Streitigkeiten der Staatskirche unter Constantin und dessen Nachfolgern, bei welcher der Bannfluch eine Waffe des Neides und des Hasses wird, bis zur Entwicklung der päpstlichen Macht, welche mit Bann und Interdict die äußerlich bekehrten heidnischen Völker schreckt und regiert, beschreibt, so zeigt er, wie das Eindringen des jüdischen Pharisäismus, die Vermischung der alttestamentlichen Theokratie mit der neutestamentlichen Heilsökonomie, und das Auftreten der Weltmacht in der Kirche von der biblischen Kirchenzucht so gut wie nichts mehr übrig läßt. Durch die Reformation habe eine Reaction eintreten müssen, und die Bekenntnißschriften unserer Kirche haben streng zwischen dem großen Bann, den sie für eine bürgerliche Strafe geachtet, und dem kleinen Bann geschieden, und haben den letztern — die Ausschließung vom Abendmahl — für allein zulässig erklärt. Sehr bald aber habe Luther angefangen zu klagen, daß das Volk zu zügellos werde, weil es des Papstes Bann nicht mehr zu fürchten habe. Und nach und nach sey man von der biblischen Grundlage wieder abgewichen; die Consistorien haben die Disciplinarbestimmungen des kanonischen Rechtes und den großen Bann wieder aufgenommen; es seyen bei denselben Kerker erkannt, in welche die Landsknechte die Schuldigen abgeführt. Auch Geistliche haben den Bannfluch ganz in päpstlicher Weise über Stadtobrigkeiten verhängt, welche wieder mit Absetzung geantwortet, wie solcher Fälle mehrere Arnold in seiner Ketzerhistorie (unter andern von Heßhusius) erzähle. So habe man sich dann nicht wundern dürfen, daß wieder eine Reaction eingetreten, bis mit dem Verfall der Kirchenmacht auch die letzten Reste der Kirchenzucht verloren gegangen seyen. Als Resultat aus dem allen gewinnt Ref. folgende Normen für die gegenwärtige Praxis: 1) Die kirchliche Disciplin hat sich aller Hülfe der Weltmacht zu entschlagen. 2) Sofern bei dem gewöhnlichen Zustande der jetzigen Gemeinden noch keine Klärung des wahrhaft christlichen Elements in ihnen eingetreten ist, läßt sich selbst gegen den grob unsittlichen Wandel ihrer Glieder keine Kirchenzucht üben. Nur wo sich ein Kern gläubiger Seelen gebildet hat, ist sie möglich. 3) Dieser Kern wird sich als ecclesia intra ecclesiam bilden und organisiren durch das vom heiligen Geist erfüllte und getriebene Hirtenamt, wenn die bildende Kraft nicht etwa durch besondere Hemmnisse gelähmt wird. Hat er sich aber gebildet, so muß sich die geistliche Zucht in ihm ganz nach Anweisung des göttlichen Wortes gestalten. 4) Der Pastor ist für die übrige, des christlichen Lebens noch baare Gemeinde viel mehr Missionar, als Seelsorger, und übt in ihr die Zucht nach der vom Kirchenregiment gegebenen Instruction als eine Nothwehr überall da, wo das Reich der Finsterniß mit den Institutionen der Kirche in Berührung tritt. Die Würde des heiligen Abendmahls ist nicht sowohl auf processualischem Wege durch Ausschließung, als vielmehr durch die Beichte und den heiligen Ernst seiner Administration zu wahren.

Da dieser Vortrag bereits eine geraume Zeit hinweggenommen, so blieb für die Besprechung nicht viel Raum mehr. Man erkannte den Fleiß und die Genauigkeit, womit Ref. gearbeitet, dankbarst an; aber man wollte es doch nicht billigen, daß er sich nicht strictet an seine Aufgabe gehalten, und den Consistorialerlaß so erläutert, daß die Wege zur Ausführung desselben gezeigt wären. Sodann konnte man sich mit den aufgestellten Grundsätzen auch nicht überall einverstanden erklären. Die Weltmacht begehre man zwar auch nicht zur Hülfe; auch erkenne man an, daß eine wirksame Ausübung der Kirchenzucht

von dem Zustande der Gemeinde großentheils abhängig, und daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die volle Ausübung der apostolischen Kirchenzucht nicht wohl möglich sey: aber der Pastor sey selbst unter diesen nicht bloß Missionar, in seiner Gemeinde, sondern wirklicher Seelsorger getaufter Christen, deshalb dürfe er auch nicht erst mit der Zucht bei diesen dem Herrn doch schon einverleibten Seelen warten, bis sie sich alle bekehrt, sondern er habe als Vater des ganzen Hauses Zucht zu üben, wie er nur könne, damit das Böse nicht überhand nehme, Aergerniß abgethan und der Weg zur Besserung bereitet werde. Was Ref. über die Stellung der Kirchenzucht zum Abendmahl sagt, kam gar nicht zur Sprache; man würde ihm beigestimmt haben, daß ein processualischer Weg, sofern eine gerichtliche Verhandlung damit gemeint wäre, überall bei der Kirchenzucht nicht anzuwenden sey, man würde auf Grund der Schrift (1 Cor. 5, 11) und der allgemeinen kirchlichen Praxis doch aber die förmliche Ausschließung vom Abendmahl als letzten Act der Kirchenzucht festgehalten wissen wollen. Erwähnt muß noch werden, daß im Laufe der Verhandlung dem Consistorialerlasse der Vorwurf gemacht wurde, daß er die Besserung des Gefallenen nicht als nächsten Zweck der Kirchenzucht gelten lassen wolle, sondern „die Erhaltung des sittlich religiösen Ehr- und Gesammtgefühls der Gemeinde und die davon für das öffentlich gegebene Aergerniß geforderte öffentliche Sühne" als denselben hinstelle, was doch durch die Schrift schwer begründet werden möchte; sodann, daß er sich doch zu wenig auf den Grund der immer noch rechtlich bestehenden Magdeburger Kirchenordnung stelle, welche z. B. Kirchenstrafe auch über die verhänge, welche ein Jahr lang nicht zum Abendmahl gegangen seyen; die Kirchen- und Sacramentsverächter seyen in dem Erlaß gar nicht berücksichtigt. Hierauf wurde freilich entgegnet, theils, daß die Magdeburger Kirchenordnung nicht überall in der Provinz zu Recht bestehe, theils, daß der Erlaß nur das Ausführbare habe hinstellen wollen; den Einen habe er zu viel, den Andern zu wenig gegeben. — Man fühlte allgemein, daß die heutige Verhandlung die wichtige Sache nicht ins Klare gebracht habe, daher beschloß man, auch diesen Gegenstand bei der nächsten Conferenz wieder aufzunehmen.

Am Abend hatten wir im Betsaale mit der theuern Gemeinde zusammen eine schöne Erbauung durch Pastor Köhler aus Quedlinburg, der über die Epistel des vorigen Sonntags (1 Cor. 1, 4—19) von dem Gnadengrunde, dem Gnadenmunde, dem Gnadenpfunde und dem Gnadenbunde einfach, herzlich und kräftig zu uns redete. Und nach Tisch wurde es noch schöner. Da war in Gnadau die Berliner Currende, welche aus acht singenden Knaben besteht und eben aus dem Harz kam, angelangt, und sang uns viele rhythmische Choräle so lieblich und ergreifend, daß wir es nicht lassen konnten, recht von Herzen einzustimmen, und wurde bald ein gar anmuthiger Wechselgesang zwischen der Currende und uns, und wollte gar kein Ende nehmen, obwohl es schon spät war, und wir doch schlafen mußten, da am andern Morgen 7 Uhr wir wieder zur Stelle befohlen waren.

Es waren noch manche liebe Brüder am Morgen angekommen, und nachdem wir im gemeinschaftlichen Gebete Gott recht von Herzen gedankt hatten nicht bloß für die Ruhe der Nacht, sondern auch allen Segen des vorigen Tages und für diesen des Herrn Hülfe erflehet, nahm Pastor Freyer aus Randau das Wort und sprach zu uns über 1 Cor. 4, 2 erweckliche Worte über die Amtstreue, welche besonders in bösen Tagen sich zu bewähren habe, und immer in der schriftmäßigen und lebendigen Predigt des Worts, wie auch in der gewissenhaften Verwaltung der h. Sacramente und der pflichtmäßigen Uebung der speciellen Seelsorge. Bei der Taufe schärfte der Bruder das Gebet für den Täufling und die Aufmerksamkeit auf die Pathen ein, er weise die Ungläubigen zurück; bei dem Abendmahl drang er auf Herstellung der Privatbeichte, damit man die Unwürdigen erkennen und zurückweisen könne; bei der speciellen Seelsorge forderte er nicht sowohl unruhige Geschäftigkeit, als vielmehr den Geist des Gebets und der wahren Jesusliebe.

Inzwischen war Herr Präsident von Gerlach eingetreten, dieser alte bewährte Freund unsers Vereins, und, wie uns zuvor schon angezeigt war, bereitete er uns die große Freude, als Nachtrag zu den gestrigen Verhandlungen einen kurzen, aber inhaltreichen und höchst anregenden Vortrag über die Kirchenzucht zu halten. Er bemerkte vorweg, daß er nur als Laie in dieser Predigerconferenz erschiene, und daß sein Wort nur als das Wort eines Laien angesehen werden solle. Durch den gegenwärtigen Aufschwung des kirchlichen Bewußtseyns werden auch bei den Laien neue Bedürfnisse angeregt; und so sey es auch geschehen durch den Consistorialerlaß über die Kirchenzucht. Daß die Kirche auch auf diesem Gebiete thätig seyn solle, sey ein Gedanke, der den meisten Christen dieser Zeit abhanden gekommen. Darum erscheine es ihnen als etwas ganz Neues, als etwas, das nur von einer gewissen Partei geltend gemacht werde. Und wenn nun auch diese neue Kirchenzucht so höchst ungleich und verschieden von den einzelnen Pastoren durchgeführt werde, so erscheine sie, besonders Leuten, deren Gesichtskreis nicht weit reiche, bloß als Sache des Pastors, als ein Einfall von ihm. Daher der fast allgemeine Widerstand gegen dieselbe unter der Firma, für das Alte einzutreten, wie ja auch Uhlich den Rationalismus die Religion der Väter genannt habe. Daher richte Ref. im Namen aller Laien die Bitte an die Pastoren, sich ihrer Unwissenheit zu erbarmen und sie von der Kanzel über diesen völlig neuen Gegenstand zu unterrichten, und zwar nicht bloß einmal, sondern in fortlaufenden Vorträgen, die recht eigentlich an die Unwissenden und Gegner gerichtet seyen. Und diese haben ein heiliges Recht an solche Unterweisung, das Predigtamt sey ja recht eigentlich für die Verirrten und Unwissenden. Wenn die Geistlichen dies thäten, würden die Kirchen sich gewiß füllen, und die Gegner mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhören. Wenn man aber einwende, es gebe nöthigere Sachen zu predigen, so sollen diese Hauptwahrheiten der Schrift ja nicht zurückgelassen werden. Im vorigen Sonntagsevangelium nehme der Herr von einem Rangstreit unter den Gästen des Mahls Veranlassung, die tiefsten Geheimnisse des Reiches Gottes zu enthüllen, indem er sage: Wer sich erhöhet, soll erniedrigt werden, und wer sich erniedrigt, soll erhöhet werden. Und es werde nur recht über den vorliegenden Gegenstand gepredigt werden, wenn er in Verbindung gebracht würde mit den Grundpfeilern der Wahrheit. Unterließe man aber, über diesen Gegenstand zu predigen, so bliebe ja die dicke Finsterniß, die jetzt über den Gemüthern lagere, und wenn die Kirchenzucht überhaupt eine brennende Zeitfrage sey, so gewinne es den Anschein, als wenn die Prediger sich nicht an dieselbe heranwagten, als wollten sie nicht predigen, was sie sollten; das drücke den Predigten den Ton der Fremdigkeit und Unwahrheit überhaupt auf. Predige man noch so schön, so haben die Zuhörer den Vorwand im Herzrn: das geht uns nichts an! wenn man nicht die Sachen predige, die grade die Herzen bewegen. Z. B. Magdeburg sey grade jetzt tief bewegt von der zur Sprache gebrachten Abschaffung

des bisher gebrauchten schlechten Gesangbuchs. Einige Prediger sprächen begreiflicher Weise nicht darüber; warum schwiegen aber die andern, da die Belehrung doch so noth thue? Aehnlich sey es mit der Liturgie. Sie trete jetzt als ein Neues in den Vordergrund, die Prediger wendeten jetzt bei den Gebeten sich zum Altar, alles wundere sich darüber, aber niemand belehre das unwissende Volk darüber. Auch zur Zeit des Lichtfreundthums sey altissimum silentium auf den Kanzeln über dieses gewesen. Man habe wohl gesagt, man müsse die Gegner verachten, aber die Gegner seyen furchtbar, und sie haben in jedem Herzen einen natürlichen Alliirten; das Herz bleibe immer lieber in Ruhe, und habe ein Interesse, nicht zu hören, was es grade treffe.

Hieran knüpfte der verehrte Redner noch einige Bemerkungen über die Nothwendigkeit, daß das Pfarramt seine Wirksamkeit durch Kräfte aus der Gemeinde stärke. In der Lutherischen Kirche stehe das Pfarramt zu isolirt. Die Gemeinde sey nicht bloß als Object, sondern auch als mitthätiges Subject zu behandeln. Es sey ja unmöglich, die Kirchenzucht ohne alle Theilnahme der Gemeinde zu üben. In den Dorfgemeinden gebe es Kirchväter, diese, wenn sie auch nicht grade erweckte Leute seyen, gehören in der Regel zu den bessern Gliedern der Gemeinde; diese müsse der Pastor oft um sich sammeln, mit ihnen beten, die Schrift lesen, die Bedürfnisse der Gemeinde besprechen, mit ihnen gemeinsam handeln. Dadurch werde der Pastor seine ganze Stellung bessern. Man sey so sehr geneigt, die Handlungen des Pastors als durch Privatinteresse geleitet anzusehen; dieser Verdacht wurde durch die Gemeinsamkeit des Wirkens bedeutend gehoben werden. In den Städten sey dies freilich schwieriger, aber der Pastor könne auch hier einen geeigneten Kreis um sich sammeln. Die Fremdigkeit zwischen den Geistlichen und den Gemeinden sey ein Hauptübel der gegenwärtigen Zeit, das müsse beseitigt werden. Darum erbarmen Sie sich, schloß der verehrte Mann, über uns unwissende Laien, wie der Heiland auch herabstieg.

Der Vorsitzende sprach im Namen Aller demselben den innigsten Dank aus für das anregende und zugleich beschämende Wort, das er an uns gerichtet, und zugleich den Wunsch, daß wir, wo möglich, in jeder Versammlung Gelegenheit finden möchten, seine erweckliche Stimme zu hören, und empfahl insbesondere den Brüdern aus eigner bewährter Erfahrung auf's Dringendste die Heranziehung der Kirchen- und Ortsvorstände, wie anderer frommer Leute, zur Mithülfe bei der Regierung und Versorgung der Gemeinde.

Hierauf hielt Herr Superintendent Buchholz aus Walsleben einen sehr erbaulichen Vortrag über gesalbte Predigt nach Anleitung folgender acht Sätze:

I. Die Predigt.

1. Die Predigt im öffentlichen Gottesdienste ist: lebensvoller Mittelpunkt unseres amtlichen Wirkens; denn von ihr geht Licht und Leben aus auf alle unsere sonstigen Amtsausrichtungen.

2. Das Wesen der Predigt ist: aus der Schrift geschöpftes Zeugniß (Röm. 10, 17) von dem und für den gekreuzigten Christus (2 Cor. 2, 2) vor der, auf einem bestimmten Bekenntnisse stehenden, Gemeinde (2 Tim. 1, 13. Phil. 3, 16).

3. Zweck der Predigt ist: die Sünder fort und fort dem gekreuzigten Christus zuzuführen, damit sie selig werden durch Ihn (Röm. 10, 13—14).

II. Die gesalbte Predigt.

4. Die Salbung, in deren Kraft die Predigt eine gesalbte wird, geschieht durch den h. Geist also, daß sie den Prediger nicht nur in der, durch die Taufe in ihm gewirkten, Wiedergeburt erhält und fördert; sondern auch die, in der Wiedergeburt ihm verliehenen, Gaben also richtet und stärkt, wie es für die Ausrichtung seines Predigerwerkes erforderlich und heilsam ist (1 Joh. 2, 20 u. 27. 1 Cor. 12, 4—11. 1 Tim. 4, 14).

5. Gesalbte Predigt ist demnach: das, durch eine in der Wiedergeburt stehende und für die Predigt gesalbte Persönlichkeit hindurchgegangene, Schriftzeugniß von dem und für den gekreuzigten Christus, so weit derselbe in dem Zeugenden Gestalt gewonnen, vor der, im Herrn ihm verbundenen, Gemeinde.

6. Daß solche Salbung in dem Prediger bleibe, und der von ihm zu bezeugende Christus, durch sie, in ihm mehr und mehr Gestalt gewinne, dazu ist nöthig andauerndes Gebet und fleißige Arbeit (2 Tim. 1, 6).

7. Solche Arbeit richtet sich auf: Schriftforschung, theologisches Studium, sorgfältige Bereitung auf jede einzelne Predigt und Seelsorge (Joh. 5, 39; Jes. 34, 16). (Hebr. 13, 17.)

8. Darf auch der ungesalbten Predigt (Satz 2) Wirkung nicht abgesprochen werden (Phil. 1, 16—18 und Confess. VIII); so kömmt die rechte, volle Wirkung doch nur durch die gesalbte Predigt.

Ref. bemerkte ad I. wie Christus gezeugt habe von dem, was er wußte und gesehen, so sollen auch wir zeugen, was wir von ihm gehört haben. Wir seien zwar unwissende Menschen, aber eben deshalb müßten wir unsere Predigt allein schöpfen aus dem Worte Gottes und zwar nach bewährter Auslegung; jüngere Geistliche griffen oft nach neuen frappenten Auslegungen, er wisse aber aus eigner Erfahrung, daß diese der Gemeinde Anstoß geben. Wenn er die Predigt als Zeugniß für den gekreuzigten Christus bezeichne, so wolle er damit die andern hohen Artikel der göttlichen Offenbarung nicht ausgeschlossen wissen, aber es müsse doch alles zuletzt auf den Gekreuzigten hinweisen und abzielen, und jede Predigt habe nur so viel Werth, als sie zu Ihm uns hinführe. Es sei nicht der Wille des Herrn gewesen, auch äußerlich die ganze Heerde als Eine darzustellen. Die einzelne Kirche solle der andern das Recht nicht absprechen, ein Glied an dem ganzen Leibe Christi zu seyn; aber jede Kirche solle die Gestalt bewahren, welche ihr der Herr gegeben. In der Entwicklung derselben gebe es Knotenpunkte, diese bezeichnen die Bekenntnisse, welche das eigenthümliche Wesen der einzelnen Kirche darstellen. Diese seien daher die Norm der Predigt. Ad II. bemerkte Ref., daß die Salbung vom h. Geiste ausgehe; es sei nur Ein Geist, aber er theile einem jeglichen das seine zu; so weit nur einer in seiner Eigenthümlichkeit durch den h. Geist geheiligt sey, sei er eine gesalbte Persönlichkeit, und die Predigt, die von dieser getragen sey, sei eine gesalbte Predigt. Damit wir die Salbung bewahren, thut zuerst uns Noth andauerndes Gebet. Wie steht's aber mit dem Gebetsleben in Bezug auf die Predigt? Tragen wir die zu haltende Predigt die ganze Woche auf dem Herzen? Haben wir ein Betkämmerlein? Bitten wir insbesondere am Sonnabend, daß zunächst der Herr alle Eitelkeit aus unserm Herzen wegnehme, und daß wir nichts seien als seine Zeugen und seine Werkzeuge? Was du im Verborgenen mit Gott geredet hast zuvor, das wird am Sonntage offenbar werden. Es thut weiter Noth fleißige Arbeit. Das erste Fluchwort über die Sünder: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, gilt vornämlich auch uns. Wir sollen im Schweiß unsers An-

gesichts auch für die Predigt arbeiten. Zunächst in der Schrift forschen, daß unsere Predigt schriftmäßig werde, und so forschen, daß der gekreuzigte Jesus immer mehr Leben in uns gewinne. Insbesondere sollen wir arbeiten für jede Predigt. In der Regel soll keine Predigt ohne die gewissenhafteste Vorbereitung gehalten werden. Ref. macht seine Predigt schon am Montage, und hat Gelegenheit, sie schon am Sonnabend zu halten, indem er kranken Leuten, die in die Kirche nicht kommen können, zuvor predigt. Er hält sie am Sonntag nicht wörtlich, aber er hat sie nun die Woche über durchlebt. Die fleißig geübte Seelsorge ist die Würze der Predigt. Hier fehlt es noch an der rechten Treue. Wenn unser Kind sterben will, so gehen wir gewiß nicht von seinem Bette: aber harren wir auch bei unsern Beichtkindern aus bis zuletzt? Und wie lange, und mit welcher Liebe gehen wir den Verirrten, den Trotzigen und Boshaftigen nach? Die Schrift sagt: Gehorchet euern Lehrern, denn sie wachen über eure Seelen. Daran liegt's: weil wir nicht genug wachen über ihre Seelen, so gehorchen sie uns auch nicht. Gesalbte Predigten werden wir nur so weit halten können, als wir gesalbt sind mit dem h. Geiste, der den Glauben wirkt und die Liebe ausgießt über unsere Herzen, die sich offenbart in Wort und That. Der theure Bruder schloß bewegt mit dem Verse: „Deiner Sanftmuth Schild, deiner Demuth Bild mir anlege, in mich präge, daß kein Zorn noch Stolz sich rege; vor dir sonst nichts gilt, als dein eigen Bild," in den dann alle Brüder eben so bewegt singend mit einstimmten.

Bei der darauf folgenden Besprechung, welche nicht die Reihe der Thesen einhielt, wurde besonders Folgendes hervorgehoben. In Bezug auf das, was über die bewährte Auslegung der Schrift gesagt war, bemerkte ein Bruder, das Himmelreich sei doch gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorbringe. Er gebe zu, daß in der eigentlichen Predigt nur der bewährten Auslegung zu folgen sei, aber die Bibelstunden haben doch einen andern Charakter, da meine er, daß mit der gehörigen Discretion auch Neues, was den Prediger besonders bewegt habe, mitgetheilt werden könne. Sodann scheine es ihm zu viel gesagt, wenn die Predigt der Mittelpunkt des amtlichen Wirkens genannt werde. Das Sacrament sei auch ein Mittelpunkt, wie die Predigt, gleich wie die Ellipse auch nicht bloß Einen Mittelpunkt habe. Auch der gekreuzigte Christus dürfe doch nicht allein und einseitig der Gegenstand der Predigt seyn. Alle Predigt habe den großen Kreis der geoffenbarten Wahrheiten vor sich, bald kehre sie sich zum Mittelpunkt, bald bewege sie sich mehr in der Peripherie. Man habe nicht bloß die Rechtfertigung aus dem Glauben, sondern auch die Heiligung, das Gesetz, zu predigen. Indeß hatte Ref. dies nicht geleugnet, und eine Verständigung war daher leicht herbeigeführt. Endlich bemerkte der Bruder, er habe die Einordnung der Predigt in das Kirchenjahr vermißt, und befürwortete sehr stark, daß die Sonntagspredigt sich nie von den Perikopen zu entfernen habe; denn, wenn wir uns von dieser providentiell festgestellten Ordnung entfernen, fallen wir der Subjectivität anheim. Dem stimmte Ref. zwar bei und sagte sogar, wenn er früher in jedem dritten Jahre freie Texte genommen habe, so habe er dies als unpractisch jetzt fallen lassen. Von anderer Seite wurde dagegen hingewiesen auf die Sitte der katholischen Kirche, zur Fastenzeit Predigten über besondere Zeitsünden, Tugenden u. d. m. halten zu lassen; ob das keine Berechtigung habe? Solche Predigten gehören freilich zunächst nicht in den geschlossenen Kreis des öffentlichen Gottesdienstes, weil wir aber keine Nebengottesdienste haben, wenigstens keine Zuhörer in denselben, seyen wir schon gezwungen, von den Perikopen öfter abzuweichen, und andere Texte zu nehmen. Und gewiß sollen wir auch hierin unsere evangel. Freiheit bewahren, und aus dem Gebrauch der Perikopen keinen Zwang machen. Wenn Ref. auf eine beständige sorgfältige Vorbereitung auf die Predigt gedrungen, so wurde dagegen geltend gemacht, daß die gegenwärtige Gemeinde doch auch ihren Einfluß auf die Predigt übe; darum sollen wir auch ein Ohr haben für das, was uns der Herr in der Mitte der Gemeinde auf der Kanzel erst gebe. Dies konnte wohl leicht mit den Thesen vereinigt werden, indem ja eine sorgfältige Vorbereitung ein wörtliches Concipiren und Memoriren nicht nothwendig einschließe. Aber eine lebhaftere Besprechung rief die Bestimmung der Thes. 2 hervor, daß die Predigt ein Zeugniß sey vor der, auf einem bestimmten Bekenntnisse stehenden Gemeinde. Ref. fragte, ob er, wenn er auf einem bestimmten Bekenntnisse stehe, ein Recht habe, einer Gemeinde verschiedenen Bekenntnisses zu predigen? Dies wurde allerdings von einer Seite entschieden verneint; jede Kirchengemeinschaft habe ihre Uniform; in dieser könne man wohl zu den Heiden gehen, wo gar keine Uniform wäre, aber es schicke sich nicht, unter andern Uniformen sich mischen. Diese Aeußerung befremdete einen Bruder gar sehr; er habe 9 Jahr an einer reformirten Gemeinde gestanden, ob er denn ein ungetreuer Prediger gewesen sey, oder die Gemeinde eine untreue Gemeinde? Freilich sey damals nirgends ein confessionelles Bewußtseyn gewesen. Jetzt stehe die Sache anders. Er würde es nicht billigen, wenn ein Lutherischer Prediger an einer Reformirten Kirche fungire, dagegen finde er nichts darin, wenn ein Lutheraner in einer Reformirten Kirche einmal eine Gastpredigt halte. Ref. erklärte, daß er das erstere Verhältniß bei der These vornämlich im Auge gehabt habe, und wenn man auch von einer Seite geneigt schien, die strengste Uniformordnung festzuhalten, so bemerkte doch der Vorsitzende, es gebe außer der Partikularuniform noch eine allgemeine Reichsuniform, welcher der Zutritt schon gestattet werden dürfe in alle Gebiete, die zum Reich gehören. Hieran knüpfte er, da die gemessene Zeit vorüber war, das Schlußwort.

Nach den Statuten des Vereins soll in der Herbstversammlung jedes Jahres der Vorstand neu gewählt werden. Das Vertrauen der Brüder hatte mit unzweideutiger Kundgebung dem bisherigen Präses aufs Neue die Leitung des Vereins übertragen. Er sagte, er habe gewünscht und gehofft, des ehrenvollen aber schweren Amts, das seinen alternden Schultern schon zu drückend werde, nun enthoben zu werden; aber er sey dem Herrn Jesu sein Leben schuldig, und so lange Er ihn auf seinem Posten lasse, wolle er auch nicht eigenwillig fortgehen. Die Brüder kenneten ihn genugsam und wüßten, daß er in manchem Stücke eine andere Stellung habe, als viele von ihnen, er habe deß auch kein Hehl, und wolle sich auch nicht zu einem andern, andern zu Liebe, machen, als der er bis dahin sey, wie es der Herr ihm gegeben. Aber wenn die Brüder ihn nehmen wollten, wie er wäre, so wollte er auch sie nehmen, wie sie wären, und sie und ihre Meinung schuldiger Maßen respectiren, was ihm auch gar nicht schwer werde, da er sie alle so herzlich lieb habe, als die meist mit ihm in guten und bösen Tagen so lange unter Einer Fahne gestanden und treu beharret. Darauf kniete er mit den Brüdern nieder, dankte Gott sehr brünstig für alle Gnade und Segen bis hieher, sonderlich für den Trost, den wir gestern und heute wieder empfangen, bat um weitere Hülfe, sonderlich Stärkung der brüderlichen Liebe, empfahl auch die Gemeinden, die ganze Kirche der treuen Obhut Gottes, und nachdem er mit dem Vater Unser geschlossen, standen alle wieder auf, legten die Hände zum neuen Bunde in einander und sangen: Die wir uns allhier zusammen finden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 27. October. № 86.

Ulrich von Hutten und seine Stellung zur Reformation.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Die oberste Stellung und eigentliche Leitung in dem Kreise der Humanisten in Erfurt, in den H. durch seine Studien und Freunde, wie Crotus und Hesse, immer mehr hineingezogen wurde, gebührt dem Conrad Mudt oder Muth, Mutianus Rufus, wie er sich selbst nannte, der aus der berühmten Humanistenpflanzschule des Alexander Hegius in Deventer hervorgegangen, als Rechtsgelehrter anfangs in Hessische Dienste getreten, aber der Hof- und Staatsgeschäfte bald überdrüssig geworden war und als Canonicus in Gotha eine wissenschaftliche Muße gefunden hatte, aus der er sich nicht mehr herauslocken ließ. Seinen Studien leben, gelehrte Freunde gastfreundlich aufnehmen, junge Talente fördern, das war seine Freude. Spalatin wurde durch ihn dem Kurfürsten, Jonas für die Propstei an der Schloßkirche in Wittenberg empfohlen. Er war in seiner Liebe zur Unabhängigkeit und Bequemlichkeit ganz dem Erasmus ähnlich, besaß aber nichts von dessen Ehrgeiz und noch weniger von dessen heimtückischem, bissigem Wesen. Er wollte nicht als Schriftsteller glänzen und war ungehalten, wenn man etwas von ihm drucken ließ, denn er konnte sich selbst nicht genügen: durch mündliche und briefliche Belehrung im engern Kreis zu wirken, erschien ihm als seine Aufgabe; talentvolle junge Leute um sich zu sammeln, sie zusammenzuhalten, auf sie zu wirken, war seine Lust und Stärke. Daß sein moralischer Einfluß auf sie fast noch bedeutender war, als sein wissenschaftlicher (wie der Verf. sagt), wollen wir in seinem Werthe lassen, und nur hier gleich bemerken, daß diese Humanistenmoral auch bei einem so ehrbaren Manne, wie Mutian, ihre schwachen Seiten hatte. Wie hätte er sonst in der aus seiner Bequemlichkeitsliebe erklärlichen Anpreisung der Ehelosigkeit so weit gehen können, daß er seinen Freunden lieber zur Hurerei als zur Ehe gerathen hätte, anderer cynischer Aeußerungen nicht zu gedenken. Dergleichen aber schienen die Humanisten ohne allen Arg aus dem Heidenthum mit herüber zu nehmen. So wenig aber die Moral auch dieser ehrbarsten unter den Humanisten die christliche, ebenso wenig war auch ihr Glaube wurzelächt. Es klingt hart, wenn Luther den Erasmus einen gottlosen Mann und Epicuräer nennt, der nichts glaube und über alles spotte, auch die ganze Religion und Christum, aber es dürfte unschwer zu erweisen seyn, wie auch Luther vielfältig ausführt, daß des Erasmus ganze Art und Weise darauf hinausgeht, alles ungewiß zu machen, allen festen Grund und Boden zu rauben. Ein Lucianischer Geist kann kein religiöses Gemüth seyn. Es klingt schon ziemlich bedenklich, wenn Mutian sagt: „Die Religion Christi hat nicht erst mit seiner Menschwerdung angefangen, sondern ist so alt als die Welt, als seine Geburt aus dem Vater. Denn was ist der wahre Christus, der eigentliche Sohn Gottes anderes als, wie Paulus sagt, die Weisheit Gottes, mit welcher er nicht allein den Juden in einer engen Syrischen Landschaft beiwohnte, sondern auch den Griechen, Römern und Deutschen, so verschieden auch ihre religiösen Gebräuche waren." Aber viel bestimmter noch spricht er diese seine neuplatonischen Ideen anderwärts aus: „Es ist nur Ein Gott und Eine Göttin. Aber es sind viele Gestalten und viele Namen. Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria. Aber hüte dich, das auszubreiten. Man muß es in Schweigen hüllen, wie Eleusinische Mysterien. In Sachen der Religion muß man sich der Decke von Fabeln und Räthseln bedienen. Du, mit Jupiter's, d. h. des besten und größten Gottes, Gnade verachte still die kleinen Götter. Wenn ich Jupiter sage, meine ich Christus und den wahren Gott. Doch genug von diesen allzu hohen Dingen." — „Auch über die Bibel (sagt unser Verf.), insbesondere die Evangelien hatte Mutian helle Blicke, die sich aber zum Theil mit wunderlichen Grillen mischten. Von dem Unterschiede exoterischen und esoterischen Lehren ausgehend meint er, die Verfasser der evangelischen Geschichte haben manches Geheimniß in Räthsel und Gleichnisse eingehüllt. Wie Apulejus und Aesop fabeln, so auch die heilige Schrift der Juden. Dahin rechnet er das Buch Hiob, dahin die Geschichte des Jonas, dessen Wunder er durch die Auskunft löst, der Wallfisch sey ein Bad mit einem solchen Schilde, der Kürbis aber ein Badehut gewesen. Das ist lächerlich, setzt er selbst hinzu. Doch ich habe noch spaßhaftere Dinge, die auf Lateinisch sacramenta, Griechisch Mysterien heißen, von denen ich nichts sagen werde. Dahin gehört auch die Aeußerung Mutian's, in der Meinung der Muhamedaner, daß Christus nicht selbst gekreuzigt worden sey, sondern Einer, der ihm ähnlich gesehen, stecke eine geheime Weisheit. Zwar deutet er es zunächst auf Christi Stillschweigen vor Pilatus, da des Menschen wahres Ich die Seele sey, welche sich durch das Wort kundgebe: doch behält er offenbar die

Sache noch zurück, denn er bricht mit den Worten ab, er wolle hier nicht aussagen, was Geheimniß bleiben müsse." — Daß einem Geiste, wie Mutian, das damalige Kirchenwesen ein Gegenstand der Verachtung war, über den er im Kreise seiner Freunde seinen Spott ausgoß, wird uns nicht wundern. „Die Fastenspeisen nannte er Thorenspeisen, die Bettelmönche kuttentragende Ungeheuer; er verwarf die Ohrenbeichte, die Seelenmessen; die Stunden, die er mit dem Altardienste zubrachte, betrachtete er als verlorene Zeit. In seinem Hause war es, wo Crotus seine schärfsten Witze in dieser Richtung losließ, wo er die Messe eine Komödie, die Reliquien Knochen vom Rabenstein, den Horengesang in der Kirche ein Hundegeheul, in den Häusern der Domherren ein Summen nicht von Bienen, sondern von faulen Drohnen nannte. Ganz im Geschmack des Crotus hinwiederum war es, wenn Mutian am Magdalenentage über diese magna lena sich allerhand Scherze erlaubte." Man sieht schon hieraus, daß so ziemlich nichts verschont blieb, wenn aber Mutian in seiner nicht unberechtigten Feindseligkeit gegen die Schultheologen sagte: „Die Theologen heißen uns hoffen, um uns zu betrügen: während wir auf den Himmel warten, den sie uns versprechen, eignen sie sich die irdischen Güter zu", so geht dieser Angriff über sein Ziel hinaus und trifft das Christenthum selbst, ja eine jede Religion, die sich nicht auf das diesseits beschränkt.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn H. in diesen Kreisen eine tiefe Feindseligkeit gegen das damalige Kirchenthum einsog, nur war er nicht der Mann, die Faust in der Tasche zu machen und sich mit einem Epigramme, einem Freunde sub sigillo silentii mitgetheilt, zu befriedigen; ihm war es mit seinem Spott ein Ernst und er handelte, wo Andere nur scherzten, er war ein Mann der That, der sich bestimmte Ziele steckte und grade darauf losging. Das Gebiet religiösen Forschens war nicht das seine und für Mutians Paradoxien konnte er sich nicht begeistern. Uebrigens muß er in Cöln und Erfurt, wie auch in Frankfurt, wohin er seinem Lehrer Aesticampius im J. 1506 folgte, fleißig gelernt und eingesammelt haben, denn woher hätte er sonst den großen, stets bereiten Schatz seines Wissens? Nur einige poetische Erzeugnisse haben wir von H. aus seinen Universitätsjahren, allgemeinen Inhalts, noch ohne besondere Tendenzen.

In Frankfurt, wo er mit Trebelius und Vigilantius in enge Freundschaft trat und wo er wohl auch schon von dem nachmaligen Erzbischof, dem Markgraf Albrecht von Brandenburg, einem seiner spätern Gönner, unterstützt wurde, soll er auch den ersten akademischen Grad erlangt haben, doch hat er nie Gebrauch davon gemacht und sucht etwas darin, sich als ungraduirt darzustellen.

Etwa im Frühling 1509 verließ H. Frankfurt, wir wissen nicht warum, wahrscheinlich nur getrieben von dem unruhigen und beweglichen Geiste, den er sich selbst zuschreibt. Von jetzt an beginnen seine Wanderjahre und mit ihnen seine unablässigen Abentheuer und Leiden, durch welche dieses seltsame Nachbild der fahrenden Ritter und Vorbild des literarischen Proletariats abwechselnd und gleichzeitig Mitleid, Ekel und Bewunderung erweckt. Wohin zunächst seine Reise ging, wissen wir nicht, wir finden ihn nach einer unglücklichen Fahrt auf der Ostsee und fortlaufenden Mühsalen in einem jammervollen Zustande an der Pommerschen Küste. „Er war gänzlich mittellos und überdies schwer krank. Er bettelte sich durch das Land, klopfte an arme Bauerhütten um ein Stück Brod und ein Nachtlager, mußte aber mehr als einmal abgewiesen im Freien den harten Boden zum Pfühle nehmen. Umwege zu machen, um nach der Sitte fahrender Studiosen bei Gelehrten Unterschleif und Zehrung zu suchen, verboten ihm unabläßig sich erneuernde Krankheitsanfälle." Seine Krankheit war ein viertägiges Fieber, das ihn aufs äußerste geschwächt und abgemagert hatte; dabei hatte er eine oder mehrere eiternde Wunden, eine Folge der gallischen Krankheit, an der er seit dem Jahre 1508 litt.*) Mühselig schleppte sich der hülflose und kranke Wanderer gegen den Herbst 1509 nach Greifswalde, wo die Universität ihn Beistand hoffen ließ und er auch wirklich in einer angesehenen Familie Theilnahme zu finden schien. Henning Lötz, Canonicus und Professor der Rechte, Sohn des Bürgermeisters Wedag Lötz, eines reichen Kaufmanns, nahm ihn in sein Haus auf, kleidete ihn, wahrscheinlich aus des Vaters Vorräthen, streckte ihm Geld vor und behandelte ihn anfangs so freundlich, daß H. es nicht besser wünschen konnte. Aber das wurde bald ganz anders, wir wissen nicht bestimmt warum, da wir den Bericht nur von Huttenscher Seite haben, und H. hielt es für das Beste zu gehen: nun wollten aber die Lötze erst ihre Vorschüsse erstattet haben, was natürlich für H. damals eine Unmöglichkeit war, sie gaben endlich seinen Vorstellungen nach und ließen ihn ziehen, aber in der Nähe der Stadt durch berittene Diener überfallen, ihm unter Bedrohungen die warmen Oberkleider ausziehen, die sie ihm geschafft, und selbst seines einzigen Reichthums, eines Bündelchens mit Büchern und eigenen Dichtungen, berauben. Halb nackt wanderte der von seiner Krankheit noch keineswegs Genesene bei strenger Winterkälte die 12 Meilen nach Rostock, wo er in einer elenden Herberge aufs Krankenlager sank. Aber hier fand er uneigennützige und nachhaltige Hülfe, namentlich durch den Professor der Philosophie Ekbert Harlem, der ihn in sein Haus aufnahm, für Arznei und Pflege sorgte und dem Mittellosen Geld in die Hand gab. „In seinem Hause, an seinem Tische fing H. an wieder aufzuleben. Auch andere Professoren erwiesen sich ihm günstig; ein Kreis von Studirenden sammelte sich um ihn, denen er schönwissenschaftliche Vorträge hielt. Er kam ordentlich in die Mode zu Rostock; man hieß ihn nur den neuen Poeten; bereits schien es der Mühe werth, ihn zu beneiden." (Fortsetzung folgt.)

*) Sein Biograph hat es für nöthig befunden, diese seine Krankheit, die ihm neben unsäglichen Leiden und frühem Tode auch die gehäßigste Nachrede zugezogen hat, mit der ihm eigenen Unbefangenheit an einem andern Orte ausführlich zu besprechen, und wir bitten den Leser ebenfalls, bis dahin sein Urtheil zu suspendiren.

Nachrichten.

Aus der Niederlausitz.

Am 17. und 18. August wurde in Cottbus die vierzehnte Niederlausitzer Pastoralconferenz gehalten. Schon zu Montag den 16ten, Abends 8 Uhr, war eine Versammlung angesagt, in welcher eine freie Besprechung über das Thema stattfinden sollte: „Welche Anforderungen sind an eine zweckentsprechende Beichtrede zu stellen". — Mich zog's zunächst dem Geläut der Glocken nach in die altehrwürdige Oberkirche, wo um 7½ Uhr Superintendent Ebeling seinen wöchentlichen Abendgottesdienst hielt. Trotz des hereinbrechenden Regens sammelte sich eine nicht unbeträchtliche Zahl Gemeindeglieder, ein Eingangsvers wurde gesungen, Sup. Ebeling betrat die Kanzel und hielt zunächst einen kurzen Bericht über Verfasser und Entstehung des alten geistlichen Wächtergesanges: „Wachet auf, ruft uns die Stimme", gab die Grundgedanken desselben an und bereitete auf diese Weise die Gemeinde zum rechten geistlichen Mitsingen dieses der Bibelauslegung vorausgehenden Hauptliedes vor. Man muß wissen, daß die Stadt Cottbus in der Zeit der Gesangbuchsrevolution an Stelle des alten Porst das neue Berliner Gesangbuch erhalten hat. Da ist's denn zunächst die Aufgabe des Superintendenten, die Gemeindeglieder mit den alten Liedern wieder vertraut und ihnen dieselben lieb und theuer zu machen, und, weil es mit dem Vorsagen immer eine mißliche Sache ist, hat Sup. Ebeling den sehr nachahmungswerthen Weg eingeschlagen, seiner Bibelstundengemeinde immer 8 Tage voraus zu sagen, was für ein Lied aus dem Porst das nächste Mal gesungen werden soll. Wer nun an dem Abendgottesdienst Theil nehmen und mitsingen will, wird auf diese Weise angetrieben, sich den Porst oder ein altes gutes Gesangbuch anzuschaffen und es mitzubringen, eine ganze Zahl aber lernt, wie ich hörte, dem Rathe ihres Seelsorgers folgend, das angezeigte Lied gleich auswendig.

Dem Gesange folgte eine einfache, körnige, ebenso lehrhafte als erbauliche Auslegung von 2. Mose 27, 9 ff. Mit einem warmen, aus der Fülle des Herzens kommenden Gebet um den Bau der Hütte Gottes und um die Zerstörung der Werke Satans in der Stadt Cottbus wurde der Abendgottesdienst geschlossen. Die 10te Stunde war schon angebrochen, als ich zu den versammelten Brüdern eintrat. Einige dreißig hatten sich eingefunden. Sie disputirten über das vorbezeichnete, von einem der Brüder eingeleitete Thema. Ich setzte mich an die Seite und hörte zu; ich hörte und traute zuletzt meinen Ohren nicht. Es kamen gegen das Ende der Discussion erschreckliche Dinge zu Tage. Einer der Brüder erzählte mit großem Erstaunen, er habe kürzlich mit seinen Augen gesehen und mit seinen Ohren gehört, wie ein Amtsbruder den andern absolvirt habe mit der Formel: „Auf Christi Befehl und an Christi statt spreche ich dich los von allen deinen Sünden im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes"; darauf raunte man sich von verschiedenen Seiten in die Ohren, das sey ja ganz katholisch, und, als ein andrer Bruder die Verwunderung über solche vermeintliche katholisirende Beichtverwaltung mit den Worten zu nehmen anhob, daß gegenwärtig in der Kirche zwei Richtungen mit einander in Streit seyen, die eine, die da behaupte, in der Beichte empfingen Alle die Absolution, die Einen zum Segen, die Anderen zum Gerichte, die andere, die da meine, nur die Bußfertigen und Gläubigen empfingen die Absolution — wurde durch den Leiter der Versammlung wegen vorgerückter Zeit die Verhandlung abgebrochen und die Versammlung ging auseinander. Daß unter diesen Umständen von den vornehmsten und wichtigsten Stücken einer guten zweckentsprechenden Beichtrede, nämlich die Beichtenden zu dem Glauben zu erwecken, die heilige Absolution sey nicht eines Menschen Stimme, sondern die göttliche, allmächtige Stimme unseres Herrn Jesu Christi, darinnen Er Selbst uns verlorne, verdammte Sünder von der Sünde und von der Gewalt des Teufels lossspreche (Matth. 18, 18, Joh. 20, 23) und das heilige Sacrament des Altars sey der wahre Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi, unter dem Brod und Wein uns Christen zu essen und zu trinken von Christo Selbst eingesetzt: daß von diesen Hauptstücken einer Beichtrede nicht die Rede war, läßt sich leicht einsehen. Das Ganze verlief sich vielmehr in ein müßiges Hin- und Herreden darüber, wie die Beichtrede einzurichten sey, wenn man bemerke, daß dieser und jener große und grobe Sünder sich zum Altare nahe. — Das war die Vorversammlung, allerdings für die wenigen an derselben Theil nehmenden Brüder, die das Bekenntniß der Kirche lieb haben, sehr niederschlagend. Es reute mich fast, meine Gemeinde auf etliche Tage verlassen zu haben, um an der Niederlausitzer Pastoralconferenz mich zu betheiligen; doch ist's mir hernach nicht leid gewesen, nur die Vorversammlung war so unerquicklich, die eigentliche Conferenz war besser. Sie wurde Dienstag früh 8 Uhr mit einem feierlichen Gottesdienst in der Oberkirche eröffnet. Den dem Gesange des Liedes: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" folgenden liturgischen Theil desselben hielt Pred. Berger aus Cottbus. Besonders ergreifend war in diesem Theile der Gesang des heil. apostolischen Glaubens. Chor und Gemeinde beteten denselben psalmodirend. Der stellvertretende Generalsuperintendent Wahn hielt die Predigt. 1 Cor. 4, 2 „Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden" lag ihr zu Grunde. Sie handelte von der rechten Amtstreue, und zwar lenkte sie zuerst die Gedanken auf die Reichsgüter des Herrn, das Wort Gottes und die heiligen Sacramente, an denen wir als Haushalter Christi unsere Treue zu beweisen hätten; sodann zeigte sie, wie die rechte Treue nicht sowohl an der Menge äußerlicher Werke und an äußerlich glücklicher Führung des Amtes zu messen sey, wie viel mehr nur ein bekehrtes, ein Jesum liebendes, betendes Herz die rechte Treue üben könne, und zuletzt stellte sie vor den Thron Dessen, **vor Dem** sich unsere Treue **beweisen** müsse. Die Predigt kam aus dem Wort und führte in's Wort; darin lag ihre Macht. Aufs Liebvollste stellte sie vor Augen, daß unsere Aufgabe vor Allem sey, das Wort herrschen zu lassen, das reine lautere Gotteswort. Dieses Wort habe die Verheißung, daß sich ihm Alles beugen solle. Nicht unsere Sache sey es, der Kirche zum Siege zu helfen, am Allerwenigsten durch falsche Vermittlung zwischen der Weltbildung und dem Worte. Der Herr Selbst werde siegen, sorgen wir nur, daß wir Sein Wort treulich geben und kein Tüttelchen unseres Glaubens uns nehmen lassen.

Um 10 Uhr war der Gottesdienst beendet; wenige Minuten darauf waren die Brüder in der Schloßkirche versammelt, ich zählte zwischen 70 und 80 meist Niederlausitzer Pastoren. Auch Herr Generalsuperintendent Dr. Büchsel hatte zu unserer herzlichen Freude sich eingefunden. Der bisherige Leiter der Conferenz, Sup. Beppel, sprach ein kurzes Wort der Begrüßung, worauf Sup. Ebeling einen Vortrag hielt über „die Stellung und Aufgabe der Kirche gegenüber den Bestrebungen der Gegenwart." Die Bestrebungen der Gegenwart, welche der Kirche gegenüberstehen, dem ernsten Wesen der-

selben fremd, doch aber im Bereich derselben erwachsen, sind dem Judas zu vergleichen, der des Herrn Brod aß und ihn mit Füßen trat. Dem Vorbilde des Heilandes folgend, muß die Kirche wohl diejenigen dulden, deren Streben auf ihren Ruin gerichtet ist, muß ihnen mit Geduld und Liebe begegnen, doch aber darf sie nicht säumig sein, ihr Treiben zu entlarven und ihrem Unwesen zu wehren. Das etwa waren die einleitenden Gedanken des Vortrages, in dem im Anschluß an Offenb. Joh. 13, die der Kirche entgegentretenden Mächte als die beiden Thiere, die S. Johannes, das eine aus dem Meere, das andere aus der Erde aufsteigen sah, als die gottfeindliche Weltmacht und die gottfeindliche Weisheit näher gezeichnet wurden. Mit Exempeln aus der neuesten Zeit wurde beklagt, wie gerade die Gegenwart es sey, in welcher das Prinzip der gottfeindlichen Weltmacht, in der Volkssouveränität und in der Tyrannei mehr denn je kirchenzerstörend sich offenbare und in der vom Worte des Lebens immer mehr losgerissenen Wissenschaft, Industrie, Kunst und Sitte dieser Zeit wurde die Macht des anderen Thieres gezeigt, das wie der Drache redet und sich in Lämmerart kleidet. Gegenüber diesen Mächten der Finsterniß ist der Kirche ihre Stellung und Aufgabe nicht erst anzuweisen; sie ist ihr angewiesen, daß sie soll die Hütte Gottes auf Erden sein. Wie der Sohn Gottes, der in des Vaters Schooße saß, unter uns wohnete, zeltete, so sollen auch wir, die wir Zeltbewohner sind, uns als solche beweisen durch Widerstand im duldenden Zeugen. — Es wächst, so etwa schloß der gehaltvolle Vortrag, eine das Thier anbetende Generation von Menschen auf, erzogen in Anstalten, auf welchen das Thier auf Erden viel mitredet. Die Universitäten lassen sich nicht regeln, wie Elementarschulen. Da will man Menschen bilden ohne Christum, Bildung ohne Heiligung. Die Kirche steht dem gegenüber als die Thörin; aber vergessen wir nur bei allem Zeugenmuthe die Geduld nicht! Nehmen nur wir das Zeichen des Thieres nicht auf unsere Stirn. Wir sollen der Welt ein Gegenstand der Verachtung sein, und doch ein Segen für sie. Das Geheimniß der Bosheit schreitet fort, aber wir warten im Glauben des Tages, da der Herr wird kommen zu der geliebten Stadt, da Er wird Feuer fallen lassen und sie verzehren, die das Heerlager der Heiligen umringt halten. Er lasse Seine Kraft in uns Schwachen mächtig seyn!

In der darauf folgenden Discussion wurde von Seiten des Herrn Gen. Sup. Büchsel darauf hingewiesen, daß dieselben Bestrebungen, welche in der Politik, in Wissenschaft, Kunst ꝛc. offenbar würden, auch in unsere Schulstuben, Schulzenhöfe und Bauernhäuser hineingingen, und wie wichtig für uns die Frage sey: Welches ist wohl die Gestalt, welche das Thier in unseren Amtskreisen angenommen, und wie haben wir uns dagegen zu stellen? — Es kam aber nicht recht zu dieser Detaillirung; auch hatte es wohl Referent weniger darauf abgesehen, als auf eine Stärkung in dem Bewußtseyn, daß die Zeit gekommen sey, in welcher Satan ungebunden alle seine Macht nach allen Seiten hin zu entfalten und wider die Kirche aufzubieten trachte, und — daß wir nicht denken sollten, wir hätten mit diesen oder jenen verkehrten Leuten zu thun, vielmehr bedenken müßten, daß wir bei den alle Gebiete des Lebens durchbrechenden finstern Mächten, mit dem Fürsten der Finsterniß selbst zu kämpfen hätten; darum müsse auch, während die verkehrten Leute ein Gegenstand unserer duldenden Liebe seyn sollten, gegen Satan all' unser Streiten und Beten gerichtet seyn.

Möchte es doch gegenüber dem Erkalten der Liebe, an deren Stelle die rohe Gewalt und gegenüber der sinkenden Pietät, an deren Stelle die Afterweisheit dieser Tage tritt, uns nie weder auf der Kanzel, noch in den Hütten und Pallästen, an dem Zeugenmuthe und an der Demuth im Zeugnisse fehlen. Sie vor Allen, die Demuth im Zeugnisse, ist die Waffe, die, wie ein theurer Mann bemerkte, unwiderstehlich ist.

Den zweiten Vortrag hielt Superintendent Schwarzschulz aus Guben. Er behandelte die Frage: „Was ist die Pflicht des evangelischen Geistlichen dem Vorgehen der römischen Kirche gegenüber? Derselbe zeigte zunächst, daß das Vorgehen der römischen Kirche ein der unsrigen gegnerisches sey, daß sie, zumal jetzt, wo es in ihrem Lager wieder lebendig worden, Lust, Muth und Umsicht zeige, das evangelische Volk wieder ihrer Herrschaft zu unterwerfen, und daß sie meist indirekt, besonders aber in den unter römisch-katholischer Bevölkerung wohnenden Evangelischen auch direkt diesem Ziele nachjage. An verschiedenen Erscheinungen der Gegenwart wurde dies aufgezeigt. Unsere Hauptrüstung dagegen sey das Wort Gottes. Je mehr wir uns in dasselbe mit Gebet vertieften, je fleißiger wir die Bekenntnißschriften unserer Kirche studirten und uns durch dieselben wieder ins Wort treiben ließen, um so geschickter würden wir seyn, unsern katholischer Mission ausgesetzten Gemeinden selbst die rechten Waffen gegen alle Menschensatzung in die Hände zu geben. Auch das Studium der Kirchengeschichte, insbesondere des Tridentinum und des Catechismus roman. sollten wir Geistliche nicht versäumen. Sodann gelte es, die Hauptlehre unserer Kirche, die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben in Wort und Schrift tüchtig treiben, die Irrenden nicht verächtlich behandeln, sondern Geduld und Liebe gegen sie beweisen, für die Abgefallenen fleißig Fürbitte thun, für die reumüthig Umkehrenden allezeit eine offene Thüre haben u. s. f. Damit die Stärke wachse, sey aber auch besonders das Bewußtseyn der Gemeinschaft unter den Evangelischen zu wecken und zu pflegen. S. Pauli Wort: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben", sey der Grund, auf dem wir uns die Hände reichen müßten. Nichts gäbe den Römischen mehr Anlaß gegen uns vorzugehen, als der Zwiespalt der Evangelischen untereinander u. s. w. — Von gewichtigen Seiten wurde im Verlauf der Discussion klarer, als es in dem Vortrage geschehen war, darauf hingewiesen, daß unser Hauptschaden gegenüber der katholischen Kirche unser Subjectivismus sey, daß nichts mehr Zwiespalt und Zertrennung in unsere Kirche gebracht habe, als die falsche Union; es gelte mit dem Bekenntniß der Kirche für dasselbe einstehen. Von anderer Seite wurde bemerkt, daß unsere Rechtfertigungslehre besonders in unseren Predigten so wenig frei vom Römischen sey und wie sehr wir auf unserer Hut seyn müßten, uns nicht durch den Subjectivismus wider Wissen und Wollen in das römische Wesen hineintreiben zu lassen. Auch das Kopfschütteln Etlicher am vorhergehenden Abend über die als katholisch verketzerte lutherische Absolutionsformel wurde von einem der Brüder ernstlich gerügt. — Natürlich kam man auch auf den Gustav-Adolph-Verein und die Jesuitenmission zu sprechen. Von letzterer machte Gen. Sup. Büchsel interessante Mittheilungen, besonders erfreulich war die Thatsache der in Folge der Jesuitenmission in Berlin geschehenen Uebertrittes mehrerer Katholiken zur evangelischen Kirche. Für ersteren, den Sup. Schwarzschulz nicht in Allem vertreten zu können meinte, erhob sich einer der Niederlausitzer Brüder als warmer Freund und Fürsprecher; im Allgemeinen aber gab sich weder ein starkes pro noch contra zu erkennen, vielmehr hielt sich's mit dieser wie mit der Frage der Union; es fehlte nicht an manchen guten, trefflichen Zeugnissen; aber Lauheit war der hervorstechende Charakter, mit dem die Versammlung im Großen und Ganzen sich zu den ernstesten Zeitfragen zu verhalten schien. — Mit dem Gesang des 1sten Verses von: „Ein feste Burg ist unser Gott" wurde die Besprechung geschlossen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 30. October. № 87.

Ulrich von Hutten und seine Stellung zur Reformation.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

H. bedeutendste Erzeugnisse sind Invectiven, im Zorn ist er als Dichter und Redner am größten. Wie seinen kampflustigen Ahnherren das Schwert allzeit locker in der Scheide saß, so griff der fahrende Poet alsbald zu seiner Feder, und wenn er es nicht verstand, so fein zugespitzte und mit beißendem Spott vergiftete Pfeile wie Erasmus zu entsenden, so fielen dagegen die Streiche seiner Hand so hageldicht auf den Gegner nieder, daß er ein mehr als dreifach umpanzertes Herz hätte haben müssen, wenn er sie nicht gefühlt hätte. Zuerst focht er eine eigene Fehde aus, dann trat er in der Sache seines Geschlechts auf und endlich machte er die Sache der ganzen Deutschen Nation zu der seinen. Von jetzt an beginnen diese Kämpfe: die Rostocker Erlebnisse, die von den beiden Lötze erlittene Gewaltthat und Unbill setzten seinen Zornmuth und seine Dichtergabe gleichzeitig in Bewegung und das Erzeugniß davon waren die Querelae gegen die Lötze (Lossios), zwei Bücher von je zehn Elegieen, in welchen er Himmel und Erde, namentlich alle Deutsche Humanisten zur Rache gegen die Lötze aufbietet. Er gibt in der letzten Elegie „gleichsam eine humanistische Statistik des damaligen Deutschlands", ein Beweis, wie bekannt ihm dieser Kreis war, in dem er bald einen der obersten Plätze einnehmen sollte. Mehr als diese Elegieen von wahrhaft dichterischem Werth wurde ein anderes Gedicht, das nicht nach dem Geschmacke unserer, um so mehr aber nach dem der damaligen Zeit war, verbreitet und H.'s Name durch dasselbe berühmt, ein Gedicht über die Kunst, Verse zu machen. Er schrieb oder vollendete es 1511 in Wittenberg, als Gast im Hause des Balthasar Fachus.

Ein damals von Crotus, der inzwischen Instructor der Mönche an dem Kloster zu Fulda geworden war, eingeleiteter Versuch zur Versöhnung H.'s mit seinem Vater muß ebenso fehlgeschlagen seyn, wie der von H. selbst mit großer Keckheit gemachte Versuch, von dem Kloster Unterstützung zu erhalten; denn im Sommer des Jahres 1511 finden wir ihn im kläglichsten Aufzuge und in äußerster Dürftigkeit auf dem Wege durch Böhmen und Mähren nach Wien. In Olmütz jedoch fand er bei dem Bischof Stanislaus Thurzo, einem Freunde der neuaufblühenden Wissenschaften, gastliche Aufnahme und konnte, von ihm ausgestattet, zu Roß, mit einem kostbaren Ring am Finger und Reisegeld in der Tasche, weiter nach Wien ziehen, wo er in dem Contubernium des St. Galler Joachim von Watt (Vadianus) Studiengenossen und Gastfreunde fand, welche die Erzählungen seiner Irrfahrten mit der größten Theilnahme vernahmen und an den Versen, die er inmitten der Beschwerlichkeiten der Reise niedergeschrieben, ein solch Gefallen trugen, daß sie dieselben nach seiner Abreise in den Druck gaben. Es war eine Aufforderung an den Kaiser Maximilian zum Krieg gegen die Venezianer, eine Jugendarbeit allerdings und nicht ohne die Fehler einer solchen, aber bedeutungsvoll in sofern, als in diesem Gedicht H. zuerst das politische Gebiet betritt und seiner Begeisterung für die Würde des Deutschen Vaterlandes und Kaiserthums, wie seinem Unmuth über dessen Mißachtung Ausdruck gibt. Dies zeigt auch ein anderes Gedicht, worin er beweist, daß die Deutschen, im Vergleich zu dem Ruhm ihrer Vorfahren, mit nichten als entartet zu betrachtet seyen. All dies Lob des Vaterlandes sang er aber in einer fremden Sprache; erst in einer spätern Periode, durch Luthers Vorgang bestimmt, führte er die Deutsche Sache auch in Deutscher Sprache.

Auch in Wien war seines Bleibens nicht lange, es zog ihn das Heimathsland des Humanismus und im April finden wir ihn in Pavia und zwar bei dem Studium der Rechtswissenschaften, hierin des Vaters Wunsche sich fügend und um denselben zu versöhnen, denn was er bisher getrieben, galt dem Vater als Narrenspossen und nur Studium der Rechtswissenschaften wurde bei den Rittern alten Styls allenfalls als eine dem Adel nicht ganz unwürdige Beschäftigung angesehen, weil es zu ehrenvollen und einträglichen Aemtern führte. Aber dabei verließ weder er seine Lieblingsstudien (er nahm auch Unterricht im Griechischen), noch verließ ihn sein widriges Geschick. Seine Krankheit hatte ihn übel zugerichtet und er lag noch obendrein an einem Fieber darnieder, als die Franzosen, welche Pavia besetzt hielten, von den Schweizern hart bedrängt, den unglücklichen Abentheurer, der ihnen als ein Anhänger des Kaisers verdächtig war, drei Tage lang in einem engen Gemache gleichsam belagerten, so daß er sich seines Lebens verzieh und seine Grabschrift dichtete. Nun drangen zwar die Schweizer in die Stadt, aber diese sahen ihn als einen Verbündeten der Franzosen an, plünderten ihn aus und schleppten ihn elendiglich mit

sich herum, bis er sich mit dem Wenigen, was ihm verblieben, loskaufte, und krank und mittellos nach Bologna kam, wo er zwar einen schönen Kreis von Gelehrten antraf, wo aber bei seinem äußersten Mangel doch kein Bleibens für ihn war, so daß er endlich genöthigt war, Kriegsdienste zu nehmen. Kann man kaum begreifen, was sie mit einem solchen Invaliden im Heere angefangen haben, so ist noch mehr zu verwundern, wie unter dem Druck solchen Elends der Genius des armen Ritters gleichwohl ungebrochen blieb und seine Schwingen kühner als zuvor entfaltete. Unser Verf. nennt H.'s Epigramme an Kaiser Maximilian, welche er während seines Kriegsdienstes schrieb und welche zum Theil aus seinen eignen Erlebnissen hervorgingen, „eines seiner frischesten und reizendsten Werke." Merkwürdig sind sie uns insbesondere durch die darin zuerst auftretenden Angriffe gegen den Papst. Es war jener berüchtigte Julius II., der gleichsam immer unter den Waffen war. Er hatte noch im Jahre zuvor in jenen Gegenden, wo H. war, die Belagerung von Mirandola selbst geleitet, und war mit dem Schwerte in der Hand auf einer Sturmleiter in die eroberte Stadt eingestiegen. Der Zorn gegen ein solches Ungeheuer hätte auch einen Andern zum Dichter machen können; bei H. loderte er in den heftigsten Epigrammen auf, in denen er nicht allein den Contrast des wilden Kriegerlebens dieses Papstes zu seinem Hirtenberuf zur Anschauung brachte, sondern auch bereits den schmählichen Ablaßhandel mit Entschiedenheit angriff. Aehnliche satyrische Angriffe, wie die Huttenschen, erschienen damals auch von anderer Seite, aber ihnen war es nicht beschieden, ein Feuer anzuzünden, wie wenig Jahre später jenen einfachen, aus reinem Gewissensdrang entsprungenen Sätzen des Wittenberger Mönchs.

Wahrscheinlich im Jahre 1514 kehrte H. aus Italien zurück. Obwohl er wenigstens den guten Willen gezeigt hatte, dem Wunsche seines Vaters in Bezug auf das Studium der Rechte zu genügen, und obwohl ein gleich näher zu erwähnendes Ereigniß ihn seiner Familie wieder näher brachte, so wurde er doch sehr geringschätzig aufgenommen, weil er ohne Titel und Amt heimkehrte, weil er, wie sie sagten, — nichts war, denn seine eigentlichen Studien und Leistungen galten ihnen nichts. Mit bitterer Ironie beklagt sich H. darüber in der Zueignungsepistel zu dem bereits in Italien entstandenen, später neu herausgegebenen überaus witzigen Gedicht „der Niemand" (Nemo), worin er dem Freunde sagt, sie hätten durch Betreibung der besten Studien nur erreicht, daß man öffentlich von ihnen sage, sie hätten nichts gelernt und sehen nichts; und das gibt ihm nun Anlaß zu einem heftigen Angriff auf die ihrem Dünkel nach im alleinigen Besitz des Wissens befindlichen Kasten der Theologen und Juristen, denen er den ganzen Wust ihrer unfruchtbaren Gelehrsamkeit aufrückt. Beachtungswerth und selbst achtungswerth ist hierbei H.'s Deutsche Gesinnung, wenn er dem damals immer mehr eindringenden Römischen Recht gegenüber dem vaterländischen Recht das Wort redet: „Als hätte es nicht besser um Deutschland gestanden, ehe diese Rabulisten aufkamen mit ihren vielen Bücherbänden; dazumal, als hier (nach Tacitus) gute Sitten noch mehr galten als anderswo geschriebene Gesetze. Oder als ob noch jetzt nicht jedes Gemeinwesen um so besser verwaltet wäre, je weiter diese Glossatoren davon sind. Da sehe nur einer jene Sachsen am Baltischen Meere, wie sie ohne Aufschub und ohne Gefährde Recht sprechen, indem sie zwar nicht die genannten Gesetzkrämer, aber die althergebrachten heimischen Gebräuche befragen, während hier eine Sache 20 Jahre zwischen 36 Doctoren hängen kann."

Uebrigens eröffnete sich damals eine Aussicht für H.: auf das Andringen seines alten Gönners, des gelehrten Ritters Eitelwolf, hatte er den zum Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt und bald nachher auch zum Erzbischof von Mainz gewählten Markgraf Albrecht von Brandenburg in einem Gedicht zu seinem Einzug beglückwünscht, welches ihm ein Geschenk von 200 Goldgulden und das Versprechen einer Anstellung am Hofe nach Vollendung seiner abgebrochenen Studien in Italien eintrug. Wir werden sehen, wie sich diese Aussichten später wirklich realisirten. Zunächst wurde H. und seine Feder durch ein Ereigniß in Anspruch genommen, welches durch seine gewaltigen Schilderungen allgemeine Theilnahme, selbst über die Gränzen Deutschlands hinaus erweckte, überdem auch die gänzlich gelösten Bande zwischen H. und seiner Familie wenigstens in etwas wieder befestigte. Es war die schimpfliche Ermordung eines nahen Verwandten von H. durch den auch durch andere Gewaltthaten damals bereits übel berüchtigten Herzog Ulrich von Würtemberg. Wenn damals die Ritterschaft der zunehmenden Fürstengewalt ohnehin schon grollte, so erregte diese Ermordung und Beschimpfung eines Adlichen durch einen Fürsten den höchsten Unwillen und es war die Familien- und Standesehre zugleich, welche die ganze Sippe der Hutten zur Rache wider den fürstlichen Mörder aufforderte. Unser Ulrich führte die Fehde zunächst mit der Feder. Als später der Herzog durch eine Gewaltthat gegen die Reichsstadt Reutlingen den Schwäbischen Bund gegen sich waffnete und den Hutten nach langem vergeblichen Bemühen endlich die Stunde der Rache schlug, nahm H. an der Execution wider den Herzog, die mit seiner Vertreibung endigte, auch thätigen Antheil. Es waren hauptsächlich fünf Reden, welche er während dieses Streites (1515 — 1519) wider Herzog Ulrich von Würtemberg schrieb, und durch die er seinen Namen damals ebenso berühmt, als den des Herzogs verhaßt gemacht hat. Man hat sie den catilinarischen, verrinischen und philippischen Reden gleichgestellt, wenn natürlich auch nicht an Reinheit der Sprache und Vollendung der Kunstform (zum Letzteren ließ es schon das wallende Blut des Ritters nicht kommen), so doch an Geist und Redefülle, an der Gabe, mit aller Macht der Rede und Benutzung aller Umstände, den Feind niederzuschmettern und den Hörer zu rühren. Doch will dem Referenten bedünken, als ob, abgesehen von den Weitschweifigkeiten und handgreiflichen Uebertreibungen, dem Eindruck dieser Reden, wie anderer Schriften H.'s eine gewisse hohle Rhetorik Eintrag

thäte. Dieser sich übernehmenden Rhetorik hat es denn auch H. zuzuschreiben, wenn ihn der bedenkliche und rücksichtsvolle Erasmus wie einen miles gloriosus darstellt. Daß eines Luthers stiller, beharrlicher und allein zum Ziele führender Glaubensmuth in ihm wohnte, wird man ebenso wenig behaupten, als man ihm absprechen wird, daß er ein verwegener Geist war, welcher immer grade auf sein Ziel losging und dabei ebenso wenig Rücksicht auf sich selbst als auf Andere nahm. Es ist daher nur die Schuld seiner Rhetorik, wenn seine Worte mitunter den Eindruck des Maulheldenthums machen. — Außer diesen Reden griff H. den Herzog auch noch in einer den lucianischen Todtengesprächen nachgebildeten Dichtung, Phalerismus genannt, an, welche darum erwähnt werden muß, weil sich H. darin zuerst der ihm nachmals so geläufigen Form des Dialogs bediente und bei dieser beißenden Satyre zuerst den entscheidenden Wahlspruch gebrauchte, welchen er nachmals allen den Feuerbränden vorsetzte, die er ausschleuderte: Alea jacta est! oder, wie er in Deutschen Schriften sagte: „Ich hab's gewagt!"

Im Herbst 1515 ging H., unterstützt von den Seinen und dem Erzbischof von Magdeburg, nach Italien und an die Rechtsstudien; er mußte sich dazu bequemen, wenn er hoffen wollte den Vater zu versöhnen und irgend eine einflußreiche Stellung einzunehmen. Hatten doch auch hochhervorragende Humanisten wie Reuchlin, Pirkheimer, Mutian dasselbe gethan und dadurch ihren Ruf und ihre Stellung begründet. Die junge Freischaar der Humanisten aber, als deren Führer oder Typus wir H. betrachten können, wollte sich in dieses Joch nicht fügen. H. ging zuvörderst nach Rom, im Sommer 1516 nach Bologna und kehrte nach einem kürzeren Aufenthalte in Ferrara und Venedig im Sommer 1517 nach Deutschland zurück. Beinahe hätte er sich der Reise zweier seiner Vettern nach dem Morgenlande angeschlossen, doch des Crotus Rath hielt ihn zurück. War auch sein zweiter italienischer Aufenthalt lange nicht so mühselig wie sein erster, so fehlte es doch auch da nicht an Krankheitsnoth und Abentheuern. Eins derselben trug ihm viel Ehre ein, obwohl er darüber von Rom weichen mußte. Er nahm sich gegen fünf Franzosen, welche über Maximilian und sein Kriegsunglück in Italien spotteten, seines Kaisers an und wurde von ihnen angefallen, wehrte sich aber so tapfer, daß er einen niederstach und, selbst nur an der Wange verwundet, die übrigen in die Flucht schlug. Seine Freunde haben diese tapfere That sehr zu seinen Gunsten ausgebeutet und er selbst hat zur Genüge davon geredet und gesungen.

Obwohl er dem Willen der Seinen sich fügend, den Rechtsstudien in Rom und Bologna oblag, verlor er doch sein eigenes Ziel nicht aus den Augen, nahm aufs Neue Unterricht im Griechischen und fand auch Zeit zu schreiben und zu dichten. In seinen Epigrammen aus Rom macht er seinem Unwillen über das schändliche Leben und die gränzenlose Geldgier und Käuflichkeit des päpstlichen Hofes Luft; gegen die Venezianer läßt ihn die Liebe zu seinem Vaterlande und dessen ritterlichen, aber unglücklichen Kaiser, der eben mit diesen im Kriege war, Satyren schreiben; an den Kaiser selbst richtete er im Namen der Italia eine poetische Epistel, worin dieselbe ihn auffordert, um sie als seine Braut mit den Waffen zu werben.

Wichtiger als diese Sachen ist uns der Antheil, welchen H. an dem noch immer fortdauernden Streit Reuchlins mit den Cölner Theologen und an den während seines zweiten italienischen Aufenthalts erschienenen epistolis virorum obscurorum nahm. Reuchlins Kampf mit dem schmierigen Pfefferkorn und dem brutalen Hogstraten theilte die ganze damalige Gelehrtenwelt und Alles, was ein Interesse an der herkömmlichen oder erneuerten Wissenschaft nahm, in zwei Heerlager. Wenn auch Reuchlin in der Hitze des Kampfes sich einige kleine Blößen gab und einige Sonderbarkeiten mit nebenbeiliefen, so war doch Wahrheit und Recht so entschieden auf seiner Seite, daß jeder Ehrenmann und hellere Kopf sich für ihn erklären mußte. Dies that bekanntlich auch Luther. Die Humanistenpartei stand nun vollends in dieser Sache wie ein Mann da und führte sie als eine allen gemeinsame; höchstens nahm der vorsichtigere Erasmus eine etwas zurückhaltende Stellung ein. Da läßt es sich ja von einem Feuerkopfe wie H. voraussetzen, und seine Briefe bezeugen es, daß er dem Kampfe mit der gespanntesten Theilnahme folgte, bei der ihm bekannten Bestechlichkeit der römischen Curie in der größten Aufregnng war, als die Sache dort zur Entscheidung vorlag, und bei dem endlichen Siege Reuchlins laut jubelte. Darum bleibt es für seine Charakterisirung gleichgültig, ob er der Verfasser des Triumphus Capnionis ist, wie man mit Wahrscheinlichkeit annimmt, oder nicht.

Was die epistolae obscurorum virorum betrifft, so werden sich wohl nicht Viele entschließen können, ihnen die hohe Stelle als Kunstwerk anzuweisen, welche Strauß ihnen zuerkennt; aber eine im hohen Grade gelungene Satyre brauchen wir sie auch nicht erst zu nennen, denn als solche haben sie sich durch den Erfolg vollständig documentirt. Da sehen wir sie vor uns wie sie leibten und lebten die Vertreter der abgestandenen theologischen Wissenschaft, wie sie in ihrem grausigen Mönchslatein ihre Scurrilitäten und Subtilitäten mit unerschütterlicher Selbstgenugsamkeit vortragen und eben so naiv ihre sittlichen Blößen darstellen. Und so portraitähnlich waren sie, so wenig blieb die Wirklichkeit hinter der Carricatur zurück, daß nicht blos die Lacher jubelten: „Das sind sie, das sind sie!" sondern daß die Verlachten selbst ihr Bild wiedererkennen mußten, ja es wird von Erasmus versichert, daß die Bettelmönche in England anfangs diese Schrift in gutem Glauben als eine zu ihren Gunsten und gegen Reuchlin geschriebene aufnahmen und verbreiteten. Ihre Wirkung war gewiß bedeutend: die ungeschlachteten Mönche, der leere Wortkram und die Spiegelfechtereien der Schultheologie, die aller wahren Religiösität und Sittlichkeit völlig bare miserabele Casuistik wurde durch diese plumpen und doch naturgetreuen Späße, eben so wie durch die feinen Spöttereien eines Erasmus bei allen hellen Köpfen für immer geächtet; der Riß zwischen der alten und neuen Bildung

wurde auf diese Weise immer unheilbarer: aber einer Reformation kam man damit um keinen Schritt näher und dem armen verlassenen Volke war damit nicht geholfen, daß sich die Gelehrten durch Lachen über das, was sie nicht zu ändern wußten, entschädigten. Wir müssen vielmehr fragen: „was hätte bei diesem Brausen und Gähren der Geister werden sollen, wenn es in dieser Weise fortgegangen wäre, wenn nicht durch die von Luther angeregte große Heilsfrage der Kampf ein wahrhaft würdiges und allen faßliches Object bekommen hätte? — Doch zurück zu unsrem Hutten. Sein Antheil an dieser Satyre ist unbestritten, wenn auch von ihm nicht ausdrücklich anerkannt und noch weniger im Einzelnen nachweisbar. Was Strauß darüber sagt, scheint sehr zutreffend zu seyn: er vindicirt die erste Autorschaft dem Crotus Rubeanus, dessen Genius sie ganz entsprechen und der mit solchen Scherzen unter seinen Freunden bereits bekannt war; H. hat, wenigstens zu den folgenden Ausgaben, sicherlich Beiträge geliefert, ja Einiges kann fast nur von ihm seyn. Nach des Ref. Ansicht hatte H. völlig das Geschick, auf diese Weise einzugehen; aber seine eigene war es nicht: so behaglich zu spotten war ihm nicht gegeben, bei ihm übernimmt der Geist des Zorns den der Satyre.

Nach seiner Rückkehr aus Italien im Juli 1517 gestaltete sich H.'s Geschick günstiger und eine Weile hatte es das Ansehen, als sollte er eine geregeltere Bahn des Lebens und Wirkens betreten. Zunächst widerfuhr ihm durch Vermittlung des Augsburger Patriciers Peutinger die Ehre, von Kaiser Maximilian zum Dichter und Redner gekrönt und dabei mit ansehnlichen Privilegien begnadigt zu werden. In demselben Jahre trat er auch in die Dienste des Erzbischof Albrecht von Mainz und machte in dessen Auftrag eine Reise nach Frankreich. Doch war H. nicht der Mann, um dieser Stellung am Hofe eines geistlichen Fürsten willen seinen Gedanken und seiner Feder irgend einen Zwang anzuthun. Zunächst scheint auch Albrecht gar nicht an H.'s Weise Anstoß genommen zu haben. Hatte dieser doch so eben noch auf seiner väterlichen Burg die ihm in Italien bekannt gewordene Schrift des Laurentius Valla über die Schenkung Constantins neu herausgegeben, in welcher dieser große Meister des neueren Latein in classischer Sprache und schlagender Weise die Unächtheit und Ungereimtheit jenes angeblichen Edicts des Kaisers Constantin nachgewiesen hatte, kraft dessen er dem römischen Bischof Sylvester und dessen Nachfolgern als Zugabe zu dem kirchlichen Primat nicht blos seinen lateranensischen Palast in Rom sammt den kaiserlichen Insignien, sondern auch die Stadt Rom, ja Italien und das ganze Abendland überlassen haben sollte. H. hatte die Keckheit, diese das päpstliche Ansehen so tief erschütternde Schrift dem Papste Leo X. zuzueignen und diesem dabei unter der Voraussetzung, als wenn er keinen Theil daran hatte, eine Reihe von Mißbräuchen und Bedrückungen vorzuhalten und unter lauten Lobsprüchen die bittersten Wahrheiten zu sagen. (Fortsetzung folgt.)

Archäologischer Katechismus.

Kurzer Unterricht in der kirchlichen Kunstarchäologie des Deutschen Mittelalters. Mit Rücksicht auf das in den Königl. Preuß. Staaten der Inventarisation der kirchlichen Kunstdenkmäler amtlich zu Grunde gelegte Fragenformular bearbeitet von Heinrich Otte. Mit 88 eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, T. O. Weigel, 1859. VIII u. 98 S. gr. 8.

Im Rückblick auf die den Reiseerinnerungen über die Kirchenrestaurationen in England (Nr. 70 ff. dieser Bl.) angehängten „frommen Wünsche" machen wir auf obige kleine Schrift aufmerksam, weil dieselbe bezweckt, in aller Kürze zwar, aber doch in relativer Vollständigkeit und vom evangelisch-kirchlichen Standpunkte aus, eine Einleitung zu geben in die Geschichte des Deutschen Kirchenbaues und der damit in Verbindung stehenden Kunstzweige nach dem gegenwärtigen Stande dieser in jüngster Zeit bedeutend geförderten Wissenschaft. Die katechetische Behandlung ergab sich daraus natürlich, daß der Verf., ein evangelischer Geistlicher, dessen anderweitige Leistungen auf dem Gebiete der kirchlichen Kunstarchäologie bereits verdiente Anerkennung gefunden haben und unserer Kirche zur Ehre gereichen, in diesem Schriftchen durch kurzes Wort und einfaches Bild zugleich eine Erläuterung des von dem Conservator der Kunstdenkmäler v. Quast entworfenen Fragenschema's gegeben hat, nach welchem (zuerst versuchsweise in den Reg.-Bezirken Königsberg und Münster) die Inventarisation der kirchlichen Kunstdenkmäler in den Preuß. Staaten seit einigen Jahren in Angriff genommen worden ist, um auf diese Weise den damit beauftragten Geistlichen ein gewiß wünschenswerthes Hülfsmittel zu der von ihnen verlangten Beantwortung jenes Fragenschemas darzubieten.

Das Feld ist überreich und — verführerisch. Die Kunst stammt aus der Sinnenwelt, und es ist auch in der mittelalterlichen Kunst keineswegs alles Gold, was glänzend in die Sinne fällt; es sind auch Schlacken darunter. Die Erfahrung bei der jetzigen archäologischen Bewegung in England lehrt, daß man sich evangelischer Seits ernstlich zu hüten hat, damit man nicht in Versuchung geräth, die Mittel für den Zweck zu halten. Der letzte und höchste Zweck wird für die Evangelische Kirche nur der seyn können, Kunst und Künstler, welche seit dem, übrigens keineswegs durch die Reformation herbeigeführten Verfall der mittelalterlichen Kunst ihre selbsteigenen Wege gegangen sind — nicht zu ihrem Frommen, dem glaubensfreudigen und begeisterten Dienst einer wiedergeborenen Kirche neu zu gewinnen. Die Kunst und die Künstler sind einmal da, und wenn ihnen die lebendige Kirche Anregung und Beschäftigung gibt, werden wir bald eine kirchliche Kunst und kirchliche Künstler haben. Die Erreichung dieses großen Zieles anzustreben ist eine Pflicht, welche den Bestrebungen der Katholiken gegenüber die Evangelische Kirche nur zu ihrem großen Schaden

Beilage.

länger vernachlässigen darf. Um aber nicht in die Luft zu streichen und als aufs Ungewisse zu laufen, thut zuvörderst den Dienern der Kirche ein auf geschichtliche Studien beruhendes und liebevolles Verständniß der christlichen Kunst noth, zu welchem anzuleiten die angezeigte kleine Schrift dienlich seyn kann.

Die äußere Ausstattung des archäologischen Katechismus ist vorzüglich; der billige Preis (24 Sgr.) würde, falls sich Abnehmer von Partieen fänden, noch bedeutend ermäßigt werden.

Nachrichten.

Großherzogthum Hessen.

Im Großherzogthum Hessen ist jetzt, wie auch anderwärts in Deutschen Landen, die an Missionsfesten reiche Zeit des Jahres. Der sogenannte allgemeine Landes-Missionsverein (für äußere und innere Mission), der abwechselnd in den Provinzen Starkenburg, Oberhessen und Rheinhessen seine Feste hält, feierte sein Jahresfest am 17. August d. J. in der Kirche zu Biebesheim bei Gernsheim am Rhein. Die Feier desselben war eine äußerst erquickliche. Das große schöne Dorf, im fruchtbaren Ried gelegen, hatte ein durchaus festliches Ansehen: die Straße gefegt, die Häuser zum Theil beflaggt, die Leute im Sonntagsanzug vor allen Thüren. Die Bauern hatten am Morgen des Festes 17 Gespanne und Gefährte nach verschiedenen Richtungen geschickt, um auswärtigen Festbesuchern den Weg zu erleichtern. Die verhältnißmäßig große Kirche gewährte nicht Allen, die hören wollten, Raum. Eine einfache Liturgie mit rhythmischem Gemeindegesang und ein Gebet des Ortspfarrers erhob die Herzen. Nun folgten zwei warme und lebendige Vorträge über die Zukunft der Mission und den Goliath, den sie zu bekämpfen hat, von den Pfarrern Schnabel und Deichert aus Oberhessen; sodann ward durch den Hofprediger Bender aus Darmstadt die Diaconissensache überhaupt und das durch die treue Sorge und den frommen Eifer der Prinzessin Karl von Hessen und bei Rhein (geb. Prinz v. Preußen) gegründete und mit Nächstem zu eröffnende Diaconissenhaus (Elisabethstift) zu Darmstadt, dem Fräulein v. Suckrow aus Mecklenburg als Oberin vorsteht, der Theilnahme, Fürbitte und spendenden Liebe der Zuhörer in beredter Weise empfohlen. Ein inniges Gebet des Pfarrers Huth aus Gundershausen machte den Beschluß. Der Ertrag der Festcollecten war sehr erfreulich. An das Missionsfest schloß sich folgenden Tages eine Conferenz an, in welcher auf Grund von Thesen, die Pf. Schlosser aus Schönburg gestellt, über den Inspirationsbegriff verhandelt wurde. Am Tage darauf ward zu Lich in Oberhessen ein Missionsfest gehalten, am 24. August in Büdingen, wo Missionar Juffernbruch gesprochen, am 25sten zu Bechtoldsheim in Rheinhessen, wo Pf. Ball aus Kreuznach predigte und ebenfalls ein Barmer Missionar einen Vortrag hielt; ein fünftes Fest ward in Michelstedt gehalten. Schöne Zeichen von Eifer in Theilnahme für die Reichsangelegenheiten des himmlischen Königs Jesu Christi sind das gewiß. Neben diesen Spuren sich mehrenden Lebens machen aber die neuerlich wieder weit dreister und erschreckender hervortretenden Aeußerungen bitterer Feindschaft gegen das einfache Wort vom Kreuz einerseits und von Lauheit, Lahmheit und Menschenfurcht in Förderung und Vertheidigung der höchsten und heiligsten Güter andererseits einen um so trüberen Eindruck. Dem Missionsfest in Biebesheim z. B. ist von dem dasigen bekenntnißtreuen Geistlichen und der kirchlich gesinnten Gemeinde ein lieblicher Empfang und eine wohnliche Stätte bereitet worden; aber erst, nachdem der Vorstand des Vereins an anderen Orten der Umgegend vergebens die Gewährung einer Kirche nachgesucht hatte. Ja, an einem Orte wurde von competenter Stelle erklärt: „Für ein Gustav-Adolphsfest solle die Kirche jederzeit geöffnet seyn, nicht aber für ein Missionsfest.“ — Und wie groß in der Hauptstadt selbst die Zahl Derer, denen die Predigt von Christo ein Aergerniß, das ist ja in der kläglichen und gräulichen Ewaldschen Angelegenheit deutlich genug wieder an den Tag gekommen. Am Biebesheimer Missionsfest, beiläufig bemerkt, hat es zwar, in wohlthuendem Unterschiede von dem neulich in der Neuen Preuß. Zeitung besprochenen Gustav-Adolphfeste in Darmstadt, an Zeugnissen gegen jene Gräuel an heiliger Stätte nicht gefehlt, doch hätten wir dieselben noch deutlicher und unverhüllter gewünscht. Wo, wie von Pfarrer Ewald geschehen, das Evangelium so ohne Scham und Scheu angetastet wird, da muß auch ganz unverblümt geantwortet werden. — Zur Vervollständigung der Geschichte dieser Angelegenheit ist noch zu berichten, daß der Pfarrer Ewald auf die bekannte, den Glauben und die Grundwahrheiten des Christenthums in nackten Worten verleugnende und verhöhnende Adresse, welche, nachdem sie viele Wochen lang ausgelegen hatte und ausposaunt worden war, 995 Unterschriften aus allen Ständen gefunden (die sogenannte Gothaer Partei, insbesondere ein dereinstiger Präsident der weiland Deutschen Nationalversammlung, hat sich in hervorragender Weise an der unsaubern Adresse betheiligt), auch schriftlich geantwortet, und, trotzdem er von der Kirchenbehörde einen, dem Vernehmen nach freilich sehr milden, Verweis bekommen erklärt hat: „er werde grade so fort predigen, wie er bisher gethan“, d. h. also die Lehre von der Gottheit Christi, von seinem stellvertretenden Verdienst, seinem Siege über den Satan ꝛc. fernerhin verhöhnen und als Aberglauben bezeichnen. Er scheint zu wissen, was er wagen darf, und muß sich ziemlich sicher fühlen. An Beweisen, daß wirklich ein großes Terrain in der Residenz ihm gehört, hat es auch ferner nicht gefehlt. Man strömt weiter zu ihm in die Kirche, und an einem Sonntage ist es geschehen, daß, da die Besucher des Vormittagsgottesdienstes, den Pf. Ewald zu hören erwarteten, dann aber ein anderer, nicht in seinem Sinne predigender Geistlicher auf der Kanzel erschien, ein großer Theil von jenen mit Geräusch die Kirche verließ. (!) — Solchen Erscheinungen gegenüber ist gewiß eine feste unbeirrte Haltung des Kirchenregiments unerläßlich. Ist sie vorhanden? Es scheint nicht so, und Verweise sind wohl derartigem Unfuge gegenüber ein gar schwächliches Mittel, ungefähr so, als wenn ein Vater zu seinem Jungen sagen wollte: „Bitte lieber Sohn, laß doch in Zukunft das Brandstiften, es ist wirklich nichts Gutes.“ Mancherlei Bedenken regen sich um so unabweisbarer, wenn man

vernimmt, daß in derselben Zeit, da die Feindschaft wider Christum in solcher Weise sich breit macht, Folgendes passiren konnte: Ein Landpfarrer läßt, weil die Zeit zu einer Anfrage und Rückantwort absolut nicht vorhanden war, einen begabten gläubigen Prediger aus einem Nachbarlande, der bei ihm zum Besuch war, ohne vorherige Anfrage beim Kirchenregiment auf seiner Kanzel predigen. Dies war allerdings die Uebertretung einer bestehenden Verordnung. In der Zeit nämlich, es mögen circa 20 Jahre her seyn — als man beabsichtigte, das Großherzogthum Hessen gegen jede Einschleppung sogenannter pietistischer Elemente hermetisch abzuschließen, war die wundersame Bestimmung gegeben worden: es dürfe kein ausländischer Geistlicher ohne spezielle Erlaubniß des Oberconsistoriums eine Kanzel des Landes betreten. Fast alle Einsichtigen hatten nun gemeint, diese Verordnung sey, wenn auch nicht ausdrücklich aufgehoben, doch stillschweigend aufgegeben. Sie sind eines Anderen belehrt worden und der Bureaukratismus auf kirchlichem Gebiet zeigte sich wieder einmal im schönsten Glanze. Auf eine beim Dekan oder beim Superintendenten gemachte Anzeige hin wurde der betreffende Pfarrer, der mit aller Entschiedenheit, aber auch Ehrerbietigkeit sich vertheidigte, sein formelles Unrecht sofort natürlich zugab, aber die Verkehrtheit und Ueberlebtheit jener Bestimmung nachwies und mit warmem Freimuth manchen offenen Schaden in der Landeskirche zur Sprache brachte, in Geldstrafe genommen.

Es deutet auch wahrlich nicht auf ernstlich Besserwerden, wenn das Kirchenregiment durch die auf strengster Wahrheit beruhenden Aeußerungen, welche Pf. Schlosser auf dem vorjährigen Kirchentage in Stuttgart über landeskirchliche Zustände gemacht, sich verletzt und beleidigt fühlte, und sogar den Versuch machte, den Redner zur Verantwortung zu ziehen und mit Rügen gegen ihn vorzugehen. Es ist kein gutes Zeichen, wenn man der unwillkommenen Wahrheit also entgegentreten zu müssen glaubt. — Auch bei Annahme des besten Willens und vollkommener kirchlicher Einsicht in den Gliedern des Oberconsistoriums kann doch auf gründliche Aenderung und Besserung nicht gehofft werden, so lange die genannte Behörde ihre jetzige vollkommen gedrückte und unfreie Stellung behält und jede, auch geringfügige Entscheidung in äußeren wie inneren Angelegenheiten in den Händen des auch nicht einen geistlichen Beisitzer oder Referenten zählenden Ministeriums des Innern ruht. Eine solche Verflechtung des Kirchenregimentes mit weltlicher Polizei kann nun und nimmer zum Heile, muß zum Verderben der Kirche gereichen. Dieser wird durch solche Schnürbrust das Athmen unmöglich gemacht.

Mit solchem unglückseligen Zustande des Regimentes hängt es auch zusammen, daß wirklich das bereits abgefaßte neue Gesangbuch ad acta gelegt worden und daß man, nachdem dem bisherigen über alles Maß saft- und kraftlosen rationalistischen Gesangbuch ein unbedeutender Anhang von circa 40 Liedern hinzugefügt worden, nun frisch weiter singen muß: „Der Scepter übe Billigkeit, Verbiete nicht der Gründe Streit; Wer friedsam ist, nicht Laster lehrt, Deß Freiheit bleibe ungestört;“ denn das Ministerium hat die Einführung des neuen Evang. Gesangbuches statt der alten Vernunftliedersammlung abgelehnt. — Zur Errichtung des Lutherdenkmales in Worms will dergleichen aber übel stimmen. — In Bezug auf dieses letztere will ich noch Eins berichten: Vor c. 2 Jahren ließ bekanntlich eine Stimme aus Rheinhessen in der Kreuzzeitung sich dahin vernehmen, daß der Plan zum Lutherdenkmal viel weniger aus christlichen und kirchlichen Motiven, als vielmehr im Interresse der Stadt Worms entstanden sey. Es erhob sich sofort ein gewaltiger Sturm gegen diesen Berichterstatter und das Wormser Denkmal-Comité gab die Absicht kund, den unbequemen Schreiber gerichtlich zu belangen (!). Es blieb natürlich bei der mehr lächerlichen als löblichen Absicht. Recht interressant ist es nun aber doch, daß vor Kurzem ein Mainzer Localblättchen ganz harmlos und naiv einen Artikel brachte, in welchem zu größerer Beglaubigung des Sprüchleins „in vino veritas“ erzählt wurde, daß der Plan, Dr. Luther'n in Worms ein Denkmal zu errichten, im Jahre 1856 daselbst bei einem Gutsbesitzer von Freunden desselben, „die bei einem Frühstück in liebenswürdiger Gesellschaft der trefflichen Liebfrauenmilch alle Ehre erwiesen, proponirt worden sey, „„um eine bleibende Erinnerung an den schönen Morgen zu haben.““ Ein Mainzer Kaufmann, welcher nicht einmal Protestant, nimmt die Ehre der Autorschaft dieses Gedankens in Anspruch. — Die Rechtfertigung des Berichterstatters der Kreuzzeitung wäre also wohl ziemlich eclatant ausgefallen. — Sicherlich kann man an und für sich an dem Gedanken, daß dem Manne Gottes, der seinem Heilande wie seinem Vaterlande in Worms so kühn und treulich gedient, daselbst ein Denkmal gesetzt werden soll, seine herzliche Freude haben; aber über Ursprung und Anfang des Werkes, und darum auch über Betheiligung an demselben sind doch die schwersten Bedenken gerechtfertigt. — Wäre der Plan aus dem rechten Geiste geboren, würde er im rechten Sinne ausgeführt, so würde er nicht von den liberalen und Christus feindlichen Blättern Süddeutschlands mit Beifall begleitet werden. Aber wenn z. B. ein Unternehmen, was mit der Kirche irgendwie zusammenhängt, von dem lichtfreundlichen, alles positive Christenthum tödtlich hassenden Frankfurter Journal, dessen Correspondenten — zum Theil sollen es freilich Reformjuden seyn — mit der gröbsten Unwissenheit in den einfachsten kirchlichen Dingen eine maßlose Dreistigkeit verbinden, mit Emphase gelobt wird, so kann's nicht füglich gut damit bestellt seyn. Ich glaube überhaupt, daß der Schaden, den das genannte Blatt und seine Consorten in West- und Süddeutschland anrichtet, weit größer und fressender ist, als den ähnliche Zeitschriften im Norden und Osten des Vaterlandes anrichten, weil jene viel mehr in die Masse des Volkes sich hineingewühlt haben, das Volk hier zu Lande überhaupt ungleich mehr und eifriger die lose Speise der gewöhnlichen Tagesblätter verschlingt und sich damit vergiftet.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Pommerns.

Am 12. Mai 1822 reiste Dr. Heubner als Mitglied einer von Sr. Maj. dem Könige ernannten, aus zwei Geistlichen und zwei Juristen bestehenden Commission zur Untersuchung der in Hinterpommern bestandenen kirchlichen Separation von Wittenberg ab. Dem vom Könige an die ernannten Commissarien ergangenen Auftrage zu Folge waren diese angewiesen, auf die Untersuchung der in den Stolpe-, Rummelsburg- und Schlaweschen Kreisen entstandenen Conventikel und zwar zunächst auf die Ermittelung folgender vier Punkte:

1. Was in den Conventikeln gelehrt oder vorgetragen worden sey?
2. Ob und worin diese Lehren von dem Wesen der Glaubenslehre, oder nur von den dort üblichen liturgischen Formen der Evang. Kirche abweichen?

3. Wer die Stifter dieser Conventikel und wodurch sie zu dieser Absonderung veranlaßt worden seyen?
4. Durch welche Mittel die Stifter oder Haupttheilnehmer die Absonderung bewirkt haben, namentlich ob ihnen dabei Proselytenmacherei durch Emissarien oder durch andere Ueberredungs- und Zwangsmittel zur Last falle?

Heubner berichtete nach seiner Rückkehr in einem mündlichen Vortrage im Seminar darüber Folgendes:

Die Stifter jener sogenannten Conventikel sind drei Brüder v. Below, unter denen vorzüglich der mittlere, Gustav, gleich liebenswürdig durch geistige und körperliche Vorzüge ist. Vorzüglich hinreißend ist die Kraft seiner Rede. Früher auf der Universität Berlin und später in Königsberg studirte er vorzüglich Fichte's Philosophie. — Die in seinem Militairdienste v. J. 1816 ab vielfach gemachten Erfahrungen von der Herzlosigkeit und dem niederen Treiben des großen Haufens führten ihn in sein eigenes Innere hinein. Er fühlt in sich eine Leere und wird von einem gewissen Herrn Götze zur Lesung des N. T. aufgemuntert. Bald wird er von der Kraft des Wortes durchdrungen von großem Schmerz ergriffen über seine bisherige Geringschätzung des Christenthums. Er kehrt um das Jahr 1818 in sein väterliches Haus zurück und beschäftigt sich hier ausschließlich mit dem Lesen der heiligen Schrift. Obgleich die ersten Versuche, seine beiden Brüder zu gewinnen, fruchtlos bleiben, so gelingt es ihm doch nach und nach auch diese für das Höhere und Göttliche zu begeistern. Ohne allen Erfolg jedoch bleiben die mit seinem Vater, einem feinen Weltmanne, angestellten Bekehrungsversuche. Durch die im J. 1819 erfolgte Theilung dreier Güter unter die drei Brüder bildet nun jeder derselben für sich ein eignes Haus, und so entstehen die ersten Hausandachten. Endlich wird auch der Vater von dem religiösen Leben der Söhne ergriffen*) und führt auf gleiche Weise Andachtsübungen in seinem Hause ein. Bald erhalten nun diese Andachtsübungen eine weitere Ausdehnung, zuerst durch die Theilnahme einiger Anverwandten, und nach und nach durch den Zutritt fremder Familien. Späterhin erlangen auch Leute aus benachbarten Dörfern Antheil, und so entstehen nun zahlreiche Versammlungen, deren eine, während Heubners Aufenthalt daselbst, an 400 Theilnehmer gezählt hat.

Die Andachtsübungen bestanden anfangs im Lesen der Bibel und einiger Predigten von Franke. Seit dem Sommer 1820 hat man eigene Vorträge für zweckmäßig gefunden. Die Versammlungen werden gehalten an den Nachmittagen des Sonntags von jedem der Herren v. Below auf seinem Gute. Nach der bestehenden Einrichtung wird die Andacht mit einem Gesange eröffnet, wobei jede Zeile wegen des Mangels an Gesangbüchern für die Theilnehmer aus entfernten Orten laut vorgelesen wird. Der Gesang ist innig und eindringlich. Hierauf wird vom Vorsteher ein Gebet gesprochen, worin Heubner eine Kraft und Inbrunst, wie sonst nirgends, gefunden hat. Doch haben diese Gebete für den ruhigen Zuhörer einen Schein von allzugroßer Heftigkeit, als ob man gegen Gott anstürmen wolle. Dann folgen andere Gebete von anderen Personen, ohne Unterschied des Standes, zuweilen 4 bis 5. Ihrem Inhalte nach enthalten sie nichts Anstößiges, sind meist einfältig und christlich, in der Form aber sehr excessiv und werden so mit angespannter, möglichst starker, oft mit schreiender Stimme vorgetragen, daß der Betende nicht selten einem Unsinnigen gleicht; — doch hört man mitunter auch Gebete voll Ruhe und Seelenfrieden. Nach beendigtem Gebete beginnt der Vortrag, zwar nicht nach homiletischen Regeln, doch nicht ohne Ordnung der Hauptgedanken, meist in Evangelischem Geiste, doch überwiegend mehr für das Herz und Gefühl, als für den Verstand berechnet. Gebete und Vorträge sind nicht selten von einem sehr starken Geberdenspiel begleitet. Nach dem Urtheile Heubners findet eine große Aehnlichkeit statt mit den Versammlungen der Methodisten. Die übrigen Herren Commissarien sollen ihr Mißfallen darüber geäußert haben.

Die Wirkungen jener Conventikel sind, wie sich leicht erwarten läßt, von doppelter Art, theils gute und rühmliche, theils zweideutige. Zu den ersteren sind vornemlich zu rechnen der vortheilhafte Einfluß auf das Herz und auf die Denkweise jener Personen. Darin stimmt man in jener Gegend fast allgemein überein, daß die Herren v. Below seit ihrer religiösen Umwandlung die trefflichsten und rechtschaffensten Menschen seyen. In ihren Familien herrscht strenge Sittlichkeit, Liebe, Milde und freundliche Herablassung bis zum niedrigsten Diener. Nicht minder stehen alle übrigen Theilnehmer in dem Rufe unbescholtener Rechtschaffenheit und Frömmigkeit. An Beispielen rührender Art hat es in den Verhören nicht gefehlt. Als zweideutige Wirkungen sind zuerst separatistische Grundsätze bemerkbar, welche sich nur nach und nach eingeschlichen haben. Gustav v. Below bahnte hierin den Weg. Anfangs hörte er fleißig die Predigten seines Ortsgeistlichen, mit welchem er in einem sehr freundschaftlichen und vertrauten Verhältnisse stand. Als er nun sehr bald in dessen Predigten das wahre alte Evangelium vermißt, sucht er in herzlichen religiösen Gesprächen auf den Prediger zu wirken; anfangs vergebens, später aber im Jahre 1820 wird ihm die unbeschreibliche Freude zu Theil, den Prediger zu dem alten Evangelischen Glauben zurückgeführt zu haben. Jetzt finden die Theilnehmer jener Versammlungen in dem öffentlichen Gottesdienste für ihr religiöses Gemüth die herrlichste Nahrung; — doch nicht lange; — nach einigen Monaten erfolgt Rückschritt des Pastors. Jetzt versucht er den alten Evangelischen Glauben des Herrn v. B. als den finstersten Aberglauben und schrecklichen Irrthum darzustellen; — und nun ist die Trennung von der Kirche unvermeidlich. Auf ähnliche Weise wurde der Separatismus bei den anderen Conventikeln des Stolpischen Kreises durch leidenschaftliches Polemisiren der Prediger herbeigeführt. — Anders jedoch hat sich das Verhältniß im Rummelsburg'schen Bezirke gestaltet, wo die Prediger in den Geist der Andachtsversammlungen einstimmen und zuweilen selbst daran Theil nehmen, wodurch denn der Separation gänzlich vorgebeugt worden ist. Doch gilt von diesen Separationen allen, daß sie sich nirgends über eine ganze Gemeinde erstrecken, vielmehr sind die Theilnehmer an den Versammlungen aus Bewohnern verschiedener Orte gemischt.

*) Der Vater bewies sich anfangs feindselig. Am meisten soll die gegenseitige Aussöhnung zweier Söhne (des ältesten und jüngsten) Eindruck auf ihn gemacht haben. Beide standen mit einander in einer bittern Feindschaft, welche durch die vom Vater getroffene Güterertheilung veranlaßt war. Vergebens hatte der Vater sie zu versöhnen gesucht, ihr gegenseitiger Haß hatte ihm viel Schmerz und Kummer gemacht. Nach ihrer Bekehrung ist mit einem Mal aller Streit verstummt, der Haß aus den Herzen gewichen, sie gehen Arm in Arm in der innigsten brüderlichen Gemeinschaft. Das bringt den Vater an den Gedanken, daß in ihrem Glauben doch eine ganz besondere Macht liege. Aus Neugier soll er sie bei einem gemeinschaftlichen Abendgebet belorcht und vernommen haben, wie sie so brünstig für ihn beten; dadurch sey sein Herz überwunden worden.

Nächst der Separation ist unter die nachtheiligen Wirkungen jener Zusammenkünfte zu rechnen die Heftigkeit, mit welcher auf die Gemüther gewirkt wird. Man hat durch die Vorträge in den Versammlungen die Bekehrung nicht selten erzwingen und erstürmen wollen. — Ruhiger als die gemeinsamen sonntäglichen Versammlungen sind die wöchentlichen häuslichen Andachtsübungen.

Deutliche Spuren von Schwärmerei zeigen ihre angeblichen Visionen und Teufelsbesitzungen.*) Der ersteren rühmen sich Leute aus dem gemeinen Volke, indem sie Lichtgestalten, Engel, den Heiland am Kreuze ꝛc. gesehen zu haben vorgeben. Die Teufelsbesitzungen meinen sie aus gewissen Phänomen deutlich erkannt zu haben, z. B. Gesichtsverdrehungen, Kopfverrenkungen, gräßlichen Gotteslästerungen ꝛc. Folgen davon sind tiefsinnige Schwermuth und Melancholie. Auch den Selbstmord einer Frau will man von jenen Vorstellungen herleiten; doch ist darüber nichts zu entscheiden, da nach Aussage verständiger Leute und ärztlicher Forschung jener Selbstmord keineswegs als Wirkung solcher Vorstellungen zu betrachten sey.

Das Verhalten vieler Geistlichen gegen die Theilnehmer an solchen Versammlungen ist meist unzweckmäßig gewesen. Die in den Predigten ausgesprochenen neologischen Meinungen und häufigen bitteren Ausfälle auf jene Versammlungen haben Erbitterung erregt, bei welcher dann von beiden Seiten gefehlt worden ist.

Die Opposition gegen die Kirche erweckte die Aufmerksamkeit der Behörden, und eingegangene Anklagen der Geistlichen an die Superintendenten und von diesen an die Consistorien und Regierungen gaben zu amtlichen Untersuchungen Anlaß. Mit schonungsloser Härte hat die Regierung zu Cöslin Maaßregeln dagegen ergreifen wollen. Ihre Vorschläge zur ärztlichen Untersuchung der Gemüthszustände der Herren v. B. sind nicht gebilligt, und ihre angerathene Militair-Execution ist glücklicher Weise durch den Kronprinzen verhindert worden. Mildere Gesinnungen hat das Consistorium in Stettin an den Tag gelegt.

Frühere Acten geben Aufschluß über die wichtigsten Lehrpunkte jener Leute, zu deren Bekenntniß sie durch Verhöre veranlaßt worden sind.

1. Auf den ersten Vorwurf: sie seyen nicht mehr der alten evangelischen Lehre ergeben, haben die Vorsteher geantwortet: sie wollen sich zu nichts Anderem bekennen, als zur alten evangelischen Lehre, können aber nicht den symbolischen Büchern unbedingten Glauben beimessen.
2. Die Beschuldigung, daß sie die Vernunft ein Werk des Teufels genannt haben, weisen sie als ungegründet zurück. Die Vernunft sey göttliche Gabe und Geschenk, bedürfe aber nach dem Verderbniß der Menschen erst der göttlichen Erleuchtung.
3. Teufelsbesitzungen können nicht geleugnet werden.
4. Auf den Vorwurf, daß ihre Lehre vom Bußkampf die Gemüther mit entsetzlicher Angst und Furcht erfülle, geben sie zur Antwort: ein gleicher Grad dieser Angst sey nicht nothwendig, doch sey die Buße ohne Kampf nicht möglich.
5. Warum sie die Tugendlehre von der Kanzel verbannen wollen? Antw.: Das sey nicht ihre Absicht, sie fordern nur eine evangelische Tugendlehre.
6. In Bezug auf Wundergaben ist ihre Meinung: sie wollen sich solche nicht zuschreiben, doch dürfen sie nicht schlechthin geleugnet werden. Ihre Meinung gründen sie auf das apostolische Zeitalter.
7. Die ihnen angeschuldigte Verachtung der Reformation Luthers leugnen sie und erkennen in ihr vielmehr Gottes Werk.
8. Auf den Vorwurf der Separation erklären sie: daß sie gern an der Kirche Antheil nehmen wollen, sobald sie Prediger bekämen voll evangelischen Sinnes und Glaubens. Doch bei Austheilung der Sacramente dringen sie auf Scheidung der Gläubigen und Ungläubigen.
9. Ihre Vorträge in öffentlichen Versammlungen entschuldigen sie damit, daß sie nicht in öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen, sondern nur in Hausandachtsübungen predigen wollten; — hier müsse aber jedem fremden Gaste der Vortrag erlaubt seyn.

Das Urtheil der Commission ist dahin ausgefallen:

1. Der Ursprung der Bewegung ist rein und lauter, weder kryptokatholisch, noch demagogisch (denn die Herren v. B. sind eifrige Lutheraner, und obgleich einige Familienglieder weiblichen Geschlechts der Katholischen Kirche angehören, so haben doch diese ihren liberalen Sinn durch den Antheil am Lutherischen Abendmahlsritus deutlich an den Tag gelegt). — Hierin sind die Commissarien einstimmig.
2. In den Wirkungen zeige sich viel Herrliches und Löbliches. — Ob aber die guten oder die zweideutigen Wirkungen überwiegend seyen, darüber sind die Urtheile getheilt. Heubner erklärt sich für das Uebergewicht der ersteren.
3. Vorschläge für den König: Versammlungen dieser Art neben dem Gottesdienste seyen religiöses Bedürfniß, dafür müsse gesorgt, den Abwegen dabei durch weise Leitung vorgebeugt werden.

   Die Versetzung der Prediger in jenen Gegenden sey nothwendiges Erforderniß, man solle Männer wählen von festem evangelischen Sinn.

   Für die Gestattung von Privatversammlungen seyen Gesetze nothwendig. Den Predigern müsse die Errichtung solcher Versammlungen nach dem jedesmaligen Bedürfnisse ohne alle Einschränkung erlaubt seyn.

*) Auch andere Erscheinungen von schwärmerischem Charakter sind nicht ausgeblieben. Manche hielten sich für inspirirt und predigten einzelnen, unbekehrten Personen als in unmittelbar göttlichem Auftrage mit Donnerworten Buße — schilderten ihnen die Höllenqualen unter schrecklichen Bildern, als die sich ihrem Auge sichtbar darstellten. — Ein junges Mädchen saß mit geschlossenen Augen in der Versammlung und hielt den Eintretenden, ohne sie zu sehen, ihre besondern Sünden vor, und bezeichnete ihnen den Ort in der Hölle, wo die glühenden Stühle für sie bereit ständen, wenn sie sich nicht alsbald bekehren würden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 3. November. № 88.

Ulrich von Hutten und seine Stellung zur Reformation.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Derselbe H. aber, welcher mit dieser Schrift, wie auch Luther erkannte, dem Papstthum so einen empfindlichen Streich versetzte, hatte damals noch keine Ahnung von der Bedeutung eines andern, von ganz anderer Seite herkommenden und mit ganz andern Waffen geführten Angriffs. Er hatte den Erzbischof im Februar 1518 in seine Sächsischen Diöcesen begleitet und also Gelegenheit gehabt, den durch Luther erregten Ablaßstreit in der Nähe kennen zu lernen; aber er sieht darin, gleich dem damaligen Papste, nichts als eine gewöhnliche Mönchsstreitigkeit, über die er sich in einem Briefe schadenfroh also äußert: „Nun aber, was du vielleicht noch nicht weißt, ist zu Wittenberg in Sachsen eine Partei gegen die Gewalt des Papstes aufgetreten, während die andere den päpstlichen Ablaß vertheidigt. Von beiden Seiten nimmt man einen gewaltigen Anlauf und bietet viel Kraft auf. Mönche stehen an der Spitze der Kämpfenden. Die Heerführer selbst sind rasch und hitzig, voll Muth und Eifer; bald rufen sie und schreien, bald jammern sie und klagen das Schicksal an. Neuestens haben sie sich auch an das Schreiben gemacht. Die Buchdrucker bekommen zu thun. Es werden Streitsätze und Corollarien, Schlüsse und, was schon Manchem übel bekommen ist, Artikel verkauft. So, hoffe ich, werden sie sich gegenseitig zu Grunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir die Mittheilung machte, zur Antwort gegeben: Fresset einander, damit ihr gefressen werdet. Mein Wunsch ist nämlich, daß unsere Feinde so viel als möglich in Zwietracht leben und sich hartnäckig unter einander aufreiben mögen. Ja, gebe Gott, daß alle zu Grunde gehen und aussterben, welche der aufkeimenden Bildung hinderlich sind, damit die lebendigen Pflanzungen der herrlichsten Tugenden, die sie so oft zertreten haben, endlich sich erheben mögen." So wenig verstand er damals eine Sache, der er sich kurze Zeit darnach mit so großer Energie, aber freilich mehr äußerlich wie einer Parteisache anschloß, ohne sie sich innerlich ganz zu eigen gemacht zu haben. Es war eben eine große Kluft zwischen Huttens und Luthers Geist. In geistlichen Dingen bleibt H. ein Fremdling, seine Stärke ist das weltliche Gebiet. Daß er hier stets ein ächt Deutsches Herz zeigt und helle Blicke hat, wird ihm Niemand abstreiten, wer sich nur seine damals geschriebene „Rede an die Fürsten Deutschlands, die Türken zu bekriegen" ansieht. Diese Schrift ist auf ihrem Gebiet als ebenso bedeutend zu betrachten, als Luthers mehrere Jahre später geschriebene Schrift vom Türkenkriege, und in manchen Ansichten treffen beide gradezu zusammen, namentlich daß der Papst der ärgste Reichsfeind, gefährlicher als der Türke, und der Türkenkrieg gemeiniglich nur ein Römisches Kunststückchen sey, Deutschland auszuplündern. Dabei gibt er seinen Deutschen manchen treffenden Rath, ermahnt sie insbesondere zur Einigkeit und damit es zu dieser komme, zur Unterordnung unter das gegebene Oberhaupt, den Kaiser. Diese oft wiederkehrende schwärmerische Begeisterung für des Deutschen Reiches und seines Kaisers Macht und Größe, in einer Zeit, wo dessen Verfall bereits eingetreten und nicht mehr aufzuhalten war, gereicht ihm doch gewiß nicht zur Unehre. Und welch helle Blicke thut er doch in diesen Verfall und sagt in dieser Beziehung seinen Deutschen, die ihre Kraft in Gelagen und Streitigkeiten verzehrten, so beherzigenswerthe Wahrheiten. An einer Stelle, wo er die aus Gränzstreitigkeit, Eifersüchteleien, Rangstreitigkeiten entspringenden unablässigen Fehden züchtigt und warnend darauf hinweist, daß das Volk, des dadurch auf ihm lastenden Druckes müde, auf gewaltsame Abhülfe sinne, malt er im prophetischen Geiste die Schrecken des sieben Jahr später hereinbrechenden Bauernkrieges: „In der That, wenn ihr mir kein Gehör gebt, so fürchte ich, wird diese Nation etwas sehen, das ihrer nicht würdig ist. Denn, wenn die Sache einmal, was Gott verhüte, zum Volksaufstande kommt, dann wird man keinen Unterschied mehr machen, nicht mehr fragen, wie viel jeder oder überhaupt ob einer geschadet habe und an wem Rache zu nehmen sey. Mit den Schuldigen wird es die Unschuldigen treffen und ohne Rücksicht blindlings wird man wüthen."

H. hatte Gelegenheit, die Verhandlungen über den Türkenkrieg in der Nähe zu verfolgen, da er während des 1518 zu Augsburg gehaltenen Reichstags sich unter sehr angenehmen Verhältnissen dort aufhielt. Den dort auftretenden Cardinal Cajetan verfolgte er mit beißender Satyre, mit Luther aber kam er während dessen Anwesenheit in Augsburg in keine Berührung, obwohl dessen Gönner, wie Peutinger, seine Freunde waren. Luthers Sache war ihm eben damals noch eine ganz

ferne und fremde. Auch hatte er in jener Zeit viel mit sich selbst zu thun, indem er damals mit Erfolg eine Kur gegen die Krankheit gebrauchte, mit welcher er den größten Theil seines Lebens kämpfte und der er endlich doch noch erlag. Sein Biograph hat aus Anlaß dieser Kur und der von ihm selbst darüber veröffentlichten Schrift diesem Gegenstand ein eigenes Capitel gewidmet, und es ist derselbe allerdings von zu großer Bedeutung in H.'s Geschichte und für seine Beurtheilung, als daß man sich einer genauern Beachtung desselben entschlagen könnte. Die Krankheit H.'s war bekanntlich die Lustseuche und er ist um derselben willen ziemlich allgemein als ein ganz dissoluter Mensch angesehen worden; insbesondere hat dieser Umstand seinen Gegnern den reichsten Stoff zu Verunglimpfungen hergegeben: hat doch Einer sogar seine Krankheit als eine Strafe Gottes bezeichnet, weil er zum Lutherthum übergetreten und hat des Anachronismus nicht geachtet, daß H. an derselben bereits seit dem J. 1508 litt. Zwar hat H. auch in dieser Beziehung Vertheidiger gefunden: Herder schon hat bemerkt, daß man in jener Zeit, als das Uebel noch in der ganzen Heftigkeit seines ersten Ausbruchs wüthete, „sehr unschuldig dazu kommen konnte", und neuerlichst ist noch in der Erlanger Zeitschrift zu H.'s Ehrenrettung hervorgehoben worden, „daß damals jene Krankheit seuchenartig Europa durchzogen und die Menschen zu Tausenden weggerafft habe, daß die reinsten Menschen aller Stände, Kaiser, Päpste, Fürsten, Bischöfe, Mönche davon ergriffen worden seyen und es in ihrer Unschuld kein Hehl gehabt hätten." Aber diese Vertheidiger behaupten damit etwas, was H. selbst nicht behauptet hat. Auch er redet von einem Stadium dieser schauerlichen, Europa durchziehenden Epidemie, wo sie auch ohne Contagium entstanden sey; allein er gränzt dieses etwa mit dem Jahre 1500 ab. Nach dieser Zeit, sagt er, sey es glaublich, daß sie keiner ohne Contagium, und zwar vorzugsweise durch geschlechtlichen Umgang bekomme. Hiermit scheint H. sich stillschweigend selbst das Urtheil zu sprechen. Es bliebe zwar übrig, bei dem bekannten und von H. selbst geschilderten schauervollen Zustande der damaligen Herbergen und ihrer Lagerstätten und bei H.'s vagirendem Leben an eine Ansteckung auch ohne geschlechtliche Verirrung zu denken; aber warum sagt H. selbst kein Wort zu seiner Rechtfertigung, da er doch in der erwähnten Schrift auf das unverholenste auch von seinem eigenen Zustande spricht?*) Schwieg er im Gefühle seiner Schuld, warum sprach er überhaupt davon? Oder war er seiner Unschuld sich so völlig bewußt, daß er kein Wort darüber für nöthig hielt? Auch dies vermögen wir kaum zu behaupten, wenn wir auch kein Zeugniß wider H.'s Lebenswandel haben, als das nicht unverdächtige seines späteren giftigen und schmähsüchtigen Gegners, des Erasmus, der in seinen Briefen von H.'s „gelind ausgedrückt" soldatischem Wandel, seinem Hange zu Verschwendung, Spiel und Dirnen redet; denn Erasmus redet zu zuversichtlich, und es wäre bei H.'s ungebändigtem Temperamente und seiner übrigen unstäten Lebensweise sehr zu verwundern, wenn er sich in dieser Beziehung ganz unbefleckt gehalten hätte.*) — Oder war vielleicht H. ein so hartgesottener Wüstling, daß er seiner Schande sich gar nicht schämte? Diese Annahme müssen wir mit noch viel größerer Bestimmtheit zurückweisen. Es ist dafür nicht nur kein Beweis da, sondern seine ganze Denk- und Schreibweise liefert den Gegenbeweis. „Er war ein leidenschaftlicher, heißblütiger und gewiß von manchen sittlichen Vergehungen nicht freier Mensch. Aber der Kern seines Wesens war sittlich. Keine gemeine Ader läßt sich an ihm entdecken. Während die Schriften mehrerer der damaligen Humanisten reich an Lascivitäten sind, beurkunden H.'s Schriften bei aller Bitterkeit der Satyre und aller Lauge des Spottes grade in geschlechtlichen Dingen eine auffallende Reinheit oder vielmehr eine Freiheit seiner Phantasie von unzüchtigen Bildern, die Bürgschaft ist für den sittlichen Grund seines Wesens." Diesen Worten des Verf. des oben erwähnten Aufsatzes in der Erlanger Zeitschrift müssen wir unbedingt beitreten, sowohl in Betreff der Rechtfertigung H.'s, als der Anklage der damaligen Humanisten, deren naturalistische Lebensanschauungen sich in den mannigfachsten frivolen Witzen kundgibt. Wenn der Ruhe und Anstand über alles liebende Mutian in den Briefen an seine Freunde gleichwohl eine so cynische Sprache führen kann, wenn bei dem vorsichtigen Erasmus hinter gleißenden Sittenpredigten gleichwohl eine widerliche Lüsternheit unverkennbar hervorblickt; so spricht es gewiß um so mehr für den leidenschaftlichen und rücksichtslosen H., daß er in den in den Humanistenkreisen unverfänglichen Ton nicht einstimmt und sich auch in seinen Briefen aller Zoten und Zweideutigkeiten enthält. Wir haben also keinen Grund, H. für einen durch und durch lüderlichen Menschen zu halten und müssen es für ungerechtfertigt und einseitig erklären, wenn man ihn oft so angesehen und seine traurige Krankheit als einen ausreichenden Maaßstab zu seiner Beurtheilung genommen hat. Aber eben weil dies geschehen ist, mußten wir

*) Und nicht bloß von sich, sondern auch von seinem damals noch lebenden Vater sagt er, daß er an dieser Krankheit gelitten. Man nehme hierzu, daß H. seine Schrift dem Erzbischof von Mainz widmet und sich dabei der naiven Wendung bedient: er wolle zwar nicht, daß Sr. Hoheit dieses von ihm beschriebene Heilmittel jemals gebrauche (was der Herr verhüten wolle), aber es könnte vielleicht an seinem Hofe gute Dienste leisten. Um dergleichen drucken zu lassen, mußte entweder H. und sein ganzes Zeitalter aller Scham ledig, oder es mußte die Annahme verbreitet seyn, daß diese Krankheit nicht nothwendig, wie man sagt, eine „schlechte Krankheit" sey. Es spräche dies also für Herders Ansicht.

*) Dies ist auch die Ansicht des Verf., der es daher für H.'s moralische Beurtheilung für gleichgültig hält, ob H. durch Ansteckung auf dem gemeinen Wege zu seinem Uebel gekommen sey oder nicht, wenn man überhaupt nicht annehmen könne, daß er in dieser Beziehung nie gefehlt habe.

durch genaueres Eingehen auf diesen Punkt, bei dem Niemand mit Wohlgefallen verweilen wird, dem vielgescholtenen Manne gerecht werden, können auch, um den Contrast zwischen seiner unermüdeten geistigen Regsamkeit und seinem, man möchte meinen, alle Kräfte verzehrenden körperlichen Leiden hervorzuheben, dem Leser nicht ersparen, die Jammergestalt H.'s in der Nähe zu betrachten. Das Bild ist von ihm selbst entworfen. „Die Schäden, an denen er litt, waren theils offene, fließende Geschwüre, eins auf dem linken Schienbein und ein fistelartiges unter der untersten Rippe der rechten Seite; theils waren es geschlossene Anschwellungen, knochenartige Verhärtungen an verschiedenen Stellen des Körpers, besonders der Beine, diese ebenso wenig zu erweichen und zu öffnen, als die ersteren zuzuheilen. Außerdem war die rechte Hüfte sammt dem Schenkel und der linke Arm sammt der Schulter bis auf Haut und Knochen geschwunden und gelockert; Stehen, Gehen, Armaufheben und Drehen des Kopfes erschwert; zeitenweise trat ein Zittern aller Glieder ein; die Geschwüre und Verhärtungen waren zum Theil unleidlich schmerzhaft; die Ausflüsse so ekelhaft und übelriechend, daß der Kranke nicht allein Andern, sondern auch sich selbst zur Last und zum Abscheu war." Der Leser wird daran genug haben und uns die Beschreibung der qualvollen und ekelhaften Kuren erlassen, welche die damalige Heilkunde gegen dieses Uebel anwendete und die H. bestand. Sie waren fast gräßlicher als das Uebel selbst. Aber darauf muß noch aufmerksam gemacht werden, daß es H. an allem fehlte, um diese Leiden erträglich zu machen, an Ruhe, Pflege und den Mitteln, sich diese zu verschaffen, meist auch an nur einigermaßen guter ärztlicher Hülfe, und daß er sich mit diesem seinem siechen Leibe durch Deutschland und Italien unstät herumschleppte. Man kann es verstehen, wie ein Freund bei solch gräßlichem und, wie es schien, hoffnungslosem Zustande ihm den verzweifelten Rath geben konnte, sich selbst das Leben zu nehmen. Aber H. ertrug sein Leiden, wir können nicht sagen mit christlicher Geduld und Ergebung, aber auch entfernt nicht mit bloß stoischer Resignation, sondern mit einem Muth, mit einer Elasticität des Geistes, welche uns Bewunderung einflößt und ihn als einen Menschen von außerordentlicher geistiger Begabung erscheinen läßt, denn bei allen diesen unsäglichen Leiden blieb (bis an sein Ende) sein geistiges Interesse ungeschwächt und nach den verschiedensten Seiten hin rege, ja er erheiterte sich mitten unter seinen qualvollen Kuren nicht bloß durch seine Studien, sondern schrieb während derselben einige seiner frischesten Sachen. — Nachdem alle frühere peinliche Kuren sein Uebel nicht gründlich gehoben hatten, wendete H. im J. 1518 auf Anrathen seines Freundes, des kurmainzischen Leibarztes Stromer, eine Kur an, welche mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt war. H. fühlte sich wie neu geboren, sprach von seinem Heilmittel, dem Guajakholze, als von einer Gabe Gottes mit einer Art von religiöser Verehrung und setzte in einer auf Andringen eines Arztes über die Lustseuche und das Guajakholz herausgegebenen latein. Schrift, welche ins Deutsche, Französische und Englische übersetzt wurde, und in der Geschichte der Seuchen noch heute ihren Platz behauptet, diesem vermeinten Specificum ein Denkmal.

Die Schattenseiten des Hoflebens hatte H. bald kennen gelernt und hatte sie in einem Dialog dargestellt, gleichwohl hielt er es, wie er in einem Schreiben an den gelehrten Nürnberger Patricier Wilibald Pirkheimer darlegte, sowohl seiner Natur für angemessen, als auch um den Erwartungen seiner Verwandten und Freunde zu entsprechen für nöthig, das praktische Leben mit dem wissenschaftlichen zu verbinden. Dabei sprach er seine gewisse Hoffnung für den gewissen Triumph der guten Wissenschaften aus, zu deren Unterstützung man eben die Fürsten gewinnen müsse und schloß den Brief mit dem siegesfreudigen Ausruf: „O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben, wenn auch noch nicht sich zur Ruhe zu setzen, mein Wilibald. Es blühen die Studien, die Geister regen sich. Du Barbarei, nimm den Strick und mache dich auf die Verbannung gefaßt." (Und das schrieb H. während seiner qualvollen Guajakkur.)

Die oben erwähnte Theilnahme an der Execution gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg im J. 1519, die seinem Rachedurste Befriedigung gewährte, und ein daran sich anschließender, zur Befestigung seiner Gesundheit unternommener Besuch des Wildbades bilden eine Episode in H.'s Hofleben, zu dem er etwa im Juni nach Mainz zurückkehrte. Er konnte auch des Einkommens, das ihm seine dortige Stelle gewährte, nicht entrathen. Kurfürst Albrecht war übrigens liberal genug, ihn des eigentlichen Dienstes zu entbinden, ohne ihm seinen Gehalt zu entziehen. Die Humanisten verstanden der Eitelkeit der Fürsten durch gelegentliche Lobsprüche in ihren Schriften zu schmeicheln: Erasmus war ein Meister darin und machte damit ein einträgliches Geschäft nicht bloß für sich, sondern auch zu Gunsten seiner Freunde. Das kam denn auch H. bei dem Kurfürsten zu Statten.

In jener Zeit des Frohgefühls der wiedergewonnenen Gesundheit und in dem auch ihm trotz seines unstäten Sinnes einmal anheimelnden Wohlbehagen an einer festen und sorgenfreien Stellung ging H. mit dem Gedanken um, sich zu verheirathen und so diese Stellung noch weiter zu begründen. Es scheint eine Frankfurterin aus edlem Geschlecht gewesen zu seyn, um die er, wenigstens unter der Hand, warb, und es liest sich ganz eigen, wenn H., um die ihm entgegenstehenden Bedenken zu beschwichtigen, sich selbst vorredet, daß „nichts Unruhiges, nichts Aufrührerisches in ihm sey, seine Studien voll Anmuth, Scherz und Witz." Es war ein kurzer Traum: ein einfach friedliches Leben war ihm nicht beschieden und er war nicht dazu angethan. Die Sache muß sich zerschlagen haben; doch braucht man nicht anzunehmen, daß der Unmuth darüber, daß der Hafen eines stillen Glückes ihm verschlossen blieb, ihn getrieben habe, sich aufs Neue in die Wogen zu stürzen, die bald

über ihn zusammenschlugen. Dazu gab es in jener bewegten Zeit für einen so unruhigen Geist sattsame Veranlassung.

Die nächste war die Erwählung Karls zum Deutschen Kaiser, an deren Gelingen H.'s Gönner, der Kurfürst Albrecht und Franz von Sickingen, sein neuer Freund, wesentlichen Antheil hatte. Bei dem Würtemberger Feldzug war es, daß er zu diesem in ein näheres Verhältniß trat. Von H. angeregt, hatte sich dieser des bedrängten Reuchlin wider die Dominikaner angenommen und ihm wenigstens für den Augenblick volle Genugthuung verschafft und seinen Handel zum Austrag gebracht. Später wußte er ihn gleichfalls für Luther zu gewinnen, und von Sickingens Burgen aus sehen wir ihn bald die heftigsten Streitschriften gegen Rom entsenden, während er noch kurz zuvor in Mainz nur in erasmischer Weise mehr gelegentlich in seinen Dialogen eine scharfe satyrische Lauge über das Verderben der Geistlichkeit ausgeschüttet hatte. Seit der Leipziger Disputation vornämlich war H. inne geworden, daß Luthers Handel kein bloßes Mönchsgezänk sey und er hätte von da an sofort gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht, wenn ihn nicht die Rücksicht auf seinen Gönner, den Kurfürsten, noch eine Zeit lang zurückgehalten hätte. Daher schrieb er auch, als Sickingen Luthern ein Asyl auf der Ebernburg anbieten ließ, anfänglich nicht an diesen selbst, sondern an Melanchthon. Aber deshalb war er nicht gemeint, an sich zu halten: bereits im April 1520, also noch zwei Monate vor Luthers Schrift an den christl. Adel Deutscher Nation und ein halbes Jahr vor dessen Schrift vom Babylonischen Gefängniß erschien der Dialog Vadiscus oder die Römische Dreiheit*), in welcher er nicht allein mit völliger Rücksichtslosigkeit die schamlose Anmaßung der Römischen Curie, die financielle Ausbeutung und politische Bevormundung Deutschlands, das schändliche Leben der Curtisanen, kurzum die ganze Blöße Roms aufdeckt, sondern offenbar dawider Sturm läuft und Deutschland zur Selbsthülfe aufruft. „Sehet da — spricht er — (in Rom) die große Scheune des Erdkreises, in welche zusammengeschleppt wird, was in allen Ländern geraubt und genommen worden; in deren Mitte jener unersättliche Kornwurm sitzt, der ungeheure Haufen Frucht verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt aber an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und Alles, was noch übrig ist, zermalmen. Werden da die Deutschen nicht zu den Waffen greifen? nicht mit Feuer und Schwert anstürmen? Das sind die Plünderer unseres Vaterlandes, die vormals mit Gier, jetzt mit Frechheit und Wuth, die weltherrschende Nation berauben, vom Blut und Schweiße des Deutschen Volkes schwelgen, aus den Eingeweiden der Armen ihren Wanst füllen und ihre Wollust nähren. Ihnen geben wir Gold; sie halten auf unsere Kosten Pferde, Hunde, Maulthiere und (o der Schande!) Lustdirnen und Lustknaben." — — — „Wann werden wir endlich einmal klug werden und unsere Schande, den gemeinen Schaden rächen? Hat uns früher die vermeinte Religion und eine fromme Scheu zurückgehalten, so treibt und zwingt uns jetzt dazu die Noth." Wenn er weiter sagt, es würden dem Deutschen Volk die Augen aufgehen, daß wahre Gottesfurcht und abgöttische Verehrung der päpstlichen Tyrannei sehr verschiedene Dinge seyen und es werde nächstens den mannhaften Entschluß fassen, dieses Joch abzuwerfen; so verwahrt er sich dabei noch, daß dem Körper der Christenheit sein bisheriges Haupt, der Papst und die Curie, solle abgeschnitten, sondern es solle dieses nur von den ungesunden Säften, die sich in demselben angesammelt, befreit werden, welches einfach dadurch geschehen könne, daß der Krankheit die Nahrung entzogen, d. h. den Geldspenden nach Rom ein Ende gemacht werde. Dann werde der Römische Hof sich schon von selbst der vielen Müßiggänger und seiner anstößigen Ueppigkeit entschlagen und das, was er an Glanz verliere, an wahrer Würde gewinnen.

Aber H. begnügte sich nicht damit, in dieser Schrift der Römischen Tyrannei den Fehdehandschuh hinzuwerfen und seine Freunde zur Theilnahme an diesem Kampfe aufzustacheln, sondern er suchte einen nähern, größere Erfolge verheißenden Weg zu betreten. Auf den jungen Kaiser richteten sich seine Blicke, ihn wollte er auffordern, die Deutsche Nation nicht länger der schimpflichen Tyrannei des Papstes preis zu geben. Weil aber der Kaiser noch in Spanien war, so adressirte er seine freimüthigen Rathschläge an dessen Bruder Ferdinand, indem er demselben eine von ihm aufgefundene und herausgegebene Schrift eines Bischofs zu Gunsten des Kaisers Heinrich IV. und seines Papstes Clemens III. zueignete.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Titel dieser Schrift rührt daher, daß in epigrammatischer Weise immer drei Dinge zusammengestellt werden, die es zu Rom nicht, selten, im Ueberflusse gibt, die dort verboten sind, die man von dort heimbringt u. s. w. z. B. Drei Dinge erhalten Rom in seinen Würden: das Ansehen des Papstes, die Gebeine der Heiligen und der Ablaßkram. Drei Dinge sind aus Rom verbannt: Einfalt, Mäßigkeit und Frömmigkeit. Von drei Dingen hört man in Rom nicht gern: von einem allgemeinen Concil, von Reformation des geistlichen Standes und daß die Deutschen anfangen klug zu werden ꝛc. ꝛc.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 6. November. № 89.

Ulrich von Hutten und seine Stellung zur Reformation.

Zweiter Artikel. (Fortsetzung.)

Strauß, dessen Biographie überhaupt das unleugbare Verdienst hat, H.'s Bild, das nicht bloß unter parteiischer, sondern mehr noch unter oberflächlich-schablonenmäßiger Behandlung sehr gelitten hat und verwaschen worden ist, reiner gezeichnet zu haben, macht bei Gelegenheit dieser Schrift eine Bemerkung, für welche wir die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch nehmen müssen. „Schon in den vorhin betrachteten Gesprächen — sagt er — waren von H. zuweilen, besonders wenn es darauf ankam, die Entartung der Römischen Kirche anschaulich zu machen, biblische Stellen angeführt worden. Doch hatte er sich ebenso oft noch, wie früher, classischer Stellen, vornehmlich aus Römischen Dichtern, bedient. Dies, was seinem Bildungsgange entsprach, gibt er nun zwar auch ferner nicht auf. Doch im gleichen Verhältniß, wie er von dem humanistischen Boden nach und nach auf den kirchlich-reformatorischen hinüberrückt, fangen auch die Bibelsprüche die classischen Reminiscenzen zu überwiegen an. Zum ersten Male fällt diese Manier in der Vorrede auf, die wir so eben besprochen haben. Sie fällt auf, weil sie diesmal weder von der Sache, noch von den Personen, mit denen Hutten es zu thun hatte, gefordert, ja für die Letztern kaum geeignet war. Auf die beiden jungen Fürsten, die er für seine Idee einer Emancipation von Rom gewinnen wollte, war sicher durch politische Gründe mehr Eindruck zu machen, als durch die Stellen aus Jesaias und Ezechiel, Matthäus und Johannes, mit denen er seine Rede verzierte. Da er an der alten Schrift, die er bevorwortet, unter Anderm rühmt, wie geschickt sie aus dem Evangelium und den Worten Christi zusammengefügt sey, so kann es scheinen, daß sie zunächst ihn zur Nachahmung veranlaßt habe. Doch behielt er diese Art fortan bei und bildete sie weiter aus. *) Darin bestärkte ihn Luthers Vorgang. Und wie er nun vom nächsten Jahr an sich an die Verdeutschung seiner lateinischen und an Abfassung von deutschen Schriften begab, so war allerdings in denjenigen Kreisen, für welche er jetzt schrieb, diese Manier die wirksamste. Daß sie Hutten und seinen Werken gut zu Gesichte stünde, können wir nicht sagen. Dem alten Bischof, dessen Schrift er darum lobt, steht sie ganz wohl. Luthern auch. Denn deren ganze Denkart ist aus Fäden gesponnen, die aus Bibel und Kirche gezogen sind. Da ist es also ganz natürlich, daß die von theologischem Geiste durchdrungene Betrachtung sich von Zeit zu Zeit in biblische Schlagworte zusammenfaßt. Das ist bei H. ganz anders. Seine Bildung ist eine durchaus weltliche, theils humanistisch, theils politisch. Selbst das Kirchliche und Religiöse betrachtet und behandelt er aus diesem Gesichtspunkte. Dazu passen nun die Bibelsprüche nicht, die einer ganz andern Weltanschauung entstammen. So geschickt sie im Einzelnen eingefügt sind, so bleiben sie doch dem Ganzen fremd. Sie stören, statt zu fördern. Man glaubt stellenweise H. in Kutte und Kapuze sich vermummen zu sehen, den doch nur Harnisch und Lorbeer kleideten. Daß er für seine lateinischen Schriften an die Vulgata, für die deutschen an vorlutherische Bibelübersetzungen gewiesen war, in denen viele, besonders alttestamentliche Stellen gar nicht zu verstehen sind, war noch ein besonderer Uebelstand." — Man kann dem Verf., wenn auch von anderm Standpunkte aus, nur beistimmen und wir müssen es ihm Dank wissen, daß er die Gränze zwischen Luther und Hutten scharf gezogen hat. Beide gingen von ganz verschiedenen Beweggründen und Anschauungen aus und verfolgten ganz verschiedene Ziele, wenn sie auch in ihren Angriffen auf das Papstthum zusammentrafen. Bei H. war das Eingehen auf biblische Betrachtungs- und Ausdruckweise allerdings nur eine „Manier", wenn auch eine in aufrichtiger Meinung und ohne Affectation angenommene Manier; sein Lebenselement aber war ein anderes als die Schrift und darum können die Worte der Schrift allerdings nur als auf das Gewand seiner Rede aufgeheftete Lappen oder höchstens als eingewobene einzelne Fäden erscheinen.

Das Aufsehen, welches H.'s letzte Schriften bereits machten, die Drohungen seiner Gegner, die Warnungen der Freunde schreckten ihn nicht zurück. Nicht nur setzte er sich jetzt in unmittelbaren Verkehr mit Luther, an den er auf die (jetzt noch verfrühte) Nachricht seiner Verdammung unter dem 4. Juni 1520 ein Trost- und Ermunterungsschreiben richtete; sondern

*) H. ging später noch weiter: man hat Exemplare früherer Schriften vorgefunden, welche behufs einer neuen Ausgabe von ihm durchcorrigirt worden sind und worin er namentlich auch seinen Styl, der nach dem Brauch der Humanisten und dem von ihnen genährten Geschmack ein ganz heidnischer war, christianisirt und z. B. die propitios deos in propitium Deum, statt proh Jupiter und per Herculem, proh Christe und per Christum gesetzt hat.

er machte sich nach Brüssel auf den Weg, um auf den Bruder des Kaisers und durch ihn auf diesen selbst durch persönliche Unterredung zu wirken, ließ sich auch von seinen patriotischen Unternehmungen wider Rom durch den kühlen, berechnenden und zuwartenden Erasmus, den er in Löwen traf, nicht abbringen. Er kehrte aber bald sehr enttäuscht zurück: ohne irgend etwas ausgerichtet, ja wahrscheinlich ohne nur bei Ferdinand Gehör erlangt zu haben, mußte er froh seyn, mit heiler Haut davon gekommen zu seyn. Seine Freunde hatten ihn bereits als einen verlorenen Mann angesehen und er selbst erfuhr, daß der Papst an verschiedene Deutsche Fürsten, namentlich an den Erzbischof von Mainz das Ansinnen gestellt habe, ihn zu greifen und gefesselt nach Rom zu senden und daß ein päpstlicher Orator beim Kaiser die Erlaubniß dazu erbeten habe. Solche Nachrichten waren nur geeignet, Oel in die bereits hochlodernde Zornesflamme unsers Ritters zu gießen, und weil er nicht mit dem Schwerte darein hauen konnte, so suchte er wenigstens durch seine Schriften wegen solchen neuen Frevels den Papst vor ganz Deutschland zu verklagen. Auf den Burgen seines neuen Freundes Sickingen fand er ein sicheres Versteck, von wo aus er seine Geschosse entsenden konnte. Sickingen, der jetzt eben den jungen Kaiser sich sehr verbindlich gemacht hatte, war der Mann, solchen Schutz zu gewähren: nicht selbst Gelehrter, patronisirte er doch solche gern und der Reformation war er wenigstens aus äußern und politischen Gründen zugethan. Mußte Luthers kühnes Auftreten schon seinem ritterlichen Sinne zusagen, so wurde er durch Hutten auch mit dem Gegenstand des Kampfes vertrauter gemacht und las mit diesem während der winterlichen Muße auf der Ebernburg Luthers Schriften. Der Schutz, den Reuchlin nicht bedurft, Luther nicht begehrt hatte, kam Hutten und Andern, z. B. Bucer, wohl zu Statten. Zunächst sendete er von hier aus durch Sickingen selbst ein Klagschreiben (conquestio) an Kaiser Karl, in welchem er seine Sache zugleich als Sache des Kaisers darstellte; dann suchte er die Deutschen Fürsten zum Kampfe gegen die Römische Anmaßung aufzurufen, indem er sich an den einflußreichsten unter ihnen, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen brieflich wendete, der freilich seine Bahn selbst zu finden wußte; nach allen Seiten hin, an gleichgesinnte Freunde, wie an seinen zweifelhaften Gönner, den Erzbischof Albrecht, ergingen seine von Zorn wider den Papst flammenden Briefe, wie Luther sie nannte. Aber das Alles war ihm nicht genug: an „alle Deutsche aller Stände“ wendete er sich in einer eigenen Klagschrift, welche mit den übrigen zusammengedruckt und, wo es durch die Buchhändler nicht ging, durch H.'s Freunde weit und breit ausgestreut wurde. Wenn er ihr den jetzt öfter von ihm gebrauchten Wahlspruch Ps. 2, 3 vorsetzte, so spielte ihm bei dieser von den Gegnern ihm oft vorgerückten Wahl seine sich oft überschlagende Rhetorik einen Streich.

Führte hierbei H., wenn er sich auch stets als Kämpfer und Märtyrer Deutscher Sache darstellte, zunächst nur seine eigene Fehde, und wehrte sich, so zu sagen, seiner eigenen Haut; so nahm er sich dagegen Luthers Sache wie seiner eigenen an, als Eck mit der Bannbulle wider diesen aus Rom in Deutschland anlangte, und in einer ganzen Reihe von Flugschriften schüttete er seinen Zorn über dieselbe aus. Zuerst gab er die päpstliche Bulle, mit beißenden Glossen begleitet, heraus. Dieß geschah noch in lateinischer Sprache, und in lateinischen Hexametern klagte er auch über die durch die Bulle hervorgerufene Verbrennung der Lutherschen Schriften. Aber gleichzeitig stimmte er auch „Ein Klag über den Lutherischen Brandt zu Mentz“ in Deutschen Reimen an, denn er fühlte, was er gleich darauf in einer andern Reimschrift aussprach:

Latein ich vor geschrieben hab,
Das war eim Jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zubringen diesen Dingen Rach.

Wenn ihm auch die Deutschen Reimzeilen nicht so fließen, wie die ihm geläufigen antiken Versmaaße (wie denn auch die lateinische Sprache seiner rhetorisirenden Weise mehr eignet); so fehlt es doch nicht an schlagenden Partieen, wie:

Hie brennen, Herr, viel guter Wort,
Hie wird dein göttlich Lehr ermordt; . .
Hie giebt man Ablaß und Genad,
Doch Keinem, der nit Pfennig hat;
Hie wird gelogen, hie gedicht,
Ein Sünd vergeben, eh' sie gschicht; . .
Hie wird verkauft der Himmel dein,
Geurtheilt zu der Höllen Pein,
Ein Jeder der hiewider sagt;
Hie ist, wer Wahrheit pflegt, verjagt;
Hie wird teutsch Nation beraubt,
Ums Geld viel böse Ding erlaubt;
Hie bdenkt man nit der Seelen Heil;
Hie bist du, Herr Gott, selber feil u. s. f.

Auf dem betretenen neuen Wege schritt denn nun auch H. tapfer vor und noch vor Ablauf des Jahres 1520 erschien seine „Klag und Vermahnung gegen den unchristlichen Gewalt des Papsts und der ungeistlichen Geistlichen — — in Reimen Weis beschrieben“, auf deren Ton man schließen kann, wenn man weiß, daß H. selbst sie „einen zornigen Spruch“ nennt. Er faßt darin Alles zusammen, was er wider Rom und das von da ausgehende Verderben der Kirche auf dem Herzen hat; und wenn es nicht unwahrscheinlich ist, daß Luthers Vorgang ihn bestimmt habe, sich in Deutscher Sprache ans Deutsche Volk zu wenden, so ist noch weniger der Einfluß von Luthers Ideen wie von seiner volksmäßigen Sprache, sowie das Einlenken H's. in biblische Redeweise zu verkennen. Auch ein anderes Libell: „Anzeig, wie allwegen sich die Römischen Bischöf oder Päpst gegen den Deutschen Kaisern gehalten, auf das kürzst aus Chroniken und Historien gezogen, K. Majestät vorzubringen“ war deutsch geschrieben und somit auf das Volk berechnet, da ja Karl das Deutsche nicht einmal verstand. Mit diesen Schrif-

ten, denen er auch noch eine Deutsche Uebersetzung mehrerer seiner lateinischen Gespräche anfügte, erregte H. noch mehr den Haß aller Anhänger Roms wider sich, und er fand es selbst nöthig, eine „Entschuldigung" zu schreiben, „als sollt er wider alle Geistlichkeit und Priesterschaft seyn," eine Schrift, in der es sich wieder ganz um persönliche Abwehr handelt.

Aber das Alles genügte H. nicht, er hätte am liebsten mit dem Schwerte dreingeschlagen, und seine Ungeduld gibt sich in den Briefen an seine Freunde kund. Aber selbst Sickingen, dem es doch auf einen kecken Handstreich nicht ankam, mahnte zur Ruhe, denn er wollte es mit dem Kaiser nicht verderben und zusehen, was von diesem zu erwarten stand. Von Luther wissen wir, daß er gegen alle Gewaltthat und Selbsthülfe war und er hat sich auch in Betreff H.'s deutlich genug erklärt, wenn er es auch in einer Anwandlung von Schadenfreude den päpstlichen Legaten gegönnt hätte, daß H.'s Plan, ihnen die Wege zu verlegen und sie abzufangen, zur Ausführung gekommen wäre.

So mußte denn H. fortfahren, seinem Unmuthe in Flugschriften Luft zu machen, und er benutzte die Gelegenheit, zugleich seinem Freunde und Schützer, dem er bereits in der Zueignung zu der Deutschen Uebersetzung seiner Dialoge für seine probehaltige Freundschaft gedankt hatte, in den neuen Dialogen, welche er im Winter 1521 auf der Ebernburg schrieb, ein Denkmal zu setzen, indem er in dreien derselben Sickingen die Hauptrolle anweist und ihm die gewichtigsten Worte in den Mund legt. Alle vier (die Bulle, der Warner, aus zwei Gesprächen bestehend, und die Räuber) handeln von dem, was damals die Zeit und H. am meisten bewegte: die Bulle ist eine beißende Satyre; die beiden Gespräche, in welchen Einer mit allerlei Bedenken wider die Reformation auftritt, enthalten mehr eine ruhige Auseinandersetzung und Widerlegung solcher Bedenken, und in dem vierten nimmt H., dessen Rittersinne der Krämergeist der Städte sehr verhaßt war und der auch hier sie ärgere Räuber als die Wegelagerer nennt und nur die Juristen und Pfaffen über sie setzt, die Wendung, zu zeigen, es sey an der Zeit, daß Ritterschaft und Städte (denn von den Fürsten hofft er nicht viel) sich zum Kampfe wider die Pfaffen verbinden. Wie wenig er, wenn es mit Worten nicht auszurichten sey, vor Gewaltmaßregeln zurückschrecke, sagt H. auch in diesen Dialogen, namentlich auch mit Berufung auf das rühmliche Exempel des Hussitenanführers Ziska, und dem Sickingen legt er die Erklärung in den Mund, daß er dem Kaiser, wenn dieser ihm etwas Gewaltsames gegen Luther zumuthe, nicht gehorchen könne.

Als H. diese Dialoge schrieb, hatte der Reichstag zu Worms bereits begonnen (28. Jan. 1522) und sie nehmen bereits bestimmte Rücksicht auf denselben. Die Vorgänge auf diesem Reichstage, von denen man auf der nur 6 Stunden entfernten Ebernburg durch die Freunde in Worms genau unterrichtet war, steigerten seine fieberhafte Aufregung auf den höchsten Grad. In den Invectiven, welche er gegen den päpstlichen Nuntius Hieronymus Aleander, welcher Luthers Verdammung ohne vorgängiges Gehör durch eine dreistündige Rede in der Reichsversammlung durchzusetzen suchte, gegen dessen Collegen Marino Caraccioli, sowie gegen die in Worms anwesende hohe Geistlichkeit schleuderte, hält er ihnen nicht allein alle ihre Sünden vor, sondern er läßt dabei jedes Maaß und jede Rücksicht fallen, so daß er selbst die Nothwendigkeit fühlte, an seinen alten Gönner, den Erzbischof Albrecht, der ja auch mit auf dem Reichstage saß, ein versöhnliches Wort mit beizufügen und ihn seiner fortdauernden Liebe zu versichern. Auch bei dem Kaiser, dem er in einem Sendschreiben Rathschläge ertheilt, fand er es nöthig, sich in einem zweiten Schreiben zu entschuldigen indem er sich entweder selbst sagen mußte oder indem er von Anderen hören mußte, daß er doch etwas zu keck aufgetreten war. Mit seinem Echauffement wuchs auch sein Selbstgefühl; es wird sich Niemand des Eindrucks entwehren können, daß er den Mund sehr voll nimmt, wenn er von sich redet und die Art und Weise, wie er sich und Luther neben einanderstellt, zeigt, daß er weder sich selbst noch Luther kannte. In ruhigerer Stimmung freilich schaute er die Verschiedenheit ihrer Stellung richtiger an.

Inzwischen zog Luther ruhig seine Straße nach Worms, die Sache dem befehlend, deß sie war. H.'s Bewunderung der stillen Heldengröße Luthers war so aufrichtig als sein Zorn gegen die, welche ihn verurtheilten, ohne ihn zu überführen, heftig war. Sofort nach seiner Ankunft in Worms begrüßte er ihn durch ein Schreiben, und auch vor seiner Abreise schrieb er nochmals an ihn. Sein Biograph macht sich darüber lustig, daß H., „in Luthers theologische Manier eingehend, mit einem dicken Rauchwerke biblischer, insbesondere alttestamentlicher Sprüche, ihm entgegentrete," und wir geben zu daß es bei H. eine fremde, angenommene Redeweise gewesen sey, aber gewiß war es bei ihm ehrlich gemeint, und H. war noch nicht auf der Höhe Straußischer Evangelienkritik angelangt, um die großen Verheißungsworte der Schrift nur als rhetorische Floskeln zur Verbrämung seiner Rede zu gebrauchen. So sehr er durch und durch ein Weltkind war, so war doch noch ein ehrlicher Glaube an die Gerechtigkeit seiner und Luthers Sache und eine Unmittelbarkeit der Empfindung in ihm, die ein blasirter Kritiker unseres Jahrhunderts freilich mit den Kinderschuhen abgelegt hat.

An Drohungen von Gewaltschritten waren alle damaligen Briefe H.'s voll, aber Sickingen, auf den er sich dabei vornämlich verließ, war noch zu sehr mit dem Kaiser verbunden und nicht zu vermögen, loszubrechen. So mußte denn H. von Freunden, die leidenschaftlich wie er waren, bittere Dinge über seine leeren Drohungen und sich sogar vorwerfen lassen, er habe die Römlinge erst recht ermuthigt, denn sie verlachten ihn als einen Hund, der belle, aber nicht beiße, und er hatte nichts, um sie zu beschwichtigen, als neue Drohungen und Versicherungen. Gewiß befand sich H. damals in einer peinlichen Lage und er konnte sich schwerlich selbst verhehlen, was jeder unbefangene Beobachter seines Lebens an dieser Stelle sich sagen

muß, wenn er die überschwenglichen Reden, welche H. geführt hatte, gegen den Mangel alles Erfolges hält, daß er nämlich in ein Maulheldenthum hineingerathen war, das nicht länger so fort gehen konnte. Auch sein Biograph bekennt, daß der Reichstag zu Worms keinen glücklichen Wendepunkt in Huttens Leben bilde, und wir meinen, daß von jetzt an, wo H. und Luther so nahe aneinander gekommen waren, recht augenfällig wird, wie verschieden der Geist war, der beide Männer trieb. „Durch das Wort ist die Welt überwunden und die Kirche erhalten worden und durch das Wort soll sie auch wiederhergestellt werden; aber auch der Antichrist, wie er ohne Hand angefangen hat, soll ohne Hand durchs Wort niedergeschlagen werden," das war Luthers Meinung und in diesem Sinne hatte er früher schon an H. geschrieben und dessen kriegerische Pläne gemißbilligt. Diesem seinem Sinne ist L. lebenslänglich getreu geblieben und hat darum auch seinen Kurfürsten treulich von allen den Schritten abgemahnt, welche bald nach seinem Tode dessen Verderben herbeiführten. Zu derselben Zeit aber, wo Luthers Glaubensmuth in seiner gottbegnadigten Seele am hellsten und reinsten leuchtete, gleicht Hutten mit seiner ungebrochenen Natur einem Vulkan, der eben noch in den wildesten Flammen steht, um dann in sich selbst zusammenzustürzen. Seine Rolle ist ausgespielt, in unrühmlichen Privatfehden verzehrt er seine letzte Kraft und stirbt im Elend. Wäre ihm auch ein längeres Leben beschieden gewesen, schwerlich wäre von ihm ein ersprießliches Mitwirken beim Reformationswerke zu erwarten gewesen. Dazu mußte er ein anderer seyn. Als ein Sturmwind konnte er dienen, in den stagnierenden Gewässern eine heilsame Bewegung hervorzubringen, Lebenskräfte spenden, befruchten, bauen konnte er nicht.

Sickingen hatte im Sommer 1521 ein Heer für den Kaiser geworben und H. wäre mitgezogen, wenn nicht seine Gesundheit wieder wankend geworden wäre. Inzwischen führte er Krieg auf eigene Hand, wie ein echter Stegreifritter. Er schickte dem Prior der Straßburger Karthäuser, welcher für den Vorschub, den H. entsprungenen Mönchen gewährt haben sollte, an dem Bildnisse desselben eine cynische Rache genommen hatte, deßhalb einen Fehdebrief zu, und obwohl im Uebrigen der Handel durch Stättmeister und Rath vertragen wurde, so mußte sich der Prior doch zu einer Buße von 2000 Goldgulden verstehn. H. hatte nicht weniger als 10,000 gefordert.*) Ein wichtigeres Object wenigstens hatte der Streit, welchen er in Gemeinschaft mit Harmuth von Cronberg mit dem Frankfurter Pfarrer Peter Meier, einem Lästerer und Verfolger der Lutherischen Lehre, hatte, und worüber er mit der Stadt Frankfurt selbst in einen Schriftenwechsel kam. Um diese Zeit richtete er auch an die Stadt Worms, welche sich einen evangelischen Prediger angenommen hatte, der aber sehr angefeindet wurde, ein Ermahnungsschreiben, beharrlich zu seyn. Ueberhaupt lag ihm damals der Gedanke einer Verbindung zwischen der Ritterschaft und den größeren Städten zum Schutze gegen die mit der Schwächung der kaiserlichen Macht zunehmende Fürstengewalt sehr am Herzen, und dieß ist auch der Zweck des in dieser Zeit entstandenen Gedichtes „Beklagung der Freistätte Deutscher Nation." Kann man annehmen, daß auch das ganz in Huttenscher Denk- und Darstellungsweise geschriebene Gespräch „Neu Karsthans" von H. herrühre, so wäre er noch einen Schritt weiter gegangen und hätte auch der Bauernschaft die Hand geboten. In der wirklich hartgedrückten Bauernschaft gährte es gewaltig und H. hatte, wie oben bemerkt wurde, den später erfolgenden Ausbruch schon früher vorausgesagt. War es ihm nur um neue Allianzen zu thun, oder meinte er, den hereinbrechenden Strom in ein sicheres Bette leiten zu können, wenn die Bauernschaft Verbündete und Anführer aus der Ritterschaft bekäme? In diesem letzteren Falle hätte er sich verrechnet, und H. und seine Schriften waren sicher nicht geeignet, den in der Bauernschaft sich vorbereitenden Sturm zu beschwichtigen.

H. sollte das Ende von dem Allen nicht erleben. Ob er bei dem bekannten Zuge Sickingens gegen Trier im Jahre 1522 betheiligt war, wissen wir nicht, aber jedenfalls war nach dem unglücklichen Ausgange dieses Unternehmens auch bei Sickingen kein sicherer Schutz für H. mehr zu finden. Eine Einladung von König Franz von Frankreich, mit einem Jahrgehalt von 400 Kronen und freier Wahl des Aufenthalts als Rath in seine Dienste zu treten, welche er wahrscheinlich um diese Zeit erhalten haben soll, ließ ihn seine deutsche Gesinnung nicht annehmen, obwohl er jetzt aus dem Vaterlande zu fliehen genöthigt war. Er kam nach Basel, wo auch andere Flüchtlinge sich aufhielten und fand auch dort eine gastliche Aufnahme. Und doch knüpfte sich dort der letzte und bitterste Streithandel seines ganzen unruhigen Lebens an.

In Basel wohnte damals auch Erasmus, der von H. früher angebetete Erasmus, sein Freund und Gönner, unbestritten der größte Humanist Deutschlands. Aber die Bahnen beider Männer waren bereits so weit auseinandergegangen, daß bei ihrem Naturell ein Zusammentreffen in dieser Zeit nothwendig verhängnißvoll werden mußte. Erasmus, der seine Ruhe und Bequemlichkeit, seine gesicherte Stellung und seinen erworbenen Ruhm über Alles liebte, sah mit größter Besorgniß den Gang der Dinge seit Luthers muthigem Auftreten, er fürchtete einen Umsturz aller Dinge, den Verfall der Studien, er fürchtete vor Allem den Verlust der Gunst der Großen, die seinem kleinlichen Sinne schmeichelte. Seine eigene Vergangenheit, seine scharfen Angriffe gegen das Unwesen der Mönche und andere Mißbräuche machten ihm jetzt die größte Noth, indem sie ihm den Vorwurf zuzogen, er habe das Ei gelegt, das Luther aus-

Beilage.

*) Wenn des Erasmus Vorwürfe wahr sind, so hätte H. auch förmlich den Raubritter gespielt, drei Aebte im Pfälzischen Gebiet auf offener Straße räuberisch überfallen, ebenso zwei Dominicanern die Ohren abgeschnitten.

gebrütet. Er ging nun wohl nicht so weit, förmlich zu retractiren, aber er war aufs ängstlichste beflissen, jeden Schein der Gemeinschaft mit Luther und seinen Bestrebungen öffentlich abzulehnen, und wenn etwa eine ihm im Vertrauen entschlüpfte günstige Aeußerung ruchbar wurde, so wußte er deren Wirkung durch gehässige Aeußerungen, denen er absichtlich Oeffentlichkeit gab, zu neutralisiren. Später trat er, wie wir wissen, geradezu als Luthers Gegner auf. Einem Charakter wie H., einem Manne, der seine ganze Existenz auf die Spitze seines Schwertes oder vielmehr seiner Feder gesetzt hatte, mußte dieses Tergiversiren im Grunde der Seele zuwider seyn, doch hätte er vielleicht an dem von ihm so verehrten Manne dessen Schwachheit getragen, wenn dieser nicht in seiner Furchtsamkeit so weit gegangen wäre, sich im Voraus H.'s Besuch verbitten zu lassen, eingestandenermaßen, um nicht durch den Umgang mit ihm bei seinen hohen Gönnern anzustoßen, die es sicher erfahren würden. Hierzu kam, daß H. in des Erasmus Nähe immer mehr Zeugnisse von dessen Zweideutigkeit empfing, und den Ausschlag gab ein Brief des Erasmus an Corinus, Decan des Collegs von St. Donatian in Deventer, ganz in der Absicht geschrieben und verbreitet, sich vor der Welt von dem Verdacht des Lutherthums zu reinigen. Erasmus spielt hier wie so gern die Rolle des Vorurtheilsfreien, Unbefangenen, der hoch erhaben über den streitenden Parteien steht, kann es aber doch nicht lassen, der Feindseligkeit seines kleinlichen Gelehrtenegoismus gegen die offenen Vertreter der Evangelischen Wahrheit in höhnendem Spotte Luft zu machen*) und läßt sogar nicht undeutlich vermerken, daß er im Sinne habe, schriftlich wider sie aufzutreten. Jetzt griff H. zur Feder; ein Zwischenträger sehr zweideutiger Natur, Heinrich von Eppendorf, angeblicher Ritter und Literat nach jetzigem Schlag, verdarb die Sache, die er beilegen wollte, noch mehr und hat überdem auf H. noch den Verdacht gebracht, als sey es bei dieser Sache, mit der es H. gewiß ein Ernst war, nur auf eine Gelderpressung abgesehen; und wirklich waren des Erasmus Freunde zu Geldopfern bereit, um den Druck der Schrift wider Erasmus zu verhindern, allein vergebens. In Mühlhausen, wohin sich H. gewendet hatte, weil man auch in Basel den gefährlichen Gast nicht länger dulden wollte, hatte H. seine „Herausforderung an Erasmus" geschrieben, welcher Erasmus seinen „Schwamm gegen Hutten's Begeiferung" entgegensetzte. Wir wollen nicht auf den Inhalt dieser Schriften eingehen. Es konnte Niemand an dem Skandal, daß solche Männer vor den Augen aller Welt ihre schmutzige Wäsche wuschen, ein Wohlgefallen finden, als ihre gemeinsamen Gegner. Ihre Streitschriften sind von der Art, daß Jeder von ihnen sich selbst dadurch mehr charakterisirt und geschadet hat, als dem Andern. Neu war der Fall nicht: es kommt Einem zuweilen vor, als ob man im Lager der Humanisten keinen Mittelweg gekannt habe zwischen ungemessener Lobhudelei (wohl zu merken immer mit dem Anspruche auf Wiedervergeltung), auf der einen und bis zu moralischem Todtschlag gehender Feindseligkeit auf der andern Seite, und man konnte unter Umständen von dem Einen zum Andern übergehen. Luther mißbilligte den ungemessenen Angriff des leidenschaftlichen Hutten, aber nicht minder die ihn überbietende Abwehr des feinen aber heimtückischen Erasmus.

Es ist fraglich, ob H. des Erasmus Gegenschrift noch zu Gesicht bekommen hat. Es stürmte jetzt Alles auf ihn ein. In Mühlhausen erreichte ihn die Kunde von Sickingens traurigem Ende. Er selbst war bald auch dort nicht mehr sicher und suchte in Zürich bei Zwingli Schutz und Hülfe. Von Mitteln war er gänzlich entblößt, denn von den Einkünften des nach dem Tode des Vaters auf ihn mit vererbten Familiengutes scheint er nichts haben flüssig machen können und so mußte er seine Freunde und Bekannten um Darlehen ansprechen. Erasmus sagt ihm noch, er habe sich auch nicht gescheut, Geld zu erpressen. Dabei war seine Gesundheit wieder einmal in der schlimmsten Verfassung und vergeblich suchte er im Sommer 1523 in den heißen Bädern von Pfeffers Genesung: Alles schien jetzt wider ihn verschworen, höchst ungünstige Naturereignisse verhinderten seine Cur. Aber auch unter so traurigen Umständen und in dieser morschen Leibeshütte blieb der Muth dieses merkwürdigen Menschen ungebrochen. Von Zürich aus schickte er eine (verloren gegangene) Schrift „wider die Tyrannen" (worunter er wahrscheinlich die Fürsten versteht, welche Sickingen vernichtet hatten) an Coban und spricht dabei seine Hoffnung aus, es werde eine Zeit kommen, wo Gott die braven Männer aus der Zerstreuung wieder sammeln werde. Auch der letzte Brief an einen seiner Freunde, der von ihm aufbehalten ist, ist zwar mit wankenden Schriftzügen, aber mit frischem Muthe geschrieben und zugleich ein Zeugniß, wie er selbst noch an fernliegenden Dingen ein lebhaftes Interesse nahm.

Um Heilung von seinem mit aller Macht wieder ausgebrochenen alten Uebel zu finden, hatte er sich auf der Insel Ufnau im Zürchersee zu dem heilkundigen Pfarrer Hans Schnegg gewendet. Hier mußte er erfahren, daß des Erasmus Haß ihm auch die Zufluchtstätte in Zürich nicht gönne*) und dieser Zwingli

*) Daß viele, die dies sagen wollten, arge Blößen boten, wird Niemand bestreiten und H. ist eben selbst ein lebendiges Beispiel. Sie liegen bei ihm offen zu Tage und Erasmus hat sie gehörig aufzudecken verstanden.

*) Es bezeichnet den Erasmus, daß er es nicht lassen konnte,

und den Züricher Rath vor ihm gewarnt hatte. Aber das Ende seiner Irrfahrt war gekommen: ein heftiger Krankheitsanfall machte in den letzten Tagen des Augusts oder am 1. September seinem Leben ein Ende. Er war nur 34 Jahre 4 Monate alt geworden. Sein Grab kennt man nicht mehr.

Bleiben wir gleichwohl im Geiste noch einige Augenblicke an seinem Grabe stehen! Ref. vermag sich freilich die Anschauung des Biographen Huttens, dem er im Obigen gefolgt ist und dessen unparteiische Darstellung und klare Scheidung dessen, was nicht zusammengehört, er rühmend anerkennen muß, nicht anzueignen, sofern es sich um H.'s eigentliche Bedeutung, um die Endresultate handelt. Die Verschiedenheit des Urtheils beruht in der Verschiedenheit des Maaßstabes.*) Ebenso wenig aber vermag er dem engherzigen und bequemen Urtheile derer beizutreten, welche über H.'s offen zu Tage liegenden Verirrungen kurzweg den Stab brechen und Gott danken, nicht zu seyn wie dieser. Auch ein tiefblickender Historiker, wie Wolfgang Menzel, hat es sich zu leicht gemacht, wenn er H. in dem Auszuge, den er im Literaturblatt von der neuesten Biographie desselben gibt, fast nur als einen miles gloriosus, als ein mauvais sujet behandelt. Zu solcher Ungerechtigkeit soll auch die Reaction gegen die Seichtigkeit derer nicht verleiten, welche aus dem fahrenden Ritter und Literaten einen Deutschen Heros erster Größe gemacht haben. Ref. meint in der obigen Darstellung von H.'s schwachen Seiten nichts verschiegen zu haben und hat namentlich wiederholt angemerkt, wie seine Rhetorik ihm gar oft den Schein des Maulheldenthums gibt; aber er muß auch gestehen, daß H. mit seinem in der Hauptsache verfehlten Leben und Streben nicht allein sein tiefstes Mitleiden, sondern auch fast ebenso oft seine höchste Bewunderung erweckt hat und diese Bewunderung gebührt nicht allein seinen anerkannt herrlichen Gaben, sondern auch beziehungsweise seiner Gesinnung, der Energie und unverwüstlichen Spannkraft seines Geistes, dem treuen Halten an dem, was er als Wahrheit und Recht erkannt hatte, dem unerschütterlichen Glauben an den Sieg der gerechten Sache, der ihn immer aufrecht erhielt. Daß er bei solch einer Willenskraft keinen Erfolg errungen, als den Lorbeerkranz, mit welchem Kaiser Maximilian ihn schmückte, daß er in seinem brennenden Eifer nur sich selbst verzehrt hat, das ist die Tragik seines Lebens.

(Schluß folgt.)

---

auch an dem todten H. noch Rache zu üben, indem er einer zweiten Ausgabe seiner Spongia statt versöhnender Worte neue, noch dazu unerwiesene, Beschuldigungen gegen H. hinzufügte.

*) Es ist merkwürdig, wie dem für menschliche Erscheinungen so feinfühlenden scharfsichtigen Biographen, mit dem Glauben an einen über den wechselnden Erscheinungen waltenden lebendigen Gott auch der Sinn einen solchen Glauben in Andern zu würdigen abhanden gekommen ist. Er versteht es nicht, die Anklänge solchen Glaubens bei H. herauszuhören, bei Luther aber, dessen Kern dieser Glaube bildet, sieht er, wenn es dahin kommt, nur theologische Engherzigkeit und Beschränktheit, und für das Höchste und Größte in ihm hat er nur bittere Bemerkungen des Apostaten oder die herablassende Anerkennung eines vornehmen Kritikers. — Heben wir ein paar Stellen aus Strauß's Buche aus, wo er aus Mangel an dem rechten Maaßstab der Dinge recht ins Schiefe und Vage geräth. S. 300 tadelt er und nicht ganz mit Unrecht die, welche den Erasmus und seine Schrift nur mit dem Maaßstabe der Lehre Luthers maßen und fügt dann hinzu: „So verengte sich der Geist der Zeit: aber dieses sich Verengen war zugleich ein sich Zusammennehmen, und zusammennehmen mußte er sich, um seine Aufgabe zu lösen. Der Humanismus war weitherzig, aber auch mattherzig, wie wir an keinem Andern deutlicher sehen, als an Erasmus: er hätte die Umbildung der Zeit nicht durchgesetzt. Luther war engherziger, beschränkter als Erasmus: aber dieser sich zusammenhaltenden, nicht rechts noch links sehenden Kraft bedurfte es, um durchzubrechen. Der Humanismus ist der breite, spiegelnde Rhein bei Bingen: er muß erst enger und wilder werden, wenn er sich die Straße zum Meere bahnen will. Dadurch eben war Hutten so einzig, daß er mit der humanistischen Geisteesweite den reformatorischen Willensdrang vereinigte." Dies eine Probe vom Schiefen! Hören wir nun auch die vage Tirade, mit welcher der Verf., dem man es sonst nachsagen muß, daß leere Declamationen nicht seine Sache sind, sein Werk schließt: „In dieser zürnenden Stellung halten wir Huttens Schatten fest. In ihr möge er denen erscheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung Deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, kampflos aufs Neue an Rom und eine römischgesinnte Priesterschaft ausliefern; noch zürnender wo möglich denen, welche im Schooße des Protestantismus selbst ein neues Papstthum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre; aber er glühe auch als Begeisterung in unsern Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; er sey der Genius unsers Volkes, wenigstens so lange, als diesem ein zürnender, strafender, mahnender Schutzgeist Noth thun wird."

Nachrichten.

Kirchliche Zustände in Elberfeld.

Es wird den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen seyn, ein Stück Kirchengeschichte Elberfelds aus jüngster Zeit zu vernehmen, das vielleicht geeignet wäre, die gegenwärtigen kirchlichen Zustände der Preußisch-rheinische Provinzialkirche in confessioneller Hinsicht zu beleuchten. Die Hauptrolle in dem tragischen Drama ist leider dem würdigen und verdienstvollen Pfarrer der Evang.-Luth. Gemeinde, L. Feldner, beschieden. Seine kirchliche und besonders confessionelle Stellung ist den Lesern dieser Blätter wohl bekannt. Jüngere mögen die Evang. Kirchenzeitung, Jahrgang 1856, Nr. 95 nachschlagen und den Artikel „Westphalen" lesen. Nur sey hier noch bemerkt, daß Pfarrer Feldner bei seinem Festhalten am Bekenntnisse der Ev.-Luth. Kirche ein liebendes Herz hatte auch für die Glieder der Reformirten Confession; dieß

hat er thatsächlich bezeugt in seiner Eigenschaft als Präses der „Pastoralhülfs-Gesellschaft“ und der „Evang. Gesellschaft“; er hat in dieser Eigenschaft für die Reformirten mehr gewirkt als Mancher, der bequem im Studierzimmer auf dem Polster sitzt und ihn einen lutherischen Eiferer schilt.

Und merkwürdigerweise, grade die Stellung, in der er von der Confession absah, und jede Gemeinde in der rheinisch-westphäl. Provinzialkirche, der Pastoralhülfe Noth that, mit strenger Gewissenhaftigkeit mit derselben versah und stets eine heilige Scheu getragen, eine Reformirte Gemeinde mit Lutherischen Einflüssen zu bedenken, — grade sie war es, die zu dem entscheidenden Schritte den ersten Anstoß gab, den nun alle bekenntnißtreuen Glieder der Ev.-Luth. Gemeinde Elberfelds beweinen.

Eine Ev.-Luth. Gemeinde Rheinlands war in Begriff, für einen ihrer Pfarrer, der Jahrzehnde lang seine Kräfte der Kirche geopfert, einen Hülfsgeistlichen anzustellen und bestimmte hierzu einen der Preuß. rhein.-westphäl. Provinzialkirche noch nicht angehörigen Candidaten der Theologie. Die Ordination desselben sollte durch die „Pastoralhülfs-Gesellschaft“, deren Präses, wie bemerkt, Pfarrer Feldner war, eingeleitet und besorgt werden, wie dieß schon in anderen Fällen geschehen, auf eine Weise, deren Erörterung hierher nicht gehört. Pfarrer Feldner hatte hiernach in dieser Angelegenheit durch den Superintendenten mit dem Königl. Consist. Coblenz zu verkehren.

Wie gewöhnlich, so verlangte das Consistorium auch von diesem erwählten Candidaten vor seiner Aufnahme in die Provinzialkirche, daß er zu den von den beiden Provinzialsynoden von Westphalen und Rheinland formulirten und von Sr. Majestät dem Könige d. d. Charlottenburg, 25. November 1855 genehmigten und zum Gesetze erhobenen drei Paragraphen sich bekenne. Der Candidat erklärte, er sey von Herzen dem Luth. Bekenntniß zugethan und fasse den §. III., der von der Pflege der Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Wortes und in der Feier der Sacramente zwischen beiden Confessionen handelt, so auf, daß dieß nicht als gegenseitige Berechtigung, sondern nur als freies Uebereinkommen betrachtet werde. Ja im weiteren Verlauf der Sache erklärte sogar der Candidat, er könne mit gutem Gewissen an einer Lutherischen, sogar Unirt-Lutherischen Gemeinde sich anstellen lassen, und werde stets, wo die Kirchenordnung und die Kirchenbehörde es ihm befehle, jeden Reformirten zum heil. Altarsacrament zulassen.

Das Consistorium ging aber hierauf nicht ein, sondern stellte dem Candidaten die Alternative, entweder sich ohne Weiteres und ohne Vorbehalt zu den 3 §§. zu bekennen oder aber auf eine Anstellung in der Provinzialkirche zu verzichten. Höchstens könne ihm zugestanden werden, sich innerhalb einer gegebenen Frist eines Bessern zu besinnen.

Eine solche Erklärung Seitens des Königl. Consistor. mußte einen Mann sehr überraschen, der die Mindener Erklärung vom 1. April 1856 mit unterzeichnet, resp. verfaßt, der ferner eine Schrift öffentlich hatte erscheinen lassen (bei W. Hassel in Elberfeld), betitelt: „Das Recht des Luther. Bekenntnisses im Rheinland und Westphalen, dargelegt in einer Beleuchtung der drei Paragraphen,“ und dem von keiner Seite, besonders nicht von der zunächst vorgesetzten Kirchenbehörde in Coblenz, irgendwie angedeutet worden war, daß er im Irrthume sey. Man konnte doch nicht wohl annehmen, daß das Consistorium blos deßwegen etwa Nichts erwidert habe, weil es die Schrift mit Geringschätzung angesehen und als unbedeutend zurückgelegt, die Schrift eines Mannes, der sein ganzes bisheriges Leben ungetheilt der Preußischen Kirche gewidmet hatte.

Pfarrer Feldner wandte sich auf die letzte Erwiederung an den Candidaten hin an das Consistorium mit der Erklärung, daß er nicht anders, ja nicht einmal so, wie der Candidat erklärt, zu den drei Paragraphen stehe, sondern so, wie er in der Mindener Erklärung und in oben berührter Schrift deutlich zu erkennen gegeben habe, wie auch in den von ihm mitredigirten „Ev.-Luth. Zeugnissen“.

Das Consistorium aber erwiederte hierauf, daß daraus, daß es auf die erwähnten Schriftstücke Nichts erwiedert, mit Unrecht gefolgert worden, es erkenne die darin ausgesprochene Auffassung als die richtige an; vielmehr müsse es dieselbe als eine gänzlich unrichtige bezeichnen und daran festhalten, daß die gegenseitige Zulassung zum h. Abendmahl in der Provinzialkirche zum Gesetz erhoben sey und daher ihre vollkommene Berechtigung habe und zwar auch deßhalb, weil sie seit 150 Jahren so geübt worden. Das Schreiben deutete zwar an, daß man es bedauern würde, wenn Pfarrer Feldner in die Ruhe der Provinzialkirche eine Störung bringen würde; doch ein Ausweg wurde ihm nicht gezeigt. Pf. Feldner wendete sich mündlich und schriftlich an mit ihm befreundete bedeutende Theologen und Juristen der Preuß. Landeskirche mit der Bitte um Gutachten in dieser Angelegenheit. Doch Keiner schien ihm solche Gründe zu entfalten, die unter bewandten Verhältnissen bedeutend genug wären ihn zu bestimmen, fernerhin das heilige Amt in der Preuß. rhein. Provinzialkirche verwalten zu können; denn obgleich die Gutachten rathen, nicht so rasch die Landeskirche zu verlassen, so stimmten sie doch im Prinzip, wonach die unbedingte, zum Gesetz erhobene, rechtliche Abendmahls-Gemeinschaft mit Reformirten und Unirten das Recht des Luther. Bekenntnisses grundsätzlich aufhebe, dem Pfarrer Feldner bei. Doch er that noch einen Schritt in der Angelegenheit. Er wendete sich an das Presbyterium seiner Gemeinde und fragte, ob es seine Ansicht über diese Sache theile und fernerhin die Gemeinde eine Ev.-Luth. in seinem Sinne bleiben solle? Wenn das Presbyterium diese bejahte, so hätte Pfarrer Feldner noch den Instanzenweg bis zu den höchsten geistlichen Behörden durchgemacht. Das Presbyterium lehnte aber das Eingehen auf diese Zuschrift als ihm nicht zukommend, ab und verwies dasselbe an die Repräsentation. Diese erklärte sich in ihrer Majorität mit dem Erlaß des Königl. Consist. Coblenz an Pf. Feldner einverstanden und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es dem etwaigen Abwege des Pf. Feldner keine besondern Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Auf diese Erklärung hin legte Pfarrer Feldner sein Pfarramt an der Ev.-Luth. Gemeinde Elberfeld unterm 20. October nieder; und es ist in der Gemeinde ein nicht zu beschreibendes Gefühl der Traurigkeit über den Weggang eines solchen Mannes verbreitet.

Ja ein Gefühl der Entrüstung durchdringt die Gemeinde darüber, daß das Presbyterium und die Repräsentation einem Mann, der fast 12 Jahre alle seine Kräfte der Gemeinde geopfert, allein stehen ließ und indem es ihm nicht rieth, das zu thun, wodurch sein längeres Bleiben vielleicht erreicht werden konnte, nämlich die höchsten Instanzen anzurufen, im Gegentheil seinem Weggang die Thür öffnete. Die Entrüstung in der Gemeinde stieg, als der Ton der Antwort bekannt wurde; denn kein Wort der Liebe oder Dankbarkeit hatte einen Platz gefunden. Kalt und herzlos, wie eine Antwort für einen der Gemeinde ganz Fremden, war das Schreiben abgefaßt. Dieß beson-

ders war auch die Veranlassung, daß eine Erklärung, wodurch der Beschluß des Presbyteriums gemißbilligt wurde, in 1½ Tagen von ungefähr 480 Gemeindegliedern unterzeichnet und dem Presbyterium eingereicht worden. Welche Folgen der ganze Vorfall für die Gemeinde haben wird, läßt sich erst dann ermessen, wenn die Aufregung der Gemüther sich mehr gelegt haben und der Grund der ganzen Sache klarer dargelegt seyn wird. Das ist aber gewiß: es hat sich herausgestellt, daß ein Volk in der Gemeinde ist, welches doch nicht ohne Weiteres von der Geltung seiner Bekenntnisse sich abbringen, auch nicht durch äußere Nachtheile sich schrecken läßt. Das Wichtigste aber ist, daß dieses Volk zumeist das priesterliche Volk in der Gemeinde ist, dem der Dienst des Pfarrers Feldner so gesegnet war.

Demjenigen, der unbefangen diese Angelegenheit ins Auge faßt, muß vor Allem das auffallen, wie daraus, daß seit 150 Jahren beide Confessionen die Glieder der andern Confession zum h. Abendmahl zuließen, das Recht und die Verpflichtung zu dieser Zulassung gefolgert werden kann. Das heißt die Lutherische Kirche ihres höchsten Gutes, des Eigenthumsrechtes berauben, wenn man sie zwingen will, dasselbe Andern mitzutheilen. Denn freiwillig es den Gliedern der Ref. Confession mitzutheilen, hat sich Pf. Feldner nie geweigert. Eben so gut könnte daraus, daß Einer Jahre lang von mir die Bewilligung hatte, mein Haus zu betreten, ein Recht zu diesem Betreten hergeleitet werden. Zum Andern muß es auffallen, daß die Repräsentation einer Gemeinde, wie die Ev.-Luth. Gemeinde in Elberfeld, eine solche Erwiderung dem Pf. Feldner zukommen lassen konnte; doch nur dem wird dieß auffallen, der mit dem innern Gemeindezustand, wie er in den letzten Jahren war, nicht genau bekannt war. Im Anfange dieses Jahrhunderts bis in die Mitte der ersten Hälfte herein war die Ev.-Luth. Gemeinde in Elberfeld factisch fast nicht mehr vorhanden. Insonderheit die Gläubigen boten vielfach ihrer Kirche den Rücken und besuchten den Gottesdienst der Ref. Confession. Es gehörte fast zu dem Begriff des Gläubigseyns, daß man die Calvinische Lehre von der absoluten Prädestination als unbedingte Wahrheit annahm. Und auch der treue Knecht Gottes, der selige Döring, konnte diesem Zustande nicht vollständig Einhalt thun. Da erschien Sander und mit ihm ein anderes Leben. Die Ev.-Luth. Gemeinde kam durch ihn wieder zum Bewußtseyn ihrer selbst als Ev.-Luth. Gemeinde. Die Gläubigen erkannten, daß es doch noch nicht so stehe, daß nur in der Ref. Confession Leben sey. Sie besannen sich wieder auf die Schätze und Heilsgüter ihrer Kirche. Aber man würde sich täuschen, wenn man in dieser Thatsache ein vollständiges Erfassen der Lehre der Ev.-Luth. Kirche Seitens der Gemeinde finden würde. Im höchsten Falle kam es so weit, daß man seine eigene Gemeinde und Kirche in Bezug auf die Herrlichkeit ihrer Heilsschätze eben so hoch stellte, als die Reformirte. Von einem Sichhineindenken und Hineinleben in die Lehre der Ev.-Luth. Kirche im Unterschiede von den anderen Confessionen war kaum die Rede. Und es war dieß auch ganz natürlich. War doch der Umschwung in der Luth. Gemeinde in confessionellen Beziehungen nicht von innen heraus vor sich gegangen, sondern nur durch die bedeutende Persönlichkeit des Pfarrers Sander zu Stande gekommen. Auch durch Jaspis und Feldner wurde im Wesentlichen in dieser Beziehung kein anderer Zustand herbeigeführt, ebensowenig durch Kunsemüller und Scheele. Von außen schien es freilich anders. Daß dem aber so war, daß, obgleich äußere Ruhe vorhanden war, doch der innere Schaden nicht geheilt, sondern nur übertüncht war, so daß die Wunde seiner Zeit wieder neu aufbrechen mußte, das zeigt sich deutlich in nachstehenden Thatsachen. Als durch die Abberufung des Pfarrers Sander in ein anderes Arbeitsfeld diese Pfarrstelle erledigt war, berief die Repräsentation in dieselbe bekanntlich den sehr entschieden der Union zugethanen Prediger Wolters. Nur den Bemühungen des Pfarrers Feldner und dem aufrichtigen Gewissen des Berufenen ist es zuzuschreiben, daß er ablehnte. Wie aber in den Zeiten vor und nach jener Wahl der Herzen Gedanken offenbar wurden, wie sich zeigte, daß das Luth. Bewußtseyn fast gar nicht vorhanden war, das weiß der, der jene Zeit in Elberfeld zubrachte. Nicht minder betrübend war der Auftritt, der in der Commissionssitzung vorkam, die in Sachen des jetzt eingeführten Ev.-Luth. Gesangbuches gehalten wurde. Als es sich um die Aufnahme des herrlichen, schriftgemäßen Liedes von Paul Gerhard: „Du Volk, das du getaufet bist", handelte, wurde wider dasselbe, besonders von den Elberfelder Luth. Commissionsmitgliedern die lebhafteste Opposition erhoben und die in jenem Liede ausgesprochene Lehre von der Taufe als übertrieben dargestellt, und es gelang auch wirklich, dieses Lied auszuschließen. Ebenso, als in den kirchl. Collegien der Ev.-Luth. Gemeinde Elberfelds über den Anhang zum neuen Gesangbuch verhandelt wurde, so war ein allgemeiner entschiedener Widerstand gegen die Aufnahme der alten Luth. Taufformulare wahrzunehmen, an dem sogar Einer der Elberfelder Luth. Geistlichen sich lebhaft betheiligt; und zwar sollten die Ausdrücke mehr calvinistisch oder unirt gefaßt werden; doch der Versuch scheiterte an dem Widerstand der Pfarrer Feldner und Lichtenstein. Dem Allen aber wurde das Siegel aufgedrückt durch das Benehmen gegen Pfarrer Feldner Seitens der Gemeinde, nachdem die mehrgedachte Mindener Erklärung und die Feldner'sche Schrift: „Das Recht des Luth. Bekenntnisses" erschienen war. Es wurde nämlich eine geharnischte Erklärung dagegen in Umlauf gesetzt und Unterschriften dafür gesammelt und sollte dieselbe gedruckt werden, was aber nicht zum Vollzug gekommen. — Sucht man für alle diese Vorkommnisse eine Erklärung, so kann man sie nur darin finden, daß beide Confessionen durch das bürgerliche Leben so sehr in einander verschmolzen sind, daß die Meisten auch ohne ihren Willen in kirchlichen Dingen keinen freien Blick haben. Der Eine ist mit dem Andern associrt im kaufmännischen Geschäft, ein Anderer von Lutherischer Confession ist der Arbeiter eines Reformirten Fabrikherrn und umgekehrt; ein Dritter hat eine Gattin, die einer andern Confession zugethan ist. Und, daß der Friede nicht gestört werde, das ist in der Meisten Augen das höchste, wonach zu streben ist.

Pfarrer Feldner wird in Kurzem über die ganze Angelegenheit eine besondere Schrift veröffentlichen.

Wir wünschen und flehen, daß Gott der Herr Sich bei der Neuwahl über diese Gemeinde erbarmen möchte. Neulich wurde freilich es von Past. Huyßen beklagt, daß die Rhein. Provinzialkirche ihre geistlichen Kräfte nicht aus sich selbst erzeugt, sondern die tüchtigsten immer aus dem Norden holen müsse, und so selbst die Union, statt sie aufzubauen, zerstören helfe. Doch die Elberfelder Gemeinde hat gewiß keine Ursache, zu bereuen, daß sie ihre Pfarrer dorther geholt, von Sander ab bis auf den noch in der Gemeinde kräftig wirkenden Lichtenstein.

H. W.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 10. November. № 90.

Ulrich von Hutten und seine Stellung zur Reformation.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Wir wissen freilich wohl, es war seine eigene Schuld: er konnte nicht Gottes Werke wirken, weil er Gottes heilige stille Wege nicht erkannte, er hätte müssen lernen, seinen Willen brechen, wenn er hätte ein rechtes Werkzeug in Gottes Hand werden sollen; so wie er war, konnte er nur brechen und ausrotten, nicht bauen und pflanzen helfen. Aber die, welche sich an seinem literarischen Vagabundenleben ärgern und an der ungebändigten Leidenschaftlichkeit, in deren Dienst er seine schönen Gaben vergeudet hat, die es ihm zum Vorwurf machen, daß er mit der Begabung zu einem Reformator nur ein Revolutionär geworden ist; die mögen doch auch so billig seyn, seine Zeit und die Verhältnisse seines Lebens in Rechnung zu bringen. Es fehlte ihm Alles, was ihm bei der Heftigkeit seines Temperamentes einen festen sittlichen Halt hätte gewähren können, und fort und fort wurde er durch seine Verhältnisse in die Opposition gedrängt. Er hatte kein Vaterhaus, keine Heimath: durch den eigenmächtigen Schritt seiner Jugend und die Härte seines Vaters waren mit den Familienbanden alle Bande der Pietät gelöst, und die Kirche, mit welcher er durch denselben Schritt in den ersten Conflict gerieth, konnte in ihrem damaligen verderbten Zustande ihm nicht imponiren, sondern gab seiner heftigen Natur und seiner Deutschen Gesinnung nur allzu gegründeten Anlaß zu jenen Zornergüssen, durch welche er sich mit ihren Machthabern immer mehr entzweite. Freunde und Gönner fand er genug, welche seinem Talent schmeichelten, aber wir hören nicht, daß er einen Freund gefunden hätte, welcher dem von den Wegen des Lebens und seines ungestümen Temperaments Umhergeschleuderten ein rettender Fels geworden wäre, ihn sich selbst entrissen, ihn über sich selbst emporgehoben hätte. Ein Mann wäre dazu fähig gewesen und das war Luther. Luther und seine Schriften machten auch auf H., als er sie erst der Beachtung werth gefunden, einen unverkennbaren Eindruck, gaben seinem Wirken eine ganz neue Wendung, seiner Schreibart eine neue Färbung, beides freilich nur mehr äußerlich. Luther hatte H., als er ihm antwortete und für seine angebotene Hülfe dankte, nicht verhehlt, daß er die Art seines Kampfes nicht für die rechte halte; H. war auch nicht ohne Empfänglichkeit für solche Erinnerung und Luthers stiller Glaubensmuth, namentlich auf seinem Wege nach Worms, verfehlte den Eindruck auf H.'n nicht. Er erkannte und bekannte als den Unterschied zwischen seinem und Luthers Beginnen, „daß das meinige menschlich ist, Ihr aber viel vollkommener ganz an göttlichen Dingen hanget." *) Aber es scheint, es war zu spät, H. war bereits in einen Zustand der Verbitterung und Verwilderung hineingerathen, in welchem er, wie wir gesehen haben, bald nachher unterging. Mit jenem Bekenntniß aber hat H. sich selbst charakterisirt und wir brauchen ihn nur bei seinem eigenen Worte zu halten. Es wird auch keinem unserer Leser, welcher dem Lebensgange H.'s gefolgt ist, noch einfallen, ihn mit L. irgendwie auf eine Linie zu stellen, wie man gedankenlos allerdings oft gethan. L. führte des Herrn Kriege und mit der Waffe des göttlichen Worts; H.'s Kampf war auch nicht unrühmlicher Art und es handelte sich um edle Güter, um Deutsches Recht zumal gegen Römische Unbill, aber H. kämpfte auf

*) Wir wollen aus jenem von H. an Luther „den unüberwindlichen Theologen und Evangelisten, seinen heiligen Freund" nach Worms gerichteten Brief, dem diese Worte entnommen sind, noch etwas mehr hersetzen: „Streitet tapfer für Christum und weichet nicht dem Uebel, sondern gehet ihm getrost entgegen. Leidet Euch als ein guter Streiter Jesu, daß Ihr erwecket die Gabe, die in Euch ist und seyd gewiß, daß der, an welchen Ihr geglaubt habt, Euch Euer Beilage bewahren könne bis an jenen Tag. Ich will auch tapfer daran seyn; doch hierinnen ist zwischen unserm Vornehmen ein Unterschied, daß das meinige menschlich ist, Ihr aber viel vollkommener ganz an gött- Dingen hanget. Ich möchte gerne sehen, wie Jene Euch anschauen, was sie Euch für ein scheel Gesicht machen, wie sie das Maul aufsperren. Ich stelle mir lauter schreckliche Dinge vor und wird wohl so gehn. Doch hoffe ich, es sey Zeit, daß der Herr Zebaoth den Weinberg reinige, den die wilden Säue verwüstet und ein sonderlicher Eber zerfressen hat. So viel in großen Sorgen um Euch. Christus erhalte Euch. Aus Ebernburg d. 15. April." — Etwas später: „Mein Heiland Christe, himmlischer Vater und heiliger Geist! Was höre ich, was für greuliche Dinge! Ist doch der Grimm selbst kein Grimm gegen ihre feindliche Tollheit. Ihr aber, allerwerthester Vater, seyd getrost und unverzagt. Lasset Euch nicht umwerfen. Jene mögen schreien, brüllen und toben; weiset diesen ungeheuern Thieren den Mittelfinger. Denn die Sache, die Ihr handelt, ist nicht Euer, sondern deß, zu dem der Herr gesagt hat: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege u. s. w."

eigene Faust, ganz im Geiste einer stolzen Ritterschaft, nicht als ein Zeuge des Evangeliums. Dazu war er auch nicht gerüstet: führte er auch in den letzten Jahren die Sprache des Evangeliums, so war er doch von dem Geiste desselben nicht durchdrungen, in den rechten Verstand desselben nicht eingedrungen. Er hat lebenslang im Kampf gestanden, aber den entscheidenden Kampf, den Kampf wider sich selbst hat er nicht durchgekämpft; er kam nicht zum Frieden, denn den Frieden mit Gott hat er nicht gesucht. Luther war in langem schweren Kampf mit seinem Gott und sich selbst ins Reine gekommen, er trat nur schüchtern, aber mit gesammelter Kraft auf den Kampfplatz und er war innerlich berechtigt, seine Sache als Gottes Sache zu betrachten; bei H. aber bildet das, was er von evangelischer Lehre aufgefaßt hatte, mit seiner antiken Weltanschauung und seinem mittelalterlich-ritterlichen Wesen eine so trübe Mischung, und die heilige Sache, für die er als Kämpfer mit auftrat, bildet mit seiner ungebrochenen Natur und mit den Waffen, zu welchen diese ihn greifen ließ, einen solchen Contrast, daß wir das Mißlingen von H.'s Plänen und sein betrübtes Ende mit keinem andern Ausruf begleiten können, als mit dem, welchen Luther that, als er die Trauerkunde von Sickingens Fall gehört hatte: „Gott ist ein gerechter, aber wunderbarer Richter!"

Ueber den Grund der Zerwürfnisse im evangelischen Ehescheidungsrecht von Dr. Johannes Merkel.

Das evangelische Kirchenrecht Deutschlands hat zu seiner Grundlage den Zusammenhang des Kirchenwesens mit politischem Regiment; so ferne die evangelische Kirchenlehre davon ist, eine Gemeinschaft zwischen dem Reich Gottes und der Welt zuzulassen, so untrennbar, scheint es, ist in der Geschichte Evangelische Kirche und Staat zusammengewachsen. Dieser Verband ist nicht etwa Folge der Reformation, sondern ein Resultat Deutscher kirchlicher Entwicklung überhaupt, ja man kann sagen eine nothwendige Erscheinung in der Geschichte christlicher Völker; auch seit Karl dem Großen in ganz bewußter Weise von den Deutschen ausgesprochen, durch Gleichnisse versinnlicht*), und in Institutionen dargestellt. Nach den allgemeinen Gesetzen menschlicher Erfahrung ist es zwar möglich, ein organisches Gleichgewicht zwischen verschiedenartigen Potenzen, wie es der

*) Das Rechtsbuch des Sachsenspiegels sagt in dieser Beziehung: „Dem pavese is gesat to ridene to bescedener tiet up eneme blanken perde unde de keiser sal ime den stegerip halden, dur dat de sadel nicht ne winde. Dit is de betekeniſſe, swat deme pavese widersta, dat he mit geistlikeme rechte nicht gedvingen ne mach, dat it de keiser mit wertlikem rechte dvinge deme pavese gehorsam to wesene. So sal ot de geistlike gewalt helpen deme wertlikem rechte, of it is bedarf."

Geist Christi und der Geist der Welt ist, äußerlich herzustellen: aber ein Bund und innere Gemeinschaft zwischen denselben ist für die Menschen unerreichbar, die natürliche Einheit zwischen Staat und Kirche bleibt ein Problem bis zum Ende der Tage. Ein der Geschichte Kundiger wird sich auch nicht täuschen, daß vor der Reformation, zu einer Zeit, wo der Organismus der Christlichen Kirche im Abendland den sicheren Halt der Hierarchie hatte, der Schutz der Kirche Christi gegen die Einflüsse des weltlichen Wesens um nichts größer und zuverlässiger war, als nachher, wo mit der Reformation die Schaar der Gläubigen aus dem Verband der Hierarchie ausschied. Die päpstliche Kirche des Mittelalters ist durch das abendländische Kaiserthum erwachsen, war in Deutschland von den Reichsständen gehalten, und stellte in allen Dingen eine externa politia dar, deren Halt nicht in substantieller Reinheit, sondern in der formalen Vollendung bestand; denn je nach den Umständen hatte sie dies oder jenes weltliche und unkirchliche Element in sich aufgenommen, und nur dadurch, daß es schien, als mache die Kirche auf die ihr zuständigen Verhältnisse des Lebens ihr Recht und Herrschaft geltend, konnte man die wachsende Verweltlichung der Kirche verkennen, und übersehen, daß der innere Bau des Leibes Christi nach den Maximen menschlicher Gesellschaft nicht geführt werden kann, daß die Kirche nicht wächst, wenn man die Welt in ihren Bereich zieht, und daß dem Reich Gottes nicht genug gethan ist, wenn man weltlichem Wesen Gewand und Namen kirchlicher Institution verleiht. Concession an die Welt war darum auch von Anfang an die Weise der Römischen Kirche.

Erst durch die Reformation ist der Gegensatz zwischen Staat und Kirche richtig erkannt und beiderlei Gebiet in seine wahren Gränzen zurückgeführt worden. Das Augsburger Bekenntniß, ein Wunderwerk menschlicher Besonnenheit und umfassendster Weisheit, lehrt, was die Substanz der Kirche und wo ihre Sphäre ist, in vollendeter Klarheit, so daß jede Zuthat oder Aenderung in dieser Lehre den Gewinn der reformatorischen Wahrheit wieder aufhebt und aufs Neue Schwankungen herbeiführt, in denen die Ursachen der mittelalterlichen Verweltlichung der Kirche widerstandslos wirken.

Allerdings gehen die Reformatoren in ihren persönlichen Anschauungen meistentheils von dem altüberlieferten Satze aus, daß die Obrigkeit ein Bundesgenosse der Kirche sey, und kennen darum kein anderes, als ein christliches Regiment, einen vom Evangelium in allen seinen Zwecken und Thaten geleiteten Staat; sie scheiden deshalb weniger sorgsam, als klug war, kirchliche und obrigkeitliche Gesetzgebung, und sind ohne Mißtrauen in die christliche Intention der damals zur Reformation übergetretenen Fürsten, so daß sie denselben nicht bloß Schutz und Schirm der ersten Tafel des Gesetzes, sondern auch deren äußere Handhabung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit überließen. Im Fürsten aber erkannte die alte Zeit unwidersprochen und zweifellos als im Haupte den Körper der ganzen weltlichen Gemeinde.

Indessen es fehlte schon in der Reformationszeit nicht an Erfahrungen, daß dieses Postulat des sogenannten christlichen Staats praktisch undurchführbar sey; Melanchthon, Brenz, selbst Luther, der am wenigsten subtile und consequente Speculator, haben oft und nachdrücklich das discrimen legis et evangelii hervorgehoben, und nicht übersehen, wo die Gränze des Rechts von der Obrigkeit überschritten worden ist oder überschritten werden kann. Das Princip, Obrigkeit und Kirche zu verbinden, blieb nur deshalb unerschüttert, weil die Kirche der Reformation thatsächlich nach demselben organisirt worden war. Daß die Evangelische Kirche in Deutschland durch den Verband mit politischem Regiment zuerst ihre organische Einheit und dann die Sicherheit ihrer selbstständigen Entwicklung verloren hat, zeigt sich am deutlichsten in denjenigen Gebieten des Lebens, wo der Einfluß der Kirche im Gesetz und Gericht erkannt werden soll, namentlich im Eherecht. Die Römische Kirche ist hier dem Staat gegenüber völlig ins Klare und auseinandergesetzt: durch die Lehre vom Ehesacrament, welche, menschlich angesehen, fast der einzige Weg war, um die Gefahr der Conflicte zu vermeiden, ist ihr für immer, auch wenn sie die Ehegerichtsbarkeit nie ausüben oder erlangen sollte, eine unüberwindliche Stellung geschaffen und nun durch eine zusammenhängende mehr als tausendjährige Praxis befestigt worden; die Concessionen an weltliche Mächte geschehen im Verborgenen, individuell, unschädlich dem Princip, wenngleich unter bedenklichen, ja unlauteren Fictionen. In den Evangelischen Kirchen dagegen herrscht im Eherecht seit langer Zeit ein ordnungsloses Heer aufklärender Geister, und die Praxis nicht bloß, sondern auch die Gesetzgebung ist den Theologen und Juristen preisgegeben, welche an der richtigen Darstellung des — wie man es nennt — gemischten Instituts der Ehe arbeiten, um sowohl ihrer bürgerlichen, als auch ihrer kirchlichen Seite Genüge zu thun.

Aus Anlaß eines jüngst von Neuem entbrannten Streites, und eines darüber geschriebenen sehr wichtigen Buches entnehme ich aus diesem Ganzen das Gebiet der Ehescheidungen.

Man kennt die Satzungen des allgemeinen Preußischen Landrechts, in denen fast keine Spur eines kirchlichen Eherechts, außer der kirchlichen Trauung, diese daher auch sehr inconsequent dem Systeme nach, zurückgeblieben ist. Es gibt Viele, welche namentlich dieses Ehescheidungsrecht vertheidigen oder sogar anpreisen, als ob dadurch die Ehe in der innerlichsten, rein geistigen Weise aufgefaßt und der Gedanke ausgedrückt sey, daß da keine Ehe mehr bestehe, wo die Gatten sich entfremdet worden sind. Die Meisten aber, wenngleich sie den Satz verwerfen, daß man die Ehe wie eine Gesellschaft aus individuellen Gründen lösen könne, halten doch auf große Erweiterung der Scheidungsgründe und dabei auf Berücksichtigung der Härtigkeit des menschlichen Herzens, und solcher „Verwicklungen, die aus den Widersprüchen in unseren Gesetzen und unseren Sitten entspringen und denen oft die besten Menschen nicht entgehen können." Als man daher vor zwei Jahren Hand anlegte, die lange vorbereitete Revision der Ehescheidungsgesetze des Preußischen Landrechts durchzuführen, und vor Jahresfrist, als die zu Eisenach versammelten Abgeordneten Evangelischer Kirchenregimente ihre Vorschläge über Erneuerung des Scheidungsrechts darlegten, wurde principiell festgehalten, daß Verschuldungen mancherlei Art, „welche das Wesen der Ehe zerstören", auch zur Ehescheidung berechtigen können.

Für den einfältigen Verstand eines gesunden Menschen heißt das nichts anderes als, die Ehescheidung werde nach Ermessen des Richters gegen schuldige Ehegatten erkannt, und wird daher auch die Unterscheidung dieser Modification von dem reinen Geist des Preußischen Landrechts sehr fein und schwer. Es war darum nicht zu verwundern, daß im diesjährigen Vorwort gegenwärtiger Zeitschrift (Nr. 7 S. 66) entschiedener Widerspruch gegen jenes Princip erhoben, und zugleich gegen den wissenschaftlichen Vertreter desselben, Professor Dr. Richter zu Berlin, gerichtet wurde, nach dessen Kirchenrecht §. 269 „die von der Scheidung handelnden, ohnehin kein Gesetz für den äußeren Bestand, sondern nur eine Gewissensvorschrift enthaltenden Schriftstellen vieldeutig sind, ein constanter Ausspruch der Kirche über sie nicht vorliegt, und die ausschließliche Anerkennung der schriftmäßigen Scheidungsgründe, wie sie auch gefaßt werden mögen, mit den Zuständen der Gegenwart nicht vereinbart werden kann, ohne das Heil der Familien, aus denen Staat und Kirche sich auferbauen, zu gefährden."

Der erhobene Vorwurf, daß der Beschluß der Eisenacher Kirchenconferenz wohl zu Richters Kirchenrecht, aber nicht zur evangelischen Kirchenlehre stimme, hat nun den erwähnten Gelehrten bestimmt, in besonderer Abhandlung den Beweis zu führen, daß in der Evangelischen Kirche über Ehescheidung niemals eine übereinstimmende, feste Lehre gegolten, sondern mildere und strengere Auffassung gleich angesehen neben einander gestanden habe. Richters Abhandlung erschien zuerst in den diesjährigen Heften Nr. 11 ff. der Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben, dann vermehrt und revidirt in besonderem Abdruck unter dem Titel: Beiträge zur Geschichte des Ehescheidungsrechtes in der Evangelischen Kirche, zu Berlin im Verlag von Wiegandt und Grieben.

Der Verfasser hat, zur genaueren Ausführung dessen, was in seinem Lehrbuch des Kirchenrechts §. 269 enthalten ist, eine Fülle von gelehrtem Material ausgebreitet, und wie von ihm, als dem belesensten Deutschen Kenner des Kirchenrechts, nicht anders zu erwarten war, überraschende Aufschlüsse aus der theologischen und juristischen Literatur der letzten Jahrhunderte gegeben; es ist nur zu bedauern, daß aus dem reichen Stoffe der dogmatische Gehalt nicht in genauer Uebersicht, sondern bloß in sehr allgemeiner Formel gesammelt worden ist. *)

*) Es sey vergönnt, zur Orientirung des Lesers eine kurze Uebersicht der geschichtlichen Forschungen des Verfassers in der theologischen und juristischen Literatur zu geben:

1. Den strengsten Standpunkt nehmen ein Calvin und Brenz,

Aus dem Jahrhundert der Reformation erweist die Abhandlung ein merkliches Schwanken der Praxis, und selbst die Existenz von Anschauungen, welche sich vom Preußischen Landrecht in nichts unterscheiden; man kann sich erklären, daß damals in einer Lehre, worüber die Bekenntnißschriften sich nur negativ und polemisch ausgesprochen haben, der energische Zug der Evangelischen gegen die päpstlichen Satzungen gerichtet, und daß der Nothstand, für welchen Gericht und Gesetz des canonischen Eherechts keine Hülfe dargeboten hatte, ein sehr erwünschter Gegenstand des Mitleidens und der Fürsorge, und zur Versuchung wurde, in entgegengesetztes Extrem zu verfallen. Wir können dem gelehrten Verfasser ohne Bedenken folgen, wie er zeigt, daß Luther nicht bloß den Ehebruch, die Verweigerung ehelicher Pflicht, und von diesem Gesichtspunkt aus auch die bösliche Verlassung als Scheidungsgrund anerkannt, sondern mit Brenz übereinstimmend, überhaupt die Ehesachen „unter das

weltliche Regiment geworfen", das heißt Unchristen und falschen Christen gegenüber der Politik preisgegeben, ja in äußersten Fällen höchst bedenkliche Dispense im Gebiete des Gewissens für erlaubt gehalten — und daß zur Durchführung strenger Praxis das wirksamste Moment damals im Strafrecht, in der häufigen Anwendung der Capitalstrafen und der Landesverweisung gelegen hat. Dies ist gewiß Alles sicher constatirt, ebenso wie eine Anzahl von Fällen nachgewiesen werden kann, daß die Consistorien sehr nach richterlichem Ermessen in Ehescheidungssachen erkannt haben. Jedoch die tiefe Gelehrsamkeit des Verfassers, den ich auch als meinen Lehrer und Gönner dankbar verehre, in allen Ehren: ich glaube nach ernstlicher Prüfung seiner Beweismittel, nicht, daß er die Berechtigung eines kirchlichen Ehescheidungsgesetzes in der von ihm vertheidigten Weise aus der Dogmengeschichte des Reformationszeitalters dargethan hat. (Schluß folgt.)

---

indem sie nur den Ehebruch als kirchlichen Scheidungsgrund unbedingt gelten lassen.

2. Die Gründe des Ehebruchs und der böslichen Verlassung allein statuiren Chemnitz im Examen concilii Tridentini, Schneidewin († 1568) im Institutionencommentar, Kling († 1571) Tractatus matrimonialium causarum, Mauser Tract. de nuptiis 1569, Molrad Tract. de matrimonio 1592, Mentzer De conjugio 1612, Zanchius De divortio 1617, überhaupt die Doctrin in den Reformirten Kirchen.

3. Die beharrliche Verweigerung der ehelichen Pflicht, nach Erschöpfung aller gesetzlich möglichen Mittel, insonderheit der Separation, ziehen noch in den Kreis der kirchlichen Scheidungsgründe Luther, Bugenhagen, Aegidius Hunnius im Commentar zu S. Matthäus 1595, Beust in den Consultationes Saxonicae, Johann Gerhard in den Loci, Brochmand im Systema universae theologiae 1633, Havemann in der Gamologia synoptica 1655, Hollaz im Examen theologicum, Nicolai Tractatus de repudiis et divortiis 1683, Carpzov (?), Brunnemann, Schilter, die Sächsische und ältere Würtemberger Praxis. Der Begriff der malitiosa desertio erweitert sich dadurch mehr und mehr zu dem der quasi desertio, wofür Beza, Bugenhagen, Dannhauer in der Theologia conscientiaria 1679, Brouwer De jure connubiorum apud Batavos recepto 1665, Voets Politica ecclesiastica 1666, Dissertationen von Stryk, und Entscheidungen des Consistoriums in Greifswald saec. XVI. citirt werden.

4. Analogien zum Scheidungsgrund des Ehebruchs, similia et graviora, erkennen im Allgemeinen Zwingli, Bullinger in der Schrift Von Ehesachen, Petrus Martyr und in beschränkter Weise Aegidius Hunnius und Valentin Forster im Liber singularis de nuptiis an; einige, namentlich Luther und Beza, heben hervor, wenn ein Gatte vom Christenthum abfällt oder den andern zu widerchristlichen Dingen zwingt.

5. Insidien und Sävitien sind bei Melanchthon, Brenz, Mauser, Basilius Monner Tract. de matrimonio et clandestinis conjugiis 1561, Chyträus und Lucas Osiander in den Commentaren zu St. Matthäus, Henning De conjugio 1572 und Havemann nur Trennungsgründe des weltlichen Rechts und obrigkeitlich strafbar. Seit dem 17. Jahrhundert gehen sie in das kirchliche Eherecht über, indem man sie meist der malitiosa desertio, manchmal auch der denegatio debiti conjugalis verglich; sie gelten, wenn weltliche Strafe erschöpft ist, als Gründe der Separation von Tisch und Bett, und nach Aegidius Hunnius, Henning Arnisäus Commentarius politicus de jure connubiorum 1613, Kitzel Synopsis juris matrimonialis 1620, Hülsemann Extensio breviarii theologici 1648, Dannhauer, Quenstedt, Stryk, Pufendorf, Bruckner Decisiones juris matrimonialis 1692, Besold Consilia Tubingensia und der späteren allgemeinen Praxis — als Gründe eventuell der Scheidung. Während des 17. Jahrh. war die Zulässigkeit der Scheidung immer controvers: die Praxis vornehmlich in Sachsen und bis 1687 in Würtemberg, und eine ansehnliche, im Vergleich zu den Gegnern überwiegende Anzahl von Schriftstellern, welche sub 1—3 aufgezählt worden sind, verwerfen sie; auch stellen etliche derer, welche sie zulassen, ihre Meinung nur zaghaft und bedenklich auf.

6. Abgesehen von Hunnius und Hülsemann, welche ganz vereinzelt auch procuratio impotentiae vel abortus als Scheidungsgrund gelten lassen, tritt die Ausdehnung dieser Gründe auf Verbrechen, Wahnsinn und mores implacabiles erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts und sehr allmählich hervor. Je weiter das 18. Jahrhundert vorschreitet, desto leichter wird die Scheidung auch wegen zufälliger Umstände oder geringer Vergehungen.

7. Den freiesten Standpunkt über Ehescheidung hat Butzer eingenommen, und ähnlich lautet außerdem ein Bedenken etlicher Theologen bei Sarcerius vom heiligen Ehestand: diese Lehre wurde aber von Anfang an mit Entschiedenheit verworfen, bis sie im Naturrecht am Ende des vorigen Jahrhunderts zu Geltung und Ansehen kam. Diese Erörterungen, namentlich auch, was der Verfasser über Erasmus und Milton einschaltet, sind überaus merkwürdig.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 13. November. № 91.

Ueber den Grund der Zerwürfnisse im evangelischen Ehescheidungsrecht.

(Schluß.)

Zuvörderst müssen wir im Auge behalten, daß sich in allen von ihm erbrachten Beweismitteln nicht ein Ausdruck kirchlicher Doctrin, sondern nur die Gestalt der Praxis, sehr im kriegerischen Gegensatze gegen die Römische Kirche, und, wie es auf einem der Betrachtung neu eröffneten Felde von Lebensverhältnissen zu geschehen pflegt, eine Reihe subjectiver, öfter corrigirter Anschauungen und eine unbeherrschte Macht des Lebens kundgibt. Es ist aber ein anderes, Lehre der Kirche und Controversenliteratur, und aus der letzteren auf einen Zwiespalt in der ersteren der Schluß nicht richtig; vielmehr entweder keine Kirchenlehre vorhanden oder aber dieselbe in thesi zwar vorhanden, in praxi aber im Werden und im Kampfe mit feindlichen Elementen, so etwa, wie Kirchenlehre und Theologie, begriffen gewesen. Die vom Verfasser vorgeführte Literatur des 16. Jahrhunderts würde, abgesehen vom Gegensatz gegen die Römische Kirche, kein Bild von Kirchenlehre irgend welcher Art geben können, aber allerdings müßte es mißlich mit der Evangelischen Kirche stehen, wenn aus der Reformationszeit nur „die befleckende Controverse“ und kein fester Anhaltspunkt zu erfinden wäre.

Diesen hat aber meines Erachtens der Verfasser — und das ist der zweite Einwurf — nicht eingehend genug gewürdigt. Der Ausdruck der Kirchenlehre liegt in den Kirchenordnungen des sechszehnten Jahrhunderts, welche zu dem Zwecke entworfen wurden, den Organismus der Evangelischen Kirchen nach dem Bekenntniß vom Evangelium zu bilden und zu befestigen. Hier, nicht in der theologischen oder juristischen Literatur, liegt die Kirchenlehre, oder aber, so lange die Kirche besteht, es hätte nie eine Kirchenlehre, sondern lediglich ein Chaos von Gegensätzen gegeben; die Theologie oder Jurisprudenz ist nicht publica doctrina ecclesiae, sie stellt in der Ehescheidungslehre nach den vom Verfasser selbst erbrachten Belegen nicht einmal eine communis doctorum opinio dar, sondern reducirt sich auf Privatansichten, und deren Werth ermißt sich nach ihrem Verhältniß zum festen, anerkannten Gesetz, dessen normative Kraft auch der wissenschaftlichen Entwickelung gegenüber zugegeben werden muß. Das Gesetz christlicher Kirche ist im Worte Gottes beschlossen, dessen Ausdruck für die Kirchenlehre im Bekenntniß, für das Kirchenleben in der Kirchenordnung gegeben ist. Und in der That alle Kirchenordnungen des sechszehnten Jahrhunderts geben nicht „die Zerrissenheit der Kirche“, sondern den consensus ecclesiae auch in der Lehre von der Ehescheidung kund. Die vom Verfasser anerkannten Schriften von Göschen, oder vielmehr das vom Verfasser selbst der ganzen Evangelischen Kirche zu Dank meisterhaft zusammengebrachte und veröffentlichte Material der Kirchenordnungen, liefern den schlagenden Beweis, daß es, abgesehen von Schweizerischen Kirchenordnungen, deren Auslegung gleichwohl nicht ganz sicher feststeht, im Reformationszeitalter kein Gesetz Evangelischer Kirche gegeben hat, nach welchem andere Scheidungsgründe als Ehebruch und bösliche Verlassung im eigentlichen Sinne des Wortes aufgestellt worden wären.*) Dem steht nicht entgegen,

---

*) Ordnungen abweichenden Inhaltes führt Richter S. 2. 51 f. an:

a) die Würtemberger Eheordnung a. 1553, welche die Quasidesertion als Scheidungsgrund nicht ausschließe,
b) das Bedenken Von den Eesachen, wie dieselben in des Pfalzgraven Ottheinrichs Landen gehalten werden soll a. 1554, worin die Scheidungsgründe des Römischen Rechts nach richterlichem Ermessen zugelassen seyen,
c) die Preußische Consistorialordnung a. 1584, welche Tyrannei, Gift und andere Gefährlichkeit als Scheidegründe anerkenne,
d) die Niedersächsische Kirchenordnung a. 1585, worin auf Römisch Recht, und
e) die Magdeburger Consistorialordnung aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, worin auf Melanchthon und Luther verwiesen und richterlichem Ermessen Spielraum verstattet, daher die spätere Richtung schon sicher angedeutet sey.

Hiergegen erlaube ich mir zu bemerken:

ad a. — Das Gesetz enthält keine dispositive Norm, sondern im Falle „ein Eegemahl von dem andern hinweggezogen“ oder „anderer vermeinter vrsachen halben, bei leben des vorigen Eegemahles“ nur Verbote der Wiederverheirathung „one erlaubnuß der Eerichter vnd Räthe“; es ist ein Prohibitivgesetz im Sinne des kirchenrechtlichen Satzes nullum divortium sine sententia, und scheint im Gegentheil den Begriff der Desertion enger als gemeines Kirchenrecht zu begränzen, indem es den Beweis des Todes des Abwesenden für nothwendig erklärt, und als Grund des Verbotes hervorhebt, daß der Ab-

daß etliche Kirchenordnungen alter Zeit dem kaiserlichen Rechte die definitive Feststellung der Ehescheidungsgesetzgebung vorbehal-

---

wesende wiederkehren könne, „darauß dann allerley vnrath, vnruw vnd weiterung erwachsen."

ad b. — Das Bedenken, welches den Kirchenordnungen Ottheinrichs a. 1554 und 1556 angehängt worden ist, sagt, göttliches Recht gestatte in zwei einzigen Fällen dem Geschiedenen wieder zu heirathen, bei Ehebruch und nach 1 Cor. 7, 15; daneben gebe es aber andere Fälle unbilliger Verlassung, „aber hierin haben die weltliche Keyserliche recht in Regel, maß, zeit vnd ordnung genugsam gegeben vnd sollen sich die Gerichter darinn eines bescheids bey der obrigkeit vnd deren Juris consultis erholen; kaiserliches Recht gestatte endlich noch die Scheidung „so der Man ein todtschleger, oder der Leuten mit gifft vergibt, oder Rauber oder mörder oder sich zu vnzüchtigen weibern geselt." In diesen kann zur Zeit nichts Gewisses beschlossen werden, und soll „von dem Landesfürsten vnd den Juris consultis bericht vnd bescheid" erholt werden. Mich dünkt, auch in Anbetracht des Umstands, daß hier keine Kirchenordnung, sondern nur der Entwurf einer Amtsinstruction vorliegt, ergebe sich daraus klar, wie den Eherichtern außerhalb des göttlichen Rechts alle Competenz zur Ehescheidung negirt, die Entscheidung vielmehr der Obrigkeit, den Beamten und der Machtvollkommenheit des Landesfürsten anheimgegeben worden ist.

ad c. — Die Preußische Consistorialordnung a. 1584 ist keine Kirchenordnung; „wegen des Widerspruchs der Stände kam sie nicht zur Vollziehung; doch liegt sie den Instructionen der a. 1587 errichteten Consistorien zum Grunde." Richter K. O. II, 462. Schon materiell aber liefert sie nicht den erwünschten Beweis. Hier ist von Sävitien und Lebensnachstellungen die Rede, zuerst Gefängniß- oder andere Strafe und Bürgschaftsleistung, eventuell 1—3 Jahre Separation von Tisch und Bett verordnet, und bei nachgewiesenen Lebensnachstellungen — aber hier allein — zuletzt, unter Verweisung des Schuldigen an das weltliche Gericht, die Scheidung zugelassen.

ad d. — Keine Kirchenordnung entscheidet deutlicher, als diese Niedersächsische. „Was vber diese zwo Vrsachen (d. i. Ehebruch und bösliche Verlassung) noch andere von etlichen Keysern als Theodosio — angezogen worden, können nicht zur Ehescheidunge genuchsam seyn." Bei Insidien ist Gefängniß, Separation, zuletzt „ernste Strafe, auch wol Landesverweisung" verordnet: „aber wegen solcher vrsachen Eheleute zu scheiden, ist vns fast bedenklig, weil die Schrifft dise vrsachen nicht meldet. Ist derhalben geferlich ex foro politico solo wollen ohne außdrückliche helle Göttliche Schrifft vrsachen nehmen, welche in foro conscientiae sollen in divortiis gelten. Derwegen sol man solchen wütrigen bösen Leuten auff andre wege steuren." Das Römische Recht, dessen diese Kirchenordnung gedenkt, ist nur für die Obrigkeit Norm, insofern soll „die Constitution des Keysers Theodosii nicht aller Dinge vorachtet, sondern das schüldige Teil in ernste straffe genomen, auch wol des Landes vorwiesen werden."

ad e. — Aus der Consistorialordnung des Erzstifts Magdeburg hat der Verf. die einschlagende Stelle selbst mitgetheilt; sie entscheidet nichts, sondern weist unter anderem „wie saevitae maritorum zu strafen, desgleichen wenn Eheleute zur Uneinigkeit leben — und ten, oder daß andere in qualificirter weltlicher Strafe, welche die Ehe für immer aufhebt, schon die Ehescheidung erkennen genug, daß die Worte, welche bei aller Codification, und namentlich von den gottesfürchtigen, ebenso besonnenen als einfältigen Männern der Reformationszeit wohl erwogen worden sind, also lauten und nicht anders. Hier ist nirgends ein Bedenken, kein wissenschaftlicher oder politischer Zweifel, kein Vorbehalt und kein Gedanke an eine nach anderem Princip zulässige Scheidung; wie es eben für eine Ordnung der Kirche ziemt, welche weiß, was sie will und soll. Wie kommt es doch — muß ich dem Verfasser von Neuem entgegenhalten — daß von den in Melanchthons Büchern vorfindlichen laxeren Grundsätzen über Ehescheidung gar nichts in alle diejenigen Kirchenordnungen übergegangen ist, welche Melanchthon selbst wortwörtlich verfaßt hat?

Die Antwort auf diese Frage führt mich zum dritten gewichtigsten Einwand gegen die Resultate der gelehrten Abhandlung, mich dünkt nämlich, die Beweisführung derselben enthalte leicht erkennbare Mittel des Gegenbeweises. Wenn wir die vom Verfasser mitgetheilten Auszüge aus denjenigen Schriften strengerer und milderer Richtung durchgehen, welche von Einfluß auf die Praxis gewesen sind, so tritt uns, vornehmlich deutlich bei Luther, Brenz*) und Melanchthon, ein doppelter Standpunkt entgegen, das oft erörterte discrimen legis et evangelii**). Grade davon geht der angesehenste unter den für die laxere Ansicht angeführten Autoren, Melanchthon am allerbestimmtesten aus; er unterscheidet gubernatio hominum sanabilium, qui sunt membra ecclesiae et volunt obtemperare evangelio und politica gubernatio impiorum et contumacium, qui frena legum pati nolunt. Und man lese seine eigenen Worte, wie er den Beruf und die Aufgabe beider unterschiedenen Regimente so klar und wahr beschreibt,

---

sich nicht wollen versühnen lassen", die Consistorialen auf Luthers Büchlein von Ehesachen, Melanchthons Schrift de conjugio, Klings tractatus de nuptiis und auf das vierte Buch der Decretalen, bei „ganz zweifelhaftigen und wichtigen Sachen" aber an das rechtliche Gutachten „anderer bewährter Consistorien." Von einem freien Spielraum des richterlichen Ermessens ist hier wohl keine Rede, da Luther und Kling der sogenannten strengen Richtung angehören, und der Grund, aus welchem Melanchthon milder zu seyn scheint, auf der Distinction des weltlichen Scheidungsrechtes beruht.

*) Es scheint mir nicht, wie Richter S. 22 darstellt, Aenderung der Ansicht bei Brenz gewesen zu seyn, daß er im Commentar zu S. Matthäus XIX die leges politicae der Ehescheidung anerkennt, sondern ganz derselbe Standpunkt, welcher sich in der früheren bei Richter S. 20 excerpirten Schrift kundgibt.

**) In derselben Weise eine selbstständige Competenz der Obrigkeit nehmen nach den Erörterungen Richter an Monner Tract. de matrimonio et claudestinis conjugiis, Chyträus und Lucas Osiander in den Commentarien zu S. Mätthäus, Hemming De conjugio, Havemann Gamologia synoptica. Auch Butzer gehört hierher, dem Ehesachen reine res civiles sind.

in persona non pertinente ad ecclesiam magistratus politicus Theodosii lege uti posse videtur;

nicht der Kirche steht eine Ehescheidung auf Grund des Kaisergesetzes zu, welches die Scheidungsgründe der Sävitien und anderer schwerer Verschuldungen anerkennt, sondern der weltlichen Obrigkeit steht es frei, aus Rücksichten auf den Bestand bürgerlicher Wohlfahrt und auf die Härtigkeit des menschlichen Herzens Ehen aufzulösen. Sed haec magis, sagt Brenz, der hierher auch den Scheidungsgrund der desertio zieht (S. 22), ad cognitionem et explicationem magistratus politici et juris consultorum quam theologorum pertinent. Den Beruf der Kirche bezeichnet Melanchthon grade entgegengesetzt, die Gefahr der Ehescheidung in solchen Fällen zu verhüten; der Schuldige soll der Kirchenzucht verfallen, qui a pastoribus admonitus non desinit furere hic certe magistratus politici imperio coërcendus est. Es wird nicht schwer, die Meinung der Reformatoren zu begreifen, wenn sie die Ehesachen im gewissen Sinne dem Staate preisgeben und die Ehescheidung nach bürgerlichem Rechte als eine Art weltlicher Strafe gegen den Schuldigen ansehen, dieselbe daher auch nach dem kaiserlich Römischen Recht für berechtigt erklären: sie halten auf dem Gegensatz zwischen Kirche und Staat, wie zwischen Christus und der Welt, und haben eben die Wahrheit zum Bewußtseyn gebracht, daß die Anstalten des Reiches Gottes nicht in weltlicher Weise dazu dienen, die Strafen der Sünde in der Welt erträglich und ungefährlich zu machen. Luther und Brenz sprechen sich übereinstimmend dahin aus, daß Christus nicht als Regent oder Jurist über die Unchristen regiere, und daß gegenüber diesen Unchristen die Kirche nur zur kirchlichen Zucht berufen, dazu aber auch rücksichtslos verpflichtet sey. So nahe den Reformatoren Obrigkeit und christliches Regiment zusammengehören, so wenig scheuen sie inconsequent zu scheinen und dem Kaiser nur zu geben, was des Kaisers ist. Ohne Zweifel wird es grade von diesem Gesichtspunkte aus verständlich, wie sie den Ehestand als weltlichen Stand bezeichnet, die Herrschaft des canonischen Eherechts bestritten und die Obrigkeit auch in Ehesachen anerkannt*), gleichwohl aber in allen Kirchenordnungen das christliche Eherecht gestaltet und geordnet haben. Dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung ist diese Wahrnehmung zwar wohl bewußt (S. 17. 45): aber er legt nicht das Gewicht auf sie, welches in der obschwebenden Streitfrage ihr zukommt, und benützt Aussprüche für das Recht der Obrigkeit als eine Norm für die Kirche, wie wenn die weltliche und kirchliche Competenz, welche allerdings sehr frühzeitig praktisch und dann auch theoretisch sich vermischten und bald nicht mehr zu unterscheiden waren, nach der Reformationslehre principiell mit einander verbunden gewesen wären.

Man wird nicht irren, wenn man der ganz entarteten Entwickelung der sogenannten Evangelischen Kirchenverfassung auch die Verwilderung des Eherechts der Evangelischen Kirche zuschreibt. Wenigstens enthält hierzu des Verfassers Darstellung vom Ehescheidungsrechte des 17. und 18. Jahrhunderts sehr merkwürdige und überraschende Belege. Dieß ist der zweite nicht minder reichhaltige Theil der erwähnten Abhandlung.

Die Consistorien sind lange das nicht mehr, was sie nach dem Wittenberger Gutachten der Reformationszeit seyn sollten; sie werden, von den Obrigkeiten beherrscht, zu fürstlichen Aemtern, weltlichen Behörden oder Juristenfacultäten im Instanzenzug untergeordnet*), dann häufig aufgehoben und durch bürgerliche Gerichte ersetzt. Weltliche Rücksichten aller Art drängen heran, die Macht der Sünde überwältigt den armseligen Menschenverstand. Die Praxis sucht zuerst ihre Hülfe in häufigen Separationen von Tisch und Bett, namentlich zu Gunsten unschuldig leidender Gatten, oder benützt die weltlichen Strafen, welche gegen Verbrecher verhängt sind, um eine dadurch aufgehobene Ehe auch richterlich zu scheiden; dann tritt mehrfach fruchtlos versuchte Separation — was der Verfasser äußerst lehrreich entwickelt — und das Verbrechen selber, dem die qualificirte Strafe droht, in die Reihe der Scheidungsgründe. Es wird mit dem Eherecht überhaupt wie mit dem Kirchenregiment, beides wird der weltlichen Obrigkeit unterthan; der Unterschied zwischen Staat und Kirche verschwindet in der Lehre vom fürstlichen Bischofthum, kaum die geringsten Spuren von dem Gewinn, welchen die Reformation gebracht hatte, lassen sich im siebzehnten Jahrhundert auffinden (S. 59. 76), und im achtzehnten ist wohl vor der hereinbrechenden Aufklärung der Humanität ganz vergessen, daß es eine Kirche gebe, welche zur Ehescheidung anders steht als der Staat. Selbst die vom Landesherrn kraft seiner Machtvollkommenheit ausgesprochene Ehescheidung, deren Spuren der Verf. seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nachweist, gilt als ein kirchlicher Akt des „supremus episcopus."

Wohl nur der Nähe der Reformationszeit ist es daher zuzuschreiben, was der Verfasser entschieden und ohne Zweifel mit vollem Grund behauptet, daß im Lauf des 17. Jahrhunderts noch allenthalben das strenge Scheidungsrecht der Kirchenordnungen und daneben nur vermöge einer allgemeinen Tradition von Luther her die Verweigerung ehelicher Pflicht als Analogie zur böslichen Verlassung gegolten habe.**) Die Doctrin hatte über-

*) Brenz sagt: „So sollen wir derselben so viel müglich vnd Christenlich gehorsam sein."

*) Ein besonders merkwürdiges Beispiel bringt der Verf. S. 73 bei, wie ums Jahr 1707 in erster Instanz vom Consistorium die Scheidungsklage gegen einen wegen Giftmordes des Landes verwiesenen Ehemann abgewiesen, in zweiter Instanz aber vom Appellationsgericht auf Ehescheidung erkannt wurde.

**) Nach Richter S. 60 hätte auch Carpzov in den Definitiones ecclesiasticae die denegatio debiti conjugalis als Scheidungsgrund anerkannt. Dies finde ich nicht bestätigt. So weit ich Carpzovs Schriften kenne, weiß derselbe nur von den beiden kirchenordnungsmäßigen Scheidungsgründen; die Verweigerung der Cohabitation ist ihm bloß ein bürgerlich strafbares Vergehen. — Auch wäre Richters Bemerkung, daß Carpzov die Sävitien der Desertion vergleiche,

dies damals schon das Ihrige gethan, um allerlei Zweifel und Schwankungen hervorzurufen; die Aussprüche des Herrn in der Bergpredigt wurden skeptisch angesehen, nach dem Naturrechte lehrte man, daß die Ehescheidung im Grunde nur Aufhebung eines Vertrages sey, und ganz abgesehen von größerer Erweiterung im Wege der Analogie gaben damals schon berufene Lehrer der Kirche den Ehescheidungsgrund der Sävitien und Insidien, wenigstens post observatos gradus separationis a thoro et mensa als letztes Mittel zu. Es war daher schon eine sehr zerrüttete Erbschaft, in welche das philosophische Jahrhundert eintrat, und nur ein kleiner Schritt, daß die Grundsätze, welche man vertheidigte und übte, auch in die Gesetzgebung übergingen. Mußte doch das Edict Friedrichs des Großen vom Jahre 1782, welches eine Menge rein bürgerlicher Scheidungsgründe in die Preußische Legislation einführte, als Abwehr gegen die Zügellosigkeit und Willkür der Praxis erscheinen, und wider das Ueberhandnehmen der Ehescheidungen gegeben werden.

Natürlich kann in solcher Periode von Einheit der Lehre in Ehescheidungssachen keine Spur erkannt werden: aber der Grund hiervon liegt nicht, wie der Verf. annimmt, darin, daß früher die Kirchenlehre controvers war, sondern im Untergange kirchlicher Tradition und in der Ueberwältigung des Kirchenregiments durch das Wesen der Welt.

Die Ehescheidungslehre steht dermalen nicht blos in Preußen, sondern allenthalben im evangelischen Deutschland auf diesem unsicheren und zerrissenen, durch Gesetzgebung und Praxis verwüsteten Boden. Alle, welche darüber zum Bewußtseyn gekommen sind, stehen gleichwohl mit beiden Füßen auf diesem Boden, und natürlicherweise wird für diese die Frage, in welcher Weise zu helfen sey, zu neuer Controverse.

Es würde drei Wege der Abhülfe geben.

Der erste setzt die wahre und vollkommene Uebereinstimmung von Staat und Kirche oder vielmehr deren reale Einheit voraus, und ist dermalen in praxi völlig unausführbar. Ein Staat, wie ihn die Reformatoren sich dachten, eine Obrigkeit, vor welcher „das Wort Gottes immer oben schwebt", ist zumal heutzutage nur ein Ideal, und das evangelische Bekenntniß hat wohl niemals die Stellung und Gewalt gehabt, in solcher Totalität auf den Staat zu wirken; denn Welt und Reich Gottes sind ewig unvereinbar.

Der zweite Weg behält die geschichtlich begründete Richtung, im ungetrennten Zusammenhang von Staat und Kirche; es werden auf beiden Seiten Concessionen und ein Standpunkt gefordert, der verwirklicht werden kann. Für diese Weise der Erneuerung, welche der Verfasser am Schlusse seiner Abhandlung vertheidigt, spricht das weltliche Recht durchaus; es gibt in diesem keine andere gesunde als die geschichtliche Entwickelung, und der Staat, wie wir jetzt den Inbegriff aller Obrigkeiten und politischen Gemeinschaften nennen, erfüllt nur auf solcher Bahn seine irdische Aufgabe. Allein eine andere Frage ist dabei die Berechtigung und Pflicht der Kirche, mit dem Staat Genossenschaft zu halten, weil das ohne Nachgeben von ihrer Seite nicht durchgeführt werden kann. Der Verfasser hält Transactionen für unbedenklich, da niemals eine Kirchenlehre bestanden habe und immer noch die Erklärung der bestimmenden Stellen des Neuen Testaments controvers sey. Mit diesem theoretischen System hängt auch sein Vorschlag de lege ferenda zusammen, daß „wir vorerst zu der Rechtsanschauung zurückkehren, nach welcher die Verschuldung den Grund der Scheidung bildet" und „um der Zwiespältigkeit der Ansichten der rechtgläubigsten Theologen willen denjenigen Standpunkt wählen, den wir verwirklichen können, weil er die Rücksicht auf die Zustände der Gegenwart und auf den Staat nicht über der dogmatischen Frage verschwinden läßt." Es sey vergönnt, diese praktisch sehr einflußreiche und durch ihren Vertheidiger noch wichtiger gewordene Anschauung *) genauer zu prüfen.

Der Verf. erkennt in den alten Kirchenordnungen keine unfehlbare Auslegung des göttlichen Wortes und verwirft deren Repristination, wenn man nicht die ganze in ihnen enthaltene Mischung von Kirchenrecht, Strafrecht und Polizei mit aufnehmen würde. Außerdem betont er besonders den protestantischen Grundsatz, daß Staat und Kirche grade in Bezug auf das Eherecht übereinstimmen, und beruft sich auf sein negatives Resultat rücksichtlich der Einheit der evangelischen Ehescheidungslehre.

Wer diese Sätze in Einfalt überlegt, wird zunächst darüber bedenklich werden, daß der Vers. von einer Rückkehr vorerst zu der Rechtsanschauung spricht, nach welcher die Verschuldnng den Grund der Ehescheidung bildet; er wird fragen warum, nachdem keine Kirchenlehre vorhanden, und in den Kirchenordnungen keine bindende Auslegung der heil. Schrift enthalten, überhaupt eine Annäherung an deren Buchstaben und eine Abänderung, z. B. des Preußischen Scheidungsrechtes vertheidigt wird, welches letztere ebenfalls aus älterer und neuerer Zeit in Autoritäten seine Stütze hat, augenscheinlich aus allgemeiner geschichtlicher Entwickelung hervorgegangen ist, und vorzüglich daran festhält, daß die kirchlichen Normen lediglich Gewissensvorschriften seyen. Manch ein Gegner wird darum schwer verstehen, weshalb auf dem angegebenen Punkte, und warum vorerst hier Halt gemacht werden soll, und dem Verf. seine Aus-

---

dahin zu ergänzen, daß dies nicht absolut ausgesprochen, sondern nur gelegentlich der Lehre von Auflösung eines Verlöbnisses jene Vergleichung aus Gerhard und Melanchthon citirt wird.

*) Augenscheinlich auf diese Autorität stützt sich der Ausspruch, welchen der Preußische Justizminister bei der Debatte über das Ehescheidungsgesetz auf dem Preußischen Landtage 1856 gethan hat: „In der Evangelischen Kirche, ich sage es mit Bedauern, gibt es nur Meinungen in der Kirche, und keine Meinung der Kirche. Diesen Zuständen gegenüber stellt man das Verlangen, daß die kirchlichen Principien den Inhalt der bürgerlichen Gesetzgebung ausmachen sollen. Ich halte dies für vollständig unmöglich."

führung entgegenhalten, um tabula rasa und offene Fragen im Ehescheidungsrecht zu behaupten. Man kann daher nur mit Besorgniß erwarten, daß dem Sinne des Verf. zuwider aus seinen Nachweisen ununterbrochener Controversen die Befugniß der völligen subjectiven Freiheit abgeleitet, und der consequent durchgeführte rechtliche Standpunkt des Preußischen Landrechts gerechtfertigt wird.

Dem Satze des Vfs., daß die Kirche zur Gemeinschaft mit dem Staat berufen sey, wird Niemand widersprechen: wie am Einzelnen, so hat auch am Gemeinwesen das Wort Gottes seine Arbeit und ruft unablässig zur Buße. Darin jedoch stimmt der Verf. nicht mit den Reformatoren, wenn er die Uebereinstimmung zwischen Staat und Kirche durch eine billige Mitte herzustellen vorschlägt; der Gewinn der Reformation, die Erkenntniß der Grenzen beider Reiche und des Wesens der Kirche geht damit verloren und der Staat beherrscht die Kirche, wenn dieser zugemuthet wird, wegen der Noth bürgerlicher Zustände einen Theil ihres Wesens aufzugeben. Der Verfasser hat selbst reichliche Beweise darüber verschafft, daß die Deutsche Kirche der Reformationszeit in ihren Kirchenordnungen und in überwiegender Praxis bis ins Ende des siebzehnten Jahrhunderts über die Ehescheidungsgründe nach dem Evangelium constant und positiv gelehrt und gerichtet hat*), und daß sein Legislationsprincip von dieser Lehre abweicht; Autoritäten aus der Literatur und der späteren Praxis der Ehegerichte können ihn nicht berechtigen, für kirchliche Codification ein fremdartiges Fundament zu legen, welches bis ins Ende des 17. Jahrhunderts seine Stätte nur in subjectiven und controversen Aussprüchen gehabt hat. Diesen die Kirchenlehre entgegenzuhalten, hat man, mit den Beweismitteln des Vf.'s ausgerüstet, das völlige Recht; auch die rechtgläubigsten Theologen müssen dann ihre armselig menschliche Autorität verlieren. Ueberdieß ist aber offenbar, daß die Mannigfaltigkeit im Ehescheidungsrechte seit der Reformation nicht in der Kirchenlehre, sondern in der Vermischung des weltlichen und kirchlichen Eherechts liegt. Von den hieraus hervorgegangenen factischen Verhältnissen bestimmt, haben die Schriftsteller geschrieben und die Eherichter entschieden; während die Reformationszeit noch zu unterscheiden vermag, haben die späteren schon die Interressen des Staates, der Haupt und Hand der Kirche geworden war, im Auge und vermitteln durch Analogie und Interpretation die kirchliche Ordnung mit dem bürgerlichen Bedürfniß.

Sollte es heutzutage unmöglich seyn, dem Standpunkt der Reformatoren gerecht zu werden? Dieß zu thun, wäre der dritte Weg zur Abhülfe.

Der Verfasser sagt durchaus mit Recht, daß es nicht möglich sey, altes Strafrecht und Polizei wieder aufzurichten, um dem alten Ehescheidungsrechte zur Geltung zu verhelfen. Doch dünkt mich, ist von hier aus sein Schluß zu schnell, wenn er behauptet, eines ohne das andere sey nicht wiederherzustellen. Staat und Kirche waren wohl im Reformationszeitalter so eng verbunden, daß die obrigkeitliche Macht dem Kirchenregiment allezeit zu Diensten stand und ihr Beistand unbedenklich angerufen und angenommen wurde. Doch unterscheidet man in dieser Zeit noch sehr genau den selbstständigen obrigkeitlichen Beruf, dessen Erfüllung man nur als natürlich voraussetzte, um das Ansehen und den Vollzug der Kirchenordnung zu sichern. Der Erneuerung dieses Verhältnisses, wo der Staat mit der Kirche objectiv in allen Stücken einverstanden auch der Kirche diente, steht jetzt allerdings wer weiß wie viel entgegen, denn im Lauf der Zeiten hat sich jene Stellung grade umgekehrt; aber in der Gemeinschaft haben die verbundenen ihre Persönlichkeit nicht verloren und die Kirchenordnung dauert auch unabhängig vom Staate fort.

Man erhebt hier freilich den Vorwurf, Kirche und Staat würden getrennt, man gerathe in den Dualismus der Römischen Kirche, und die Uebereinstimmung des Staates und der Kirche sey grade in Beziehung auf das Eherecht der protestantische Grundsatz. Indessen alle diese Vorwürfe sind gegen die Reformatoren Luther, Melanchthon, Brenz gleichermaßen zu richten, ja man kann sagen, sie sind jener Frage der Pharisäer verwandt, auf welche das Gleichniß vom Zinsgroschen antwortet. Grade die Reformation hat das selbstständige Recht der Obrigkeit von Gottes Gnaden vertheidigt, und was der Römische Canon immer verworfen, deren Competenz ganz besonders in Ehesachen anerkannt; auch geben die Evangelischen Kirchen Deutschlands durch ihre Entwicklung Zeugniß, daß sie sich den Rücksichten der bürgerlichen Wohlfahrt nur zu sehr fügten. Wohl mag daher weltliche Obrigkeit über Ehescheidungen nach ihrem Maßstab und Bedürfniß anordnen und richten: aber sie begehre dazu nicht die Mitwirkung der Kirche und erkenne offen, daß ihre Ehescheidung weder kirchliche Basis noch kirchliche Kraft habe.*) Insoweit allerdings ist eine Auseinandersetzung zwischen

*) Auf die skeptischen Ansichten über die Geltung der Aussprüche der heiligen Schrift, namentlich in der Bergpredigt, hat auf der zu Berlin 1856 gehaltenen kirchlichen Conferenz, wenn ich nicht irre Tholuck, treffend Matth. 28, 20 erwidert, die Worte des Herrn „und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe."

*) Ich behaupte nicht, — wie Jörg Geschichte des Protestantismus I, 545 unter Anführung einer Stelle meines in der Ehescheidungsfrage abgegebenen, in den Actenstücken aus der Verwaltung des

Kirche und Staat unabweislich und wird eintreten; obwohl ein Zeichen böser Zeit, doch weder neu, noch schreckenerregend. Denn trotz der Abgränzung behält die christliche Kirche zu ihren Bekennern, auch zu ihren todten Gliedern immer den Zugang durch das Wort und durch die Mittel der evangelischen Zucht und Seelsorge, ja sie tritt nun erst in die rechte Stelle nach altkatholischer Lehre und nach dem Worte des Herrn, daß Sein Reich nicht von dieser Welt sey. Die Wahl des Entschlusses hat auch nicht die Kirche, deren Wille im göttlichen Worte gebunden ist, sondern der Staat, dem von Gott Gewalt gegeben ist, die menschliche Ordnung zu stiften und zu erhalten; je mehr und umfangreicher er das nach christlichen Principien vermag, desto weniger entfernt er sich von seinem christlichen Berufe. Was daher der Verfasser der erwähnten Abhandlung festhält, daß die in allen Deutschen Rechten sehr willkürliche, ja unsittliche Praxis oder Gesetzgebung in Ehescheidungssachen vorerst wenigstens zu dem Gesetze zurückkehre, die Ehe nur wegen solcher Verschuldungen zu scheiden, welche ihr Wesen vernichten, kann für das bürgerliche Recht und Gericht ein unverwerfliches Ziel und ein Grund der Hoffnung genannt werden, daß dem Reiche Gottes auch in der weltlichen Gemeinde der Weg bereitet werde.

Evangel. Oberkirchenraths III, 445 gedruckten Gutachtens darstellen will, — daß die Evangelische Kirche auf die Gesetzgebung in Ehescheidungssachen keinen Anspruch mache, sondern vielmehr, daß nach der Reformationslehre zwar die christliche Obrigkeit Gewalt habe, in Ehesachen zu ordnen und zu richten, daß aber ihre Competenz und die Kirchenordnung nicht zu vermengen sey. Ich will nichts anderes sagen, als was Luther irgendwo über Matth. 5, 32 und 1 Corinth. 7, 10. 11 äußert: „Da läßt Christus zu das Scheiden, aber allein in dem Falle des Ehebruchs. Darum muß der Vogt irren, so oft er scheidet aus anderen Ursachen. — Aber die Christum und seine Apostel nicht hören, denen wäre es noch so gut, daß Mosis Gesetz ginge, ehe man das leiden müßte, daß zwei Eheleute keine gute Stunde bei einander hätten. Aber dabei müßte man ihnen sagen, daß sie nimmer Christen wären, sondern im heidnischen Regiment. Bist du aber ein Christ, mußt du dich nicht scheiden. Wer sich aus Haß von seinem Weibe scheidet, den soll man als einen Beschädiger seines Nächsten, für einen Glaub- und Bundbrüchigen halten, bei dem weder Glauben noch Ehre ist. Diesen Schandfleck soll er in seinem Kleide tragen, soll ihm es an sein Wappen malen, daß man ihn kennt, was für ein Gesell er wäre, nämlich ein solcher schöner Held, der sich mit seinem Weibe nicht hat vertragen können. — Wo aber nicht Christen oder unschlachtige falsche Christen sind, da wäre noch heutiges Tages gut sich nach diesem Gesetz zu halten, und sie lassen wie die Heiden sich von ihren Weibern scheiden, daß sie nicht in ihrem uneinigen Leben zwo Höllen hätten, beides hier und dort."

Johannes Kepler.

„Einer der größten und außerordentlichsten Menschen, die je die Welt gesehen hat", sagt Lichtenberg.

Kepler ward am 27. December 1571 im Würtembergischen Dorfe Magstadt bei Weil geboren. Er besuchte die Schulen von Hirsau und Maulbronn, studierte in Tübingen vom Jahre 1589 bis 1391 Theologie und Mathematik. Im Jahre 1593 ward er Professor der Mathematik in Gräz, 1600 ging er nach Prag zu Tycho de Brahe. Da dieser 1601 starb, blieb er in Prag als Astronom des Kaiser Rudolph bis zu dessen 1612 erfolgtem Tode. Im Jahre 1613 ward er Professor am Gymnasium zu Linz, 1627 trat er zu Sagan in Wallensteins Dienst. — 1630 reiste er nach Regensburg, um die Auszahlung seines Gehaltes zu erwirken, das man ihm kaiserlicher Seits seit vielen Jahren schuldete, hier aber verschied er am 5. November im 59sten Jahre seines Lebens. — Er war zwei Mal verheirathet, seine Kinder starben meist früh; der einzige Sohn Ludwig ward Arzt in Königsberg. Da er ledig blieb, so starb mit ihm Keplers Geschlecht aus.

Die tiefsten Leiden und die höchsten Freuden ziehn sich durch das ganze stürmisch bewegte Leben Keplers.

Die tiefsten Leiden. Kaum geboren, verläßt ihn der Vater, um unter Alba in den Niederlanden zu fechten, die Mutter folgt dem Vater nach. Als er 4 Jahre alt, kehren die Eltern zwar zurück, später aber tritt der Vater in Oesterreichische Dienste und ficht gegen die Türken; welch Ende er nahm, ist unbekannt. Die Mutter war eine sehr wunderliche Frau, welche aber den Sohn mütterlich liebte. Im Jahre 1615 ward sie von lügenhaften bösen Feinden der Zauberei beschuldigt; abergläubische Geistliche und Juristen brachten es dahin, daß die Unglückliche eingekerkert wurde und daß, laut eines gerichtlichen Urtheils, die entsetzliche Tortur gegen sie angewendet werden sollte. Kepler eilte ihr von Linz aus zu Hülfe, nur mit Mühe erwirkte man, daß sie 1621 von der Tortur frei gesprochen ward; ihr 1622 erfolgter Tod machte erst aller Verfolgung ein Ende. — Keplers erste Frau, lange Zeit melancholisch, ward durch Schrecken über soldatisches Morden und Plündern in Prag wahnsinnig und starb 1611; in demselben Jahre starben drei Kinder Keplers an den Pocken.

Leiden anderer Art kamen über ihn, als die härtesten Verfolgungen der Oesterreichischen Protestanten durch die Katholiken ausbrachen; zuerst im Jahre 1598, da Kepler in Gräz lebte, später während seines Aufenthalts in Linz. In dieser spätern Nothzeit ward ihm eine Professur in Bologna angeboten. Er antwortete aber: „Ich bin nach Geburt und Gesinnungen ein Deutscher und von Jugend auf gewohnt, mich im Reden und Handeln der Deutschen Freiheit zu bedienen, diese Gewohnheit könnte mir in Bologna leicht Gefahr bringen", wenn er nämlich auf dieser päpstlichen Universität das System des Coper-

nicus vertreten wollte, welches im Jahre 1616 von den Kardinälen als ketzerisch verbannt wurde. Doch mitten in vielen großen Leiden ward ihm großer Trost und Glaubensstärke. Da um das Jahr 1600 die Protestanten verfolgt wurden, schreibt er an Herwart, der sich den Jesuiten anschloß: „Soll ich in Steiermark bleiben oder soll ich es verlassen? Ich will Dir meine Herzensgedanken offenbaren. Worüber Du Dich vielleicht freust, das muß mich aufs bitterste schmerzen. Ich bin ein Christ, der Augsburgischen Confession ward ich innigst zugethan durch den Unterricht der Eltern, durch oft erwogene Gründe und im täglichen Kampf mit Versuchungen; diese Confession halte ich fest. Heucheln habe ich nicht gelernt, ich nehme es ernst, nicht leicht in Sachen der Religion, daher ich auch ernst über Gottesdienst und Gebrauch der Sacramente denke."

Um die gleiche Zeit schrieb er dem redlichen Mästlin, seinem früheren Lehrer in Tübingen: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es so süß sey, für die Religion und für die Ehre Christi mit einer kleinen Gemeinde von Brüdern Schaden und Schmach zu leiden, Häuser, Aecker, Freunde und Vaterland zu verlassen. Wächst beim Märtyrerthum und dem Verlust des Lebens die Freude mit dem Leide, so ist es auch leicht für die Religion zu sterben."

So war der fromme Mann selbst in der schwersten Zeit zuversichtlich und stark durch den Glauben, dann aber fand er auch Frieden und Freude in der tiefsinnigsten, andächtigsten Naturforschung. Er gehörte zu den hochbegabten „Wunderleuten" Gottes; in alter und neuer Zeit dürften nur sehr wenige Naturforscher ihm gleich gestellt werden. Die einsichtsvollsten bedeutendsten Männer stimmen hierin überein. „Wollte ich," sagt Montücla in seiner Geschichte der Mathematik, „wollte ich es unternehmen, alle Entdeckungen Keplers mitzutheilen, so müßte ich ihm einen beträchtlichen Theil des Platzes einräumen, den so viele andere Astronomen in Anspruch nehmen." „Kepler", sagt Whewell, „hat eine (astronomische) Theorie aufgestellt, die Jeder, der sie näher kennt, nicht mehr als eine bloße Hypothese, sondern als eine wahre, durch unzählige Beobachtungen erwiesene Darstellung des in der That statthabenden Weltsystems erkennen wird." „Durch seine astronomischen Gesetze", sagt Bailly, „hat er das Gebäude der alten Astronomie zerstört, um ein festeres und erhabeneres zu gründen, er ist der wahre Schöpfer der neuen Astronomie." — „Tiefere Blicke in die Natur", schreibt der ausgezeichnete Astronom Bessel, „gelangen dem herrlichen Kepler, der unermeßliche Anstrengungen machte, um eine Theorie zu finden, welche den Beobachtungen Tychos von Brahe völlig entsprach, der aber auch reichen Lohn für diese Anstrengungen durch seine glänzenden Entdeckungen erhielt."

Unter diesen Entdeckungen sind vor Allem jene drei, seinen Namen tragenden astronomischen Gesetze zu nennen, welche dauern werden, so lange die gegenwärtige Ordnung des Sonnensystems dauert. Die zwei ersten Gesetze machte er 1609 bekannt. Das dritte fand er am 8. März 1618, ein unglücklicher Rechnungsfehler bewog ihn aber dasselbe als falsch zu verwerfen. Als er es jedoch am 15. Mai wieder vornahm und bei richtiger Rechnung wahr und mit seinen siebenzehnjährigen, nach Tycho's Beobachtungen gemachten Arbeiten genau übereinstimmend fand, da glaubte er zuerst zu träumen und meinte: es müsse ein Irrthum obwalten. Aber, schreibt er voller Freude, das Gesetz ist ganz gewiß, ganz genau.

Es beschäftigte ihn jedoch nicht bloß die Astronomie, vielmehr erforschte er in der Natur und in der Kunstwelt das Mannigfaltigste, und drang ein bis zu den in den Dingen lebenden und webenden göttlichen mathematischen Gesetzen. So schrieb er über die sechsseitige Figur der Schneeflocken, über die Gestalt der Oesterreichischen Weinfässer, an denen er „wunderbarliche" mathematische Eigenschaften entdeckte, über die akustischen und optischen Verhältnisse — wie er denn zuerst die Natur des Auges wissenschaftlich nachwies, das Teleskop mit zwei convexen Gläsern construirte u. s. w.

Auf welche Gegenstände Kepler nur seine gewaltige Geisteskraft und seine nicht zu ermüdende Arbeitskraft lenkte, überall drang er in die tiefste, verborgenste Wahrheit. Erklärt doch Laplace, daß Fermat, der als der wahre Erfinder des Differentialcalculs anzusehen sey, daß dieser seine schöne Methode de maximis et minimis auf Keplers Stereometria dotiorum gebaut, auf Resultate von dessen mathematischer Untersuchung der Oesterreichischen Weinfässer! —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Westphalen.

Mit jenen herrlichen paulinischen Worten 2 Cor. 4, 9: „Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um", hat Gott der heilige Geist einen der heiligen Kirche eingedrückten unaustilglichen Charakter bezeichnet, an dem sie erkannt werden soll; und zwar war dieser Charakter nicht etwa nur der apostolischen oder der reformatorischen Zeit der Kirche eigen, wenngleich in jenen Zeiten besonders vorherrschend; sondern die wahre Kirche trägt ihn immer an sich. Ja „wir werden unterdrückt", also müssen auch wir rufen und seufzen, bis Gott der heilige Geist als der rechte Tröster den Trost in unsere Herzen hineinträufeln läßt: „wir kommen nicht um." Doch hat uns der Herr Jesus Christus nicht bloß auf des heiligen Geistes unmittelbare Tröstungen angewiesen, sondern auch auf die der Brüder, durch welche der Geist ja auch wirkt und tröstet; in welcher Hinsicht besonders das Wort des Herrn an Petrus zu bedenken ist: stärke deine Brüder, Luc. 22, 32. Und es thut uns schon wohl, wenn wir nur durch Mittheilung an Brüder, auch wenn sie ferne sind, unserem gepreßten Herzen Luft machen, um ihre Fürbitte zu erwecken. Und wo sollten wir dies anders thun, als in diesen Blättern, die ja doch einmal dazu bestimmt sind, der ganzen Kirche Heil und Wohl auf dem Herzen

zu tragen und zu verfechten, auch die Schmach Christi auf sich zu nehmen.

Die „Union" ist es leider wieder, welche uns diesen Nothschrei auspreßt. Zwar nicht jene Union, die durch die Fürsorge des verewigten Königs in unserer rhein.-Westphäl. Provinzialkirche eingeführt, und schließlich durch die von den beiden Provinzialsynoden formulirten und von des Königs Majestät unterm 25. Nov. 1855 gesetzlich eingeführten sogenannten drei Paragraphen zum Abschluß gekommen ist; denn dieser Union sind auch wir, so lange der Herr der Kirche uns nicht einen besseren Ausweg zeigt, zugethan; sonst könnten wir wohl das heil. Amt im Bereich derselben nicht länger verwalten. Sondern von einer Union reden wir, wie sie die Phantasie der beständig etwas Neues reden und hören wollenden modernen Athener ausgesponnen und ersonnen hat und der gesetzlich anerkannten gerne unterschieben möchte. Es war im Anfange des Monats October d. J., als die kirchenordnungsmäßig vorgeschriebene Jahressynode der Diöcese H. statt hatte. Die sogenannte Synodalpredigt hielt der Herr Prediger Sch. aus Sp. unter Zugrundelegung von Eph. 4, 3: Seyd fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens; unter weiterer Benutzung der folgenden Worte. Wir hatten einst, und zwar im Jahre 1856, eine Predigt über jene so oft gemißbrauchten Worte gehört von Superint. Müller in Bielefeld, die dieser bei der Eröffnung der achten Westphäl. Provinzialsynode zu Schwelm gehalten und die des Druckes und der Verbreitung wirklich werth gewesen ist, weil man nicht umhin konnte, ihren Ursprung in einem im Centrum der Wahrheit wurzelnden Herzen zu suchen. Doch die Predigt, von der wir reden, konnte uns nicht befriedigen. Ueber ihren Werth als geistliches Kunstwerk oder über ihre Form, sowie über ihren Inhalt im Ganzen wollen wir uns hier nicht auslassen; sie wird ja auf Synodalkosten! gedruckt werden und wohl eine geübtere und gewandtere Feder, als die unsrige ist, zur Recensentin bekommen, vielleicht in diesen Blättern. Nur sey bemerkt, daß „das Wesen der Einigkeit im Geist" in der Predigt gar nicht zu seinem Rechte gekommen ist; sowie daß sie, was doch einer Synodalpredigt zusteht, sich gar nicht einließ auf die Frage nach der innern Stellung der Synodal-Geistlichen zum Herrn und zur Kirche, noch weniger auf den christlich-sittlichen Zustand der Gemeinden. Statt dessen beliebte es ihr, im Eingange der guten Haltung der Synode in der Revolutionszeit Weihrauch zu streuen. — Doch, wie schon bemerkt, es ist unsere Sache nicht, hierauf einzugehen. Unser Zweck erheischt nur, Einen Passus in der Predigt hervorzuheben. Nachdem an einer Stelle Dr. Luther getadelt worden, daß er an bekanntem Orte dem Zwingli die Bruderhand versagt, — derselbe Einwand, den gewöhnlich Reformirte gegen Lutheraner vorbringen, wenn sie ohne alle Kenntniß der Geschichte an ungeweihter Stelle über Confession und Union disputiren, weßhalb diese abgedroschene Rede an heil. Stelle lieber vermieden werden sollte —, so spricht im weiteren Verlaufe der Prediger seine große Freude an der sogenannten evang. Alliance und ihrer Tagung in Berlin aus, fordert zu dieser Freude auf und meint, sie erzeuge viel Ersprießliches für die Union.

Man kann doch nicht annehmen, daß es dem Prediger entgangen seyn könnte, was für Leute an der Alliance theilgenommen, daß auch Wiedertäufer und andere Secten ihre Genossen waren. Wie konnte er es wagen, an heil. Stätte also aufzutreten vor den Vertretern ursprünglich ganz lutherischer Gemeinden, unseres Wissens mit Ausnahme nur einer einzigen, nämlich einer reform., die aber nicht einmal, da sämmtliche lutherische seiner Zeit sich zur Union im Allgemeinen bekannten, diesen Schritt that? Doch, wir dachten, die gesprochenen Worte würden verhallen und ihrer nicht mehr gedacht werden. Aber wie sehr täuschten wir uns! Kaum hatte der würdige und verdienstvolle, das Wohl der heil. Kirche und besonders unserer Diöcese stets auf dem Herzen tragende, Herr Superint. K., die Synode eröffnet und wollte nach kurzer Erwähnung des Textes und Thema's der Predigt, zum Vortrage über die laufenden Angelegenheiten übergehen, als er unterbrochen und vom Pred. Sw. der Antrag gestellt wurde, die Synode möge sich zu dem in der Synodalpredigt ausgesprochenen Unionsinhalt bekennen und ferner die Predigt auf Synodalkosten drucken lassen. Und es geschah dies in einer so eifrigen Rede, daß man fast annehmen mußte, der Redner fürchte, es seyen durch in der letzten Zeit neu in die Synode eingetretene Pfarrer lutherische Elemente in sie hineingekommen, die in der nächsten Zeit die Union im Sinne des Redners und Synodalpredigers zu zerstören im Begriffe stehen. Obgleich dem Antragsteller von Mehreren, besonders vom Herrn Superint. und den Pfarrern F. und G. entgegengehalten wurde, dieses Bekenntniß sey überflüssig, da ja die Synode der Union im gesetzlichen Sinne, nämlich im Sinne der drei Paragraphen zugethan sey, so beharrte doch der Antragsteller auf seinem Antrage und wurde durch die nicht leise Reden eines Presb., St., der Amtmann in der Gemeinde des Synodalpredigers ist, so unterstützt, daß endlich der Herr Superint. abstimmen ließ und sich, so viel uns noch erinnerlich, 18 Stimmen für und 9 gegen den ersten Antrag des Sw. ergaben.

Das also ist die Gesinnung der Majorität einer Westphäl. Diöcesansynode, daß sie ihre Sympathie für eine Gemeinschaft auszudrücken im Stande ist, die alle möglichen Secten in ihrer Mitte hat. Doch wir waren noch dem Herrn dankbar für die 9 Stimmen, die gegen den Antrag waren. Wir brauchen nicht neidisch zu seyn auf jene 18 Stimmen, zumal zwei Freimaurer, vielleicht mehr, zu ihnen zählten, und grade der Hauptverfechter des Antrags von Sw., nämlich der Presb. St., der Amtmann in der Gemeinde des Synodalpredigers und des Letzteren Freund. Und manche mögen auch dem Antrage zugestimmt haben, ohne für den Augenblick die Consequenzen der Predigt innerlich gezogen zu haben. Doch dem sey, wie ihm wolle, wir wollen nicht Fleisch für unseren Arm halten und nach Zahlen rechnen, sondern vertrauen auf den lebendigen Gott und den Herrn der Kirche, und ihn anflehen, daß er dem armen Häuflein auch bei uns zum Recht wieder verhelfe, und uns inzwischen durch Seinen heil. Geist und der Brüder Zuspruch zurufen auf unsern Nothschrei: „Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um."

H — r.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 17. November. № 92.

Goethe und die Kirche.

Kein Geistlicher hat ihn begleitet.
Leiden des jungen Werther von Goethe.

Es ist nicht von ungefähr, daß das angezogene Buch von Goethe, von dem ein neuester Biograph sagt, daß es bei seinem Erscheinen Deutschland „entzückte", dessen Verdienst wir aber dahin ermäßigen möchten, daß es freilich mit einer seltenen Unmittelbarkeit der Empfindung geschrieben, der Deutschen Sprache wunderbar die Zunge gelöset, aber dabei auch einen Kotzebueschen Wirrwar in der Auffassung des Selbstmordes heraufbeschworen hat, mit diesem nachhallenden Vorwurf gegen die Geistlichkeit schließt. Goethe's Feindschaft gegen jedes zum kirchlichen Ausdruck gekommene Christenthum unterscheidet sich wesentlich von der Schiller's; beide zollen der Bibel in ihren jüngern Jahren, Goethe bis zur Italienischen Reise und Schiller bis er sich Kant und der Antike ganz in die Arme warf, eine gewisse Anerkennung, ja Schiller, wie er in der Vorrede bezeugt, sieht seine Räuber als eine Art Antidoton gegen die Bibelspötter an, aber die Kirche als eine Anstalt, als eine Macht, die sich geltend macht, die Etwas zu geben und auch zu verweigern hat, zu verwerfen und zu beseitigen, darüber sind von vorn herein beide eins. Aber die Weise des Negirens und Beseitigens ist eine durchaus verschiedene; Schiller hält mit seiner Kirchenfeindschaft nicht hinterm Berge, schlägt frisch darauf los, wenn seinem kategorischen Imperativ, seinen übermenschlichen Freiheitsgedanken oder seiner überspannten Anschauung von der Antike Christlich-Kirchliches in den Weg tritt, Goethe's Widerstreben ist mehr intensiver Art, erscheint äußerlich ungefährlicher, aber hat um so nachhaltiger den Boden der Kirche unterminirt und hohl gemacht. Mag Schillers Ausfall gegen das Christenthum in den Göttern Griechenlands noch so grob seyn, so sind doch alle psychologisch-Einsichtigen darüber einverstanden, daß der Präsident in Kabale und Liebe in rerum natura nirgends existirt hat und daß auf dieser unvollkommenen Erde ein Marquis von Posa nie auf seinen zwei Füßen gegangen ist, darum hat sich gegen ihn schon eine Art natürlicher Reaction gebildet, sein Arkadien von der Tugendlehre wird belächelt, der blinde Tyrannenhaß geht auf die Neige und dem wiedererwachenden Bewußtseyn Deutschen Seyns und Lebens muß die überspannte Anschauung der Antike das Feld räumen. Dagegen steht Goethe's Evangelium der fünf Sinne, seine heidnische Auffassung der Ehe, seine Vergötterung der Naturwissenschaften vom Zeitbewußtseyn unangefochten da, ist viel mehr grade das Zeitbewußtseyn, und bloß aus den christlichen Kreisen haben sich Stimmen dagegen erhoben, die aber dem Geschrei der Massen gegenüber ziemlich verhallen. Lassen wir einige Zeugnisse von Goethe's Kirchenfeindlichkeit an uns vorüber gehen, die wir in historischer Folge aus seinen Schriften, Briefen und Lebensschicksalen an einander reihen wollen, und wenn wir dann die Kirche darauf ansehen, so werden wir freilich zu dem Bekenntniß genöthigt werden, was kürzlich ein Pfälzer in Bezug auf den durch die Union angerichteten Schaden aussprach: wir sind nicht durch die Union gefallen, wir waren schon gefallen, als die Union kam, aber daraus wird sich ergeben, was die Kirche in diesen geschwinden Zeitläuften zu thun hat.

Aus Goethe's Bekenntnissen, unter dem gefeierten Titel Wahrheit und Dichtung bekannt, wissen wir, daß er jeden Sonntag mit seinem Vater in die Kirche gehen mußte und daß nach dem langen, und wie zwischen den Zeilen zu lesen ist, langweiligen Gottesdienste der achtbare, aber doch sehr pedantische Vater, dem es bei Allem vor Allem aufs Lernen und Bilden ankam, den dichterischen Knaben die Episteln und Evangelien des Tages, wenn sie aus der Kirche nach Hause gekommen waren, in der Ursprache lesen ließ, um zugleich mit der christlichen Erbauung Sprachunterricht im Griechischen zu treiben, eine Maßregel, deren Verkehrtheit auf der Hand liegt; ferner, daß der Knabe, um Briefe in Judendeutsch schreiben zu können, das Hebräische lernte. Diesem letztern war noch dadurch ein besonderer Reiz verliehen, die plastischen Gestalten des Alten Testaments, die die dichterische Natur des Knaben angefaßt hatten, in ihrer Ursprache an sich vorüber gehen zu lassen. Aber aufgewachsen in der auch jetzt unter uns so häufigen Anschauung, als wenn es nicht drei, sondern nur einen Glaubensartikel gebe, den von der Schöpfung, und ohne alle Anschauung, Lehre und Erfahrung von dem, daß durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und der Tod durch die Sünde, daß der Tod der Sünden Sold ist, daß seit dem Sündenfalle alle Creatur seufzt nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, wird auch dieser Artikel, den Goethe bloß von der väterlich sorgenden

allliebenden Seite gefaßt hat, durch das Erdbeben von Lissabon und durch ein böses Hagelwetter, welches alle Fensterscheiben des neuen Hauses zerschmettert und des Vaters Gemäldesammlung arg verwüstet, dem Knaben schon verdächtig gemacht; und so ist es dann ganz folgerichtig, daß der Knabe, der von der Welt- und von der eigenen Sünde nichts weiß, der den Heiligen in Israel nicht kennt, der den eifrigen Gott nicht fürchtet, und den sein Gewissen nicht beißt, nie in die Verlegenheit kommt, eines Heilandes zu bedürfen, und bald nach Gott nicht mehr fragt. Hier liegt der tiefe Schaden, der sich durch das ganze spätere Leben hindurchzieht, Mangel an Gewissen, unentwickeltes Bewußtseyn der Sünde, flache Auffassung des göttlichen Gesetzes, kein Ernst, ein Kind Gottes zu werden. Dem ganz entsprechend ist es dann auch, daß wir gar Nichts davon hören, daß das Jesuskind in der Krippe und seinen Windeln, mit seiner Heilands-Verkündigung durch die Engel, was sonst jede Kindesseele gefangen nimmt, für dieses Kind einen Reiz oder ein Interesse gehabt hätte, eben so wie der poetische Knabe keinen Sinn für die Poesie der Psalmen hat oder der Macht des Lutherischen Kirchenliedes auf seine Seele erwähnt, denn das de profundis der Psalmen und die Bußlieder der Kirche sind Nichts für einen Knaben, der keine Sünde kennt, sondern bloß Fehler, die er durch die Kraft des eigenen Willens abzulegen sich längst zutraut, und dem die Aussicht ziemlich sicher ist, auf den Olympischen Spielen mit dem Dichter-Lorbeer gekrönt zu werden. In Bezug auf geistliche Lieder sey hier noch erwähnt, daß, als Goethe ein Mann geworden, über Winkelmann schrieb und aus dessen Briefen als Curiosum anführt, daß er sich aus Deutschland ein Lutherisches Kirchengesangbuch nach Rom erbeten habe (bekanntlich ward Winkelmann in Rom Katholik, um der Kunst leben zu können, wer denkt hierbei nicht an das Psalmenwort: an den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten), denkt Goethe hieran natürlich nicht, gebraucht aber diese Vorliebe für Lutherische Lieder als Argument, um zu beweisen, daß Winkelmann keinen Sinn für Poesie gehabt und kein Freund der Dichtkunst gewesen sey; der Knabe Goethe mag noch etwas einfältiger hiebei empfunden haben, aber Psalmen und geistliche Lieder, wobei man, wie Luther sagt, den Heiligen ins Herz sehen kann, haben unmöglich für den Etwas seyn können, der von der Heiligung Nichts wußte.

An diese Nachrichten über den Gebrauch der heiligen Schrift mögen sich die anschließen von der Confirmation. Der Confirmand ist zu einem guten, alten, schwachen Geistlichen, der aber seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen, in den Religionsunterricht gegeben, „er kann den Katechismus und eine Paraphrase desselben an den Fingern herzählen, von den beweisenden kräftigen biblischen Sprüchen fehlt ihm keiner", aber bei dem Allen erntet er gar keine Frucht und warum? Die rechte Antwort auf diese Frage würde sein: weil geschrieben steht: selig sind die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist

ihrer, und abermals: selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden; diese Antwort hat aber Goethe nicht, sondern weil der Knabe weiß, daß der alte Geistliche seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichtet, hat er sich diese von einem ältern Freunde zu verschaffen gewußt, legt die dem Geistlichen abgewonnenen Blätter in seinen Hut und lieset nun gemüth- und sinnlos Alles her. Nicht besser geht es bei der Beichte; das Beichtkind plagen religiöse Zweifel, die es gern bei dieser Gelegenheit berichtigt zu wissen wünscht, dieses aber darf nach seiner Meinung nicht geschehen, weil die Kinder angewiesen sind, es als einen Vorzug ihrer Kirche zu achten, daß man in der Beichte nicht Alles zu sagen braucht wie bei den Katholiken, gewiß eine aus Mißverständniß oder Unwilligkeit hervorgegangene Beschuldigung; denn wie hätte der Geistliche, der sonst brav und gut genannt wird, diese Zweifel nicht anhören und berichtigen sollen, da es ja in der Beichte heißt: Unglauben, Zweifelung u. s. w. Als aber der launenhafte Knabe „in das alte Barfüßer-Chor eintritt und sich den wunderlich vergitterten Schränken nähert, in welchen die geistlichen Herren sich zu diesem Acte einzufinden pflegen, der Glöckner die Thür öffnet, das Beichtkind sich mit dem geistlichen Großvater in den engen Raum eingesperrt sieht und mit näselnder Stimme willkommen geheißen wird, da ist auf einmal alles Licht des Geistes und Herzens erloschen, die eigends aufgesetzte und wohl memorirte Beichte will nicht über die Lippen, man schlägt das Buch auf und lieset die erste beste Beichtformel ab, wird absolvirt, und nachdem man mit den Eltern zum Tische des Herrn gegangen ist, hält man sich ein paar Tage so wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl geziemet und damit ist Alles aus."

Stehen wir hier stille und sehen uns die Sache etwas genauer an; Goethe beklagt sich über Formeln und schiebt ihnen die Schuld zu, daß Unterricht und Beichte keine Frucht gebracht und das thut er in demselben Athemzuge, womit er Seite vorher die Katholische Kirche gepriesen hat, daß sie das ganze Leben von der Taufe bis zur letzten Oelung erfassend mit Formen umklammert hat, und den Protestantismus beschuldigt, er habe dieses Band zerrissen; man sieht, er will der Kirche, der er angehört, die er aber nicht lange darauf verlassen und deren Verlassen eine Entschuldigung oder Rechtfertigung bedarf, Etwas am Zeuge flicken; die Formeln sind nicht das Fruchtraubende, sondern weil der Beichtende gar keinen Geist hat, der den Formen entgegenkommt, in die Formeln paßt und hineingelegt werden kann, endet die Sache so kläglich. Denn diese Formeln waren auf das Wort vom Kreuze gegründet, aber für dieses Wort war keine Spur von Empfänglichkeit da, das Beichtkind wußte Nichts von dem Lutherisch-Objectiven des Sacraments und hatte Nichts von den warnenden Worten Luthers in sich: Niemand soll sondern allein eine hungrige Seele, die Gottes Zorn und ihre Sünden erkennet und nach der Gerechtigkeit hungrig und durstig ist, dies heilige Sacrament em-

phahen; was Wunder, daß dieser Tisch des Herrn keinen Segen bringen konnte. Es geht dem Knaben Goethe in seiner ersten Beichte, wie es Goethe dem Manne auf der Italienischen Reise erging; er hatte sich darauf gefreut zu hören, wenn in der Peterskirche die Messe celebrirt würde, und die Wellen der Musik und des Gesanges durch das mächtige Gebäude hindurch fahren würden, aber so wie ihn dort der vergitterte Beichtstuhl und die näselnde Stimme des Geistlichen zurückstoßen und aus der Laune bringen, so hier das immer wiederkehrende Kyrie und Credo — welches für ihn nur inhaltslose Worte sind — und wenn er deßhalb den Eindruck der Römischen Messe sehr treffend mit den Regentropfen vergleicht, die auf einen Wachstuchmantel fallen, so ist es mit ihm beim Katechismus und Bibelsprüchen im Confirmanden-Unterricht und dem Beichtformular im Beichtstuhl um kein Haar anders gewesen. Der Grund, warum Alles unfruchtbar bleibt, liegt in ihm und die näselnde Stimme des Geistlichen mit dem allgemein gehaltenen Beichtformular muß den Namen hergeben. Der Wachstuchmantel der eigenen Gerechtigkeit hing dem körperlich schönen und als Genie gepriesenen Knaben im Beichtstuhl um die Schultern, darum mußte die Beichte, die ohne Sündenbewußtseyn keinen Sinn hat, ihn zurückstoßen und der energischen Natur die erste und die letzte seyn. Denn in Leipzig, wohin Goethe sehr jung an Jahren zum Studiren abging, kann ihn auch Gellert, der fromme Mann, der Mann der reinen Moral, der aber „mit etwas hohlem und traurigem Tone seine Bitten, seine Ermahnung und Verwarnung vom Katheder vorbringt und dabei die Studenten fragt, ob sie zur Kirche gehen," nicht bei der Kirche erhalten, er bricht mit ihr und zwar so entschieden, so ungeirret in seinem Herzen und ohne irgend eine Gewissensregung, daß nicht einmal das Bedauern aufkommt, mit dem man von einem alten Hausgeräth sich trennt, an das uns die Gewohnheit gebunden.

Damit war es für alle Zeiten mit der Kirche vorbei; denn die vorübergehende Verbindung mit den Herrnhutern in Frankfurt, in welche Goethe nach seiner Rückkehr von Leipzig, woher er eine durch lockeres Leben erschütterte Gesundheit mitbrachte, gerieth, können wir nicht hoch anschlagen und sie lösete sich auch, sobald die Gesundheit wieder hergestellt war.

(Schluß folgt.)

Johannes Kepler.

(Schluß.)

In welchem Sinn Kepler die Natur erforschte, können die Leser schon aus seinen oben angeführten ernsten, religiösen Aeußerungen abnehmen. Wie so selten findet sich in unserer Zeit ein Naturforscher, welcher aufrichtig sagen kann: mit Gott fange ich meine Arbeit an, Gott ist das Ziel meines Strebens. Ist doch die Arbeit der Meisten einzig den Creaturen gewidmet, diese sind ihr erster und letzter Gedanke, von Sehnsucht den Schöpfer zu erkennen und zu preisen ist bei ihnen keine Spur. Eine solche Weise der Naturforschung ist im eigentlichsten Sinne Götzendienst.

Wie war dagegen Keplers Naturforschung ein wahrer Gottesdienst! „Es ist das Buch der Natur, schreibt er, welches in der heiligen Schrift so sehr gepriesen wird, auf welches Paulus die Heiden hinweist, um in ihm Gott zu betrachten. Und warum sollten wir Christen weniger Freude an dieser Betrachtung haben, wir, denen es gegeben ist, durch den rechten Cultus Gott zu preisen, zu verehren und zu bewundern? Das werden wir mit um so andächtigerem Gemüth thun, je richtiger wir erkennen, was und wie Großes unser Gott geschaffen hat. David, der wahre Verehrer Gottes, hat den Schöpfer, den wahren Gott, in vielen Psalmen besungen, deren Inhalt Bewunderung der Himmel ist. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, spricht er. Ich werde deine Himmel sehen, die Werke deiner Hände, Mond und Sterne, die du gegründet hast. Groß ist unser Herr und groß seine Macht, der die Menge der Sterne zählt und sie alle bei Namen nennt. Einmal frohlockt David voll Geistes und heiliger Freude und ruft der Welt selbst zu: Lobet ihr Himmel den Herren, lobe ihn Sonne und Mond. Was ist des Himmels, was der Sterne Stimme, mit welcher sie gleich den Menschen Gott loben? Heißt es nicht von ihnen: sie selbst loben Gott, weil sie dem Menschen Anlaß geben, Gott zu loben?"

Am Schlusse seines Mysterium cosmographicum sagt Kepler: „Du nun, freundlicher Leser, vergiß nicht das Ziel des ganzen Werks, nämlich Erkenntniß, Bewunderung und Verehrung des allerweisesten Schöpfers. Denn es ist nichts von den Augen nur zum Geist, vom Sehen zur Betrachtung, von der sichtbaren Bewegung zum tiefsten Rathschluß des Schöpfers fort zu schreiten, wenn du hier stehen bleiben und nicht fortstrebend mit ganzer Andacht des Gemüths zur Erkenntniß, Liebe und Anbetung des Schöpfers dich erheben willst."

An einer andern Stelle eifert er über die, welche materialistisch die ganze Welt für ein Werk des Zufalls erklären, in welcher nur blinde Bewegung, nicht ein lenkender Geist walte, und freventlich dem Chaos Eigenschaften zuschrieben, die nur Gott zukämen.

„Der Tag, sagt er, wird anbrechen, da man die Wahrheit sowohl im Buche der Natur, als auch in der heiligen Schrift erkennen und sich über beide Offenbarungen freuen wird."

Mit folgendem Gebet schließt er sein großes Werk, die Harmonice mundi: „Es bleibt nun übrig, daß ich endlich Augen und Hände von der Beweistafel zum Himmel hebe, und den Vater des Lichts andächtig und demüthig anflehe. O der du durch das Licht der Natur in uns die Sehnsucht nach dem

Licht der Gnade erweckst, damit du uns durch dieses in das Licht der Glorie versetzest, ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Siehe hier habe ich ein Werk meines Berufs vollendet, durch so viel Geisteskraft, als du mir gegeben; ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbaret, welche diese Beweise lesen werden, so viel als von seiner Unendlichkeit mein beschränkter Geist fassen konnte. Mein Gemüth strebte so wahr als möglich zu philosophiren; ist etwas von mir in Sünden geborenem und auferwachsenem Wurm vorgebracht worden, was deiner unwürdig ist, so lehre du mich, daß ich es verbessere; bin ich durch die bewunderungswürdige Schönheit deiner Werke zur Verwegenheit verführt worden, oder habe ich eigene Ehre bei den Menschen gesucht beim Schaffen eines Werks, das zu deiner Ehre bestimmt, so verzeihe mirs gnädig und barmherzig; endlich schenke mir die Gnade, daß dieses Werk zu deinem Ruhm und dem Heil der Seelen gereiche und nimmer schade."

So betet Kepler demüthig, kindlich zu Gott, den er von ganzem Herzen liebt und sucht, er dankt ihm innig für jede Erkenntniß, die ihm geschenkt wird. Mit welcher Freude verlieren wir uns in Betrachtung eines so hoch begnadigten, lebensvollen, erleuchteten Mannes und fassen wieder Muth und frische Zuversicht, wenn uns über das finstere, todte, atheistische Treiben so vieler Naturforscher unserer Zeit ein gespenstisches Grauen anwandeln will.

* * *

Was uns grade jetzt veranlaßt, Keplers Andenken zu erneuen, ist die gegenwärtige Erscheinung der ersten Gesammtausgabe seiner Werke. — Es sind 227 Jahre seit seinem Tode verflossen. — Die Ausgabe führt den Titel: Joannis Kepleri Opera omnia, edidit Ch. Frisch. Frankofurti a. M. et Erlangae. Heyder et Zimmer. 1857. Die Geschichte der Keplerschen Werke ist merkwürdig. Montucla in seiner Geschichte führt deren 22 auf.*) Es war 79 Jahre nach Keplers Tode, daß Hansch in einer Schrift Nachricht gab: er sey im Besitz sehr bedeutender Manuscripte Keplers, welche er von den Erben des Hevelius erhalten. Zugleich theilte er einen Brief dieses berühmten Danziger Astronomen vom Jahre 1680 mit, in welchem dieser erzählt, wie ein unglücklicher Brand seine Sternwarte und den größten Theil seiner Bibliothek verzehrt habe. Wunderbar sehen aber die Manuscripte Keplers, die er vor Jahren mit nicht geringer Mühe und Unkosten an sich gebracht, aus diesem Brande ganz unbeschädigt gerettet worden. Man möge sie ja publiciren, denn, fährt er fort, „sie verdienen es wahrlich, daß sie aus dem Dunkel, in welchem sie nur zu lange begraben lagen, für alle Gelehrte ans Tageslicht kommen." — Im Jahre 1714 erklärte derselbe Hansch: er wolle Keplers Werke in 22 Bänden herausgeben. Aber es erschien nur ein Band, in welchem ein Theil des Keplerschen Briefwechsels. — Die Manuscripte K.'s kamen nach Petersburg. — Fast hundert Jahre vergingen wieder, da ward unter den Auspicien des Coadjutors von Dalberg im Jahre 1808 dem Kepler in Regensburg ein Monument gesetzt. Vergebens versuchte ich damals, als ein junger unbekannter Mann, in einem Aufsatz, mit Hinweisung auf Hevelius und Hansch dahin zu wirken, daß das gesammelte Geld, statt auf ein Monument, lieber zu einer Ausgabe der Werke Keplers verwendet werde. Waren doch diese so selten geworden, daß sie kaum in den größten Bibliotheken vollständig gefunden wurden. Ein Versuch, die Harmonice mundi herauszugeben, mißglückte. Es war seit Stiftung des Regensburger Monuments fast wieder ein halbes Jahrhundert vergangen, als ein Landsmann Kepplers, Prof. Frisch in Stuttgart, begann, mit unsäglicher Mühe die Werke Keplers zu sammeln. Er erwirkte zugleich die Benutzung der Petersburger Manuscripte; der erste Theil seiner Gesammtausgabe erschien 1857. Sein großer Fleiß, seine gründliche mathematische Einsicht und Sorgfalt in der Anordnung hat schon gerechte Anerkennung gefunden, da ihn die Tübinger philosophische Fakultät dankbar für die der Wissenschaft und dem Deutschen Vaterlande Ehre und Frucht bringende Arbeit das Diplom eines Doctors der Philosophie übersandte. — Auch dem Verleger, Herrn Buchhändler Zimmer, gebührt unser Dank, daß er aufs Uneigennützigste den Verlag übernahm, ohne alle Aussicht auf buchhändlerischen Gewinn. Je tiefsinniger wissenschaftliche Werke sind, um so kleiner ist ja ihr Publikum. Von Herzen wünschen wir Gottes Segen zu dem Unternehmen, durch welches Deutschland endlich seinem größten Naturforscher ein würdiges Denkmal setzt, ein monumentum aere perennius. R.

*) Unter diesen nennt Montucla eins: de providentia divina adversus Calvinum, das hinsichtlich der Prädestinationslehre wahrscheinlich mit der Concordienformel harmonirt. Gegen astralische Prädestination erklärt sich Kepler scharf in seinen astrologischen Schriften, gegen das: de coelo tibi est inevitabilis causa peccandi, et: Venus hoc fecit, aut Saturnus. Scilicet ut homo sine culpa sit. — Keplers Differenzen mit der Würt. Geistlichkeit über die Concordienformel, namentlich über das „damnamus" derselben, können hier füglich unberücksichtigt bleiben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 20. November. № 93.

Goethe und die Kirche.

(Schluß.)

Es folgt nun das erste Goethesche Drama, Götz von Berlichingen und läßt uns einen Blick in sein Christenthum thun; hier treffen wir Götz und Pater Martin vor der Schenke im Walde, der eine trotz der angeschienten eisernen Hand im Stande, seinen Gegner vom Pferde zu rennen und sollte er die Festigkeit eines Kirchthurms haben, der andere mit schwachen Armen, die nur Prozessionsfahnen und Rauchfässer schwingen können. Die katholische Form des Christenthums verschlägt hier wenig, der Schwerpunkt liegt darin, daß Goethe in das Heldenthum der Faust verliebt ist und daß er ein Heldenthum des Geistes gar nicht kennt. Doch richten wir den Jüngling hier nicht zu strenge, wenden uns aber nach Weimar, wo der allergeistreichste Generalsuperintendent, der je eine Kanzel bestiegen hat, Herder, den Kirchenflüchtling wieder einfangen soll; sie kennen und lieben sich schon von Straßburg her, Goethe hat es sich, wie weiter unten sich zeigen wird, viel kosten lassen, Herder nach Weimar zu bringen, und wenn „Ideen" einen Menschen in die Kirche bringen könnten, so hätte es hier geschehen müssen: aber das Reich Gottes kommt nicht mit Ideen, wie es nicht mit Gebehrden kommt, sondern wird nur durch das Wort aufgebaut, durch welches alle Dinge gemacht sind, und da dieses bloß von seiner ästhetischen Seite, aber nicht in seiner vom Tode errettenden Macht anerkannt wird, so sind es auch bloß die nicht-christlichen Schriften des Generalsuperintendenten, so ist es der geistvolle Mann, um den man sich kümmert, aber nicht seine Kirche, seine Kanzel, sein Altar, und wenn er unter dem 10ten Juli 1776 an Herder wegen einer Reparatur, die er in der Kirche für den kommenden besorgt hat, schreibt: „Bruder, ich war zum ersten Mal in der Kirche", so muß solche Brüderschaft einen Generalsuperintendenten in Verlegenheit bringen. Bald klagt auch Einer über des Andern Laune und des Herderschen Hauses wird am letzten Ende nur in Liebe gedacht, wenn Goethe des Morgens an Frau v. Stein schreibt: „Liebe Lotte, könnte ich Dich, ehe ich in die Geheimeraths-Sitzung muß, in Deine schönen Augen sehen" und sich dann tröstet, daß des Abends „bei Herders zum Thee" ihm dieses Glück zu Theil werden würde.

Kommen wir hier auf diese Dame zu sprechen, an welche Goethe über tausend Briefe geschrieben hat, allein wöchentlich zwei während der Italienischen Reise, so glauben wir gern, daß ihr Verhältniß zu Goethe ein reines gewesen ist, aber wenn die neuern Biographen Goethes sie unter die Engel aufgenommen haben, so ist uns das nicht bloß zu viel, sondern wir müssen geradezu bekennen, daß die drei Bände Briefe von Goethe an dieselbe keineswegs einen wohlthuenden Eindruck bei uns zurückgelassen haben. Die Frau ist älter als Goethe, hat viele Kinder gehabt und ihr Ehemann steht dergestalt im Genitiv, wie Jeder, der ein Mann ist, es nicht vertragen kann; hätten die Briefe des jungen Goethe den Charakter eines Sohnes, der an seine Mutter schreibt, so ließe man sich das Ding noch gefallen; aber er schreibt zum Theil wie ein verliebter Narr und es ist Unnatur, wenn eine alte Person sich als geliebte Dame täglich beräuchern, anjingen und anschreiben läßt. Dazu nimmt die Sache ein gar klägliches Ende; die Frau hat das Verdienst, den damals noch wilden Goethe über den Wassern des Anstandes gehalten zu haben, aber nach der Rückkehr „aus dem schönen Italien" reicht der Engel doch dazu nicht mehr aus. Als Goethes Verhältniß mit der Mamsell Vulpius anhebt, will sie ihren Schützling aufhalten auf seiner abschüssigen Bahn, aber es will ihr nicht gelingen. Die Vorwürfe, die sie in weiblicher Gereiztheit über verletzten Anstand wider ihn vorbringt, machen Goethe zum puren Sophisten; er schreibt diese Vorwürfe, die ihm gemacht werden, einer trüben Stimmung zu, die das Trinken von starkem Kaffee veranlaßt hat, räth ihr freundschaftlich diesen wegzulassen, findet es außerdem unbarmherzig, „dem guten Kinde" die wenigen fröhlichen Tage nicht zu gönnen, die es jetzt an seiner Seite verlebt. Durch solche wirkliche oder eingebildete Verblendung werden die Mädchenherzen an Goethe gerochen, die er flatterhaft und aus Scheu vor ehelicher Zucht zerbrochen hat, die er kalt und egoistisch verlassen, wie sein Faust Margarethe und Wilhelm Meister die Marianne. Die „Mamsell Vulpius" ist ihm ein bitterer Kelch geworden; denn wenn er selbst in seinen Olympischen Gedanken sich darüber wegzusetzen wußte, wie er zu dieser Gemeinschaft mit der Vulpius, die er sich später unter dem Kanonendonner der Schlacht bei Jena, um keine spottende Zuschauer in der Kirche zu haben, antrauen ließ, gekommen, so konnte er doch keine innerliche Achtung vor dieser Person haben, deren Tugend zu überwinden ihn so wenig gekostet und deren höchste Lust es war, mit Jenaer Studenten auf den in Thüringen beliebten Vogelschießen in der Umgegend von Weimar zu tanzen und auch wohl zu trinken, und was das

und wir haben uns wahrlich gewundert, daß wir die Signatur an der Flasche: „Herrn Geheimerath v. Goethe. Alle zwei Stunde einen Eßlöffel voll" nicht längst abgedruckt gefunden haben. Man klagt Deutschland an, daß es seine großen Männer nie recht anerkannt habe, Goethe kann sich über Anerkennung nicht beklagen. Die neueste Goethe-Literatur hat sich erhitzt in kritischen Untersuchungen über den Xenienkrieg und hat sich abgemühet, jedes Distichon aus der Sammlung auf Schiller oder Goethe als den gewissen Verfasser zurückzuführen, mit einem Eifer, als handele es sich um einen heiligen Codex. Wie man sich dafür so begeistern kann, ist uns unbegreiflich, denn wenn schon der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, der eben in zweiter Auflage erschienen ist, uns das Doppelgestirn unserer Literatur als Menschen mit allen menschlichen Schwächen zeigt, so treten sie in dem Xenienkriege ordinair-menschlich und man kann wohl sagen tückisch auf. Und dieser Krieg, das sollte man doch in unserer Zeit, die deutsch seyn und werden will, nicht vergessen, ward von den Gelehrten mit der heftigsten Erbitterung geführt, während man ruhig zusah, daß die Franzosen das linke Rheinufer wegnahmen und Deutschland seine beiden herrlichen Städte Mainz und Cöln verlor.

Was hat nun die Kirche gethan, um der anrückenden Goethe'schen Herrschaft zu begegnen, und als sie sich in Besitz gesetzt, sie aus demselben zu vertreiben? Sie hat Nichts gethan, dem Feind entgegen zu gehen und ihn zu schlagen, als es noch Zeit war, sondern hat der Herrschaft des Unglaubens den Weg bereitet, indem sie die Berge des göttlichen Gesetzes verflachte und die tiefen Thäler des Evangeliums zu Sandhügeln der Moral und Aufklärung erhöhete; die Kirche hat die klägliche Rolle des weiland heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation gespielt, das sich in einer elenden Defensive dem Reichsfeinde gegenüber hielt, sich erst den Elsaß, darauf das liebe Rheinufer nehmen ließ, so daß es zuletzt nur des Sturmwindes der Schlacht bei Austerlitz bedurfte, um das herrliche Gebäude zum Zusammensturz zu bringen. An Goethe haben wir gesehen, daß er als Knabe nur einen Glaubensartikel kannte, und als der Versucher diesem einen Artikel ein Bein stellte, so fiel er dahin und mit ihm der ganze Glaube; und wer war Schuld daran, daß der Knabe nicht mehr wußte, daß Elsaß und linkes Rheinufer schon verloren waren? Die Kirche. Ihre Augen wurden gehalten, daß sie nicht erkannte, was zu ihrem Frieden diente, sie hielt es mit dem Vermitteln, Anbequemen, sogar Borgen und Anlegen der feindlichen Waffen. Heinrich Steffens erzählt in seinem: Was ich erlebte, daß, wie er im Ausgange der neunziger Jahre als Jenaer Student durch Chursachsen nach Dresden ging, fand er die Kanzeln, wenn auch voll Moralpredigten, doch im Ganzen rechtgläubig, denn der alte Reinhard hielt scharfe Controlle, aber zehn Jahre später, als er von Halle nach Breslau versetzt ward und dieselbe Straße zog, hallte ihm das Schillersche Pathos aus den Predigten bereits entgegen; man borgte und bettelte bei Menschenkindern, anstatt den zweiten und dritten Artikel zeugen zu lassen. Directe Angriffe hat die Kirche nur auf Goethe gemacht wegen seines Werther; unter den zahlreichen Gegenschriften ist nur eine theologische. Und wer war dieser Theologe, der Panier aufwarf? Es war Johann Melchior Götze, in dessen allgemeines Verdammungsurtheil wir nicht einstimmen können, weil im Hintergrunde bei ihm eine gewisse Ehrlichkeit nicht zu verkennen ist, die wir bei seinem Freunde Lessing vermissen, der aber eben mit Letzterem einen Streit gehabt, bei dessen Ausgang Lessing alle Lacher wenigstens auf seiner Seite hatte. Diesen Mann des öffentlichen Gelächters, in dem die widerwärtigste Anmaßung eines Gelehrten und blinder polternder Eifer für das Aeußerliche der Kirche culminirte, dem dazu Alles fehlte, was zum Siege führen konnte, Vertiefung in die Erkenntniß des göttlichen Gesetzes, geschärftes Sündenbewußtseyn, weltüberwindender Glaube, hatte die Kirche zu ihrem Streiter auserlesen und das: „Blinder Eifer schadet nur" hat sie schmerzlich erfahren. Eben so wenig Nutzen hat es ihr gebracht, als die Romantiker für sie ins Feuer gingen, die, wenn auch nicht für die Kirche, doch für Christenthum und Deutschthum streiten wollten, aber ihr Christenthum war leider nur ein romantisches, ein halbes, und ihre theilweise Liederlichkeit hat sie nicht zu einer sittlichen Macht werden lassen. Was sie zur Erweckung Deutschen Bewußtseyns gethan haben, ist das Einzige, was von ihnen noch fortlebt.

Sollen wir noch ihrer Kinder gedenken, der Burschenschafter aus dem zweiten und dritten Decennio unsers Jahrhunderts; nun sie haben viel Dummheiten gemacht und schwer dafür gebüßt, die Politik war das Vorschlagende und die Religion lief nebenher, aber dennoch sind die trefflichsten Männer in Staat und Kirche aus ihnen hervorgegangen und wir hoffen, daß die ihnen jetzt auf den Universitäten entsprechenden Verbindungen der Christo-Germanen, die uns ein intensiveres Christenthum zu haben scheinen, als ihre weiland Brüder, noch größern Segen der Kirche herbeiführen werden.

Knüpfen wir unser Schlußwort an den Knaben Goethe wieder an, was ihm fehlte, muß die Kirche ihren Kindern zu bringen suchen, denn in diesem Kinde liegt unsere Zeit beschlossen; sie darf sich nicht mit einem Artikel begnügen, auch nicht mit zweien, sie muß alle drei voll treiben, sie muß die Berge wieder zu ihrer Höhe bringen und die verschütteten Thäler wieder aufgraben, sie muß den Knaben Goethe vor Augen haben und, bei dem vollen Treiben des Wortes und des Betens zu dem Herrn, über diesem Kinde studieren, wie dasselbe nicht bloß bei der Kirche hätte erhalten, sondern wie es zu einer Säule oder zu einem Lichte der Kirche hätte gemacht werden können, denn in diesem reich begabten Kinde hat sie das reich begabte Deutsche Volk vor sich, und die Einsicht in sein Leben bestätigt und beglaubigt die ewige Wahrheit, daß auch für den begabtesten und nach der Schätzung der Welt glücklichsten Erdensohn außerhalb der Kirche kein Heil ist.

Gr. b. G. K. v. H.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 93.

Nachrichten.

In der Darmstädter Adreß-Angelegenheit

oder in dem Darmstädter Kirchenstreit, wie ihn die Allg. K. Z. nennt, ist so eben eine zweite Broschüre des Frankfurter Kandidaten G. F. Jäger erschienen unter dem Titel: „Christus oder Belial! oder der sogenannte Teufelsstreit zu Darmstadt. Eine Beleuchtung der Broschüre des Deutschkatholiken Hieronymi: die Wiederbelebung des Teufels in Darmstadt, so wie der kirchl. Zustände im Großh. Hessen." Außer der darin enthaltenen Beleuchtung des Deutschkatholicismus und der Abfertigung der genannten ganz materialistischen Broschüre, sind noch niemals die bekannten Hessischen Zustände so en détail und so nackt öffentlich besprochen worden, als hier. Es ist ein Bild kirchlicher Confusion und Ohnmacht, wie es vielleicht nirgends sonst so existirt, und wie man sich's kaum mag denken können. Das Stärkste ist noch nicht einmal die Notiz (S. 82), „daß, laut einer von glaubwürdiger Seite öffentlich ausgesprochenen und bis dahin noch nicht widerlegten Behauptung, der erste Jurist des Ober-Consistoriums, der Präsident des ganzen Collegiums, eine Ministergröße aus dem J. 1848, seiner Zeit eine Adresse an Uhlich, den Prediger der freien Gemeinden, mitunterzeichnet hat." Was Wunder, wenn die Behörde, „die in dem Credner'schen Streite so eilig als energisch die Rechte des Rationalismus wahrte, einen gleichen Eifer zur Wahrung der in der Ewald'schen Sache aufs Tiefste verletzten Rechte des Glaubens und der Kirche nicht an den Tag legte" (S. 84)! Es ist in dieser Beziehung so gut wie Nichts geschehen. Und auch die Gemeinde hat geschwiegen. „Ja nicht einmal ein freies Zeugniß ist aus dem Lande zu Stande gekommen." Und wird, fügen wir hinzu, nun auch nicht mehr zu Stande kommen, wie beabsichtigt war. Denn so entschieden natürlich eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen sachlich ganz auf der Jäger'schen Seite gestanden und steht, und so sehr diese alle es dem Kand. Jäger danken, seine Stimme wacker gegen den Unglauben in Stadt und Land erhoben zu haben, so kann begreiflich nun, nachdem der Streit diese Wendung genommen, und die Schäden des kirchl. Lebens auch an den einzelnen Personen in ihrer Stellung gerügt worden sind, von einer öffentlichen und namentlichen Acclamation Seitens Hessischer Geistlichen nicht mehr die Rede seyn. Der rechte Zeitpunkt ist eben versäumt worden, und das bleibt bedauerlich, obgleich es nicht sowohl, wie Jäger meint, „Uneinigkeit" gewesen, an der ein öffentliches beistimmendes Zeugniß gescheitert, als eine, freilich auch nicht löbliche Unentschlossenheit und Umständlichkeit.

Aus den beiden Hessen.

In dem Anfang der 50er Jahre bestand eine gemeinsame Conferenz gläubiger Geistlichen des Kurfürstenthums und des Großherzogthums Hessen, in der Dr. Vilmar und Dr. Heppe damals noch einträchtig neben einander wirkten. Gegen den Letzteren erhob sich indeß bald, namentlich aus dem Hessen-Darmstädtischen, das sich bildende confessionell-lutherische Element, und es erschien deshalb nicht ferner gerathen, jene Conferenzen fortzusetzen. Sie erloschen im J. 1852. Seit Einem Jahre nun sind sie neu erstanden. Aber mit veränderter confessioneller Grundlage. Es sind lutherische Conferenzen geworden, ruhend auf dem Grunde der unveränderten Augsburgischen Confession. Die Themata, die sie bisher behandelt haben, sind vorzugsweise praktischer Natur. Die erste Conferenz besprach die Confirmation, die zweite die Seelsorge, die dritte, die kürzlich — am 14. October — zu Marburg abgehalten worden ist, handelte „von der Absolution und ihrem Gebrauch im Sinne der Ev.-Luth. Kirche." Sie war zahlreich besucht. Das Eröffnungsgebet sprach Cons.-Rath Prof. Dr. Vilmar, die Pastoral-Ansprache über Hesek. 3, 17 hielt Stadtpfarrer Meyer von Homburg vor der Höhe, die Verhandlungen leitete Pfr. Dr. Reich von Reichelsheim i./O., und die aufgestellten Thesen vertheidigte Pfr. Schedtler von Dreihausen. Außer den genannten betheiligten sich an den Verhandlungen noch eine Anzahl anderer Geistlichen, und auch Laien, von denen wir nur noch den Gymnasiallehrer Dr. Lucius von Darmstadt und den Privatdocenten Dr. Zöckler von Gießen ausheben. Daß eine merkliche Erstarkung und Vertiefung des lutherischen Elementes bei uns stattfindet, das kann man an und bei diesen Conferenzen ebenso wohl wahrnehmen, als sie hinwiederum unter Gottes Beistand das Ihrige dazu beitragen werden. Die nächste wird zu Friedberg bald nach Pfingsten des kommenden Jahres abgehalten.

Aus der Niederlausitz.

Da das vorlängst eingesandte Referat über den ersten Tag der Niederlausitzer Pastoralconferenz, wie ich eben sehe, in Nr. 86 der Ev. K. Z. noch Aufnahme gefunden hat, beeile ich mich, Einiges über den zweiten Tag nachzutragen. Herr Gen.-Sup. Dr. Büchsel eröffnete die Versammlung nach Gesang und Gebet mit einer herzerquickenden Ansprache über Ebr. 4, 9: „Darum ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." Die Gedankenreihe derselben war etwa diese: Der gestrige Tag hat uns auf das Gebiet des Kampfes mit den dem Reiche Gottes gegenüberstehenden Gewalten geführt. Es ist die Aufgabe der Conf., uns in diesem Kampfe zu stärken. Die rechte Stärkung ist das Hineinschauen in die Ruhe, zu der wir auf dem Wege sind. Wer dahineingeschaut, nimmt still, demüthig und sanftmüthig das Kreuz Christi wieder auf sich und unter dem Wehen der Friedenslüfte arbeitet er rüstig weiter mit dem Schwerdte des Geistes. Es sind unter uns Mehrere, denen das Ziel bald gesetzt ist; wir gehen demselben schnell entgegen. — Nicht im Grabe ist Ruhe, im Grabe ist nur Verwesung; die Ruhe ist droben. Von dem Vorhandenseyn dieser Ruhe, ebenso wie von dem Vorhandenseyn eines lebendigen Gottes hat auch das finsterste Heidenthum noch eine Ahnung. Israel weiß davon aus Gottes besonderer Offenbarung. Abraham, Jacob, Moses, David, Assaph, Hiob, Jesaias, sie wissen es, daß sie den Wohnungen des Friedens als Pilger und Fremdlinge auf Erden entgegengehen. Die Frommen des

N. T. sehen den Himmel offen und singen Triumphlieder von einer im Glauben an die ewige Ruhe gehaltenen und getragenen Sehnsucht nach der Heimath erfüllt. Diese Ruhe sollen wir aber nicht nur droben suchen, auf Erden schon sollen wir sie schmecken. Es ist ein köstlich Ding, das Herz in diese Ruhe zu schicken. Wir Geistliche sollten dies am wenigsten versäumen. Es kann ein Mensch nicht immer arbeiten, sorgen, wachen, beten; er muß auch einmal ruhen in seiner Ruh. Wenn der Glaube das Schwerdt trägt, soll die Liebe ruhen in des Vaters Armen, darinnen zu erwarmen und die Friedenslüfte in vollen Zügen einzusaugen, die aus den Wunden unsers Heilands wehen. Kinder sollen nicht ohne Heimweh seyn, und wie lieb hat man doch ein Kind, das in der Fremde ist und sich mit Thränen nach dem Vaterhause sehnt. Durch's Heimweh geht ein Verlangen, das kein Verstand ergründen kann, und dieses Heimweh soll durch unsern Glauben gehen. Das ist's, was über alle Sorgen und Nöthe dieses Lebens erhebt und über tausenderlei Kleinigkeiten und Verdrießlichkeiten: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden." Unser Leben ist eine Kampfes- und Leidensschule, darum thut's so Noth und ist's so tröstlich, sich nach den Schulstunden an des Vaters Tisch zu setzen. Unser Leben ist eine Pilgerfahrt, wer aber das Ziel im Auge hat, dem werden die Füße nicht müde, noch matt. Je öfter wir nun unser Herz in diese Ruhe schicken, in den stillen Frieden, der durch den Glauben uns nahe gebracht wird, desto kräftiger werden wir in unserm Werke seyn. Zumal in dieser Zeit thut es noth, daß wir oft ins Vaterhaus gehen, damit wir unsern Gemeinden erzählen können, wie köstlich es ist, in Gottes Frieden sein Kreuz zu tragen. — Aber wo ist diese Ruhe? Droben im Vaterhause suchen wir sie; in Jesu Blut und Wunden fängt sie an. Jeder von uns soll in seinem Leben einmal eine Stunde gehabt haben, wo er in dieser Ruhe ganz stille lag und der Herr kam und sprach zu ihm: „Sey getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." Wer das erfahren hat, der ist zur Ruhe gekommen. Nicht darin liegt die Ruhe, daß wir Ihn lieben, sondern daß Er uns geliebt hat und hat Sein Leben für uns gelassen. Das dünkt S. Johannes der größte Ehrentitel, daß er sich den Jünger nennt, den der Herr lieb hatte und auch S. Petrus fand die Ruhe nicht eher, als bis er sich niederlegte in Jesu Liebe. Das Kommen zu Jesu als ein armer Sünder, der Glaube an die Rechtfertigung ohn all unser Verdienst: das ist der Weg zu der Ruhe, die noch vorhanden ist. — Mit einer bloßen Verstandesbekehrung ist's nicht gethan; da ist wohl Hinken auf beiden Seiten, nicht aber Glaubensgewißheit und Friede mit Gott. Unsern Versammlungen fehlt es so sehr an rechter Inbrunst der Liebe. Ehemals mußte man Meilen weit reisen, um den Odem brüderlicher Liebe zu spüren, doch schien's, als ob die Liebe tiefer und wärmer wäre als jetzt. Lasset uns nachjagen der Ruhe, die noch vorhanden ist. Lasset uns wandeln auf den Höhen des Glaubens, anhaltend am Gebet! Wenn man ins Betkämmerlein geht, muß der Teufel und die Welt vor der Thür stehen und so lange warten, bis man fertig ist. Vom Gebet ist viel die Rede, auch in Briefen, aber Leute, die viel beten, wie Luther, Spener, Franke, sind selten.

In unserm Amte liegt auch etwas von der Ruhe; so wir glauben, daß wir wirklich Christi Diener sind, wer will wider uns seyn? In dem Dienen nach Neigung und Geschmack ist freilich kein Friede, wohl aber in dem, daß man als Knecht thut, was der Herr befiehlt; das gibt Ruhe beim Reden und Handeln im Wort, im Sacrament und in der Zucht, das macht unsern Gang fest, still und des Siegs gewiß, zumal, wenn wir nicht müde werden, am Meisten wider uns selbst zu kämpfen und nach der rechten Treue im Kleinen zu ringen. Wir sehen zu viel zum Fenster hinaus und wissen nicht genug, was im eignen Hause vorgeht. Es ist wohl beschwerlich, den Seinen die Füße zu waschen, aber diese Liebe, die, bis in den Tod getreu, im Kleinen dienen will, soll die Krone des Lebens haben. —

Es ist doch etwas Wunderbares um die Macht, die aus dem einfachen, schlichten Wort einer in Gott stillen Seele fließt: das haben gewiß viele Brüder mit mir unter dem Halten dieser Ansprache bei sich selbst gedacht und dem Herrn gelobet, was wir mit einander zum Schluß der Ansprache sangen: „Ich wills vor Augen setzen, mich stets daran ergötzen, ich sey auch, wo ich sey; es soll mir seyn ein Spiegel der Unschuld, und ein Siegel der Lieb und unverfälschten Treu."

Es folgte nun ein Vortrag des Superintendent Kluckuhn über das Thema: Wie kann der Geistliche der Schule in ihrem Berufe dienen, eine Werkstätte des heiligen Geistes zu sein?

Ausgehend von Matth. 18, 10—12 und mit Hinweis auf Joh. 21, 15 zeigte er, daß die Schule nicht zwei verschiedene Zwecke habe, einmal das Kind zu einem lebendigen Gliede der christlichen Kirche, das andere Mal dasselbe zu einem brauchbaren Unterthanen des Staates zu erziehen, daß vielmehr die wahre christliche Erziehung eine einige sey, von einem Grunde zu einem Ziele gehe, oder daß es die Aufgabe der Schule sey, mit dem christlich-kirchlichen Geist den ganzen Menschen nach seinem Denken, Wollen und Thun zu erfüllen. Pietismus und Rationalismus haben, beide in den Gegensatz zur Kirche gerathend, falsche Ziele verfolgt. Ist uns die Kirche die Heilsanstalt des Herrn, in welcher das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird und die Gemeinde der Gläubigen, in welcher der heilige Geist wohnt, so muß sich auch die Schule in den Dienst der Kirche begeben, um ihren Beruf zu erfüllen. Von der Kirche empfängt und nimmt sie das von der Kirche bewahrte und ausgelegte Gotteswort, Katechismus, Lieder ꝛc. und in denselbigen den Grundton und die Ordnung für alle ihre Andachten, Uebungen und Betrachtungen, so daß sie alle ihre Gegenstände mit ächt christlich-kirchlichem Geiste durchdringen läßt. Wie nun der Geistliche der Schule in diesem ihrem Berufe dienen könne, wurde auf anschauliche, lehrreiche Weise dargethan, insbesondere darauf hingewiesen, daß die Geistlichen durch liebevolle, sanftmüthige, geduldige Behandlung der Lehrer zunächst diese zur Mitarbeit für die Kirche zu gewinnen trachten und alle Sorgfalt darauf verwenden müssen, daß der Unterricht den Regulativen gemäß ertheilt, daß in den Kindern frühzeitig das Bewußtseyn der Zugehörigkeit zur Kirche geweckt, daß ein regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes von Seiten der größeren Schulkinder erstrebt, daß auch den kleineren Kindern das Gotteshaus durch Kindergottesdienste ꝛc. lieb und theuer gemacht werde ꝛc. Vor Allem aber sollten die Geistlichen dahin sehen, daß die zu lernenden Sprüche und Lieder auch wohl verstanden und die Kardinallehre unsrer Kirche, die Lehre von der Rechtfertigung lebendig erfaßt und von den Kindern in Fleisch und Blut aufgenommen werde.

Im Lauf der sich dem Vortrage anschließenden Discussion wurde noch besonders hervorgehoben, welchen großen Einfluß wir Geistliche als Ortsschulvorsteher auf die Schule zu üben vermöchten, wenn un-

sere Stellung zu den Lehrern die rechte sey; ein potenzirtes Amtsbewußtseyn mache diese Stellung schief; dieselbe müsse eine von Liebe getragene seyn. Man lasse den Lehrer nicht vor der Thüre stehen, fertige ihn nicht ab, ohne ihm einen Stuhl anzubieten, sey ihm ein rathender, helfender, lieber Freund! Das Vorgesetztenamt kann immer gewahrt bleiben, wenn der Geistliche auch im brüderlichsten Verhältniß zum Lehrer steht. — Von anderer Seite erging an uns die Aufforderung, zu dem Herrn der Kirche zu schreien, daß Er, nachdem Er uns die Elementarschule wiedergegeben, auch die Gymnasien und Universitäten wieder in organischen Verband mit der Kirche bringen wolle. — Auch an Hinweisen auf fleißige Uebung der Gebetsgemeinschaft mit den Lehrern, auf Handhabung einer heiligen Disciplin in der Schule fehlte es nicht; jedoch nahm den größten Theil der für die Discussion bestimmten Zeit eine grade für die Niederlausitzer Schulverhältnisse sehr ernste und hochwichtige Angelegenheit in Anspruch, ein Nothstand, der in nicht wenigen Gemeinden gradezu der Kirche den Einfluß auf die Schule abschneidet, daß nämlich wendisch redende Kinder den Religionsunterricht nicht in ihrer Muttersprache, sondern in der Deutschen Sprache, und nicht selten von nichtwendischen, sondern von Deutschen Lehrern empfangen. Einer der Brüder, der diesen Nothstand zur Sprache brachte, sagte: „Ist irgend etwas Beruf der Niederlausitzer Pastoralconferenz, so ist es dies, daß diese dänischen Zustände aufgedeckt werden, es ist dies eine der brennendsten Fragen in der Niederlausitz. Die Kinder lernen Deutsche Kirchenlieder, Sprüche, Katechismus, aber sie verstehen es nicht. Der stellvertretende Gen.-Sup. Wahn bestätigte das Gesagte und fügte hinzu: „Wenn die Jugend bis zum 14. Jahre ohne wesentlichen Einfluß des Evangeliums bleibt, weil sie bloß mechanisch lernt, muß sie namenlosen Schaden leiden. Das ist in der noch wendischen Bevölkerung der Niederlausitz nur zu häufig der Fall. Bei den Generalkirchenvisitationen hat man die Erfahrung gemacht, daß es mit den Gemeinden, bei welchen der Uebergang aus dem Wendischen ins Deutsche stattfindet, am schlechtesten steht. Den Plan hat man zwar aufgegeben, die Wendische Sprache todt zu machen*). Es wird den Wenden von oben herab jetzt mehr Gerechtigkeit zu Theil als früher; auch zugegeben, daß die Wendische Sprache im Sterben begriffen ist, so kommt doch Alles darauf an, daß der Sterbensprozeß nicht gewaltsam beschleunigt werde, man würde dadurch das heranwachsende Geschlecht geistlich vernichten und der Schade würde noch größer werden, als er schon ist. Bei der allseitig anerkannten Wichtigkeit dieser Angelegenheit beschloß man, dieselbe zunächst auf den Synoden in Cottbus und Spremberg weiter zu besprechen, um sie demnächst vielleicht zum Gegenstand einer besonderen Berathung für die Niederlausitzer Conferenz zu machen, doch faßte vorläufig Pastor Fritze aus Leuten, der für die ganze Sache das wärmste Interesse an den Tag legte, seine Wünsche in die drei Sätze zusammen: 1) Bildung Wendischer Präparanden, 2) mäßigere Ansprüche an die wendisch-redenden Präparanden (bei der Aufnahme-Prüfung für das Seminar) hinsichtlich der Deutschen Sprache, 3) Abhülfe der Gesangbuchsnoth durch Abdruck Wendischer Kirchenlieder in Form eines Traktates.

*) Einer der Brüder führte noch aus jüngster Erfahrung die Thatsache an, daß ein Lehrer in einer ganz Wendischen Gemeinde die Kinder für jedes Wendische Wort, das sie innerhalb der Schulzeit sprächen, einen Pfennig zahlen ließ. Aehnliche Dinge sind vielfach vorgekommen.

Den letzten Vortrag hielt Pastor Schiemenz aus Kalkwitz über die Mittel und Wege, welche die Geistlichen einzuschlagen haben, um die Hausandachten wieder in die Gemeinden einzuführen. Er zeigte zuerst, daß ohne lebendigen Glauben die allgemeine Bedingung für die Hausandacht fehle und daß die Weckung und Stärkung des Glaubens in der Gemeinde, welche des geistlichen Amtes vornehmste Aufgabe sey, schon von selbst eine Wiedererweckung der Hausandachten in sich schließe; doch dürfte insbesondere die Anwendung folgender Mittel einen weiteren gesegneten Erfolg versprechen: 1) eigene **treue** Uebung der Hausandacht im Gehorsam gegen Gottes Gebot; je mehr grade der Pastor den Anfechtungen Satans ausgesetzt ist, um so nöthiger für ihn die Hausandachten, ausfallen lassen sollte er sie niemals, ist er verhindert, so soll seine Frau seine Stelle vertreten, alle seine Hausgenossen, auch Tagelöhner u. s. w. sollte er dazuziehen, auch einen Jeden Theil nehmen lassen, der dazukommt; 2) Vormachen der Hausandacht in den Häusern der Gemeinde; nicht genug das kirchliche Vorbild, Gottesdienst, Mette, Vesper, Betstunde ꝛc., der Geistliche muß in den Häusern der Gemeinde herumgehen, förmliche Hausgottesdienste mit Gesang, Schriftvorlesung, Gebet und Segen den Leuten vorzuhalten; 3) Lehre, Unterredung nnd Predigt über die Hausandacht, über das Gebet, die Verheißung, den Segen derselben, wie Gottes Wort solches Alles uns aufs Klarste darthut; 4) Empfehlung und Verbreitung guter Hülfsmittel, Bibellesezettel, Erbauungsbücher, Gebetbücher. — Der Vortrag wurzelte in dem Worte Gottes und, herauskommend aus einem für die Sache innig warmen Herzen, verfehlte er nicht, einen tiefen Eindruck auf die Versammlung zu machen. — Es war nur noch wenig Zeit zur Discussion übrig; auch hatte Ref. den Gegenstand so erschöpfend dargethan, daß des Neuen wenig hinzugebracht zu werden brauchte. So beschränkte sich die Unterredung nur noch auf etliche Mittheilungen sowohl trauriger Erscheinungen über den Verfall der häuslichen Gottesdienste, selbst des Tischgebetes in den Landgemeinden, als auch einzelner erfreulicher Erfahrungen, die beim Austheilen von Traubibeln, beim Halten täglicher Morgenandachten in der Kirche u. s. f. gemacht worden. Darnach wurde die Conferenz von dem Tags vorher erwählten Vorsitzenden, Sup. Ebeling, mit Gebet und Segen geschlossen. — Nun müßte ich eigentlich noch von der freien Besprechung über Kirchenzucht berichten, die am Abend des ersten Conferenztages unter allseitiger Betheiligung der anwesenden Gäste im Cottbuser Bürgergarten gehalten wurde; doch, will's Gott, davon ein andermal; nur der Wunsch sey schließlich hier ausgesprochen, daß es unserm Hochw. Consistorium, das, wie man in der Niederlausitz in einzelnen Fällen bereits erfahren hat, in Sachen der Kirchenzucht entschieden für die alte kirchliche Zucht und Sitte einsteht, recht bald gefallen möge, ähnlich dem Sächsischen Consistorium, die leitenden Grundgedanken alter kirchlicher Zucht und Sitte wieder aufzufrischen, allgemeiner zur Geltung und Anerkennung zu bringen und den Geistlichen zur gewissenhaften Uebung zu empfehlen.

Oesterreich.

Einen eklatanten Beleg für die Art und Weise, wie von Seiten des Oesterreichischen Kirchenregiments der Befehl des Herrn an seine Apostel: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker, und die Mah-

nung St. Pauli im Briefe an die Epheser: Wache auf, der du schläfst, verstanden und zur Geltung gebracht wird, liefert der folgende verbürgte Vorfall aus diesem Jahre. — Der Missionar L., ein Schweizer, welcher in Christiansburg in Südafrika stationirt ist, hatte sich genöthigt gesehen, seiner geschwächten Gesundheit wegen für einige Zeit nach Europa zurückzukehren. Da seine Schwiegereltern in Kärnthen, in der unmittelbaren Nähe von Villach leben, so lag es ihm nahe, dieses schöne Land zu seinem Aufenthalte zu wählen, in welchem er bei den heilsamen Einflüssen der herrlichsten Gebirgsnatur zu gleicher Zeit des Umgangs mit Evangelischen Brüdern nicht entbehren durfte, denn fünfzehn Evangelische Gemeinden sind in dem kleinen Lande zerstreut. Es war natürlich, daß der Missionar den Wunsch hegte, hier und da von dem heiligen Missionsberufe der Kirche sowohl als jedes Einzelnen auch öffentlich Zeugniß ablegen und über die Erfahrungen, welche er in der Heidenwelt gemacht, Mittheilungen geben zu dürfen. Da es ihm aber als einem Ausländer nicht gestattet war, ohne Erlaubniß des Wiener Consistoriums öffentlich aufzutreten, und er alle Gerechtigkeit erfüllen wollte, so entschloß er sich, dem Rathe seiner Freunde folgend, nach Wien zu reisen und dort um Ertheilung der licentia concionandi zu bitten. In Wien stellte er sich zunächst dem reformirten Consistorialrath, einem wohlgesinnten und thätigen Mann, vor, welcher ihm die Versicherung gab, daß er in keiner Weise seinen Wünschen hinderlich in den Weg treten werde, daß er aber auch, da die Kärnthenschen Gemeinden unter der Superintendentur Augsburg. Bek. st:hen, nicht im Stande sey, die erbetene Erlaubniß zu ertheilen. Die Gewährung derselben hänge von dem lutherischen Superintendenten P. ab, an den er sich deshalb zu wenden habe. Dies that denn auch L., aber schon der erste Empfang, den er bei P. fand, gab ihm nur geringe Hoffnungen; indessen erklärte der Consistorialrath, er wolle das Gesuch dem Consistorio vorlegen, und nach einigen Tagen dürfe der Bescheid darauf abgeholt werden. Nach Verlauf der ihm bestimmten Zeit stellte L. sich wieder ein. P. theilte ihm mit, das Collegium habe die Entscheidung in dieser Angelegenheit lediglich in seine Hände gelegt, und er halte es aus mehrfachen Gründen für gerathen, die gewünschte licentia conc. zu versagen. L. sey Missionar, und die Predigten, die er halte, würden für Missionspredigten angesehen werden; da nun die von den Jesuiten gehaltenen Missionspredigten den offenbaren Zweck hätten, Propaganda zu machen, so würde man auch seinen Predigten denselben Zweck unterlegen; daher gebiete es die Vorsicht, solchen Vermuthungen gar keinen Anlaß zu bieten. Ferner sey er der Meinung, die Gemeinden in Kärnthen hätten hinreichend mit ihren eigenen innern und äußeren Angelegenheiten zu thun, als daß sie sich noch um die Zustände der fernen Heiden kümmern könnten. Dazu komme noch, daß in der Regel bei Vorträgen, wie L. sie zu halten beabsichtige, Sammlungen für Missionszwecke*) veranstaltet würden, welche erst einer besonderen Genehmigung bedürften; es sey daher wohl das beste, von dem ganzen Plane abzustehen. — Die vorgenannten Gründe zu widerlegen, hielt

*) Derselbe Consistorialrath soll einmal, als er bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation in einer Kirche einen Kasten mit der Aufschrift: für die Mission entdeckte, die Oeffnung desselben eigenhändig mit Papier verstopft haben.

nun allerdings nicht schwer, und es schien auch, als wollte es dem Missionar gelingen, die Beweiskraft derselben auf den Consistorialrath zu erschüttern. — Sie mögen Recht haben, lieber Freund, erwiderte endlich P. auf die deshalb angestellten Bemühungen, aber ich muß Ihnen noch etwas sagen. Sehen Sie, die Gemeinden in Kärnthen schlafen, lassen wir sie schlafen! Ich versichere Ihnen, sie lassen sich viel leichter und besser behandeln, wenn sie schlafen. — Gegen ein solches Wort aus dem Munde eines der Hauptvertreter der Evang. Kirche Oesterreichs konnte der Missionar nichts Anderes erwidern, als daß er betrübt den Rückweg antrat. Er kehrte nach Kärnthen zurück, aber da er in Folge seines freimüthigen Auftretens unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde, zog er es vor, Oesterreich zu verlassen und im Monat Juni nach der Schweiz zu gehen, wo er noch jetzt sich aufhalten soll. Das Bekenntniß hat er aber noch scheidend abgelegt, daß er bei den Heiden in Afrika mehr Empfänglichkeit für das Wort des Heils gefunden habe, als bei den christlichen Brüdern in Oesterreich.

Holstein.

Wenn im Juliheft der Ev. K. Z. d. J. in der Recension des Katechismus für christliche Hebammen von dem Vorsteher einer Hebammenanstalt Wünsche und Ansichten über einen derartigen abzufassenden Katechismus geäußert worden, so kann ich nicht unterlassen, sowohl den Herrn Recensenten, als so viele Andere, welche ein ähnliches Bedürfniß fühlen, auf ein Büchelchen aufmerksam zu machen, was vielleicht Wenigen bekannt geworden. Es heißt: „Geistlicher Rath für Hebammen aller Länder, vom Archidiaconus Harms in Kiel. Altona 1825, bei Karl Busch. S. 63."

Es hat die Absicht, Gottes Wort wieder in die Wochenstuben zu bringen und schlechtes Wort hinaus, besonders durch die Hebammen. Es scheint mir den Anforderungen des obigen Herrn Recensenten durchaus zu genügen, indem es behandelt:

1. Die Wichtigkeit des Hebammengeschäfts.
2. Die Versuchungen desselben (Weichlichkeit, Bequemlichkeit, Habsucht, Genußsucht, zu großes Selbstvertrauen, Abgewandtheit von Gott ꝛc.).
3. Den Lebenswandel einer Hebamme (Keuschheit, Reinlichkeit, Verschwiegenheit, Sanftmuth).
4. Die Hebammenagende (in eigner Bereitung, Zuspruch an die Kreißende, Zusprüche ꝛc., Nothtaufe ꝛc. ꝛc.).

Hierbei muß ich auch erinnern an den „Christlichen Wochenbetts-Segen in Lehren, Sprüchen, Gebeten, vor, in, nach der Noth, vom Archid. Harms in Kiel. Altona bei Karl Busch 1823. S. 91." Diese zwei Bücher sind seltne Perlen der ascetischen Literatur, gehören zu dem Besten, was der sel. Claus Harms geschrieben hat, verdienen die weiteste Verbreitung und möchte ich den Evang. Bücherverein besonders auch auf den Wochenbettssegen aufmerksam machen, welcher vielleicht von ihm verbreitet werden könnte. Ref. weiß aus vielfacher Erfahrung, wie besonders auch der Wochenbettssegen allen christlichen Müttern, die denselben kennen lernten, ein wahres Kleinod geworden ist.

H., October 1858. G.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 24. November. № 94.

Zur Steuer der Wahrheit in der Sache Dr. Becks und seiner Schule.

Es haben sich in diesen Blättern Stimmen aus Würtemberg über die Angriffe Dr. Liebetruts auf die Lehre Dr. Becks in Tübingen vernehmen lassen mit der lobenswerthen Absicht, die Uebereinstimmung dieses Theologen mit der lutherischen Lehre nach- und den Vorwurf des kirchlichen Radikalismus von ihm abzuweisen. Einsender hat sich jedoch nicht überzeugen können, daß diese Vertheidigungsversuche mit den gehörigen Mitteln ausgerüstet waren, um die Gegner aus dem Felde zu schlagen. Die Mittheilung jener Auszüge aus einer Privatschrift Dr. Becks kann so wenig als der Umstand, daß derselbe die lutherischen Schriften zum Studium empfiehlt, eine Anklage entkräften, welche nicht auf einzelne Aeußerungen des Mannes, sondern auf den Gesammtinhalt seiner Lehre, nicht einmal auf den Mann allein, sondern auf dessen ganze Richtung und Schule geht. Die Sache ist überhaupt weit ernster und belangreicher, als jene Vertheidiger Dr. Becks glauben und Andere glauben machen wollen. Seit die Zahl der jüngeren Theologen dieser Richtung in unverkennbarer Zunahme begriffen ist und die praktischen Folgerungen mehr zu Tage treten, welche aus den Beck'schen Principien von den Schülern des Meisters gezogen werden, muß jeder Unbefangene erkennen, daß es sich in letzter Beziehung um Lebensfragen der Evangelisch-Lutherischen Kirche handelt und daß es Zeit ist, sich selbst und Anderen zur Klarheit über die Art zu verhelfen, wie diese Fragen auf dem Boden der Würtembergischen Kirche verhandelt worden. Würden Dr. Beck und seine Schüler auch ganz gerechtfertigt aus diesem Streite hervorgehen, so wäre es sicherlich der Mühe werth gewesen, ihn zu erheben. Wir danken es daher vor allem Dr. Liebetrut, daß er den Anstoß dazu gegeben hat und unter denen, welche es ihm danken, befinden sich auch solche Würtembergische Theologen, die man hin und wieder zu den Anhängern Dr. Becks selber hat zählen wollen. Da es jedoch in dieser Angelegenheit noch Manches zu erörtern gibt, was einem Nichtwürtemberger kaum recht bekannt seyn kann, so hält Einsender es für seine Pflicht, auch seinestheils in der Kürze eine Schilderung dieser Richtung zu geben.

Vor Allem zeichnet sich die Beck'sche Schule durch ein ernstes Streben nach Wahrheit und durch die strengen sittlichen Forderungen aus, welche die Anhänger derselben und ihr Lehrer voran, an sich wie an Andere stellen. Wie Dr. Beck selbst als ein Mann von vorherrschend ernstem und strengem Charakter erscheint, so sind es vorzugsweise junge Leute von derselben natürlichen Gemüthsbeschaffenheit, die sich von ihm angezogen fühlen und seine Grundsätze mit Entschiedenheit vertreten. Die tiefe persönliche Ergriffenheit von dem Worte Gottes und der Aufgabe eines Christen, wie sie aus den Vorträgen des Lehrers den Zuhörern entgegentrat, verbunden mit der ungewöhnlichen Erscheinung eines männlichen Charakters, der bis zur Starrheit fest und unbeugsam, bis zur Härte und Rücksichtslosigkeit offen und männlich den Schäden der Zeit im kirchlichen Leben wie in der theologischen Wissenschaft entgegentrat, — das war es, was dem Wirken Dr. Becks auf Katheder und Kanzel einen so bedeutenden Einfluß verschaffte. Die Anhänger seiner Lehre zeigen dieselben Eigenschaften je nach dem Maaße ihrer Gaben und persönlichen Beschaffenheit. Ihre Predigt, wie überhaupt ihr öffentliches Auftreten hat das besondere Kennzeichen freimüthigen, das Ansehen der Personen nicht schonenden Auftretens gegen die Irrthümer unserer Tage. Die Unlauterkeiten, welche bei dem geistlich erregteren Wesen der heutigen Kirche mit unterlaufen, das Scheinchristenthum, das Gemachte, Manierirte, Affectirte, Coquettirende, das Haschen nach dem Neuen, die Sinnlichkeit Erregenden, besonders im Gottesdienste, das Treiben und Jagen nach Seelenbekehrung, wie es mit den Werken der sog. innern Mission sich so gerne verbindet, das willkürliche Aendern und Umbauen in Sachen der Verfassung, kurz die Neigung zur Aeußerlichkeit bei dem Mangel an Innerlichkeit und Wahrheit des kirchlichen Lebens — diese und ähnliche Uebelstände sind es vornämlich, denen die Männer dieser Schule zu Leibe gehen, und mit deren Bekämpfung sie ohne Zweifel einen sehr nöthigen Dienst im Reiche Gottes leisten.

Eine zweite Haupteigenschaft der Beck'schen Richtung ist die gründliche und geistvolle Schrifterklärung, verbunden mit dem theosophischen, also spekulativen Geiste, für welchen der Würtembergische Boden grade die rechte Heimath ist und in welchem nicht nur von Alters her schon die bedeutendsten Würtembergischen Theologen, ein Bengel, Oetinger, Roos u. A. geforscht und gezeugt haben, sondern der auch mittelst der (neuerer Zeit bei uns so bedeutend gewordenen) Lehren des Bauern Michael Hahn allenthalben bis in die Werk-

stätten ungelehrter Bürger, in die Höfe schlichter Bauern und die Hütten armer Tagelöhner sich ausgebreitet hat. Diesem christlichen Spekulationsgeiste, der so weit geht, daß man aus dem Munde des nächsten besten Landmanns michelianischer Denkart die Aeußerung hören kann: wer den Jakob Böhme und Oetinger nicht gelesen, verstehe die Schrift nicht — hatte Dr. Beck zuerst angefangen, auf dem Tübinger theologischen Lehrstuhle einen Ausdruck zu geben. Der Anspruch auf den Vorzug einer von aller Tradition und Dogmengeschichte schlechthin unabhängigen Schriftforschung diente bei der strebsamen theologischen Jugend unbesehen als eine vollendete Legitimation der Beck'schen Theologie. Das Gegengewicht einer gleich entschiedenen, alle Seiten der lutherischen Theologie, daher auch das theosophische Element vertretenden, lutherisch-kirchlichen Richtung fehlte längere Zeit ganz und fehlt heute noch grade in den Fächern, in welchen Dr. Beck die Eigenthümlichkeiten seines Standpunktes vorzugsweise wirken lassen konnte. Um so natürlicher war es, daß die Studirenden sich in so großer Anzahl dem letzteren zuwandten.

Das Alles hebt nun freilich die großen Bedenken nicht auf, welche das Umsichgreifen Dr. Becks in jedem aufrichtigen Freunde nicht nur der Evangelisch-Lutherischen, sondern der Evangelischen Kirche überhaupt erwecken muß. Denn genau betrachtet ist diese Richtung nichts anderes, als das theologisch-wissenschaftliche Seitenstück jener neueren Erscheinungen in der Würtembergischen Kirche, bei welchen von einem ganz individuellen, subjectiven Schriftverständnisse aus die socialen Fragen des öffentlichen Lebens theoretisch und praktisch behandelt werden. Wie Gustav Werner, der aus der Landeskirche endlich ausgeschiedene Reiseprediger, wie Christoph Hoffmann, das Haupt jener Partei des neuen Jerusalems, welche auf dem Kirschenhardthofe bei Marbach ein vorerst halbseparatisches Gemeinlein als ihren geistlichen Mittelpunkt gegründet hat, so hat auch Dr. Beck und seine Schule das Hauptaugenmerk auf die socialen Schäden der Zeit in Kirche und Staat gerichtet, mit dem einen Unterschiede, daß sie als eine vorherrschend wissenschaftliche Partei sich auch vorherrschend auf das Zeugniß, also auf die Kritik des bestehenden einschränkten und keine Versuche machen, ihren Gedanken in einem besonderen Gemeinwesen zu verwirklichen. Ihre Grundvoraussetzung ist: die völlige Freiheit des einzelnen Christen von jeder andern Auctorität, als der der heil. Schrift. Auch die Bekenntnisse der Kirche haben im Grunde nur im pädagogischen Sinne eine bindende Kraft. (S. die Mittheilung aus einer Privatschrift Dr. Becks, Ev. K. Z. Januar 1858). Der selbstständig gewordene Schriftforscher ist also auch von dieser Auctorität frei. Auf die Bekenntnisse beruft man sich dann, wenn man mit ihrer Hülfe die freie Schriftforschung vertheidigen kann. Niemand wird aus Dr. Becks Aeußerungen eine runde Erklärung im entgegengesetzten Sinne aufweisen und darthun können, daß es vor Allem die luth. Rechtfertigungslehre ist, auf welche dieses System sich erbaut. Nicht evangelisch-biblisches Christenthum, sondern schriftgläubiger Protestantismus ist es, was man hier zu suchen hat. Der Vorwurf des Radikalismus ist daher insofern begründet, als es sich hiebei um die Stellung zur Evangelischen Kirche handelt. Daß die Beck'sche Schule in ihrer Art ein lebendiges Christenthum hat und will, kann ihr Niemand bestreiten. Aber es ist ein Christenthum der Individuen, das, wie alle Erscheinungen dieser Art, keinen höheren Zweck hat, als die Seligkeit des einzelnen Gläubigen. Bei aller Schärfe der Kritik ist daher diese Richtung unglaublich arm an positiven aufbauenden Gedanken, sobald es über das individuelle Leben hinausgeht. Nie wird man von dieser Seite her irgend einen Vorschlag hören, wie es besser gemacht werden könnte, sey es im staatlichen, sey es im kirchlichen Leben. Die Beck'sche Schule ist vielmehr allen und jeden Veränderungen in öffentlichen Einrichtungen gründlich abhold und bekämpft dieselben jederzeit mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen, nicht etwa darum, weil sie nicht zweckmäßig oder nicht gut sind, sondern weil sie eben Aenderungen sind, Versuche, die Schäden des gemeinen Wesens zu heilen. So bewegt sich diese Schule in dem seltsamen Widerspruche, das Bestehende für ganz verdorben zu halten und zu gleicher Zeit die Möglichkeit seiner Besserung zu verwehren. Die Lösung dieses Widerspruches liegt ihrer Meinung nach in der Hoffnung, daß der Herr selbst früher oder später in die Geschichte der Kirchen und Staaten eingreifen, das morsche Gebäude der jetzigen Ordnungen und Sitten über den Haufen werfen und ein neues errichten werde. Sie erkennt aber nicht, daß der Herr von jeher nur durch die Hand der Menschen an seinem Tempel gebaut, den Bau nicht nur mitten durch die verkehrten Besserungsversuche der Seinigen hindurch stetig gefördert, sondern auch ihre Thorheiten selbst zu dieser Förderung seines Werkes benutzt hat, und daß das bloße Warten auf den Herrn nicht nur zu einer Verkennung jener Aufgabe führt, welche den Christen als Gottes Mitarbeitern (1 Cor. 3, 9) unstreitig zukommt, sondern daß in dieser Stellung zugleich eine Geringschätzung dessen liegt, was der Herr in diesen letzten betrübten Zeiten an der Kirche gethan hat und fortwährend thut. Denn das ist eben der wunde Fleck aller dieser Parteien, die für die Schäden der Kirche nur strafende Worte und keine Heilmittel haben, daß sie in der Meinung, gegen menschliche Anmaßung und Thorheit für die Ehre Gottes zu eifern, vielmehr das Werk des Herrn verachten, das unter der Hülle der Zeitschwächen und Zeitthorheiten sich verbirgt. Es fehlt ihnen nicht nur das wirklich geduldige Warten auf das Reich Gottes, sondern auch die Dankbarkeit für das, was von heiliger Lehre und heiligem Leben theils im Großen und Ganzen, theils im Kleinen und Einzelnen noch vorhanden ist und täglich neu hervorwächst.

(Schluß folgt.)

Dr. Ranke über tägliche Gottesdienste.

Prof. Ranke in Marburg spricht sich in der eben erschienenen lesenswerthen Schrift: Der Fortbestand des herkömmlichen Pericopenkreises, in welcher er den Gedanken ausführt, „daß sich die liturgische Schriftlesung in der Evangelischen Kirche nicht länger auf den herkömmlichen Pericopenkreis beschränken dürfe; daß aber dieser Kreis selbst den Gemeinden erhalten bleiben müsse", über den in der Ueberschrift bezeichneten hochwichtigen Gegenstand also aus:

„Da sich der Reichthum der alten Schriftlesung außer dem sonntäglichen Hauptgottesdienste in den Messen, Metten und Vespern der Wochenferien entfaltet hat, so fragt sich zunächst, ob sich nach dieser Seite hin die Möglichkeit eines Weges zum Bessern aufthue.

Allerdings ist dies, wenigstens einigermaßen, der Fall. Noch ist aus dem Ruin der täglichen Gottesdienste Einiges übrig. Wo noch Mittwochs- oder Freitagsbetstunden vorhanden sind, wo die glücklicher Weise nur hie und da auf dem Lande abgekommenen Sonntagnachmittags-Gottesdienste oder gar die Sonntagsmetten sich erhalten haben, da sind schon einige Stätten vorhanden, die zur Aussaat des Wortes geeignet sind. Sie sind festzuhalten und für die Schriftlesung liturgisch auszubilden; oder wo sie bei Menschengedenken abgekommen, mit Weisheit wieder in Gang zu bringen.

Freilich viel zu wenig Raum bieten sie dar, als daß selbst die beste Benutzung derselben zum Zwecke der Schriftlesung hinreichte.

Insofern kann man die in neuerer Zeit gemachten Versuche, tägliche Gottesdienste wieder einzuführen, nur mit Befriedigung wahrnehmen.

Weniger läßt sich hiebei auf private Bestrebungen einzelner Geistlichen geben, deren Eifer es gelungen ist, etwa tägliche kirchliche Morgengebete in ihren Gemeinden einzuführen, wovon wir z. B. durch die Ev. K. Z. 1857 (Juniheft) ein ansprechendes Beispiel kennen gelernt haben. Denn so löblich solche Errungenschaften treuen Seelsorgerfleißes sind, so haben sie doch keine Festigkeit kirchlicher Stiftungen und werden meist mit dem Scheiden ihres Gründers ein Ende nehmen.

Nur wenn sie durch die kirchlichen Organe feste Begründung erhalten haben, läßt sich für die Schriftlesung Gutes von ihnen erwarten.

Dies ist in Neuenburg gelungen. Hier werden täglich, im Sommer um 7 Uhr, in den übrigen Jahreszeiten später „liturgische Gottesdienste" gehalten, zu denen während der vier Festzeiten, deren jede 14 Tage dauert, noch nachmittägige Versammlungen hinzukommen. In denselben werden hymnenartige Abschnitte der dortigen Liturgie und darauf ein Capitel der heil. Schrift gelesen, woran sich Erklärungen und Nutzanwendungen anschließen: das Ganze wird mit Gesang eingeleitet und geschlossen. *)

Soll ein solcher Segen für die Gemeinde allein in Neuenburg zu ermöglichen seyn? Muß man nicht danach streben, ihn auch unsern Gemeinden zu erringen? Soll, was vor Alters in der ganzen Kirche geübt wurde, nicht noch heute ausführbar seyn?

In Rücksicht hierauf wolle man einen Gedanken erwägen, der mit der Idee einer Verbesserung auf andern Gebieten zusammentrifft. Durch eigene zehnjährige Praxis habe ich den unabsehlichen Vortheil kennen gelernt, den die Bayerische Kirche in der gesetzlichen Einrichtung besitzt, wonach aller Religionsunterricht der Schuljugend in die Hände der Geistlichen gelegt ist; und wenn diese etwa den Unterricht der jüngsten eben in die Schule eingetretenen Kinder den Schullehrern anvertrauen, derselbe von ihnen sorgsam überwacht werden muß. Nur so, bei mehrjähriger Unterweisung der Jugend von Seiten des Pfarrers, kann mit Zuversicht einem nachhaltigen Einfluß desselben auf das innere Leben dieser keimenden Pflanzung der Gemeinde entgegengesehen werden.

Nun, diese Einrichtung möchte ich allen Landeskirchen unseres Vaterlandes wünschen; und daran die weiteren Gedanken knüpfen: der Geistliche möge den Religionsunterricht in der Art ertheilen, daß er das tägliche Morgengebet und daran geschlossen eine tägliche Schriftlesung mit den Schulkindern in der Kirche halte. Würde dies in Ausführung kommen, so wäre für die Schule, wie für die Gemeinde viel gewonnen: für jene, indem vorauszusetzen ist, daß das in der Kirche gehörte Wort der Schrift tiefer in die Seele dränge, und nun einen Grund bildete für die zu den gewöhnlichen Stunden in der Schule zu haltende Religionslehre; für die Gemeinde, indem damit das Verlorene wieder erworben wäre: die Gotteshäuser thäten sich an Wochentagen wieder auf und es erschallte wieder die Stimme des Wortes, wie vor Zeiten.

Es sey mir erlaubt, diese Einrichtung noch unter einen andern Gesichtspunkt zu stellen. Meiner Ueberzeugung nach genügt die Kirche ihrer Aufgabe der geistlichen Durchdringung des Volkslebens gegenwärtig noch auf einem andern Gebiete der äußeren Bethätigung des Innern nicht: auf dem der christlichen Gesangeskunst. Hier stehen wir gegen das gesammte Alterthum der Evangelischen Kirche, selbst gegen verhältnißmäßig junge Zeiten merklich zurück. Die Schulchöre, an deren frommem und schönem Gesange sich noch unsere Väter erbaut haben, bestehen nicht mehr; auf den Straßen ist der geistliche Gesang völlig erstorben; in den Kirchen ist er auch meist verklungen und gibt dem vielfach heruntergekommenen Gemeindegesang keine Regel und kein Muster mehr; die Cantoren nehmen wohl noch

*) Finsler, kirchl. Statistik der reformirten Schweiz, p. 506.

die geringen Gebühren, die sich an das Umsingen knüpften, gewissenhaft ein, aber an einem öffentlich auftretenden Chor Theil zu nehmen, würde ihnen wider Ehre und Würde anzugehen scheinen. So weit sind wir mit unserer Bildung gekommen; und können uns bei unsern Bemühungen, den alterthümlichen Kirchengesang wieder einzuführen, eben weil ohne Chorgesang kein Gemeindegesang gedeihen kann, einiger Hoffnung des Gelingens nicht hingeben.

Käme es nun zur Einführung dieser kirchlichen Morgengebete, deren Beginn und Schluß eben in Gesang bestehen müßte, so wäre damit eine neue, treffliche Anregung zur Besserung des Gesangwesens gegeben. Da die Lieder ohne die den Gesang so sehr gefährdende Zuthat des Orgelspiels gesungen werden müßten, so gehörte zu ihrem Vortrag eine längere Uebung in der Schule, und mit dieser würde die Besserung, mit ihr aber die Bildung von besondern Chören wie von selbst einziehen. Ueberdies könnten diese Morgengebete zur Stätte eines erbaulichen Vortrags des Besten werden, was die Kinder in der Schule eingeübt, und die Gemeinden würden nicht ohne mannigfache Befriedigung an ihnen Theil nehmen.

Vollkommen sehe ich ein, daß dieses ein „Wunsch langer Aussicht" ist; aber dies kann mich nicht abhalten, ihn zu hegen, auszusprechen und wo ich kann seine Verwirklichung anzurathen."

Die Besprechung dieses Vorschlages wäre ein trefflicher Gegenstand für Pastoralconferenzen. Auch in diesen Blättern sollte die Sache noch vielseitiger besprochen werden, besonders von solchen, die praktisch schon in irgend einer Weise den hochnöthigen Fortschritt angebahnt, der traurigen Verarmung entgegengearbeitet haben.

Wir heben noch die trefflichen Worte aus, welche Prof. Ranke zu Gunsten der Erhaltung der alten Pericopen spricht:

„Es ist nicht etwa eine Laune, nicht ein eigensinniges Festhalten am Ueberlieferten als solchem, was uns der Abschaffung des alten Cyclus abhold macht, vielmehr der Blick auf die unverkennbare religiöse Lebensäußerung im evangelischen Volke, welche sich an ihn knüpft. Diese alten Lesestücke sind, wie keine andern Abschnitte der Schrift, Jahrhunderte lang Gegenstand pastoraler Betrachtung und ein Grundstein gemeindlicher Erbauung gewesen. Die kirchlichen Collecten sind ihr unmittelbarer Ausdruck geworden. Der herrliche Liedersegen der Lutherischen Kirche hat theilweise (man denke nur an das Gerhard'sche Adventslied: „Wie soll ich dich empfangen", ohne welches sich von Evangelischen Advent fast nicht feiern läßt, und welches ohne die Adventspericope nicht entstanden wäre) an den Pericopen Anlaß und Quelle gefunden. In Haus und Schule, durch Wort und Bild, ist die Jugend mit ihnen vertraut gemacht worden, wird es noch heut zu Tage, und man ist, wie z. B. die neuen Preußischen Schulregulative darthun, vielfach bestrebt, ihnen die Bedeutung einer Bibel im Kleinen auch für die Zukunft zu erhalten. Eine Menge von Gebetbüchern und Liedersammlungen, eingerichtet „nach der Ordnung der Evangelia der Sonn- und Festtage", haben sich an sie angeschlossen, welche noch heute zum Gebrauch der evangelischen Haushaltungen dienen; Betrachtungen und Predigten über sie sind in großer Zahl erschienen und in den Schooß der Familien aufgenommen worden; und so ist Etwas zu Stande gekommen, wovon im ganzen Bereich der christlichen Kirche kaum irdendwo etwas Aehnliches gefunden wird, daß sämmtliche Hausväter in den evangelischen Gemeinden, wofern sie nicht zu den ganz heruntergekommenen gehören, neben der heil. Schrift noch werthvolle Auslegungen der liturgischen Lesestücke, von Luther an bis auf Löhe herab, besitzen, daß selbst der Bauer, der arme Handwerker, der Tagelöhner sein „Buch" hat, welches er mit den Seinigen als in einer Hauskirche liest und an dem er sich gemeinsam mit der in der Kirche versammelten Gemeinde erbauen kann, wenn ihm Schwachheit oder Alter den Besuch des Gotteshauses versagt. Unser Urtheil über die Postillen muß nach dem Verlauf dreier Jahrhunderte nothwendig ein anderes seyn, als das geringschätzige, welches in der Anfangszeit der Entwickelung von Calvin ausgesprochen worden. Und der Träger desselben sollte abgebrochen werden? abgebrochen, weil, wenn ihn der gelehrte Theolog prüft und überblickt, einige liturgisch und exegetisch weniger ausgearbeitete Stellen, und Spuren von Hereinwirkung des Römischen Kirchenjahres auf seinen Bestand zum Vorschein kommen? Abgebrochen aber wird er werden, wenn er nicht mehr kirchlich benutzt, nicht mehr durch die Vorlesung und wenigstens der Regel nach auch durch die Predigt den Gemeinden immer von Neuem angeeignet wird, und Jahrhunderte müßten vergehen, ehe sich auf Grund einer radical erneuten Schriftlesung etwas Aehnliches gestalten könnte. Denn von gedruckten Predigten über freie Texte finden sich weder unter Bürgern noch Bauern sonderliche Freunde."

Das ist in ächt kirchlichem Sinne geredet, der überall sich herunterneigt zu dem christlichen Volke und dem der Spruch: verdirb es nicht, es ist ein Segen darin, mehr gilt, als hochfahrende Räsonnements.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 27. November. № 95.

Zur Steuer der Wahrheit in der Sache Dr. Becks und seiner Schule.

(Schluß.)

Dem entsprechend ist nun auch das Zeugniß von der evangelischen Heilswahrheit, soweit es zur Seligkeit der Einzelnen dienen soll, ein vorherrschend negatives, also gesetzliches. Die Predigt der freien Gnade Gottes ist der Beck'schen Schule fremd, so fremd, als sie möglicherweise einer Richtung seyn kann, die im Uebrigen noch dem Boden der Evangelischen Kirche, beziehungsweise des Protestantismus angehört. Denn davon, daß innerhalb dieser Schule die Lehre von der freien Gnade in Christo nicht auch gepredigt würde, kann natürlich keine Rede seyn. Würde doch selbst ein Katholik von möglichst ultramontaner Gesinnung es sich nicht nehmen lassen, daß in seiner Kirche dieser Pfeiler der seligmachenden Wahrheit hoch aufgerichtet stehe. Man höre und lese aber die Predigten des Meisters wie die der Schüler — man wird die Verkündigung des Kreuzes Christi und der in seinem Blute objectiv vollbrachten Versöhnung der ganzen Welt nirgends als Mittelpunkt finden, wo nicht der Text selbst dazu zwingt. An die Stelle dieses Wortes tritt vielmehr die Aufforderung, die Welt zu verleugnen und ein Jünger Jesu zu werden. Ihre Predigtweise, wie ihre Seelsorge wird regiert durch die beständige Sorge, es möchte durch ein nach dem Maaße des Evangeliums weitherziges Anbieten der göttlichen Gnade und durch das Locken zu dem Vater in Christo die so tief gewurzelte Neigung zum Selbstbetrug und zum Maulchristenthum in den Gemeinden nur bestärkt werden. Daher denn jenes Bestreben, überall die Schlagbäume der gesetzlichen Forderungen über den Weg des Heils zu legen, jene finstere, drohende Miene, mit der das Amt der Friedensbotschaft ausgerichtet wird, jene Neigung, das Evangelium zu versalzen und es dadurch nicht nur für die Unwissenden, Schwachen, Fernstehenden, sondern auch für die Nahegekommenen, wahrhaft bekehrten und im göttlichen Wandel bereits erfahrenen Seelen ungenießbar zu machen. Daher jenes schroffe Auftreten so Mancher im amtlichen Verkehre, im Rathe der Gemeinden u. s. w., das von Mißtrauen gezeugt, wieder Argwohn erweckt, die Feindschaft gegen die Wahrheit erst vollends aufregt, und dessen endliche Folge darin besteht, daß Männer, die ihrer innersten Gesinnung nach alle Hochachtung verdienten, mißachtet, nicht angehört oder überstimmt werden, auch da, wo sie in ihrem Rechte sich befinden. Aber auch diejenige Thätigkeit in der Kirche, durch welche die Beck'sche Richtung vorzugsweise einen heilsamen Einfluß auf die Gemeinden auszuüben berufen wäre, die christliche Lebenskritik, die Ausübung der Zucht durch das gepredigte Wort, leidet unter jenen Einflüssen mannigfach noth. Erfüllt, wie sie sind, von den socialen Schäden der Zeit, begegnet es den Männern dieser Seite zuweilen, daß sie eifrig gegen solche Uebel predigen, von denen am betreffenden Orte wohl eher das Gegentheil vorhanden ist, daß sie z. B. den gewohnheitsmäßigen Besuch des Gottesdienstes einer scharfen Censur unterwerfen in einer Gemeinde, wo der Kirchenbesuch überhaupt sehr dürftig, die kleine Zahl der Besuchenden aber zum größten Theil eine Zahl von wirklich Suchenden ist, oder daß sie die innere Leerheit gewisser geistlicher Richtungen an den Tag bringen, während da, wo sie ihr Zeugniß ablegen, die Exemplare dieser Richtung gar nicht vorhanden sind. Mitunter wird ihre Bekämpfung der kirchlichen Schäden selbst zur Geringachtung und Verletzung derjenigen Gefühle, welche in der Gemeinde von jeher die zärtesten gewesen sind. Die Feier der kirchlichen Feste z. B., zumal der hohen Feste, wird mit Recht als der nächste und natürlichste Ausdruck der Liebe und Ehrfurcht angesehen, mit welcher die Gemeinde die Person ihres Herrn und Heilandes selbst betrachtet. Die subjective, moralisirende Predigtweise aber, welche der Beck'schen Schule eigen ist, macht ihr nicht nur die Befriedigung der Festbedürfnisse in der Kirche unmöglich, sondern sie liebt es sogar, sich mit diesen Bedürfnissen in graden Widerspruch zu setzen. Denn ein berechneter Widerspruch gegen solche Gefühle ist es doch, wenn die Gemeinde gezwungen wird, am Pfingstfeste Morgens im Hauptgottesdienst ein Sterblied und zwar ein solches zu singen, das nach Inhalt und Form zu den am wenigsten festmäßigen gehört. (Wir singen in Würtemberg bekanntlich nur Ein Lied im Hauptgottesdienste.) Aehnliche Handlungen und entsprechende Aeußerungen würden sich manche zusammenstellen lassen. Wir schweigen von der wahrhaft feindseligen Stellung, welche die Beck'sche Partei zu den Bestrebungen der innern und äußern Mission einnimmt, und die soweit geht, daß nicht selten auf den Kanzeln das ganze Missionswesen, wie es jetzt ist, auf das Heftigste angegriffen wird, ein Verfahren, das in die Gemeinde nur Verwirrung bringen und dem Reiche Gottes sicherlich keinen Vorschub thun kann.

Endlich — und das ist ein Punkt von besonderer Wichtigkeit — hört man da und dort sagen, daß Dr. Beck in den Vorlesungen seine Schüler ausdrücklich bevollmächtige, ja auffordere, sich an keine Liturgie zu binden, indem es das größeste Unrecht von Seiten einer Kirchenbehörde sey, ihren Untergebenen solchen Zwang anzulegen. Man erzählt sich, daß Becks Schüler von der Kanzel aus ihre gläubiggesinnten Gemeindeglieder ermahnt hätten, das h. Abendmahl unter sich in den Häusern zu feiern. Und die geringe Stellung, welche diese theologische Partei der Kirche nicht nur, sondern auch den Sakramenten, als „puren Institutionen, pädagogischen Ceremonieen" u. dgl. zuschreibt, verleiht solchen Gerüchten einigen Grund.

Das Schlimmste von Allem ist, daß nirgends authentische, wissenschaftlich genügende Erklärungen des Meisters und der Schüler vorliegen, aus welchen die jetzige Stellung der Partei zu der Schrift und den Sacramenten, zur Kirche, ihrem Bekenntnisse und ihren Ordnungen entnommen werden könnte. Sie scheuen und meiden, so scheint es, ein öffentliches Bekenntniß. Vielleicht darum, weil sie weder dessen, was sie aufgeben, noch dessen, was sie setzen wollen, recht gewiß sind. Diese Ungewißheit aber ist für beide Theile ein großes Uebel. Sie erhält die Freunde der Kirche in einer beständigen Unruhe und macht es ihnen doch unmöglich, zur Ausgleichung der bestehenden Verschiedenheiten etwaige Schritte zu thun. Die Beck'sche Schule selbst aber bleibt in dem fortdauernden Verdachte, daß sie — bewußt oder unbewußt — Bestrebungen verfolge, die zuletzt den Grund der Kirche untergraben, und es bleibt zwischen ihr und den andern Gläubigen eine Kluft, die zu dem Wesen des Glaubens so wenig paßt, als zu dem der Liebe in Christo. Die Sache, wir wiederholen es, ist ernst und dringend. Sie darf nicht mehr liegen bleiben.

Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermanns.

Eine Biographie von Ludmilla Assing. Berlin 1857.

Die Verfasserin des angeführten Buches ward bei der vor Kurzem stattgehabten Leichenfeier des berühmten Varnhagen von Ense von den Zeitungen unter den speciell Leidtragenden, die aus der Damenwelt sich um das Grab gesammelt hatten, genannt, als vieljährige treue Pflegerin ihres Onkels gerühmt und ihrer Person noch eine besondere Bedeutung durch den Zusatz vindicirt, daß sie sich im Besitz vieler literarischen Arbeiten des großen Kritikers befinde, womit der Verstorbene um noch lebender Persönlichkeiten willen nicht habe vor die Oeffentlichkeit treten wollen, die aber demnächst unter ihrer leitenden Hand aus der Verborgenheit hervortreten würden. Wenn Varnhagen vor seinem Scheiden von hier, wenigstens wie die Zeitungen besagen, seiner Nichte eine so bedeutende Arbeit, wie die Herausgabe seines literarischen Nachlasses anvertraut hat, wenn er ferner die Dedication des benannten Buches entgegen genommen und seinen Namen hat vor dasselbe setzen lassen, so sind wir wohl berechtigt, hier etwas sehr Bedeutendes zu erwarten; diese Erwartung wird nicht vollständig befriedigt. Es weht allerdings eine Liebe zu der Heldin, deren Leben dargestellt werden soll, durch die Blätter des Buches hindurch, die wohlthuend ist, es fehlt ferner das Geschick, die Artigkeit und Handlichkeit nicht, welche literarische Werke aus der Damenwelt an sich tragen, aber es mangelt der rothe Faden der tiefern Seelenkunde, der sich durch das Ganze hindurch ziehen müßte; die Heldin steht vor uns als eine hehre Erscheinung, als eine Art Ideal weiblicher Zartheit, das von den Wellen der Trübsal, die ihr Glück untergraben, wiederholt angefaßt wird, aber was im Innern dabei vorgeht, erfahren wir viel zu wenig; die Verfasserin hat keinen Blick für die Tiefe des menschlichen Herzens, namentlich für die bösen Partieen darin, was uns freilich aus solchen schöngeistigen Kreisen nicht Wunder nimmt, aber sie ist auch nicht gerecht und gewissenhaft im Gebrauch der Quellen. Von der Heldin werden wenige schriftliche Conceptionen mitgetheilt; es ist nicht wahrscheinlich, daß deren nicht mehr vorhanden gewesen seyn sollten, dagegen ist dem Buche eine Beilage von Briefen beigefügt, die uns bloß ausgewählt scheinen, um uns zu zeigen, wie man gehuldigt hat, und da hätten wir die von dem Generalsuperintendent M. gern weggewünscht; die Dame ist zu zart gegen das Bild und unzart gegen dessen Staffage gewesen. Wir würden auch dieses Buch in diesem theologischen Blatt nicht zur Anzeige bringen, wenn nicht das Buch uns den Dienst eines Fernglases leistete, mit dessen Hülfe wir in bürgerlich-hochgestellte und ästhetisch-gebildete Lebenskreise hineinsehen können, um in der Ueberzeugung noch gewisser zu werden, wie eitel die Goethesche Ausrede war, daß ein Kunstleben ein Christus-Leben ersetzen könne. Wir haben hier lauter kluge Baumeister, die den Stein verworfen haben, der zum Eckstein worden, und die Täuschung, wie der Jammer ihres Lebens, predigt uns negativ, daß in keinem Andern Heil und kein anderer Name dem Menschen gegeben ist, darin sie können selig werden, denn der Name Jesu Christi. Es wird uns dabei bis zum Handgreiflichen gelehrt, wie verblendet die sind, die meinen, durch Erleichterung der Ehescheidung den Schaden in den Ehen heilen zu wollen; sagt doch die Heldin des Buches am Schlusse ihres Lebens: sie würde keiner Frau rathen sich scheiden zu lassen, und wenn sie auch noch so viel zu erdulden habe. Ja, es ergreift uns ein Entsetzen, wenn wir hören, aus was für nichtssagenden Gründen Ehen von den Gerichten geschieden werden, und ein Widerwille faßt uns an vor diesem ekelhaften Durcheinander von Ehe-Zerwürfnissen, Scheidungen, anderweiter Verheirathung, Bereuung dieser Wieder-Verheirathung und natürlich daraus fließender Bereuung der ersten Scheidung und Versuch zur Wieder-Vereinigung, so daß man meint, einen Haufen Kinder vor sich zu haben, die sich böse und wieder gut werden; vor Allem ist es uns schmerzlich gewesen, den Schöpfer der

durch Körners Lied gefeierten Freischaar, den Helden so vieler Schlachten, den Ehemann unserer Heldin Elise als den Ersten in diesem ehelichen Kinderkreise zu finden. Geben wir zuerst eine Lebensskizze der Gräfin Elise von Ahlefeldt, wie sie sich nach der Scheidung von ihrem Ehemann Adolph v. Lützow mit Bewilligung des Königs von Dänemark wieder nannte, und begleiten und beschließen diese mit einigen Bemerkungen, nennen aber der Kürze wegen die hochgeborene und hochgestellte Frau nur Elise.

Geboren auf dem Schlosse Tranckjör zu Langeland den 17. November 1790, schwebte über dem hoher Dänischer Adelsfamilie entsprossenen Kinde ein guter Engel in der Person einer Pflegerin und Erzieherin Marianne Philippi mit Namen, aus Hamburg gebürtig und mit einem guten Theil der Bürgertugend dieser Stadt ausgestattet; einfach, wahr, in gewissem Sinne häuslich und als Tochter einer freien Stadt dem Adelsstolze in hohen Familien entgegenarbeitend. Das Band zwischen Erzieherin und Pflegekind ist das einzige im ganzen Buche, das Substanz hat und wohlthuend uns entgegentritt; es dauert auch in rührender Weise fort, bis die Pflegerin 72 Jahr alt stirbt und sterbend ihr Pflegekind noch segnet und liebt. Von Religions-Unterricht, der dem Kinde ertheilt sey, hören wir Nichts, dagegen wird die Erzieherin als eine lebhafte Verehrerin Klopstocks gerühmt und ihr Sinn für Schönheit der Natur und die Gabe, diesen Sinn zu wecken, nach Verdienst gewürdigt. Wenn wir darum hier unter den Bildungselementen das vermissen, was das Erste und Letzte ist, so freuen wir uns doch, daß das hochadelige Kind in Deutschen Händen geblieben und nicht unter den Einfluß jener Zwittergeschöpfe gekommen ist, welche halb französisch und halb deutsch jährlich aus den Schweizerthälern herauskommen, um den Namen Bonnen Lügen zu strafen, indem sie mit ihrem flachen, schwatzhaften und vertracten Wesen Kindern aus vornehmen Häusern nur zum Verderben werden können. Der Vater, ein ziemlicher Verschwender, aber Mann der Kunst, der Maler und Musiker in seinem Hause hält, sorgt für Ausbildung zum Gesange, da Elise außer einer sylphidenartigen Gestalt, blauen Augen und blonden Locken noch die Gabe einer guten Anlage zum Singen empfangen hat. So läßt sich Alles trefflich an, hochadeliger Eltern einziges Kind, nach dem Tode ihres Bruders reiche Erbin, ohne Stolz und Härte gegen niedrig Stehende, sinnig, mild, etwas schwärmerisch und einen Typus weiblicher Liebenswürdigkeit nach der natürlichen Seite des Menschen hin darstellend. Funfzehn Jahr alt, geht es nun mit ihr von den Meeresufern, an denen das väterliche Schloß einsam liegt, nach den großen Städten, wie Hamburg und Berlin, und in die Bäder, unter denen Nenndorf damals einen größern Namen hatte als jetzt; was Wunder, daß Freier aller Art das halberwachsene schöne Kind, die reizende reiche Erbin umflattern. Hier stoßen wir auf ein Curiosum; in Hamburg macht der später so berühmt gewordene Hannöversche General Graf Karl v. Alten, der am Tage von Waterloo mit seiner Division nicht wenig zu dem Gewinn des Tages beitrug, damals bereits Oberst und 41 Jahre alt, die Bekanntschaft des lieblichen Mädchens, und, obwohl von Schmerz gebeugt über die elende Lage seines Vaterlandes, kann er es doch nicht unterlassen, als er den Continent verläßt, um in England die berühmte Deutsch-Englische Legion zu errichten, der kleinen Gräfin sein Herz zur Disposition zu stellen und zur geneigten Berücksichtigung zu empfehlen, wenn die Lage seines unglücklichen Vaterlandes eine bessere werden sollte. Der Brief wird wörtlich mitgetheilt. In Nenndorf gelingt es endlich einem aus der Zahl dieser jungen und alten Schmetterlinge; der Glückliche ist Adolph v. Lützow, damals noch ein junger Offizier, der aber schon Wunden aufzuweisen hat, die er im Dienst des Vaterlandes erhalten. Der stürmische Soldat und das romantische Mädchen finden sich, lieben sich, die Mutter hält es mit der Tochter und der aristokratische zähe Widerstand des Vaters, dem Lützows Stellung in der Welt nicht genügt, wird durch Ausdauer und die Macht der Liebe überwunden. Den 20. März 1810 ist Hochzeit. Jetzt erfolgt nun ein dreijähriges eheliches Stillleben, über dessen innern Verlauf wir auch nicht eine Sylbe hören, obwohl hier die Keime zu den spätern Zerwürfnissen schon müssen sichtbar gewesen seyn; ebenso wird weder hier noch an einer andern Stelle gesagt, ob Kinder geboren und etwa verstorben sind, oder ob die Ehe unfruchtbar gewesen ist. Hat dieses seinen Grund in einer Art Prüderie der Verfasserin, oder soll Elise wie Chrimhild durchs Leben gehen, bloß der Kunst lebend, wie Siegfrieds Wittwe die Sorge für ihr Kind Anderen überläßt, um nur ihrem Schmerz und der Rache leben zu können? Das paßt aber zu vielem Andern nicht, wo uns erzählt wird, wie sie in Düsseldorf den Garten pflegt und mit sinniger Sorgfalt Karl Immermanns Zimmer in Ordnung hält. Wir glauben dem Andenken dieses ächt weiblich Deutschen Wesens viel besser dienen zu können, wenn wir in der Kinderlosigkeit die Hauptquelle ihres Unglücks sehen; man denke sich diese liebreiche Seele von Kindern umgeben, so würde sie uns den Gedanken aufnöthigen: die braucht nur Kinder zu haben, denen sie Liebe erweisen kann, um glücklich zu seyn, und obwohl wir ihr Angesicht nie gesehen, kennen wir sie doch besser als die Verfasserin und verherrlichen sie mehr als diese, welche zum Nachtheil des Bildes auf das Verherrlichen ausgeht, wenn wir meinen, Goethe und Schiller, Tasso und Petrarca, Dante und Shakspeare haben die Stelle in Elisens Herzen nicht ausfüllen können, die ein liebendes Kind würde ausgefüllt haben. Die Macht der Mutterliebe, von welcher unser armes Volk mit tiefer Kenntniß der menschlichen Natur sagt: eine Mutter kann eher sieben Kinder ernähren als sieben Kinder eine Mutter, konnte sich in diesem sonst so schön angelegten Leben nicht bethätigen, man suchte Ersatz in der Kunst, diese stieß den einfachen Mann zurück, den keine Kinder an seine Ehefrau banden, und so machte das Leben, das dazu ohne Christus gelebt wurde, bankerott.

Einige leise Klagen wehen uns aus den ersten Ehestandsjahren an, daß Lützow keine feste Stellung im Staate hat und

daß die versprochenen Renten aus Elisens Erbtheil bei der Verschwendung des Vaters und unter dem allgemeinen Druck der Zeit spärlicher eingehen als man erwartet hat, aber dieser dünn aufsteigende Nebel wird durch die Sonne, welche über dem Jahre 1813 aufsteigt, rasch zerstreut und verschwindet wie ein Nichts vor dem großen Gedanken der neu kommenden Zeit. Adolph v. Lützow eilt nach dem Aufrufe des Königs: „An mein Volk" nach Breslau, um seine gefeierte Freischaar: „Lützows wilde verwegene Jagd" aufzurichten, und die edelsten Jünglinge Deutschlands sammeln sich um ihn; Elise nach ächt Deutscher Frauenart weicht nicht von seiner Seite und theilt alle Beschwerden des neu beginnenden Feldzuges; sie steht der Tante der Biographin, der begeisterten Rahel in Nichts nach, pflegt Verwundete, schafft Wäsche und Kleidung für jeden aus der Freischaar, der dessen bedarf und wird von Körner und den übrigen Genossen der Schaar angebetet. Unstreitig die schönste Partie in dem sonst weil ohne Christus armen Leben!

Nach Beendigung des Krieges kommt Lützow zuerst nach Königsberg in Garnison und hier macht Elise die Bekanntschaft mit Johanne Motherby, die damals die Gattin eines Arztes und Mutter von zwei Kindern war, später Mann und Kinder verließ und einem anderen jungen Arzt Johann Friedrich Dieffenbach nachreisete, ohne den sie meinte nicht leben zu können, noch später aber auch von diesem getrennt, mit Philipp Kaufmann, dem Uebersetzer von Shakspeare und Burns, die Welt durchwandelte. Diese Dame wird uns geschildert als von kleiner aber starker Statur, mit scharf geschnittenen, bedeutenden, mehr häßlichen als schönen Gesichtszügen, entschlossen, feurig, von Leidenschaften aufgeregt, aber aufopferungsfähig und voll Herzensgüte. Elise, die blondlockig, blauäugig, sanft, mild, ruhig, heller durchsichtiger Haut und sylphidenartiger Gestalt ist, tritt vor diese Johanne Motherby-Dieffenbach und nach wenigen Minuten ruft diese aus: Wir werden und wir müssen Freundinnen werden.

Wir wundern uns, daß die Verfasserin hier die schönen Worte von Schiller nicht eingeschaltet hat:

Denn wo das Strenge
Mit dem Zarten,
Wo Herbes sich
Und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.

Nach ihrer Anschauung paßten sie durchaus hier, nach unserer Meinung haben wir hier einen Dämon vor uns, der Elise in seine Zauberkreise zieht und dem gegenüber sie unter das Gewicht des Wortes fällt: Schwachheit, dein Name ist Weib. Wie wäre es sonst auch möglich Elise zu begreifen, wenn es S. 76 des Buches, wo uns die erste Landflüchtigkeit dieser Johanne berichtet wird, mit dem Zusatze, daß ihre Freunde sich in Tadel und Mißbilligung von ihr abwandten, von ihr heißt: „Sie hatte ganz andere Begriffe von Freundschaft und bewahrte ihr nur um so treuer ihre Anhänglichkeit, und erwies sich ihr um so eifriger hülfreich und antheilvoll, da sie die Arme bedauerte und dabei fürchten mußte, daß das neue Verhältniß ein unglückliches Ende nehmen würde." Wo ist hier noch ein sittliches Urtheil? Wo ist hier das sonst edlen Frauen einwohnende Gefühl für Anstand, Sitte, Kinderpflege? Frau v. Stein hätte hier sicherlich gestraft (auf die wir hinweisen, da ja Bibel und Kirchenordnung in diesen Kreisen keine Auctorität sind), aber Elise straft nicht, und die Verfasserin scheint mit ihr gleicher Meinung zu seyn. Der Wendepunkt im Leben tritt bald darauf in Münster ein, wohin Lützow von Königsberg in Garnison kommt.

Hier treten uns zwei Erscheinungen entgegen, ein ästhetischer Kreis und eine wahre Epidemie unglücklicher Ehen. Um die angenehme Frau sammeln sich Bildung liebende und Bildung suchende Persönlichkeiten: Henriette Paalzow, geb. Wach, später Schriftstellerin, Schulrath Kohlrausch, Consistorialrath Möller; hier kommt man zusammen, lieset mit einander, trinkt ästhetischen Thee, wie Heine sagt; es dauert auch nicht lange, so findet sich ein Träger und Mittelpunkt des Ganzen, Karl Immermann, der als Auditeur nach Münster gesetzt wird. Der angehende Dichter trägt hier die ersten Erzeugnisse seiner dichterischen Muse vor und wenn Goethe's Tasso nach Rollen gelesen wird, so ist er nach Stimme und Feuer der wirkliche Torquato Tasso, während in Elise die edele Eleonore des Goetheschen Schauspiels gleichsam verkörpert erscheint. Der Ehemann Lützow, ein einfacher Soldat, „gutmüthig und brav und nicht ohne natürlichen Verstand," paßt für diesen Kreis nicht, es stellt sich heraus, „daß er seiner Frau nicht ebenbürtig ist an Geist, Bildung, Feinheit"; das betrübt schon, aber gesteigert wird dieses, als es bald darauf unglückliche Ehen in den Familien- und Freundinnen-Kreis hinein regnet. Der Vater, schon früher Wittwer geworden, hatte sich mit einer Frau verheirathet, die ihm ganz ungleich an Stand, Alter und Erziehung, und wenig seiner würdig war; er hat sich später auch getrennt und ist einsam für sich gestorben. Lützows Bruder Wilhelm verlobt sich und Elise sieht mit stiller Wehmuth voraus, daß die künftige Gattin für ihn nicht paßt, wenn sie gleich nicht ahnt, daß diese „unpassende" Braut später ihre Stelle einnehmen sollte. Johanne Motherby verließ eben ihren Mann und ihre Kinder, um Dieffenbach nachzureisen. Henriette Paalzow lebt in höchst unglücklicher Ehe und endlich kommt noch ein Vetter aus Dänemark zum Besuch, der Zerstreuung gegen häuslichen Verdruß sucht und im Begriff steht, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Bald sollte auch Elisen's Katastrophe kommen. Karl Immermann, in dem Johanne Motherby bei einem Besuche in Münster eine Neigung zu Elisen bemerkt hatte, wird nach Magdeburg versetzt und schreibt von dort begeisterte Briefe; unstreitig das Schönste unter den Beilagen der Biographie, und Elise sucht Zerstreuung unter Blumen, Büsten, Büchern, am Schreibtisch und Stickrahmen, da erhält Lützow Besuch von einem alten Kriegskameraden und plaudernd im Garten sitzend

und alter Zeiten gedenkend, kommt die Rede darauf, daß Lützow, der anwesende Freund und noch zwei andere Offiziere sich als junge Leute verabredet hatten, reiche Frauen zu heirathen und in ziemlich derben Scherzreden wird dazu bemerkt, daß alle vier nicht an ihr Ziel gelangt seyen, zwei sind unvermählt geblieben und die anderen beiden haben mit ihren Frauen nicht so bedeutendes Vermögen erhalten, als sie erwartet. Unter den Letztern ist auch Lützow. Diese Entdeckung ist für Elisens Herz ein Dolchstich; solche Motive bei Lützow zu wissen, als er um ihre Hand bat, als sie den hartnäckigen Widerstand des Vaters, von reiner Liebe getragen, bekämpfte und nach langem Kampfe überwand, wer hätte das ahnen können? Hier ist die Biographin mit ihrer Heldin durchaus einverstanden, aber wir fragen, wo bleibt die kluge Frau? Sollte sie bis dahin in den zwölf Jahren der Ehe nicht tiefer in das Herz ihres Ehemannes hinein geblickt haben, um zu sehen, daß da nicht Alles so ist, wie das romantische Mädchen geträumt hat? Hat der seit Adams Sündenfalle dem menschlichen Geschlechte eingepflanzte Egoismus, sey er nun grober oder feinerer Art, der einsichtigen Frau an ihrem Ehemanne verborgen bleiben können? Es ist der Fluch des Rationalismus, daß er den Menschen in der Dummheit über das eigene wie das Herz des Nebenmenschen erhält. Es soll aber mit der armen Frau bald noch schlimmer kommen. Im Jahre 1824, als Immermann nach Magdeburg an das Oberlandesgericht versetzt ist und von dort Briefe auf Briefe schreibt, geräth Lützow in die Netze eines koketten Weibes und rückt nach einigem Zögern endlich mit dem Wunsche heraus, durch Eingehung einer Ehe mit derselben sein Glück fest begründen zu wollen. Ob das Verhältniß von Elise zu Immermann zu diesem Entschlusse beigetragen hat, wird nicht gesagt, aber ohne störenden Einfluß ist es gewiß nicht geblieben. Wenn wir darum uns Elise so arglos und unschuldig denken wollen, wie wir nur können, so müssen wir ihr doch zurufen, weil geschrieben steht: Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr seyn und weil Du einmal Dich entschlossen hattest, eine Soldatenfrau zu werden, so mußtest Du Alles vermeiden, was den Soldaten Dir entfremden und zurückstoßen konnte; Dein Herz, das durch Eid und Schwur gebunden war, durfte sich dieser belletristischen Genossenschaft mit dem letzten Wurzelausläufer der Romantik nicht so hingeben, daß Dein Ehemann auf den Gedanken kommen konnte, der Schöngeist sey Dir lieber als der einfache Soldat. Ohne dieses Mittelglied in der Kette der Begebenheiten, über das die Verfasserin schweigt, und bloß von Nicht-Ebenbürtigkeit von Seiten Lützows redet, ist der ganze Vorgang nicht erklärlich. Elise ist rasch entschlossen, dem vermeintlichen Glücke ihres Ehemannes nicht hinderlich zu seyn, und will sich ihm opfern (ob das wohl so ganz wahr ist?), die Scheidung wird eingeleitet, und obwohl die Familie sich bemüht, dieselbe aufzuhalten, um ein Aergerniß abzuwenden, so erfolgt doch unter dem 22. April 1825 das Erkenntniß in dem Ehescheidungs-Processe, dessen Gründe sehr bezeichnend sind. Es heißt darin: obgleich diese Ehe anfangs glücklich war, so ward doch der eheliche Frieden durch verschiedene Ansichten von der Welt und dem menschlichen Leben gestört. Keinem Theile ist ein Uebergewicht der Schuld beizulegen. Beiden Theilen ist die Wiederverheirathung in unverbotenen Graden gestattet. Kostbare Entscheidungsgründe auf christlichem und kirchenrechtlichem Gebiete! „Verschiedene Ansichten von der Welt und dem menschlichen Leben" können ein Rechts-Verhältniß über den Haufen werfen, „verschiedene Ansichten von der Welt und dem menschlichen Leben" bilden eine Instanz gegen das: „Was Gott der HERR zusammen fügt, das soll der Mensch nie trennen?" Schande der Kirche, die sich solche Scheidungs-Wirthschaft hat aufnöthigen lassen!

Nachdem das Gericht diesen Spruch gethan und Trennung der Eheleute erfolgt ist, wünscht Immermann feurig sich mit Elise zu verbinden, aber sie weist seine Anträge jetzt wie später wiederholt zurück, nicht in Rücksicht auf das Mißverhältniß der Jahre (sie war sechs Jahre älter als er), denn weibliche Anmuth und Bildung konnten dieses ausgleichen, sondern, wie die Verfasserin bemerkt, weil sie trotz seiner feurigen Wünsche fürchtete, sie könnte ihm später eine Fessel werden, wobei sie ein treffendes Ahnungsvermögen geleitet hat, bei dem wir dann freilich wiederum nicht begreifen, wie die spätere Verlobung Immermanns ihr Leben hat so knicken können. Also aus der Heirath wird Nichts, aber Elise entschließt sich und damit beruhigt sich auch vor der Hand Immermann, ihm nach Düsseldorf, wohin er als Landgerichtsrath versetzt wird, zu folgen. Hier wird später ein gemeinsames Haus bezogen, Elise pflegt den Garten, schmückt das Arbeitszimmer ihres Freundes und erhält es in sinniger Ordnung, und der Freund bringt seine Erholungsstunden in den Räumen der Freundin zu. So wird das häusliche Leben beschrieben, aber seine Reize werden weit überwogen durch das Kunstleben, das sich hier rasch entwickelt. Ein wahrer ästhetischer Himmel geht über dem Paare auf. Unter Schadows Auspicien sammeln sich Maler, wie Lessing, Hildebrandt, Bendemann, hierzu kommen Dichter wie Friederich von Uechtritz, hier wird nach Rollen gelesen Iphigenie, Wallenstein, König Johann, Romeo und Julie, hier trägt Immermann seinen König Oedipus und Oedipos auf dem Kolonos vor; hier bildet sich bald ein Theater, auf dem die größten Künstler der Zeit zu spielen, für eine Ehre halten. Herz, was begehrst Du mehr? reines Kunstleben, Jünger und Jüngerinnen der Kunst reihen sich an einander wie die Blumen in einem Kranze! Wir sind durchaus nicht gemeint, der Kunst ihre hohe Bedeutung und

bildende Macht herabsetzen zu wollen, und fällt uns nicht ein, jene Düsseldorfer Kreise, in welchen so bedeutende Männer zur Ehre unsers Vaterlandes Anregung und ihre Richtung empfangen haben, zu verkleinern, aber wir vermissen hier wieder den alleinigen Namen, durch welchen wir können selig werden, und werden dieses nur zu bald gewahr durch die schauerliche Episode des Dichterlebens von Grabbe, das hier in das Buch eingeflochten ist, und erschrecken, wie bald nachher zum zweiten Mal Elisens Himmel einfällt. Nachdem dieses Leben eine Reihe von Jahren gewährt und auch den Wechsel menschlicher Dinge erfahren hat: Schadows Fanatismus hat mitunter Störung veranlaßt, Mitglieder sind gestorben oder haben andere Lebenskreise gefunden, das Theater ist aus Mangel von Zuschüssen von Seiten des Staats eingegangen und Elise hat die Heiraths-Anträge Immermanns, so feurig sie auch gewesen, zurückgewiesen, lernt Letzterer auf einem Familienfeste in Magdeburg ein junges Mädchen kennen, Marianne Niemeyer, der Familie des berühmten Kanzlers angehörig und findet den Verkehr mit dem achtzehnjährigen Mädchen so pikant, daß er nach seiner Rückkehr nach Düsseldorf sofort an sie schreibt. In dem Kreise von Elisens Familie, um dieses nachzuholen, hat sich auch Manches verändert; ihr Vater ist gestorben und sie einigt sich mit ihren Vettern über die Erbschaft, indem sie sich mit einer Apanage abfinden läßt, die ihr aber für ihre Lebenszeit einen anständigen Unterhalt gewährt, setzt auch im Edelmuth ihrer Seele davon zuerst ihrer alten Pflegerin Marianne Philippi einen Jahresgehalt aus; ihr früherer Ehemann Lützow hat ihr die reuigsten Briefe geschrieben, hat aber, mit aller Welt zerfallen, am 4. Dec. 1824, erst 52 Jahr alt, sein Leben beschlossen; aus der Heirath mit der koketten Frau war Nichts geworden, dagegen hatte er die geschiedene Ehefrau seines Bruders Wilhelm geheirathet, die Elise schon bei der Verheirathung mit ihrem Schwager als für diesen nicht passend erklärt hatte, hatte sich von der zweiten Frau wiederum getrennt und war voll Verdruß über dieses Alles und über Zurücksetzung im Commando plötzlich am Schlage gestorben. Johanne Motherby hatte es auch bei ihrem zweiten Ehemanne Dieffenbach nicht aushalten können und hatte an dem schon genannten Philipp Kaufmann einen Lebenshalt und Hort in Berlin gefunden; später hat sich im März 1846 dieser Lebenshalt in Paris selbst entleibt!

Nachdem nun Karl Immermann, wie schon gesagt, Correspondenz mit Marianne Niemeyer eröffnet, liest er eines Abends Elise ein Gedicht vor, nach dessen Beendigung diese sehr scharfsichtig bemerkt: Ich glaube, daß Sie die, an welche dieses Gedicht gerichtet ist, noch einmal heirathen werden. Wenn der Psalmist sagt: Ich sprach in meinem Herzen, alle Menschen sind Lügner, so trifft das hier auch auf den Dichter zu, er läugnet allen Grund zu dieser Vermuthung. Währenddem muß das gefeierte Düsseldorf Etwas vom Krähwinkel an sich gehabt haben, man spricht schon in allen Häusern von Immermanns Verlobung und Elise weiß von Nichts; endlich, nachdem er sich brieflich mit Marianne verlobt hat, muß doch der Fuchs zum

Loche heraus; er hat aber nicht den Muth (und warum hatte er ihn nicht?) diese Verlobung Auge gegen Auge Elise einfach zu sagen, sondern schreibt den Vorgang auf und legt den Zettel auf seinen Schreibtisch, den diese jeden Tag ordnet. Die Verfasserin findet dieses ganze Verhalten von Immermann ungeheuerlich verletzend und kränkend für Elise, die zwölf Jahre bloß für ihn gelebt und nun „der einfachen Jugendlichkeit eines Kindes zum Opfer bestimmt wird.“ Elise selbst schreibt vernünftiger hierüber, wenn sie sagt: Immermann hat mehrere Mal seine Hand mir angeboten, ich habe sie ausgeschlagen, und nun heirathet er, das finde ich in der Ordnung, aber die Art, wie er es gethan, kränkt mich; aber das gänzliche Abbrechen alles Verkehrs mit dem früheren Freunde verräth doch eine allzu große Empfindlichkeit. Wir sagen, daß uns Immermanns wenige Offenheit durchaus mißfällt, daß wir sein Läugnen und seine krummen Wege verdammen, aber beide Damen sollten nicht vergessen, daß sie es mit einer aufgeregten Dichternatur zu thun haben, bei der sich Gegensätze im Leben so häufig finden; in Kreisen, wo auf die Vergötterung des Natürlich-Schönen hingearbeitet wird, sollte man es bei einem Menschen von Fleisch und Blut natürlich finden, wenn es auch gerade nicht schön ist, daß ein stürmischer Dichter, der bisher von einer alternden weiblichen Liebenswürdigkeit gefesselt ward, einen Sprung thut zur Jugendfrische hinüber, wenn diese auch geistig weniger begabt ist. Diese Natur, die sich in Sprungweisen ergeht, zeigt sich auch bald nach der Verheirathung mit Marianne, die in der Bildergallerie zu Dresden sich nicht begeistern kann und über einer Tiekschen Vorlesung ermüdet, so daß Immermann, voll Verwunderung, daß dieses möglich gewesen, schmerzensvoll ausruft: solche Gleichgültigkeit wäre bei Elise unmöglich gewesen. Hier thut der junge Ehemann seiner Frau höchst Unrecht, wie die beiden Damen dem sich verlobenden Dichter Unrecht gethan haben; Dichter haben ihre Lichtseiten und ihre Schattenpartieen, und wenn man die einen sieht und sich dafür begeistert, soll man nicht meinen, daß die andern nicht da sind. Ich glaube sogar, wenn wir mit der Verfasserin das „Opfern der geistreichen Elise zu Gunsten der einfachen Jugendlichkeit“ als etwas rein Böses ansehen wollen, wir hier doch den sündigen Dichter mit dem Worte St. Pauli wenigstens unter ein gelinderes Gericht stellen können, wenn dieser sagt: Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Aus diesem innerlichen Kampfe erklärt sich auch die Beklommenheit, mit der Immermann, nach Aussage der Verfasserin, zum letzten Mal die Hand anbietet, ehe er um Marianne wirbt, und Elise hat ja bei den feurig ausgesprochenen Wünschen nach ehelicher Vereinigung diese abgewiesen, weil sie bei dem Naturell des Bewerbers ahnte und fürchtete, sie könne ihm dann einst eine „Fessel“ werden. Der Fall ist nun eingetreten und sie hätte sich eben so großartig zu dem Vermählten stellen sollen, wie sie sich nach dem rasch folgenden Tode des in Armuth gestorbenen Dichters und Freundes zu der Wittwe und dem verwaiseten Kinde stellte.

Hiemit schließt das Leben unserer Heldin der Hauptsache nach ab, über eine Bemerkung der Verfasserin am Schlusse dieser Katastrophe haben wir noch zu rechten. Sie bedauert und wir mit ihr, daß Elise, die sich bis dahin ganz besonders gut äußerlich conservirt, von jetzt an leiblich verfällt und hinfällig wird, aber dabei das seltene und schöne Beispiel gegeben, daß eine Frau mit Anstand und Anmuth alt werden könne. Hat denn die Dame nicht Moritz Wagner und Friedrich Bodenstedt bei ihren Fahrten durch den Kaukasus zugehört, was sie über die schönen Circassierinnen bemerken, was ihre Nähe für den Gebildeten für eine Pein ist und wie bei uns eine Großmutter in ihrer Haube, mit ihrer Mütterlichkeit, Lebensweisheit und Sorge für ihre Kinder einem jungen Manne die wohlthuendste Erscheinung darbieten kann? Hat sie auf den vielen Bildergallerien, die sie sicherlich besucht hat, nicht die Deutschen und Niederländischen Kunstwerke beachtet, die eine alternde Mutter in der Sorge für ihr Hauswesen oder eine steinalte Großmutter von spielenden Enkeln umgeben uns darstellen, deren Wirken und Schaffen die größten Meister begeistert hat? Nein, Gott sey Dank, so selten sind solche schöne Beispiele, wo eine Frau „mit Anstand und Anmuth alt wird", bei uns noch nicht, und unsere Deutsche Frauenwelt wollen wir uns nicht so herabsetzen lassen, die vielseitig gebildete Dame scheint doch mit dem reichen Schatze ihres Geschlechts noch nicht gründlich bekannt geworden zu seyn. Wir behaupten, eine Dame, die nicht mit „Anstand und Anmuth" alt wird, ist nie anmuthig und liebenswürdig gewesen.

Doch wenden wir uns zu Elisens letzten Lebensjahren, sie nimmt ihren Wohnsitz in Berlin, verlebt den Sommer auf Reisen und bei liebenden Verwandten und sammelt im Winter Kreise um sich, noch größer als die Düsseldorfer, und fast keine literarische Celebrität und Eminenz Berlins bleibt ungenannt, hebt mit Cornelius und Alexander von Humboldt an und geht bis auf Julius Rodenberg und Emil Palleske herunter. An Goethe's hundertjährigem Geburtstage stellte sie in ihrem Zimmer brennende Kerzen auf und lieset für sich die Iphigenie. Von einer Gemeinschaft mit der Kirche lesen wir Nichts, wir haben schon früher eines für die Liebenswürdigkeit der Dame begeisterten Generalsuperintendenten gedacht und Friedrich Krummacher wird als einer aus dem Celebritäten-Kreise genannt, das sind die einzigen kirchlichen Bezüge, die vorkommen, und dennoch sind die bösen Tage schon da, von denen Salomo spricht, und die Jahre, von denen es heißt: sie gefallen mir nicht, das Leben ist zwei Mal geknickt, es geht rasch zu Ende, was gibt es da für Trost? Die arme Frau schreibt kurz vor ihrem Tode sich nachstehenden Vers des, wie die Verfasserin sagt, edeln Dichters Moritz Hartmann nieder:

Von keinem Leide, wie schwer es sey,
Laß stimmen deine Seele trüber,
Geht auch dein Leiden nicht vorbei,
So gehst doch du vorüber.

Lassen wir den edeln Dichter dahin gestellt und halten uns an den Vers, so möchten wir bei der Vermahnung, die an uns gerichtet wird, die Frage entgegen halten: wie fang' ichs an, daß meine Seele nicht trüber gestimmt wird? In einem andern Verse, den wir kennen, heißt es: Mit unsrer Macht ist Nichts gethan, wir sind gar bald verloren, grade wie unser Herr Christus sagt: Ohne mich könnt ihr Nichts thun. Und nun der trostlose aschgraue Schluß: Geht auch dein Leiden nicht vorbei, So gehst doch du vorüber. Ja das weiß ich, ich gehe vorüber, aber wo gehe ich hin? Hat der „edele Dichter Moritz Hartmann" auch auf diese Frage eine Antwort? O! wahrlich, ein Schmerz durchzieht unser Inneres, wenn eine so edel angelegte Seele, die so viel Herbes im Leben erfahren, zuletzt einsam in der Welt steht „wie der Thurm im Weinberge und die Hütte im Kürbisgarten", ihr und der Ihrigen eheliches Leben ihr mit dem Propheten vorkommen muß „wie eine verheerte Stadt" und keinen bessern Trost am Schluß desselben hat, als diesen jämmerlichen Vers — und sich niederschreibt „du gehst vorüber", was ein Heide und Mameluk sich auch zum Trost niederschreiben kann. Wenn doch der Generalsuperintendent statt der anbetenden Briefe, die die Beilagen zieren sollen, dem armen Geschöpfe die fünf Hauptstücke Lutheri gelehrt hätte, daß Elise am Schlusse des zerbrochenen Lebens hätte mit der Erklärung der siebenten Bitte des Vaterunsers zu der Bitte: erlöse uns von dem Bösen, hätte sprechen und beten können: Wir bitten in diesem Gebete als in der Summa, daß uns der Vater im Himmel von allerlei Uebels Leibes und der Seele, Gutes und der Ehre, erlöse, und zuletzt, wenn unser Stündlein kommt, ein seliges Ende bescheere und mit Gnaden aus diesem Jammerthale zu sich nehme in den Himmel. Amen. Denn das ganze Leben der einsam Sterbenden war trotz gräflicher Geburt, trotz äußerer Reize und künstlerischer Bildung eine Summe von allerlei Uebels Leibes und der Seele, Gutes und der Ehre gewesen, und als das Stündlein kam, war der Lebenshimmel der Ehre und der Kunsthimmel dazu gänzlich eingefallen und statt den Himmel der Gläubigen zu haben, mußte sie sich mit den Worten Hartmanns trösten: Du gehst vorüber. Der Sterbetag war der 20. März 1855.

Das an uns vorübergegangene Leben und besonders sein trostloser Schluß sind keine einzelnstehende Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit, selbst das Leben solcher Helden, die ihre Biographen kürzlich gefunden haben, wie York, Bülow, Müffling, läßt in dieser Beziehung einen elenden Eindruck zurück, sie schließen alle ihren Lauf unbefriedigt, zerfallen mit der Welt, die Jämmerlichkeit aller menschlichen Dinge erfahren habend, unter der Last der leiblichen Gebrechlichkeit seufzend und — ohne Stärkung durch den Glauben an die Erlösung aus dem Leben der seufzenden Creatur und ohne Hoffnung der Erhöhung zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Eine Ausnahme von allen Helden des Jahres 1813 macht nur der Freiherr von Stein; er arbeitet und leidet wie ein Mann und stirbt wie ein Christ. Gr. K. v. H.

Unions-Sünden.

Es war ein feiner und friedsamer Mann, der vor zwei Jahren auf der kirchlichen Conferenz zu Berlin es aussprach, daß die Union nicht gedeihen könne, bevor sie nicht Buße gethan für ihre Sünden. Fürwahr ein Wort, das um so treffender ist, je bedeutender diese Sünden sind. Leider aber ist von der Buße wenig oder nichts zu spüren; ja man meint das Unionswerk sehr werkgerecht auch ohne Buße fördern zu können, was aber bei Gott keine Gnade finden kann. Es ist daher gewiß wohlgethan, damit es nicht immer schlimmer damit werde, an seine Sünden zu erinnern, damit es sich von denselben bekehre, und nicht so hoffärtig verfahre, wie es gegenwärtig der Fall ist. Die erste Sünde ist die Ungerechtigkeit, die sich durch die Parteilichkeit kundgibt, womit Lutheraner und Reformirte im Unionswerk sehr ungleich behandelt und diese ebenso begünstigt, als jene bedrückt worden sind. Wir reden hier nicht von den überaus großen Begünstigungen, welche seit dem Kurfürsten Sigismund die von Westen her in den östlichen Stammländern Preußens sich ansiedelnden größeren und kleineren Colonieen reformirter Einwanderer gefunden haben, indem ihnen von Hofe Hofprediger bestellt und mit stattlichen fixen Gehalten ausgestattet, und Kirchen und Predigerwohnungen ohne Belästigung der Gemeinden ganz aus öffentlichen Fonds ihnen erbaut und unterhalten worden, während die lutherischen Gemeinden ihre Kirchendiener und Kirchengebäude großentheils aus eignen Mitteln zu erhalten haben. Die Ungleichheit geht dabei oft sehr weit, indem für äußerst kleine reformirte Gemeinden Prediger mit großen Gehalten angestellt sind*), während andererseits lutherische Gemeinden von immenser Größe der Theilung ihrer Sprengel und Vermehrung ihrer geistlichen Kräfte auf das Dringendste bedürfen und doch sie aus Mangel an kirchlichen Mitteln nicht erschwingen können. Von diesen und ähnlichen Ungleichheiten reden wir nicht; sie sind meist schon seit längerer Zeit rechtlich begründet und haben daher, zumal man reformirterseits alle Union ablehnt, auch ein Recht auf ferneres Bestehen. Nachdem man aber nach den ersten wohlgemeinten Anstößen zum Unionswerke mit der nicht bloß aus unionistischen, sondern auch aus liturgischen Gründen zur Steuerung individueller Willkür dringend gewordenen Einführung erneuter Agenden vorgegangen war, warum hat man da nur die lutherischen Gemeinden in den Provinzen gedrängt und nicht auch die reformirten, obwohl diese nicht etwa bei ihren alten Agenden geblieben, sondern notorisch sich im Gebrauch neuer und flacher rationalistischen Formulare befanden. Es war weder Gerechtigkeit noch Unparteilichkeit, daß, während man den lutherischen Gemeinden auf alle Weise mit Union und Agende zusetzte, die reformirten meist ganz ihrem Belieben überlassen wurden und daher auch nicht den geringsten Schritt zu einer Annäherung thaten, vielmehr sowohl die Union als die Agende ganz von sich abwiesen. Lutherische Geistliche werden um deswillen zur Untersuchung gezogen, abgesetzt, verbannt; reformirten dagegen wurde darum kein Haar gekrümmt. War das gerecht, war es unparteiisch, war es billig? Gewiß nicht. Als nun durch die Königliche Declaration vom Jahre 1834 die Union zwar als eine Sache des freien Entschlusses, die Agende dagegen als auf allgemeinen Anordnungen beruhend für allgemein verbindlich erklärt wurde, blieben doch die sie trotzdem ablehnenden Reformirten nicht nur völlig unangefochten bei ihren willkürlichen und unkirchlichen Formularen, sondern es geschah auch sonst nichts zur Verbesserung ihres sehr verbesserungsbedürftigen und illegitimen Zustandes, der doch den Trägern des Kirchenregiments nicht unbekannt seyn konnte. Der überall sonst in der Ausfegung begriffene Sauerteig des Rationalismus blieb in den Formen und Formularien, Gesangbüchern und Katechismen der zerstreuten reformirten Gemeinden in den östlichen Provinzen immer noch ungestört sitzen, während das Bessere, was die Agende ihnen hätte bringen können, constant abgewiesen wurde. Wie streng wäre man hiegegen bei Lutheranern verfahren und wie nachsichtig verhielt man sich gegen die begünstigten Reformirten. So klar ihr Widerstreben gegen die Königlichen Intentionen vorlag, so geschah doch nichts dagegen, sondern es geschah ihnen vielmehr immer mehr Vorschub. Die weit zerstreuten Gemeinden, die sich mit der Zeit wohl an die sie umgebenden Diöcesan-Verbände angeschlossen hätten, wurden nicht nur durch eine besondere Inspection näher unter sich verbunden, sondern es wurden auch die längst verjährten Classical-Convente zu engerer Verbindung der Prediger und Gemeinde-Aeltesten auf Königliche Kosten wieder hergestellt und diesen Conventen die Ausarbeitung einer neuen Agende, mit Hintansetzung der allein berechtigten von 1829, überlassen und andere, ihre früheren Befugnisse weit übersteigende Functionen. Daß sie dies fleißig und treulich zu erneuter Befestigung in ihren confessionellen Eigenthümlichkeiten benutzten, ist ihnen nicht zu verdenken. Es soll auch das nicht als Ungerechtigkeit angeklagt werden, daß man ihre reformirten Sonderbestrebungen nicht hinderte, vielmehr sie bereitwillig förderte, wohl aber dies, daß man gegen die Lutheraner in entgegengesetzter Weise verfahren ist und nur mürrisch und abgünstig sich zu den nothwendigsten Concessionen gegen sie verstanden hat. Solche Parteilichkeit, oder auch nur der Schein derselben hätte bei der eigenthümlichen Lage der Preußischen Verhältnisse am meisten vermieden werden müssen. Durch sie ist dem Mißtrauen, als läge im Hintergrunde der Union doch nur die Absicht, die Lutherische Kirche in Preußen reformirt zu machen, am meisten Nahrung gegeben, und für die Union, welche nur zweiseitig, aber nicht einseitig seyn kann, ist, nachdem die meisten reformirten Gemeinden sie entschieden abgelehnt, doch nichts erreicht worden. Jene Ungerechtigkeit also, die nicht einmal, was dem einen recht, dem andern auch billig seyn läßt, möge man daher doch ja nicht fortsetzen, sondern sie abthun und Buße dafür thun, wie auch für andere demnächst noch zu rügende Unionssünden, so wird es besser werden. Wo nicht, so wird es immer schlimmer werden, und die unbußfertige Union unter dem göttlichen Mißfallen immer tiefer sinken, wenn auch nicht in der Ehre vor der Welt, so doch in der Ehre vor Gott in der Höhe. Darum wird auch durch sie nicht des Friedens im Lande, sondern nur des Unfriedens immer mehr werden, wie sie denn jetzt auch schon überall, wo sie mit ihren Zweideutigkeiten sich aufdringt, eine Friedensstörerin geworden, während es stille ist, wo sie stille bleibt. Gott wolle uns vor der Unions-Zwietracht behüten, mit den Häuflein der Reformirten aber, wenn auch nicht in Hausgemeinschaft, so doch in freundnachbarlicher Eintracht erhalten.

*) In Küstrin soll eine reformirte Gemeinde von kaum 100 Seelen bestehen, deren Prediger mit 1200 Thalern besoldet ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 1. December. № 96.

Ueber Kirchenzucht.

Kirchenzucht kann nicht dadurch ins Leben gerufen werden, daß man einzelne disciplinarische Verfügungen alter Kirchenordnungen wieder auffrischt. Es ist das nicht ohne Nutzen, trägt aber fürs Ganze wenig aus. Es ist höchstens als Abschlagszahlung zu betrachten. Die Hauptsache ist, daß der göttliche Grund der Kirchenzucht sowohl von denen, welche sie zunächst handhaben sollen, d. i. den Pastoren, als von den Gemeinden wieder im Glauben ergriffen wird. Dieser Grund ist das Schlüsselamt, „ein Amt und Gewalt, der Kirche von Christo gegeben, zu binden und zu lösen die Sünde." (Schmalk. Art. III. 7.) Das Schlüsselamt muß zunächst in seiner göttlichen Vollmacht von den Pastoren wieder anerkannt werden, und jeder Pfarrer von der Wahrheit der Worte Luthers überzeugt seyn: „So haben wir nun aus Christus Befehl diese zween Schlüssel. Der Bindeschlüssel ist die Macht oder Amt, den Sünder, so nicht büßen will, zu strafen mit einem öffentlichen Urtheil zum ewigen Tod, durch Absonderung von der Christenheit. Und wenn solch Urtheil gehet, ist's eben so viel, als urtheilete Christus selbst; und so er so bleibet, so ist er gewiß ewiglich verdammt. Der Löseschlüssel ist die Macht oder Amt, den Sünder, so da bekennet und sich bekehret, loszusprechen von Sünden und ewiges Leben wieder zu verheißen, und ist auch so viel als urtheilete Christus selbst. Christus spricht, was ihr bindet auf Erden, soll gebunden seyn im Himmel, und was ihr löset auf Erden soll los seyn im Himmel. Er verpflichtet und verbindet sich damit an unser Werk, ja er befiehlet uns sein selbs eigen Werk. Warum sollten wirs denn ungewiß machen oder umkehren und vorgeben, er müsse vorher binden und lösen im Himmel? grade als wäre sein Binden und Lösen ein anderes, denn unser Binden und Lösen auf Erden, oder als hätte er andere Schlüssel droben im Himmel, denn diese auf Erden, so er doch deutlich und klärlich sagt, es seyen des Himmels Schlüssel und nicht der Erde Schlüssel. Meine Schlüssel, spricht er, sollt ihr haben und sollt sie hier auf Erden haben. Er kann ja nicht über und außer diesen Schlüsseln des Himmels noch andere Schlüssel haben, die nicht im Himmel, sondern über oder außer dem Himmel schließen sollten; was wollten sie daselbst schließen? Sinds nun des Himmels Schlüssel, so sinds nicht zweierlei, sondern einerlei Schlüssel, die hier auf Erden und droben im Himmel schließen; einerlei Binden und Lösen hier auf Erden und droben im Himmel." (Von den Schlüsseln.) Gegen diese rechte, biblische Lehre hat der feinere wie der grobe Rationalismus seine Waffen gerichtet und es ist ihm gelungen, sie zu verdunkeln und zum Theil aus dem Bewußtseyn unserer Zeit gänzlich zu verdrängen. Man hat das Urtheil Gottes und das Urtheil der Kirche absolut von einander getrennt, und, da das letztere ohne jenes in sich nichtig ist, der Kirche zuletzt Nichts von dem Schlüsselamt gelassen, als die bloße Verkündigung, daß Gott die Schlüssel des Himmelreichs besitze, auf- und zuschließen könne. Man hat die Macht und Gewalt, welche der Herr seiner Kirche übertragen hat, im Unglauben nicht acceptirt, sondern sich damit begnügt, die Menschen auf die Macht und Gewalt, die Gott weit, weit von uns im Himmel besitze, hinzuweisen. Es ist der Kirche, in wesentlicher Entleerung ihrer Machtvollkommenheit, das Amt, Sünde wirklich zu vergeben oder zu behalten, genommen, und sie auf die bloße Predigt beschränkt, daß überhaupt eine Sündenvergebung u. s. w. vorhanden sey, die sich der Einzelne subjectiv aneignen könne. So sagt schon die Conf. Helv. II. c. 14. Hier findet sich von dem festen Glauben an das Wort Christi und seinen bestimmt und klar formulirten Auftrag Matth. 16, 19. 18, 18, wie ihn die lutherischen Confessoren bekennen, Nichts mehr. Was dann von Kirchenzucht noch übrig bleibt, ist weiter nichts anderes, als die Berechtigung der christlichen Gemeinde, gegen ihre Glieder eine gewisse äußerliche Disciplin zu üben, wie solche Berechtigung aus jedem Gesellschaftsvertrage irgend welcher Art sich ebenso gut herleiten läßt, gleich als ob die Kirche, wie es das Collegialsystem auch annimmt, nur wäre „eine freie Gesellschaft, die unter keiner Macht steht, als unter dem Willen der einzelnen frei verbundenen Glieder." Stehet es so, dann allerdings kann das Schlüsselamt dem Gewissen gegenüber sich nicht mehr als ein Ausfluß der königlichen Gewalt Christi zur Gnade oder zur Strafe erweisen, den frommen Christen zum großen Trost, den Sündern zum heilsamen Schrecken, als eine Burg und Mauer wider die Bösen; dann sinkt die Kirchenzucht herab zu einem ordinären Werk kirchlicher, und nach unsern staatlichen Verhältnissen, machtloser Polizei Maßregelung; sie kann dann nicht wie Nathan zum Könige David reden: „So spricht der Herr, der Gott Israels", sondern kann nur im Namen einer menschlichen Gemeinde, ge-

tragen von dem zufälligen Gemeindegeiste, auftreten, und jeder, der einer andern subjectiven Meinung angehört, als sich grade in der Gemeinde geltend macht, kann das etwa gegen ihn ergehende Urtheil, ohne Schaden seines Gewissens, beliebig verachten. In den Ländern oder Kirchengemeinschaften, wo zwar nach der herrschenden Lehre das Schlüsselamt seine reale Bedeutung verloren und nur eine signative behalten hat, mag darum eine solche polizeiliche Kirchenzucht etwas Gewaltiges und Imponirendes besitzen, weil sie in fortgehender Nachwirkung der früheren religiös-strengen Zeiten und durch lange Dauer und Ehrwürdigkeit des Alters die Gemüther fesselt; aber in unsern Gegenden, wo ihr in neuer Auffrischung und ohne alle tiefere Begründung jene Momente abgehen würden, möchte sie nur eine höchst kümmerliche Rolle spielen.

Wie die Sachen jetzt bei uns stehen, bei der tief und weit greifenden Verdunkelung der Lehre vom Amt der Schlüssel, ist es nicht zu verwundern, wenn der Rationalismus sich in dieser Beziehung einer ziemlich sichern Position in praxi erfreut. Ihm gegenüber wagt der Bindeschlüssel sich nur sehr schüchtern hervor, z. E. in der Abmahnungsformel bei der Beichte; der Löseschlüssel hat großentheils einer in allgemein bedingter Form gehaltenen Verkündigung der göttlichen Gnade für alle bußfertigen und gläubigen Herzen Platz gemacht. Irgend einen Schritt weiter auf das Gewisse hin zu gehen, fürchtet sich Alles, was unter den Pastoren schwach-, halb- oder ungläubig ist. An die Stelle der Glaubenszuversicht und des Glaubensgehorsams, wodurch man den Worten und Verheißungen des Herrn traut und ihnen folgt, hat sich eine falsche, aus dem Zweifel stammende Demuth gesetzt, man wolle und dürfe doch nicht an Gottes Statt handeln. Nach diesem Princip kann man auch Taufe und Abendmahl ungewiß machen und zweifeln, ob der Täufling wirklich die Taufe, der Communicant wirklich das h. Abendmahl erhalten habe — und wird solche Consequenz denn nicht in der That vielfach vollzogen? An die Stelle sittlichen Ernstes tritt, weil man sich gewöhnt, Gottes Wort immerdar dem schwankenden subjectiven Ermessen zu unterwerfen, ein sittlicher Indifferentismus, der Feind aller und jeder Zucht, der sich aber fein mit der Maske evangelischer Liebe, einer sogenannten weitherzigen Gesinnung zu schmücken versteht. Der Eifer um des Herrn Ehre, der in der Kirchenzucht hervortreten soll, wird verdrängt von fleischlicher Friedensliebe, die namentlich vor Allem, was in der Welt Gut, Ehre, Macht, Ansehen besitzt, servil sich beugt, und gern zum Motto nimmt des Erasmus Worte an den Römischen Legaten Campegius: Malo hunc qualis qualis est rerum humanarum status, quam novos excitari tumultus, qui saepenumero vergunt in diversum atque putabatur. Vor Allem aber müssen diejenigen, welche sich in rationalistischer Verflachung überhaupt gegen Lehrunterschiede als menschliche Auffassungen einer und derselben Sache, gleichgültig verhalten, den Bindeschlüssel perhorresciren, weil nicht geleugnet werden kann, daß eine Hauptanwendung desselben in Verwerfung der Irrlehren und der unverbesserlichen Irrlehrer besteht. Der, welcher die offenbaren Werke des Fleisches gerichtet wissen will, spricht auch: So euch jemand Evangelium anders predigt, denn das ihr empfangen habt, der sey verflucht (Gal. 1, 9); und übergibt die Irrlehrer, Hymenäus und Alexander, welche am Glauben Schiffbruch gelitten haben und falsche Lehren verbreiten, dem Satan (1 Tim. 1, 20. 2 Tim. 2, 17). Jene Leute müssen ja aber die eigentlich christliche Gesinnung nicht bei den Aposteln suchen, die uns lehren: Der geistliche Mensch richtet Alles (1 Cor. 2, 15), sondern in dem Wort des Socrates, die größte Weisheit sey, zu wissen, daß man von Weisheit Nichts besitze, ein Wort, das bei einer von christlicher Offenbarung nicht erleuchteten Seele allerdings tiefe Erkenntniß bezeichnet, aber von einem Christen nicht gemißbraucht werden darf, damit er Grund habe, immerfort mit Pilatus ironisch spottend zu rufen: Was ist Wahrheit! — Alles dieses tritt im Lager der Kirche unter den Lehrern Israels der gesegneten Führung der Kirchenzucht hindernd in den Weg und muß zuvor durch rechte Erkenntniß des göttlichen Grundes der Kirchenzucht überwunden werden. Nicht minder aber nothwendig ist es, auch in den Gemeinden diese Erkenntniß wieder zur Geltung zu bringen, und zwar einfach aus dem Grunde, weil die Gemeinden nicht lediglich Object, sondern in gewisser Weise mithandelndes Subject der Kirchenzucht seyn sollen. „Denn wie soll man thun, fragt Luther, so man der Schlüssel will recht brauchen, daß es gewiß sey vor Gott? Da hast Du einen gewissen Text, Matth. 18, 15 sagt er, da Christus selbst der Schlüssel Amt also fasset, daß du nicht fehlen kannst, wo du dem folgest; wo du aber nicht folgest, sondern eine neue eigene Weise vornimmst, so wisse auch dagegen, daß du fehlest und die rechten Schlüssel nicht hast. So lautet aber der Text: Sündigt dein Bruder u. s. w. Du höreſt hier, daß es müssen gewisse öffentliche Sünden seyn, gewisser bekannter Personen, da ein Bruder den andern sündigen siehet, dazu solche Sünde, die zuvor brüderlich gestraft und zuletzt öffentlich von der Gemeinde überzeugt sind... Denn die Gemeinde, so solchen soll bännisch halten, soll wissen und gewiß seyn, wie der den Bann verdienet und drein kommen ist, wie hier der Text Christi giebet, sonst möchte sie betrogen werden und einen Lügenbann annehmen, und dem Nächsten damit unrecht thun... So ist eine christliche Gemeinde nicht des Officials Dienstmagd, noch des Bischofs Stockmeister, daß er zu ihr möge sagen: Da Greta, da Hans, halte mir den oder den im Bann... In weltlicher Oberkeit hätte solches wohl eine Meinung, aber hier, da es die Seelen betrifft, soll die Gemeinde auch mit Richter und Frau seyn." Daraus ergibt sich, wie man es zu beurtheilen habe, wenn ein einzelner Pfarrer in Ueberspannung seiner Amtsautorität, wenn auch in guter Absicht, nur nach seinem subjectiven Ermessen und ohne die vorgeschriebene Weise der Admonition inne zu halten, eine Person öffentlich in irgend einer Art von der Kirchengemeinschaft ausschließt. Soll nun die Gemeinde

betheiligt werden, so muß sie zuvor vorhanden seyn. „Eine Gemeinde, sagt aber Nitzsch — System der christlichen Lehre — mit Recht, die Zucht nicht ausüben will oder kann, ist, wenn sie auch viele lebendige Glieder Christi in ihrer Mitte hegt, doch als Gemeinde noch nicht vorhanden, sondern selbst in der Verkündigung und Anhörung des göttlichen Worts nur eine zufällige Versammlung.“ An solchen Versammlungen muß die Kirche ihre organisirende, leibbildende Kraft beweisen; denn die Kirche entsteht nicht durch Summirung der einzelnen Gemeinden, sondern ist die schon vor den Gemeinden vorhandene göttliche Institution, die nur durch die Menschen, die von ihr erfüllt sind und im Gehorsam des Glaubens sich ihr unterordnen, in die Sichtbarkeit tritt. So muß also vor allen Dingen in der Gemeinde, wenn sie als solche sich geriren soll, die göttliche Grundlage der Kirchenzucht, die Lehre vom Schlüsselamt, anerkannt und geglaubt werden. Wie siehet es damit jetzt aus? Man muß eingestehen, diese Grundlage ist im Lauf der Zeit durch die wilden Gewässer des Unglaubens weggespühlt, oder doch unterhöhlt worden. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Lehrer der Kirche selber nicht immer den Glauben an ihr Amt gehabt haben, daß über die Andern große Finsterniß hereingebrochen ist; es ist da nicht zu verwundern, daß die Versuche der Christi Zucht feindseligen Welt großen Fortgang gefunden haben. Es ist von Seiten des materiellen Unglaubens unablässig danach getrachtet, das Fleisch zu emancipiren, es in seine alten heidnischen Rechte wieder einzusetzen, den alten Menschen unter dem gefälligen Titel der Humanität wieder auf den Thron zu bringen. Dem ist man andererseits entgegengekommen, indem man sich bemühte, unter dem ansprechenden Namen evangelischer Gewissens- und Lehrfreiheit dem Geist, der stets verneint, zur Herrschaft zu helfen, unter dem Vorgeben, durch das Recht freier Prüfung den mittelalterlichen Glaubenszwang gänzlich abzuschütteln und so das Werk der Reformation zu vollenden, das Licht des heiligen Geistes durch das Vernunftlicht zu unterdrücken. So hat der ruhelose Geist der Finsterniß seine unheimliche Macht mitten in der Kirche Christi ausgebreitet. Dieser feindselige Einfluß ist auch bei denen, welche sich dem Haufen der Widerwärtigen nicht grade angeschlossen haben, nicht spurlos vorübergegangen. Wie in der Theorie bei den Geistlichen, so ist in der Praxis die Lehre vom Schlüsselamt auch bei den bessern Gemeinden vielfach in Vergessenheit, wo nicht in Verachtung gekommen. Man geht zwar zur Beichte, aber einestheils nur in dumpfer Gewohnheit, ohne eigentliche Erkenntniß von dem Wesen der Absolution, oder um sich zu einer gewissen Empfindung der Reue aufzustacheln, in der falschen, werkheiligen Meinung, diese Empfindung sey die Ursache der Sündenvergebung, nicht das durch die Absolution ausgeschenkte und im Glauben angeeignete Werk Christi; anderntheils sucht man nach Weise eines falschen Pietismus durch besondere asketische Uebung ein subjectives Gefühl der Gnade zu bekommen, das, wenn es vorhanden sey, die priesterliche Absolution eigentlich überflüssig, und wenn es fehle, sie nichtig mache; eine qualvolle Ansicht und gegen den Glauben unserer Evangelischen Kirche: „Sein Wort laß dir gewisser seyn, und ob dein Herz spräch lauter Nein, so laß Dir doch nicht grauen“; eine Ansicht, die von Luther in seiner klaren Erkenntniß des göttlichen Heilsweges gestraft wird: „Bleibe Du bei den Worten Christi und sey gewiß, daß Gott keine andere Weise hat die Sünde zu vergeben, denn durch das mündliche Wort, so er uns Menschen befohlen hat; so Du nicht Vergebung im Wort suchest, wirst Du umsonst gen Himmel gaffen nach der Gnade, oder (wie sie sagen) nach der innerlichen Vergebung.“

So hat moderne ungläubige Bildung, Mangel an rechtem kirchlichen Unterricht, falscher, wiewohl gläubiger Subjectivismus sich vereinigt, die Grundlage der Kirchenzucht in den Gemüthern zu zerstören und das eigentlich beichtväterliche Verhältniß des Geistlichen zur Gemeinde, wenn nicht aufzuheben, doch wesentlich abzuschwächen. Ueberall, wo also die innern Bedingungen einer gesunden Kirchenzucht entfernt sind, hieße es auf Sand bauen, dieselben eilig durch eine äußere mechanisch hinzustellende Organisation der Gemeinden zu ergänzen; wo sie vorhanden sind, kann man ihnen freilich dadurch zu Hülfe kommen. Aber wo sind sie vorhanden? Am ersten würde man sie in unsern Landgemeinden suchen, indeß in der Regel vergeblich. Man betrachte doch einmal ihre Elemente, aber nicht mit idyllischem Auge, sondern mit unbefangen prüfendem. Die reichen und vornehmen Grundherren betrachten doch gar zu oft das Predigtamt nur als eine Art höherer Polizei, geeignet durch die Lehre der heiligen Schrift den rohen Haufen im Gehorsam gegen die bestehenden socialen Einrichtungen zu erhalten, an die sie selber durch ihr persönliches Interresse geknüpft sind und an deren Respectirung ihnen naturgemäß Alles liegt. Solche ganz untergeordnete und klägliche Ansicht steht aber aller richtigen Erkenntniß von kirchlichem Amt und kirchlichen Pflichten durchaus im Wege nnd macht es sehr erklärlich, wenn ein Patron seinen Pfarrer nur für einen von ihm angestellten aber nicht von ihm absetzbaren Beamten in seinem Dienste ansieht, keineswegs für seinen Beichtvater. Der bäuerliche Grundbesitzer bildet vielleicht noch den am meisten kirchlich gesinnten Stand. Er hat bisher immer noch mit einer gewissen Zähigkeit und begünstigt durch die Einfachheit und Abgeschlossenheit seiner Lebensweise an den kirchlichen Sitten und Formen festgehalten, und dadurch dem Alles aushöhlenden Rationalismus einen ungemein schätzbaren Widerstand geleistet. Aber man gebe nicht zu viel auf diese Sitten und Formen, wo sie nicht durch den Geist Gottes mit Wahrheit erfüllt sind. Sie täuschen nur zu leicht über die innerliche Abwendung von der Kirche. Man ziehe nur das Eine in gebührende Rechnung: die geringe Willigkeit dieser Leute zu freiwilligen kirchlichen Opfern. Sie sind keineswegs dankbar für die Gabe des Evangeliums, und auch der reichere Bauer genirt sich nicht, wo sein Geldstolz nicht mit ins Spiel kommt, sich in dieser Beziehung möglichst wohlfeil loszukaufen. Diese Gesin-

nung nimmt aber zu, je mehr die moderne ungläubige Kultur auch diesen Stand vergiftet. Vieles trägt dazu bei: schlechte politische Zeitblätter, der immer leichter werdende Weltverkehr, der schädliche Ansichten und Grundsätze nach demselben Gesetz verbreitet, wie der Wind den Samen des Unkrauts, während das edle Getreide mühsam angebaut werden muß. Auch der zunehmende Wohlstand, welcher die Sucht zum Herrenthum mit Hülfe gewinnsüchtiger und dem Landmann schmeichelnder Geschäftsleute übermäßig anwachsen läßt. Solcher Einfluß trägt aber nicht dazu bei, die frühere Ehrfurcht vor Kirche und Pfarrer, den früheren Gehorsam gegen die kirchliche Ordnung zu erhalten. Was nun die Tagelöhner betrifft, so werden sie zwar durch ihre Armuth und die Art ihrer Beschäftigung vor den Wirkungen der modernen Weltbildung wesentlich geschützt, aber sie leben dagegen, namentlich in den herrschaftlichen Dörfern, nur zu häufig in einem Zustand roher Entfremdung von der Kirche, und als eine Stütze kirchlichen Lebens können sie so wenig betrachtet werden, daß selbst der sonntägliche Gottesdienst, wenn er nur auf ihren Besuch angewiesen wäre, einen überaus traurigen Anblick gewähren würde und oftmals kaum gehalten werden könnte.

Man sieht aus dem Ganzen, wie viel Arbeit noch aufgewendet werden muß, ehe an eine segenbringende Gestaltung der Kirchenzucht zu denken ist, und daß man wenigstens diese von einem einfachen Act kirchenregimentlicher Anordnung nicht erwarten darf, man müßte sich denn unter jenem Titel mit Einführung kleiner Maßregeln begnügen wollen. Das oberste Erforderniß ist und bleibt, Personen von kirchlicher Gesinnung, getragen von einem kräftigen Synodalleben. Alsdann aber muß vorzugsweise auf das junge Geschlecht in den Gemeinden das Augenmerk gerichtet seyn, und eine segensreiche Hülfe wäre es, wenn den Pfarrern von den Schulmeistern kräftig in die Hände gearbeitet würde. Glücklich ist der Ort, in dem ein treuer Lehrer wirkt, welchem des Herrn Wort: Weide meine Lämmer! ins Herz gedrungen und dessen Schulstube geheiligter Boden geworden ist. Aber man frage nicht, wie viel es solcher Männer gibt; es wäre gut, wenn sie zahlreicher wären. Man trifft auf dem Lande zuweilen recht armselige Schulhäuser, die mit zerklüftetem Strohdach und wankenden Mauern traurig genug dastehen. Aber kläglicher noch ist der Anblick eines Lehrers, der die ihm anvertrauten Kinderseelen auf eine dürre Weide führet, Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, und der bei allen Verstandesübungen und Schulmeisterkünsten und aller Aufgeblasenheit auf seine Methoden die jungen Kinderherzen todter und immer todter macht. Solcher Mann ist der Kirche keine Hülfe, sondern nur ein Stein des Anstoßes auf ihrem Wege. Alte Schulhäuser kann man mit Kalk und Steinen bauen und bessern, aber eine dürre Lehrerseele, die niemals das Wehen des heiligen Geistes bei sich verspürt hat, ist nicht in so wohlfeiler Weise neu zu schaffen.

Der Geist Gottes aber, der in unserer Kirche so unzweideutig, so mächtig und kräftig sich regt, vermag alle Berge zu ebnen und die tiefen Thäler zu erhöhen, daß ein ebener Weg entstehe; das Evangelium von dem Sohn Gottes hat seine regenerirende Kraft heut, wie vor Alters in gleicher Fülle und wird, wenn es in einfältigem Gehorsam rein und lauter gepredigt wird, seine Verheißungen erfüllen. Aber auf die reine und lautere Predigt kommt es freilich an.

Nachrichten.

Aus einem Schreiben des Past. Huyssen in Xanten an den Herausgeber.

„In der Nachricht über die „kirchlichen Zustände in Elberfeld“ in der Beilage zu Nr. 89 der Ev. K. Z. wird mir eine Aeußerung untergeschoben, die ich nirgendwo gethan habe, die gegen meine Ueberzeugung ist, und die hochachtbare Persönlichkeiten, die vom Rheine herstammenden Pfarrer Elberfelds, wie unserer Provinz überhaupt, unangenehm berühren könnte. Ihr Berichterstatter sagt: „Neulich wurde freilich es von Pastor Huyssen beklagt, daß die Rhein. Provinzialkirche ihre geistlichen Kräfte nicht aus sich selbst erzeugt, sondern die tüchtigsten immer aus dem Norden holen müsse, und so selbst die Union, statt sie aufzubauen, zerstören helfe.“ Die gesperrten Worte sind unwahr und nie von mir gesagt oder geschrieben worden. Was das Uebrige betrifft, so hat der Art etwas allerdings vor wenigen Wochen in der Elberfelder Zeitung gestanden, unter einer Chiffre, bei der Ihr Berichterstatter vielleicht auf mich gerathen hat. Es hieß da, nachdem von dem Mangel an jungen Rheinischen Theologen und von der Möglichkeit die Rede gewesen, daß sich die Rheinische Geistlichkeit aus den östlichen Provinzen rekrutire, weiter also: „Erwägt man aber, daß die aus dem östlichen und nördlichen Deutschland in unsre unirte Rheinische Kirche herübergekommenen jüngeren und älteren Geistlichen bei uns nicht immer mit der wünschenswerthen Bescheidenheit und Achtung vor unsere Institutionen, Kirchenordnung, Gemeindeleben u. s. w. aufgetreten sind, und vielfach ihr streng confessionalistisches und schroffes Wesen in unsre Kirche, nicht zum Segen für dieselbe, haben übertragen wollen, so kann man es nur um so mehr bedauern, daß die westlichen Provinzen nicht selbst ihren wohl vorhandenen Reichthum von geistigen Kräften mehr auch in den Dienst der Kirche und des Reiches Gottes stellen.“

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 4. December. № 97.

Johannes Evangelist Goßner.

Zweiter Artikel.

Goßners amtliche Thätigkeit.

Unsere Auszüge führen uns schon ein in Goßners amtliche Thätigkeit, denn gleich am Ende des Jahres 1796 nach seiner Ordination zum Presbyter, die am 21. post Trinitatis desselben Jahres in Dillingen vom Churfürst und Erzbischof von Trier und Augsburg erfolgte, war er als Hülfskaplan thätig. In Seeg bei dem theuren Fenneberg arbeitete er in großem Segen bis April 1801. Auch in Augsburg ließ der Herr ihn viele Früchte sehen. Dann war er sieben Jahre lang Prediger in Dirlewang von 1804 bis 1811 und seine Thätigkeit war auch dort eine überaus gesegnete. Vielseitige Verfolgungen und Anfeindungen aber nöthigten ihn sein Amt niederzulegen. Von da ab begann sein Wirken in München zunächst als frei resignirter katholischer Prediger. Doch ehe wir dazu übergehen, theilen wir auch aus dieser Zeit einige Auszüge aus seinem Tagebuche mit. Er schreibt unter dem 16. Oct. 1804:

„Ich habe die lieben Freunde und Brüder F. B. L. und S. zu mir eingeladen, weil ich mich an ihnen stärken und in der Liebe zu Christo zunehmen möchte. Da ich ihm so sehr untreu geworden und nun so gnädig wieder von ihm angeblickt wurde, so glaube ich, ich habe es unter Andern auch, und vorzüglich dem Gebete und der Fürbitte der Freunde und Brüder zu danken.

Ich wünschte, daß ich und alle meine Lieben, recht auf Christum erbaut, die erste Liebe wieder erweckt würde in uns und wir mit mehr Uebereinstimmung auf einen Zweck hinarbeiteten, damit nämlich Christus in vielen gestaltet werde, damit das Geheimniß seiner Erlösung und das Geheimniß der Gottseligkeit recht vielen Seelen offenbar werde, Christum zu bekennen, zum Glauben und zur Liebe zu erwecken, daß er als der Seelenheiland, der die Sünde vergiebt und den heiligen Geist mittheilt, die Herzen durch den Glauben reinigt und die Liebe des heiligen Geistes in den Herzen ausgießt; das Feuer anzuzünden (um mit einem Worte Alles zu sagen), das er anzuzünden auf Erden gekommen ist.

Zu diesem Zweck wollten wir uns inniger verbinden, mehr und fester an einander anschließen, kühner, unerschrockener, unermüdeter darauf hinarbeiten, thätiger einander dazu ermuntern, eifriger, unabläßiger beten und fürbitten, zuversichtlicher vertrauen, herzlicher, aufrichtiger sich einander mittheilen und des Herrn Wunder und Gnade offenbaren.

Ich weiß das Alles aber nicht zu machen und erkenne mich als den schwächsten armseligsten, als den offenbar größten Sünder unter Euch und Allen, der dem Herrn am untreusten war.

Mir fällt bisweilen wohl etwas ein: das, was der Herr seinen Jüngern vor seinem Heimgange vorzüglich anbefohlen, sollen wir und ich am allermeisten mir anbefohlen seyn lassen.

1. Das Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Wenn ihr in mir bleibt und ich in euch, so werdet ihr viel Frucht bringen, ohne mich könnt ihr nichts thun.

Vater, daß sie eins sind, gleich wie ich in dir und du in mir, so auch sie eins sind in uns.

Also brüderliche Liebe und Gemeinschaft in Ihm oder das gemeinsame Bleiben in Ihm, das Erfassen und Festhalten seiner in uns würde mit vielen Früchten gesegnet werden vom Vater. Mir fällt

2. ein, wir sollten gemeinschaftlich jetzt und öfter mit einander beten und den Herrn beim Worte nehmen: wo zwei oder drei beisammen oder in Einem übereins kommen u. s. w., — sollten beten jetzt und öfter, daß er uns von seinem Geist gebe, die Bruderliebe schenken und herzlichsten Ernst, Christum mit vereinten Kräften zu verkünden und ihm Zeugniß zu geben.

3. Beten und ringen nach dem Geist der Eintracht; immer weniger auf Andere außer sich und außer uns hinaus zu sehen, sondern nur auf sich selbst, sein Inneres zu sehen, und mit höchster Schonung, Demuth und Sanftmuth der Brüder sich annehmen.

4. Vom Zeitgeist und von der Welt uns weit und ganz zu entfernen und nur beim einfältigen Zeugnißgeben von Jesu zu bleiben, von den Worten und dem offenbaren Geist der Worte in der Schrift nicht handbreit abweichen, sie einfältig nehmen, wie sie liegen.

5. Nie eine Neben-Meinung irgend eines Menschen, auch des frömmsten Schriftstellers herrschend werden lassen und sich darauf setzen, sondern das, was die Schrift und besonders das Neue Testament lehrt, uns als Hauptsache gelten lassen und in Dem bleiben.

Die Brüdergemeinden haben ihre Consistenz nur dem zu verdanken, daß sie in Einem bleiben und nichts nebeneinführen lassen, das macht sie einträchtig und in dieser Einträchtigkeit constant, alle auf Eins hinwirken macht constant und dauerhaft und kräftig. Das Zersplittern taugt nicht. Einfalt und Eintracht entdeckte ich an Allen, die ich sah. Sie schämen sich nicht bei Einem zu bleiben und will keiner mehr und es anders wissen. Sie verharren einmüthig bei ihrem Bekenntniß.

Nur Eins ist Noth, sagt Christus, einfältig vor seinen Füßen liegen, und Paulus will nichts wissen als Jesum Christum den Gekreuzigten, und von Timotheus verlangt er: Behalt im Gedächtniß Jesum Christ den Auferstandenen.

26. October 1804. Am 22. kamen die Brüder, wie ich sie geladen hatte, richtig auf Besuch. Dazu kam noch ungerufen Ch. Sch., der uns auch willkommen war. Heute gingen sie.

Ich danke dem Herrn, der es so leitete und an seiner Gnade dabei es nicht fehlen ließ, der Heiland war doch spürbar bei uns und mit uns. Meine Empfindungen, die ich nach ihrer Abreise nun in mir finde, sind die: Herr laß mich nur den Geringsten aus den Deinen seyn. Wenn ich nur Dir angehöre, nur unter die Deinen gezählt werde von Dir.

2. Wenn nur die Liebe unter uns gemehret wird, der Eifer für den Herrn in uns zunimmt, und Dies kann ich jetzt glauben, hoffen und mit Zuversicht denken, Dies wird werden.

3. Wenn es auch nicht grade so ging, wie ichs im Sinne hatte und nicht erreicht wurde, was ich bezweckte, so glaub' ich doch, es ist einmal ein näherer Weg dazu gebahnt, es ist einmal etwas angefangen und der Herr, der das gute Werk so gesegnet anfing in uns, wirds auch vollenden, fördern und begründen.

29. October. Der Brüderbesuch war nicht ohne großen Segen und Nutzen. Das schreibe ich mit voller Ueberzeugung und inniger eigener Erfahrung und aus dem Zeugniß anderer frommer Seelen, die um mich sind.

Ich konnte an den bestimmten Stunden herzlich im Geist und in der Wahrheit für die Brüder beten und fühlte lebhaft die Kraft des gemeinschaftlichen Gebets. Der heilige Geist betete spürbar mit. Gott sey gelobt!

Gestern den 28. October, als am ersten Sonntag nach dem Brüderbesuch, mußte ich zweimal predigen. Es ist mir beides Mal so gelungen, wie noch nie in meinem Leben. Es äußerte sich eine ganz außerordentliche Kraft, der Geist wirkte mächtig und ungewöhnlich. Ich konnte Zeugniß geben dem Herrn und der Herr wirkte mit, daß einige ganz erschüttert, andere innige Seelen mit einem Strom des Geistes und Friedens erfüllt wurden und beide Theile mich, meine Person (wie sie sagten) ganz aus dem Gesicht und Andenken verloren und Christum statt meiner dazustehen glaubten. Es herrschte eine ungewöhnliche und besondere Aufmerksamkeit in der Kirche, ich weiß aber übrigens noch nicht besonders, was es aufs Volk für Eindruck machte, nur ein Mann äußerte sich: „So hat man nie gepredigt, man muß ihn lieben, weil er so das Wort Gottes verkündet" (da sey aber ganz Gott die Ehre, denn er hat alles Gute bewirkt auf das gemeinschaftliche Gebet der Brüder). Vormittag redete ich über die Tageslosung der Brüdergemeinde. Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig aller Welt Ende, denn Ich bin Gott und keiner mehr. Jes. 45, 22.

Ihr dürft so wie ihr seyd, zum Heiland kommen, und kommt ihr nur, so werdet ihr angenommen. Das ist Gottes eignes Wort, der Prophet hat es unmittelbar aus dem Munde Gottes. Damit ruft Gott einen Jeden, sich zu Ihm zu wenden.

Wenn ein König oder Fürst uns so zu sich einladete, wie würden wir eilen in der süßen Hoffnung, Viel und Großes bei ihm zu erhalten, reichlich von ihm beschenkt zu werden. Was hält uns denn also noch zurück auf den Ruf unseres Gottes, sogleich aufzustehen und zu ihm zu eilen, Er will uns nicht bei sich haben, um mit uns zu rechnen uns zu richten, uns unsere Sünden und Missethaten vorzurücken, zu strafen oder zu verdammen, sondern er sagt: Wendet Euch zu mir, so werdet Ihr selig, ich will Eurer Sünden gar nicht gedenken, Eure Missethaten will ich vergessen, Euch reinigen und selig machen. Also nur der ärgste Feind der Menschheit kann uns zurückhalten. Mit außerordentlicher Kraft und besonderer Stimmung konnte ich einmal rufen: Ich bezeuge also vor Gott dem Lebendigen, der da mich sieht, und vor seinen Engeln und Heiligen, ich bezeuge Euch Allen und einem Jeden insbesondere aus Euch, damit Keiner eine Entschuldigung habe und je sagen könne: Ich wußte es nicht; es wisse es hiermit Jeder aus Euch: Ihr dürft, so wie ihr seyd, zum Heiland kommen, Ihr werdet angenommen, Ihr dürft, so schlimm es mit Euch steht, kühn alle Eure Sünden zu seinen Füßen legen, er nimmt sie ab, er ladet Euch Alle ein, er nimmt Jeden auf und es ist einem Jeden besonders gesagt: Wende Dich zu mir, so wirst Du selig.

30. October. Es ist mir nicht gegeben, Das, was ich am Sonntage predigte, besser nachzuschreiben. Gott wolle nur den Eindruck, den es auf mich, auf die lieben Seelen in meinem Hause und auf das Volk machte, erhalten, verstärken und mit seligen Früchten segnen.

Itta und Victor wiederholen immer, was der Sonntag für ein gesegneter Tag war, wie sie den ganzen Tag über so viel Geist, Leben, Liebe, Freude und Frieden spürten, daß sie glaubten, nun ist das Reich Gottes in uns gekommen, daß sie immer danken, daß Gott die Brüder zusammengeführt und soviel Segen auf ihren Besuch gelegt habe.

Ich muß das Nämliche bekennen. Ich fühlte nie solche Liebe gegen die Brüder und Schwestern, nie solch' ein Leben in Gott und Christo, als wie da.

Dafür sollen den lieben Heiland, dessen Liebe und Verdienst wir es zu verdanken haben, alle Brüder und Schwestern loben, ihm auf ein Neues fester und kühner vertrauen, muthig und freudig fortfahren im Gebet, im brüderlichen Andenken mit der untrüglichen Zuversicht; der Herr ist allezeit dabei, allezeit der

dritte Mann, wo Einige übereinstimmen in etwas. Er stimmt immer auch mit und steht zu seiner Sache. O wie seelerquickend, wie freudig ist das, so was vom Heiland zu wissen und erfahren zu haben. Laßt uns keine Mühe, keinen Eifer, keine Ueberwindung sparen, dies immer mehr und besser vom Heiland zu erfahren.

31. October. Ich habe dieses Jahr die Freude gehabt, viele Gäste zu bewirthen, zuletzt aber die erste und größte aller Freuden, Ihn selbst und Seine Nähe zu spüren im Herzen, an die hundert andere Gnaden angeknüpft waren. Gelobt sey Er. Er ist doch ein wunderbarer Heiland und führt wunderbare Wege.

Es sey mir von nun an nur Alles daran gelegen, daß Christus in mir gestaltet werde, daß der Gerechte in mir und ich in Ihm erfunden werde. Ich will mich immer nur nach dem Zeugniß sehnen, das der Vater vom Sohne gibt, daß er der Gerechte in mir ist, und daß ich also durch Ihn und in Ihm gerecht bin und heilig und selig werde.

Das Zeugniß im Geist, daß Ihn uns der Vater geschenkt, uns Ihn hingegeben habe, daß er also unser sey und wir Ihn haben und in und mit Ihm Alles besitzen und auf Alles Anspruch und Hoffnung haben, was des Vaters ist.

Das Zeugniß kann der Vater im Menschen geben und nach diesem Zeugniß sehne ich mich, daß es immer kräftiger und überzeugender in mir werde. Wer dieses Zeugniß Gottes in sich hat, das der Vater von seinem Sohne zeugt, der ist aus Gott. Wer dieses aber nicht annimmt, der macht Gott zum Lügner.

2. November. Wahrhaftig, der Herr segnet außerordentlich die vorgenommenen Gebetsstunden; wahrlich der Herr hat die Liebe durch seinen Geist in uns ausgegossen. Er will Sein Reich in uns aufrichten, er will uns als die Seinen brüderlich, innig, im Bande seines alle Vernunft übersteigenden Friedens vereinigen. Wie wahr ist es, was Jakobus schreibt: Das einstimmige Gebet, das anhaltende der Brüder vermag viel. Es ist über alle meine Erwartung, mehr als ich begehrte und verstehe, was ich jetzt in diesen bestimmten Zeiten zum Gebet erfahre. Der Herr gibt seinen Geist ohne Maaß und solche Liebesbezeugungen und solche herzliche, liebevolle Gesinnung gegen die Brüder, die stärken mächtig im Glauben, daß Jesus unser Heiland sey, sich wieder zu uns gewendet und uns als die Seinen ansehe. Gelobt sey Sein heiliger Name. Er hat Alles wohlgemacht."

Diese Auszüge werden genügen, um uns ein Bild von Goßners damaligem Seelenzustande zu geben, von seinem Ernst und Eifer im Werk seiner eigenen gründlichen Bekehrung und Heiligung, sowie auch in dem Amte, das die Versöhnung predigt; wie er trachtete, alle möglichen Mittel anzuwenden, die Gottes Wort selbst an die Hand gibt, um eine größere Ausgießung des heil. Geistes auf sich und andere, besonders aber auf seine Gemeinde herabzuflehen. Er ist um diese Zeit schon mit der Brüder-Gemeinde bekannt geworden und hat Zinzendorfs Schriften gelesen. Ein frommer Quäker, dessen Bekanntschaft er ebenfalls machte, wirkte durch seine ganze Erscheinung auch wohlthuend auf ihn. Ferner bahnte sich in diesem Jahre eine Verbindung an mit der englischen Bibelgesellschaft, die Veranlassung gab zu seiner Uebersetzung des neuen Testaments, die sogleich weit verbreitet wurde und in katholischen Ländern viel gewirkt hat. Aber je eifriger er wirkte für des Herrn Reich, desto ergrimmter wurden die Feinde. Er wurde verfolgt, zur Rechenschaft gezogen, ins Verhör genommen und gefangen gesetzt. Es finden sich schon in diesem Jahre 1804 Bemerkungen und Ergüsse in seinem Tagebuch über die Tyrannei des Papstes und der Römischen Kirche und über Zulässigkeit und Nothwendigkeit eines Austritts. Dieser Austritt aus der Römisch-Katholischen und der Eintritt in die Evangelische Kirche erfolgte erst 20 Jahre später. Was hat er in der Zeit Alles erduldet, gelitten, gebetet und gearbeitet. Den 4. December 1804 schreibt er: „Der Zeitgeist oder die Philosophie des Tages kann die Menschen nicht erlösen von ihren Sünden. Der herrschende Aberglaube oder der Mechanismus der Volksandacht und der Alltags-Priester erlöst sie auch nicht von ihren Sünden, das sehen wir mit Augen. Was ist also zu thun? Mit dieser Frage kann ich bis jetzt noch nicht fertig werden. Rom oder seine päpstliche Heiligkeit macht uns auch nicht frei, sondern leert nur die Beutel mit ihren Dispensen und schraubt uns in unzählige Formen hinein und zwingt uns in ein Joch, in dem man nicht länger gehen kann." Den 12. December 1804. „Es ist ein besonderes Wunder, wenn ein Katholik wahrhaft erleuchtet wird und zur Erkenntniß kommt, daß alles Aeußerliche unzulänglich, hingegen das Reich Gottes inwendig sey und nicht in Worten und Gebehrden, sondern in der Kraft bestehe. In meiner Gemeinde rumort und gährt es sehr; es sind nur einige Erleuchtete, und doch gibt es schon so viel Widerspruch. Die erleuchteten Seelen müssen viel leiden, viel Einwürfe hören, die sie martern und verwirren oder gar abfällig machen könnten, wenn Gottes Gnade nicht mächtiger und kräftiger in ihnen wirkte als der Satan und der Irrthum. Ihr wollt nach des Pfarrers Anweisung dem Evangelium glauben? auch die Lutherischen haben das Evangelium u. s. w. sagt man ihnen. Der Satan hat es weit gebracht in unserer Kirche."

Mit Folgendem „zur Mittheilung an die Freunde" müssen mir unsere Auszüge schließen. „Ich fahre fort Euch in meiner Tagesgeschichte, so wie wir es in unserem Besuche vor dem Herrn beschlossen haben, ferner zu berichten, in der angenehmen Hoffnung, der liebe Heiland werde das Geringe, Kleine segnen und nach seiner Art, wo Nichts ist, Etwas schaffen und mit Wenigem Vieles und Großes wirken. Er sey gelobt und angebetet und gebe Gnade, Friede und Freude euch Allen.

Gestern am Sonntag den 4. November, das ist Seelensonntag, wo ich Nachmittags predigte, hat sich das Wort Deus dabit verbum evangelizantibus in virtute multa wieder recht bewahrheitet. Ich spürte etwas wie eine Feuergluth in mir; erweckte Seelen fühlten das Nämliche unter der Predigt, ihre

Herzen waren voll Segenswünschen und Gebet, die sie mir nachschickten, als ich auf die Kanzel trat, und ich konnte wieder mit Salbung und Kraft predigen, so daß sie mich ganz vergessen und aus dem Auge verloren haben und meine Gestalt und Person verändert zu seyn meinten.

Ich redete über die Losung des Tages und den ganzen 129. (130.) Psalm, aus dem die Losung war: 1. Der Mensch muß ehe in die Tiefe (de profundis clamavi u. s. w.), in eine Fluth oder Meer von innerer Noth und Elend, in eine große Verlegenheit über seine Sünde kommen, tief gebeugt und erniedrigt werden, wie David u. s. w. 2. Aus dieser Tiefe muß er rufen zu Gott und harren auf Gott (sustinuit anima in verbo ejus — speret Israel in Domine); dies Rufen und Harren muß kühn, zuversichtlich und anhaltend seyn, muß ein Ringen mit Gott seyn (da ward die Geschichte Jakobs und seines Ringens mit Gott erzählt). 3. Und Gott wird helfen (et ipso redimet Israel etc.). Da nun allen gewöhnlichen Christen, die heut und sonst so oft beichten, erstens das Gefühl dieser Sündentiefe und zweitens das Ringen und Harren fehlt, so hilft ihnen ihr Beichten nichts und sie erfahren den Ueberfluß der Hülfe, des Segens unseres Heilandes so lange nicht, bis sie, wie David aus der Tiefe rufen und wie Israel mit Gott im Gebete raufen und reißen.

Ich konnte ein besonders klares und freimüthiges Zeugniß vom Herrn ablegen, das bei ihm viel Erlösung copiosa redemtio und magna misericordia zu finden sey. Und Alles ward mit immer steigender Aufmerksamkeit und Stille angehört, daß die Rührung unter dem ganzen Volke sichtbar war und sie sich selbst wundern, wie doch jetzt Alles so stille und aufmerksam sey. Im Beichtstuhl erfuhr ich in Mehreren größeren Eifer und einige Geistesfunken. Den Beichten der gewöhnlichen Christen fehlt das Gefühl der Noth und des Sündenelends oder wahre Reue und Haß der Sünde. Es fehlt Vertrauen oder das Ringen mit Gott, sonst würden Alle erfahren, daß überflüssige Hülfe und Erbarmung beim Herrn ist. Und so lange dies fehlt, hilfts Beichten nichts.

Gestern den 8. erhielt ich eine Antwort von Nürnberg von Karg, dem ich, wie ihr wißt, unter Anderm wegen der Bibel-Anstalt schrieb. Ich will einiges Interessante copiren. „Welch' eine Freude und Jubel hast Du mir und meinen versammelten Freunden an der letzten Sonntags-Conferenz mit Deinen Briefen an mich und an Steinkopf nach London gemacht. Gesegnet seyest Du Gesegneter von unserm erbarmenden Herrn und Heiland. Ja willkommen, tausendmal willkommen bist Du allen meinen lieben Brüdern und Schwestern mit Deinen herzerhebenden Mittheilungen, der Du so große Liebe und Vertrauen zu mir, zu uns Allen hattest. Das hat der ewige Erbarmer geleitet.

Du wirst Freude haben, daß von der lieben Conferenz Deine zwei Schreiben so herzlich aufgenommen sind. Dein Brief an den lieben Steinkopf geht heute (3. Novbr.) in original mit unserem Schreiben begleitet nach London, und Dein Brief an mich wurde auch in Copie begehrt und ist heut nach Basel und London geschickt. Der liebe Diakonus Schöner, Director der Baseler Gesellschaft, von dem Du ein Billet an mich finden wirst, ist rastlos, Dein Verlangen mit dem Druck des katholischen Neuen Testaments zu erfüllen. Aus Schöners Billet wirst Du sehen, welche Fragen Du zu beantworten hast wegen Deiner Vorschläge zu einem neuen Testament für die Katholiken. Vielleicht weiß unser lieber Sailer einen Rath, das katholische Imprimatur zu erhalten; ich will an den Lieben schreiben, unser Herr und Heiland wird Alles lenken. Wer auf Hoffnung der guten Sache zu dem Fonde etwas beitragen will, zumal in Deiner Gegend, der wirds nicht ohne Segen thun; dann aber, wenn das Neue Testament zu Stande kommt, kann man ja um diese Kleinigkeit hundert oder mehr Exemplare kaufen. Für 20 Gulden hundert Exemplare oder 1 Exemplar zu 12 Kreuzern, nachdem können aber mehrere ganz verschenkt werden. Es ist jetzt der Anfang gemacht, die Lettern des Neuen Testaments zu gießen; das wird viel kosten mit allezeit stehenden Lettern zu einer ganzen Bibel. Wenn es Gottes Wille ist, wie unser Wille, wird es Rath werden zu einem katholischen Neuen Testament und auch zu einer ganzen Bibel für Katholiken.

Die Ellwanger Zeitung meldet, daß man nächstens ein Breve von Rom erwartet im Reich, das den Ehestand für die Geistlichkeit erlaubt. Auch der Churfürst von Baiern arbeitet daran, daß seine Geistlichen heirathen dürfen. — —"

Doch wir müssen uns von diesen Tagebüchern trennen und zu Goßners Wirksamkeit in München, Petersburg und Berlin eilen, von der wir jedoch nur einen ganz kurzen Ueberblick geben können.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Mecklenburg.

Unter der Aufschrift: „Die neue kirchengeschichtliche Epoche in Mecklenburg-Schwerin", hat die „Deutsche Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben" (1858, Nr. 29—31) eine Abhandlung gebracht, als deren Verfasser sich der Präpositus Giesebrecht zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz nennt. Der Inhalt dieser Arbeit besteht in scharfen Invectiven auf unser Kirchenregiment und die ganze neuere kirchliche Entwickelung unseres Vaterlandes. Wir sind es nun freilich seit einigen Jahren schon gewohnt, von mißvergnügten Angehörigen unseres eigenen Volks im Auslande verklagt, verhöhnt, und der Verachtung Deutschlands preisgegeben zu werden; wir haben schon vielfach erfahren, was der Herr spricht: „des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen seyn", und wissen, daß es unsere Christenpflicht erheischt, diese Schmach geduldig zu ertragen. So ist es denn auch die Absicht des Verf. dieser Zeilen keineswegs, den Angriffen des Pr. Giesebrecht mit gleichen Waffen zu begegnen, und das von

ihm uns angethane Unrecht mit heftigen Gegenreden zu vergelten, als vermöchten wir das auferlegte Kreuz nicht mehr zu tragen und als wollten wir mit Sünde die Sünde überwinden. Sondern, wenn ich in den Inhalt jener Abhandlung etwas näher eingeh , und in einfacher Weise die unverantwortliche Polemik derselben bloslege, so geschieht es nur im Dienste der Wahrheit, die doch auch wohl noch ein Recht haben wird, gesagt und gehört zu werden. Hat den Präpositus Giesebrecht „die Unruhe im eigenen Gewissen" zur Veröffentlichung seiner Anklage getrieben, so gedenke ich, mit Ruhe im eignen Gewissen ihm zu widersprechen. — Die Anklagen, welche unser Amtsbruder im Nachbarlande gegen das geistliche Unwesen in unseren Gränzen erhebt, sind hauptsächlich folgende: 1. Unser gegenwärtiges Kirchenregiment habe die Entwickelung zum lebendigen Christenthum, welche sich bei uns nach den Freiheitskriegen anbahnte und in immer weitere Kreise verbreitete, mit Gewalt unterbrochen, um an die Stelle der Innerlichkeit und eines gesunden, von innen nach außen sich entfaltenden geistlichen Lebens eine starre Objectivität zu setzen, und durch hierarchische Mittel die Gemeinden in eine äußerlich christliche Form hineinzuzwängen. 2. Dieses Bestreben gehe namentlich vom Oberkirchenrath Kliefoth aus, welchen der Präp. Giesebrecht offenbar als das eigentliche Kirchenregiment ansieht, und dem er allerlei katholische und hierarchische Tendenzen unterschiebt. 3. Solchem Unterfangen des „Mannes mit dem eisernen Hirtenstabe" sey eine große Zahl der Pastoren des Landes entgegengekommen, es sey von Vielen die Gelegenheit mit Freuden ergriffen, sich mit einem hierarchischen Nimbus zu umkleiden, und die Landeskirche schwebe deswegen in der tiefsten Gefahr, orthodoxistisch zu erstarren, oder gar katholisch zu werden. —

In Betreff des ersten Punktes erlauben wir uns Folgendes zur Entgegnung. Zunächst fordern wir den Präpositus Giesebrecht auf, uns irgend eine That unseres Kirchenregimentes zu nennen, wodurch dasselbe versucht hätte, dem lebendigen Christenthume zu wehren, und irgend welche Objectivität an der Stelle des persönlichen Glaubens und der Hingabe des Herzens an den Herrn geltend zu machen. So viel uns bekannt, besteht unser Kirchenregiment nicht nur aus christlich lebendigen, gläubigen Persönlichkeiten, die da wissen, daß für den Menschen nichts wichtiger ist, als persönliche Heilserfahrung; sondern dasselbe hat auch nie einen leisen Schritt gethan, um etwa ein äußeres Kircheninstitut anstatt des Herrn Christus vorzuschieben. Oder glaubt etwa der Herr Präpositus, darin bestehe die Verkehrtheit unseres Regiments, daß es den Pastoren nicht genug ans Herz lege, sie müßten vor allen Dingen gläubig seyn, sondern statt dessen sich damit begnüge, die äußere Ordnung der Kirche zu handhaben? Wäre das wirklich seine Meinung — wir sind bei der Allgemeinheit seiner Ausdrücke aufs Rathen angewiesen, und er muß es sich darum gefallen lassen, daß wir Vermuthungen aufstellen — wäre das also seine Meinung, so müßten wir herzlich bedauern, daß er nicht weiß, was einem Kirchenregimente zukommt. Glaube läßt sich bekanntlich durch Regimentsbefehle nicht erzeugen, und wenn Kirchenobere sich wollten beikommen lassen, durch Decrete persönliches Christenthum herzustellen, so müßten sie ja keine Einsicht weder in ihre Aufgabe, noch in das Wesen des Glaubens haben. Freilich ist es ja sehr wünschenswerth, daß die Mitglieder des Kirchenregiments, soweit sie Geistliche sind, außer in ihrem eigentlichen Berufe auch als Seelsorger zu fungiren haben, und daß sie durch ihre persönliche Lebensführung auch Werkzeuge Gottes zur Erweckung des inneren Lebens der Gemeinden werden. Aber soweit dies möglich, haben in der That unsere Kirchenbehörden sich allzeit bestrebt, auch nach dieser Seite hin wirksam zu seyn. Zwei Mitglieder unseres Oberkirchenrathes sind sehr eifrige Prediger des Wortes Gottes, und ich darf nur daran erinnern, daß die Predigtsammlungen des Dr. Kliefoth es vor der ganzen Welt bezeugen, wie herzlich gern er alle Seelen dem Herrn zuführen möchte. Daß unsere kirchliche Oberbehörde aber in ihrer Totalität (es gehört noch ein juristisches Mitglied dazu) es auch sonst daran nicht fehlen läßt, in der Stille für den Herrn in der Weise zu arbeiten, daß sie auf das Eine hinwirket, was noth ist, davon haben Zeugniß genug, die in unserem Lande wohnen. Sofern jedoch das Kirchenregiment im eigentlichen Berufe handelt, hat es bekanntlich nichts Anderes zu leisten, als die Ordnung und das Bekenntniß der Kirche aufrecht zu erhalten, und wo dieselben durchbrochen sind, sie mit Ernst und Weisheit wieder herzustellen. Wenn aber Ordnung gehalten wird (und das geschieht allerdings), hindert das die einzelnen Prediger, wie Herr Pr. G. zu glauben scheint, „in Demuth und Eifer, unter stetem Gebete um den göttlichen Gnadenbeistand ihres Berufes so zu warten, daß auch der der Wahrheit fern Stehende erkennt, sie suchten nichts für sich, sondern es sey ihnen einzig darum zu thun, Seelen für Christum zu gewinnen?" Vielmehr ist gute Ordnung dem Pastor ein wichtiges Hülfsmittel, wodurch es ihm außerordentlich erleichtert wird, seines Berufes zu warten, und wer das verkennt, sollte doch in kirchlichen Dingen gar nicht mitreden. — Oder ist etwa Aufrechterhaltung des Bekenntnisses ein Hinderniß, wodurch es dem Seelsorger erschwert wird, die Herzen zum Herrn zu führen? Das Bekenntniß ist der objective Glaube, nicht wie er losgelöst ist vom Worte Gottes (wir stehen ja doch in der Lutherischen Kirche), sondern wie er aus dem Wort erwachsen und mit demselben eins ist, unter tausendfältigen Kämpfen wider Unglaube und Häresie erzeugt und erprobt, und weil Unglaube und Häresie nimmer aufhören, auch ein stets unentbehrlicher Schild wider sie, und über das Alles mächtig und kräftig zur Begründung des rechten subjectiven Glaubens in den Herzen, da es eben entquollen ist aus der Tiefe des heilschaffenden Wortes Gottes. Wenn das Kirchenregiment dieses Bekenntniß nicht will verachtet, sondern um des Herrn und seiner Gemeinde willen erhalten wissen, thut es da nicht seine Pflicht, und muß nicht jeder treue Diener der Kirche ihm dafür von Herzen dankbar seyn? Der Kampf gegen ein bekenntnißtreues Kirchenregiment kann immer nur ein Kampf des häresielustigen Geistes wider den Geist der Kirche seyn. Daß Gefahren sich erzeugen können, wenn das Bekenntniß betont wird, ist gewiß — es kann ein Narr glauben, wenn er den Buchstaben des Bekenntnisses inne habe, sey er selig; und ein anderer Narr kann glauben, sich unter dasselbe beugen zu müssen, weil er sonst nicht fortkomme in der Welt — aber reutet man damit die Heuchler und Gottlosen aus, daß man das Bekenntniß beseitigt oder zurückstellt? Und ist es nicht viel schlimmer, wenn die armen Gemeinden sich

müssen mit einer von dem Herrn Pastor selbsterfundenen Religion, oder mit irgend einer sentimentalen oder philosophischen, Hegelschen oder Schleiermacherschen Appretirung des Wortes Gottes abfinden lassen, als wenn in Folge der Betonung des Bekenntnisses einmal hie und da ein Prediger sich findet, der ohne Herzensglauben, nur weil er muß, das Wort Gottes im Sinne der Kirche predigt? Wenn Herr Präpos. Giesebrecht noch ein Herz für die Lutherische Kirche hat, so wird er uns doch beistimmen müssen, daß es ein großer Segen ist, wenn nicht Jeder in der Kirche predigen kann, was ihn gelüstet, sondern wenn der Geistliche an das Bekenntniß seiner Kirche gebunden ist. — Aber er wird sagen: das Bekenntniß möge immerhin bleiben; jedoch darin zeigt sich die Starrheit und „objective Verholzung" eures Regiments, daß kirchliche Formen, die längst veraltet sind, repristinirt werden (cf. p. 246). Nun, an diesem Punkte kommt es recht zu Tage, wie wenig unser Gegner weiß, was in Beziehung auf Cultusformen bei uns geschehen ist. Wir haben im Verlauf des letzten Decenniums eine Tauf-, Copulations-, Confirmations- und Begräbnißordnung wieder erhalten. Aber wer diese Formulare kennt und mit den, durch die reformatorischen Kirchenordnungen gegebenen verglichen hat, der weiß, daß sie keineswegs verbotenus und in allen Beziehungen ohne Weiteres herübergenommen sind, sondern eine nicht geringe Redaction erfahren haben. Freilich, aus den Principien der Lutherischen Kirche sind sie herausgearbeitet und darum im wesentlichen Anschluß an die alten Formulare; aber wenn Jemand fordern wollte, die Principien und die aus ihnen hervorgegangenen Gestaltungen der ursprünglichen Kirche sollten aufgegeben, und es sollte etwas Neues, aus dem Geiste unserer Zeit Gebornes an deren Stelle gesetzt werden, mit dem hätten wir nichts zu reden. Und wie sind nun diese, uns Pastoren jetzt anheimgegebenen Formulare entstanden? Zunächst sind der Dresdner Kirchenconferenz Vorlagen gemacht, die aus den tiefsten liturgischen Studien hervorgegangen sind; die Conferenz hat auf Grund dieser Vorlagen allseitig erwogene Thesen und Canones gestellt und Formen proponirt, um auf diese Weise für die ganze Lutherische Kirche einheitliche Gestaltungen zu erzielen. (Die Protocolle der Dresdner Conferenz sind zur allgemeinen Kenntnißnahme im „Kirchenblatt für die Großherzogthümer Mecklenburg" mitgetheilt worden.*) Nur in Betreff der Taufform ist zu bemerken, daß sie schon früher in unserer eignen Landeskirche vorbereitet war, und in Bezug auf die Begräbnißordnung, daß sie unter Berücksichtigung inländischen Herkommens festgestellt ist. Die also aus gemeinsamer Arbeit der Kirchenregimente hervorgegangenen Propositionen sind dann unseren Landessuperintendenten zur Begutachtung unterbreitet, worauf endlich jene Formulare gestaltet und in die Hände der Pastoren gegeben wurden. Ist in dem Allen etwas Tadelnswerthes zu finden? Ist das Regiment mit hierarchischen Machtsprüchen oder Gewaltstreichen zugefahren? Oder sollte es, statt auf dem angegebenen Wege die Ordnung herzustellen, lieber die alte entsetzliche Unordnung, die bei Vollziehung der Cultusacte noch vor einem Decennium stattfand, fortbestehen lassen? Als der Schreiber dieser Zeilen ins Amt kam, da gerieth er in wirklich nicht geringe Noth, indem er nun sogleich taufen, copuliren, begraben sollte. In welcher Form, das wußte er nicht. Was war zu thun? Es wurde (ohne tiefere liturgische Kenntnisse natürlich) mit Hülfe eines älteren Amtsbruders eine Form zurechtgemacht, und so wie sie nun gerieth, mußte die Gemeinde sie sich gefallen lassen. Wie mir, so ist es den jungen Predigern allen gegangen. Ich habe meinem Gott gedankt, als wir endlich aus dieser Noth erlöst, theils durch die liturg. Arbeiten und Vorlagen in die Principien des Cultus tiefer hineingeführt wurden, theils durch die mit großem Geschick hergestellten Formulare die würdige Fassung für die heiligen Handlungen empfingen. Ich weiß, daß unter uns, wer eine Ahnung hat von dem, was innerhalb der Kirche sich gebührt und schickt, wahrhaftig sich nicht zurücksehnt in jene Zeiten, wo die Cultusacte durch Fahrlässigkeit, Unbeholfenheit, Ungeschicktheit, ja nicht selten Abgeschmacktheit auch von gläubigen Pastoren verunziert wurden; wir freuen uns, daß wir darüber im Klaren sind, wie wir, um mecklenburgisch zu reden, es anzufangen haben, wenn wir taufen, copuliren, confirmiren, zur Erde bestatten sollen — denn eben nicht Jeder hat liturgischen Tact und liturgische Einsicht; wir freuen uns, daß wir, über die Form gewiß, dem Inhalte desto ungehinderter unsere Aufmerksamkeit und unser Studium zuwenden können. —

Die Vorwürfe also, die unserem Kirchenregimente im Allgemeinen von dem Präp. Giesebrecht gemacht werden, sind, so viel ich sehe, völlig unbegründet, und zeugen von geringer Kenntniß unserer Verhältnisse und Bedürfnisse, zeugen von noch geringerer Einsicht in die Aufgaben einer kirchlichen Behörde.

Aber der Kampf unseres unfreundlichen Herrn Amtsbruders richtet sich nicht bloß im Allgemeinen gegen unser Kirchenregiment, sondern insbesondere gegen die vermeintliche Richtung und gegen die Thätigkeit des Oberkirchenraths Dr. Kliefoth. Er will die Leser seiner Abhandlung glauben machen, daß er die Werke des Genannten genau kenne, und daß sein Referat nur wiedergebe, was er darin an hierarchischen, katholischen, wider jedes lebendige Christenthum gerichteten Aussprüchen gefunden habe. Wir stellen den unwahren Mittheilungen des Pr. Giesebrecht einfach die Wahrheit durch kurze Auszüge aus Kliefoths liturgischen Schriften entgegen.

Seite 230 jener Abhandlung heißt es: „Als Luther im Augustinerkloster zu Erfurt den dem Dr. Kliefoth so widerlichen „Stich ins Herz" empfing" u. s. w. Wer diese Worte liest und dazu die übrigen Ausführungen Giesebrechts, wonach Großgebauer, Spener u. A. wegen ihres Dringens auf persönliche Bekehrung von Kliefoth sollen gebrandmarkt seyn, der könnte glauben, daß Letzterer überhaupt von einer persönlichen Bekehrung nichts wissen wolle. Aber man höre: In der Schrift über „die Confirmation" theilt Kl. eine Stelle aus Großgebauer mit, in welcher viel von der nothwendigen „Durchstechung des Herzens" die Rede ist. Darauf heißt es p. 109: „Sehen wir auf diese Reformvorschläge Großgebauers zurück, so haben dieselben ihren Ausgangspunkt in der allerdings trüben Wahrnehmung, daß damals weithin nicht das Nöthige geschah, um das in den Kindern durch die Taufe Gesetzte zur Enthaltung, Blüthe und Frucht zu bringen, indem man sich auf das bloße Getauftseyn verließ. Diese Wahrnehmung hätte nun billig zu nichts Weiterem führen sollen als zu der Forderung, daß, wie unsere alte Kirche gefordert und gethan hatte, eine treue auf die Taufe sich gründende Katechese durch das Wort Gottes das Werk der Taufe zeitige. Aber Großgebauer wird dadurch zu etwas Anderem geführt, indem er von vorn herein das Verhältniß der Bekehrung zu der Taufe und damit auch den Begriff der Bekehrung anders als unsere Kirche und ihre Lehre bestimmte. Nicht unsere

*) S. Jahrg. 1855, Nr. 7 ff. — 1856, Nr. 42 ff.

Kirchenlehre, wohl aber die falsche Orthodoxie jener Zeit ließ die Bekehrung mit der Taufe selbst in der Weise zusammenfallen, daß ihr jene mit dieser als abgemacht gilt und es also einer Entwickelung der Taufgnade in dem Kinde durch das Wort zum selbstständigen christlichen Denken und Wollen eben nicht bedurfte; sie ließ die Bekehrung durch das Wort in Schatten treten hinter der Wiedergeburt durch die Taufe, vernachlässigte über der Geburt des neuen Menschen die Großziehung desselben. Aber indem Großgebauer dies mit Recht tadelt, kehrt er das Ding zu ebenso falschem Erfolge geradezu um: er stellt wieder die Bekehrung ganz auf das nach der Taufe an das Kind kommende Wort und reißt sie von der Taufe völlig los; daß in der Taufe der neue Mensch geboren und nachher durch das Wort genährt und erzogen wird, daß das Christenleben auf dem Boden der Taufe durch das Wort sich auferbaut, ist ihm ein fremder Gedanke, der Mensch wird erst (mit einem „Bedinge", also conditionaliter) getauft und „hernach" wird er durch das Wort bekehrt. Damit stellt sich aber erstlich der Begriff der Bekehrung ganz einseitig, subjectiv. Allerdings besteht die Bekehrung, wenn man sie von der Wiedergeburt unterscheidet, darin, daß der Mensch sich mit bewußtem Wissen und Willen von der Welt zu Christo wendet, und allerdings wird dies ohne Schmerzen, Kämpfe, Vorsätze u. s. w. nicht abgehen können. Aber es kann dies, und bei normaler Entwickelung wird dies so vor sich gehen, daß der Mensch von seiner Taufe aus durch die Zucht des Wortes aus seinem Selbst und aus der Welt in Christum hineinwächst, daß die damit gesetzten Kämpfe der Selbstverläugnung u. s. w. sich als ein Stetiges, als ein an der Hand der täglichen Lebenserfahrung sich fortgehend Vollziehendes darstellen, und mithin nicht nothwendig auf markirte Weise ins Bewußtseyn fallen. Ein solches allmäliges, so zu sagen geschichtliches Erwachsen des Christenmenschen aus dem Boden der Taufe heraus durch das Wort kennt nun aber Großgebauer nicht, sondern, wenn der Mensch zum Bewußtseyn gekommen ist, kommt das Wort an ihn und gibt ihm „einen Stich zum Herrn", wirft ihn „in großen Kampf und Streit" und Schmerzen, und bringt ihn so dahin, daß er „einen wohlbedachten Schluß und Einwilligung" bei sich faßt, Gott und seinem Herrn zu dienen. Diese „Durchstechung des Herzens" durch einen Bußact vermittelt und zu einem „wohlbedachten Schluß" führend, ist die Bekehrung. Und natürlich muß der Mensch von einem solchen stoßweise in sein inneres Leben eintretenden Ereigniß wissen: er muß den Stich „empfinden", den Kampf und seine Schmerzen „fühlen", ja er muß die Zeit wissen, da ihm Solches widerfahren ist, denn es ist ja ein stoßweises Ueberkommniß: und hat er es nicht gefühlt, so hat er es eben nicht gehabt und ist nicht bekehrt. Natürlich wird aber dadurch ferner die Bedeutung der Taufe herabgesetzt: Diese Bekehrung entsteht durch das Wort ganz außer Zusammenhang mit der Taufe; und da nun doch auf diese Bekehrung zum Christ oder Nichtchrist sein Alles ankommt, so steht die Taufe, am Anfang des Lebens im Zustande des Nichtwissens vorgenommen, völlig müßig da u. s. w. Und so müssen denn nothwendig auch die Katechese, das Gelübde der Confirmation und die Confirmation selbst eine ganz andere Bedeutung bekommen .... Die Katechese soll die Durchstechung des Herzens zu Wege bringen und zu dem Zwecke soll sie den Kindern sagen, daß es auf ein bekehrtes und erleuchtetes Herz ankomme und „welches die Mittel, die Kennzeichen, die Frucht der wahren Bekehrung seyen, dabei sie abnehmen könnten, ob sie bekehrt seyen oder nicht", natürlich damit sie, wenn sie Solches noch nicht „gefühlt" und „empfunden" hatten, es an sich hervorexperimentirten. Das war denn allerdings eine andere Katechese, als die von unserer alten Kirche gehandhabte" u. s. w. Jedermann, der Augen hat, wird erkennen können, daß mit diesen Worten sowohl die guten Absichten, als die verkehrten Wege des Pietismus trefflich gezeichnet sind; und kein Verständiger wird hieraus schließen, Dr. Kliefoth wolle eine Bekehrung nicht. Nur das ist daraus zu entnehmen, daß Kl. mit unserer Kirchenlehre sich weigert, das Abnorme, welches einen völligen Abfall von der Taufgnade voraussetzt, als das Normale anzuerkennen, das in jedes Christen Leben vorkommen müsse. — Man kann nun auch selbst urtheilen, in wiefern es wahr ist, „daß Großgebauer von Kliefoth als Schreckbild zur Warnung aufgestellt werde", wie Herr Pr. Giesebrecht sagt. Wir gehen aber weiter und hören den Verkläger p. 243 also reden: „Nun aber kennt Dr. Kliefoth sammt denen, welche seinen Fußstapfen folgen, nichts Wichtigeres, als die Würde und Machtvollkommenheit des geistlichen Amtes zur Anerkennung zu bringen. Das ist ihm der Punkt, von dem aus allein die Restauration der Lutherischen Kirche möglich ist. Je mehr Widerspruch er hier gefunden hat, um so mehr scheint ihm die Ordination zum Sacrament zu werden, wenn er auch den Namen noch nicht zu gebrauchen wagt .... Man weiß von alten Zeiten her schon, daß einer solchen Theorie vom geistlichen Amte der Beifall nicht gefehlt hat unter denen, welche es verwalteten, aber auch, wie viel Verwesungsgeruch sich in der Kirche verbreitete, wenn die Amtsträger, statt selbst nichts seyn zu wollen, damit Christus Alles sey, für ihre Amtsehre besorgter waren, als für die Ehre Christi, und durch die Heiligkeit des Amtes alle eigene Unheiligkeit bedeckt hielten. Je mehr Beifall aber diese Theorie bei den in die neuen Unternehmungen des Oberkirchenraths eingehenden Pastoren fand, um so weniger fand sie ihn bei anderen Leuten." So Giesebrecht. Nun hören wir Kliefoth. In seiner Schrift von der Beichte und Absolution ist p. 504 davon die Rede, daß, wo die Abweisung vom Sacrament geschehen müsse, der Pastor ächt beichtväterlich, heimlich und vertraulich, geistlich milde und liebreich mit dem Sünder handeln müsse. Es muß wenigstens durch den Pastor Niemand erfahren, daß Einem die Absolution versagt ist. „Eben so wenig kommt es darauf an, daß der Pastor sich als der „Herr" Pastor erweise, sondern lediglich darauf, daß diese verirrte Seele auf den rechten Weg gebracht werde. Wir müssen den Mund der Böswilligen, die uns nachsagen, daß wir dergleichen Alles nur suchten, um unsere Amtsehre geltend zu machen, mit Wohlthun verstopfen." Ferner, was die Auffassung der Ordination als eines Sacramentes betrifft, so heißt es in Kliefoths Schrift „von der Ordination und Introduction" 1854, p. 397 u. 398: „Eben so wenig ist es mit der Weihe des Pastors darauf abgesehen, daß ihm durch dieselbe Kräfte und Fähigkeiten mitgetheilt werden sollten, die sonst nicht im menschlichen Wesen lägen. Er braucht und empfängt zum Taufen und Lehren und Abendmahl-Austheilen keine anderen als menschliche Kräfte; nur darauf, daß diese geheiligt und in Gottes Dienst genommen werden, kommt es an. Allerdings wird er durch Taufen u. s. w. ausrichten, was kein Mensch ausrichten kann, aber dieses über alles Natürliche hinausragende Mehr wird er nicht durch seine Persönlichkeit und durch dieser verliehene Kräfte vollbringen, sondern durch die Gnadenmittel, die er handelt und die denselben vom Herrn eingepflanzte

Kraft.“ — „Die Ordination hat nicht die Wirkung, daß dadurch die Person des Ordinaten Heilskraft und eine die Gnade vermittelnde Dignität gewönne.“ — Und so stellt sich endlich auch der Begriff der Aussonderung nicht dahin, daß der Ordinatus durch die Ordination nach seiner Person Gott näher und in diesem Sinne heiliger dastände. Die Ordination gibt nicht die Aussonderung zum Priesterthum, die Absonderung von der Welt zu Gott.“ — p. 414: „Ein nescio quid von Amtsgnade oder eine Amtsgnade in dem Sinne, daß die Person des Amtsträgers mit Heilkräften ausgestattet und an die Stelle der Gnadenmittel gesetzt würde, gibt es nicht.“ — p. 430: „Die Ordination ist nicht Sacrament“ u. s. w. — Trotz dieser entschiedenen Verwahrungen des Dr. Kliefoth gegen katholische Anschauungen von der Ordination sagt Präp. Giesebrecht, die Ordination scheine ihm immer mehr zum Sacrament zu werden. — Aber es kommen noch bessere Sachen. Giesebrecht p. 245: „Nach Dr. Kliefoth soll nicht blos ein Beichtexamen, sondern auch ein Brautexamen, ein Pathenexamen eingeführt werden.“ Dagegen heißt es bei Kliefoth Absolution p. 510: „Den Inhalt der Beichtunterredung betreffend, wird der Pastor das Ausforschen und Ausfragen lassen, vielmehr nach dieser Seite hin dem Beichtenden nur Gelegenheit geben, sich auszusprechen, wenn er will; nicht weniger wird er das Examiniren und Verhören und Schulmeistern und Katechisiren lassen, er wird vielmehr, wenn er bemerkt, daß es an Erkenntniß mangele, lieber mit seelsorgerlicher Freundlichkeit dociren; er wird endlich Alles auf die Tröstung des Sünders stellen“ u. s. w. — Was das Brautexamen betrifft, so wird darüber in der Schrift: „Die Einsegnung der Ehe“ p. 62 u. f. nur historisch referirt, aber gar nicht gefordert, daß es wieder eingeführt werden solle; vielmehr wird nur das als mit Recht von den alten Kirchenordnungen gefordert bezeichnet, daß Braut und Bräutigam sich gegen ihren Seelsorger über ihren Christenstand ausweisen. — Von einem anzustellenden Pathenexamen habe ich in allen Kliefothschen Schriften, auch in den Dresdner Protokollen nichts finden können. — Ferner sagt Giesebrecht p. 245: „Man sieht, da das sacramentale geistliche Amt der alleinige Canal ist, durch welchen der h. Geist (nach Kliefoth) in die Gemeinde einfließen kann, so muß es dieses Alles in Vormundschaft nehmen, jede subjective Regung durch dessen Objectivität einschnüren und bemaßregeln. Es wäre doch besser gewesen, wenn es so, wie damals (nach der Ref.) geblieben wäre, als daß jetzt sich die Schule hineindrängt, die doch nicht ganz unter die Botmäßigkeit der Kirche zu bringen ist. Auf die Volksschullehrer ist doch kein Verlaß. „Die meisten Volksschullehrer stehen so und werden immer so stehen, daß sie selbst nicht wissen, was und wie zu thun ist“ (dann wäre am Besten, die Seminare wieder abzuschaffen), „sondern daß man ihnen zu thun hingeben muß.“ S. die Conf. p. 209 u. 210. So referirt Giesebrecht angeblich Kliefoths Meinungen. Sieht man aber in das citirte Buch hinein, so findet sich, daß Kliefoth ausspricht, wie schlimm es sey, daß das Predigtamt an den Kindern Alles thun solle. Es wird als nothwendig bezeichnet, daß Haus und Schule wieder in rechter Weise an den Kindern arbeiten. Und um dies möglich zu machen, solle man doch zunächst den Eltern und Lehrern den luth. Katechismus wiedergeben, damit Haus und Schule mit dem Predigtamt zusammen arbeiten (Kliefoth redet hier offenbar von außermecklenburgischen Verhältnissen und Zuständen). — In unserer neuen Confirmationsordnung findet Giesebrecht objective Verholzung, und bezeichnet es als unbegreiflich, „daß das Examen zugleich Bekenntniß seyn soll.“ Die Verholzung soll darin zu Tage treten, daß die Kinder den luth. Katechismus entweder ganz, oder theilweise, je nachdem ihre Zahl größer oder kleiner ist, unter Umständen auch mit Wiederholung etwa eines Hauptstückes (was thatsächlich unendlich selten vorkommen wird) zum Zwecke des Bekenntnisses zu beten haben. Der Herr Präpositus erkennt den Grund dieser Anordnung gar nicht, während derselbe doch sehr nahe liegt. Es soll eben jedes Kind bei dieser Feier thätig werden und aus seinem guten und festen Wissen heraus ein tapferes Bekenntniß thun. Was bei einer freien Prüfung vor dem Altare herauskommt, der die befangenen Kinderherzen mit Zagen und Zittern warten, sollte doch ein Mann wissen, der so lange schon im Amte gestanden hat. Und überdies kann man doch nicht kindlicher und lieblicher bekennen, als mit den Worten des kindlichen Luther. — Kann aber der Herr Präp. nicht begreifen, wie das Examen zugleich Bekenntniß seyn könne, so erlaube ich mir folgende Erwiderung. Wenn G. sagt, die Kinder werden bloß deshalb examinirt, damit die Gemeinde erfahre, daß die Kinder das Ihre gelernt haben; so ist das eine so äußerliche Auffassung der heiligen Vornahme, als nur irgend denkbar: damit drückt man die Confirmanden zu Schulkindern herab und macht den Altar zum Catheder. Das Examen hat vielmehr gar keine Berechtigung, wenn es nicht zugleich Bekenntniß ist. Die Kinder sind in der geoffenbarten Religion unterrichtet und nun so weit gediehen, daß sie selbst bekennen können und wollen; und zu solcher Confessio wird ihnen Veranlassung gegeben durch den fragenden Prediger. Meint aber G., die Kinder würden das entfernt nicht wissen, daß sie durch Beantwortung der gestellten Fragen ein Bekenntniß ablegen; so hat er nicht berücksichtigt, daß die Confirmanden Beichtväter haben, die ihnen doch wohl gesagt und ans Herz gelegt haben werden, um was Alles es sich handle in diesem heiligen Acte.

Wenn endlich der Präpositus Giesebrecht nicht allein den Dr. Kliefoth anklagt, sondern auch ein gut Theil der Mecklenburgischen Pastoren, und die letzteren bezüchtigt, daß sie, statt von der Buße und dem Glauben an Christum, statt von der Mahnung, in die enge Pforte einzugehen, zu ihren Gemeinden zu reden, nur unter Trompetenstößen von der wundervollen Herrlichkeit der Kirche des reinen Wortes und Sacramentes zu sprechen wissen; wenn er sie der persönlichen Ueberhebung zeiht, der Vornehmheit, und was dergleichen ehrende Prädicate mehr sind, so wollen wir armen Pastoren uns nicht vertheidigen, sondern das Urtheil dem Herrn anheimstellen. — Nur das darf ich wohl schließlich noch sagen, daß, wenn Herr Präp. Giesebrecht sich als einen rechten Pietisten bezeichnet, er es uns nicht verdenken kann, wenn wir anstehen, ihm diesen Ehrentitel ohne Weiteres zuzugestehen. Denn die rechten Pietisten haben von je eine tiefe Scheu vor der Uebertretung der göttlichen Gebote gehabt, und vor Allem nie vergessen, daß das achte Gebot lautet: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 8. December. № 98.

Johannes Evangelist Goßner.

Zweiter Artikel.

Goßners amtliche Thätigkeit. (Schluß.)

In München beschäftigte Goßner sich Anfangs ganz in der Stille und Ruhe mit Bearbeitung kleiner Schriften: das Leben heiliger Seelen, das Herzbüchlein, Vergißmeinnicht, Blick auf Jesum den Gekreuzigten, Rückkehr zu Gott und Wandel vor ihm sind alle aus dieser Zeit; ferner ist seine Uebersetzung des Neuen Testaments auch in dieser Zeit vollendet worden, wovon in wenig Jahren 60,000 Exemplare abgesetzt worden sind! „In der Folge," so schreibt ein langjähriger theurer Freund Goßners aus München, „erhielt er ein Beneficium in der Dompfarrkirche ohne zum Predigen verpflichtet zu seyn. Als er sich aber selbst zu Aushülfen in diesem seinen Lieblingsberufe angeboten hatte, fing er an in verschiedenen Kirchen zu predigen und nahm alle Einladungen hierzu, woran es ihm nicht fehlte, mit Freuden an. Die Aufmerksamkeit und Zahl der Zuhörer wuchs denn; man fand bald, daß er predigte wie Einer, der Gewalt hat, nicht wie Andere. Allmälig sammelte sich ein Häuflein, in deren Herzen seine mit Geisteskraft verkündigte Botschaft zum Heile Eingang gefunden hatte, wo sie zur Scheidung vom großen Haufen angetrieben, und diese schlossen sich dann näher an einander und an den gesalbten Lehrer an. Einer rief den Andern herbei, wie das Weib am Jakobsbrunnen ihre Landsleute, und so traf es auch hier ein: Nun glauben wir nicht blos um Deines Wortes willen, sondern wir haben es selbst gehört, und was die Hauptsache ist, wir haben es im Innern erfahren, daß diese Lehre von Gott ist. Nach dem Einsturz der Brücke über die Isar 1813, wodurch eine große Anzahl von Menschen ihr Leben verloren, hielt Goßner eine eindringliche Predigt, die sehr viel Wirkung hatte. Um die ihn täglich Besuchenden im Glauben zu stärken und in der Erkenntniß der Wahrheit zu befördern, begann er im Juli 1815 kleine Erbauungsversammlungen in seiner wenig belebten Wohnung einzuführen und übertrug einem von jenen christlichen Freunden, den wir Tychikus nennen wollen, das angenehme Geschäft, jene quasi Prophetenschule in dem Sinne des Neuen Bundes mit passendem Gesang zu begleiten. So ruhig und geräuschlos diese Zusammenkünfte in den Abendstunden stattfanden, so wenig behagte der Segen der auf ihnen ruhte, dem feindlichen Geiste, der sich von Tag zu Tag immer weiter verdrängt fühlte, und er wußte die Aufmerksamkeit seiner willfährigen Werkzeuge rege zu machen und vorläufige Notirungen im schwarzen Register zu bewirken, was die Beobachtungen der Ab- und Zugehenden durch Kundschafter sattsam bewiesen.

Im September 1815 trat Goßner eine Besuchsreise zu den ältern Gläubigen aus Boos Schule nach Augsburg, Thanhausen, Dirlewang und Pfrondten im Algau an, wohin er Tychikus mitnahm. Dort trafen sie den Samen, den der Abraham aller Gläubigen in Baiern vor 20 Jahren ausgestreut und seine Gehülfen und Nachfolger vermehrt hatten, mit großer Freude unversehrt von den Stürmen und Verfolgungen des Feindes und seiner verblendeten Werkzeuge und erstarkt im Geiste unter dem Segen des Kreuzes und stiller Verborgenheit. Gehoben von Gefühlen des Dankes gegen den Herrn der Erndte bestieg Goßner einen Berg bei Pfrondten in Gesellschaft zweier Mitarbeiter am Reiche Gottes, des innig frommen B. und des Caplan F., „und es ward mir", so heißt es in Tychikus Tagebuch, „der unaussprechliche Mitgenuß an dem feierlichen Gebete dreier gesalbten Knechte des Herrn unter dem hohen blauen Himmelsdom auf den Knieen liegend, Theil nehmen zu dürfen; ein Genuß, den die ewige Liebe kurz darauf, als ich allein mit meinem Gotte auf einem andern Berge die überströmenden Gefühle meines Herzens vor dem Allgegenwärtigen in stummer Anbetung hinhauchte, in himmlische Wonne auflöste über das Finden und Schmecken des Unsichtbaren, des freundlichen Herrn, als sähe ich Ihn!"

„Goßner hatte seinem Amtsnachfolger in Dirlewang schon früher zwischen 1811 und 1814 einmal besucht, der ihm mit Wehmuth klagte, daß er keine Wirkung von seiner Arbeit wahrnehmen könne, und daß Viele von seiner Gemeinde unter der Predigt einschliefen. Diesem Herzensfreunde Goßners fehlte es weder an Glauben noch an Gebetseifer und der Herr ließ ihn in der Folge am Krankenbette und Sterbelager seiner Pflegebefohlenen die tröstliche Erfahrung machen, daß seine Arbeit nicht vergeblich gewesen sey; nur war seinem sanftmüthigen Wesen vielleicht der strenge Ernst und die hervorleuchtende Gabe nicht in dem Maße eigen wie seinem Vorgänger. Das Seelenleiden seines Freundes that Goßner innig weh und er tröstete ihn mit der Hoffnung, die Schläfer durch die nächste Predigt aufwecken zu können. Als Goßner Sonntags die Kanzel bestieg, waren Aller Augen und Ohren auf ihn gerichtet und blieben es

bis zum Ende der Predigt, die er mit großer Salbung, aber auch mit so eindringlichem Feuer hielt, daß die Gläubigen voll Freude waren, die sonstigen Schläfer aber in Staunen und Angst geriethen, weil Goßner sie mit der Betheuerung anbonnerte, daß nur der Widersacher Gottes, der Teufel es sey, der sie in den Schlaf lulle und ihren treuen für ihr Heil bekümmerten Seelsorger mit tiefstem Schmerze erfülle. Als er die Kanzel verlassen hatte, umringte ihn das Häuflein der Gläubigen mit den Worten: „Heute haben Sie dem Teufel tüchtig auf den Schweif getreten.“ Seine Passionspredigten, die er hier in verschiedenen kleinen immer zum Erdrücken angefüllten Kirchen hielt, waren mit großem Segen begleitet, obwohl sie bei den Pharisäern gewaltig rumorten. Dies war auch der Fall bei der den 15. Juni 1816 auf dem Bürgersaal gehaltenen Predigt. Besonderes Aufsehen erregte aber die neue Art und Weise, wie die sogenannten Adventsandachten 1817 in der Elisabethkirche gehalten wurden. Weil Goßner, um predigen zu können, der nach der Predigt herkömmlichen Litanei mit dem üblichen Segen sich nicht entziehen konnte, so gab er dem Tychikus einen Wink, wie diese Nachandachten eine erbauliche Gestalt gewinnen könnten. Dieser machte sich mit Freuden an die Arbeit, setzte vierstimmige Gesänge mit Deutschem Texte auf, brachte zusammen nach Herzenslust, was ihm förderlich zur Erbauung schien und übernahm in Ermangelung kunstgewandter Kirchenmusiker die Stelle des Organisten, Cantors und Chorregenten in einer Person, sowie die Einübung christlicher Freunde in die Choräle, wonach Goßner mit fröhlichem Sinne sich zur Vornahme des Unvermeidlichen bequemte. Die meisten Zuhörer fühlten sich mehr als sonst erbaut, die Eiferer aber ärgerten sich, besonders über die nach jeder Choralpause einzeln vorgetragene biblische Recitation und über den Schlußgesang beim sogenannten Segen mit dem goldenen Gefäße, wozu Tychikus den apostolischen Segensspruch 2 Cor. 13, 13 gewählt hatte, welchem der Segnende innerlich von ganzem Herzen beistimmte. Die anwesenden Kundschafter machten ihren geistlichen Oberen die Anzeige, daß man in dieser Kirche eine ganz neue unkatholische Andacht eingeführt habe. Doch hatten diese Denuncirungen vorläufig keine weiteren Folgen. Dagegen gereichte Goßners Verbreitung eines mit Bildern herausgegebenen Büchleins: „Das Herz des Menschen, ein Tempel Gottes oder eine Werkstätte des Satans“ und auch das Neue Testament der hohen Geistlichkeit zum Anstoß und er wurde im August 1817 vom Dekanat vorgeladen und zur Verantwortung gezogen. G. ward bald nachher als Professor und Religionslehrer am Gymnasium zu Düsseldorf berufen und reiste am 8. September dahin ab. Nach achtjähriger reichgesegneter Thätigkeit, unter viel Segenswünschen und heißen Thränen seiner Freunde und vieler Gläubigen, denen er ein Vater in Christo geworden war, verließ er München.“ Rührend und ergreifend ist die Abschiedsscene, wie sie der theure Freund, aus dessen Brief wir obigen Auszug mitgetheilt haben, uns gibt. In Düsseldorf blieb er nicht lange. Schon am 30. Mai folgenden Jahres zeigte er seine Berufung nach Petersburg durch Kaiser

Alexander dem Ministerio an und reiste dann bald dahin ab. Auch über seine Wirksamkeit in St. Petersburg müssen wir uns mit wenigen Notizen begnügen.

Der Herr gab dem treuen Zeugen G. eine wunderbare Kraft in St. Petersburg. Die große Kirche, wo er predigte, die Maltheser-Kirche, war fast stets angefüllt, und ein Wehen des Geistes offenbarte sich, wie es selten gespürt wird. Augen- und Ohrenzeugen können nicht genug erzählen von den gesegneten Folgen seiner Predigt. Einmal war die Bewegung, das Schluchzen und Beten, das an die Brust schlagen und Rufen: „Gott sey mir Sünder gnädig“ so groß und mächtig, daß G. auf der Kanzel nicht wußte, was zu sagen und zu thun und innehalten mußte. Es ist noch ein Bild vorhanden in seinem Nachlaß, wo der Maler versucht hat, diese Scene darzustellen. Es wiederholte sich hier, was zur Zeit der Pfingsten geschah, die Gläubigen waren ein Herz und eine Seele und sagte keiner von seinen Gütern, daß sie ihm gehörten, sondern sie legten Alles zu Goßners Füßen. — „Aber,“ sagte der theure Mann selbst zu dem Schreiber, wie er ihm von dieser mächtigen Bewegung, wovon er nicht gerne und nur selten sprach, etwas mittheilte, — „aber es konnte nicht so bleiben, und nach der ersten gewaltigen Erregung und Erweckung kam bald Alles ins rechte Geleis.“ Das ist Alles, was er jemals zu dem Verfasser dieser Skizze darüber gesagt hat. Alles dies zeigt uns recht, was für eine kerngesunde geistliche Natur Goßner war. Der begabte, aber bedauernswürdige Irving in England, der in solchem Segen wirkte und durch dessen Predigten auch solche mächtige Erscheinungen hervorgerufen wurden, konnte dem Hochmuth und den Verführungen des Vaters der Lüge nicht widerstehen, er glaubte, er sey Etwas und warf sich als Stifter einer neuen Secte auf oder vielmehr er wurde, statt die Bewegung in das rechte Geleis zu bringen, wie Goßner that, der alles Unreine zu unterdrücken wußte und das Reine zu leiten, durch die unreinen Elemente vom Kern und Stern des Evangelii abgeführt. Die Bewegung, die Irving hervorrief, ging mit ihm durch und ward sein Verderben. Ganz anders war es mit Goßner, der nüchterner zu ordnen und zu leiten mußte. Einst, mitten in seiner Predigt, rief eine Stimme laut aus der Zuhörerschaar: „Höret, das ist die Stimme Gottes!“ Goßner, ohne sich irre machen zu lassen, antwortete sogleich: „Du schweigst“ und fuhr fort in seiner Predigt.

Eine große theure Gemeinde sammelte sich bald um Goßner und unter ihnen waren sogar Personen „aus des Kaisers Haushalt.“ Aber die Verfolgung blieb nicht lange aus. Folgendes Schreiben finden wir unter seinen Papieren: „Auf Befehl Sr. Excellenz des Herrn Ministers der geistlichen Angelegenheiten und der Volksaufklärung ersuche ich Ew. Hochwürden, Ihre Predigten einzustellen und morgen, d. i. Sonntag, in der Maltheser-Kirche nicht mehr zu predigen, denn durch den General-Gouverneur werden Sie unverzüglich benachrichtigt werden, daß Se. Kaiserl. Majestät geruht haben Ihnen das Predigen zu untersagen, Ihr gehorsamster Diener. St. Petersburg, den

26. April 1824 A. T...." Das ist alten Styls und also nach unserem Kalender 8. Mai. In Goßners Bibel steht beim 7. Psalm neben dem zweiten Verse mit Rothschrift angestrichen: „1824, 12. Mai." Er hatte eine Privat-Audienz beim Kaiser, in welcher derselbe ihm die Versicherung seiner vollen Achtung aussprach und zugleich sein Bedauern darüber, daß er ihn nicht mehr zu halten und zu schützen vermöge gegen den Andrang aller seiner Feinde, daß er ihn werde aus dem Lande schicken müssen; er bäte ihn aber, solle er je in irgend eine Verlegenheit kommen, sich getrost an ihn zu wenden, wo er auch seyn möge. Zugleich ließ er ihm 1000 Rubel einhändigen, welche Summe aber Goßner zurückwies mit dem Bemerken, er diene einem reicheren Herrn als dem Kaiser. Besonders war es die Griechische Kirche, die durch den großen Segen, der Goßners Predigt und Wirksamkeit folgte, sich tief verletzt fühlte und fürchtete ihr Ansehen zu verlieren und deshalb gegen ihn wirkte; aber ihr schlossen sich dann auch Römisch-Katholische und leider auch Lutherische und Reformirte an. Weil Goßner keiner dieser Kirchen angehörte, so verbündeten sich alle gegen ihn. Wie Goßner den kaiserlichen Pallast verließ, empfing er einen so tiefen Eindruck in seinem Gemüthe, daß er nicht umhin konnte, es gegen zwei seiner vertrautesten Freunde auszusprechen, von denen einer es dem Verf. mitgetheilt hat. Es hieß nämlich in seinem Innern, wie er den Kaiser verließ: „Heute ich, nächstes Jahr du." Und wirklich starb der Kaiser nach einem Jahre. Im zweiten Bande seines „Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi im Neuen Testament — 2te Auflage. Tübingen 1820" hat er eingeschrieben: „Den 26. April (8. Mai) 1824 hast Du liebes Büchlein mich aus St. Petersburg vertrieben und Deinen erstgebornen Bruder dort im Arreste zurückgelassen, der am 27. September alten Styles 1824 in St. Petersburg im Kloster verbrannt wurde." Mit Kosacken wurde G. über die Grenze gebracht und dankte seinem Herrn, daß ihm nicht noch Uebleres widerfuhr. Denn man wollte ihn nach Sibirien schicken, dem Papste ausliefern oder ins Gefängniß werfen. Vor Nichts hatte Goßner sein ganzes späteres Leben hindurch so viel Furcht und Schrecken, als vor dem Namen Behörde. Da fiel ihm Zweifels ohne Alles ein, was er von Behörden hatte leiden müssen um Christi und seines Wortes willen in Baiern und Rußland.

Im Juni 1824 war G. wieder in Berlin, blieb aber nicht lange dort. In Hamburg oder Altona, dann in Leipzig, lebte er einige Zeit in der Stille und widmete sich ganz schriftstellerischer Thätigkeit. Das Schatzkästchen wurde hier geschrieben für seine Petersburger Gemeinde, so auch Martin Boos u. s. w. Der Umgang mit vielen vertrauten Freunden, besonders mit seinem treu bewährten Freunde Tauchnitz that ihm wohl. Aber er sehnte sich wieder nach Thätigkeit, besonders war es ihm Bedürfniß, das Wort Gottes wieder öffentlich zu verkündigen. Und da die Polizei ihn auch in Leipzig nicht in Ruhe ließ, sondern seine Antwort auf die Frage, welcher Confession er angehöre, die er dahin abgab: daß er ein Christ sey, für unzureichend und ungenügend hielt, so daß er ausrief: „Nun weiß ich doch von Polizei wegen, daß man in der Christenheit nicht mehr Christ seyn darf!" so ging er auf den Wunsch Vieler wieder nach Berlin zurück, nachdem er schon vorher ganz in der Stille in die Evangelische Kirche eingetreten war und bat das Consistorium in Berlin um Anstellungsfähigkeit, die ihm auch, nach manchen Schwierigkeiten, gegeben wurde. Im Jahre 1829 ward er Prediger an der böhmischen Gemeinde und hielt am 12. April, am Palmsonntage, seine Antrittspredigt. An dieser Gemeinde blieb er in gesegneter Thätigkeit bis 1846, wo er seine Emeritirung nachsuchte und erhielt und sich ganz in die Stille zurückzog. Kurz vorher, schon 1843, hatte er seine Hauskanzel geschrieben, die nun schon in mehr als 18,000 Exemplaren gelesen wird. Er lebte nun ganz seinen frommen Anstalten, dem Elisabeth-Krankenhause und seiner Mission. In der Stille und Zurückgezogenheit hat er Großes geleistet. — Die Anregung, für innere Mission thätig zu seyn, ging mit von ihm aus, er hatte die Sache längst getrieben, ehe der Name bekannt ward. Die Klein-Kinder-Schulen und andere wohlthätige Anstalten wurden von ihm ins Leben gerufen.

Große Freude ward ihm bereitet durch den Segen, den seine Missionsthätigkeit gehabt, sowie durch die Wiederkehr einiger seiner Missionare, wo er dann nicht genug fragen konnte und sich nicht genug wundern über die heidnischen Zustände und die Macht des Evangeliums an einzelnen Seelen.

Er hatte oft und viel zu leiden während seines Lebens. In seinen letzten Lebensjahren litt er viel und heftig an Blasenkrämpfen, und er ward noch kurz vor seinem Tode in den Ofen der Trübsal geworfen. Die Schmerzen, die er litt, waren sehr groß, aber er ertrug sie mit Geduld und Standhaftigkeit ruhig um des Herrn willen. Man hörte keine Klage, nur stilles Seufzen und leises Gebet, und unter Anrufung des Herrn seines Heilandes entschlief er im Alter von 85 Jahren am 30. März 1858. Seine Werke folgen ihm nach.

Nachrichten.

Herrscht in Sachsen todtes Kirchenthum?

(Aus der Sächsischen Oberlausitz.)

Die auch in Sachsen wieder ins Leben gerufene Kirchenvisitation ist im Laufe von drei Jahren in allen 96 einzelnen lutherischen Parochien der Oberlausitz (Ephorien gibt es bekanntlich in derselben gar nicht) durchgeführt und nachdem sie zuletzt vom 10. bis 12. October in Zittau stattgefunden hatte, in dieser Stadt durch eine besondere Schlußfeier am 13. Oct. beendet worden, für welche die Geistlichkeit der Lausitz der Consistorialbehörde und überhaupt dem hohen Kirchenregimente sich zum innigsten Danke verpflichtet fühlt. Denn dieser 13. Oct. war für Alle, die ihn mitfeiern durften, ein Tag besonderen Segens. Schon in der Nacht waren Viele aufgebrochen, um zu rechter Zeit in dieser südlichsten Stadt der Lausitz zu erscheinen. Mit besonderen Erwartungen — es sollte der Oberhofprediger, der Vielen noch unbekannt war, die Synodalpredigt halten — sammelten sich

über 100 Geistliche im Ornate in der Klosterkirche und zogen alsdann unter dem Geläute der Glocken, geführt von dem geistlichen Mitgliede der Consistorialbehörde, Kirchenrath Dr. Wildenhahn, dem der Vorstand derselben, Kreisdirector von Könneritz und der Bürgermeister Haberkorn von Zittau zur Seite gingen, in feierlichem Zuge zu der großen Parrkirche zu St. Johannis, in welcher sie nur mit Mühe noch Platz finden konnten.

Der Gottesdienst begann mit dem Gesange des Liedes: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'"; hierauf sang Kirchenrath W. Intonation und Collecte am Altare und verlas Psalm 103. Es wurden noch vier Verse des Liedes: „Ich habe nun den Grund gefunden" gesungen und es erschien Dr. Liebner auf der Kanzel, um die Festpredigt zu halten, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit von den Tausenden der Zuhörer vernommen wurde. Der Festprediger begrüßte die große Gemeinde, in welcher er, wie sie verstärkt durch die Geistlichen und Lehrer der Lausitz hier erschienen sey, gleichsam die ganze Lausitz sehe, als „unbekannt und doch bekannt", bekannt durch die Gemeinschaft in Christo, bekannt durch das Amt, das er trage, und insbesondere durch die Schlußfeier der Kirchenvisitation, um derenwillen er heute zu dieser Stätte gerufen sey. Nichts Anderes könne aber in die Mitte dieses Gottesdienstes gestellt werden, als der, von dem sie gesungen hätten: „ich habe nun den Grund gefunden", der ewige Grund seiner Kirche, Jesus Christus, das Haupt derselben, wie Er in ihr jetzt Kirchenvisitation halte, und seine Glieder heimsuche und wieder sammle. Denn wahrlich, das thut er, ob auch Tausende nichts davon wüßten oder ahnten. Das Auge aber des Glaubens sieht es, das Ohr des Glaubens vernimmt es. In dieser Beziehung ist eine große Zeit jetzt heraufgekommen. Daß wir die Zeichen derselben verständen! So elend unsere Zeit in mancher Beziehung auch ist, so verworren und zerfahren, daß man den Ausweg nicht sieht: so herrlich und hoffnungsreich ist sie auch nach Seiten dessen, was ihr ohne ihr Verdienst von Oben kommt, von der Gnade des Herrn. Da ist es wie ein schöner Morgen, vom Strahl der Sonne erleuchtet — wie ein reiner heller Glockenton. Der innere Morgenstrahl ist das Wiederleuchten von Seinem Angesicht, von der Klarheit Gottes im Angesichte Jesu Christi. Der Glockenton ist der Wiederhall Seiner Stimme, Seiner holdseligen Erlöserstimme: „kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd ꝛc.", die mitten hindurch tönt durch alle Verwirrung und Verkehrtheit der Zeit. Die Schiffer des Weltmeeres sagen, daß in ihrem ganzen Leben ihnen nichts Ergreifenderes vorkomme, als wenn bisweilen im Sturme auf hoher See, mitten im Gerolle der Wogen und im Gebrause der Winde die Schiffsglocke von selber zu läuten beginne; das gehe ihnen ins innerste Herz. So etwas ist die Stimme Christi im Sturme der Zeit. Und der Herr kommt wieder mit derselben erbarmenden Liebe, aber auch mit demselben allerheiligsten Ernste, womit er einst kam und wandelte auf Erden. Daß wir nun Alle, Prediger und Gemeinden, den lebendigen, gegenwärtigen Christus erkennen, wiedergewinnen und festhalten: das thut jetzt Noth. Als Text wurde Luc. 24, 13—33 verlesen und daran erinnert, wie hier der Herr bei seinen Jüngern eine Seelenvisitation halte, so thue ers noch bei seiner ganzen Kirche. Es sey denn: „Christus und seine zwei Jünger auf dem Wege nach Emmaus ein Spiegelbild unserer Zeit" und zwar 1. im Nichterkennen des Herrn, der ihnen naht, 2. in dem Grunde

davon, 3. in der Ueberwindung beider in dem heiligen und seligen Wiedererkennen.

Es würde hier zu weit führen, wollten wir berichten, wie eingehend und ernst der Festprediger im ersten Theile die Schäden unserer Zeit beleuchtete und vor den Augen der Hörer aufdeckte; wie er zeigte, daß, obwohl die Lutherische Kirche den Glauben an die ewige Gegenwart des Sohnes Gottes in ihr stets festgehalten habe, doch Tausende ihrer Glieder auf ihrer Lebensreise sich nicht befragten um den, der ihr Leben und ihr Heil ist, sondern nur um die Dinge dieser Welt mit einander handelten, um Genuß und Eitelkeit der Welt, um Geld und Gewinn, um Cultur und Ehre. Wir erwähnen gleich, mit welchem andringenden Eifer er im zweiten Theile strafte die Thorheit und Herzensträgheit unserer Zeit zu glauben Allem, das geschrieben stehet. Man beuge sich nicht mehr unter das ganze Wort Gottes, sondern wähle sich heraus, was Einem gefalle. Daher könne man nicht erkennen den Rath Gottes zu unserer Seligkeit, sondern wolle sich an seinen kahlen, dürren Vernunftbegriffen aufrichten, müsse aber ohne Trost und ohne Frieden seinen Weg verfolgen, wie die zwei Jünger, die traurig nach Emmaus wandelten. Man gräbt noch immer löcherichte Brunnen, die doch kein Wasser geben und verläßt die lebendige Quelle. Die stehengebliebenen Sumpflachen der Afterweisheit ungläubiger Schriftsteller vergangener Tage, die wieder angepriesen werden, gewähren nicht das Wasser des Lebens, das der Herr umsonst darbietet. Wo man sich nun wieder sehnet nach diesem frischen Quell, was muß da geschehen, um den Herrn wiederzuerkennen? Das zeigte der Redner in ergreifender und das Herz bewegender Weise im dritten Theile. Der Herr legte den Jüngern die Schrift aus. Unsere Zeit muß wieder lernen das Wort Gottes, das sie so wenig kennt. Dann wird auch der alte Glaube wieder lebendig werden, wie bei den Jüngern, die des Herrn Schriftauslegung vernahmen. Dann wird das Herz wieder brennen in dankbarer Liebe zu dem, der für uns gelitten hat und gestorben ist um unserer Sünde willen und auferwecket um unserer Gerechtigkeit willen. Dann werden wir auch wieder mit Freuden im Sacrament mit Ihm uns vereinigen und Ihn an dem erkennen, daß Er uns das Brot bricht. Anbetender Preis des ewig geliebten Heilandes schloß die reiche Predigt, von der wir nur schwache Andeutungen haben geben können. Bittend sang die Gemeinde: „Ach bleib mit deiner Gnade", empfing hierauf durch den Kirchenrath vom Altare den Segen des Herrn, und verließ das Gotteshaus unter dem Gesange: „Lob, Ehr und Preis sey Gott!"

Nach 1 Uhr Mittags sammelte man sich im Bürgersaale des neuen schönen Rathhauses, wo unter dem Vorsitze des Oberhofpredigers eine Conferenz gehalten werden sollte. Derselbe eröffnete sie mit Gebet und ermahnte dann zu offenem Aussprechen der innersten Gedanken als in der Gegenwart dessen, der auch heute in unsere Mitte getreten sey nach seiner Verheißung. Es gab nun zunächst Dr. Wildenhahn in einem mit Liebe und Wahrheit trefflich gearbeiteten Vortrage „Rückblicke" auf das gesammte Visitationswerk in der Oberlausitz, genau an die vom Kirchenregiment gestellten Visitationsfragen sich anschließend, nachdem er zuvor erklärt hatte, wie er nur Gottes Barmherzigkeit zu rühmen habe, die den Visitatoren den Weg zu den Herzen der Gemeinden geöffnet habe, trotzdem daß die Presse bemüht gewesen sey, das Visitationswerk als unzweckmäßig, ja hierarchisch dem Volke zu verdächtigen. (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 11. December. № 99.

Beichte und Absolution in der Anglikanischen Kirche.

Es ist schon öfter von dem Streit der zwei Hauptparteien innerhalb der Anglikanischen Kirche, von der hoch- und niedrigkirchlichen in diesen Blättern die Rede gewesen. Nach einander waren es die Fragen über baptismal regeneration, über die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, über die Ausschmückung der Kirchen mit christlichen Symbolen, die die vorhandenen Brennstoffe der Uneinigkeit zwischen den beiden Parteien zu hellen Flammen angefacht haben. Aber seit durch einige, an sich sehr unbedeutende Vorfälle in diesem Jahre veranlaßt, die Frage von Beichte und Absolution in den Streit gezogen worden, ist die Zwietracht aufs Aeußerste gestiegen, die Aufregung ist allgemein und der Haß gegen die hochkirchliche Partei kennt keine Grenzen.

Interessant dürfte es daher seyn, von den schon in politischen Blättern vielfach erwähnten Vorfällen auch in diesem Blatte einen zusammenhängenden und genaueren Bericht zu geben.

Im Juni d. J. fanden sich eines Tages gewaltige Plakate an den Straßenecken Londons, die zu einem Meeting in St. James-Hall, Westend einluden, um Mittheilung über das „Confessional (Beichtstuhl) in Belgravia" zu erhalten. Damen wurden gebeten, der mitzutheilenden Sachen wegen nicht zu erscheinen. Der Saal war zur bestimmten Stunde übervoll. Unter dem Vorsitz von Lord Calthorpe beginnt der „ehrenwerthe und ehrwürdige" F. Baring diese Mittheilungen. Dieser ist ein Geistlicher, der seine Pfründe aufgegeben, Nichts zu thun und nach dem Guardian (hochkirchliches Blatt) das Metier eines „busybody und Scandalmonger" — „Hans in allen Gassen" ergriffen hat. Herr Baring erzählt nun, er habe mehrere weibliche Personen aufgesucht, die bei Herrn Poole, dem Hülfsgeistlichen an der St. Barnabas-Kirche, zur Beichte gegangen seyen. Er theilt die Aussagen derselben mit. Diese lassen sich etwa auf Folgendes reduciren. Sie seyen durch eine Miß Joy, eine Dame, die in der inneren Mission in der Gemeinde thätig ist, dem ꝛc. Poole zugesandt. Im Fall der Weigerung zu beichten, seyen ihnen die Almosen der Kirche entzogen, sey ihnen das Abendmahl verweigert. Im Fall der Willigkeit seyen sie in ein halb dunkles Zimmer geführt, dessen Thür nach dem Eintritt verschlossen wäre, dort hätten sie vor einem Altar mit Kreuz und Lichtern geknieet; Herr Poole habe an ihrer Seite gesessen. (Hier wird Herrn Poole's Costüm als sehr romanisirend geschildert.) Herr Poole habe sie dann gefragt, ob sie je einem Priester sich geoffenbaret hätten; auf ihre Antwort, sie seyen nicht Römisch, habe er gesagt, er sey jetzt ihr Priester, sie möchten sich nicht schämen, ihm Alles zu sagen, er dürfe es nicht weiter sagen, er habe die Macht, ihnen die Sünde zu vergeben u. s. w. Dann habe Herr Poole sie gefragt, ob sie je gestohlen, genascht hätten als Dienstboten; ob sie vor ihrer Verheirathung mit ihrem Manne, ob sie nach ihrer Verheirathung mit anderen Männern verbotenen Umgang getrieben, ob sie auch unreine Gedanken gehabt hätten.

Das das Wesentliche der Aussagen jener 3 Personen, die der „ehrenwerthe und ehrwürdige" F. Baring aufgesucht und verhört hat. (Sie sind beiläufig 28 und 50 Jahr alt.) Weiter: Es sey nicht Herr Poole allein, der dies Verfahren einschlage, andere Zeugenaussagen ergäben, daß nach der Anleitung des Pfarrers Herrn Liddell alle Geistliche dieser Kirche dasselbe thäten.

Um den Ton, der bei Berichterstatter und Zuhörern in diesem Meeting herrscht, zu charakterisiren, theilen wir noch mit, daß der „ehrenwerthe und ehrwürdige" F. Baring von jener Miß Joy sagt, wenn sie den unreinen Begierden des Herrn Poole jene Schlachtopfer zugeführt habe, so werde sie selbst wohl zuerst ein sehr genaues Examen habe bestehen müssen u. s. w., theilen wir ferner mit, daß sein ganzer Bericht mit den erbärmlichsten Witzen durchzogen war, daß das sehr zahlreiche Publikum mit rauschendem Beifall und wüthendem Gelächter (Tremendous cheers and roars of laughter) antwortet und endlich Lord Calthorpe im Namen der Versammlung dem „ehrenwerthen und ehrwürdigen" Herrn für seine Bemühungen dankt.

Drei Tage nach jenem Meeting erscheint die Entgegnung Herrn Poole's in der Times. Er müsse selbst entgegnen, da seine noch in diesen Tagen gehegte Hoffnung, sein Bischof werde sich seiner Sache annehmen, jetzt getäuscht worden sey. Seine Antwort ist sehr einfach. Die schmutzigen und widerlichen Angaben Herrn Baring's seyen, so weit sie ihn beträfen, vollständige und absichtliche Lügen. Es sey eine Lüge, daß er Frauen aller Altersklassen nur unter der Bedingung zum Abendmahl zugelassen habe, daß sie zuvor ihre Gedanken, Worte und Werke ihm gebeichtet hätten.

Aehnliche Entgegnungen erschienen von Herrn Poole's mit-

angegriffenen Amtsbrüdern, eine solche, die zugleich sich über die Grundsätze, nach denen überhaupt in Beziehung auf Beichte und Absolution in ihrem Kirchspiel verfahren würde, ausläßt, von dem Pfarrer Liddell. Auch die Freunde der tief gekränkten, sehr achtbaren Dame, der Miß Joy, veröffentlichten eine Ehrenerklärung mit dem Bemerken, daß sie leider nach den angestellten Ermittelungen fürchten müßten, auf gesetzlichem Wege keine Remedur für die angethane Schmach erhalten zu können.

Wir sehen in diesem Abschnitt der Geschichte, wie einem Geistlichen, der als treuer und eifriger Mann, voller Liebe zu seinem Amte, — das in London wohl kein süßes Amt seyn mag, — bekannt ist, wie ihm die Ehre und der gute Name, des Geistlichen schönste Zierde, in nicht zu billigender Weise geraubt wird. Der zweite Abschnitt ist trauriger. Darin sehen wir, wie der Bischof dem tief Gekränkten verwehrt, seinen guten Namen wieder herzustellen.

Es geht aus den Berichten hervor, daß eine persönliche Unterredung zwischen dem Bischofe von London und Herrn Poole stattgefunden hat. In Folge dieser Unterredung schreibt der Bischof an Herrn Poole, er sehe allerdings die Berichte des Herrn Baring sehr argwöhnisch an und gebe Nichts auf sie, aber aus den eigenen Zugeständnissen, die Herr Poole gemacht habe, ersehe er, daß Poole 1. systematisch die Beichte und Absolution eingeführt und 2. in der Beichte Frauen über das siebente (sechste) Gebot befragt habe. Durch Beides habe er der Kirche Aergerniß bereitet und ihr geschadet. Er, der Bischof, beabsichtige ihn abzusetzen; zuvor möge er sagen, was er etwa gegen die zu erfolgende Absetzung einzuwenden habe.

Poole darauf: ad 1 habe er sich genau nach den Vorschriften des Prayer-book gerichtet*), ad 2 habe er bereits unbedingt verneint, die schmutzigen Fragen, die Herr Baring citirt habe, gestellt zu haben. Er habe nur zugegeben, daß er über das sechste Gebot gefragt habe, weil er gebeten worden, es zu thun und weil er gewußt habe, dies seyen die Sünden, die auf dem Gewissen jener Frauen lasteten. Hätte er nicht gefragt, so hätten die Beichtkinder ihr sie drückendes Sündenelend nicht offenbart. Er habe hier übrigens auf Befehl seines Pfarrers gehandelt. Er glaube auch hier, dem Prayer-book gefolgt zu seyn. Er glaube demnach nicht, daß er gegen die Kirchen-Ordnung gehandelt, er glaube nicht, daß er der Kirche Aergerniß und Schaden bereitet habe. Er wisse nicht, derartige Zugeständnisse gemacht zu haben. Er bittet den Bischof, seine (P.) eignen, in des Bischofs Augen gravirenden Zugeständnisse ihm zu wiederholen. Er bittet ihn ferner auf Grund der church-discipline-act eine Commission einzusetzen, vor der er mit seinen Verläumdern confrontirt werden und öffentlich seine Unschuld erweisen könnte. Der Bischof verweigert beide Bitten. Seine Antwort ist lediglich die Absetzung.

Herr Poole ist nur ein Hülfsgeistlicher. Diese stehen durch neuerlichen Parlamentsbeschluß nicht mehr unter der direkten Botmäßigkeit ihrer Pfarrer, sondern unter der des Bischofs. Der Zweck jenes Parlamentsbeschlusses soll der seyn, die Curates vor den großen Willkürlichkeiten vieler Pfarrer zu sichern und sie diesen gegenüber unter den väterlichen Schutz des Bischofs zu stellen. Bischof Tait hat sicher gegen H. P. dieser Pflicht nicht genügt. Er sagt ihm trotz seiner Bitten nicht einmal, weshalb er ihn absetze. Denn das weiß Herr Poole, der im Gewissen überzeugt ist, dem Prayer-book gefolgt zu seyn, bis auf diesen Tag nicht. Er verwehrt ihm den Gebrauch des einzigen Mittels, seine tief gekränkte Ehre vor den Augen der Welt wiederherzustellen. Bischof Tait sagt selbst, daß er jenen Angaben der drei Weiber, die Herr Baring gebracht habe, nicht glaube. Aber jene Weiber hat er durch seine eigenen Advokaten in Herrn Baring's Gegenwart zu Protokoll nehmen lassen. Herrn Poole verweigert er das Recht, die jetzt erwiesenen Thatsachen auch vor einer Untersuchungs-Commission nachzuweisen, daß jene Weiber zum Theil ganz anrüchige Personen sind, denen wegen schlechten Betragens die Almosen entzogen sind. Man braucht gar nicht den Parteistandpunkt des Guardian einzuneh-

---

*) Das Prayer-book enthält über Beichte und Absolution Folgendes: 1. In dem Abschnitt von der Priester-Ordination sagt der Bischof dem Ordinanden unter Handauflegung: Nimm hin den heil. Geist zu dem Amte und Werk eines Priesters in der Kirche Gottes, das dir unter Handauflegung jetzt anvertraut wird. Welchen du die Sünden erlässest, denen sind sie erlassen, und welchen du sie behältst, denen sind sie behalten. 2. In dem Abschnitt von dem Besuch der Kranken heißt es, nachdem vorher der Geistliche angewiesen ist, den Kranken zur Buße und Bekehrung, auch zum Machen seines Testaments zu ermahnen, weiter: Hier soll der Kranke bewogen werden, ein specielles Bekenntniß seiner Sünden abzulegen, wenn er sein Gewissen durch irgend eine Last beschwert fühlt. Nach diesem Bekenntniß soll der Priester ihn (wenn der Kranke demüthig und herzlich danach verlangt) in folgender Weise absolviren: Unser Herr Jesus Christus, der seiner Kirche Macht gegeben hat, alle Sünder zu absolviren, die aufrichtig Buße thun und an ihn glauben, wolle nach seiner großen Gnade dir deine Missethaten vergeben. Und anstatt seiner und auf seinen Befehl spreche ich dich los von allen deinen Sünden, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. — Weiter ist über Privat-Beichte und Absolution Nichts im Prayer-book. Der Abschnitt im Morning- und Evening-prayer und in der Abendmahlsliturgie, der dem allgemeinen Confiteor folgt und „Absolution or Remission of sins" überschrieben ist, enthält zwar auch die Worte: „daß Gott seinen Dienern Macht und Befehl gegeben, seinem Volk, so es bußfertig ist, die Absolution und Vergebung ihrer Sünden anzukündigen", ist aber im Grunde Nichts als eine Aufforderung an die Gemeinde, den Herrn um ein bußfertig Herz und den heil. Geist zu bitten, daß er jetzt ihren Gottesdienst segnen und sie hernach im heiligen Wandel erhalten und das ewige Leben ihr schenken wolle. —

Aber jene ersten Stellen enthalten deutlich die Lehre von Beichte und Absolution im kirchlichen Sinne des Worts. Und auf diese kommt es in den ganzen Verhandlungen an.

men, um sich der Meinung dieses Blattes anzuschließen, daß für den Bischof derselbe Grundsatz gelte: Die Formen der Gerechtigkeit seyen eine unnütze Belästigung für den, der die aufrichtige Absicht habe, recht zu handeln, dem einst auch die Inquisition gehuldigt habe. Doch ein Mittel zur Rettung gibt der Bischof seinem Curate Poole, er möge an den Erzbischof von Canterbury appelliren. Freilich nützt das Herrn Poole gerade so viel, als Dr. Luther einst seine Appellation a Papa male informato ad Papam melius informandum genutzt hat. Er wird abgewiesen. Das kann uns nicht wundern, denn Bischof und Erzbischof sind ja alliirt; „Evangelisch" alliirt in gemeinsamem Haß gegen jede Regung der kirchlichen Richtung im Lande.

Der Bischof hat im August seinem Benehmen gegen Herrn Poole die Krone aufgesetzt. Herr Poole bittet, ihn als Curate des Herrn Stuart an der St. Marien-Magdalenen-Kirche zu bestätigen. Die Bedingung allerdings, an die der Bischof seine Bestätigung knüpfe, daß er von jetzt an gar keine Beichte hören solle, könne er nicht erfüllen. Denn durch Erfüllung dieser Bedingung würde er ja zugeben, daß der Bischof ihn früher mit Recht abgesetzt habe. Herr Poole fährt in seinem Schreiben fort, der Bischof habe ihm selbst erklärt, er gebe ihm weiter nichts als ein indiscretes Verfahren in der früheren Angelegenheit schuld; wenn sich seine Lordschaft herablassen wollte, ihm seine (P.) eigene Aeußerungen, auf die er diese Anklage gründe, jetzt endlich zu sagen, so werde er sich vertheidigen und Se. Lordschaft wahrscheinlich auch diese Anklage zurücknehmen. Er versichere noch einmal, daß er weder zum habituellen Gebrauch der Beichte Jemand angehalten, noch die Beichte zur Bedingung des Abendmahlsgenusses gemacht habe. Er verspricht, in dem Wie? der Beichthandlung (Ort, Kleidung ꝛc.) mit Aufgabe seiner eigenen Ansichten gänzlich den Anordnungen des Bischofs für die Zukunft sich unterzuordnen. Schließlich verspricht er, er werde sich stets ohne alle Hintergedanken ans Prayer-book halten.

Folgendes die Antwort, die wir wörtlich mittheilen: „Bei unserer letzten Zusammenkunft versuchte ich sowohl möglichst klar meine Ansicht über Ihre Angelegenheit zu entwickeln, als auch Ihnen meinen besten Rath zu ertheilen. Jene meine Ansicht kann ich nicht zurücknehmen. Ich hielt es für meine schmerzliche Pflicht, Ihre Licenz an St. Barnabas zurückzunehmen, weil nach meiner Meinung Ihre Praxis in Bezug auf die Beichte darauf berechnet war, über die Kirche Aergerniß zu bringen. Alle Ihre Angaben, die ich seit der Zeit gesehen und gehört habe, haben, wie ich gestehe, mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß ich genöthigt war, jenen peinlichen Schritt zu thun.

Nach sorgfältiger Erwägung Ihres Briefes vom 11. fühle ich mich verpflichtet zu erklären, daß zu meinem Bedauern ich Sie nicht als Herrn Stuarts Hülfsgeistlichen annehmen kann. Ich bin ꝛc. A. C. London.

Des Bischofs Benehmen tritt in ein eigenthümliches Licht durch die Vergleichung mit dem des Bischofs von Oxford, der in einem ganz gleichartigen Falle zu entscheiden hatte.

Der Hülfsgeistliche zu Boyn Hill, Diöces Oxford, Herr West, wird derselben Dinge beschuldigt. Eine Frau Ellen besucht eine arme Frau Nancy Arnold, die ihrer Entbindung entgegensieht, in dem Augenblicke, als Herr West sie verlassen. Sie berichtet von der Kranken, daß sie in verzweiflungsvoller Stimmung (nearly upset) gewesen, da Herr West sie höchst unzart über das siebente (sechste) Gebot gefragt und ihr erklärt habe, daß, wenn sie hoffe, nach ihrer Entbindung am Leben zu bleiben, sie beichten müsse. Ferner habe Herr West ihr gesagt, sie könne nicht in den Himmel kommen, wenn sie unconfirmirt stürbe*) — und endlich, sie dürfe von diesem ganzen Gespräche ihrem Manne nichts erzählen. Die Dame läßt alsbald diesen Vorfall in das nächste kleine Provinzialblatt, Windsor express, einrücken. Sie setzt sich mit ihrem geistlichen Freunde, Herrn Shaw, in Verbindung, dieser macht Anzeige bei dem Bischof von Oxford und zugleich bei der Times. Letztere natürlich stimmt das schon in der Sache des Herrn Poole gesungene Lied von Neuem an und ergeht sich in Phrasen über die sittliche Corruption eines so reinen und unschuldigen weiblichen Wesens wie Nancy Arnold.

Und der Bischof von Oxford? Sein Amtsbruder in London hatte ihm das zu ergreifende Verfahren gezeigt. Er hätte nur zu sagen brauchen: er glaube allerdings den Berichten der Frau Ellen, des Herrn Shaw und der Nancy Arnold nicht, aber Herr West habe seiner Meinung nach über die Kirche Aergerniß gebracht und er müßte ihn absetzen. Doch es kommt anders. Zuerst läßt Bischof Wilberforce durch Herrn West's Pfarrer, Herrn Gresley, die Sache untersuchen. Durch diese Untersuchung stellen sich klar und deutlich jene oben genannten vier Klagepunkte gegen Herrn West heraus. Zugleich aber, und dies spricht der Bischof in einem veröffentlichten Schreiben an den Ankläger, Herrn Shaw, aus, daß sie alle keine thatsächliche Begründung haben. (Mit Ausnahme dessen, daß Herr West über das siebente (sechste) Gebot gefragt hat.)

Sodann handelt der Bischof gemäß dem auf dergleichen Fälle bezüglichen Statut Victoria 3 und 4, Cap. 86. Dieß bestimmt: daß, wenn ein Geistlicher wegen angeblicher Verletzungen kirchlichen Rechts in üblen Ruf gekommen wäre, so sollte auf gemachte Anzeige der Bischof eine aus 5 Mitgliedern bestehende Commission ernennen. Mitglieder sollten unter Andern der Archidiaconus, der General-Vicar oder ein Land-Decan (Superintendent) seyn. Diese Commission soll eine Untersuchung über den Grund der Anklage anstellen. Sie soll zu diesem Behuf Kläger und Verklagten, Belastungs- und Entlastungszeugen verhören. Diese Commission hat nur nach dem anzustellenden Verhör zu entscheiden, ob prima facie ein Grund

*) Confirmation ist bekanntlich in England keine Sache des Zwanges. Man findet daher auch unter Erwachsenen viele Unconfirmirte.

zu weiterer Untersuchung (gerichtliche Verfolgung) der Sache vorhanden sey. Weiter geht ihre Befugniß nicht.

Der Bischof ernennt diese Commission und unter ihren Mitgliedern sehr entschieden niedrig-kirchliche Männer. Die Sitzung fand am 24. September in der town hall zu Reading Statt. Beide Parteien hatten ihre Rechtsbeistände. Der des Herrn Shaw — Klägers — beginnt mit längerer Rede, in der er mit Geschick namentlich an das im Lande vorhandene Vorurtheil gegen Beichte, Priesterherrschaft ꝛc. zu appelliren sucht. Schrecklich stellt er den Geistlichen dar, der sich an das Bette des hülflosen Weibes heranmacht, von ihrer körperlichen und geistigen Schwäche Vortheil zu ziehen sucht und unpassende Fragen mit dem Befehl, sie geheim zu halten, stellt. (Beifall, der aber vom Vorsitzenden der Commission unter Drohung, die Gallerie räumen zu lassen, unterdrückt wird.) So geht es weiter. Dann schreitet man zum Zeugenverhör. Nancy Arnold bestätigt allerdings die gemachten Anklagen durch ihre Aussagen. Bedenklich kann man aber hier schon werden durch ihr Eingeständniß, daß Herr Shaw regelmäßig ihre Fleischer-Rechnung bezahlt. Sodann wird Frau Ellen aufgerufen, der zuerst von Nancy Arnold die Mittheilungen gemacht sind. Ihre Angaben stimmen schon nicht mehr ganz mit Nancy Arnolds. Hier tritt das erste Bedenken gegen die Genauigkeit und Wahrhaftigkeit jener ersten — und wir bitten zu beherzigen — einzigen Zeugin auf.

Und nun hat der Anwalt des Verklagten, Herr Coleridge, das Wort. Er ist als einer der bedeutendsten Advokaten Englands bekannt. Er ist ferner persönlich der streng hochkirchlichen Richtung von Herzen zugethan. Beides tritt in seiner meisterhaften Rede hervor. Es handle sich nicht um die Frage, was die Lehre der Kirche in der Frage über die Beichte sey. Herr West habe niemals systematisch die Beichte eingeführt. Wollten übrigens Herr Shaw, Frau Ellen und Consorten Klagen über Ungesetzlichkeiten in dieser allgemeinen Frage anbringen, so bliebe es ihnen unbenommen; nur möchten sie sich „höheres Wildpret“ als diesen armen Curate zu erjagen suchen. Es gebe ja Bischöfe genug, gegen die sie klagen könnten. Es handle sich hier nur um einen vereinzelten Vorgang. Und bei diesem einzelnen Vorgange handle es sich nur darum, ob Herr West sich ein Vergehen gegen das Englische Kirchen-Gesetz habe zu Schulden kommen lassen.

Danach sey die ganze Sache überhaupt nicht so wichtig, wie man sie machen wolle. Wichtig sey sie nur für Herrn West, für ihn freilich unendlich wichtig.

Der gute Ruf sey für eines Geistlichen Existenz so nöthig, wie die Luft zum Athmen, er sey das Herzblut seines Daseyns und seines Fruchtbringens. Und dieser gute Ruf, Herrn West's kostbarstes irdisches Besitzthum, sey auf eine rohe, schändliche und niederträchtige Weise gebrandmarkt. (Die stärksten Worte: Foully and wickedly sind gebraucht.) Da mußte geholfen werden. (Nun folgte ein sehr bitterer Hinblick auf das Verfahren des Bischofs von London in der Poole'schen Sache.) Es sey namentlich um der Presse willen, die Herrn West öffentlich verunglimpft hätte, nöthig, daß seine Ehre öffentlich wieder hergestellt würde.

Herr Coleridge wendet nun sehr fein die ganze Sache so, daß er nachweist, wie dem ꝛc. West nur undelikate Fragen vorzuwerfen seyen. Dies könne mit seiner Unerfahrenheit doch zu entschuldigen, jedenfalls aber nicht als Verbrechen gegen das Kirchenrecht anzusehen seyn. Uebrigens sey zu bezweifeln, ob seine Fragen so verwerflich seyen. Die Bischöfe Wilson und Cosin (beides Namen ersten Ranges) schrieben in ihren Anweisungen, wie man Kranke über das 7te Gebot verhören solle, viel stärkere Ausdrücke vor. Und wenn man sehr starke Fragen über die Uebertretungen anderer Gebote nicht tadele, warum gerade diese? Das 7te Gebot sey doch nichts mehr und nichts weniger als die anderen auch. *)

Auf die anderen Anschuldigungen übergehend, weist Herr Coleridge darauf hin, daß sie durch die Voruntersuchung bereits so gut wie vernichtet seyen. Ueberdies habe Herr West, ein Mann von tadellosem Rufe, ihre Unwahrheit an Eidesstatt versichert: Und hier geht er nun ein auf das Benehmen des Herrn Shaw, eines Amtsbruders des Herrn West. Nach einigen einleitenden Bemerkungen, Herr Shaw werde wohl in der Times als handelnde Person in diesem Stück aufgetreten seyn, weil entweder die ländliche Abgeschiedenheit ihm unerträglich geworden oder er gehofft habe, sich in einer kirchengeschichtlichen Gedenkhalle Englands eine Nische zu reserviren, fragt er nun, was man davon denken solle, daß er, der Amtsbruder, nach jener eidlichen Versicherung des Anderen, dennoch in der Times die Sache bespreche (Stellen werden verlesen), in dem Blatte, das ausspreche, man müsse der Frau glauben, dem Geistlichen aber nicht! Wenn es sich in Herrn West's Sache um das 7te Gebot handle, so wolle er, Shaw, nun sagen, daß er das Gebot: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden“ reichlich eben so sehr übertreten habe.

Einen gewaltigen Eindruck mußte diese Rede hervorgebracht haben. Immer wieder hatte der Vorsitzende den Beifallssturm zu unterdrücken und immer wieder brach er los. Es folgt jetzt das Zeugenverhör der Entlastungszeugen, vernichtend für die Ankläger. Es kommt heraus, daß das reine zarte Wesen, Nancy Arnold, eine Person ist, die lange Zeit mit zwei Männern zusammen gelebt hat, daß sie manchmal nicht gerade betrunken, aber doch „beery“, daß sie zuweilen aber auch „intoxicated“ ist, daß sie lügen kann wie gedruckt und man ihr auch nicht glauben kann, wenn sie, — wie gewöhnlich ihre Sitte, — ihre Worte mit einem Schwur bekräftigt. Und nun wird von den verschiedensten Zeugen bekundet, wie die Arnold überall, wo sie sonst über die ganze Angelegenheit, namentlich zu ihresgleichen,

---

*) Der Redner verbreitet sich über diesen Punkt noch weiter. Es ist interessant zur Kenntniß Englischer Verhältnisse, einen Advokaten zu finden, der mit solcher Wärme und Tiefe die wichtigsten religiösen und kirchlichen Fragen in seinem Plaidoyer bespricht.

Beilage.

also nicht durch Frau Ellen beeinflußt, sie gerade das Gegentheil von dem geredet hat, als was sie vor Gericht aussagte. Z. B. hat sie der einen Zeugin auf dem Wege ins Feld erzählt, — Frau Ellen habe unten an der Treppe gestanden und die ganze Unterhaltung belauscht, als Herr West oben gewesen sey, — es sey eine vert.... Lüge, daß ihr verboten worden sey, ihrem Manne etwas zu sagen. Das wäre eine von Herrn Clark und Frau Ellen erfundene Geschichte, die sich darüber geärgert hätten, daß sie, N. Arnold, ihr Kind, nach Allerheiligen-Kirche zur Taufe geschickt habe.*)

Nun wird endlich Hr. West selbst verhört. Als Gentleman und Christ tritt er im ganzen Verhör uns entgegen. Er sagt noch einmal, die einzige Frage, die er, außer der allgemeinen, ob sie das Gebot gebrochen habe, an N. Arnold gerichtet habe, sey diese: Hat Euch jemals nach einem anderen Mann außer Eurem Manne gelüstet? Er läugnet noch einmal öffentlich auf seinen Eid die anderen Anschuldigungen. — Mr. Cripps, der Advokat des Klägers, versucht im Angesichte der Niederlage noch Hrn. West zu überlisten, indem er sehr schlüpfrige Fragen stellt darüber, was er, Hr. West, überhaupt von der Beichte halte, — in der Hoffnung, Hr. West werde hier durch zu hochkirchliche, unpopuläre Antworten der allgemeinen Ungunst verfallen, — aber theils die Gewandtheit, mit der Hr. Coleridge, der Advokat, jenen Künsten begegnet, und die Beantwortung nicht zur Sache gehöriger Fragen als unstatthaft verweigert, theils die Offenheit, mit der Hr. West seine ganz vernünftige Meinung darlegt, machen auch diese letzten Ränke der Gegenpartei, — die sich nach dieser Rede und diesem Zeugenverhör in nicht sehr beneidenswerther Lage befindet, — zu Schanden und nach nur halbstündiger geheimer Berathung erklärt die Commission, daß ein prima facie Grund zu weiterer Verfolgung der Sache nicht vorliege. Damit ist West freigesprochen — und was mehr ist, seine Ehre öffentlich gerettet. — Jubelnd wird er von seinen Freunden und zahlreichen Gemeindegliedern empfangen. Jetzt erst zeigt es sich, wie allgemein er geliebt wird. Selbst Leute der niedrig-kirchlichen Partei sind indignirt über die Ankläger.

(Schluß folgt.)

*) Ein Zeuge, der nicht mit verhört, aber seine Angabe durch einen Eid zu erhärten bereit ist, legt diese im Guardian also vor: N. Arnold sagte zu mir: Mrs. — kam zu mir und sagte, sie hätte mich nicht besucht, wenn sie nicht ein Gerücht über Hrn. West und mich gehört hätte und daß ein Herr gern wissen möchte, was daran sey. Ich fragte, was sie gehört hätte, und Mrs. — antwortete, daß eine Frau ihr erzählt habe, Hr. West habe mich unzarte Fragen gefragt. Ich versicherte sie, es sey falsch, denn Hr. West habe mich gar nicht gefragt, sondern mit mir gelesen und gebetet. Darauf wurde Mrs. — sehr erregt, stampfte mit dem Fuß und sagte: er muß unziemlich gesprochen haben. Dann fragte sie mich, ob sie mir nicht etwas senden könne: Gelée u. s. w. Ich antwortete, ich brauchte Nichts, da ich gute Freunde hätte. Dann sagte sie, sie fürchte, zu spät gekommen zu seyn, hätte sie das gewußt, so wäre sie früher hergegangen. Ich wiederholte, daß ich nichts brauchte. Mrs. — stampfte wieder und sagte sehr ärgerlich: Sie werden Euch nahrhafte Dinge geben, damit sie Euch kräftig erhalten, um zu gehen und Eure Sünden zu bekennen u. s. w.

Zeitbetrachtungen.

Wenn im Evangelio St. Johannes am 16ten der Herr zu seinen Jüngern spricht: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen" — so hat er das nicht bloß zu seinen Aposteln, sondern zu seinen Jüngern zu allen Zeiten geredet, und es kehren immer die Tage wieder, in denen sich dies Wort des Herrn aufs Neue erfüllt. Es ist ein großer Jubel bei den Kindern der Welt ausgebrochen, und selbst die scheinen sich zu freuen, mit denen wir gerne gemeinsame Wege gehen möchten; wir aber sind betrübt und klagen. Gott bewahre uns, daß uns nicht das Herz entfalle. Wir dürfen nicht verzagen. Es soll keiner unter uns seyn, der einen andern Schutz und eine andere Hülfe kennt, als den großen Gott und seine ewigen, herrlichen Verheißungen. Es wäre eine schwere Verschuldung, wenn wir noch immer nicht gelernt hätten, unser Vertrauen und unsere Hoffnung auf den Herrn zu setzen. Er stehet jetzt vor uns, und hat seine Rechte erhoben und spricht: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben. Darum sollen wir uns demüthigen unter seine gewaltige Hand, unsere Knie beugen, und so bereit seyn zu tragen, was er uns auflegen wird, damit wir es zu unserem Heile und zu seiner Ehre tragen. Jede Zeit hat ihre besonderen Gefahren und Versuchungen, und es thut Noth, daß man sie erkenne, damit man sich davor hüte. Die Ev. K. Z. ist schon oft vielen Brüdern zur Stärkung und zum Trost geworden, und darum darf auch wohl einer der Geringsten sagen, wovor er sich vorgenommen hat, sich in diesen Tagen zu hüten. Es sind freilich sehr gewöhnliche Gedanken, und sehr bekannte Wahrheiten, aber ich weiß, daß es zu der Unart des menschlichen Herzens gehört, grade das Nächste zu übersehen, das Einfachste zu verkennen und das Bekannteste zu vergessen, wenn man es am nothwendigsten gebraucht.

Zuerst müssen wir uns hüten vor der Bitterkeit. Die Lutherische Kirche ist die Mutter, die uns geboren hat, ist das Vaterhaus, in dem wir groß gezogen sind; ihr gehören, wenigstens in den östlichen Provinzen unseres theuren Vaterlandes überwiegend die meisten Gemeinden, die Kirchen und die Altäre

von Rechts wegen an. Wenn man jetzt die Miene annimmt, als wolle man uns die Thür weisen, und wenn Andere kommen, denen das Vaterhaus zu altmodisch geworden ist, und die es nach ihrer Weise anders einrichten und ausstatten wollen, so daß es auch denen gefalle, für die es nicht gebaut ist, so kann uns das wohl sehr schmerzen und wehe thun, aber das Wort Gottes fordert von uns Eph. 4, 31, „Alle Bitterkeit sey ferne von euch.“ Und der Herr selber hat befohlen, daß wir bitten sollen für die, die uns hassen, beleidigen und verfolgen. Wenn es uns schwer wird, Gottes Wege zu verstehen, so sollen wir desto fleißiger den Schlüssel gebrauchen, durch den wir die Geheimnisse seines Regimentes aufschließen können. Es stehet aber geschrieben: „Die ich lieb habe, die strafe und züchtige ich, so sey nun fleißig und thue Buße.“ Die Strafe und Züchtigungen, die über uns gekommen sind und noch ferner kommen werden, sollen uns wohl demüthigen, aber nicht verzagt machen, und uns am allerwenigsten zum Grollen und Murren treiben. Sie sind uns ein Zeugniß, daß der Herr uns noch lieb hat, und uns aufs Neue zur Buße und Bekehrung treiben will. Die Alten haben von einem dreifachen Kreuze der Christen geredet: von dem Zuchtkreuze, dem Prüfungskreuze und dem Ehrenkreuze. Die um seines Namens, um seines heil. Leibes und um seines Reiches willen leiden, die tragen das Ehrenkreuz. Wen der König des Himmels mit diesem Kreuze schmückt, der darf nicht murren, sondern soll erquickt werden. Assaph im 73. Psalme bekennt, daß er in Gefahr gewesen sey, mit seinen Füßen zu straucheln, und daß es ihn verdrossen habe, täglich geplagt und gestraft zu seyn und sagt: „ich dachte ihm nach, daß ich es begreifen möchte, aber es war mir zu schwer, bis ich ging in das Heiligthum Gottes, da sollen wir uns zusammen finden und freuen, daß der Herr bei uns drinnen ist, der allezeit unsers Herzens Trost und unser Theil ist.“ Mit Sorgen und mit Grämen, und mit selbsteigner Pein läßt Gott ihm gar nichts nehmen, es muß erbeten seyn. Wie Joseph einst zu seinen Brüdern sagte: Ich bin unter Gott, ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht, so werden wir auch einmal zu denen sagen können, die jetzt so laut triumphiren, denn des Herrn Wort ist wahrhaftig und seine Zusage hält er gewiß, Ps. 33.

Das Andere, vor dem wir uns hüten müssen, sind übereilte Urtheile und übereilte Schritte. Als in diesen Tagen Mehrere beisammen saßen und sich in allerlei Gedanken ergingen, wie es nun kommen und was geschehen werde, da argumentirten die Meisten aus den seitherigen Erfahrungen; Einer aber sprach: ich weiß nicht, wie es kommen wird, glaube aber, daß es anders kommen wird, als wir alle denken, denn unerforschlich sind seine Gerichte und unbegreiflich sind seine Wege. Durch Stillesеyn und Harren werdet ihr aber stark seyn. Die Geduld ist eine gar große und köstliche Tugend, die wir uns jetzt besonders angelegentlich von dem Herrn erbitten müssen. Die Geduld aber setzt voraus das volle Bewußtseyn, daß wir bei ihm in Gnaden sind, und daß wir entschlossen sind, in allen Fällen fest zu stehen, viel lieber das Ungemach zu tragen, als zu fliehen. Die Lutherische Kirche und die, die sie als ihre Mutter lieben und ehren, haben sich freilich schon lange nicht mehr besonderer Gunst zu erfreuen gehabt. Schon der Name „Lutherische Kirche“ erregt in Vielen ein unangenehmes Gefühl, und ihre treuen Anhänger sind oft mit Mißtrauen und Zurücksetzung behandelt worden, weil man grade jetzt die Union so auffaßt, daß zwar das Lutherische Bekenntniß, aber nicht die Lutherische Kirche in ihr Raum habe. Vielleicht kann die Zeit kommen, wo der Kampf ehrlicher und offener wird. Die Lutherische Kirche ist geworden wie eine Secte, der von allen Seiten widersprochen wird. Die Welt hat sich mit denen verbunden, die sie verlassen haben, und ist ihres Sieges gewiß. Daran sollen wir erkennen, daß der Herr darinnen ist und noch große Dinge mit dieser Kirche vorhat; er will sie aufs Neue reinigen und bauen, und sie wieder herrlich machen. Es wird in unsern Tagen dem Menschen Vieles vergeben und Vieles übersehen, nur nicht, wenn er der Lutherischen Kirche will angehören, da ist er gleich ein Friedensstörer, ein Zänker und ein Haderer. Mit der Geduld muß verbunden seyn die Nüchternheit, und wehe uns, wenn wir jetzt wollten trunken werden von Furcht vor den Dingen, die da kommen werden, oder von leidenschaftlichem Eifer. Darum höre nicht auf der Menschen Geschrei, und sieh nicht auf das, was vor Augen liegt, sondern richte beide Augen fest und unwandelbar auf des Herrn Verheißungen, die wie Felsen stehen und von den Meereswogen nicht bewegt werden. Auf diesen Höhen wirst du das rechte Urtheil finden über die Ereignisse der Zeit und wirst des Herrn Willen verstehen, der dich selbst will in die tiefere Erkenntniß deines Herzens und in die höhere Erkenntniß seiner wunderbaren Wege einführen, und der von Alters her das Schifflein seiner Kirche in den Stürmen bewahrt und immer herrlicher durchgebracht hat. Die Lutherische Kirche besteht unter uns nach dem wahren und historischen Rechte und sollte Schutz und Hülfe finden. Die Anhänger dieser Kirche sollten nicht existiren im Bekenntniß und im Cultus, *obgleich* sie lutherisch sind, sondern *weil* sie lutherisch sind. Es ist sehr schwer zu tragen, daß wir nur noch das Obgleich und nicht mehr das Weil für uns in Anspruch nehmen sollen. Wir sind aber in großer Gefahr, wenn wir uns mit dem Obgleich begnügen und nicht mit ganzem Ernste das Weil fordern. Entschlossen müssen wir aber seyn in ganzer und voller Wahrheit, nicht mit den Lippen, sondern mit dem Herzen dem alten Glaubenshelden nachzusingen: Ein' feste Burg ist unser Gott.

Ein übereilter Schritt ist es daher, wenn man sein Recht aufgibt und den Posten verläßt, an den uns Gott der Herr gestellt hat. Zurücksetzungen und Bedrängnisse, welcher Art sie auch seyn mögen, müssen ertragen werden, aber fliehen dürfen wir nicht; der Gewalt und Macht kann man unterliegen, aber sein Recht darf man um des Herrn willen nicht aufgeben. Im Unterliegen feiert die Christenheit ihre wahren Siege, und das Unrecht tragen, ist das lauteste Bekenntniß für das Recht.

Dazu ist aber vor allen Dingen nöthig, daß keiner in einer provocirenden Weise redet oder handelt, sondern daß ein Jeder stille sey, seine gewiesenen Wege gehe, recht treu im Kleinen sey, im Gehorsam seine Arbeit thue und für jeden Tag Gott danke, den er im Frieden verlebt. Dazu ist ferner nöthig, daß keiner mehr werden und mehr haben will, als er ist und hat, die da groß und reich werden wollen, fallen leicht in thörichte Dinge und Stricke der Versuchung. Dazu ist endlich noch nöthig, daß man die Vertheidigungswaffen, die uns der Herr gegeben hat, treulich anlegt: den Helm des Heils und den Schild des Glaubens. Der schlimmste Feind, den wir haben, ist unser eigen Fleisch und Blut, das gern große Worte redet, und die Sache des Herrn durch Hoffahrt und Ungeduld verdirbt.

Ferner müssen wir uns hüten, daß wir nicht unsere Gegner zählen, und uns nicht darüber grämen, daß das Häuflein immer kleiner wird und sehr zusammenschmilzt. Es ist nicht schwer, den Haß der Welt, die Anmaßungen und den Uebermuth derer zu tragen, die unter der Fahne der Union ihren Unglauben und ihren Abfall vom Evangelio verbergen, aber sehr wehe thut es, von denen verkannt und verfolgt zu werden, die wir so herzlich gern als Brüder lieben und als Väter ehren möchten. Das ist des Feindes List und Kunst, daß er solche, von denen wir glauben, daß sie die Kräfte einer andern Welt an ihrem Herzen erfahren haben, gebraucht und, daß sie sich gebrauchen lassen, die Lutherische Kirche zu zerstören und zu unterdrücken. Es gab eine Zeit, wo man mit äußerer Macht die Lutheraner in Schlesien und Pommern zwingen wollte, die alten Fahnen zu verlassen, Tausende haben dem lieben Vaterlande den Rücken zugekehrt und sind nach Amerika gezogen, Tausende haben sich von der Landeskirche getrennt. Es soll in unsern Tagen Jemand gesagt haben, wir wären in politischer Hinsicht zehn Jahr jünger geworden, werden wir auch in kirchlicher Hinsicht zwanzig und dreißig Jahre jünger werden? Die Macht der Kirche liegt nicht in der großen Zahl, sondern in dem Zeugnisse der Wahrheit und in der demüthigen Liebe, die bereit ist, der Welt die Füße zu waschen. Der Irrthum unserer Zeit zeigt sich besonders in dem unvernünftigen Aberglauben an die Majorität. Die Kirche wäre vollständig überwunden, wenn sie sich jemals vor diesem Götzen beugen wollte.

Als im vorigen Jahre die Allianz in der Hauptstadt tagte, suchte man auch durch große Zahlen und einflußreiche Namen zu imponiren. Die Welt war voller Freude, und Viele glaubten, daß durch sie das Ende der Lutherischen Kirche herbeigeführt werden könne; aber die Allianz ist spurlos vorübergegangen und jetzt schon ziemlich vergessen. Die Neue Evangelische Kirchenzeitung, die kürzlich angekündigt wurde, ist wieder von einer so reichen Zahl von kleinen und großen Namen in Schutz genommen, die in ihrer seltsamen Zusammenstellung an die Allianz erinnern und die wohl ebenso wenig zu fürchten seyn werden.

Die Kirche des Herrn hat einen unüberwindlichen und unbesiegbaren König, der zu ihr spricht: Fürchte dich nicht, du kleine eerde, denn es ist des Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu bescheiden. Wenn nun auch Etliche, die etwas erlangen oder werden wollen, wirklich sich von uns wenden sollten, so werden wir durch solche Sichtung nicht geschwächt, sondern gestärkt. Es streit't für uns der rechte Mann. Fragst Du, wer er ist? er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein andrer Gott. Das Feld muß er behalten. Die Union, die als eine Proklamation des Friedens zwischen den beiden so innig und nahe verwandten Schwesterkirchen auftrat, wurde mit Freuden begrüßt, und die Herzen fielen ihr zu, sie hat aber Schaden gelitten dadurch, daß man sie gebrauchte, die Mauern und Wälle der Kirche, das sind ihre herrlichen Bekenntnisse, wankend und unsicher zu machen. Der Unglaube und der Halbglaube haben diese Gelegenheit mit Fleiß und Eifer benutzt und suchen mit Gewalt einzudringen. Darum haben sich Etliche von ihr abgewandt und ziehen es vor, zu den sich getrennt haltenden Lutheranern zu gehen. In voller Wahrheit kann man sagen, daß die Feinde der wahren Union grade die sind, die sie so auffassen, daß dadurch das geschichtliche Recht der beiden Kirchen und ihre Bekenntnisse in Frage gestellt werden, daß der Friede und die Liebe in der Form eines Befehls und Gebots auftreten, daß endlich die treuen Anhänger der Bekenntnisse mit ihrem Gewissen in Conflict gerathen und dann in büreaukratischer Weise gemaßregelt worden. Der Begriff der Union hat bisher hin und her geschwankt, bald hat man sie so, bald so definirt, je nachdem man die Gegener von der einen oder der andern Seite beruhigen oder zufriedenstellen wollte. Wir geben gerne zu, daß unter den Freunden der jetzt grade beliebten Auffassung der Union mehrere subjectiv fromme Männer sind, die es wirklich schwer empfinden, daß sich auf ihrer Seite so viele befinden, die viel lieber die Kirche mit der Welt und ihrer Weisheit uniren, als den Frieden zwischen den wahren Lutheranern und wahren Reformirten suchen wollen. Werden sie auf die Länge das Lob der Feinde der Kirche und ihrer Genossenschaft ertragen können? wird es auch nicht für sie eine Gränze geben, die sie nicht überschreiten dürfen? Es ist gewiß eine Täuschung, wenn man glaubt, die Strömung der Zeit durch Concessionen in das rechte Bett zu leiten. Die Welt wird in ihren Forderungen immer ungemessener werden. Es kann Gott gefallen, daß die Lutherische Kirche noch eine Zeitlang von allen Seiten her belagert wird, und daß an ihr aufs Neue das Wort des Apostels erfüllt: Wir müssen durch viel Trübsal gehen, damit unser Glaube viel köstlicher erfunden werde, denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewährt wird. Wie aber der Einzelne die Wege Gottes, wenn sie auch durch schwere Tage gehen, in denen er zur Bekehrung und zur Vergebung der Sünden kommt, dankbarer ehrt, so wird auch die Lutherische Kirche durch ihre Gegner nicht zerstört, sondern geläutert und gereinigt werden und ihre Siege feiern zum Lobe und Preise des Herrn.

Zuletzt noch müssen wir uns hüten, daß wir nicht unsere Stellung zu der von Gott gesetzten Obrigkeit verkennen. Wenn wir uns rühmen wollten, so könnten wir wohl darauf hinwei-

sen, daß grade die confessionell Lutherischen in einer schweren Zeit fest gestanden und Treue bewiesen haben, damit aber wollen wir nicht sagen, daß sie auch nur ein Geringes mehr gethan hätten als ihre Schuldigkeit war, und daß sie darum eben Dank oder Berücksichtigung verdienten, aber eine Verkennung und eine Zurücksetzung und Mißtrauen verdienen sie auch nicht. Wir sind gewiß, daß sie zu jeder Zeit sich als solche zeigen werden, die da wissen, was sie dem theuren Vaterlande und dem geliebten Königshause schuldig sind. Je mehr sich das Herz da hinneigt, im Gehorsam gegen die Obrigkeit einherzugehen, desto schwerer ist es, an die Gränzen des Gehorsams erinnert zu werden, und doch gibt es gewiß eine solche Gränze, denn es steht nicht umsonst geschrieben: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Auf einem Gebiete des kirchlichen Lebens hat dies Wort einst Schutz gewährt und Anerkennung gefunden: als der selige Conf. Rath v. Gerlach von seinem Gewissen gedrängt und durch Gottes klares Wort gebunden, die Trauung der gegen Gottes Wort Geschiedenen verweigerte, da erhob das ganze Heer der Bureaukraten ein großes Geschrei und man war bereit, ihn seines Amtes zu entlassen, aber der Herr bewegte das Herz unsers theuren Königs, und er übte Barmherzigkeit gegen den Knecht Gottes. Unter der Regierung des Königs, mit dem Gott jetzt seine unbegreiflichen Wege geht, erschien dann später jene merkwürdige Cabinetsordre, die noch heute das Palladium ist, das gewissenhafte Pastoren gegen die schützt, die nicht im Stande sind geistliche Dinge geistlich zu richten und denen das Landrecht eine größere Auctorität als das Wort Gottes. Wir wissen, daß diese apostolische Regel zu dem gefährlichsten Mißbrauch Veranlassung geben und zum Deckel der Bosheit dienen kann. Wehe dem Menschen, der dahinter einen Schutz sucht für sein Fleisch und Blut, für seinen Eigensinn und seine Selbstsucht! Wer sich darauf berufen will, mag sich lieber zehnmal besinnen und zehnmal den Herrn fragen, ob er darf. Dennoch aber, die Kirche hat wohl vom Staate ihren Schutz und ihr Regiment, aber was sie zu glauben und zu lehren hat, das kann ihr nicht durch Cabinetsordre und durch Erlasse vorgeschrieben werden. So bald man nun die Union so faßt, daß sie die Lehre, das Heiligthum der Kirche berührt und zu ihrer Durchführung im Wege des äußeren Zwanges vorgehen will, so kann allerdings dieser Conflict eintreten und der Einzelne genöthigt werden zu sagen: ich muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen; dann aber wird der Herr auch weiter seine Wege uns zeigen und seinen heiligen Willen uns erkennen lassen. Vor allen Dingen aber sollen wir nicht träge seyn in der Fürbitte für unsere theure Obrigkeit, damit sie ihr Amt treulich ausrichte und die Kirche schütze bei reiner Lehre und fester Ordnung zur Ehre des dreieinigen Gottes.

Nachrichten.

Zur Bildersache.

Den Freunden christlich-volksthümlicher Kunst, welche sich mit Vorschüssen oder sonst bei dem von mir auch im Volksblatt angekündigten Bilderunternehmen betheiligt haben, erlaube ich mir hinsichtlich des Fortgangs und jetzigen Standes der Sache Folgendes zu bemerken. Das verwendbare Capital beträgt gegenwärtig 1778 Thlr., wofür, wills Gott, bis Ostern zwei Bilder (in der früher angedeuteten Größe, Behandlung u. s. w) hergestellt und ausgegeben werden sollen, nämlich eine Anbetung der Könige und eine Auferstehung. Die Hoffnung, schon in diesem Jahr und zu Weihnachten wenigstens mit dem Dreikönigsbild fertig zu werden, wird sich aus mancherlei Gründen nicht erfüllen lassen — zu meinem großen Bedauern, aber ohne meine Schuld! — Daß die Sache selber, d. h. die Tüchtigkeit der Bilder nur dabei gewinnen wird, davon haben sich die Theilnehmer an dem Hamburger Kirchentage und an der Festfeier des Rauhen Hauses überzeugen können, indem dort die Zeichnungen von Andreä zu den beiden Bildern ausgestellt waren. Wie von mehreren Seiten glaubwürdig bezeugt wird, haben diese Zeichnungen auch allgemeine Freude und Bewunderung erregt. Sachkundige haben sich überzeugt, daß wenn der Holzschnitt (wie nicht anders von dem Gaberschen Atelier zu erwarten) der Zeichnung entspricht, diese Bilder als etwas ganz Neues, als ein bedeutender Fortschritt in der Entwicklung christlich-volksthümlicher Kunst erscheinen müssen. Dabei kommt denn außer dem eigentlichen Kunstwerth noch besonders die Größe (etwa 2½ auf 2 Fuß) und der niedrige Preis in Betracht. Letzterer ist für Subscribenten bis Neujahr auf 15 Sgr. gestellt, wird aber von Neujahr an erhöht werden, da die Kosten sich sehr viel bedeutender herausstellen als anfangs vorauszusehen war. Der niedrige Preis hat sogar von einigen Seiten insofern Bedenken erregt, als bei der Größe der Bilder Glas und Rahmen sich ganz unverhältnißmäßig hoch stellen würden. Dagegen mag erinnert werden, daß geschickte Buchbinder solche Sachen (Bilder, Karten, Tabellen) mit Lack u. s. w. sehr haltbar zweckmäßig und wohlfeil zu behandeln verstehen. Sollte aber auch ein Preis von etwa 20 Sgr. zu hoch für das eigentliche Volk erscheinen, so sey hier Folgendes erinnert. Es ist dabei hauptsächlich an öffentliche Anstalten, Krankenhäuser, Hospitäler, Armenhäuser, Schulen u. s. w. gedacht, dann, aber an solche hinreichend bemittelte Privatleute, welche solche Bilder entweder in geeigneter Weise zur Erbauung der Hausgenossen und Besucher in ihrem Hause aufstellen, oder sie an Aermere verschenken können — also zumal Geistliche, Gutsbesitzer, größere Arbeitsgeber und Geschäftsleute überhaupt, die viel mit dem Volke verkehren u. s. w.

Was das Geschäftliche der Sache betrifft, so genügt es hier zu berichten, daß ich der Agentur des Rauhen Hauses den Verlag dieser Bilder in der Art überlassen habe, daß von dem reinen Gewinn 6 pCt. der Rettungsanstalt zufallen, der Rest aber zur Gründung eines geschäftlich selbstständigen Verlags für christlich-volksthümliche Kunst als Zweig der Agentur verwendet werden soll. Damit würde, soweit der Herr seinen Segen dazu gibt, sowohl die Bildersache als die innere Mission in ihrem Mutterhause eine nachhaltige Förderung erhalten. Ob außer diesen zwei Bildern nach der ursprünglichen Idee dieses Unternehmens noch mehr Bilder derselben Art beschafft werden, wird davon abhängen, ob solche Freunde, deren Mittel es ihnen erlauben, sich zahlreicher als leider bisher mit Vorschüssen zu 4 pCt., nach drei Jahren beim uzahlen, betheiligen werden. Die Herstellungskosten eines jeden Bildes haben sich definitiv auf 900 Thlr. herausgestellt bei 4000 Abdrücken. Wernigerode, 6. Nov. 1858.

V. A. Huber.

NS. Die Redactionen gesinnungsverwandter Blätter werden ersucht, diese Anzeige und Bericht ihren Lesern mitzutheilen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 15. December. № 100.

Beichte und Absolution in der Anglikanischen Kirche.

(Schluß.)

Werfen wir einen Rückblick auf diese Vorgänge, so sehen wir das wohl, daß die Evangelische Partei diese einzelnen Fälle und die einzelne in ihnen vorliegende Frage über Privatbeichte als einen willkommenen Anlaß ergriffen hat, um einen systematischen Vernichtungskrieg gegen den sogenannten Puseyismus zu beginnen. Wir finden als ihre erste Waffe ein systematisch angelegtes Spionir-System. Nicht bloß in diesen beiden Fällen ist dies aufgedeckt; es schreibt ein hier ganz unbetheiligter Geistlicher, Francis H. Murray in Chislehurst, unter dem 20. Sept., daß in den letzten Tagen zwei Herren und eine Dame in seiner Gemeinde umhergegangen seyen, um „Erkundigungen" darüber einzuziehen, wie die Geistlichen ihre Pflichten erfüllten; was sie bei Krankenbesuchen thäten; welchen Einfluß sie überhaupt ausübten. Einer aus dieser Gesellschaft habe noch besonders gesagt: Da verschiedene Römisch-Katholische Gebräuche jetzt in der Kirche so allgemein würden, so wünschte er und Andere an verschiedenen Orten Erkundigungen darüber einzuziehen. H. Murray gibt folgendes Beispiel der Art und Weise, wie die Erkundigungen eingezogen wären: Ein Haus wird betreten. Ist Eure Tochter nicht kürzlich gestorben? Ja! Hat der Geistliche sie besucht? Wie oft? Was hat er gesagt? Welche Bücher hat er ihr gegeben? Hat sie beichten müssen u. s. w.

Außer diesem Falle möchten wir noch anführen, daß in einem am 18. October in London gehaltenen Meeting von Kirchenvorstehern Londons eine ganze Reihe von Geschichten der Art, wie die der Herren Poole und West, erzählt wurden. Freilich bezweifelt selbst die Times ihre Richtigkeit. Aber das steht nach dem Allen fest, daß die systematische Kundschafterei etablirt ist — daß Geistliche sich dazu hergeben, Spione über das Thun ihrer Amtsbrüder zu seyn — daß mit Geld, Nahrungsmitteln ꝛc. die Leute zum Geständniß williger gemacht werden.

Die zweite Waffe ist Verläumdung von Persönlichkeiten und Entstellung von Thatsachen. Ja um diese Waffe nicht aus der Hand zu geben, schneiden selbst Bischof und Erzbischof dem Verläumdeten die Gelegenheit ab, öffentlich seine Ehre zu retten und die Unwahrheit der durch die Kundschafter berichteten Thatsachen zu beweisen. Und hierher rechnen wir auch dies Verfahren, daß dem so urtheilslosen Volke aufgebunden wird, daß die Geistlichen, die sich stricte an die Vorschriften des Prayer-book gehalten haben, Römische Irrlehren eingeführt hätten. Der Bischof von London geht hier selbst mit gutem Beispiel voran. Dem Geistlichen, der sich nach seiner und unserer Meinung ganz ans Prayer-book gehalten hat, erklärt er, daß er von der Kirchenordnung abgewichen sey. Aber er bleibt uns schuldig zu sagen, „wie?" Er bleibt uns schuldig zu sagen, wie er jene Stellen im Prayer-book erklärt. Der Bischof, in seinem „Evangelischen" Fanatismus, ist mit der Lehre der Kirche selbst zerfallen. Ihm ist Beichte und Absolution als Rest des Romanismus verhaßt. Aber das wagt er als Bischof dieser Kirche doch nicht zu sagen. So kann man ja den Bischof der Hauptstadt von keiner Seite fassen. Es ist ja auch besser, daß der arme Hülfsprediger ohne Recht bleibe, als daß the right reverend Prelate sich eine Blöße gebe.

Man hat, wie es scheint, den richtigen Fleck gefunden, wo man die hochkirchliche Richtung angreifen muß, um das Volk im Ganzen und Großen gegen sie aufzuhetzen. Trotz dieses, dem Englischen Volke so gehässigen Spionir-Systems, — trotz dieser jetzt aufgedeckten Entstellungen der Wahrheit u. s. w., die dem so offenen, graden Englischen Sinn doch schrecklich seyn müssen, — ist die Aufregung gegen die „Puseyiten" so groß, wie jemals zuvor.

Man hat eben dem Volke genug gesagt, daß die Geistlichen es zu Sclaven machen, — sich in ihre Familien eindrängen wollten, daß man es ja sähe, wie diese Leute den Weg direct nach Rom gingen — bessere Stichworte hätte man nicht erfinden können. Seine Freiheit, sein Familienleben, sein Protestantismus, die drei höchsten Dinge, die der Engländer kennt, sind in Gefahr. Da ist ja natürlich jeder, der nicht tiefere Einblicke in religiöse Dinge hat, — und das Volk hat die wohl in England kaum mehr als bei uns, — mit Vorurtheil so befangen, daß er für alles Andere blind, im blinden Fanatismus gegen die Unterminirer seiner Nationalgüter losgeht.

Aber man hüte sich! Wer Wind säet, wird Sturm erndten! Die Bewegung kann denen, die sie gemacht haben, über den Kopf wachsen. Wir hören schon von einem wahrhaft fanatischen Meeting, das zu London am 18. October gehalten wurde, und namentlich auf Anregen eines Obristen, der nur ein Sacrament in der Engl. Kirche kennt, eine Adresse an die Königin beschlossen hat, in der sie gebeten wird, Anstalten zu tref-

sen, daß grade die confessionell Lutherischen in einer schweren Zeit fest gestanden und Treue bewiesen haben, damit aber wollen wir nicht sagen, daß sie auch nur ein Geringes mehr gethan hätten als ihre Schuldigkeit war, und daß sie darum eben Dank oder Berücksichtigung verdienten, aber eine Verkennung und eine Zurücksetzung und Mißtrauen verdienen sie auch nicht. Wir sind gewiß, daß sie zu jeder Zeit sich als solche zeigen werden, die da wissen, was sie dem theuren Vaterlande und dem geliebten Königshause schuldig sind. Je mehr sich das Herz da hinneigt, im Gehorsam gegen die Obrigkeit einherzugehen, desto schwerer ist es, an die Gränzen des Gehorsams erinnert zu werden, und doch gibt es gewiß eine solche Gränze, denn es steht nicht umsonst geschrieben: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Auf einem Gebiete des kirchlichen Lebens hat dies Wort einst Schutz gewährt und Anerkennung gefunden: als der selige Conf. Rath v. Gerlach von seinem Gewissen gedrängt und durch Gottes klares Wort gebunden, die Trauung der gegen Gottes Wort Geschiedenen verweigerte, da erhob das ganze Heer der Bureaukraten ein großes Geschrei und man war bereit, ihn seines Amtes zu entlassen, aber der Herr bewegte das Herz unsers theuren Königs, und er übte Barmherzigkeit gegen den Knecht Gottes. Unter der Regierung des Königs, mit dem Gott jetzt seine unbegreiflichen Wege geht, erschien dann später jene merkwürdige Cabinetsordre, die noch heute das Palladium ist, das gewissenhafte Pastoren gegen die schützt, die nicht im Stande sind geistliche Dinge geistlich zu richten und denen das Landrecht eine größere Auctorität als das Wort Gottes. Wir wissen, daß diese apostolische Regel zu dem gefährlichsten Mißbrauch Veranlassung geben und zum Deckel der Bosheit dienen kann. Wehe dem Menschen, der dahinter einen Schutz sucht für sein Fleisch und Blut, für seinen Eigensinn und seine Selbstsucht! Wer sich darauf berufen will, mag sich lieber zehnmal besinnen und zehnmal den Herrn fragen, ob er darf. Dennoch aber, die Kirche hat wohl vom Staate ihren Schutz und ihr Regiment, aber was sie zu glauben und zu lehren hat, das kann ihr nicht durch Cabinetsordre und durch Erlasse vorgeschrieben werden. So bald man nun die Union so faßt, daß sie die Lehre, das Heiligthum der Kirche berührt und zu ihrer Durchführung im Wege des äußeren Zwanges vorgehen will, so kann allerdings dieser Conflict eintreten und der Einzelne genöthigt werden zu sagen: ich muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen; dann aber wird der Herr auch weiter seine Wege uns zeigen und seinen heiligen Willen uns erkennen lassen. Vor allen Dingen aber sollen wir nicht träge seyn in der Fürbitte für unsere theure Obrigkeit, damit sie ihr Amt treulich ausrichte und die Kirche schütze bei reiner Lehre und fester Ordnung zur Ehre des dreieinigen Gottes.

Nachrichten.

Zur Bildersache.

Den Freunden christlich-volksthümlicher Kunst, welche sich mit Vorschüssen oder sonst bei dem von mir auch im Volksblatt angekündigten Bilderunternehmen betheiligt haben, erlaube ich mir hinsichtlich des Fortgangs und jetzigen Standes der Sache Folgendes zu bemerken. Das verwendbare Capital beträgt gegenwärtig 1778 Thlr., wofür, wills Gott, bis Ostern zwei Bilder (in der früher angedeuteten Größe, Behandlung u. s. w.) hergestellt und ausgegeben werden sollen, nämlich eine Anbetung der Könige und eine Auferstehung. Die Hoffnung, schon in diesem Jahr und zu Weihnachten wenigstens mit dem Dreikönigsbild fertig zu werden, wird sich aus mancherlei Gründen nicht erfüllen lassen — zu meinem großen Bedauern, aber ohne meine Schuld! — Daß die Sache selber, d. h. die Tüchtigkeit der Bilder nur dabei gewinnen wird, davon haben sich die Theilnehmer an dem Hamburger Kirchentage und an der Festfeier des Rauhen Hauses überzeugen können, indem dort die Zeichnungen von Andreä zu den beiden Bildern ausgestellt waren. Wie von mehreren Seiten glaubwürdig bezeugt wird, haben diese Zeichnungen auch allgemeine Freude und Bewunderung erregt. Sachkundige haben sich überzeugt, daß wenn der Holzschnitt (wie nicht anders von dem Gaberschen Atelier zu erwarten) der Zeichnung entspricht, diese Bilder als etwas ganz Neues, als ein bedeutender Fortschritt in der Entwicklung christlich-volksthümlicher Kunst erscheinen müssen. Dabei kommt denn außer dem eigentlichen Kunstwerth noch besonders die Größe (etwa 2½ auf 2 Fuß) und der niedrige Preis in Betracht. Letzterer ist für Subscribenten bis Neujahr auf 15 Sgr. gestellt, wird aber von Neujahr an erhöht werden, da die Kosten sich sehr viel bedeutender herausstellen als anfangs vorauszusehen war. Der niedrige Preis hat sogar von einigen Seiten insofern Bedenken erregt, als bei der Größe der Bilder Glas und Rahmen sich ganz unverhältnißmäßig hoch stellen würden. Dagegen mag erinnert werden, daß geschickte Buchbinder solche Sachen (Bilder, Karten, Tabellen) mit Lack u. s. w. sehr haltbar zweckmäßig und wohlfeil zu behandeln verstehen. Sollte aber auch ein Preis von etwa 20 Sgr. zu hoch für das eigentliche Volk erscheinen, so sey hier Folgendes erinnert. Es ist dabei hauptsächlich an öffentliche Anstalten, Krankenhäuser, Hospitäler, Armenhäuser, Schulen u. s. w. gedacht, dann, aber an solche hinreichend bemittelte Privatleute, welche solche Bilder entweder in geeigneter Weise zur Erbauung der Hausgenossen und Besucher in ihrem Hause aufstellen, oder sie an Aermere verschenken können — also zumal Geistliche, Gutsbesitzer, größere Arbeitsgeber und Geschäftsleute überhaupt, die viel mit dem Volke verkehren u. s. w.

Was das Geschäftliche der Sache betrifft, so genügt es hier zu berichten, daß ich der Agentur des Rauhen Hauses den Verlag dieser Bilder in der Art überlassen habe, daß von dem reinen Gewinn 6 pCt. der Rettungsanstalt zufallen, der Rest aber zur Gründung eines geschäftlich selbstständigen Verlags für christlich-volksthümliche Kunst als Zweig der Agentur verwendet werden soll. Damit würde, soweit der Herr seinen Segen dazu gibt, sowohl die Bildersache als die innere Mission in ihrem Mutterhause eine nachhaltige Förderung erhalten. Ob außer diesen zwei Bildern nach der ursprünglichen Idee dieses Unternehmens noch mehr Bilder derselben Art beschafft werden, wird davon abhängen, ob solche Freunde, deren Mittel es ihnen erlauben, sich zahlreicher als leider bisher mit Vorschüssen zu 4 pCt., nach drei Jahren beim uzahlen, betheiligen werden. Die Herstellungskosten eines jeden Bildes haben sich definitiv auf 900 Thlr. herausgestellt bei 4000 Abdrücken. Wernigerode, 6. Nov. 1858.

B. A. Huber.

NS. Die Redactionen gesinnungsverwandter Blätter werden ersucht, diese Anzeige und Bericht ihren Lesern mitzutheilen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 15. December. № 100.

Beichte und Absolution in der Anglikanischen Kirche.

(Schluß.)

Werfen wir einen Rückblick auf diese Vorgänge, so sehen wir das wohl, daß die Evangelische Partei diese einzelnen Fälle und die einzelne in ihnen vorliegende Frage über Privatbeichte als einen willkommenen Anlaß ergriffen hat, um einen systematischen Vernichtungskrieg gegen den sogenannten Puseyismus zu beginnen. Wir finden als ihre erste Waffe ein systematisch angelegtes Spionir-System. Nicht bloß in diesen beiden Fällen ist dies aufgedeckt; es schreibt ein hier ganz unbetheiligter Geistlicher, Francis H. Murray in Chislehurst, unter dem 20. Sept., daß in den letzten Tagen zwei Herren und eine Dame in seiner Gemeinde umhergegangen seyen, um „Erkundigungen" darüber einzuziehen, wie die Geistlichen ihre Pflichten erfüllten; was sie bei Krankenbesuchen thäten; welchen Einfluß sie überhaupt ausübten. Einer aus dieser Gesellschaft habe noch besonders gesagt: Da verschiedene Römisch-Katholische Gebräuche jetzt in der Kirche so allgemein würden, so wünschte er und Andere an verschiedenen Orten Erkundigungen darüber einzuziehen. H. Murray gibt folgendes Beispiel der Art und Weise, wie die Erkundigungen eingezogen wären: Ein Haus wird betreten. Ist Eure Tochter nicht kürzlich gestorben? Ja! Hat der Geistliche sie besucht? Wie oft? Was hat er gesagt? Welche Bücher hat er ihr gegeben? Hat sie beichten müssen u. s. w.

Außer diesem Falle möchten wir noch anführen, daß in einem am 18. October in London gehaltenen Meeting von Kirchenvorstehern Londons eine ganze Reihe von Geschichten der Art, wie die der Herren Poole und West, erzählt wurden. Freilich bezweifelt selbst die Times ihre Richtigkeit. Aber das steht nach dem Allen fest, daß die systematische Kundschafterei etablirt ist — daß Geistliche sich dazu hergeben, Spione über das Thun ihrer Amtsbrüder zu seyn — daß mit Geld, Nahrungsmitteln ꝛc. die Leute zum Geständniß williger gemacht werden.

Die zweite Waffe ist Verläumdung von Persönlichkeiten und Entstellung von Thatsachen. Ja um diese Waffe nicht aus der Hand zu geben, schneiden selbst Bischof und Erzbischof dem Verläumdeten die Gelegenheit ab, öffentlich seine Ehre zu retten und die Unwahrheit der durch die Kundschafter berichteten Thatsachen zu beweisen. Und hierher rechnen wir auch dies Verfahren, daß dem so urtheilslosen Volke aufgebunden wird, daß die Geistlichen, die sich stricte an die Vorschriften des Prayer-book gehalten haben, Römische Irrlehren eingeführt hätten. Der Bischof von London geht hier selbst mit gutem Beispiel voran. Dem Geistlichen, der sich nach seiner und unserer Meinung ganz ans Prayer-book gehalten hat, erklärt er, daß er von der Kirchenordnung abgewichen sey. Aber er bleibt uns schuldig zu sagen, „wie?" Er bleibt uns schuldig zu sagen, wie er jene Stellen im Prayer-book erklärt. Der Bischof, in seinem „Evangelischen" Fanatismus, ist mit der Lehre der Kirche selbst zerfallen. Ihm ist Beichte und Absolution als Rest des Romanismus verhaßt. Aber das wagt er als Bischof dieser Kirche doch nicht zu sagen. So kann man ja den Bischof der Hauptstadt von keiner Seite fassen. Es ist ja auch besser, daß der arme Hülfsprediger ohne Recht bleibe, als daß the right reverend Prelate sich eine Blöße gebe.

Man hat, wie es scheint, den richtigen Fleck gefunden, wo man die hochkirchliche Richtung angreifen muß, um das Volk im Ganzen und Großen gegen sie aufzuhetzen. Trotz dieses, dem Englischen Volke so gehässigen Spionir-Systems, — trotz dieser jetzt aufgedeckten Entstellungen der Wahrheit u. s. w., die dem so offenen, graden Englischen Sinn doch schrecklich seyn müssen, — ist die Aufregung gegen die „Puseyiten" so groß, wie jemals zuvor.

Man hat eben dem Volke genug gesagt, daß die Geistlichen es zu Sclaven machen, — sich in ihre Familien eindrängen wollten, daß man es ja sähe, wie diese Leute den Weg direct nach Rom gingen — bessere Stichworte hätte man nicht erfinden können. Seine Freiheit, sein Familienleben, sein Protestantismus, die drei höchsten Dinge, die der Engländer kennt, sind in Gefahr. Da ist ja natürlich jeder, der nicht tiefere Einblicke in religiöse Dinge hat, — und das Volk hat die wohl in England kaum mehr als bei uns, — mit Vorurtheil so befangen, daß er für alles Andere blind, im blinden Fanatismus gegen die Unterminirer seiner Nationalgüter losgeht.

Aber man hüte sich! Wer Wind säet, wird Sturm ernden! Die Bewegung kann denen, die sie gemacht haben, über den Kopf wachsen. Wir hören schon von einem wahrhaft fanatischen Meeting, das zu London am 18. October gehalten wurde, und namentlich auf Anregen eines Obristen, der nur ein Sacrament in der Engl. Kirche kennt, eine Adresse an die Königin beschlossen hat, in der sie gebeten wird, Anstalten zu tref-

fen, daß die Reste Römischen Aberglaubens, die im Prayer-book sich fänden, die Stellen von Beichte und Absolution, ausgemerzt würden. Wir hören, daß an anderen Orten Monstre-Petitionen ähnlichen Inhalts abgesandt worden sind. — Wir spüren beim Lesen des Berichts in diesem Meeting sehr stark den Geist, der wähnt, in einer Protestantischen Kirche könne jeder glauben, was er wolle. Das Meeting scheint sich das Recht sehr freier Schriftforschung zu vindiciren. Wir würden dies Meeting, das allerdings von der Times selbst sehr wegwerfend besprochen wird, nicht erwähnt haben, wenn wir nicht anderweitig wüßten, daß sich dieser moderne Protestantismus, dieser kirchliche Liberalismus, der sich aller Fesseln der Kirche entschlagen möchte, um seinen modernen Hirngespinnsten zu folgen, auch in England mehr und mehr ausbreitet. Ihm und nicht dem Glauben erobern die Niedrig-Kirchlichen, die ja in ihrem persönlichen Glauben ehrenwerth genug seyn mögen, die Herzen, die sie der Kirche entfremden. Was an Deutschland schon als ein Krebsschaden frißt, daß Entfremdung von dem kirchlichen sofort Entfremdung vom christlichen Leben mit sich bringt, das kann England auch gewahren. Und ein Land, in dem die Form so viel gilt, kann nach Entfremdung der Herzen von der Form noch rascher die Zerstörung der Sache selbst sehen, als ein Land, in dem die Form nicht so wichtig ist.

Unterdessen gehen die hochkirchlichen Theologen ruhig ihren Weg weiter in Entwickelung der kirchlichen Lehre von Beichte und Absolution. Die hochkirchliche Tagespresse und die Broschüren-Literatur ist voll davon. Auch Hr. Liddell, der vorgesetzte Geistliche Hrn. Poole's, beantwortete sofort die Angriffe gegen ihn und seine Hülfsprediger durch Veröffentlichung seiner Grundsätze. Da Hrn. Liddell's Grundsätze mit denen des Bischofs von Oxford übereinstimmen, so theilen wir einen kurzen Auszug aus einer Predigt des Letzteren mit: Der Befehl des Herrn, Joh. 20, 21 u. 22, sey schon von der alten Kirche beherzigt worden. Allgemeine Beichte und Absolution durch den Priester sey in der ältesten christlichen Kirche gewesen, ebenso aber auch die Erlaubniß einer Privat-Beichte und Special-Absolution für die Fälle geistlichen Elendes. Doch habe man dergleichen nicht zu einer Gewohnheitssache werden lassen. *)

Er schildert hierauf sehr belebt und wahr die Entartung der Beichte in der Römischen Kirche. Es fragt sich, welches sind ihre Folgen? Dem einen Extrem folgt das andere. Stärkere Geister und schärfere Augen, die die Römischen Irrthümer erschauen, denunciren als Päpstlich jede specielle Seelsorge, ohne die das Hirtenamt jede Realität verliert; sie erkennen in der Lehre von der Kraft der Absolution durch den Geistlichen nur einen Pfaffentrug. Sie reden von „Aberglauben an magische Kraft." Der Begriff von sacramentaler Gnade gehe Solchen verloren. (Sie kennten nur Jüdische „ordinances.") Zwei verderbliche Consequenzen entständen aus dieser Anschauung. Einige würden in das Nebelland eines vagen Spiritualismus hineingetrieben, das da durchwandert würde von den ärgeren Teufeln der neologischen Auflösung dogmatischer Wahrheiten in leere Worte, oder von denen des Scepticismus, Pantheismus und gänzlichen Unglaubens, die nur auf ihre Opfer warteten; Andere dagegen, zerschlagene und blutende Herzen, fürchteten dieses Ende; und um die geistliche Hülfe der Beichte und Absolution zu erlangen, nach denen sie sich sehnten, ließen sich diese, wenn auch unter Widerstreben, von Rom fangen, das sich als allein im Besitz dieser von Christo geschenkten Heilsgüter preist. Sie suchen dort die Gabe Christi; sie finden das Gift Römischer Irrlehre. Allein das Princip der Englischen Reformatoren, die gleich fest an Gottes Wort als an die Praxis der ältesten Kirche sich gehalten hätten, könne vor beiden Irrwegen schützen. Es dürfe kein allgemeiner Zwang zu Beichte und Absolution herrschen. Man dürfe nie auf habituelle Benutzung dieser Güter dringen. Aber für die, die etwas auf dem Herzen hätten, — die nicht allein ihr Gewissen beruhigen könnten, — für die, die sich nicht allein der Vergebung der Sünden getrösten könnten, müßte Beichte und Absolution als der von der heil. Schrift verordnete Weg zum Troste festgehalten werden. Das ist die Ansicht der hochkirchlichen Richtung im Ganzen und Großen, und wie es uns scheint, im Einklange mit dem Prayer-book (s. oben). Es ist zu beklagen, daß Lutherische Schriftsteller über diesen Gegenstand diese Meinung der Engl. Reformation so wenig berücksichtigt haben. Und es dürfte dieser Bericht vielleicht dazu anregen, einmal eine Vergleichung der Grundsätze der Lutherischen und Englischen Reformation, die manche neue Gesichtspunkte der ganzen Lehre eröffnen dürfte, anzustellen.

*) Ob der Bischof diese Behauptungen durch Quellen beweisen kann, scheint doch zweifelhaft.

Christus im Schauspielhause.

Was wir anfangs für ein grundloses und unglaubliches Gerücht hielten, weil es von einer in unserem evangelischen Deutschland bisher unerhörten Erscheinung sprach, bestätigt sich leider vollkommen. Der Schaulust des Berliner Publikums wird nächstens unser Herr Christus auf dem Theater vorgeführt werden; man nennt es eine Weihnachtsausstellung in lebenden Bildern. Es sollen nicht etwa bloß Bilder aus der biblischen Geschichte überhaupt aufgeführt werden, sondern speciell solche, in welcher unser Herr Christus und seine Mutter selbst auftreten, wie Christi erstes Erscheinen im Tempel, sein Einzug in Jerusalem u. s. w. Erst ganz vor Kurzem wurde ein ähnlicher Versuch aus der Schweiz berichtet, und selbst von sehr unkirchlichen Blättern als etwas kaum Glaubliches angeführt; jetzt erleben wir dasselbe in der Hauptstadt des evangelischen Deutschlands. Wir dürfen aus naheliegenden

Rücksichten nicht alles sagen, was uns bei der Bestätigung jenes Gerüchts bewegt; aber es wäre eine Verletzung der christlichen Wahrhaftigkeit, wenn wir aus Menschenfurcht überhaupt schweigen wollten, und nicht ein ernstes und entschiedenes Zeugniß davon ablegen wollten,

daß diese Schaustellungen das Gefühl des christlichen Volkes aufs allertiefste verletzen.

Wer dies nicht selbst empfindet, wem es erst bewiesen werden müßte, mit dem werden wir uns freilich nicht verständigen können; aber wir müssen es aussprechen, das christliche Volk in einem christlichen Lande hat ein Recht daran, daß es von seiner christlichen Obrigkeit auch in seinen wahren und rechtmäßigen Gefühlen gegen solche Ausschreitungen künstlerischer Schaustellungen beschützt werde. Christus steht uns Allen wahrlich zu hoch, als daß wir es schweigend mit ansehen könnten, wie ein sündlicher Mensch es wage, seine Person zum öffentlichen Schauspiel zu spielen, und wir möchten fragen:

wer ist der, der die Stirn hat, unsern Herrn Christus auf der Schaubühne darzustellen?

Es handelt sich hier nicht darum, daß etwa nur einer Kirche ein Aergerniß gegeben werde, daß etwa die Römisch-Katholische Kirche hohen Anstoß daran nehmen müsse, wenn Maria, die Mutter unsers Herrn, von einer Schauspielerin dargestellt wird, um von der Berliner Männerwelt die Schönheit der „Heiligen" bewundern zu lassen; — hier ist nur eine Stimme in beiden Kirchen, und auch in Beziehung auf die Mutter Jesu müssen wir Evangelische eine solche Schaudarstellung für höchst verletzend erklären.

Man vertheidige diese künstlerische Verirrung doch ja nicht mit den mittelalterlichen geistlichen Schauspielen, von denen im Baierischen Ober-Ammergau noch ein Rest übriggeblieben; denn einmal ist uns Evangelischen nicht gestattet, was sich die mittelalterliche Kirche hier und da erlaubte; dann aber ist es auch ein ungeheurer Unterschied, ob ein kindlich gläubiges Volk, wo Niemandem ein Arg und eine Frivolität einfällt, sondern nur die gläubige Andacht waltet, seinen religiösen Vorstellungen den Ausdruck eines Schauspiels gibt, — und ob ein Berliner Publikum, — dessen religiös-sittliche Haltung wir hier nicht zu charakterisiren brauchen, im Theater sich versammelt.

Es wäre auch ein sehr vergebliches Bemühen, die sich so allseitig kundgebende Entrüstung etwa nur dem „Pietismus" oder der „Orthodoxie" zuzuschreiben; wir haben ganz ähnliche Urtheile über die Sache auch bei Solchen gefunden, die mit dem jetzt so verpönten Pietismus nichts zu thun haben wollen. Man lese doch, was Schleiermacher, den doch wohl der liberalste Liberalismus nicht zu den Orthodoxen und Pietisten rechnen wird, hierüber sagt, in dem von Jonas herausgegebenen Werk: „Die christliche Sitte" 1843, S. 682:

„Es ist eine Reihe von Jahren her, daß wir hier eine Pantomime sahen, in welcher Christus und Maria dargestellt wurden, und zwar von Personen, die höchst zweideutigen Rufes waren. Ist das zu statuiren? Damals sprach sich der öffentliche Unwille so bestimmt dagegen aus, daß die Darstellung nicht wiederholt werden durfte. Und mit vollem Rechte, denn daß ein sündiger Mensch Christum persönlich darstelle, **davor schauert jeder zurück, der irgend christliches Gefühl hat.** — — — So wie ein lebendiger Leib Christum darstellen will, so müssen wir das absolute Nein aussprechen. — — — Hier drückt sich unmittelbar der Contrast aus zwischen dem absolut Reinen und dem Sündlichen, und es dringt sich uns eine Unmöglichkeit auf, daß in einer solchen Darstellung das Sündliche nicht mit ausgedrückt sey."

Wir können, und dies mit der vollsten Zuversicht, daß hierin alle christlichen Herzen im ganzen Lande übereinstimmen, nur unsern tiefsten Schmerz über ein Unternehmen aussprechen, welches vielleicht einige Wenige ergötzen, Millionen aber in ihren heiligsten Gefühlen schwer verletzen muß, und wir richten darum im Namen unsers christlichen Volkes die dringendste Bitte an die ja auch zur Leitung unserer Kirche berufene christliche Obrigkeit, solchem Aergerniß ihre Erlaubniß zu versagen. Den 9. December.

Nachrichten.

Herrscht in Sachsen todtes Kirchenthum?

(Fortsetzung.)

Was nun zunächst den öffentlichen Gottesdienst betrifft, so hatte man auch in der Lausitz, wie im ganzen Lande darüber Klage zu führen, daß der Gesang- und Gebetsgottesdienst vernachlässigt werde und die Kirchen nur kurz vor Beginn der Predigt sich zu füllen anfingen. Diese Unsitte, die ein Spott sey auf das Wort: „Herr, ich habe lieb die Stätte Deines Hauses und den Ort, da Deine Ehre wohnet" und das Lied: „Mein Weihrauch, Farrn und Widder sind mein Gebet und Lieder" sey streng gerügt worden und es haben sich's alle Geistlichen angelegen seyn zu lassen, derselben zu steuern und Theilnahme für den sacrificiellen Theil des Gottesdienstes in den Gemeinden zu erwecken. Dabei wurden alsbald die in der Lausitz im Gebrauch befindlichen Gesangbücher ins Auge gefaßt und anerkannt, daß in einem großen Theile der Lausitz noch ältere unverfälschte oder doch nur behutsam veränderte sich befinden, aber auch beklagt, daß es in einem andern Theile derselben solche gäbe, die den Wunsch nach einem unverfälschte, christliche und singbare Lieder enthaltenden Landesgesangbuche immer lauter werden ließen. Der Kirchengesang lasse an den meisten Orten die rechte Sangesfreudigkeit vermissen, die Organisten und Cantoren geben auch dem Belieben der Gemeinden zu sehr nach und lassen die Melodieen durch allerlei Schnörkel verändern und verunstalten; ja was noch übler ist, sie lassen sich selbst zu viel hören und meinen, in langen Vor- und Zwischenspielen ihre Künste zeigen zu müssen, weshalb sie sich auch meistentheils gegen die — wissenschaftlich bereits als nothwendig erkannte — Abschaffung der Zwischenspiele erklären. Bei der Besprechung, welche an diese Bemerkungen sich an-

schloß, erinnerte der Oberhofprediger, daß die Geistlichen bei dem äußerst zarten Verhältnisse zu den Lehrern auch hier mit Behutsamkeit und Geduld vorzugehen und auf bessere Erkenntniß der Lehrer hinzuwirken hätten, vor Allem aber sie für den Herrn zu gewinnen suchen müßten, dann würden dieselben unter der Leitung seines Geistes auch in ihrer Amtsführung immer mehr das Richtige treffen und nicht mehr sich, sondern Seines Namens Ehre suchen. Davon, daß das Kirchengebet an vielen Orten nicht mit rechter Andacht mitgebetet werde, wolle man zum Theil den Grund darin finden, daß es von dem Geistlichen nicht mit der rechten Andacht und Salbung gebetet, sondern nur schnell und mit matter Stimme abgelesen werde. Ob auch Lieder statt des Kirchengebetes gebetet werden dürften, erregte eine lebhafte Discussion, wurde aber doch als gegen die kirchliche Ordnung verstoßend bezeichnet. Wenn von einem Amtsbruder bemerkt wurde, daß er bisweilen Lieder bete statt des Kirchengebets, um nur seine Gemeinde, die mit einem der schlechtesten Gesangbücher Deutschlands geplagt sey, auf den köstlichen Liederschatz unsrer Lutherischen Kirche aufmerksam zu machen: so ist das ein neues Zeugniß für die Gesangbuchsnoth. Die Wochengottesdienste, so spärlich sie auch besucht werden, sollen nirgends eingestellt, vielmehr mit besonderer Liebe gepflegt und wieder in Aufnahme gebracht werden. Wenn auch bei den Visitationsgottesdiensten die Kirchen meistens überfüllt gewesen sind, so ist doch im Allgemeinen geklagt worden, daß der Kirchenbesuch mehr im Fallen als Steigen begriffen sey und insbesondere die Nachmittagsgottesdienste immer spärlicher besucht würden. Die Katechismusexamina, welche in Folge kirchenregimentlicher Verordnung in manchen Orten Sachsens erst haben eingerichtet werden müssen, seyen zwar in der Lausitz noch immer gehalten worden, allein an vielen Orten habe ihnen weder die Jugend, noch die erwachsene Gemeinde die Theilnahme geschenkt, die sie doch verdienten. Ihnen sey Seitens der Geistlichen ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken und sie daran zu erinnern, daß sie nur dann, wenn sie selbst ein lebendiges Verständniß der christlichen Lehre und einen tieferen Blick in das Geheimniß des göttlichen Rathschlusses zur Erlösung der Menschen gewonnen hätten, würden lebendig, erbaulich und anziehend katechisiren können. Bloße dürre Begriffsentwicklungen und trockne Schulmeisterei sey der Tod der Katechismusexamina. Was die Feier der Sakramente betrifft, so wird die h. Taufe fast überall im Gotteshause und in würdiger Weise vollzogen; Haustaufen kommen fast nur in Städten vor. Der Unsitte auf dem Lande, daß die Pathen nach der Taufe in die Schenke ziehen, hat immer noch nicht mit dem zu wünschenden Erfolge gesteuert werden können. Dagegen, daß Seitens des Kirchenregiments nachgelassen ist, mehr als drei und bis zu sechs Pathen zu nehmen, haben sich die meisten Gemeinden sehr bestimmt erklärt. Gegen den fast nur in den Wendischen Gemeinden sich findenden Gebrauch, das h. Abendmahl vor dem Gottesdienste zu feiern, wurde bemerkt, daß er nur zu einer Zeit sich könne eingeschlichen haben, in welcher nicht nach richtig liturgischen Anschauungen, sondern nur nach Rücksichten der Bequemlichkeit die Gottesdienstordnung festgestellt worden sey. Die Art der Feier in den meisten Deutschen Gemeinden wurde als würdig und erhebend bezeichnet. Die Wendische Bevölkerung gehe noch meistens vier Mal des Jahres zum Abendmahl, die kirchlich Gesinnten unter den Deutschen wohl nur drei, auch wohl nur zwei Mal, ja in den Städten begnügen sich die Meisten mit einmaligem Erscheinen am Tische des Herrn. Persönliche Anmeldung zur Beichte findet nur noch in wenigen Gemeinden statt, Privatbeichte fast nur bei Hauscommunionen und an den meisten Orten ist sie leider vom Sonnabend auf den Sonntag verlegt worden aus irdischen Rücksichten auf Zeitersparniß. Leichenbegängnisse finden in der Lausitz noch fast überall unter Begleitung und activer Betheiligung des Geistlichen statt. Der Lehrerstand ist im Allgemeinen eine Genossenschaft treuer Mitarbeiter am Evangelio, wenn es auch Einzelne in demselben gibt, die sich aufgeblasen und ohne Verständniß der christlichen Lehre gezeigt haben und deren Wandel auch manches zu wünschen übrig ließ. In Beziehung auf den geistlichen und sittlichen Zustand der Gemeinden konnte gerühmt werden, daß in der Lausitz nicht jene Gleichgültigkeit gegen das Göttliche herrsche, über die in unserer Zeit geklagt werden müsse, sondern sich viel Hunger nach Gottes Wort und Willigkeit, dasselbe zu hören, gezeigt habe, worin namentlich auch viele Collatoren den Gemeinden mit gutem Beispiele vorangingen, die ihrerseits das Werk der Kirchenvisitation als ein heilsames erkannt und in jeder Weise freundlich unterstützt hätten. In mehreren Wendischen Gemeinden seyen sogar ernstliche Anträge auf Einführung oder Wiederherstellung der Kirchenzucht gestellt worden. Doch seyen auch alles christlichen und kirchlichen Verständnisses baare, tief niederbeugende Aeußerungen in einzelnen Gemeinden vernommen worden. Materieller Sinn, Vergnügungssucht und Fleischessünden seyen leider im Zunehmen begriffen. Was die Stellung der Geistlichen zum kirchlichen Bekenntniß betrifft, so hat der Kirchenrath gewiß in sehr freundlicher und milder Weise über sie geurtheilt, wenn er erklärte: a) wir haben keine einzige Predigt gehört, welche mit Wissen und Willen das Bekenntniß verläugnet hätte, b) wohl aber viele Predigten, welche hervorgegangen aus einem regen Glaubensleben und von welchen das Wort gilt: „ich glaube, darum rede ich"; c) manche Predigten, in welchen der Kampf zwischen der fides qua creditur mit der fides quae creditur noch nicht zum Ende geführt worden; und d) wir haben keinem Amtsbruder beim Abschied die Hand gedrückt, ohne an seinem Gegendruck gefühlt zu haben, daß es ihm anliege, ein treuer Diener des Herrn zu seyn. Der Herr gebe in Gnaden, daß Er auch einst seinen Dienern in der Lausitz das Zeugniß geben könne, daß sie treu gewesen seyen in dem, was ihnen befohlen ist. Als der Oberhofprediger nach dem Schluß dieser „Rückblicke" die Aeußerung that, wie er, so viel Gutes er auch vernommen, doch mit einer anderen und minder günstigen Anschauung die Lausitz verließe, als er in dieselbige eingetreten sey, wie er gemeint habe, das alte kirchliche Glaubensleben sey in derselben noch herrschend und nun doch glaube erkennen zu müssen, daß es in der Lausitz nicht eben besser stehe als in den übrigen Theilen Sachsens: da erhob sich der Kreisdirector, der als Vorstand der Consistorialbehörde und der Verwaltung der Provinz überhaupt sie seit vielen Jahren kennt, und bat den Oberhofprediger, sich durch die Uebelstände, die mit Recht und der Wahrheit gemäß heute scharf betont worden seyen, nicht zu einem ungerechten Urtheile über die Lausitz verleiten zu lassen; nach seiner langjährigen Kenntniß des Vaterlandes müsse er bezeugen, daß die Lausitz im Großen und Ganzen in kirchlicher Beziehung höher stehe als die Erblande, was freilich nicht ihr Verdienst sey, sondern was sie nächst Gottes Gnade vorzugsweise dem treuen Halten ihrer Geistlichen zu dem Bekenntniß der Kirche zu danken habe, die auch in der Zeit des dürrsten Rationalismus das Eine, was Noth ist, mit lebendigem Glauben bezeugt hätten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Sonnabend den 18. December. № 101.

Johannes Evangelist Goßner.

Dritter Artikel.

Goßners Missionsthätigkeit.

Goßners Vorgänger, der selige Jänike, war der erste, der mit dem Anfang dieses Jahrhunderts und gleichzeitig mit dem Entstehen und Aufblühen der großen Missionsanstalt in England, in den Jahren der Finsterniß in Deutschland eine selbstständige, sehr segensreiche Missionsthätigkeit anfing und über 20 Jahre lang fortführte. Seine Zöglinge übergab er den Englischen und Holländischen Missionsgesellschaften, die damals keine geeignete Leute in ihrem Lande finden konnten. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft nahm ihre ersten Missionare von Jänike. Nach Jänike's Tode suchte sein Schwiegersohn Rückert diese Missionsthätigkeit fortzuführen. Die Männer, die sich im Jahre 1824, also drei Jahre vor Jänike's Tode, zur Bildung einer eigenen, der jetzigen Berliner Missionsgesellschaft verbunden hatten, suchten nach dessen Tode eine Vereinigung beider Missionsthätigkeiten zu Stande zu bringen, was aber nicht gelang, denn obgleich fast alle Mitglieder des vom seligen Jänike gewählten Comité's sich mit der neuentstandenen Gesellschaft vereinigten und Rückert verließen, so entschloß sich doch Letzterer, die von seinem Schwiegervater gegründete Missionsschule als eine selbstständige fortzuführen. Wie Goßner 1829 in sein Amt eintrat, als Prediger der Bethlehemskirche, da trat Rückert, der als Prediger zu Rixdorf zwar unabhängig, aber als Schullehrer an der Böhmischen Gemeinde in Berlin dem Prediger Goßner untergeordnet war, wie er sah, daß es ihm nicht gelang, Goßner für seine Missionsthätigkeit zu gewinnen, sehr feindselig gegen ihn auf und ist bis zu seinem Tode stets ein Dorn in Goßners Seite gewesen und hat ihm viele und schwere Leiden bereitet.

Goßner hatte schon als katholischer Priester lebhaften Antheil an dem neuaufblühenden Missionsleben genommen, wie wir das aus seinem Tagebuch von 1804 sehen, und so finden wir seinen Namen als Comitémitglied der Berliner Missionsgesellschaft im Jahresbericht von 1831. Von da ab war seine Thätigkeit für diese heilige Sache sehr groß. Er lebte darin, wie das die vielen Briefconcepte an die ausgesandten Missionare, Ansprachen an sie, seine Predigten bei Jahresfesten und Abordnungen und mannigfache Notizen und Bemerkungen, sowie auch Auszüge aus ihren Berichten und Tagebüchern, die uns vorliegen, zur Genüge kundgeben. Vom Jahre 1834 ab gab er eine eigene Missionsschrift heraus: „Die Biene auf dem Missionsfelde", wovon er mehrere Abdrücke mit Weglassung seines Namens und unter dem Titel: „Echo aus der Heidenwelt" an seine Petersburger Gemeinde sandte — denn alle Schriften Goßners waren in Petersburg und in ganz Rußland verboten. Die Biene fand sehr schnell ungemeinen Beifall und mußte nach einigen Jahren schon in mehr als 6000 Exemplaren gedruckt werden, namentlich von der Zeit an, wo seine eigene Missionsthätigkeit begann.

Nach Goßners Ansicht wurde im Seminar der Berliner Missionsgesellschaft auf gelehrte Ausbildung der schon zu reiferem Alter gelangten Zöglinge aus dem Handwerksstande zu viel Gewicht gelegt; warum Ovid und Homer gelesen werden sollten, wie sie dadurch zur Predigt und Wirksamkeit unter den Heiden vorbereitet werden könnten, wollte ihm nicht einleuchten. Er drang immer nur auf das Eine, was Noth thut, ließ die Zöglinge zu sich kommen, betete mit ihnen fleißig, drang vor Allem auf gänzliche Hingabe des Herzens an Gott, Herzensumgang mit dem Herrn als das Eine, Nothwendige. Wir dürfen nicht verkennen, daß bei der Entfremdung, die zwischen Goßner und dem Berliner Missions-Comité eintrat, und der darauf folgenden Trennung und Ausscheidung Goßners, seine ganze Persönlichkeit und sein so scharf und entschieden ausgeprägter Charakter bedeutend mitwirkte. Und da es ihm nicht gelang, das Comité zu reformiren nach seinen Ansichten, so schied er aus. Wo erst eine innere Herzenstrennung da ist, da kommt es auch sehr bald zur äußerlichen Trennung, denn was innerlich ist, muß äußerlich werden und in der Regel wird dann der Bruch durch die geringfügigsten Dinge veranlaßt. So war es auch hier. Der Bau eines Missionshauses war es, was die Trennung Goßners von der Missionsgesellschaft und sein Ausscheiden aus dem Comité veranlaßte, nachdem er über fünf Jahre ein sehr thätiges Mitglied desselben gewesen war und von Allen geliebt und geehrt wurde. Er zog sich in die Stille zurück und lebte für seine Gemeinde, wollte sich mit der Missionssache gar nicht wieder befassen. Dazu kamen seine körperlichen Leiden und Krankheitsanfälle, die ihn oft Monate lang auf sein Zimmer bannten. Doch hatte der Herr es anders beschlossen. Es war im Jahre 1837 als ein frommer achtbarer Mann in Berlin drei oder vier junge Handwerker mit einem

Briefe an Goßner sandte, worin er ihn bat, sich dieser jungen Leute, die vom Missionsseminar abgewiesen seyen und die entschiedenen Beruf zum Missionswerke in sich fühlten, doch anzunehmen, mit ihnen zu beten, sie zu unterrichten und ihnen einen Weg in die Heidenwelt zu öffnen, im Falle er sie tüchtig und brauchbar finden würde. Goßner wies dies gleich von der Hand und wollte sich auf nichts einlassen. Die jungen Leute aber kamen immer wieder und drangen in ihn, sich ihrer anzunehmen, wenigstens Sonntags Nachmittags mit ihnen die Bibel lesen und beten zu wollen. Auch von anderer Seite her ward er bestürmt, die Sache nicht von der Hand zu weisen, und manche, die dasselbe Bedenken bei der Berliner Missionsgesellschaft gefühlt und auch deshalb sich von ihr getrennt hatten, beschworen ihn, nicht eigenmächtig zu handeln, sondern im Gebete vor dem Herrn zu suchen, dessen Willen zu erkennen. So bestürmt, ließ Goßner diese jungen Leute, die sich bald auf zehn und zwölf mehrten, zu sich kommen, namentlich Sonntags Abends, und nachher auch ein- oder zweimal in der Woche, wie sie Zeit hatten. Auf seine öftere Einwendung: was soll ich mit Euch, wohin soll ich Euch schicken? Ich weiß nicht, ich kann nichts für Euch thun, antworteten sie ihm: Beten Sie nur mit uns, das kann uns nicht schaden, auch wenn es mit unserer Aussendung nichts wird, auch wenn wir hier bleiben. Aber ist es Gottes Werk und sein heiliger Wille, daß wir gehen sollen, so wird Er selbst schon eine Thür aufthun zu seiner Zeit. Dieser Glaubensmuth stärkte Goßner sehr.

So begann Goßners Missionsthätigkeit, die jetzt eine weltbekannte geworden ist, klein, geringe und verachtet. Die Handwerker blieben bei ihrem Handwerk, erhielten gar keine Unterstützung von Goßner, mußten sich selbst nähren, und wenn sie den Tag über schwer gearbeitet hatten, so kamen sie zu ihm noch spät Abends, um seiner Abendandacht beizuwohnen. Je mehr Goßner die Leute kennen lernte, desto mehr überzeugte er sich von ihrer Aufrichtigkeit und Tüchtigkeit und daß die Sache von Gott sey. Sie machten Verabredungen mit den Meistern, bei denen sie arbeiteten, daß sie zwei oder drei Nachmittage in der Woche frei bekämen, um fortlaufenden Unterricht zu erhalten, und die Meister, fast alle ohne Ausnahme, gingen gerne darauf ein, weil sie sie als tüchtige Arbeiter kannten, die nachher durch angestrengtere Arbeit das Versäumte einholten. Nun richtete Goßner seinen Blick nach helfenden Kräften, die ihm aber auch nichts kosten durften, weil er ja nichts hatte. Da fiel ihm ein Brief, den ihm vor ein Paar Monaten ein Student von einem Prediger in der Provinz überbracht hatte, ins Auge — nur einmal hatte der Student ihn besucht und G. wußte nicht einmal seine Wohnung; doch erkundigte er sich und ließ ihn rufen, erzählte ihm den ganzen Hergang, wie er dazu gekommen, sich von der Mission zu trennen und eine eigene Missionsthätigkeit zu beginnen, und bat ihn, seine Zöglinge zu unterrichten, ihnen einen Ueberblick über die Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte zu geben, namentlich mit Bezug auf die Ausbreitung des Christenthums und die Christenverfolgungen, um sie zu ihrem schweren Berufe vorzubereiten, die mehr begabten in der Deutschen Sprache und einen unter ihnen, der schon früher Lateinisch gelernt und Fähigkeit besaß, auch in der Griechischen Sprache Unterricht zu ertheilen, um doch das Neue Testament in der Ursprache einst lesen zu können. Bei der Gelegenheit äußerte er sich: „Man meint, ich verachte Gelehrsamkeit, man irrt sich sehr, aber man soll sie da lassen, wohin sie gehört, und nicht von ihr erwarten, was sie nicht leisten kann und Missionszöglinge nicht damit quälen, die keine Anlagen haben, sonst aber brave, fromme Leute sind, denn die werden nur aufgeblasen dadurch u. s. w.“ In dieser Weise begann der Unterricht der Zöglinge, die sich um Goßner sammelten und ward Jahre lang so fortgesetzt — ja bis zu seinem Tode — er hatte immer fromme Leute, Studenten und Kandidaten, die dem alten Vater zu Liebe gerne ein Paar Stunden wöchentlich mit seinen Zöglingen sich beschäftigten. Mehrere dieser Studenten und Kandidaten sind, selbst ergriffen von dem Missionsgeiste, auch als Missionare ausgegangen.

Aber nun wohin mit seinen Zöglingen? was mit ihnen anfangen? Deutschland hat keine Colonien, dadurch ist eine freie selbstständige und unabhängige rein Deutsche Missionsthätigkeit sehr erschwert, wo nicht unmöglich gemacht. England mit seinen vielen Colonien hat Mangel an Leuten. Wie viele junge Leute auch ausgehen von England in die verschiedenen Colonien, so gehen doch die meisten nur aus, um Geld und Ansehen sich zu erwerben, und die allerwenigsten, um dem Herrn zu dienen und das Wort vom Kreuz den armen Heiden zu verkündigen. Da Jänike schon seine meisten Missionare an Englische Gesellschaften abgab, so wandte sich Goßners Auge natürlich nach England. In seinen Briefen an seine dortigen Freunde erwähnte er, wie er zu einer eigenen Missionsthätigkeit geführt worden war, und schon nach wenigen Monaten ergingen dringende Aufforderungen an Goßner, so viele Missionare als möglich nach Australien zu senden zur Anlegung von Missions-Colonien unter den Eingebornen. Es war nämlich ein Schottischer Prediger, der bekannte Dr. Lang, von Australien nach England und Schottland gereist, um bei der Regierung gewisse Aenderungen in der Colonial-Verfassung zu bewirken und auch Begünstigung fürs Missionswerk zu erlangen. Dieser nahm die ersten Zöglinge von Goßner und schickte sie nach Australien. Aber auch einen ordinirten Prediger wünschte er mit ihnen zu schicken, Goßner hatte aber keinen. Da fügte es sich, daß bald nachher ein geprüfter Kandidat sich bei ihm zum Missionsdienste meldete. Wie Goßner ihn geprüft, mit ihm gebetet und ihn näher kennen gelernt hatte, zeigte er ihm die Stelle in seinem Stübchen, wo er sich ihn auf seinen Knieen erbeten hatte. Dieser ward vor seinem Abgange vom Bischof Ritschl zum Predigtamt ordinirt. Diese erste Sendung geschah im Juli 1837, und es liegen uns Briefe vor von Zuhörern, die bei der Einsegnung und Abordnung dieser 11 Missionare, worunter sieben verheirathete, zugegen waren, worin seine Abordnungsrede eine „wahre Schlacht“ genannt wird. Auf der andern Seite aber

liegen uns auch Aktenstücke vor über den Eindruck, den diese Sendung namentlich in den bestehenden Missionskreisen machte. G. selbst sagt darüber in einem Dokumente aus etwas späterer Zeit (vom 11. October 1839), „es reizen auf gegen mich eifersüchtige Beförderer der Missionen, die mit hunderttausend Thalern, mit Instituten, Hülfsvereinen in Menge, Collecten und Gelderpressen nicht so viel ausgerichtet haben, als Gott durch mich armen schwachen Hirtenknaben von Bethlehem gewirkt hat. Darum sehen sie auf mich wie Bruder Kain auf Abel oder wie Saul David ansah als die Töchter Zions sangen: Saul hat Tausend, David Zehntausend geschlagen. Darum werfen sie nun auch ihren Spieß nach mir und haben sogar veranlaßt, daß Circulare gegen mich und meine Sendlinge in die Heidenländer ausgesandt wurden. Auch in England haben sie vor meinen Boten gewarnt, man sollte sie nicht annehmen, weil sie nicht von einer Gesellschaft und Comité gesendet seyen, der heilige Geist könne nur durch diese, nicht durch Einzelne gegeben werden. Es hat aber grade die entgegengesetzte Wirkung gemacht, man hat in ganz England meine Zöglinge wie Engel Gottes behandelt und aufgenommen."

G. ließ sich nicht irre führen, sondern ging seinen ruhigen Gang, den der Herr ihn führte, ohne rechts oder links zu sehen. Mit der innigsten Liebe nahm man in England seine Sendlinge auf und wie seine Thätigkeit auf diesem Gebiete dort erst bekannt wurde, öffnete der Herr ihm eine große Thür in dem wichtigsten aller Missionsgebiete, in Ostindien.

Ein Prediger der bischöflichen Kirche Englands, der aus einer der angesehensten und reichsten Quäker-Familien stammte (er war 8 Jahre alt, als er mit seiner ganzen Familie in die Staatskirche durch die Taufe aufgenommen wurde), war während seiner eifrigen Amtsthätigkeit in England durch den Einfluß der Baptisten und sogenannten Plymouth-Brüder zum Austritt aus der Kirche bewogen worden. Er reiste durchdrungen von der Liebe zum Herrn und des Missionswerkes (1832) nach Indien, um dort unter den Heiden das Wort vom Kreuz zu verkündigen. Nachdem er ein Paar Jahre in Indien gelebt, gelernt und gewirkt hatte, sah er die dringende Nothwendigkeit ein, mehrere Missionare ins Land zu bringen und auf verschiedene Stationen zu stellen. Von Liebe zum Herrn getrieben und den Jammer und das Elend der armen verblendeten Hindu's fühlend, wußte er nicht wie zu helfen. Was für ein Gefühl eines barmherzigen Herzens, die zwei mal hundert Millionen Heiden in ihrem gränzenlosen Elend zu sehen und unter ihnen keinen Lehrer, keinen Prediger! damals kam noch nicht ein Prediger auf eine Million Heiden.

Diese erbarmende Liebe zum Herrn und zu den verlorenen Seelen trieb Herrn Start an, sich selbst und sein ganz bedeutendes Vermögen dem Herrn zu widmen. Da ihm seine Frau in Indien gestorben war und er keine Kinder hatte, so beschloß er, Prediger und Missionare ins Land zu bringen. Zu der Zeit unterstützte er schon viele Missionsanstalten und Missionsbestrebungen. Dem Missionar Rhenius, als sich derselbe von der kirchlichen Mission trennte, ließ er bedeutende Summen zufließen und besuchte ihn selbst. Dabei lebte er selbst auf die allereinfachste, man möchte sagen, ärmlichste Weise. Er reiste nach England und der Schweiz, um Missionare anzuwerben, die mit ihm thätig seyn könnten in Ostindien. Er fand nur zwei Engländer und einen Schwaben, die er mit sich nahm und in seiner Nähe stationirte. Es traf sich grade, daß dieser eifrige Missionar das zweite Mal in England war, als Goßners erste Zöglinge nach Australien abgesandt wurden. Er entschloß sich sogleich, wie er von Goßners Missionsthätigkeit hörte, selbst nach Berlin zu reisen und die Sache näher zu untersuchen. Weil er des Deutschen nicht so ganz mächtig war, obgleich er es ziemlich fließend sprach und er auch gerne einen Freund bei sich hatte, der ihm mit Rath und That zur Hand gehe, so nahm er den ausgezeichneten und wohlbekannten Prediger einer Gemeinde der sogenannten Plymouth-Brüder oder apostolischen Christen aus Bristol mit sich, einen gebornen Deutschen und Schüler vom Professor Tholuck. Beide hielten sich mehrere Wochen in Berlin auf im Sommer 1838 und verkehrten viel mit Goßner. Sie prüften die Zöglinge alle, die er damals hatte, sehr sorgfältig und gewissenhaft, und das Resultat dieses Besuchs war, daß im Juli 1838 zwölf Missionare, worunter drei verheirathete waren, nach England abgesandt wurden, die sich denn auch ohne längeren Aufenthalt nach Indien einschifften mit ihrem Leiter und Unterstützer auf demselben Schiffe. Alle wurden zunächst in einem sehr großen bequemen Hause dicht am Ganges, Patna gegenüber, einquartirt, das zu dem Zwecke gekauft und eingerichtet worden war. Es war einige Jahre vorher von den Engländern am Zusammenfluß des Gandak und Ganges, wo das Wasser für besonders kräftig und segensreich gehalten wird und wo deshalb jährlich sehr bedeutende und vielbesuchte religiöse Melas (Märkte) stattfinden, gebaut worden, um zur Zeit dieser Melas dort Pferderennen und Bälle abhalten zu können. Diese Vergnügungen waren hier aber von kurzer Dauer gewesen, der Fluß hatte in der Regenzeit die Rennbahn plötzlich weggeschwemmt und eine andere konnte wegen der Höhe der Ufer und anderer ungünstiger Umstände nicht gut angelegt werden. So wurde denn das Haus, da es unbrauchbar für den Zweck geworden war, wofür man es gebaut hatte, meistbietend verkauft, von Herrn Start für die Mission erstanden und mit wenig Veränderungen zum Missionshause eingerichtet. Der große Tanzsaal eignete sich ganz vorzüglich zum Betsaal; hier wurden in den ersten Jahren die halbjährlichen Conferenzen von fast 20 Brüdern und Schwestern abgehalten. Das Wehen des Geistes verspürte man bei allen Berathungen und Andachten, und Ströme des Segens gingen aus auf die todte Heidenwelt. Außerdem hatte es noch zehn Zimmer, groß und geräumig mit Badezimmern. Wir verweisen unsere Leser auf die höchst interessanten Mittheilungen in der Biene 1839 und 1840.

Im Jahre 1839 im Mai schickte Goßner wieder fünf Missionare nach Indien, drei Candidaten und zwei Schullehrer,

alle unverheirathet, die sich zu den früheren Brüdern begaben und mit ihnen sich einlebten und einlernten in den Missionsberuf. Im Jahre 1840 ging die dritte Sendung nach Indien von drei Candidaten, wovon der eine verheirathet, und vier Jungfrauen als Bräute für einige von den in früheren Jahren ausgegangenen Brüdern. So hatte nun Goßner innerhalb dreier Jahre neunzehn Missionare nach Indien geschickt, worunter sieben Candidaten, die alle von dem englischen Missionar Herrn Start ganz allein unterstützt wurden; acht von diesen waren verheirathet. Vor der Ankunft der letzten Sendung hatten sich die Brüder, die nun schon der Sprache mächtig waren und täglich ausgingen und auf den Märkten und Straßen den Heiden predigten, auf drei Stationen vertheilt, d. h. zwei neue würden zur alten hinzugefügt, so daß für die Neugekommenen im lieben alten Hause Raum war, sich ebenfalls einzuleben und darin unter Anleitung der älteren Brüder zu lernen. Freilich war einer aus ihrer Mitte schon gestorben, ein sehr tüchtiger und vielversprechender Mann, an der Cholera.

(Schluß folgt.)

Ein Wort der Erwiderung auf das „Offene Sendschreiben" des Herrn Prof. Dr. Baumgarten.

Herr Prof. Dr. Baumgarten hat sich bewogen gefunden, ein „Offenes Sendschreiben" an mich zu richten, das mir in seinem Auftrage zugesandt worden ist. Der Inhalt desselben ist aber durchaus nicht geeignet, mich zu einer ausführlicheren Entgegnung zu bestimmen, da alle in Betracht kommenden Punkte von mir in meiner Schrift: „Ueber das erforderte und abgegebene Erachten" bereits ausführlich vorgelegt und erörtert worden sind. So wie von mir, so liegt jetzt auch von ihm eine Darstellung unserer persönlichen Verhältnisse vor Abgabe des Consistorial-Erachtens vor. Auch aus seiner Darstellung muß sich für Jeden ergeben, daß dieselben niemals irgend welche äußere Trübung oder Störung erfahren haben. Daß sich freilich kein näheres Verhältniß unter uns bilden konnte, lag in der principiellen Verschiedenheit unserer kirchlichen und politischen Ueberzeugungen, so daß die nothwendigen Bedingungen zu einer eingehenden theologischen Verständigung zwischen uns fehlten. Das Gewicht meiner geschichtlichen Darlegung, die ich in der erwähnten Schrift von dem zwischen ihm und mir Vorgefallenen gegeben habe, als ich ihm, ehe ich ein amtliches Verhältniß zu seiner Angelegenheit erhalten hatte, in wiederholten Gesprächen mit herzlichen Bitten und dringenden Vorstellungen nachgegangen bin, hat seine Darstellung nach keiner Seite hin abzuschwächen vermocht. Die Zugeständnisse gegen früher, die darin von ihm gemacht werden mußten, sind im Gegentheil der Art, daß sie sowohl über die Unwahrhaftigkeit

seiner früheren Anschuldigungen, die er gegen mich erhoben hat, als auch über meine Stellung zu ihm, der ich nie sein persönlicher, sondern nur sein principieller und amtlicher Gegner gewesen bin, nicht im Unklaren lassen können. Aber auch seine gänzliche Unzugänglichkeit für alle Versuche, ihn in den wiederholten Discussionen, die ich mit ihm über seine Publikationen gepflogen habe, zur besseren Selbsterkenntniß zu bringen, scheint mir aus seiner eigenen Darstellung für Jeden, der mit einiger Psychologie ausgerüstet ist, hinlänglich ans Licht zu treten. Wenn ich indeß nichtsdestoweniger in Betreff dieser Darstellungen ihm den Vorwurf bewußter Abweichung vom Wahren erlassen soll, so kann dies nur in Berücksichtigung einer Eigenschaft geschehen, die als in ungewöhnlichem Grade bei dem Prof. Baumgarten ausgebildet, Niemanden entgehen wird. Es ist dies die Selbstüberschätzung, an welcher, was ein Anderer sagt, fast spurlos vorübergeht, weil sie es von vornherein als ein ganz Nichtiges angehört hat, und vor Allem stets ihre eigenen Expectorationen im Gedächtniß hat, die sie immer mit so viel Genugthung und Bewunderung vor sich auszuschütten liebt.

So viel Falsches und Irrthümliches nun auch seine Erzählungen sowohl an sich als auch durch die Auffassung, Färbung und Darstellung, die er den zugestandenen Thatsachen zu geben sucht, enthalten, so unterlasse ich es doch, auch nur mit einem Worte auf diesen Gegenstand zurückzukommen, da ein Hin- und Herreden hierüber und ein Aussprechen einander entgegenstehender Versicherungen zu gar nichts führen kann. Ich sehe davon um so leichter ab, als ich mir glaube sagen zu können, daß ein nicht voreingenommener, selbstständig urtheilender Leser aus meiner Darstellung und dem, was von dem Prof. Baumgarten selbst zugegeben ist, ein wenigstens einigermaßen zutreffendes Urtheil über unsere persönlichen Beziehungen, so weit überhaupt im Interesse der Sache es Jemanden daran liegen kann, ein solches sich zu bilden, wird gewinnen müssen. Im Uebrigen kann ich nur bitten, meine Schrift: „Ueber das erforderte und abgegebene Erachten", an den betreffenden Stellen vergleichen und nachlesen zu wollen, da in dem „Offenen Sendschreiben" des Prof. Baumgarten häufig das Thatsächliche zurückgestellt wird, um dadurch desto leichter einer anderen Auffassung Eingang zu verschaffen. Ob mein persönliches Verhalten gegen ihn, ehe ich amtlich genöthigt war, gegen ihn zu handeln, ein christlich rechtes gewesen, stelle ich getrost dem Urtheil derer anheim, welche unter gewissenhafter Berücksichtigung der in Betracht kommenden Verhältnisse unserer Beider Darstellung erwägen. Daß er gegen mich, von dessen suchender und tragender Liebe er in allen von mir mitgetheilten Gesprächen genugsam Beweise hatte, und von dessen rein principieller Stellung zur Sache er überzeugt seyn muß, aufs Neue Invectiven und Kränkungen jeder Art vorzubringen vermag, kann ich nur seinetwegen beklagen.

Beilage.

Schon ein Artikel der Augsburgischen Zeitung im Mai d. J. brachte eine Reihe von hämischen Mittheilungen, wie sie sich jetzt auch in dem „Offenen Sendschreiben" des Prof. Baumgarten finden. Solche Dinge, wie z. B. mein vermeintliches Erschrockenseyn bei Veröffentlichung des Erachtens (vgl. Sendschreiben S. 52), bei deren Mittheilung er sich nur auf Gerüchte zu stützen weiß — die er sich aber nicht scheut, mit dem Namen von Thatsachen zu stempeln — achte ich ebensowenig der Mühe werth, zu widerlegen, als es mir in den Sinn kommen kann, sein dunkles Gerede in majorem gloriam sui, daß seine Freiheit die Ordnung habe aufrecht halten müssen, wozu es meiner Ordnungsmäßigkeit an Muth und Kraft gebrocher, zu entziffern. Unter den Insinuationen, die in der Unwahrheit meines angeblichen Erschrockenseyns über die Veröffentlichung des Erachtens versteckt liegen, ist auf jeden Fall die enthalten, daß mein Antheil an dem Erachten mir nicht von eigener gewissenhafter Ueberzeugung eingegeben sey, oder daß ich wenigstens nicht den Muth gehabt hätte, ein aus solcher Ueberzeugung stammendes, amtlich von mir ausgesprochenes Urtheil offen gegen Jedermann zu vertreten. Ich enthalte mich, diese Insinuationen, wie sie es verdienten, gebührend zu bezeichnen. Doch darf ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß Herr Consistorialrath Mejer auf das Entschiedenste in Abrede genommen hat, als habe er, wie der Prof. Baumgarten vorgibt, behauptet, meine Leidenschaft gegen denselben gezügelt zu haben, was ihm zuweilen, aber nicht immer gelungen sey, und daß derselbe mich ausdrücklich ermächtigt hat, dies als eine Unwahrheit zu bezeichnen.

Aber auch in Bezug auf die formelle Seite, auf das Verfahren, welches das Consistorium eingehalten hat, habe ich nichts hinzuzufügen. Der Prof. Baumgarten ist bei seiner früheren Behauptung geblieben, daß das Consistorium seine beiden Grundgesetze, die Kirchenordnung und die Consistorialordnung, gebrochen habe, und führt zur vermeintlichen Erhärtung dieser Anschuldigung nichts Anderes an, als dieselben Argumente, die er in seiner „Krisis" vorgebracht hat, und von mir bereits in der erwähnten Schrift, in welcher ich die rechtliche Sachlage vom Standpunkte des Consistoriums aus dargelegt habe, genugsam widerlegt worden sind. Mit ihm daher noch weiter über seine ganz rationalistische Auffassung des Verhältnisses der heiligen Schrift zu dem Bekenntniß der Kirche zu rechten, liegt keine Veranlassung vor. Die Art seiner Berufung auf die heilige Schrift antiquirt das Bekenntniß, hebt die Bedeutung der Symbole als solcher auf, und stellt immer aufs Neue die Glaubens- und Lehrgemeinschaft der Kirche in Frage.

Was endlich seine Prüfung des sachlichen Theils des Erachtens anlangt, so hatte der Prof. Baumgarten vor allen Dingen den Beweis zu führen, daß seine Doctrinen mit dem Lehrbegriffe der Lutherischen Kirche übereinstimmen, wenigstens nicht mit demselben im Widerspruche stehen. Zwar hat er dieselben gegen die vom Erachten erhobenen Instanzen durch weitere Auseinanderlegung zu rechtfertigen gesucht, aber da nicht entfernt der Beweis geführt ist, daß die in seinen Schriften vorgetragenen Lehren mit dem Inhalte der symbolischen Bücher unserer Kirche übereinstimmen, so habe ich meinerseits keine Veranlassung, nochmals auf diese seine Doctrinen einzugehen, deren Nichtübereinstimmung mit dem Bekenntniß unserer Kirche ich bereits zweimal nachgewiesen habe. Nur weil kürzlich von dem Prof. Baumgarten der Satz: qui tacet, consentit in der auffallendsten Weise adoptirt und angewandt worden ist, will ich hier ausdrücklich erklären, daß ich durch seine christologischen und soteriologischen Ausführungen die von mir gegebene dogmatische Beweisführung der Nichtübereinstimmung seiner Doctrinen mit dem Lehrbegriffe der Lutherischen Kirche durchaus nicht alterirt finde. Diese seine Ausführungen, in denen er sogar zu rechtfertigen sucht, daß der Erlöser den Thron Davids durch Anwendung äußerer Gewalt einzunehmen beabsichtigt und versucht habe, bestätigen nur, wie weit seine Lehrabweichungen gehen. Nicht zu übersehen ist daneben, wie wenig der Prof. Baumgarten auf den zweiten Theil des Erachtens, der seine destructiven Principien und Tendenzen aufgewiesen hat, eingegangen ist, und wie er den hierauf bezüglichen Schlußbetrachtungen meiner letzten Schrift nichts entgegenzustellen weiß.

Auch die wider ihn im Erachten erhobene Anklage, daß er seine Verpflichtung auf die Symbole ungescheut und geflissentlich gebrochen habe, und daß er eine bittere Polemik gegen die kirchliche Versöhnungslehre richte, habe ich einer sachlichen und ausführlichen Erörterung in meiner Schrift unterzogen, und wenn ich speciell diese beiden Punkte hier noch mit einem Worte berühre, so geschieht dies in Folge des Umstandes, daß der Prof. Baumgarten am Schlusse seines Sendschreibens mich auffordert, diese beiden Anklagen öffentlich zurückzunehmen, und sich sogar erlaubt, mir die Frist eines Monats nach Empfang seines Schreibens gleichsam als Präclusivtermin zu setzen, dadurch implicite, Weiteres von seiner Seite in Aussicht stellend. Um nun der richtigen Auffassung der Sachlage doch noch einigermaßen förderlich zu seyn, will ich nicht unterlassen, einfach darauf hinzuweisen, daß es sich in den beiden fraglichen Punkten um einen objectiven Thatbestand handelt, den ich aus den Schriften des Prof. Baumgarten aufgezeigt habe, und auf den sich die von mir erhobenen Instanzen allein beziehen. Dieses Urtheil bleibt, da der Prof. Baumgarten die in Rede stehenden Aeußerungen nach keiner Seite hin zurückgenommen hat, völlig im Bestande. Ist der Prof. Baumgarten für seine Person sich

nicht bewußt in dem Maaße, wie es das Erachten erwiesen hat, unlutherisch zu lehren und antikirchliche Tendenzen zu verfolgen, so habe ich vom Standpunkte des Erachtens aus keine Veranlassung, diese seine jetzigen Versicherungen zu prüfen, aber jedenfalls ist der objective Thatbestand, um den es sich im Erachten handelte, ein anderer, als er ihm in seinem Bewußtseyn erscheinen mag.

Ich wiederhole es, daß ich es tief beklage, daß der Prof. Baumgarten auf dieser abschüssigen Bahn, die er betreten, sich unaufhaltsam fortreißen läßt, und daß es mir gar wehe um ihn ist, wenn ich mir seine „Krisis", sein „Schild und Schwert" und sein „Offenes Sendschreiben" vergegenwärtige, und nach Ton und Inhalt erwäge, Schriften, in denen er auf seinem eingeschlagenen Wege besinnungslos fortgeht, und deren durchweg fleischliche Polemik wahrlich kein Zeugniß des Geistes ist, aus dem heraus stets zu reden und zu handeln er vorgibt. Ich kann ihn schließlich nur bitten, einmal eine stille Einkehr bei sich zu halten, und mit seinem Gott und Herrn Alles zu überdenken, vielleicht daß er dann auch erkennen wird, daß ich es weder an tragender Liebe, noch an ernster Mahnung habe fehlen lassen, wenn ich auch seinen verkehrten Doctrinen und Tendenzen mit dem ganzen Ernste, den die Bedenklichkeit der in ihnen in Bezug auf Kirche und Staat sich kundgebenden Principien forderte, entgegengetreten bin und pflichtmäßig entgegentreten mußte.

Rostock, den 1. December 1858.

Krabbe.

Nachrichten.

Herrscht in Sachsen todtes Christenthum?

(Schluß.)

Auch die Amtsbrüder aus den Erblanden, welche in der Lausitz mitvisitirt hatten, erklärten, wie Vieles, was sie in der Lausitz gefunden hätten, ihre Herzen mit hoher Freude und Dank gegen Gott erfüllt habe, wenn sie auch nicht Alles als wünschenswerth bezeichnen könnten. Und ein Amtsbruder aus der Lausitz, der in den Erblanden bei der Visitation assistirt hatte, glaubte auch das Zeugniß des Herrn Kreisdirectors bestätigen zu müssen, man brauche — meinte er — gar nicht blind zu seyn gegen die traurigen Mißstände, die in sittlicher Beziehung auch in der Lausitz herrschten, man könne sogar zugeben, daß in den großen Weberdörfern derselben mehr Zuchtlosigkeit und mehr Fleischessünden sich fänden, als in den Ackerbau treibenden Dörfern der Erblande (wie er selbst es gefunden habe da, wo er visitirt); aber man müsse zugleich zum Preise der Barmherzigkeit des Herrn bezeugen, daß Er in der Lausitz, wie vielleicht an wenigen andern Orten des Vaterlandes, noch ein zahlreiches Volk habe, welches heilige Herzen und Hände zu Ihm erhebe und ein Salz für die Uebrigen sey. Da die für die Conferenz bestimmte Zeit mehr als verflossen war, konnte der Oberhofprediger derselben den von ihm beabsichtigten dogmatischen Vortrag nicht mehr geben, ließ aber die Richtung, die er demselben hatte geben wollen, ahnen, indem er an die Conferenz die Frage richtete, was die Geistlichen thun müßten, ihre Predigten inhaltsreich und lebendig zu machen. Nach vielen von Einzelnen gegebenen Bemerkungen, die mehr ins Gebiet der Oratio fielen, und bei welcher Gelegenheit Seitens des Vorsitzenden fleißige Beschäftigung mit der ascetischen Literatur empfohlen wurde, veranlaßte derselbe tief einzugehen auf die Meditatio, und zeigte, wie eben klares und strenges dogmatisches Denken und innerliches Bewegen des reichen dogmatischen Stoffes am besten vor der Gedankenarmuth behüte und wie man, um wahrhaft bekenntnißgemäß zu predigen, die große Arbeit der Kirche, die im Laufe der Jahrhunderte die Offenbarungswahrheiten immer tiefer zu durchdringen, zu entwickeln und im bezeichnendsten Ausdruck auszuprägen bemüht gewesen sey, selbst innerlich vollziehen und die großen Heilsgedanken nachdenken müsse. Leider konnte die Tentatio, das Dritte, was den Theologen macht, wegen des Mangels an Zeit nicht zu ihrem Recht kommen. Wir sind aber deß gewiß, daß — wie es auch von allen mit uns heimreisenden Brüdern ausgesprochen wurde — dieser Tag mit seinen mannigfachen Anregungen, Zeugnissen, Demüthigungen und Mahnungen ein Tag reichen Segens für die Geistlichkeit der Lausitz geworden ist.

Wir haben nun mit einiger Ausführlichkeit über diesen Feiertag in der Lausitz berichtet, um die Sachsen ferner Stehenden ein wenig über dieses Land zu orientiren, über welches wir in der Ev. K. Z. außer den gründlichen Mittheilungen eines Amtsbruders aus den Erblanden noch wenig gelesen haben. Dagegen müssen wir immer noch die sonderbarsten, einander widerstreitenden und gänzlich unbegründeten Urtheile über Sachsen in kirchlicher Beziehung in andern Blättern mit aller Keckheit aussprechen hören. Da ists Vielen immer noch das Land des Rationalismus, die da meinen, es habe sich in 40 Jahren nichts daselbst geändert. Andere, welche so unwissend nicht mehr erscheinen mögen, suchen es durch nicht weniger falsche banale Phrasen zu charakterisiren. So hat auf der großen Versammlung der evangelical alliance in Berlin Einer (vielleicht im Unmuth darüber, daß Sachsen zu dieser Versammlung allerdings Deputirte nicht geschickt hat) als geistreicher Charakteristiker kurz und kühn gesagt: „in Sachsen herrsche todtes Kirchenthum." Und der Beweis? Nun, des Beweises erachten sich geistreiche Leute überhoben, bedenken aber nicht, daß solche Urtheile, die von Männern aus allerlei Ländern und Zungen vernommen worden sind, weiter getragen werden. Die Wahrheit soll man wohl verbreiten, nicht aber die Unwahrheit. Für durchaus unwahr müssen wir aber jenes Urtheil halten und da wir, seit einem Menschenalter im Dienste der Sächsischen Landeskirche thätig, der Entwicklung derselben nicht blos von ferne zugeschaut haben, halten wir uns für berechtigt, ja verpflichtet, das Irrige jener, mindestens aus Unkenntniß hervorgegangenen Behauptung nachzuweisen. In dem Worte „Kirchenthum" soll ein Vorwurf wohl noch nicht ausgesprochen werden. Denn es ist kaum anzunehmen, daß Jemand ernstlich glauben sollte, daß in einem festgegliederten kirchlichen Organismus das christliche Leben weniger gedeihen könne, als in einem weichen, schwammigen Kirchenkörper ohne feste Knochen und Muskeln Deshalb ist eben das Wort „todt" zur Charakterisirung des in Sachsen herrschen sollenden Kirchenthums hinzugefügt. Wie ist dieser Gedanke aber nun zu vollziehen? Ist die Meinung die, daß in Sachsen

die Lutherische Kirche in ihrer historisch entwickelten Gestalt und reichen organischen Gliederung wohl bestehe, aber nur zu Recht und auf dem Papiere, in Wahrheit aber als todter Leichnam immer mehr sich auflöse und zerfalle und die lebendigen Christen in derselben ihre Nahrung, ihre Lebenskräfte anderswoher ziehen als aus diesem verwesenden Organismus? Nun, wir wollen einmal die Worte nicht so genau nehmen, der in ihnen angedeutete Sinn soll doch wohl der seyn, daß in Sachsen die orthodoxe lutherische Lehre und der auf ihr auferbaute kirchliche Organismus festgehalten werde, man sich aber darum wenig oder gar nicht kümmere, ob auch der Wandel und das Leben des Volkes mit jener Lehre zusammenstimme, aus jenem Organismus als Frucht sich entwickle. Wenn man sonst von „todter Orthodoxie", todtem Glauben der rechten Lehre sprach, so hat man heutzutage, wo der lebensvolle, reiche Begriff der Kirche in den Vordergrund der Betrachtung getreten ist, von „todtem Kirchenthum" geredet. Wenn nun in Sachsen todtes Kirchenthum „herrschen" soll, so kann man auch nicht recht hinter den Sinn des letzten Wortes kommen. Soll es heißen, das Kirchenregiment, von welchem die Leitung der Kirche ausgeht, begünstige todtes Kirchenthum und brauche alle seine reichen Mittel, um ihm die Herrschaft zu erringen und zu bewahren? Oder soll es heißen: an der Landesuniversität, auf welcher die Diener des Wortes für die Sächsische Kirche gebildet werden, herrsche diese Richtung auf todtes Kirchenthum? Oder endlich ist die Meinung: in den Gemeinden sey von einem lebensvollen Zeugniß von der Gnade Christi nichts zu spüren, eine mechanische, äußerliche Amtirung hüte sich nur davor, daß in der Predigt kein Wort wider die Lehre der symbolischen Bücher anstoße? Sehen wir einmal genauer zu und fangen oben beim Kirchenregimente an. Das setzen wir als bekannt voraus, — denn es ist zu oft schon und von den verschiedensten Richtungen ausgesprochen worden, — daß das Kirchenregiment in Sachsen den Rationalismus entschieden nicht will. Ist denn nun aber der Gegensatz von Rationalismus „todtes Kirchenthum", so daß das Kirchenregiment dieses fördern müßte, weil es jenen perhorrescirt? Gewiß nicht. Wir können aber auch gar nicht in Zweifel seyn über das, was das Kirchenregiment bei uns will, da der Cultusminister und die geistlichen Räthe des Ministeriums sich öffentlich aufs bestimmteste über die Stellung ausgesprochen haben, die das Kirchenregiment einnehme und die Richtung, die es mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften verfolge. Ich erinnere hier an die allgemein durch die öffentlichen Blätter bekannt gewordenen Aeußerungen des Cultusministers v. Falkenstein in der zweiten Kammer bei Gelegenheit der Rittnerschen Angriffe auf die Tendenzen des Kirchenregiments. Ich erlaube mir aber insbesondere Einiges anzuführen aus der Ansprache, welche bei Gelegenheit der Kirchenvisitation Namens des Kirchenregiments durch Dr. Liebner an die gesammte Landesgeistlichkeit ergangen ist, weil diese weniger bekannt seyn dürfte. Nachdem derselbe in seiner sinnigen und freien Weise über die Arbeit der Kirche in Producirung ihrer Bekenntnisse sich ausgesprochen hat, fährt er fort: „Es ist nun kein Zweifel, daß unsere Kirche gegenwärtig sich von neuem in ihr altes treues Bekenntniß, und damit in das zum Grunde liegende Wort Gottes, d. h. in Christum als die Wahrheit vertiefen will, um daraus von neuem stark und ihres Gegensatzes mächtig hervorzugehen. Aber gerade da soll das Bekenntniß am wenigsten als ein bloßer kirchlicher Gesetzes- oder — negativ — Verdammungscodex den Geistlichen, Lehrern und Gemeinden vorgehalten werden. Das will das Kirchenregiment auf jede Weise verhütet wissen. Es will namentlich keine Anstalt zur Beförderung des größten aller Uebel, zur Nährung des tödtlichsten aller Gifte: der kirchlichen Heuchelei, über die der Herr auch sein schwerstes Wehe gerufen hat. An denen, die sich auf solchem Wege in das Bekenntniß werfen als ein Kleid, als in eine Art officieller Kirchlichkeit, ist dem Kirchenregiment so wenig als der Kirche selbst gelegen." „Die große, theure Glaubenssubstanz der Kirche des schriftmäßigen Bekenntnisses soll den Gliedern zugleich die selbst erkannte Wahrheit werden, so weit es immer dem Einzelnen nach dem Maße seiner Gabe erreichbar ist." „Wenn unsre Kirche diese wichtige Linie nicht einhält, so fällt sie von sich selbst ab. Nun ist dies freilich wahrhaft nur möglich in und mit dem Erleben und Erfahren des Heils an der eignen Seele. Aber es muß eben eine Wechselwirkung zwischen diesen beiden, der gläubigen Heilserfahrung und Erkenntniß seyn, darin eins das andere vertieft und erfüllt: und diese Wechselwirkung muß fortwährend erhalten und, wo sie noch nicht ist, durch die rechte Lehre im vollen Sinne der Ueberzeugung eingeleitet werden. Und es ist gewiß, daß Tausende in unserer Zeit, die, nach der unmittelbaren Lebensseite hin vielfach vom Evangelio angeregt, gelockt und gezogen, mögliche Kirchenglieder und Bekenner sind, es doch nicht wirklich werden, weil die Formen der Intelligenz, die sie aus einer andern Bildung her haben und in denen sie noch gleichsam eingeschnürt dahingehen, sie hindern, fester anzufassen und Niemand da ist, der diese Formen ihnen zerschlägt und ihnen zeigt, daß die im Bekenntniß waltende, aus dem Worte Gottes geborne Intelligenz die höhere und universalere und jenes Alles als geistiges Elend und Stümperei ausweisende ist." „Wahrlich, hat die Lehre und Lehrentwickelung ohne Zweifel mit die tiefsten Wunden geschlagen, die jetzt bluten, so wird die wahre und gesunde Lehrentwickelung, die namentlich auch der unvergleichlichen, organisch-lebendigen und fortschreitenden Einheit und Gliederung der biblisch-kirchlichen Wahrheit nachgeht, nicht schlecht atomistisch und mechanisch immer nur eines außer und neben dem andern hat — auch Vieles zu heilen vermögen" „Diese Richtung begünstigt wirklich das Kirchenregiment und möchte, daß von ihr immer mehr die ganze Landeskirche erfüllt und bewegt würde; wahrlich dann würden wir bald einen geistigen, geistlichen und kirchlichen Frühling im lieben Sachsenlande aufgehen sehen. Und das Kirchenregiment hat zu solchem Willen das Recht und die Pflicht, aus der Schrift, aus dem Bekenntniß selbst und aus dem, was jetzt immer weiter und immer deutlicher hörbar der Geist der Gemeinden sagt: daß die Kirche nicht eine „Partei", sondern die lebendige bekennende und ihr Wesen und ihren Grund erkennende Kirche, wieder in Kraft und Macht treten und die Retterin und Helferin für alle Parteien, wo solche etwa vorhanden sind, die Stillerin ihres Zornes und Haders seyn will." Wer will hiernach noch ferner sagen, daß das Kirchenregiment todtes Kirchenthum begünstige? Nein, Leben, geistliches Leben, lebendiges Erfassen des Bekenntnisses, Gott wohlgefälliger Wandel in Kraft gläubigen Bekenntnisses will das Kirchenregiment. Das hat ebenso der geheime Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert in seinen öffentlichen Reden in den Schullehrerseminaren, wie in der „Ordnung der evangelischen Schullehrerseminare im Königreiche Sachsen" ausgesprochen als das Streben des Kirchenregiments. Wenn nun dennoch „todtes Kirchenthum in Sachsen herrschen" soll, wird es vielleicht wider den Willen des Kirchenregimentes auf der Universität ge-

pflegt, ist Leipzig der Heerd desselben? Wenn nun auch noch vor einem Menschenalter Leipzig der Sitz des Rationalismus war, so ist ja in der letzten Zeit die theologische Fakultät fast vollständig erneuert und grade je fester die Glieder derselben an dem Bekenntniß der Lutherischen Kirche festhalten und es gegen Jedermann wissenschaftlich vertreten, um so eifriger und lebendiger bezeugen sie in Wort und Wandel, in Schrift und Predigt, daß in Christo Jesu Leben und volle Gnüge ist, aber nicht — der Tod. Und wir wissen auch, daß ihre Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich ist, wir wissen es aus dem frischen, fröhlichen Glaubensleben, das unter den Theologiestudirenden sich zu entwickeln beginnt, wir wissen es aus den vielen schönen Kräften, die von dort bereits in den Dienst der Kirche getreten sind. Wo herrscht denn also todtes Kirchenthum in Sachsen? In den Gemeinden selbst und ihren Seelsorgern? Das dürfen wir nun wohl sagen, daß grade in Sachsen, weil auch unter der Herrschaft des Rationalismus das kirchliche Bekenntniß zu Recht bestehen blieb und nicht in seiner Substanz alterirt wurde, auch in den einzelnen Gemeinden noch mehr Liebe zur Lutherischen Kirche und ihrem Bekenntniß sich erhalten hat, als in manchen andern Ländern und daß, wenn auch das kirchliche Bewußtseyn unter den Einflüssen des Zeitgeistes vielfach geschwunden, es doch nicht gänzlich erloschen ist und darum leichter wieder belebt werden kann, wenn treue Diener Christi das Evangelium wieder lauter und rein in Beweisung des Geistes und der Kraft verkündigen. Und fehlt es denn an diesen so gänzlich? Man erwidere nicht: wir sehen ja keine oder nur sehr wenige auf den Kirchentagen, wir haben keine Zeugnisse von ihnen auf der großen Versammlung der evangelical alliance in Berlin vernommen! Deshalb können sie doch mit freudigem Aufthun ihres Mundes Jesum Christum den Gekreuzigten predigen ihren Gemeinden und auf diesem Grunde, der ewig bleibt, in derselben lebendiges Kirchenthum bauen. Was findet man denn in den Predigten Sächsischer Geistlichen auch nur der letzten zehn Jahre, die in die Oeffentlichkeit ausgegangen sind, Leben oder Tod? Ich meine nicht blos die Predigten derer, deren Namen in ganz Deutschland bekannt geworden sind, eines Harleß, Ahlfeld, Liebner, Langbein — ich meine auch diejenigen, welche in den Dörfern und vor dem Volke gehalten werden. Die Kirchenvisitation hat es ins klarste Licht gestellt, wie unwahr es ist, daß in der Geistlichkeit Sachsens todtes Kirchenthum herrscht. Und wir Lausitzer wissen es dem Kirchenrathe unsrer Provinz Dank, daß er's beim Rückblick auf die vollendete Visitation öffentlich ausgesprochen hat und preisen den Herrn der Kirche, daß er's hat aussprechen können, daß „er viele Predigten gehört habe, welche hervorgegangen seyen aus einem regen Glaubensleben und welchen das Wort gilt: ich glaube, darum rede ich." Aber auch abgesehen von der Geistlichkeit Sachsens, abgesehen von den Lehrern, die das Volk unterweisen, so sind auch die Zustände in den Gemeinden gar nicht von der Art, daß aus ihnen für jene Behauptung von der Herrschaft todten Kirchenthums ein Anhalt genommen werden könnte. Superint. Westermeier hat am 5. Oct. in Gnadau von dem Preußischen Herzogthum Sachsen gesagt: „Unsere Provinz mag einzelne Punkte darbieten, wo ein neues Leben durchbrechen will; andere, wo ein kirchlicher Sinn aus alter guter Zeit sich noch erhalten hat, es sind aber nur Ruinen ohne Leben; und wenn es Städte gibt, welche bei 8—10,000 Einwohnern kaum soviel hundert Communikanten jährlich, und in der Regel nur 100—200 Zuhörer sonntäglich in der Kirche haben, andere Gemeinden kleineren Umfanges, wo von 16—1700 Seelen sonntäglich nur 60—70, oder von 600 Seelen 10 in der Kirche sich einfinden, so sind das Symptome, welche eine ungewöhnliche Verwüstung der Kirche anzeigen." Das hat Kirchenrath Wildenhahn nach vollendeter Kirchenvisitation der Oberlausitz von derselben nicht sagen müssen, weil so die Zustände in ihr wirklich nicht sind. Und obgleich wir den übrigen Theil des Königreichs Sachsen so genau nicht kennen, als die Oberlausitz, so glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß auch dort die kirchlichen Zustände günstiger sind, als daß man sagen könnte, es herrsche todtes Kirchenthum. Doch wir eilen zum Schluß und sagen mit dem Apostel: wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn. Denn darum ist einer nicht tüchtig, daß er sich selbst lobet; sondern daß ihn der Herr lobet 2. Cor. 10, 17, 18. In der That, es ist uns schwer geworden, den Schein auf uns zu laden, als wollten wir die kirchlichen Zustände Sachsens als mustergültige anpreisen. Wir wissen nur zu gut, wieviel uns Geistlichen und den Gemeinden, wieviel oben und unten noch fehle. Wir wissen aber auch, daß es in vieler Beziehung in den letzten Jahrzehnten in Sachsen durch des Herrn Gnade anders und besser geworden ist; und wir meinen, daß wir solche Gnade Gottes auch preisen sollen und nicht in falscher Demuth schweigen, wenn die Unwahrheit geredet wird. Und so sagen wir denn: auch an Sachsen hat der Herr Großes gethan und Seinen heiligen Geist nicht von ihm genommen, Er hat ihn vielmehr reichlicher aufs neue über dasselbe ausgegossen und hier und dort geistliches Leben erwecket, das Er auch ferner pflegen und stärken und kräftiger und immer tiefer begründen und vollbereiten wolle. Und es ist nicht wahr, soll auch — darum bitten wir den auch bei uns gegenwärtigen Herrn seiner Kirche — nie dahin kommen, daß in Sachsen „todtes Kirchenthum herrsche."

Mecklenburg. Erklärung.

Dem mich betreffenden Passus der neuesten Erklärung meines Herrn Collegen Dr. Krabbe in der Baumgartenschen Angelegenheit, welcher vor dem Abdruck von mir eingesehen und gebilligt ist, will ich noch Das hinzufügen, was nach meiner Meinung der an Dr. Baumgarten gelangten unrichtigen Nachricht allein zu Grunde liegen kann. Als Jurist auf schärfere Wendungen des Consistorialerachtens angeredet, habe ich gesagt, daß man über deren Zweckmäßigkeit verschiedener Ansicht seyn, hingegen in einem nach der Norm gerichtlicher Entscheidungsgründe nicht zu bemessenden Gutachten dergleichen Ausdrücke gerechter Indignation für unzulässig nicht halten könne. Uebrigens sey Einiges, und speciell ein aus dem Ministerialrescripte an das Consistorium wiederholt herübergenommenes Wort auf meinen Wunsch auch ungesagt geblieben. Von „Leidenschaftlichkeit" meines Herrn Collegen Krabbe aber habe ich weder je etwas bemerkt, noch je etwas „behauptet", und niemals ist es mir in den Sinn gekommen, meine Mitverantwortlichkeit für das Verfahren des Consistoriums in der Baumgartenschen Sache irgendwie mindern zu wollen, oder mich ihr entzogen zu wünschen.

Rostock, den 9. December 1858.

Meier.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 22. December. № 102.

Johannes Evangelist Goßner.

Dritter Artikel.

Goßners Missionsthätigkeit. (Schluß.)

Was nun die Stellung dieser Missionare anlangte, so fehlte ihnen nichts, was zu ihrem Lebens-Unterhalte nothwendig war, sowie zu ihrer nothwendigen Bequemlichkeit in einem heißen tropischen Lande. Für Alles war reichlich gesorgt, Herr Start setzte gar keine Schranken, sondern es konnte Geld bezogen werden von seinem Bankier, soviel wie die Brüder nach gemeinsamer Berathung bestimmten und für nöthig hielten. Auf jeder Missionsstation war ein gemeinsamer Tisch und ein gemeinsames Zusammenleben und Wirken. Daß es auch hier, wie es ja nicht anders seyn kann, an kleinen Zwistigkeiten, Reibungen und Unwilligkeiten nicht fehlte, läßt sich wohl denken, namentlich so wie sich Frauen und Kinder mehrten, doch war der allgemeine Geist des Glaubens und der Liebe mächtig genug, Alles bald wieder auszugleichen und ins rechte Geleise zu bringen. Das Schwerste dagegen war die Stellung, die die Mission zu dem Urheber derselben bald einnehmen mußte. Es war klar, daß Hr. Start selbst, noch mehr aber seine Anhänger in Indien wünschten, daß alle Missionare sich den baptistischen Ansichten hingeben möchten. Wie war es auch anders möglich, seine Ansichten und Auffassungen des Bibelwortes waren ihm „Licht“ und die der Brüder „Finsterniß“ — und er suchte darum sein Licht leuchten zu lassen, ob es die Finsterniß durchdringe. Er meinte, die Brüder seyen so treu und einfältig und suchten nicht das Ihre, sondern was des Herrn; darum sey es ja gar nicht anders möglich, da seine Ansichten und Auffassungen die richtigen seyen, so müßten sie sich ja von selbst Eingang verschaffen, und die Brüder würden sie annehmen, sobald sie ihnen nur auf die rechte Weise entgegengeführt würden. Es entstand so ein jahrelanger Kampf, der, weil er eben auf praktischem Missionsgebiet geführt und nicht auf rein theoretischem Boden sich hielt, nicht bloß mit der Feder geführt wurde, von der allergrößten Bedeutung war. Hier wieder bewährte sich Goßners Glaube und Zutrauen zu der Kraft der Wahrheit. Er hatte ohne Bedenklichkeit und Aengstlichkeit dem Baptisten-Prediger, den er als einen theuren und treuen Jünger des Herrn anerkannte, Missionare übergeben und hatte ihn gebeten, sie täglich immer mehr mit Geist und Gnade wieder zu taufen, aber nicht mit Wasser, und er traute es dem Herrn und seinem Worte zu, obgleich er natürlich alle Versuchungen nicht voraussehen konnte, die sie zu bestehen haben würden, daß er sie in der Wahrheit erhalten werde. Nur zwei, die schwächsten und unsichersten von Allen gingen zu den Baptisten über und späterhin ein dritter. Einige suchten, weil sie es mit ihrem Gewissen für unverträglich hielten, von einem Manne, der sie in manchen wichtigen Lehren für Irrlehrer halten mußte und wirklich hielt, ihren Lebensunterhalt zu nehmen, einen größeren Halt im Anschluß an kirchliche Gesellschaften, mit denen sie in ihren Glaubensansichten übereinstimmten, wogegen Goßner nichts einzuwenden hatte; — die Mehrzahl aber blieb in dem bestehenden Verbande und organisirte sich nach und nach auf allen Stationen. Und Hr. Start, wie er sah, daß mehrere sich trennten und kirchlichen Gesellschaften sich anschlossen, ließ von da ab seinen persönlichen Einfluß vielmehr wie früher, ja gänzlich zurücktreten und bewirkte, daß auch seine Freunde, die Baptisten und Plymouth-Brüder, nicht mehr störend auf die Goßnerschen Missionare einwirkten. Er erlaubte, was er zuerst als mit seinen Grundsätzen unverträglich ansah, daß einem Jeden ein bestimmtes, festes Gehalt gegeben werde, und wie er dieses zu niedrig fand, erhöhte er es aus eigenem freien Antriebe. Alle inneren Einrichtungen der Mission überließ er gänzlich den Missionaren und er hat sich nie wieder in die Leitung und Führung der Mission eingemischt, sondern hat den Brüdern, sie als treue Arbeiter und fromme Christen anerkennend, obgleich in vielen Punkten der Lehre nicht mit ihm übereinstimmend, in jeglicher Hinsicht ganz freie Hand gelassen, auf welche Weise sie sich constituiren wollten und das Missionswerk treiben, und ist ihnen stets mit Rath und That, so oft sie es begehrten, zur Hand gegangen, so daß vom Jahre 1844 ab sich diese Mission am Ganges selbstständig als eine deutsch-evangelische constituirt und entwickelt hat, frei von allem Sektenwesen. Späterhin schickte Goßner ihnen noch mehr Brüder und Schwestern zu. Die aber mußte er selbst unterhalten. Herr Start sorgte und sorgt bis jetzt nur für die, die er selbst nach Indien gebracht und gerufen, nämlich für alle Geschwister von den drei ersten Sendungen, die noch in dem Verbande geblieben, außerdem aber unterstützt er auch jetzt noch viele andere Missionare und wohlthätige Anstalten und steht als ein hellleuchtendes Licht in der Kirche da zur Beschämung und zur Ermunterung Vieler.

Vom Jahre 1840 ab erweiterte sich nun Goßners Missionsthätigkeit sehr. Schon im Jahre 1839 schickte er Missionare nach den Südsee-Inseln und im Mai 1840 sieben nach Nordamerika zu den Deutschen, im April 1841 folgten ihnen sechs andere, unter diesen dreizehn waren vier verheirathet. Fast alle wirken noch heute daselbst in großem Segen, als Prediger, Synodalpräsidenten und Lehrer. Im Jahre 1841 fing er mit sechs Missionaren eine Missionsthätigkeit in Mittel-Indien an, auf dringendes Verlangen eines dortigen hochgestellten Englischen Beamten, der die Mission zu erhalten versprach. Wohl selten fing eine neue Mission unter so schönen Aussichten und Versprechungen an. Sie hatte aber kaum ein Jahr bestanden, als die Cholera fast alle Arbeiter hinraffte und die ganze Mission vernichtete. Im Jahre 1842 schickte er fünf Missionare nach Chattam und drei nach Indien und im Jahre 1843 vier verheirathete Brüder wieder nach Australien. Im Jahre 1844 ward er veranlaßt durch die Wittwe des in Hinter-Indien ermordeten Deutschen Arztes und Naturforschers Dr. Helfer einige Missionare nach Mergui zu senden. Er ertheilte ihnen aber die Weisung, sich erst in Calcutta nach allen näheren Umständen der so günstig geschilderten Lage der Stadt oder des beabsichtigten Missionspostens zu erkundigen und überhaupt der Weisung des Herrn zu folgen. Wie die Missionare nach Calcutta kamen und dort erfuhren, daß die Sache sich in der Wirklichkeit doch ganz anders verhalte, wie sie in Berlin dargestellt und aufgefaßt worden, und daß sich die ihnen angepriesene Gegend nicht zu einer Missionsthätigkeit eignen würde, so gingen die Missionare, nachdem sie alle Umstände reiflich in Erwägung gezogen hatten, nach Chota Nagpore unter die Ureinwohner, die Coles, und fingen dort ihre Thätigkeit an, die fast fünf oder sechs Jahre lang vergeblich schien und nun seit den letzten sieben Jahren so reichen Segen getragen hat.

Im Jahre 1851 fing Goßner auch eine Mission in Java und im Holländischen Indien an in Verbindung mit einer Holländischen Gesellschaft, an deren Spitze der fromme und thätige Dom. Heldring steht. Es sind im Ganzen an zwanzig Missionare thätig auf Java, Macassar und den naheliegenden Inseln, und seine Missionare sind die ersten Boten des Evangeliums, welche die große Insel Neu-Guinea betreten haben und dem Christenthum und der Civilisation geöffnet. Denn nach den neuesten Nachrichten in der Biene (Decemberheft) scheint es, als ob die Holländische Regierung mit Ernst daran denkt, diese Insel aus ihrer gänzlichen Abgeschlossenheit gegen die civilisirte Welt herauszureißen. Der Bischof der Englischen Kirche in China Dr. Smith in Victoria hat auf seinen amtlichen Rundreisen Gelegenheit genommen, auch die Goßnerschen Missionare kennen zu lernen und spricht mit hoher Achtung von ihnen und ihrem Werke.

Indem wir nun einen allgemeinen Ueberblick über Goßners Missionsthätigkeit gegeben haben und gesehen, wie sich ein Missionsfeld nach dem andern ihm aufschloß, müssen wir zurückkehren und sehen, welch' eine Stellung seine Missionsthätigkeit in der Heimath einnahm und wie man sie ansah.

Es ist schon angedeutet worden, daß die ganze Art und Weise, wie er Mission trieb, in directem Gegensatz stand mit allen bestehenden Missionsanstalten und Bestrebungen. Soweit dem Schreiber bekannt, so fand er nur von Seiten der Brüdergemeinde hier in der Heimath gleich von vornherein große Anerkennung. Die Feindschaft ging so weit, daß man auf jeder Weise „ihm das Handwerk legen" wollte und gegen Ende des Jahres 1839 erhielt er durch eine Kabinetsordre vom verstorbenen König den bestimmten Befehl, sich aller eigenen Missionsthätigkeit zu enthalten und sich an eins der beiden schon bestehenden und sanctionirten Missions-Seminare anzuschließen, an das Rückertsche Seminar oder an die Berliner Missionsgesellschaft. Auch blieb Goßners ganz unterthänigste Vorstellung, an Se. Maj. den König direct, daß seine Missionssache ja eine reine Privatsache sey und mit seiner amtlichen Stellung gar nichts zu thun habe, daß die jungen Leute, die durch ihn ins Missionsfeld ausgesandt würden, ja ganz aus freiem Antriebe und auf eigene Verantwortung mit den gehörigen Auswanderungspässen der betreffenden Regierungen versehen, ausgingen, wie jeder andere Auswanderer, und daß man es ihm doch durchaus nicht zum Vorwurf machen könne, wenn er ihnen seinen Segen mit auf den Weg gebe, ohne Erfolg, oder vielmehr es erfolgte der letzte vom verstorbenen Könige eigenhändig unterzeichnete Bescheid, datirt Februar 1840, daß bei aller Anerkennung seines Eifers und Strebens es bei der früheren Entscheidung verbleiben müsse. Wie Goßners Missionsthätigkeit auf diese Weise so sehr gefährdet war, da starb der König im Juni und von da ab hörte alle fernere störende Einmischung in seine Thätigkeit auf; er wirkte ungehindert unter des Herrn Segen und sein Werk wuchs von Jahr zu Jahr. Um seiner Mission eine festere Grundlage zu geben und um die, anderen wohlthätigen Gesellschaften gewährten Rechte und Privilegien ebenfalls zu erlangen, nämlich das Recht, Grundbesitz zu erwerben, zu collectiren, die Postfreiheit u. s. w., so bildete er ein Comité und entwarf Statuten, die von Sr. Maj. dem Könige willig und gerne bestätigt wurden im Jahre 1844.

Wir müssen nun jetzt noch die vielen Vorwürfe und Anschuldigungen, die man Goßner und seiner Missionsthätigkeit gemacht, etwas näher beleuchten. Zunächst hat man seiner Missionsthätigkeit alle Planmäßigkeit abgesprochen und sie gehalt- und farblos genannt. Es trug wohl selten ein Prediger solch scharf ausgeprägte Persönlichkeit wie Goßner und solche trägt auch seine ganze Mission, sie ist nichts weniger als farblos, besonders in Indien hat sie in Kampf und Streit mit Sektirern und Sektengeist den Charakter der Evangelischen Kirche in reiner Lehre und reinem Bekenntnisse durchweg bewahrt, obgleich sie auch die Katholicität von Goßner sich stets zu erhalten gewußt hat. Fest auf ihrem Bekenntnisse lebt und wirkt sie in Eintracht mit und geschätzt und anerkannt von allen anderen Missionen seyen es Deutsche oder Englische. Denen aber, die

Goßner Planmäßigkeit absprechen in seiner Missionsthätigkeit, müssen wir ganz beistimmen. Planmäßig verfuhr Goßner nie, d. h. er bildete sich nicht feste Grundsätze in der Art und Weise, daß er sie zu seinem Herrn und Gotte oder vielmehr Götzen gemacht hätte, vielmehr ließ er sich ganz von seinem Herrn und Heiland leiten zu jeder Zeit und Stunde, und suchte dessen Willen in jeder einzelnen Sache durch viel Gebet und Flehen zu treffen und sich dessen zu vergewissern, und versah oder verfuhr er sich, so betete er sich wieder zurechte. Luther hat seine reformatorische Thätigkeit nicht nach einem gewissen Plane begonnen und fortgeführt; er wurde geleitet und geführt von höherer Hand weit über das hinaus, was er ursprünglich beabsichtigte. Ebenso ließ Goßner sich in seiner kleinen Sphäre und Thätigkeit auch vom Herrn leiten und führen ohne Plan und ohne System. System und Methode ist nicht zu verachten, im Gegentheil sehr hochzuschätzen da, wo es Leben hat und vom Leben gebildet und getragen wird, aber es kann das Leben doch nie ersetzen. Leben ohne Methode ist freilich mangelhaft, aber Methode und System ohne Leben ist eben todt. Die Missionare auf dem Missionsfelde haben ihre bestimmte Ordnung und regieren sich durch ihre halbjährlichen Missionsconferenzen unter der Direction des Comité's in Berlin.

Man hat ferner gesagt, das sey keine Kunst, Missionare auszusenden, wenn man die Unterhaltung und Ernährung derselben Andern überlasse. Wenn dies ein Tadel seyn soll und man dadurch Goßner einen Vorwurf machen will, so kommt mir das vor, wie das Ei des Columbus. Goßner, der einzelne Mann, hat im Glauben gewagt, was keine Gesellschaft gewagt und was im Glauben geschieht, das läßt der Herr gelingen. Und hat der Herr nicht wiederum in der wunderbaren Missionsthätigkeit des Pastor Harms eine Bestätigung und Besiegelung der Wahrheit der Grundanschauungen, die Goßner vom Missionswerke hatte, gegeben. Doch müssen wir bemerken, daß Ausrüstung und Abfahrtskosten mit wenig Ausnahmen von Goßner getragen wurden und daß er immer an 20 Missionare, wenn nicht mehr, gehabt, die, was Lebensunterhalt betrifft, gänzlich von ihm abhingen, und doch hatte er nie mehr Einnahme als höchstens 6—7000 Thlr. jährlich. Und was hat er mit dem Wenigen Alles ausgerichtet! Das macht der Segen des Herrn, der sichtlich auf seinem Werk ruhte.

Man hat ferner Goßner vorgeworfen, er sende Missionare aus und kümmere sich hernach nicht um sie, er ließe sie verhungern und viele von ihnen seyen aus Mangel elend und krank geworden und umgekommen. Dieser Vorwurf ist dem Schreiber dieses oft entgegengetreten, so daß es nöthig ist, ihn etwas eingehender zu widerlegen. Goßner verlangte von allen denen, die er aussandte, außer der Gewißheit ihres Missionsberufes und daß ihnen Gnade widerfahren war, festen Glauben und gänzliche Hingabe an den Herrn. Keinem seiner Missionare machte er ein Versprechen, von einem festen Gehalte war nicht die Rede, er wies sie von vornherein auf den Herrn, dessen Arm noch nicht verkürzt, der sie erhalten könne noch heute, wie er seine ersten Boten erhalten habe. „Der die Raben speist, wird der Euch nicht viel mehr speisen", und wer auf diesem Glaubensgrunde nicht stehe, der solle nicht gehen. Das war seine Instruction. So weit der Herr ihm gebe, wolle er auch geben und gerne geben, wie er das auch redlich und reichlich und gerne gethan hat, was alle seine Missionare bezeugen können, denn nur für sie lebte, wirkte und arbeitete er. Aber Verbindlichkeiten und gesetzlich bindende Verpflichtungen ging er nie ein. Er warnte vielmehr alle, doch ja erst die Kosten zu überschlagen, ehe sie die Hand ans Werk legten. Wie viele fromme, gläubige Auswanderer gehen nach fremden Welttheilen und müssen von ihrer eigenen Hände Arbeit leben, und wirken doch im größten Segen als ein Vorbild unter Namenchristen und unter Heiden. Paulus selbst hat als Teppichmacher gearbeitet und dabei doch gepredigt. Das hielt er seinen Missionaren beständig vor. Und wenn man jeden Einzelnen, den er ausgesendet, fragen könnte, ob er je Mangel gehabt habe, ich bin überzeugt, wir würden die Antwort hören: Nein, nie, keinen. Die Meisten haben eher von Ueberfluß, als von Mangel zu leiden gehabt. Es kann wohl seyn, daß es bei Einzelnen mag mitunter kärglich hergegangen seyn, obgleich auch davon uns nichts bekannt ist. Aber darauf waren sie ja Alle vorbereitet und das wußten sie vorher. Verhungert ist noch keiner, es sey denn der liebe Missionar Lenz, der in Neu-Guinea eindrang und dort seinen Tod fand, man weiß noch nicht wie. Von einigen wird vermuthet, daß er von allen Eingebornen verlassen worden und des Hungertodes gestorben. Wie kann man daraus Goßner einen Vorwurf machen? Man denke doch an die Mission, die vor wenig Jahren unter den Patagoniern angefangen wurde und was sie für ein Ende nahm.

Es muß zugegeben werden, daß manche seiner Missionare, namentlich im Anfange, sich von ihrem Eifer und Herzensdrang, die Heiden zu bekehren, zu weit führen ließen, sich zu sehr der Sonne aussetzten, zu unausgesetzt arbeiteten in einem heißen, verzehrenden Klima, aller Warnung alter erfahrener Missionare zum Trotz, und daß einige von ihnen sehr früh hingerafft wurden. Dessen ungeachtet ist die Sterblichkeit unter Goßners Missionaren nicht größer gewesen, wie unter denen anderer Gesellschaften, die größeren Gehalt und mehr Bequemlichkeit hatten.

Wenn wir so die Geschichte der Goßnerschen Missionsthätigkeit an unserem Geiste vorüberführen, so müssen wir staunen, was der Herr für große Dinge durch einen einzelnen Mann ausrichten kann. Goßners Glaubensmuth und seine Glaubenskraft war sehr groß. Von seinem 65. Lebensjahre ab, nachdem er viel gekränkelt und gelitten, in einem Lebensalter, da die meisten Menschen sich in die Stille zurückziehen, bis zu seinem Tode in seinem 85. Lebensjahe, hat er 140 Missionare ausgesandt, darunter 60 verheirathete und 15 Candidaten und eine große Anzahl tüchtiger Schullehrer, von denen viele schon im Amte gestanden hatten, ehe sie ausgingen. Von den Candidaten haben die meisten in Halle studirt und sind Schüler von Prof. Tholuck gewesen. Welch ein riesenhaftes Werk für einen ein-

zelnen Mann! Und die ganze Correspondenz führte er selbst ganz allein. Mittheilungen aus Indien, dem Englischen und Holländischen, aus Australien, von den Südsee-Inseln, aus Amerika liefen ein mit erfreulichen und traurigen Nachrichten, mit Fragen und Klagen. Das trug er Alles auf seinem Herzen und ließ sich vom Herrn die richtigen Antworten geben. Wie einst Zwistigkeiten und Mißhelligkeiten unter den Missionaren selber ausbrachen, schrieb er ihnen: „Wenn ihr euch nicht vertragen wollt und demüthigen, so werde ich aufhören, für euch zu beten." — „Hier sitze ich", sagte er einmal zum Schreiber dieses, „in meinem Stübchen, ich kann nicht hin und Alles schlichten und ordnen, und könnte ich auch hin, wer weiß, ob's mir gelänge, aber der Herr ist da, der weiß Alles und der kann Alles und dem gebe ich Alles anheim, den bitte ich, Alles zu leiten und zu führen nach seinem heiligen Willen. Und da wird mein Herz so leicht und fröhlich, und ich glaubs und trau es Ihm zu, daß er Alles herrlich hinausführt." Und wie sehnten und verlangten seine Missionare nach seinen Briefen und nach seinen Ermahnungen, und was für ein Freudentag wars, wenn Briefe von Ihm einliefen, alle eigenhändig geschrieben und Jeder bekam ein Zettelchen, was oft ganz merkwürdig auf die jedesmaligen Ereignisse und Herzenszustände paßte.

Noch bis zur Mitte März (am 30. März starb er) hat er alle Bücher selbst geführt und Notizen gemacht. Er hatte nie einen Sekretair oder sonstige Hülfe, nur daß bewährte Freunde ihm mit Uebersetzungen geeigneter Erzählungen aus Englischen und Französischen Blättern beistanden für Biene und Hausfreund. Sogar die Correctur der Biene und des Hausfreundes besorgte er selbst. Es ist volle Wahrheit, was er scherzweise zu sagen pflegte von den andern Missionsanstalten: Was für große Häuser, Inspectoren, Sekretaire, Hausväter ꝛc. Ich bin Inspektor, Hausvater, Sekretair, Packesel, Alles in einer Person. Man hatte ihn einen Einspänner genannt, und wie ihm dies zu Ohren kam, sagte er: Ja freilich, und doch zieht der Einspänner mehr, wie die Kutsche mit vieren. Wohl mag er sich in einer höchst wichtigen Eingabe höchsten Ortes mit dem Hirtenknaben von Bethlehem vergleichen, durch den der Herr mehr geleistet wie durch den König Saul. Keiner aber konnte mit mehr Wahrheit und Demuth hinzusetzen: Nicht ich Herr, nicht ich, sondern deine Gnade, die mit mir ist, dir, dir allein die Ehre.

Wer das Missionswerk unserer Tage kennt, wird wissen, wie grade dies Werk vor allen andern ein Glaubenswerk ist, und eben, weil unsere Zeit eine so glaubenslose und selbstsüchtige, so gibt es kein Werk, was mit so viel Gebrechen und Schwächen behaftet ist, als grade dies höchste und heiligste aller Werke. So klebt und haftet auch an Goßners Missionswerk viel Menschliches und Sündhaftes, viel Elend und Gebrechlichkeit, aber sicherlich nicht mehr, wir können es kühn behaupten und müssen es hier aussprechen, als an den großen Missions-Gesellschaften im In- und Auslande; wir hätten fast gesagt weniger. Es kann sich in jeglicher Weise mit ihnen messen.

Es hat sich diese Mission Anerkennung errungen. In Indien findet man die tüchtigsten und ausgezeichnetsten Missionare unter denen, die Goßner ausgesandt hat. Wir würden Unrecht thun, wenn wir das verschweigen wollten, aber setzen hinzu, dem Herrn die Ehre, Ihm allein!

Nachrichten.

Fürstenthum Lippe.

Achtundzwanzigster Bericht.

Als vor nunmehr zwei Jahren unter dem Ministerium des Herrn v. Oheimb durch landesherrlichen Erlaß vom 6. October 1856 (s. Beilage zur Ev. K. Z. Nr. 94 von jenem Jahre) die zu Recht bestehende Kirchenordnung der Reformirten Landeskirche von 1684, welche in wesentlichen Punkten vom Consistorium alterirt worden war, in ihr gesetzliches Recht restituirt, namentlich der Heidelberger Katechismus in seine confessionelle Geltung und die Verpflichtung der reformirten Prediger darauf hergestellt und der statt seiner eingeschobene Weerth'sche Leitfaden beseitigt wurde, hieß es in jenem landesherrlichen Erlaß wörtlich: „An Stelle des Weerth'schen Leitfadens ist ein allgemeiner Landeskatechismus als Lehrbuch für den Religionsunterricht in Schule und Kirche einzuführen, welcher die Fundamentalglaubenslehren der Reformirten Kirche, wie solche in deren Bekenntnißschriften, insbesondere im Heidelberger Katechismus niedergelegt sind, faßlich und unzweideutig enthält." Sodann wird dem Consistorium aufgegeben, binnen vier Wochen anzuzeigen, in welcher Weise es in dieser Angelegenheit vorzugehen beabsichtige, um einen Landeskatechismus gemäß dem Heidelberger einzuführen. Das Consistorium ist aber in seinen Hauptbestandtheilen entschieden für den Leitfaden und würde sich daher schon aus diesem Grunde, abgesehen von etwaigen andern Schwierigkeiten, mit dem Vorschlag eines confessionsmäßigen Landeskatechismus nicht sehr beeilen. Interessant war es daher für den etwas tiefer Blickenden, als es endlich fast nach Jahresfrist unter dem 31. August 1857 ein Circular an die evangelischen Prediger des Landes erließ, mit welchem ihnen der Badische Katechismus („Katechismus für die Evang. Kirche im Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1856") zugesandt wurde zur Begutachtung, ob sie ihn geeignet hielten, statt des Leitfadens in den Volksschulen eingeführt zu werden. Es solle indeß bei Einführung desselben den Predigern freigelassen bleiben, für den Confirmationsunterricht den Heidelberger Katechismus zu gebrauchen, jedenfalls sie verpflichtet werden, an die Vorbereitung für die Confirmation und den Vortrag der Reformationsgeschichte eine Belehrung über den Inhalt des Heidelberger Katechismus und der Augsburgischen Confession als Bekenntniß der Lippischen Landeskirche anzuschließen. Die Lutherischen Prediger, denen selbstverständlich die Ertheilung eines confessionellen Religionsunterrichts an ihre Jugend nicht im mindesten beschränkt werden solle, möchten sich erklären, ob und inwiefern sie dabei ihre Confession berührt erachten und deshalb Bedenken haben möchten. Der Badische Katechismus enthalte die allgemein christlichen, sowie die wesentlichen Lehren der Reformation in faßlicher und den Fortschritt des Unterrichts unterstützender Weise; beide Confessionskatechismen der Evang. Kirche seyen fast vollständig darin aufgenommen, ohne daß die Unterscheidungslehren hervorträten; das Buch eigne sich daher vorzüglich für die hiesigen Landesschulen, wo der Nachwuchs reformirter und lutherischer Familien zusammentreffe und der confessionelle Unterricht zwar nicht ertheilt werden, aber doch seine Grundlage erhalten solle. Er habe in pädagogischen und didactischer Hinsicht wesentliche Vorzüge vor dem Heidelberger; er habe diejenigen Lehrbestimmungen des 16. Jahrhunderts, welche nach fast einstimmigem Urtheile gläubiger Schriftforscher der Gegenwart ein adäquater Ausdruck der Bibellehre nicht seyen, ausgelassen und eine schriftmäßigere Fassung der Begriffe an ihre Stelle gesetzt. Auch sey die Sprache dem heutigen Gebrauch entsprechender und die Anordnung des Stoffs im einzelnen zweckmäßiger. (Forts. folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1858. Freitag den 24. December. № 103.

Aus Jena.

Das erste Jahrzehend der Universität Jena. Denkschrift von Dr. J. C. E. Schwarz (in Jena). Jena 1858.

Predigt zur dritten Säkularfeier der Universität Jena von J. C. E. Schwarz.

Rede bei Enthüllung des Johann-Friedrich-Denkmals in Jena, von M. Seebeck.

1. Das Christenthum ist nicht in die Welt gekommen, um irgend einer theologischen Wissenschaft willen, nicht um allerlei „Einleitungen" wurde die Schrift alten und neuen Bundes eine Lehre der Welt.

Es ist auch nicht um der Polizei willen in die Welt gekommen, um die Großen gegen die Kleinen, die Reichen gegen die Armen in Schutz zu nehmen. Nicht um den „Pöbel" im Zaum zu halten, rüstet es seine Diener und Propheten aus.

Es ist auch nicht bloß zur Culturanstalt aufgekommen, darin jegliches „Männchen und Weibchen" eitel lesen und schreiben lernt und das „rohe" Mittelalter zu den feinen Formen der modernen Gesellschaft umgewandelt ist. Das Christenthum ist gekommen, um die Sünder selig zu machen und den letzten Feind zu überwinden, welches ist der Tod (1 Cor. 15, 26).

Um das Seelenheil jedes Kindes und Knechtes ist es gekommen und alle zu retten, die in Adam gestorben sind, das ist der Brunnen des rechten Humanismus, der Anfang aller Weisheit und das Grundrecht aller Staatslehre. Kein Satz ist dies, den bloß die Kinder lernen müssen für die „Confirmationsstunden" und der in den Mund der Prediger gehört in der Sonntagskirche — um ihn wendet sich die Kirchengeschichte des christlichen Lebens, daß ist die Welt- und Geistesgeschichte aller Völker, die lebten und leben werden.

Ohne Erkennen und Bekennen der Sünde ist keine Sittlichkeit. Die Selbstgerechtigkeit, die sich selbst erlöst, löst auch alle Zucht auf; der Aberglauben der Eitelkeit, die „Tugend", untergräbt den Staat und die Gesellschaft. Der vergoldete Egoismus des Philosophen und der gemeinste Jakobiner kommen zu demselben Ziel. Das stellt Pythagoras und Heraklit nicht gleich mit Marat und Robert Blum, aber der Quell ist derselbe, aus dem sie nur mit verschiedenen Gefäßen schöpfen. Das schimmernde Ichthum der sich selbst gerechtmachenden Gedanken läuft nicht parallel neben der Beutesucht des gesetzlosen Proletariers; in eilig convergirenden Linien führt sie die Nothwendigkeit der Geschichte zusammen. Denn aller Sünden Sold ist der Tod. Aller Unsitte Quell ist die Selbstgerechtigkeit. Denn sie ist eine Lüge. Nur das Bekenntniß der Sünde ist der Menschen rechte Wahrheit. Was darauf gebaut wird, besteht.

Die Bücher, welche wir Weltgeschichten nennen, sind meistens freilich nicht dazu angethan, uns mit den Ursachen der Gerichte bekannt zu machen, die in ihr erscheinen. Aber allerdings ist keine doppelte Logik in Gottes Welt. Nicht nach verschiedener Buchhaltung werden Sünde und Sold in dieser und jener Welt verbunden. Nicht den Engeln ist die Erde gegeben und das Wort des Gesetzes und des Heils liegt nicht jenseits der Sterne. Für uns, für unsre Häuser, unsre Staaten gilt derselbe Prozeß, auf dem der Kosmos ruht. Dieselbe Lehre führt zum Segen und ist der dräuende Meister der Zucht. Eine andere gibt es nicht, welche die Gesellschaft und die Staaten bindet, auf der Autorität und Gesetze ruhen. Denn diese Lehre, diese Wahrheit und Zucht ist nicht blos für einzelne Kasten und Personen da, sondern für Alle; alle Menschen sind Lügner, sagt der Psalmist. Aller Sache ist die Demuth des Sündenbekenntnisses. Hier ist Gleichheit und Brüderlichkeit, welche Fürsten und Völker in einen Bund des Friedens schließt. Hier ist Freiheit, die einzige, die zum Leben führt. Was man so in alten Staatsphrasen spricht, auch heut' wohl noch meint, die Religion sey für die Existenz des Staates eine Bedingung; die Gesellschaft bedürfe ihrer um der Throne und des Besitzes willen, hat nur in der Gewalt dieser Demuth einen Sinn. Ihr Bekenntniß der Sünde, ihre Heilsbedürftigkeit führt zu Gott, darum ebnet sie die Leidenschaften und die Ungleichheiten dieser Welt; darum säet sie Frieden in die Völker und Staaten. Nur sie macht rechte Unterthanen und Könige. „Von Gottes Gnaden", dieses kleine gewaltige Wort ist, recht in Demuth und Gebet verstanden, der einzige Paragraph, der Tyrannei der Könige, Aufruhr der Völker verhindert. In der Demuth, die seines Inhalts Quell ist, ruht die einzige Garantie der Staaten und der Dynastien. Mit den Dogmen der Selbstgerechtigkeit und Selbstbestimmung ist kein dauernder Bund zu schließen. Vor ihrem Menschen gibt es keine Geschichte. Autochthonisch ist sie immer, wenn sie die Gewalt hat. Die Conzessionen des Gehorsams und der Sitte gewährt sie nur in der Ohnmacht. Zieht man „Roß und Reisize" aus den Thoren, schmelzen sie wie

Wachs vor dem Gelüst des „freien“ Mannes. Gehorsam gegen die Obrigkeit, die nicht mit der Energie und Macht jener selbst wankt — und Bekenntniß der Sünde, die durch keine eigene Weisheit und versteckte Selbstliebe verlöscht wird — liegen dicht zusammen. Darum stehen sie in einem Buch bei einander. Ihre Verheißung liegt in dem wunderbaren Worte Gottes: Du sollst Vater und Mutter ehren, damit Du lange lebst auf Erden. Da ist Zucht und Gedeihen beides gesetzt.

Jesus spricht: „Ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, sondern selig mache.“ Die in ihrer Freiheit um ihrer Sünden willen an ihn glauben, werden nach seiner Verheißung selig. Aber man muß Christum glauben, um Buße zu thun. Die Buße ist ein Kind des Glaubens. Wissen und nichts als wissen führt zum Tod. Wie arm sind die, die ihn nur als Menschen wissen.

Wissen macht stolz, macht reich, macht zufrieden — aber nicht selig. Denn das Wissen legt sich zum Maßstab. Wer Buße thut, mißt nach Gott. Das Christenthum ist daher nicht eine Wissenschaft, und ist nicht zum Wissen gekommen. Es ist eine Lehre von Buße und Glauben, das heißt eine Theologie. Es weiß eben keinen Jesus, der ein menschlich Ideal ist, sondern den Gott, der es nicht für einen Raub hielt, ein Mensch zu seyn. Es weiß nicht Lehren, vielleicht weiser als die der sieben Griechen, als die Sprüche des Confutse und Buddha: es weiß Worte des Lebens, gesprochen um der Seelen Seligkeit willen. Das Christenthum spricht nicht in Orakeln, die für Theseus und Krösus passen und für sie bestimmt sind; es redet durch Offenbarungen, wie Jesus Christus selber, heilig für eine und für alle Zeit; ewig in aller Gegenwart und lebendig in allen Zungen. Es ist gekommen zu Allen, welche beladenen Herzens sind, zu den Heloten, den Paria's und den „Sundersiechen“, das ist sein Geheimniß; insofern ist es eine Theologie des Mysticismus, der aber dem Gläubigen hell und klar ist wie der Thautropfen im schimmernden Morgenstrahl.

Man muß Christum glauben, weil er in der Geschichte erschien, weil er vom jüdischen Weibe geboren war, weil er in menschlicher Zunge redete, weil es Sprachen sind, die von ihm zeugen. Was wir aus seinen Büchern wissen, macht nicht selig, so wir ihm nicht glauben. Denn wissen heißt nicht Buße thun. Darum hat das Christenthum zwar eine Wissenschaft, ist aber nicht um ihretwillen gekommen; es ist eine Kraft, keine wissenschaftliche Kategorie. Es enthält mehr Theologie der Wissenschaft, als Wissenschaft der Theologie. Nicht in einer Facultät ist es eingeschlossen, sein Leben erfüllt die Welt.

Der Apostel segnet im Namen Jesu Christi, der sich selbst für unsere Sünden hingegeben und spricht: „Aber auch so wir oder ein Engel vom Himmel Euch Evangelium predigen würde, anders, als wir Euch geprediget haben, ἀνάθεμα ἔστω. Denn der Segen dessen, das er verkündet, wäre verloren. Der Segen der Buße, der Zucht, des Glaubens. Nur das Evangelium von Christo erzieht und heiligt die selbstgerechte, zuchtlose Menschlichkeit. Die Wissenschaft von ihm taucht die Schwingen in seinen Glauben und zeuget dann im Sprechen und Lehren von der Geschichte seiner Liebe.

2. Das dritte Heft der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, welches von Hilgenfeld redigirt und als das Organ der „Jenaischen Theologie“ anzusehen ist, trägt auf seinem letzten Blatte die Inschrift: „Der Universität Jena zu ihrem dreihundertjährigen Jubiläum, diesem Feste des ganzen Deutschen Volks gewidmet.“

Wir haben gegen diese Inschrift an sich nichts einzuwenden. Die Gründung der Universität Jena stammt aus der größten That und dem größten Segen, den das Deutsche Volk seit den Tagen seiner ersten Apostel erfahren hat. Freilich nicht den Deutschen allein prophezeite der Elias von Wittenberg; denn zu allen Völkern kam sein Ruf von der Erneuerung des Menschen in Buße und im Glauben an Jesum Christum. Aber das Deutsche Volk war berufen zum zweitenmal der Evangelist Christi zu werden unter den Söhnen Japhets. Es hörte und bewahrte das Wort von der Rechtfertigung durch den Glauben — denn dies ist Stern und Kern der Reformation. Nur um dieses Wortes willen ist das Bekenntniß Martin Luthers die Erneuerung der Deutschen Nation. Nur daraus floß ihr die neue Gewalt einer herzdurchdringenden, fast verlorenen Sittlichkeit. Indem es an jeden einzelnen Christen, Fürsten und Bauern wieder die Gewissensnoth und das Heil Christi brachte, war dies weltgeschichtliche That genug, daraus neue Zeiten und neue Gerichte zu entwickeln. Aber in dem Worte von der Sünde und dem erlösenden Glauben selbst hat es keine Epochen und Perioden. Wie die Noth und der Tod der Menschen, ist das Heil Christi immer dasselbe. Wir werden nicht „tugendhafter“ durch die Eisenbahnen und die Constitutionen, und die Kraft Gottes selig zu machen, ist nicht geringer. Wenn wir ein Jubiläum feiern, das auf der Erinnerung an dieses Wort allein beruht, so doch nicht wie im Rückblick an eine Antiquität, die sich durch die neue Zeit wesentlich verbessert hat. Nicht wie ein Guttenbergsfest, an welchem die modernen Schnellpressen mit vornehmem, selbstbewußtem Danke auf die hülfslosen Platten des alten Meisters herabsehen, sondern wie das Hochzeitsjubiläum eines treuen Ehepaares, das sich derselben Liebe freut, wie einst unter dem Myrthenkranze. Darum steht auch dem Deutschen Volke ein solches Jubiläum gut an, denn Buße und Glaube an das Evangelium Christi sind ihm heute wieder so noth, daß man mit Thränen die Posaune eines Elia über dasselbe erflehen möchte. Noch heute ruht alle Hoffnung Deutschen Heiles auf Erweckung dieses Wortes. Ohne dasselbe werden wiederum alle Pläne der „Weisheit“ und Macht zerschellen wie die Karls des Fünften.

Wenn der Gründer der Universität Jena, der „Märtyrer Christi“, an seine Söhne schreibt, daß sie auch um seiner eignen Freiheit willen falsche Lehre nicht bekennen sollen; „ob ihnen auch alle übrigen Lande darüber eingezogen und größere Gefahr gedroht würde, so könnte doch Gott der Allmächtige ihrer nicht vergessen, sondern würde sie gnädig beschützen und beschirmen,“

wenn dieselben Söhne für ihren Vater die Münze schlugen mit der Unterschrift: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem Vater", so ist *solcher* Glaube, solche Zuversicht, solch Bekenntniß für unsere Fürsten nichts antiquirtes. So sie nicht bekennen nach Christi Wort Christum vor den Menschen, so werden sie auch nicht bekannt werden vor seinem, unser Aller Vater. Wenn an den Erneuerer der Universität Jena, Joh. Friedrich den Mittleren, als er mit Künsten und Menschen verkehrte, wie sie für einen christlichen Fürsten sich nicht schicken, „so voll Zauberei und böser Praktiken stecken", seine geistlichen Räthe, Professoren in Jena (Stößel und Selnecker) schreiben, daß sie seinem Vorhaben, „dieweyl sie (der Herzog) Gottes Wortt nicht mehr folgen, sondern nu ihre rathschläge anderswoher wider Gottes Wortt und Ordnung suchen" nicht beistimmen können um ihres Gewissens und Gottes Wortes wegen, „wie wir auch hiermit unseren Abschiedt inn unterthenigkeyt alle beide wollenn gesucht und gebetten haben", so ist solcher Gewissensernst, so freier christlicher Muth noch keine antiquirte Pflicht geworden, und denen zu empfehlen, bei denen eine superfeine Schmeichelei gegen die Großen sich mit absonderlicher „Frechmüthigkeit" gegen Gott verträgt.

Wenn es in den Statuten der Universität Jena ausdrücklich heißt, „daß sich alle Professoren, Studenten und andere Glieder derselben Universität nach Gottes reinem worth, wie das in der Augsburgischen Confession und darauf Erfolgtenn apologi, so anno 30 geschehenn, desgleichen den Schmalkaldischen artickeln, die anno 37 verglichen wordenn, bekant und verfaßt, in Irem *einfeltigen reinen und gewissen verstande und wortenn* halten, derwider öffentlich oder heimlich des orts zu Jhena oder anderswo, durch einiche Practicirung oder *underschibunge* nicht thun noch handeln solle", so hat nach göttlichem wie menschlichem Recht die Pflicht noch nicht aufgehört, welche die Universität Jena auch heute an dies herrliche Bekenntniß fesselt.

Das Lutherische Bekenntniß von der Rechtfertigung durch den Glauben an Jesum Christum ist auch für uns noch nichts antiquirtes; die Augsburgische Confession ist auch den Gewissen derer, die in ihr erzogen und auf sie verpflichtet sind, kein bloßes historisches Aktenstück; die Jenaische Universität ist auf die Lehre, wie sie „durch Martinum Luther ..... aus lauter gnade und guthe geoffenbart und an den tag geben" gegründet; in ihr ruht ihr Grund und ihre Geschichte; um ihretwillen hat der Märtyrer der Lutherischen Lehre in den schweren Tagen seiner Prüfung Herz und Auge ihr zugewandt. Darum ist auch „keine Practicirung oder unterschibung" möglich, welche irgendwenn die Pflicht, die schöne und selige, aufhebt, das Evangelium Christi nach dem „reinen und gewissen verstande und wortenn" Lutherischer Lehre zu studiren, zu lehren und zu treiben.

Das Jubiläum des dreihundertjährigen Bestehens der Universität, welches in diesem Sommer gefeiert ward, war ein Fest der Lutherisch-Deutschen Kirche; und die Erinnerungen, welches es erweckte, die gewaltigsten und einschneidendsten der Geschichte

Deutscher Nation, das Monument, welches dem seligen Churfürsten gesetzt ward, ein Nachruf an die versammelte Menge und an die evangelische Christenheit, der wie ein doppelschneidig Schwert Herzen und Gewissen durchdringt.

Es ist dies auch nicht ganz verkannt worden; der Curator der Universität, M. Seebeck, welchem vorbehalten war, die Rede bei der Enthüllung des Johann Friedrich Denkmals zu halten, hat Worte gesprochen, die zu den würdigsten für dieses Fest lautgewordenen gehören. Er hat angedeutet, daß der evangelische Glaube von Jesu Christo, wie er in seinen Bekenntnißschriften „ohne Unterschiebung" liegt, eine unverwelkliche Macht und Ehre sey. Derselbe sagt: „Aber als nun das richtende Wort vom Schwerte, welches der Herr im Garten zu Gethsemane in der Nacht, da er gefangen wurde, sprach — das so oft vergessene und immer wieder erfüllte Wort — auch am Churfürsten sich bestätigt hatte, wie es ja bald in noch ernsterer Art auch an den Gegnern sich bestätigen sollte, — da erst in der Prüfung schwerer Trübsal offenbarte sich die Lauterhaftigkeit und Mannhaftigkeit seines Gottvertrauens nach dem vollsten Maße; und nun nach seiner innerlichsten Berufung für die Sache des Herrn, und ein Streiter im Geist bewährte er das große Wort: „Wer am meisten glaubt, der wird auch hier am meisten schützen." Der Ernst dieser Worte an jenem Tage und Momente ließ keinen Gedanken zu, in welchem der gläubige Held etwa als Bannerträger einer zu seiner Zeit würdigen Ueberzeugung dargestellt werde, die von dem Fortschritt theologischer Wissenschaft längst überholt worden sey. Als er davon sprach, daß Johann Friedrich „fest bei dem Einen nicht anders mit dem Munde zu bekennen, als es sich wahr in seiner Seele bezeugte und eher Alles zu dulden, als daß er Gott im Himmel und seine Obrigkeit auf Erden mit gefärbten Worten betrügen und anführen möchte," erkannte man wohl, daß der Redner die Kraft des Evangeliums, in dem auch Jena gegründet war, für eine unverlöschliche, von keiner neuen Lehre und Exegese getrübte, nach philosophischen Axiomen und Systemen wandelbare halten mag. Nicht blos das Schwert, welches Johann Friedrich auf dem Marktplatz von Jena hielt, ist in seinem Schrecken und seinem Gericht dasselbe geblieben trotz gleißender Cultur und künstlich getriebenen Humanismus — auch das Buch, das er hielt, ist das ewige, in seinem Trost und seiner Lehre unauslöschliche durch den „reinen und gewissen Glauben" von Jesu Christo, von dem es stammt und zu dem es führt. Es ist keine theologische Publication, aus dem noch einige Lehrer die objectiven Glaubenssätze einer vergangenen Zeit ausziehen; es ist das Buch der Kraft, aus welchem Luther den Geist evangelischer Seligkeit und Wissenschaft neu geschöpft hat zum Heile der Armen, wie derer, die Sprachen und Dinge zu studiren berufen sind.

Das Jubiläum in Jena war allerdings ein gewaltiger Ruf an die Gewissen vorzüglich derer, welche die Aufgabe haben, an derselben vom Evangelio Christi zu reden. Ob sich an den Festtagen eine Stimmung geltend machte, die von einem Verständniß dieser Mahnung zeigte, mögen wir nicht entscheiden.

Doch kann nicht geleugnet werden, daß die Versuche, den evangelisch-lutherischen Ursprung der Universität in Reden und Festschriften zu verdecken, die Ahnung und Mahnung zum Theil offenbaren, deren bohrende Kraft vor der Bildsäule des Churfürsten, in der Kirche der Universität, in den Statuten nicht abzuschwächen war.

Es sind schöne Worte, die vom Geh. Kirchenrath Schwarz am 15. August zur Feier des Jubiläums in der Festkirche gesprochen wurden, aber von dem Bekenntniß, auf das die Universität gegründet ist, enthält die Rede nichts. Wenn er dann auf die schweren Krisen blickend, die Jena erlitten hat, spricht: „Gleich nach ihrer vollberechtigten Eröffnung dieser schweren Kämpfe und gewaltsamen Zerstörungen bei dem Ringen um eine Art von Rechtgläubigkeit, von welcher die Reformatoren so wenig als der erste Gründer etwas gewußt", so erregt schon dies Verwunderung. Man kann sich über die Weise, mit welcher die Flacianischen Händel geführt wurden, beklagen; aber zu behaupten, daß von der „Rechtgläubigkeit" des Flacius, des Strigel, des Winter u. A. Luther und Melanchthon nichts gewußt hätten, scheint doch eine nicht glückliche Verdunkelung der Zustände. Die Flacianischen Streitigkeiten haben überhaupt das Schicksal von denen über Gebühr mißgedeutet zu werden, denen die Consequenz der Lutherischen Lehre in Jena nicht genehm ist. Das Getümmel, in dem sie jene darstellen, soll den Ruf dämpfen, der von dem Bekenntniß, das die Statuten aussprechen, ausgeht. Es ist hier nicht der Ort, jene Zwistigkeiten in ein minder grelles Licht zu setzen, als worin sie sonst gesehen werden, — aber die „Rechtgläubigkeit", auf welcher die theologischen Lehrer jener Zeit standen, war keine andere, als die, zu welcher statutengemäß die Universität Jena für alle Zeit verpflichtet war.

Darum ist auch die Kritik des Geh. Kirchenraths Schwarz über die Statuten seiner Universität nicht ohne Mißbilligung. Er findet keinen Fortschritt von den Statuten des Pädagogiums von 1548, „zuvörderst trägt jetzt Alles in Inhalt und Form mehr ein äußerlich gesetzliches, um nicht zu sagen polizeiliches Gepräge, während dort mehr der Geist der väterlich ernsten Ermahnung waltet." Nun findet zwar Schw. selbst in Anschlag zu bringen, daß der Ton einem Pädagogium gegenüber ein anderer seyn muß, als gegen eine Universität, aber auch sonst ist sein Vorwurf eigenthümlich. Insoweit nämlich die Universität der Ausbau des Pädagogiums war, verblieb doch das Statut jenes noch in Kraft; insoweit dieses durch die Rechte einer Universität erweiterte Bedingungen nöthig machte, wurden auch eingreifendere Gesetze nöthig, die Zucht und Frieden wahrten. Aehnliche Bestimmungen gelten auf allen zeitigen Universitäten. Man erstaunt, wenn Schwarz fortfährt, „man vermißt hier doch ungern dies wohlthuende Eingehen auf die religiöse und sittliche Grundlage", sobald man die Statuten selber durchsieht. Es sollen, heißt es unter Andern, „alle Studenten und Glieder unserer Universität sich des Gotteslästerns, bei Ernstlicher und unabläßlicher Straf gentzlich enthalten, auch nichts furnehmenn, Schreiben oder thun, so unser christlichen wahren Religion und dem reinen Wort Gottes zu Unehren Schimpf oder auch den Predigern und Lehrern zu Schmach, vercleinerung, Schaden oder sonst zu uneinigkeit und zwietracht gereichen und gelangen möchte." Ferner heißt es in den Statuten, „auch ordenen und wollen wir, daß sich alle Studenten und Glider der Universität in den Kleidungen und eusserlichen Wandel messig, eingetzogen und züchtig halten unndt hirinnen alle ungestalt und misstand sunderlich die Ploderhosen unnd gar kurtze Cleider meidenn, wie sich denn Irem Stande nach gebüret." Erkennt man aus solchen Bestimmungen „Mangel an religiöser und sittlicher Grundlage" und unnöthiges „pozeiliches Gepräge"; ja ist überhaupt aus jener Zeit ein Aktenstück denkbar, wo nicht in nachdrücklichster Weise auf Gottesfurcht und Zucht hingewiesen war! „Sodann, fährt Schwanz fort, diese strenge Hinweisung nicht bloß der sämmtlichen Professoren und Studenten, sondern auch aller übrigen Glieder der Universität, also der Pedelle, Buchdrucker ꝛc. auf die drei symbolischen Bücher, wovon 1548 noch keine Spur."

Wollte also der Ref. die Leser seines Buches, darunter den Fürsten, dem es gewidmet war, glauben machen, daß der Geist, unter dem das Pädagogium 1548 gegründet war, ein minder an den damaligen symbolischen Büchern, d. i. die Augsburgische Confession und Schmalkald. Artikel hangender gewesen als der, welcher 1558 die Statuten der Universität auf diese Bücher gründete! Soll etwa angenommen werden, die Hervorhebung jener Symbole sey mehr ein Product der zeitkirchlichen Strömungen, aber weniger im Geiste Johann Friedrichs — des Märtyrers für sie — gewesen! Man muß dies beinahe für die Meinung des Verf. halten, der ja in seiner Festrede von einer „Rechtgläubigkeit" der Jenenser Theologen der Zeit redete, von welcher „der erste Gründer" nichts gewußt. Offenbar soll der Nachdruck auf die symbolischen Bücher von dem gefeierten Haupte Joh. Friedrich des Aelteren auf das seines unglücklichen Sohnes gewälzt werden, dessen Irrthümer und Eigenthümlichkeit es verzeihlich finden lassen, wenn man an seinen Statuten mäkelt. In denselben Tagen, wo dem treuen Churfürsten ein Denkmal errichtet ward, eine solche Vorstellung geltend machen zu sehen, ist etwas sehr wunderliches, ja trauriges. Für dieselben symbolischen Bücher hat der fromme Isaschar, wie Luther ihn nannte, Leben und Macht aufs Spiel gesetzt. Er, der seinen Gesandten am Regensburger Reichstage 1541 aufgegeben, „nicht nur bei der Meinung, sondern bei den Worten der Augsburgischen Confession zu bleiben", er, der als Gefangener 1547 aussprach: „Er wolle bei der Lehre und Bekenntniß, die er zu Augsburg nebst seinem Vater und andern Fürsten übergeben, beständig verharren und lieber die Chur, Land und Leute, auch den Hals dazu hergeben, als von Gottes Wort sich abreißen lassen", er, der, als er das Interim annehmen sollte, schrieb: „So müßte

ich die Augsburgische Confession und was ich bisher von dem Evangelio Jesu Christi gehalten und geglaubt, in vielen trefflichen Artikeln, darin die Seligkeit gelegen, wider mein eigen Gewissen bedächtiglich und vorsätzlich verdammen und verleugnen." Er, der lieber Melanchthon missen und die Wittenberger Universität eingehen lassen, als dem Bekenntniß Abbruch thun wollte, hat die Jenaische Universität nur im Geiste dieser Confession, die in ihm gleichsam verkörpert war, begründen können und wollen. In aller seiner Noth läßt er sein Auge davon nicht ab, nachdem er Wittenberg verloren, „Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehren auch unsern Landen und Leuten zu einem Trost und Besten und insonderlich, daß rechtschaffene Kirchen- und Schuldiener zu Erhaltung göttlicher reiner Lehre auferzogen werden." Daher auch Melanchthon unter den Bedenken, die er gegen die Errichtung einer neuen Schule hat, 1547 den 10. Juli schreibt: „Daß die Hern würden derhalben newe vervolgung haben, were sie in der lehre, wie sie jetzund in unsern Kirchen bekannt ist, eintrechtig und bestendig." Wenn also 1548 in der Stiftungsurkunde von einer Verpflichtung auf die Augsb. Confession nicht in der Weise die Rede ist wie 1558, so lag dies nicht etwa in einer anderen Gesinnung, die der ältere Joh. Friedrich von diesen Bekenntnissen hatte, sondern darin, daß jenes eine Schule, dieses eine freie Universität war. Noch bis zu unsern Tagen haben Gymnasien andere Pflichten und Statuten als Universitäten, namentlich solche, die mit so ausgeprägten Gedanken gegründet waren, wie bei Jena der Fall war.

Man hätte es für unnöthig erachten sollen, solcherlei dem Geschichtschreiber der Jenaischen Universität entgegen zu halten, aber was soll man zu dem versteckten Spott sagen, mit dem in den Statuten notirt wird, daß sie nicht bloß Professoren und Studenten, sondern auch alle übrigen Glieder der Universität, also Pedelle, Buchdrucker ꝛc., auf die symbolischen Bücher verpflichtet haben. Gewiß haben sie das und im tiefsten Verständniß christlicher Lehre und Freiheit. Das evangelische Bekenntniß ist ja nicht die Sache einzelner Fürsten und Gelehrten. Wie Christus nicht für die „gut situirte Minderheit" gestorben ist, so hat Luther nicht für die Professoren der Theologie seinen Kampf begonnen. Was die symbolischen Bücher zur Seligkeit des Menschen enthalten, ging den Pedell grade so viel an, als den Rector magnificus. Noch heute scheidet das Bedürfniß, im Blute Christi selig zu werden, den Kirchenrath nicht von dem Einheizer der Hörsäle; nicht für eine theologische Wissenschaft, sondern für ein christliches Leben sind die Bekenntnisse abgefaßt; alle haben daran gleichen Theil, die Lehrer und die Hörer. Aber auch abgesehen davon; dem christlichen Geiste, in welchem die Reformation lebendig ward, war die Universität ein gegliederter Organismus, ein Staat der Lehre, mit verschiedenem Beruf, aber ruhend in einem Geist. In diesem organischen Leben und Wesen ruhete die Kraft der alten Zeit. Es zeigt von der Schwäche der Unsern, daß sie für dasselbe nicht einmal mehr eigentliches Verständniß wahrt. Wenn man eine Anstalt im Geiste der evangelischen Bekenntnisse gründete, so gab es davon keine Ausnahmsprivilegien, denn die Personen waren nur des Institutes wegen vorhanden, nicht umgekehrt, und dies Bekenntniß nicht abhängig vom Berufe, den die einzelnen Glieder der Universität, ob Jurist oder Pedell, verfolgten. Einen solchen Organismus sollte die gesammte Christenheit bilden, in ihr Staaten, Corporationen, Behörden, Gemeinden. Nur die Selbstgerechtigkeit mit ihrer falschen Freiheit schreibt sich die Privilegien der Ausnahme zu und überläßt wohl heute dem Pedell die „kirchliche" Verpflichtung, während man selber in erhaben wissenschaftlicher Aristokratie seine eigene Meinung dem Evangelio von der Sünde und Erlösung vorzieht. Es gibt ein eigenthümliches Schauspiel, wenn man den Geh. Kirchenrath Schwarz weiter peroriren sieht: „Ein Wesenbeck konnte sich durch jene Hinweisung wohl beschwert finden (auf die symbolischen Bücher) und man war bald genöthigt, in Beziehung auf ihn wenigstens thatsächlich eine Ausnahme zu machen." Matthäus Wesenbeck war Professor der Rechte in Jena. Er hatte sich bei seinem Antritt durch jene Hinweisung nicht beschwert gefunden. Er war ein gläubiger Anhänger lutherischer Lehre geworden, ein frommer Mann, der fünfmal des Tages betete. In den Händeln, in welche er gerathen war, hatte er sich ausdrücklich zur Augsburgischen Confession bekannt. Nur von der Unterschrift des sogenannten Confutationsbuches wollte er abstehen, „weil er sich in theologische Händel nicht mischen wollte. Er habe das Buch weder zu billigen, noch zu mißbilligen." Wenn der Herzog nun, um den tüchtigen Mann nicht zu verlieren, nachgab und nicht zwang, die Confutation zu unterschreiben, was hat dies mit der Hinweisung der Statuten auf die Augsburgische Confession zu thun? Grade weil er zur Augsb. Conf. sich bekannte, glaubte Wesenbeck von der Unterschrift jenes enthoben zu seyn. Bei Schwarz, wo von der Confutation gar nicht die Rede ist, muß der Leser glauben, daß man bei Wesenbeck in Beziehung auf dies Bekenntniß eine Ausnahme gemacht habe und daß er sich durch Unterschrift dieser beschwert gefühlt habe, was ein Grundirrthum ist. Und doch mußte Schwarz den Unterschied zwischen dem ephemeren Confutationsbuch und dem Canon der Evangel. Kirche wohl kennen, wenn er auch hauptsächlich nur in dem Bann, der über verschiedene neu aufgekommene Lehren ausgesprochen war, bestand. Solche Irrthümer sind aber in einer Zeit, wo man durch die Feier des Jubiläums wieder auf die eigentliche Grundlage der Jenaer Universität auf-

merksam geworden ist, in einer Festschrift doppelt auffallend. Denn wären schon damals bei bedeutenden Männern von dem Bekenntniß zum Statut Ausnahmen gemacht worden, um wie viel mehr sind solche zu entschuldigen in einer so entwickelten Zeit wie die unsere, wo die theologische Wissenschaft auch ohne Bekenntnißschrift meint stehen zu können. Ebenso — wir fürchten beinahe absichtlich — verwirrend ist, was Schwarz nachher über die Antrittsrede Stigels bemerkt. Da sie tief christlich und lutherisch ist, so wird ihre Wirkung durch das schreckliche Wort abgeschwächt: „Ein Flacius würde schwerlich seine Worte ohne Weiteres unterschrieben haben." Da sie die Philosophie nur im Bunde mit der Theologie lehrte, so tröstet Schwarz doch die Gegenwart durch den Humanismus, der in ihr weht. „Klassische Bildung machte auch hier die Grundlage für das ganze wissenschaftliche Leben und Studium aus." Wenn nun der Leser dies in dem Sinne unserer Zeit nähme, müßte man allerdings erstaunen über die liberale Natur der alten Universität, die doch auf die symbolischen Bücher verpflichtet war. Eine auf lutherischem Bekenntniß gebaute Hochschule hatte doch keine andere Grundlage als klassische Bildung. Dieser Widerspruch, der freilich viele moderne Herzen entzücken kann, nach dem Ideal der klassischen Bildung, das sie verfolgen, hat aber niemals stattgehabt. Allerdings waren die klassischen Sprachen die Organe der Zeit; man sprach und dichtete in ihnen; Einer und Alle, Stigel und Melanchthon und Flacius. Sie enthielten die Formen, in die alle Gedanken gegossen waren. Denn sie waren die verjüngte Weltsprache aller Denker und Lehrer. Aber sie waren eben nur die Sprachen der Zeit. Man studirte ihre klassischen Werke nur, damit sie Zeugen der Welt würden, in denen Vorwelt und Nachwelt sich verstanden; das Herz waren sie nicht. Der Grund, auf dem das Leben ruhte, war nicht in ihnen. Trost, Freude, Seligkeit lebte nur im Bekenntniß Jesu Christi, wie der Dichter singt:

„Nascimur nos omnes hoc nomine vivimus omnes,
Per nos ut fiat gloria nota dei." P.

Nachrichten.

Fürstenthum Lippe.

Achtundzwanzigster Bericht. (Fortsetzung.)

Man sieht, das Consistorium folgt hier bei Empfehlung des Badischen K. seiner alten Antipathie gegen den Heidelberger. Es war von jeher sein Lieblingsgedanken, den Symbolen nur noch „historische" Bedeutung zu geben und so sollen auch jetzt die Prediger „eine Belehrung über den Inhalt derselben" geben, als Bekenntnißschriften der Lippischen Landeskirche, soll heißen, als Schriften, zu denen sich die Lippische Kirche vor Zeiten einmal bekannt hat. Und so reformirt ist das reformirte Consistorium des Leitfadens nicht, daß es seine Confession durch den unirten Badenser für gefährdet erachten sollte, zumal durch denselben die Absorbirung des fatalen Lutherthums nach natürlichen Gesetzen mit der Zeit nothwendig erfolgen würde. Vor allem aber hat es nun sein Urtheil über den kirchenordnungsmäßigen Confessionskatechismus seiner eignen Reformirten Landeskirche unverholen und offiziell dahin ausgesprochen, daß er Lehrbestimmungen des 16ten Jahrhunderts enthalte, welche ein adäquater Ausdruck der Bibellehre nicht seyen, was doch wohl auf deutsch heißt, welche mit der Lehre der Bibel nicht übereinstimmen, also schriftwidrig sind: ein Urtheil, wobei man nur das Eine nicht begreift, wie dieses Consistorium und dieser Katechismus in Wahrheit mit einander bestehen können.

In diesem Stadium der Begutachtung blieb die Sache wiederum fast ein Jahr und diese Frist werden vor allen die früher für den Heidelberger K. im Kampfe gestandenen reformirten Prediger benutzt haben, für diesen gegen den Badischen einzutreten, für welchen sie, wie für die Union überhaupt wohl eben keine Sympathie hegen. Es liegt uns wenigstens von einem der bedeutendsten unter ihnen eine briefliche Aeußerung aus noch nicht langer Vergangenheit vor, worin er sagt, er habe sich jetzt genauer nach dem Lehrbegriff beider Kirchen umgethan und gefunden, daß der lutherische nicht allein unrichtiger als der reformirte, sondern auch gradezu unrichtig sey. Das wird für ihn also jede Union, außer einer solchen, worin die Lutherische Kirche ihre Lehre gradezu aufgäbe und sich calvinisiren ließe, unmöglich machen. Ein anderes Mitglied jener Partei hat diesen Sommer auf einer reformirten Conferenz zu Elberfeld erklärt, im Lippischen wisse man nichts von Union und weder sie, die Reformirten, noch auch die lutherischen Brüder wollten etwas davon wissen. Dagegen scheint der Standpunkt des Ministers von Oheimb allerdings ein unionistischer zu seyn, da man doch annehmen darf, daß das Consistorium wohl nicht ohne ein Einverständniß mit ihm den Badischen Unionskatechismus vorgeschlagen hat.

Als nun aber zu Anfang dieses Jahres (1857) durch das Kabinet ein neuer Regierungs- und Consistorialpräsident in der Person des Herrn de la Croix berufen wurde, scheint dieser seine Stimme für den Heidelberger in die Wagschale gelegt und die Entscheidung zu Gunsten dieses herbeigeführt zu haben. Seine frühere Stellung am Consistorium zu Coblenz läßt freilich auch in ihm einen Unirten vermuthen; allein kundgewordene Aeußerungen von ihm, wovon nachher, zeugen doch von einem strengen confessionellen reformirten Standpunkte. Wie dem aber auch sey, unter dem 22. Juni d. J. erhielt das Consistorium einen jetzt veröffentlichten landesherrlichen Erlaß, worin ihm die höchste Entschließung dahin kundgethan wird: als geeigneter Landeskatechismus könne der vom Consistorium empfohlene Badische nicht anerkannt werden, da dieser Unionskatechismus die besondern Lehren der Reformirten Kirche nicht enthalte, im Lande keine Union bestehe und zu ihrer Anbahnung keine genügende Voraussetzungen gegeben seyen. Da das Consistorium nun auch anderweit keinen Landeskatechismus habe beschaffen können, so müsse auf den symbolischen Katechismus der Ref. Kirche im Lande, den Heidelberger, auch als Lehrbuch in Kirche und Schule zurückgegangen werden. In Detmold und Lemgo sey in Betracht der aus lutherisch und reformirt gemischten Bevölkerung für die Elementar- und Mittelschulen und Gymnasien der Badische Katechismus im allgemeinen ein geeignetes Lehrbuch, indeß sey derselbe einer Revision unterzogen, sein Lehrinhalt unverändert gelassen, er dagegen mit Rücksicht auf den ganz überwiegend reformir-

ten Character des Landes in möglichste äußere Conformität mit dem Heidelberger gebracht worden. Der Leitfaden sey also bis spätestens Ostern 1859 im ganzen Lande außer Gebrauch zu setzen. Als Landeskatechismus für Kirche und Schule habe wiederum gemäß der Kirchenordnung der Heidelberger zu gelten, auch bis spätestens von Ostern 1859 an im Schullehrerseminar, welches seinen reformirten confessionellen Charakter um der wenigen von den lutherischen Gemeinden geforderten Lehrer willen nicht aufgeben könne.

Unsere seit Jahren in diesen Blättern erstatteten Berichte weisen zur Genüge nach, wie wir unsern reformirten Brüdern in ihrem Kampfe gegen den Leitfaden und für den Heidelberger Katechismus als ihr kirchenordnungsmäßiges Recht redlich beigestanden haben; aber wir müssen doch hier, wo es unsere Aufgabe ist, den Stand der kirchlichen Dinge im Lande zu schildern, gestehen, daß der gegenwärtige Zustand der reformirten Kirche im Lippischen höchst trostlos ist. So enthält u. a. der eben besprochene Kabinetserlaß, worin der Heidelberger K. formell seinen entscheidenden Sieg über den Leitfaden feiert, folgende bedenkliche Stelle: „Theils haben wir aus den Uns vorgelegten Gutachten ersehen, daß eine bedeutende Anzahl der Prediger sich für den Badischen K. ausgesprochen und eine ebenfalls bedeutende Anzahl Bedenken gegen die Einführung des Heidelberger K. zu erkennen gegeben hat." Was bleibt nun zwischen diesen beiden bedeutenden Anzahlen übrig? Nur eine sehr kleine Zahl Prediger für das symbolische Buch ihrer Kirche! Dazu das Consistorium in seinen geistlichen Mitglieder dasselbe öffentlich und offiziell schriftwidriger Lehren zeihend und ihm nur historische Bedeutung beilegend! Soweit ist diese höchste kirchliche Behörde unsers Wissens nach nie gegangen; denn obwohl wir uns erinnern, während des früheren kirchlichen Kampfes um den Heidelberger K. eine Stimme aus dem damaligen Consistorium gehört zu haben, welche ihn nicht anders als „das Verketzerungs- und Verdammungsbuch" nannte, so war dies, obgleich immer ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, doch nur eine persönliche privatim verlautende Aeußerung. Mittlerweile hat sich nun auch im ganzen Lande eine große Agitation erhoben; hauptsächlich sind die Schulvorstände und theilweise auch die Gemeinden in Bewegung und die sehr zahlreiche Consistorialpartei scheint von allen Seiten Eingaben für den Leitfaden an diese kirchliche Behörde gerichtet zu haben, denn diese hat, wie aus einem jetzt ebenfalls veröffentlichtem Erlaß des Kabinets vom 15. September d. J. ersichtlich, unter dem 10. desselben Monats die sämmtlichen betreffenden Verhandlungen nebst Bericht an das Kabinet mit der Bitte eingesandt, alles zur persönlichen Kenntniß Sr. Durchlaucht des Fürsten zu bringen, vermuthlich in der Voraussetzung, daß dieser für seine Person mit den Maßregeln des Ministers noch nicht so ganz einverstanden sey und sich vielleicht durch irgend persönliche Einflüsse bewegen lassen möchte, den Todesstreich von dem hartbedrängten Leitfaden in Gnaden abzuwehren. Aber, wie wir weiter aus jenem Kabinetserlaß erfahren, Se. Durchlaucht hat sich nicht bewogen gefunden, von der nach reiflichster Erwägung unterm 22. Juni c. gegebenen Entscheidung abzugehn und das Consistorium wird auf höchstem Befehl angewiesen, die jetzt eingegangenen, sowie die etwa noch eingehenden Anträge auf Beibehaltung des Leitfadens unter Hinweisung auf jene landesherrliche Entscheidung zurückzuweisen.

Das wohl nicht ganz unerwartete Fehlschlagen dieses letzten Versuchs der Kirchenbehörde auf geschäftlichem Wege scheint nun das Signal für die ganze Consistorialpartei gewesen zu seyn, persönlich mit Deputationen und Petitionen für den Leitfaden unmittelbar bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten einzukommen. Denn wir entnehmen einem der s. g. „Lippischen Briefe", welche neuerdings, wie vielleicht manchem unserer Leser bekannt, in langer Reihe in der Cöln'schen Zeitung die Verwaltung des Herrn v. Oheimb im ganzen, insbesondere aber seine persönliche kirchliche Richtung, sein Vorgehen und seine Tendenzen auf kirchlichem Gebiete einer erbitterten Kritik unterziehen, folgende Stelle (Brief XI. 30. Sept.): „Am 22. September begab sich eine Deputation angesehener bäuerlicher Grundbesitzer aus Detmold, Lage und Oerlinghausen angeführt von dem sehr geachteten Meier Schönlau aus Remmighausen mit einer Bittschrift ins fürstliche Palais, worin sie erstens protestiren gegen die Beseitigung der Lehr- und Gesangbücher, (es heißt nämlich, auch das jetzige reformirte Gesangbuch solle beseitigt werden), die ihrem Unterricht zum Segen zu Grunde gelegt wären und ein theures Vermächtniß der Männer seyen, die mit Ausnahme weniger streitsüchtiger Zeloten das Land noch im Grabe hochschätze und ehre. Zweitens bitten sie um baldige Wiederbesetzung der nun schon 2 Jahre erledigten Generalsuperintendentur, weil nur durch einen gemäßigten, über den Parteien stehenden, theologisch gebildeten Mann die Zerwürfnisse verhütet und beseitigt werden könnten, die unter dem jetzigen Regimente immer mehr überhand nähmen." Letzteres ist in der That eine höchst naive Einmischung angesehener „bäuerlicher Grundbesitzer", vulgo Bauern, in die landesherrlichen Prärogative, und wer nur irgend orts- und personenkundig ist, wird wissen, was es heißt, „von Detmold über Lage nach Oerlinghausen" und ohne große Anstrengung zwischen den Zeilen lesen, welchen Mann die Petenten so frei sind, Sr. Durchlaucht zum Generalsuperintendenten zu designiren. Beide Bitten, fährt der Brief fort, seyen billig, der Fürst habe auch freundlich Untersuchung verheißen, aber schon am folgenden Tage habe ein Bescheid aus dem Kabinet, dessen gereizter Ton das Mißbehagen des Herrn v. Oheimb verrathen, die Bitte wegen der Generalsuperintendentur als „Rathschläge Unberufener" zurückgewiesen und auch die wegen des Leitfadens herbe abgeschlagen, der doch sowohl in Betreff des Inhalts wie der Auswahl und Gruppirung des Materials ein ganz vortreffliches, seinem Autor alle Ehre machendes literarisches Erzeugniß sey, an dessen Hand es 50 Jahre gelungen wäre, ein kräftiges, gottesfürchtiges, seinem Landesherrn getreues (?) Geschlecht zu erziehen, bis es einigen beschränkten Eiferern, die selbst nichts schaffen, sondern Vorhandenes nur bemängeln könnten, eingefallen sey, sich für unfähig zu erklären, nach demselben zu unterrichten." Eine Woche später (schreibt Brief XII, 15. October) hat dieselbe Deputation abermals Audienz erbeten, ist aber kurz beschieden, sie solle sich um Dinge bekümmern, die sie näher angingen, — als wenn Familienvätern etwas näher am Herzen liegen könnte, als die Art und Weise, wie ihren Kindern der Religionsunterricht ertheilt wird (so sprachen die Herren vor Zeiten nicht, als Hunderte von christlichen Familienvätern erklärten, ihre Kinder nicht mehr nach dem Leitfaden unterrichten zu können). Heute hat sich abermals eine Deputation nach Detmold verfügt, um den Fürsten zu bitten, ihnen zu erlauben, nach eigner Façon selig zu werden."

Die Lutherische Kirche im Lande ist recht eigentlich das Würmlein Jacob, die Nachthütte im Kürbisgarten, ein Weinberg, dessen Zaun zerrissen und dessen Inneres schmählich verwüstet und verstöret ist. Seit Menschengedenken in ihrem Hauptbestandtheile auf die ma-

gerste Kost des dürrsten Rationalismus reducirt, durch reformirte Bestandtheile aus dem rings sie umgebenden reformirten Lande immer mehr zersetzt, ihres Katechismus, überhaupt ihres Bekenntnisses beraubt und baar, kannte sie sich selbst fast nicht mehr, als unerwartet durch die einfache Predigt des Evangeliums eine zeitlang ein belebender Hauch sie umwehte und theilweise aus dem Schlafe weckte, bis das Jahr 1848 auch diesen schwachen Lebensfunken wieder auszulöschen drohte. Ihrem äußern Bestande drohte die größte Gefahr unter der Verwaltung des Dr. Fischer (1854), der ihr, alten feierlich verbrieften Rechten zuwider, ihre Selbstständigkeit, namentlich ihr eigenes geistliches Ministerium zu Lemgo nahm und sie unter das reformirte Landesconsistorium stellte, eine Willkür, die dadurch nicht gemildert, sondern verschlimmert, weil verhüllt wurde, daß er den lutherischen Prediger zu Detmold als Consistorialrath in dasselbe zog und dadurch ebenso willkürlich und planlos aus der obersten Kirchenbehörde ein Gemisch machte, was weder reformirt, noch lutherisch, noch unirt ist: ein wahres Abbild des confusen alten Mannes selbst.

Aber der schlimmste Feind lauerte in ihrem eigenen Innern. Da die Mariengemeinde unter dem vielbesprochenen Kulemann, von 1848, auf das Minimum von Existenz hinabgesunken war und gleichzeitig ihre Kirche einer bedeutenden Reparatur bedurfte, so glaubte der bekenntnißlose und darum nivellirende und confundirende kirchliche Liberalismus seine Zeit gekommen und betrieb alles Ernstes die Verschmelzung beider Gemeinden zu St. Marien und St. Nicolai in Eine. Die Aussicht war lockend: keine Reparaturkosten auf St. Marien, die große Kirche statt des sonntäglichen Dreschens von leerem Stroh gleich zu einem Stroh- oder Holzmagazin benutzt oder zu einer romantischen Ruine stehen gelassen und das Joch zweimaliger Predigt beiden Predigern zugleich glücklich abgenommen. Und warum auch noch zwei Lutherische Gemeinden? ja, warum überhaupt noch Lutherische Gemeinden? Werden sie doch mehr und mehr von reformirten Elementen durchsetzt! Und wenn dann die fatale Neue Evangelische Gemeinde auch endlich gebührend beseitigt und damit auch der störende Eikhof zerstört war, dann bedurfte es nur noch des Schlußsteins, des Wortes **Union**, und das Lutherthum, dieser Anachronismus aus dem 16. Jahrhundert, war für immer abgethan und das ganze Land von dem Leitfaden, dem Meisterstück der Katechismusliteratur in Frieden und Einigkeit umschlungen. Ging dann einer der beiden Lutherischen Prediger ab, so erhielt der Ueberlebende ein durch beide Gehälter anständig erhöhtes Einkommen und den reformirten Prediger auf St. Johann zum Collegen, und starb er, einen reformirten Amtsbruder zum Nachfolger und die Sache war in Ordnung. Das sind schwere Zeiten gewesen! Es hat an Warnungen und Ermahnungen geeigneten Orts nicht gefehlt; es ist dringend hingewiesen auf das verachtete und zertretene St. Marien, auf dem aber des Herrn Segen ruhe, daß es nochmal ausschlage und blühend werde und Frucht bringe. Der Herr wird aber auch das verborgene Flehen um sein zerstörtes Zion gehört haben. Denn der Zerstörer ist vertrieben und seine Stätte kennet ihn nicht mehr; sie ist wieder gereinigt zur Wohnung einem treuen Hirten, der die Gemeinde auf die grüne Weide von Gottes Wort führt. Der Saal im Pfarrhause, der durch die brünstige Liebe christlicher Herzen dem Herrn zu Dienst für Bibelstunden ꝛc. erbaut, aber durch den unsaubern Geist zu einem Ziegenstalle herabgewürdigt war, ist wieder geweihet und seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben, und schon jetzt zeigt ein Blick auf beide Gemeinden, ihre Gottesdienste, ihre Glaubens- und Liebeswerke, ihre Stellung zur Katechismus- und Gesangbuchssache, wo Leben und Zukunft ist und wie bald jene Vorhersagungen in Erfüllung gegangen sind.

Hat der Herr nun so Großes an Einem Gliede unserer theuern Lutherischen Kirche im Lande gethan, so dürfen wir auch vertrauen, daß er sich eines andern annehmen wird, welches jetzt noch mit Noth und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, — der Gemeinde **Eikhof**. Wir wollen es hier öffentlich aussprechen, daß wir das Verfahren unsers Landesregiments gegen diese Gemeinde für durchaus unbillig und ungerechtfertigt halten, und wir tragen kein Bedenken, das Sachverhältniß dem Urtheile des evangelischen Deutschlands vorzulegen, ob sich vielleicht eine gewichtige Stimme für das schon so lange in Geduld und Gehorsam harrende Häuflein Lutherischer Christen mit seinem schwer bedrängten treuen Hirten erheben möchten.

Die Gemeinde Eikhof war von Anfang an (1849) ein Theil der Neuen Evangelischen Gemeinde, aber die Entfernung von Lemgo, wo sich Kirche und Pfarre befanden, war zu groß, als daß die Erwachsenen dahin zum Gottesdienste und die Kinder zum Religions- und Confirmandenunterrichte kommen konnten. Sie wurde deshalb schon bald als eine Filialgemeinde abgezweigt, baute sich ein eigenes Gotteshaus, errichtete sich eine Schule, erwählte sich ein eigenes Presbyterium und besoldete einen eigenen ordinirten Hülfsprediger, der bei dem Colonus, auf dessen Grunde die Kirche gebaut ist, der Eikhof genannt, Wohnung, Tisch, überhaupt freie Sation durch die Gemeinde hatte. Es war dies zuerst der jetzt an der Lutherischen Gemeinde zu Elberfeld stehende Pastor **Lichtenstein**, dann der noch jetzt fungirende Pastor **Priester**. So bestand sie neun Jahre lang unter den drückendsten und entmuthigendsten Verhältnissen; sie mußte u. a. zum Neubau einer Reformirten Kirche viele hundert Thaler an Kirchensteuer beitragen, die Stolgebühren fortwährend an ihre frühern reformirten Parochialgeistlichen entrichten und unter der Fischerschen Verwaltung (deren größten Thaten Eine es doch war, die Lutheraner von ihrem „Helotenverhältnisse" zu befreien und sie den Reformirten gleichzustellen) den Muth behalten, gegenüber einer Forderung von 34,000 Thalern Fundationscapital als erste Bedingung ihrer Anerkennung fröhlich in Hoffnung zu bleiben. Als darauf der Minister **von Oheimb** nach Entfernung des Kulemann die St. Mariengemeinde mit einem gläubigen Prediger und treuen Hirten in der Person des Pastors **Vorberg** von Lippspringe wieder besetzt hatte, glaubte er die Neue Evang. Gemeinde in Lemgo aufheben zu können und that dies zu Anfang dieses Jahres 1858 in der Weise, daß er den östlichen, näher an Lemgo liegenden Theil derselben zur Einpfarrung an St. Marien, den westlichen, entfernteren (und das ist eben der Eikhof) an St. Nicolai in Lemgo verwies. Während nun diese Verschmelzung zu St. Marien im besten Gange ist und hauptsächlich zu dem erwähnten Erblühen dieser Gemeinde beiträgt, ist eine Vereinigung des Eikhofes mit der Nicolaigemeinde eine physische wie sittliche Unmöglichkeit: eine physische aus den schon nachgewiesenen localen Gründen, eine sittliche, weil der Eikhof und St. Nicolai nie geistige Gemeinschaft mit einander gehabt haben und auch nach dem geistlichen Standpunkte beider Theile schwerlich sobald haben werden, und weil bei der äußerst schwierigen Stellung des Pfarrers zu St. Nicolai dessen Kräfte bei dem redlichsten Bemühen doch kaum für seine Stadtgemeinde ausreichen. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1858. Mittwoch den 29. December. № 104.

Dr. Christian David Klopsch,

Direktor des evangelischen Gymnasiums zu Gr. Glogau,

geb. den 8. December 1784, † den 13. Februar 1858.

Am 16. Februar d. J. geleiteten die Lehrer und Schüler des evangelischen Gymnasiums und die gesammte evangelische Geistlichkeit der Stadt Glogau einen Mann zu Grabe, der nicht nur durch das, was er während einer 45jährigen Amtsthätigkeit als Schulmann gewirkt, sich ein unvergängliches Denkmal in den Herzen seiner Schüler gesetzt und den gerechtesten Anspruch auf ein dankbares Andenken unter seinen Mitbürgern erworben hat, — sondern dessen Gedächtniß auch in der Evangelischen Kirche Schlesiens in Ehren gehalten zu werden verdient, weil er in der Zeit des Winterschlafs, in welchem die Evang. Kirche in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts begraben lag, durch Gottes Gnade ein treuer und muthiger Zeuge des Evangeliums gewesen ist, der unbeirrt durch Verkennung und Verfolgung, die er reichlich zu erfahren hatte, nicht nur in der von ihm geleiteten Schule, sondern auch in weitern Kreisen das Licht des Evangeliums leuchten ließ und seinem Herrn Jesu Seelen zu gewinnen suchte. In dem diesjährigen Osterprogramm des Glogauer Gymnasiums spricht sich der Amtsnachfolger des seligen Klopsch mit dankbarer und ehrender Anerkennung über das aus, was die Schule ihm verdankt, indem er zuerst in den „Rückblicken auf die Geschichte des Gymnasiums", die hauptsächlich durch seine Thätigkeit bewirkte Umwandlung des mit der Friedenskirche zum Schifflein Christi verbunden gewesenen „evang.-lutherischen Seminariums" zu einem vollständigen Gymnasium darstellt und dann in einem besondern Nekrologe in den Schulnachrichten unter Anderm von ihm sagt: „Wie sein ganzes Leben, so gehörte auch seine ganze Kraft unsrer Schule. Seine zahlreichen Schüler wissen die ihnen durch ihn gewordne Anregung nicht dankbar genug anzuerkennen. Er war ein Lehrer in dem vollsten Sinne des Wortes: und nicht schlagender ließe sich das erweisen, als durch die Thatsache, daß sich kaum Einer unter seinen ehemaligen Schülern finden möchte, der nicht einen lebendigen Eindruck von seiner Persönlichkeit empfangen und bewahrt hätte. Als Director hat er für seine Anstalt geleistet, was nur ein Director zu thun im Stande ist; nicht blos in äußerlichen Dingen, obschon er auch hier ein seltnes Talent der Verwaltung und Organisation an den Tag gelegt und eine äußere Ordnung geschaffen und erhalten hat, welche den Nachfolger immer mit dem tiefsten Danke erfüllt hat. Denn er führte sein Amt als im Dienste des Herrn"; und zum Schluß: „Selig ist er im Glauben an seinen Herrn entschlafen; wir aber dürfen ein Leben glücklich preisen, dem es gegeben war, also seine Aufgabe zu vollenden." — Ein genügendes Bild seiner Wirksamkeit in der Schule vermöchte freilich nur einer seiner Schüler zu zeichnen und eine vollständige Darstellung seines äußerlich zwar einfachen, aber innerlich reichen und bewegten Lebens könnte nur von einem seiner ältern Freunde gegeben werden. Nur weil keiner derselben bis jetzt dies zu thun sich veranlaßt gefunden hat, wagt es der Schreiber dieser Zeilen, der den theuren Greis erst in seinen letzten Lebensjahren kennen gelernt hat, in dieser Zeitschrift, deren Mitarbeiter der Selige ja auch gewesen ist*), eine kurze Skizze seines Lebensganges zu veröffentlichen.

Der Vater des Seligen wohnte in Glogau und war ein gottesfürchtiger, im Glauben seiner Väter feststehender Mann, der sich aber in seinem Beruf als Kaufmann nicht glücklich fühlte und manche Sonderbarkeiten und Schroffheiten gehabt haben soll, unter denen seine Gattin mitunter nicht wenig gelitten haben mag; doch ist in dem festen, eisernen Willen, mit welchem unser Kl. das einmal für recht erkannte durchzuführen gewohnt war, wohl ein Erbtheil des väterlichen Sinnes anzuerkennen. Die Mutter war eine sanfte, zartfühlende, in Gellertscher Weise fromme und bei Allen, die sie kannten, wegen ihrer ächten Herzensgüte und Bereitwilligkeit zu helfen hochgeachtete und geliebte Frau. Sie starb 1807, während der Vater bis 1821 lebte, also den Sohn noch als Rector Gymn. sah; er brachte die letzten Lebensjahre im Hause desselben zu. K. hatte also in seiner Jugend das Glück unter den Einflüssen einer ernsten christlichen Erziehung heranzuwachsen. Er soll ein heftiges und eigensinniges Kind, aber der besondere Liebling des Vaters gewesen seyn, der, da der Knabe früh einen aufgeweckten Geist zeigte, einmal scherzend äußerte: „der Junge wird noch Bischof werden." Zu

*) Wir erinnern nur an seine Aufsätze: „Die Religion der sogenannten Gebildeten, ein Gemisch von Heidenthum, Muhamedanismus und Afterphilosophie" (1827), — über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, — über die Aarauer Stunden der Andacht (1829), — über Burks Spiegel edler Pfarrfrauen (1842), — der evang. Prediger und der Vergnügungsort (1845), — über Val. Herbergers Geist und Schriften.

Ostern 1802 bezog K. die Universität Halle, wo er bis Ostern 1806 Theologie und Philologie studirte. In jener war Knapp, in dieser F. A. Wolf sein hauptsächlichster Lehrer. Während seiner Studienzeit war er zugleich als Lehrer an der Mädchenschule des Waisenhauses thätig. Was Knapp in dem ehrenvollen Zeugniß, welches er ihm über seine dortige Wirksamkeit ausstellt, dem noch so jungen Lehrer schon damals nachrühmt: „gründliche Kenntnisse, einen überaus seltnen Fleiß, musterhafte Methode und eine wahrhaft väterliche Behandlung der Kinder", — darin ist er während seines langen pädagogischen Wirkens sich nicht nur gleich geblieben, sondern fortwährend gewachsen und hat damit seinen innern Beruf zum Schulamte fortdauernd bewährt. Nur ein Jahr war er Hauslehrer gewesen, als ihn zu Johannis 1807 das evang. Kirchencollegium seiner Vaterstadt als Prorektor an das dortige Seminarium berief, nachdem der bisherige Prorektor Mich. Morgenbesser aus Breslau zum Rektor ernannt worden war. Im Dec. 1808 rückte er in das Conrectorat und im Prorectorat folgte ihm 1809 der jetzt noch als Superintendent und Pastor prim. in Glogau lebende Dr. L. Köhler aus Bielawe. Wie diese drei jungen Männer mit rastlosem Eifer und unermüdeter Thätigkeit bemüht waren, die obern Klassen der ihrer Leitung anvertrauten Anstalt von dem Standpunkte einer bloßen Bürgerschule oder lateinischen Mittelschule zu dem einer selbstständigen „gelehrten Schule" emporzuheben, und wie glücklich sie sich trotz der bedeutenden Arbeitslast, die sie zu tragen hatten (24—36 wöchentliche Lehrstunden kamen auf jeden von ihnen) und trotz der mancherlei entgegenstehenden Schwierigkeiten in dieser Wirksamkeit fühlten, darüber theilen die vorhin erwähnten „Rückblicke auf die Geschichte des Gymnasiums" Näheres mit. Kl. schreibt von dieser Zeit: „Wir waren vielleicht zu glücklich durch unser Amt und unsre Freundschaft, als daß damit Andrer und unser Heil hätte bestehen können." Morgenbesser ging im September 1811 nach Breslau, um das Rektorat der Schule zum h. Geist zu übernehmen und Köhler wurde im Februar 1812 zum dritten Pastor an der Evang. Kirche zu Glogau berufen. Zu Michaelis 1811, also im 27. Lebensjahre, trat Klopsch das Rektorat des „evang. lutherischen Seminariums" an. Die „Rückblicke" weisen nach, wie die Umwandlung dieser Anstalt in ein vollständiges Gymnasium unleugbar die Frucht seines Wirkens war und wie, wenngleich die Unterstützung, welche er bei den vorgesetzten Behörden fand, dankbar anzuerkennen bleibt, doch sämmtliche Maßnahmen zur Erweiterung und festern Begründung derselben durch seine Vorschläge hervorgerufen wurden und nur durch die Umsicht und Energie, welche er den verschiedenartigsten Schwierigkeiten gegenüber bewies, zur Ausführung gelangen konnten. „Wenn schon die Leitung einer Schule ein großes Maß aufopfernder Hingebung verlangt, so erfordert die Begründung ein doppeltes und das um so mehr, wenn jeder Fußbreit Bodens erst errungen werden muß; Kl. hat während seiner Amtsführung diese Hingebung an die Schule im reichlichsten Maße bewährt, hat aber auch das große Glück gehabt, in ihrem Gedeihen einen sichtbaren Lohn seines Strebens vor Augen zu sehen." Wir müssen es uns versagen, die Geschichte der Anstalt weiter zu verfolgen, deren Frequenz 1829 auf 296 Schüler stieg, und wollen nur noch erwähnen, das dieselbe vom 1. Novbr. 1820 ein eignes Gebäude bezog und daß Kl. in dem Programm von 1824 melden konnte, daß die Schule nunmehr nach manchen Umwandlungen auf einen festen Stand gebracht worden und daß fortan nur Wachsamkeit und Fleiß auf die Erhaltung des errichteten Gebäudes zu verwenden seyn würde, um billigen Anforderungen zu entsprechen. Bezeichnend ist, daß er am Schlusse dieses seines Berichtes hinzufügt: „Wir wollen es uns nicht verhehlen, daß es leichter ist, zu einem gewissen Ziele zu gelangen, als sich auf ihm zu erhalten, daß eine Schulanstalt sich nur dann vor dem Sinken bewahren kann, wenn ihre Pfleger und Lehrer fern von dem Wahne bleiben, daß sie es schon ergriffen hätten, — daß auch geringe Abweichungen von bewährten Grundsätzen und Ordnungen leicht zu gefährlichen Uebeln werden, daß endlich nur innige Ltebe zu Gott und zur Jugend und Begeisterung für die Wissenschaft vor den Gefahren eines gewohnten Treibens schützen kann."

Kl. verheirathete sich im Jahre 1809 mit Henriette Hetzel, aus Halle. Aus dieser Ehe entsprangen 5 Söhne und 3 Töchter. Von den Söhnen steht der älteste seit längerer Zeit im geistlichen Amte (jetzt als Superintendent zu Naugard in Pommern), 2 haben sich dem ärztlichen Berufe gewidmet, einer ist Baumeister, einer Oeconom. Seine 3 Töchter verheiratheten sich sämmtlich an Geistliche; nur eine derselben hat ihn überlebt, ebenso wie seine treue Gattin. — In den ersten 15—20 Jahren seiner Lehrerwirtsamkeit nahm die Umgestaltung seiner Schule alle seine Thätigkeit und Kraft in Anspruch, und auch später widmete er stets seine beste Kraft und Zeit der Schule. Was er in einer Schulrede von 1819 „was ein Amt sey und wie man desselben warten müsse" mit großer Entschiedenheit ausspricht, daß das von Gott uns gegebene Amt unsre ganze Kraft verlange und alle unsre Gedanken ausfüllen müsse, das hat er durch sein Leben bewährt. Wenn schon die äußere Verwaltung und Leitung der Schule von ihm mit fester Hand und mit musterhafter Sorgfalt und Pünktlichkeit geführt wurde, so entfaltete sich sein reichbegabter und feingebildeter Geist doch erst im Innern der Schule, im Unterrichte, namentlich in der Prima. Mit der größesten Gewissenhaftigkeit bereitete er sich auf den Unterricht vor; immer wieder hebt er in seinen Schulreden die Wichtigkeit des Studiums der alten Classiker für die formale und sittliche Bildung des jugendlichen Geistes hervor und ermahnt seine Schüler, die Beschäftigung mit denselben ihr ganzes Leben hindurch fortdauern zu lassen. In seiner geistvollen und oft humoristischen Art, die alten Dichter und Redner zu erklären, ihre Aussprüche den Schülern für ihr eignes Leben fruchtbar zu machen und durch die Belenchtung der Sitten und Zustände der Vergangenheit überhaupt der Gegenwart, einen Spiegel vorzuhalten und in den jugendlichen Seelen eine edle Begeisterung für das Große und Schöne zu er-

wecken, dürfte er von wenigen Schulmännern übertroffen worden seyn. Dies Alles aber stand bei ihm erst in zweiter Linie. Das Erste und Wichtigste war ihm die religiöse Ausbildung und Erziehung seiner Schüler und das vornehmste Mittel dazu der Religionsunterricht, den er daher in den meisten Klassen seines Gymnasiums selbst ertheilte. Die ihm anvertraute christliche Jugend ihrem Heilande und Erlöser zuzuführen, das lag ihm vor Allem am Herzen; sie durch eine möglichst genaue Bekanntschaft mit dem Worte Gottes zu einer lebendigen Aneignung desselben fähig zu machen und im Bekenntniß ihrer Kirche sie gründlich zu unterweisen, das war seine Hauptsorge, darauf wandte er seine angelegentlichsten Bemühungen. Für den Unterricht in Prima arbeitete er sich ungemein fleißige Hefte über Kirchengeschichte, Glaubens- und Sittenlehre aus, welche vielleicht nur etwas zu viel Stoff für Schüler enthalten. Heut zu Tage, wo die vortrefflichen Lehrbücher von Kurtz und Andern existiren, hat es der christliche Schulmann bequemer; diese bieten ihm das nöthige Material in angemessener Kürze und wünschenswerther Klarheit. Kl. fand zu seiner Zeit nichts dergleichen vor und mußte seinen Unterricht durchaus auf eigne Studien und Arbeiten gründen. Daher hat seine 1842 veröffentlichte Schrift „Gymnasium und Kirche oder der Religionsunterricht auf Gymnasien nach dem Bedürfniß der Evang. Kirche" als das Resultat dreißigjähriger Erfahrungen einen so großen Werth. Einen ganz besonders lebhaften und wohlthuenden Eindruck von der Schärfe und Gewandheit seines Geistes, wie von dem Ernst, mit welchem er die Grundwahrheiten des Christenthums seinen Schülern verständlich und eindringlich zu machen suchte, empfängt man durch die Lesung seiner zahlreichen Schulreden, die größtentheils noch im Concept vorhanden sind. Außer den Abiturienten-Entlassungsreden am Schlusse fast jeden Semesters, den Reden zum Geburtstage des Königs und zur Vorbereitung auf die Feier des h. Abendmahls (welche letztern er abwechselnd mit seinen Collegen hielt) lagen ihm als Director jährlich drei gestiftete öffentliche Reden ob: eine (von einem Dr. Claß gestiftet) „zur Veredlung der Sitten" am 6. März, eine (die Zeltschische) am 20. Novbr. und eine (die Maysche) am 2. Mai, welche letztere immer über den Spruch Offenb. 14, 13: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben ꝛc." gehalten werden muß. Nachdem er die letztere 40mal gehalten, bekennt er, er wisse nun aus eigner Erfahrung, daß Luther Recht habe, wenn er die Sprüche der h. Schrift mit Bäumen vergleiche, von denen, so oft man daran klopfe, immer wieder goldne Aepfel herunterfielen; denn dieser Spruch habe ihm, so oft er auch schon über denselben geredet, noch niemals seinen Dienst versagt; und in der That gehören seine letzten Reden über denselben grade zu seinen frischesten und gedankenreichsten. — Wenn für andere Schulmänner solche immer wiederkehrende Schulreden leicht zu einer Last und Qual werden, so gaben sie Kl. Gelegenheit, eine Gabe zu entfalten, die er in ungewöhnlichem Maße besaß. Zum Kanzelredner fehlte ihm leider die Kraft der Stimme; aber sonst kann man, wenn man seine Schulreden liest, nicht umhin, es zu bedauern, daß diese Fülle der Gedanken und Empfindungen nur von einem so kleinen Kreise von Zuhörern ausgeschüttet worden ist. Kl. war ein geborner Redner und wir meinen, daß eine Auswahl seiner Schulreden, wenn sie jetzt noch gedruckt würde, nicht nur jedem christlichen Schulmanne eine willkommene Gabe seyn, sondern auch von jedem Freunde christlicher Jugendbildung mit lebhaftem Interesse und zu eigner großer Erbauung gelesen werden dürfte. Aus dem Bändchen Schulreden, welches er 1817 drucken ließ, ist seine Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung nicht zu beurtheilen. Da entbehrte sein christlicher Standpunkt noch der Reife und Durchbildung, die er in späteren Jahren gewann, und an der Stelle klarer Gedankenentwickelung begegnet man da noch oft einer Ueberschwenglichkeit des Gefühls und einer Emphase des Ausdrucks, welche später immer mehr verschwinden. Je tiefere Blicke er durch Erfahrung und Schriftstudium in das Innere des menschlichen Herzens that, je klarer ihm die Herrlichkeit des Erlösers aufging, desto bestimmter stellte er sich in den Dienst des Einen Herrn und desto eifriger strebte er auch in seinen Reden, seine Schüler auf das Eine, was Noth ist, hinzuführen. Seine mannigfaltigen Studien und seine lebhafte Phantasie gaben ihm dazu immer neue Mittel an die Hand und man muß in der That eben so sehr über den Reichthum an treffenden praktischen Gedanken, an wohlgewählten und überraschenden Bildern und Vergleichungen, durch die er diese Gedanken veranschaulicht, an geistreichen und witzigen Wendungen, wie über die Schönheit des Periodenbau's, die Gewandtheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks erstaunen, die sich in diesen Schulreden findet. Das Schönste darin ist aber die Wärme eines für das Seelenheil seiner Schüler väterlich besorgten Lehrerherzens, welche Alles durchdringt, immer wieder mit unnachahmlicher Stärke hervorbricht und ihren Weg zum Herzen der Schüler sucht. So sagt er einmal in einer seiner Entlassungsreden: „Ist man ein junger Lehrer, noch brausend in Liebe zur Jugend und erst kürzlich unter sie gestellt, so thut's sehr weh, wenn man liebe Schüler, die man mit Sorgfalt gepflegt und heraufgezogen hat, wieder Abschied nehmen sieht. Hat man aber erst 25 oder 30mal Jünglinge entlassen, so sollte man glauben, das Gemüth könne dadurch nicht mehr so sehr gebeugt und verwundet werden. Dem ist aber doch nicht ganz so, wie man wähnt. Der junge Lehrer trauert beim Scheiden seiner Schüler, weil er von ihnen verlassen wird, der alte, weil er sie verlassen hingehn sieht, weil er tiefer in sie und in die Zeit schaut, weil er ahndet, wozu diese verführen und jene sich verirren können, weil er sie deshalb gern noch länger begleiten möchte! Sechs bis acht Jahre hindurch tagtäglich mit jugendlichen Seelen umgegangen seyn, ihre Entwicklung beobachtet und durch Belehrung und Ermahnung geleitet haben und dann mit einem Male auf dem letzten Punkte des Weges mit ihnen stehn und das letzte Wort und dann keines mehr zu ihnen reden sollen, — das kann dem Manne nicht gleichgültig seyn, der ihnen selbst eine Waffe in die Hand gegeben hat, mit der sie sich auf der Lebensreise vertheidigen und Bahn brechen, aber auch ver-

wunden und tödten können. Ein solcher Mann steht vor Ihnen; ein Mann, der mit seinen Gefährten Ihnen eine Speise bereitet hat, die Sie nähren, Ihnen aber auch zum Gifte werden, der Ihnen einen Trank gereicht hat, der Sie stärken, aber auch trunken machen, der Ihnen ein Licht angezündet hat, was Sie erleuchten, aber auch blenden, der Sie unter einen Baum geführt hat, welcher Sie vor dem Ungewitter schützen, aber auch dem Blitze zum Leiter dienen kann, der Sie vernichtet. Es sind die Wissenschaften, von denen ich rede und deren Studium für den Jüngling ebenso gefahrbringend, als belebend und heilvoll ist." — Nachdem er hierauf in längerer Rede die Gefahren des Studiums der Wissenschaften für den Jüngling auseinandergesetzt und die Abgehenden vor denselben gewarnt hat, schließt er: „Nur der ist sicher, der sich mißtraut und Gott vertraut. Bedenken Sie wohl, welche Wünsche, welche Gebete, welche Thränen Sie auf Ihrem Wege begleiten. Von dem Gewichte, welches Sie auf meine letzte Ermahnung legen, von der Sorgfalt und Treue, womit Sie ihr folgen, hängt auch der Grad Ihrer Geistesbildung, Ihrer Tüchtigkeit für den erwählten Beruf, hängt Ihr irdisches Wohlergehen, hängt auch die Gewißheit Ihrer Hoffnungen für die Ewigkeit ab. Lassen Sie mich nicht, weder in diesem, noch in dem zukünftigen Leben als Zeugen wider Sie auftreten, der laut verkündige, daß er Ihnen nichts verhalten habe von dem, was zu Ihrem Frieden dient. Das wolle Gott verhüten, dem ich Sie jetzt von ganzem Herzen befehle."

Mit großer Frische malt er in einer Abiturienten-Entlassungsrede vom J. 1818 die Freuden des Lehrerberufs und des Verkehrs mit der Jugend, deren Fehler er damals allerdings noch etwas optimistisch beurtheilte, — mit derselben Frische aber noch 1850 die Freuden des Studiums der Wissenschaften. Einmal (1826) erörtert er den Abgehenden den Begriff des innern Lebens und dessen Werth, ein andermal (1828) legt er ihnen die wichtige Frage an das Herz, ob das Leben ein Traum sey? — „Einige Fragen an diese Jünglinge, als die eine weite Reise antreten (1829), — daß Sie Ihr Lebenlang nicht aufhören sollen, Schüler zu bleiben, — von dem schönen Worte reif und den Gefahren der Selbstzufriedenheit, in die es den studirenden Jüngling bringt, — von dreierlei Furcht, die einem studirenden Jünglinge heilsam ist (die Furcht vor bösen Buben, die Furcht vor dem eignen Herzen und die Furcht Gottes), — von dem Unterschiede des ächten und unächten Patriotismus, — von dem wahren Verdienst, — es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde": diese und ähnliche Themata behandelt er in seinen Entlassungsreden mit ebenso viel Geist und Geschmack, als Lebendigkeit und Wärme. Zu künftigen Theologen redet er von der gemeinen, aber irrigen, und von der seltenen, aber rechten Art, Theologie zu studiren (wie er denn überall den Beruf des Geistlichen als den höchsten und wichtigsten darstellt); zweien, welche Jura studiren wollen, zeigt er in einer trefflichen historischen Auseinandersetzung, wie auch der Jurist im Dienste der Kirche stehe und zur Ausbreitung des Evangeliums Jesu Christi mitzuwirken habe, indem die mosaische Gesetzgebung doch die Grundlage alles christlichen Rechtes und die Umbildung des seit Constantin auf den Boden der Kirche verpflanzten heidnischen Rechtes nach den Grundsätzen des Christenthums die höchste Aufgabe der Jurisprudenz sey, wobei er ihnen zugleich aus der Schlesischen Kirchengeschichte Beispiele christlicher Juristen, welche sich um die Kirche wohl verdient gemacht haben, anführt. Bei der Entlassung dreier tüchtiger Mediciner empfiehlt er ihnen drei wohlriechende Salben für künftige junge Aerzte und nennt als solche drei Worte der Schrift: 1. Warum schläfst du? Stehe auf! Rufe deinen Gott an! 2. Was wird mir dafür? (Antwort: Nicht Dank oder Anerkennung von Menschen ist der Lohn, nach dem Sie trachten sollen, sondern das Wort des Weltenrichters: „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht!") 3. Was ist das für ein Grabmal, das ich sehe? (mit Bezug auf drei Glogauische Aerzte, welche als Wohlthäter des dortigen Gymnasiums von diesem mit dankbarer Erinnerung geehrt werden). — Einmal erklärt er den Abiturienten die Sprüche, welche er ihnen auf ihre Stammbuchblätter geschrieben, — kurz, diese Abschiedsreden sind so voll individueller Beziehungen und allgemein interessanter Wahrheiten, ihre Themata sind mit so viel pädagogischer Umsicht gewählt und mit so ergreifendem Ernste durchgeführt, daß man glauben sollte, denjenigen, an welche sie zunächst gerichtet worden, müßten sie eine werthvolle und unvergeßliche Mitgabe fürs ganze Leben gewesen seyn und sich ihnen unauslöschlich eingeprägt haben. Und dennoch klagt der treue Schulmann schon 1837, daß er an vielen der entlassenen Jünglinge die betrübende Erfahrung gemacht, daß die ihnen zum Abschiede mitgegebenen Warnungen und Ermahnungen völlig erfolglos gewesen und daß er deshalb schon geschwankt habe, ob er die Entlassungen künftig nur mit einigen kalten Worten vollziehe oder auch ferner in ausführlicher lebendiger Rede den Jünglingen sagen solle, was er beim Abschiede für sie auf dem Herzen habe. Er spricht dann zur Rechtfertigung dafür, daß er auch ferner das Letztere thun werde, sehr schön über den Satz, daß kein ausgesprochenes Wort leer zurückkomme, daß jede gehörte Mahnung und Warnung aus Gottes Wort dem Hörenden entweder zum Segen oder zum Fluch werden müsse und daß er (der Redner) schon um seines Gewissens und seiner Verantwortung willen sie nicht ungemahnt und ungewarnt in die Welt hinausgehen lassen dürfe.

Ebenso schön und mannigfaltig wie diese Abschiedsreden sind aber auch seine übrigen Schulreden. So spricht er in den Mahlschen Reden (welche, wie oben erwähnt, immer über Offenb. 14, 13 gehalten werden mußten): „über das Leben in dem Herrn, — was es heißt, in Christo sterben, — Ist unsre Heimath droben oder hier? — Von dem Begriff und Wesen des ewigen Friedens, — der Mensch hat eine unsterbliche Seele zu retten, — über die Kunst, dem Tode ins Auge zu sehen, — Ist es gut, daß die Jugend an Tod und Grab

erinnert werde!? Die Schule im Lichte der Ewigkeit — die Hoffnung des christlichen Schulmannes — über die verschiedenen Bedeutungen des Wortes selig im gewöhnlichen Leben und im Leben des Christen — die zeitliche Arbeit und die ewige Ruhe — nicht bloß Thaten, sondern auch Leiden gehören zu den Werken, die den verstorbenen Frommen nachfolgen — über den Unterschied zwischen der Todesverachtung der alten Griechen (die eigentlich eine Verachtung des Lebens und seiner Uebel war) und der Todesfreudigkeit der ersten Christen (welche um ihres Herrn willen auch die Uebel des Lebens gern ertrugen)" und dgl. m. Diese Themata führen nun zum Theil tief in das Innere des christlichen Glaubens hinein und werden mit reicher Schriftkenntniß behandelt. Auch in den andern, „zur Veredlung der Sitten" gestifteten Schulreden wählt Kl. sehr oft speciell biblische Themata, z. B. „Lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unsres Glaubens! Selig sind, die geistlich arm sind! Den Armen wird das Evangelium gepredigt! Ihr seyd das Salz der Erde! Habt Salz bei euch! Alle Seelen sind mein (Ezech. 18, 4)! Das Leben ein Kampf (nach 1 Cor. 16, 13)", — Alles mit den mannigfachsten Beziehungen auf das Leben der Schüler durchgeführt. Andere Themata sind specieller pädagogisch, z. B.: „Die Schule und der Bienenkorb — über die Kunst, sich selbst zu sehen, — über die unter der Jugend herrschende Unwahrhaftigkeit und Augendienerei — — der Blick des Schülers — von der ächten Höflichkeit — was sollen die Schüler dem Schüler werden? — welche Vortheile und Nachtheile die Verbindung so vieler Schüler untereinander hat" u. s. w. In diesen Reden liegt ein Schatz pädagogischer Erfahrungen, den er vor seinen Schülern zu deren Belehrung und Warnung ausbreitet. Selbst wenn er über so viel besprochene Themata, wie die Wichtigkeit der Erfindung der Buchdruckerkunst (zu deren 400jähriger Jubelfeier) handelt, führt er die allbekannten Gedanken in eigenthümlicher, besonders dem Schüler eindringlicher Weise und mit neuen, interessanten Wendungen aus. Von einer edlen, warmen Begeisterung für seine Kirche getragen sind seine Reformations-Jubelreden am 1. November 1817 (Abends in der Kirche gehalten) und am 26. Juni 1830, so wie die bei der Schulfeier des Jubiläums der Lutherischen Bibelübersetzung (1834) und die bei der Einweihung des neuen Schulgebäudes am 1. November 1820 „über die Verbindung der Kirche mit der Schule" gehalten. Man sieht, er versäumte keine Gelegenheit, das Band zwischen Kirche und Schule zu stärken und seinen Schülern die Schätze der Kirche, der sie angehörten, und ihre Pflichten gegen dieselbe zum Bewußtseyn zu bringen. Andere Male ist er bemüht, durch eine eingehende Schilderung der Drangsale, welche Glogau im 30jährigen Kriege erduldet*), und durch eine Vergleichung der heutigen Zeit mit der damaligen den Local-Patriotismus der Schüler anzuregen und sie zugleich zur dankbaren Würdigung der Verdienste, welche sich das Preußische Königshaus auch um Glogau erworben, zu veranlassen. Wir können uns nicht enthalten, hier auch noch der Rede zu gedenken, welche er am 6. März 1841 zur 100jährigen Jubelfeier der Besitzergreifung Schlesiens über das Thema hielt: „Was es heißt: ein Preuße seyn?" — „König Friedrich I.", sagt er im Eingange derselben, „hat den Namen Preußen aus dem Grabe hervorgerufen, in welches ihn vor 400 Jahren die eisernen Hände der Deutschen Ritter versenkt hatten, und mit ihm den alten guten Klang der Tapferkeit, des Heldenmuthes und der Kriegsgewandtheit. Friedrich II. ließ ihn über unsere Wälle führen und seitdem ist er unsre Stütze, unsre Waffe, unsre Zier. In unsrer großen und gerechten Freude darüber wollen wir aber ja nicht vergessen, daß es leichter ist, von diesem Namen getragen werden, als ihn tragen; daß nur zwei Lippen und ein Athemzug nöthig sind, um zu rühmen: „Ich bin ein Preuße!" ein starker Arm aber, ein muthig Herz und ein lichter Geist, um es mit der That zu beweisen. Diese Jünglinge sind Schlesier und Deutsche durch die Geburt, sollen gute Preußen aber erst werden durch die Erziehung, indem sie sich nach dem Sinne des Königlichen Hauses bilden, das durch Gottes Gnade über uns herrscht." Den Kern der Rede aber bilden die Worte: „Unbestechlich seyn für fremdes Gold und fremde Ehrenstellen, mittrinken aus jedem Kelch, den Gott dem Könige reicht, gleichviel ob er süß oder bitter ist, fest bei ihm stehen, gleichviel ob's Orden oder Wunden gibt, still bei Seite gehn, wenn man einmal verkannt oder vergessen wird, und doch die alte Liebe bewahren, sich selbst verleugnen, Ruhm und Lohn sich aus dem Sinne schlagen, sich kränken, demüthigen, mißhandeln lassen, um nur den angewiesenen Posten zu behaupten und auf ihm zu retten, was noch zu retten ist, — diese köstlichen Tropfen im Blute aller wahren Christen, sie sind auch im weißen Felde des Wappens aller wahren Preußen zu sehen."

---

*) wie er denn seine spärlich zugemessenen Mußestunden hauptsächlich durch Studien über die Specialgeschichte Glogau's und seiner Umgegend ausfüllte, als deren Frucht die Biographieen der Prediger Joachim Specht, Valentin Preibisch, Valerius Herberger, die Geschichte der evang. lutherischen Gemeinde zu Gr. Glogau (1817), und das Werk seiner letzten Lebensjahre: „die Geschichte des Geschlechtes von Schönaich-Carolath" (in vier Heften 1847—56 erschienen) anzusehen sind.

Wer sollte es glauben, daß ein so frommer und gewissenhafter, geistvoller und gelehrter, von warmer Liebe zu seinen Schülern, zu seiner Schule, zu den Wissenschaften und zum Vaterlande erfüllter Schulmann nicht jederzeit sich der Liebe seiner Schüler, der Achtung und Dankbarkeit der Aeltern derselben und der Anerkennung seiner vorgesetzten Behörden in vollstem Maaße erfreut haben sollte? daß er für seine Bemühungen Verkennung, Undank, Mißgunst, Verläumdung und Schmach geerntet haben sollte? — Und doch war es so eine lange Zeit seines Lebens hindurch; doch wurden ihm die Worte der eben angeführten patriotischen Rede vom „sich kränken und demüthigen lassen" durch seine eignen schmerzlichen Erfahrungen in den Mund gelegt. Kl. trat als ein entschiedener Bekenner des Evangeliums zu einer Zeit auf, wo dies Bekenntniß nicht nur von der großen Masse der sog. Gebildeten als Obscurantismus und unbegreifliche Beschränktheit mit Achselzucken betrachtet, sondern selbst von den kirchlichen und Unterrichts-Behörden, wenigstens in Schlesien, als engherziger Pietismus gebrandmarkt wurde. Sein Bestreben, die Schüler eines evangelischen Gymnasiums vor Allem zu lebendigen Christen zu erziehen, zog ihm die entschiedene Ungunst des Provinzial-Schulcollegiums zu, welche so weit ging, daß man ihm die Ertheilung des Religionsunterricht in den untern Klassen verwehren wollte, daß man allen Verläumdungen, welche über ihn nach Breslau berichtet wurden, Glauben schenkte und daß er sich sogar von einem (später versetzten) Collegen Jahre lang unglaubliche Dinge gefallen lassen mußte, bis er sich beschwerend an das Ministerium wandte und dieses eine Untersuchung anordnete, durch welche er glänzend gerechtfertigt wurde. Kam er bisweilen mit christlichen Freunden zusammen, um sich durch Gebet und Lesung der h. Schrift zu erbauen, so waren dies gefährliche Conventikel; daß er bemüht war, die Traktate des Berliner Hauptvereins für christliche Erbauungsschriften in und um Glogau zu verbreiten, daß er durch eine im November 1831 (als er vom Grabe einer nach kurzer glücklicher Ehe gestorbenen Tochter kam) an die evangelische Geistlichkeit Glogau's gerichtete Aufforderung der Gründer des dortigen Missionsvereins geworden war und dessen Geschäfte als Secretair mit großem Eifer führte, daß er mit Herrnhutern verkehrte, — das Alles waren Dinge, welche ihn in den Augen der damaligen Behörden, so wie des Publikums zu einem engherzigen Pietisten stempelten und das ungünstigste Vorurtheil gegen alle seine Maßregeln auch als Schulmann zu rechtfertigen schienen. Dazu kam, daß Klopsch allerdings keine weiche, geschmeidige Natur, sondern ein Mann von festem und eisernem Willen war, der, so weit seine Macht reichte, das einmal für Recht Erkannte mit unbeugsamer Strenge durchführte und sich darin durch kein Geschrei irre machen ließ. Welch eine Tyrannei war es z. B., daß er seinen Schülern den Besuch aller öffentlichen Vergnügungsorte versagte! Er führt es einmal in einer Rede aus, wie nachtheilig der Jugend dieser Besuch sey und ging vielleicht darin zu weit, daß er auch dann keine Ausnahme von diesem Verbot machen wollte, wenn die Schüler von ihren Aeltern begleitet wurden. Dies und seine Strenge bei den Versetzungen waren die Hauptursachen, daß er es mit ansehen mußte, wie viele evangelische Aeltern ihre Kinder von seinem Gymnasium wegnahmen und dem katholischen Gymnasium zu Glogau übergaben, — so daß dies letztere (als ein trauriges Zeugniß der religiösen Indifferenz vieler Gebildeten unserer Kirche) bis heute noch eine Anzahl evangelischer Schüler aufzuweisen hat. Auch seine Neigung zur beißenden Satyre (die auch in seinen Aufsätzen in der Ev. K. Z., besonders in dem „der Prediger und der Vergnügungsort", so wie in dem über die Pfarrfrauen und über die Religion der sogenannten Gebildeten hervortritt, obwohl namentlich der letztere Aufsatz die Oberflächlichkeit, Verworrenheit und Unwissenheit des großen Haufens in religiösen Dingen durchaus getreu und ohne alle Uebertreibung zeichnet) mag ihm manche Feinde gemacht haben. Kl. wurde in seiner nächsten Umgebung vielfach verkannt, wenig verstanden. Wenn auch die Ungunst der Behörden begreiflicher Weise seit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs allmälig sich minderte und in Anerkennung überging, so hat doch seine Vaterstadt im Großen und Ganzen nicht gewußt, was sie an ihm hatte. War es zu verwundern, daß er nach diesen Erfahrungen in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit ein strengeres, abgeschlossseneres Wesen annahm, auch von dem Verkehr mit seinen Amtsgenossen sich vielleicht mehr als billig zurückzog, bei der wachsenden Unbändigkeit und Genußsucht der Jugend die Zügel der Disciplin nur um so straffer anzog, dem Fortschritts-Enthusiasmus des Liberalismus in Staat und Kirche gegenüber sich der bittern Sarkasmen nicht enthalten konnte und die neuerwachte Kirchlichkeit und Gläubigkeit zum Theil nicht ohne einiges Mißtrauen, daß sie bloße Modesache sey, zu betrachten vermochte? — Dennoch blieb er bis in seine letzten Lebensjahre für jeden, der sich ihm offen und unbefangen näherte, zugänglich, erwiderte jedes Vertrauen das ihm entgegengebracht wurde, mit großer Herzlichkeit — und wo er aufrichtige Liebe zum Herrn und Seinem Reiche fand, wo er sich in diesem Mittelpunkte seines Lebens verstanden sah, da konnte er über einzelne Meinungsverschiedenheiten leicht hinwegsehen und schloß gern die reichen Schätze seiner Glaubenserfahrung und seines Gemüthes auf. Ja grade in den letzten Lebensjahren, als er, durch die Abnahme seiner Körperkraft gemahnt, 1852 sein schweres Amt niedergelegt und, der Ruhe bedürftig, sich in die Einsamkeit einer ländlichen Wohnung zurückgezogen hatte, die jedoch der Stadt nahe genug lag, um dieselbe zu Fuß zu erreichen, liebte er vorzugsweise den Verkehr mit Kindern Gottes aus dem Volke und erquickte sich gern an christlichen Gesprächen mit einfältigen treuen Seelen, die keine andere Bildung aufzuweisen hatten, als diejenige, welche der lebendige Umgang mit dem Herrn und seinem Wort ge-

währt und die freilich die ächteste, wahrhaft menschliche Bildung ist.

Ueberhaupt war er nicht arm an Freuden nnd an Freunden. Wenn auch die leichtsinnigen Schüler ihn fürchteten, so konnten doch alle bessern ihm ihre Liebe nicht versagen. Eine große Anzahl von Briefen dankbarer Schüler beweist, wie dieselben auch nach ihrem Abgange von der Schule es sich zur Freude und Ehre rechneten, mit ihm in Verbindung zu bleiben, ihm von dem Fortgange ihrer Studien Nachricht zu geben und bei wichtigen Angelegenheiten ihn um seinen Rath und seine Fürbitte anzusprechen. Diese hat er gewiß treulich geübt und jenen ertheilte er gern in der eingehendsten Weise. Viele seiner Schüler haben es erst später ganz erkennen lernen, was sie ihm verdankten, und werden sein Andenken gewiß ihr Leben lang in Ehren halten. — Es ist bekannt, mit welcher Liebe in jener Zeit des herrschenden Nationalismus die einzeln stehenden treuen Bekenner des Herrn einander aufsuchten und die Keime des neu erwachenden Glaubenslebens überall, wo sie zu ihrer Kenntniß kamen, durch Gebet und brüderliche Gemeinschaft zu pflegen bemüht waren. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß Klopsch mit vielen derselben in der innigsten Beziehung stand; so mit Sam. Elsner in Berlin, Heubner in Wittenberg, dem ehrwürdigen Baron Kottwitz (von dem eine kleine Anzahl lieblicher Briefe an ihn vorhanden sind) und vielen andern. Solchen Männern empfahl er die zur Universität abgehenden Jünglinge, namentlich die künftigen Theologen, in welchen er schon einen Zug des Geistes zum Herrn bemerkt hatte, — und immer fanden sie dort die liebevollste Aufnahme und Pflege. — Bei seiner lebendigen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur erkannte er es als eine besondere Gnade des Herrn mit dem größesten Danke an, daß er in seinen letzten Lebensjahren jede schöne Stunde im Freien genießen konnte, wozu ihm seine Amtsarbeiten in frühern Jahren selten Zeit gelassen hatten. Bis zuletzt nahm er an allen bedeutenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie und Kirche den lebhaftesten Antheil; bis wenige Tage vor seinem Tode hat er sich Excerpte und Notizen aus neu erschienenen Büchern und Zeitschriften gemacht und dieselben mit treffenden Bemerkungen begleitet, sowie an dem letzten Heft seiner Geschichte des Geschlechts von Schönaich gearbeitet. Aber längst war er zum Abschied bereit, und als nach kurzem Krankenlager der Ruf seines Herrn in die ewige Heimath an ihn erging, da entschlief er still und freudig. Mit vollem Recht wurden von seinem Nachfolger gleich am Tage, als die Kunde seines Todes in die Stadt gelangte, in der Wochenschlußfeier des Gymnasiums die Worte auf ihn angewandt, über die er selber mehr als 40mal zu seinen Schülern geredet: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Nachrichten.

Fürstenthum Lippe.

Achtundzwanzigster Bericht. (Schluß.)

Man hat nun unter diesen Umständen Seitens des Kabinets als Ausweg den Gedanken aufgenommen, den Eikhof als Filial an St. Nikolai anzuhängen. Aber von einem Filialverhältnisse kann hier offenbar gar nicht die Rede seyn, da ein solches zwei durch Einen Pastor zu versorgende Gemeinden voraussetzt, während hier zwei Gemeinden und zwei Pastoren sind und Alles sich findet, was bei billigen Anforderungen zur selbstständigen Existenz beider erforderlich ist. Warum verweigert man nun diese dem Eikhofe? Ist etwa das Filialverhältniß einer Gemeinde etwas Wünschenswerthes? Ist es nicht vielmehr ein Nothstand, herrührend aus dem Mangel an Mitteln, die nöthigen geistlichen Kräfte zu schaffen, den jede gewissenhafte kirchliche Behörde beseitigen wird, sobald diese Mittel vorhanden sind? Ist es billig, den Pastor Priester zum Gehülfsprediger von St. Nicolai zu degradiren? Und ginge er fort, wozu er schon mehrfach Gelegenheit gehabt, und die Gemeinde löste sich als solche auf, wodurch natürlich auch alle die Mittel versiegten, die sie bisher als Gemeinde aufgebracht hat, woher dann einen andern Prediger und Seelsorger nehmen, wenn er auch nur Gehülfe von St. Nicolai seyn sollte? Und in dem vorliegenden Falle hätten wir eine Filia voll regen, jugendfrischen geistlichen Lebens, die 9 Jahre lang alle Kosten ihres Kirchen- Pfarr- und Schulsystems durch freiwillige Liebesgaben ohne alle fundirte Einnahme (wie es ja eigentlich überall seyn sollte) zusammengebracht hat, dabei verhältnißmäßig im ganzen Lande die größten Opfer für die Heiden- und Judenmission gibt, Kirchenzucht selbst unter sich eingeführt hat und geübt wissen will, sich auch neuerdings nochmal förmlich und amtlich viritim für die Lutherische Lehre ausgesprochen hat: — und eine Mater, die von alle dem beinah noch das Gegentheil, nach fast 40jährigem Schlafe anfängt zu erwachen und sich die Augen auszureiben. Warum, wir wiederholen es, versagt man der Gemeinde selbstständige Existenz und Anerkennung? Sie hat jetzt als Fundationscapital c. 8000 Thaler (außer Kirche und Schule) zusammengebracht; ihre geistige und kirchliche Lebensfähigkeit ist nach so vielen Opfern an Geld, Geduld und Treue auch für den Ungläubigsten wohl außer Zweifel gesetzt und ihr lutherischer Bekenntnißstand nach der letzten Befragung amtlich festgestellt, so daß ihr Austritt aus der Reformirten Kirche vor jedem gerechten und unparteiischen Forum als wohlbegründet und durchaus berechtigt anerkannt werden muß. Es nimmt daher im In- und Auslande, welches letztere sich weit und breit für die Gemeinde interessirt, sehr Wunder, daß sie noch immer nicht zu rechtlich anerkanntem Bestande gelangen kann.

Man war indessen bisher geneigt, den Grund aller Verzögerung in der Geschäftsüberhäufung des Kabinets, in der noch immer fehlenden Organisation des Consistoriums, kurz, bei der anerkannt gerechten und christlichen Gesinnung des Ministers in allem Andern mehr als in dem übeln Willen an betreffender Stelle zu suchen und begrüßte daher den neuernannten Regierungs- und Consistorialpräsidenten, Herrn de la Croix, um so freudiger, je mehr man auch ihn als einen christlichen, namentlich einen gerechten Mann zu kennen glaubte. Als nun

aber die Wortführer der Gemeinde Eikhof ihre Sache vor ihn brachten, mußten sie zu ihrem größten Befremden die Erklärung von ihm vernehmen: er sey reformirt und könne daher durch Anerkennung der lutherischen Gemeinde E. seine eigne, die Reformirte Landeskirche, nicht beeinträchtigen. Es ist ihm darauf erwidert worden: man glaube, Se. Durchlaucht dem Fürsten ständen seine lutherischen Unterthanen eben so nahe als die reformirten, und Höchstdesselben Consistorium, als oberste kirchliche Behörde, (confessionell gemischt) habe seine Sorge in gleichem Maße der einen wie der andern Confession zukommen zu lassen. — Als demnächst dem Prediger der Gemeinde Eikhof zu Ohren gekommen war, daß diese durch lügenhafte Insinuationen verläumdet, namentlich ihr Schuld gegeben werde, sie nehme Personen benachbarter reformirter Gemeinden, die sich dort (?) der Kirchenzucht (?) nicht fügen wollten, unter ihre Mitglieder auf, Lügen, deren Urheber nur zu wohl bekannt ist und die sicherlich weder ihm noch der von ihm verfochtenen Sache Segen bringen werden, wandte sich jener an den Chef des Consistoriums mit der bescheidenen Bitte um die Erlaubniß, sich persönlich wegen verunglimpfender Gerüchte über seine Gemeinde vor ihm rechtfertigen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm abgeschlagen, „weil das Petitum zu allgemein und unbestimmt gestellt sey, um darauf eingehen zu können“: — ein Bescheid, dessen Rechtlichkeit wir dahin gestellt seyn lassen, der aber in den betreffenden Kreisen allgemein Mißstimmung erregt hat.

Inzwischen mehrt sich diese Mißstimmung täglich in höchst bedauerlicher aber wohl sehr natürlicher Weise, da es verlautet, der Herr Consistorialpräsident motivire seine negative Stellung gegen die Gemeinde nun auch dadurch, daß er fürchte, dieselbe zwischen die reformirten Gemeinden hineinzuschieben, da sie sich dann wohl aufs Proselytenwesen legen und immer mehr Seelen aus jenen für die lutherische Lehre gewinnen werde. Ist, wie wir nicht zweifeln, diese Verlautbarung begründet, so werfen wir hier die Frage auf: Ist es dem persönlich reformirten Chef eines confessionell gemischten Consistoriums in einem Lande, wo der Lutherischen Kirche förmlich und feierlich gleiche Rechte mit der Reformirten eingeräumt sind, rechtlich gestattet, einer um des Bekenntnisses willen aus der Reformirten Kirche zur Lutherischen übergetretenen Gemeinde aus dem Grunde die Anerkennung und rechtliche Existenz zu versagen, weil er dadurch die Reformirte Kirche zu beeinträchtigen, namentlich ihr Mitglieder entzogen zu sehen befürchtet? Wir glauben uns zuversichtlich dem Urtheile jedes unparteiischen Kirchenrechtslehrers im Voraus unterwerfen zu können. Dem Herrn Consistorialpräsidenten aber hoffen wir versichern zu dürfen, daß die Gemeinde Eikhof vom Proselyten- oder Propagandamachen sehr entfernt ist, wenn er nicht etwa das so nennen will, daß ihre Mitglieder, wie alle erweckten Seelen hier zu Lande, sich gern und oft über Sachen des Glaubens und der Lehre mit Freund und Feind

besprechen und befragen, gewiß eine gute, christliche Weise, aus der, und aus nichts anderm, in dem vorigen Jahrzehnt auch die erste allgemeinere Bewegung für den Heidelberger Katechismus hervorging, wie ihm unsere Berichte in diesen Blättern aus den Jahren 1842, 1843 ꝛc. des weitern nachweisen werden. Aber auch ein sehr feines Gefühl für Recht und Unrecht haben diese Leute; es stammt noch aus den Drangsalen und Mißhandlungen jener Zeit her, wo jede Versammlung zu gemeinsamer Erbauung unter dem Geschrei „Conventikel“ durch Polizeidiener auseinander gejagt und mit schweren Geldstrafen gebüßt wurde, worüber eben jene Berichte interessante Beispiele enthalten; und es ist unter den jetzigen Zeitläuften für die leitenden Behörden im Lande nicht überflüssig, sorgfältig zu erwägen, ob es wohlgethan sey, sich die Herzen einer Anzahl lebendiger Christen und um des Herrn willen getreuer Unterthanen gleich von vorn an zu entfremden und ihnen den bittern Geschmack früherer Consistorialwillkür zu erneuern, unter der sie in der That schwer genug geseufzt haben. Die neuesten Ereignisse in unserm Lande sind gewiß ernster Art und der Barometer der Zeit überhaupt zeigt nicht auf gutes Wetter.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus der Priegnitz.

Immerhin wäre es wünschenswerth, wenn die namenlose Misère der Evangelischen Kirche, namentlich in der Mark Brandenburg, auch in Absicht auf die bauliche Seite der Gotteshäuser gehörig beleuchtet würde. Meine durch den Augenschein gewonnene Kenntniß in dieser Beziehung beschränkt sich, geographisch, nur auf einen kleinen Kreis der Umgegend, und ich will gern glauben, daß es anderwärts besser bestellt ist. Aber mag es seyn, daß es nur die Schuld einzelner Superintendenten ist, wenn die Beschaffenheit der Talare, welche manche Geistliche namentlich in den Filialen tragen, — wenn die Beschaffenheit der Gotteshäuser innerlich und äußerlich, — wenn die Beschaffenheit der Altäre und der auf denselben liegenden heiligen Bücher, Bibeln und Agenden an manchen Orten wahrhaft gräulich ist: so gibt es doch auch viele Uebelstände, welche allgemeiner sind und sehr wesentliche Verwaltungs-Mängel in den höheren Sphären kund geben. Von allem hier nur Eins. Was helfen die großen und freudig dargebrachten Opfer, unter denen eine schöne Orgel beschafft worden ist, wenn Seminare entweder gar keine Orgelspieler oder nur ganz arge Stümper liefern?

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz. Druck von Trowitzsch und Sohn.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109907359